





Evangelische

Kirchen-Zeitung

260 j
8

Evangelische

T-m-62

3^{me} ÉTAGE

Kirchen = Zeitung.

H e r a u s g e g e b e n

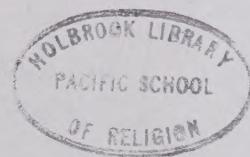
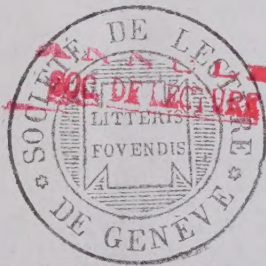
von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., d. letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Vierunddreißigster Band.

J a n u a r b i s J u n i 1 8 4 4.



Berlin,

bei Ludwig Dehmgke

79423

V. 34-35
1844

Produced by the
National Archives and Records Administration

1844

I n h a l t.

I. A u f s ä t z e.

	Seite		Seite
Vorwort.....	1. 9. 17. 25. 33. 41	Mittheilungen aus der Kirchenchronik einer Landgemeinde in Pom- mern.....	286. 289. 297. 305
Zu dem Vorwort der Ev. R. Z.....	337	Darlegung der kirchlichen Zustände zu N. in der Neumark.....	313
Über die richtige Stellung der Sühnterminen der Geistlichen in den Ehescheidungsprozessen.....	49	Volksblatt für Stadt und Land. Zur Belehrung und Unterhal- tung, redigirt von Fr. v. Tappelskirch, Past. zu Giebichenstein bei Halle a. d. S. Halle, bei R. Mühlmann.....	318
C. W. Klee, die Ehescheidungsfrage, 1844.....	444	Gedanken beim Lesen der Schrift: „Der Calvinismus Unionsvehikel und Kirchenkräfte“, von Prof. Dr. Guericke. (Von einem Mitgliede der Englisch-Bischöflichen Kirche).....	319. 321. 329
Die Verweigerung der Trauung geschiedener Personen von Seiten der evangelischen Geistlichen auf's Neue betrachtet....	505. 609. 497	Der gesellschaftliche Separatismus.....	345
Die Preussische Eherechts-Reform.....	641	Warnung und Bitte in Bezug auf herumreisende Profelyten aus dem Judenthum.....	351
Fünfter Artikel.....	713	Die neuesten Versuche auf dem Gebiete des philosophirenden Epos. Zweiter Artikel. Lenau.....	353. 361. 369. 383
Sechster Artikel.....	51	Die Französische Besitznahme Tahiti's.....	377
Zur Steuer der, wenn auch schmerzhaften Wahrheit.....	57	Verhandlungen der in Berlin am 5., 6. und 7. Juni 1844 gebal- tenen Pastoral-Conferenz.....	385. 393. 403
Zur Charakteristik der Schwedischen Kirche 65. 89. 97. 105. 117. 125 132. 142. 150. 153. 161. 169	125	Die Berliner Pastoral-Conferenz vom 5. bis 7. Juni d. J. 449. 457	481
Auch ein Wort über den Schwanenorden und dessen mögliche Bedeutung.....	81	Bericht über die zweite Jahresversammlung des Märkischen Pasto- ralvereins zu Neustadt-Eberswalde am 29. Mai 1844.....	596
Der Duisburger Katechismus über die Unterscheidungslehren der Evangelischen und Römisch-Katholischen Kirche.....	113	Die Leipziger Konferenz von Gliedern und Freunden der Evange- lisch-Lutherischen Kirche am 5. u. 6. September 1844.....	363
Die Hausbesuche der Geistlichen.....	119	Köthener Convent der „protestantischen Freunde am 29. Mai 1844 Die sogenannten protestantischen Freunde und die Evangelische Kirche Lichtfreunde.....	417
Kritische Übersicht der wichtigsten neueren Leistungen auf dem Ge- biete der exegetischen Literatur.....	121. 129. 137. 145	Herr Pastor Wislicenus in Halle.....	437
Dritter Artikel.....	625. 633. 644. 649. 657	„Das arme Köthen“.....	502
Der vierte Artikel.....	209. 217	Die Gustav-Adolphvereine und die Lichtfreunde in der Preussischen Provinz Sachsen.....	509
Die Plymouthbrüder, oder Darby und seine Anhänger im Kanton Waadt, ihr Verhältniß zu den Dissidentengemeinden und zur Na- tionalkirche. Von J. J. S. in L. 177. 185. 193. 201. 224. 229 233. 246. 252. 261	183	Erklärung.....	519
Berichtigung.....	198	Herr Pfarrer König zu Anderbeck in der Preussischen Provinz Sachsen.....	531
Bibelstunden. Auslegung der heiligen Schrift für's Volk. Erster Band: Das Evangelium St. Lucä. Erstes und zweites Heft. Von F. Besser, Past. zu Wulkow bei Ruppin. Halle, 1843.....	209. 217	„Die alte gefallene Stadt“.....	534
Die Gustav-Adolphvereine.....	225	Die „Ehrlichen“.....	555
Kniebeugung in Baiern.....	529. 537. 545. 553. 561. 569	„Der rechte Standpunkt“.....	567
Die Kniebeugungsfrage in Baiern und der darüber geführte Schrift- wechsel.....	817. 825	Erklärung in Bezug auf das eben erschienene zweite Heft des s. g. rechten Standpunktes des Herrn Past. König.....	671
Schreiben an den Herausgeber, die Kniebeugungsfrage betreffend	234	Die „Germanisch-christliche Kirche des Herrn Past. König zu Anderbeck.....	593. 605
Nachricht über eine neuzugründende protestantische Pfarrei im Kö- nigreich Baiern.....	732	Die Münzigen.....	652
Die evangelische Gemeinde zu Verlach.....	240	Seht euch vor vor den falschen Propheten.....	665
Die Geistlichen der Preussischen Landeskirche als Steuerernehmer	241. 249	Die Lichtfreunde im Siegesgefühl.....	695
Die Ordnung Gottes in der Familie.....	257	Einleitung des Hallischen Reformationsfestes.....	728
Über die Freimaurerei und die Schwedische Kirche.....	265	Abwehr.....	741
Bildungsstand der katholischen Geistlichkeit in Westpreußen.....	268	Pastor König.....	756
Pastoral-Conferenz zu Gnadau.....	308	Ein Bedenken.....	767
Zu dem Bericht über die Konferenz in Gnadau.....	585	Ein fastiger Geist.....	767
Die Gnadauer Theses über Liturgie.....	273. 281	Die Nemesis. Ein Schlußwort an König.....	775
Dies Buch gehört dem König. 2 Bde. Berlin, E. G. Schröder, 1843.....	273. 281	Ein Nachtrag.....	807

Erklärung	Seite 541
Erklärung aus Köthen gegen die bekannte Rede des Past. Wislicenus	572
Erklärung wider ic. Wislicenus und Genossen	577
Aus dem Briefe eines Predigers in der Preussischen Provinz Sachsen an G. in Halle vom 2. September 1844	598
„Wer da sieht, der sehe wohl zu, daß er nicht falle!“	606
Erklärung wider Herrn Wislicenus und Genossen	630
Erklärung wider ic. Ullrich, Wislicenus und Genossen	670
Zeugniß aus der Preussischen Provinz Sachsen wider die s. g. Lichtfreunde	674
Erklärung wider Ullrich, König, Wislicenus und Genossen	675
Erklärung in Sachen der Lichtfreunde	676
Bitte um Belehrung	677
Antwort auf die Anfrage in Nr. 85. der Ev. K. Z. das Protestiren gegen die Irrlehrer betreffend	716
Auch eine Frage auf die Bitte um Belehrung aus Hinterpommern, Ev. K. Z. Nr. 85., mit Bezug auf die Erklärung der Pomm. Prediger-Conferenz vom 14. August 1844, Ev. K. Z. Nr. 68. und andere ähnliche, seitdem erschienene	764
Erklärung	686
Öffene Erklärung gegen Herrn Wislicenus und alle ihm Gleichgesinnten aller Drien, wo sie anzutreffen sind	708
Erklärung	710
Erklärung über die Protestation wider Wislicenus und Genossen	718
Erklärung	720
Erklärung wider Ullrich, Wislicenus, König und Genossen	731
Erklärung	732
Schmerzliche Klage über den Verfall der Evangelischen Kirche	739
Erklärung	740
Erklärung	759
Erklärung wider die Herren Ullrich, Wislicenus und König	776
Aus der Niederlausitz	816
Über den musikalischen Theil des Kultus in der Domgemeinde zu Berlin	401. 409
Nachricht von einer evangelischen Passionsfeier	489
Der Leipziger Bekenntnißstreit	425. 433. 441
Das Verhältniß der Schule zur Kirche nach seiner historischen Entwicklung	463. 465. 473
Der verlorene Sohn. — Ein Monatsblatt, um die rechte Theilnahme zur Rettung gefallener Seelen in der Christenheit befördern zu helfen. Herausgegeben von mehreren Strafanstaltspredigern	517
Ernst in der Freude und Mächtigtheit in der Begeisterung! Zur dreihundertjährigen Säcularfeier Albertina's von einem ihrer Söhne aus den Jahren 1815 — 1819	617
Gehorsam ist besser, denn Opfer. (Mitgetheilt in der Jüterbogter Pastoral-Conferenz am 9. October)	678. 681
Die neuesten Zustände der Evangelischen Kirche Badens	686. 689
Hat Calvin die unveränderte Augsburgerische Confession unterschrieben?	721
Entgegnung des Herausgebers	725. 729
Über Eugen Sue's Geheimnisse von Paris und dessen ewigen Juden. Erster Artikel	737. 745. 753. 761
Über das Verhältniß der Anselmischen zur kirchlichen Genugthuungslehre	769. 777. 785
Abesen zur Begründung einer evangelischen Kirchenzucht	781
Die Mängel der Disciplinarordnung in Ansehung der Diener der Kirche und ihre Abhilfe	793. 801. 809
Preisbewerbung	799
Die Bischofswewe des evangelischen Consistorialrathes ic. Herrn Siedler zu Posen	804
Die Lichtfreunde und die Presbyterianerverfassung	829
Ein Specimen albernem Lichtes	831
Die neueste Hallische Lichtversammlung	831
Berichtigung	832

II. Literarische Anzeigen.

Morgen- und Abendandachten am christlichen Hausaltar, in Gesängen von E. R. Puchta, Pfarrer zu Eyb bei Anspach. Erlangen, bei Karl Seyder 1843	156
Lehrbuch der heiligen Geschichte. Ein Wegweiser zum Verständniß des göttlichen Heilsplans für Freunde der heiligen Schrift. Auch als Leitfaden für die Behandlung der heiligen Geschichte in den oberen Klassen der Gymnasien und in höheren Lehranstalten überhaupt, von J. S. Kurz, Oberlehrer der Religion, der Griechischen und Hebräischen Sprache. Königsberg 1843, bei Gräfe und Unzer	697. 705
Christliche Geschichten. Zum Unterrichte und zur Erbauung in Schule, Kirche und Haus, nach Luther's kleinem Katechismus geordnet von F. Wölbling, Diakonus zu Weissenfels. Bei dem Herausgeber und Halle bei Anton. 1843	513
Elisabeth, die erste Churfürstin von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern. Zur Nachfeier des 13. November 1842. Berlin 1844. In Comm. bei Mittler. (Der Ertrag ist für arme Kinder zur Weihnachtsbescherung bestimmt.) — 45 S.	832

III. Nachrichten.

Uckermark. Der Separatismus in der Uckermark bis zur Auswanderung nach Nordamerika	101. 108
Bericht über die am 23. und 24. Juli 1844 zu Kriegelaff in Pommern gehaltene Prediger-Conferenz 574. 581. 591. 599. 608. 612	256
Preußen	323. 331
Der Gustav-Adolphverein zu Königsberg	323. 331
Bericht über die am 25. und 26. Juni 1844 zu Stettin gehaltene Pastoral-Conferenz	542. 548. 558
Der evangelische Verein der Gustav-Adolphstiftung und der Hauptverein desselben in der Provinz Sachsen	53. 59. 72
Ergänzung	408
Provinz Sachsen	504
Die Bischofswewe des evangelischen Consistorialrathes, Superintendenten und Pastors, Herrn Dr. Siedler zu Posen	701
Der Streit über die Wiedereinführung des apostolischen Glaubensbekenntnisses in Leipzig	366
Köthen. Aus einem Schreiben an den Herausgeber	647
Conferenz zu Gnadau	653. 663
Mecklenburg	63
Das christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe. Sechster Bericht	92
Siebenter Bericht	513. 521
Bericht über die Generalversammlung der Norddeutschen Missionsgesellschaft zu Moskau vom 14. bis 18. Juni 1844	422. 430
Erklärung der Bergischen Bibelgesellschaft auf das Rundschreiben des Römischen Papstes vom 8. Mai 1844	447. 455
Die Ravensberger Pastoral-Conferenz	636
Rundschreiben der Westphälischen Provinzial-Synode an die evangelischen Gemeinden in Westphalen	710
Die Kaiserwerther Anstalten	819
Aus Baiern. Mittheilung aus Briefen	733. 741. 747
Genf. Schreiben an den Herausgeber	271
Die Konferenz der Pastoren der reformirten Schweiz zu St. Gallen Frankreich. Intérêts généraux du protestantisme français par le Comte Agenor de Gasparin, maître des requêtes, membre de la chambre des députés. Paris 1843. Erster Artikel	159. 165
Zweiter Artikel	174. 181. 188
Schottland. Aus einem Schreiben an den Herausgeber	96
Schreiben der Deutschen Missionsgesellschaften an die Zahlmeister	479

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 3. Januar.

N^o 1.

V o r w o r t.

Unter allen Fragen, die das vergangene Jahr bewegt haben, ist kaum eine so sehr in den Vordergrund getreten, wie die über Union. Die Abneigung gegen die Union, wie sie in der Evangelischen Kirche Preussens angebahnt worden, hat sich ziemlich weit über die engen Kreise hinaus kundgegeben, in die sie bis dahin gebannt zu seyn schien. Eine nicht geringe Anzahl von Geistlichen, unter ihnen mehrere von besonders ausgezeichnete Tüchtigkeit und Bewährung, kommt mehr und mehr in diese Richtung hinein. Die Gemeinden fangen hie und da an unruhig zu werden. Außerhalb Preussens sind mehrere achtbare Theologen eifrig bemüht, die Preussische Kirche auf die ihr nach ihrer Meinung von dieser Seite her drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Dagegen sind die Vertheidiger der Preussischen Union auch nicht müßig gewesen. Eine Reihe von Schriften für und wider ist im vergangenen Jahre erschienen. Doch nicht bloß die Union auf dem Gebiete der Preussischen Landeskirche ist Gegenstand lebhafter Verhandlungen gewesen; daneben hat auch die Union auf dem Gebiete der Missionsgesellschaften die Aufmerksamkeit in bedeutendem Grade auf sich gezogen. In Baiern hat zugleich mit der Gründung einer Missionsgesellschaft der Kampf gegen die unirte Missionsgesellschaft in Basel begonnen, und es ist schon jetzt gelungen, dieser ehrwürdigen Anstalt tiefe Wunden zu schlagen. Auch in Hessen werden Stimmen laut, welche auf confessionelle Trennung bei dem Missionswerke dringen. Die unirte Norddeutsche Missionsgesellschaft hat einen schweren Sturm der Gegner der Union zu bestehen. Mehrere Austritte sind bereits erfolgt und man hat den, jedoch völlig gescheiterten Versuch gemacht, ein ganzes Land (Mecklenburg) von ihr loszureißen.

Offenbar ist, was jetzt schon vorliegt, nur der Anfang. Die antiunionistische Gesinnung ist in raschem Fortschritt begriffen, intensio nicht weniger, wie extensio. Wenn sie bei uns jetzt noch mit einer gewissen Schüchternheit, Scheu und Vorsicht auftritt, so ist dies offenbar größtentheils nur Folge der sehr bedenklichen Erscheinungen im Kreise der separirten Lutheraner, die man täglich vor Augen hat. Man erschrickt vor den Folgen des Principes, das man mit ihnen theilt, und wird dadurch vorläufig von consequenter Durchbildung desselben zurückgehalten. Auf die Dauer aber wird das Princip sich durch diesen Damm in seinem Laufe nicht aufhalten lassen. Es wird seine Träger mit Gewalt und wider ihren Willen mit sich fortreißen, sofern sie nämlich nicht an ihm selbst irre werden. Trügt uns nicht alles, so liegen auf diesem Gebiete in Zukunft die größten Schwierigkeiten für das Kirchenregiment, so wird dasselbe grade hier die

dringendste Veranlassung haben, sich den Geist der Weisheit zu erbitten. Eben so auch die Comités der Missionsvereine, und Alle die überhaupt in Angelegenheiten der Kirche zu handeln und zu rathen haben. Die Zeitumstände richten an alle Diener, ja an alle Glieder der Kirche die ernste Aufforderung, sich über diesen Punkt in's Klare zu setzen, damit sie nicht willenlos dahin getrieben werden, wohin Zufall und Neigung sie führt, und mit bitterem Schmerze den Irrthum ihres Weges erst dann einsehen, nachdem sie Schaden genommen und Schaden angerichtet haben.

Man hat an den Herausgeber mehrfach das Ansinnen gestellt, er solle in der Ev. K. Z. in dieser Frage nicht eine bestimmte Stellung einnehmen. Er fühlt sich aber außer Stande, dieser Anforderung zu entsprechen. Nicht als ob es ihm an Neigung dazu fehlte. Er kämpfte lieber wie bisher gegen die Kananiter im Lande als gegen die zum Theil ihm engverbundenen Brüder. Ihm ist viel wohlher, wenn er die großen Gegensätze zwischen Glauben und Unglauben, Christus und Belial vor Augen hat, in deren Conflikt meist nur ein guter Wille dazu gehört, das Richtige zu treffen, als wenn es sich um die feinen Unterschiede in dem Bereiche des Glaubens selbst handelt, in Bezug auf die auch von den Gutwilligen so leicht das Richtige verfehlt werden kann. Es muß ihm schwer werden, an einem Streite thätig theilzunehmen, der nach seiner Überzeugung größtentheils voreilig und zur Unzeit begonnen worden, mit trauriger Vermengung der Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft. Aber der Neigung zu folgen verbieten höhere Rücksichten. Der Streit, von Anderen angeregt, ist vorhanden, und wer glaubt, daß er in ihm irgend etwas Ersprießliches zu sagen vermöge, darf es nicht zurückhalten. Die Stellung eines Herausgebers erfordert im Angesichte der Fragen der Zeit die rücksichtslose Offenheit, der wir bisher überall nachgestrebt haben. Der Leser erwartet sie, er will nicht bloß mit einem Nebeneinander verschiedener Ansichten zu thun haben, er verlangt eine von der Redaktion vertretene Grundansicht des Blattes, mit der er das Verschiedenartige zusammenfassen und vergleichen kann. Wo diese wahre Einheit inmitten der Mannigfaltigkeit fehlt, da wird die Redaktion, weil sie sich der Anforderung der Einheit nicht ganz entziehen kann, sich versucht fühlen, sie auf falsche Weise, dadurch herbeizuführen, daß sie nur dasjenige aufnimmt, worin die Gegensätze sich abgestumpft darstellen, oder daß sie selbst eine solche Abstumpfung vornimmt. Dieser Versuchung will die Redaktion durch ihre offene Erklärung in der Unionsfrage sich entziehen. Die Ev. K. Z. wird nach wie vor den verschiedenen Ansichten über dieselbe, auch Angriffen gegen die Erklärung der Redaktion geöffnet seyn. Nur der maßlose Eifer und

Fanatismus bleibe ausgeschlossen. Aufsätze in dem Geiste der Schrift des Pastors Wolff, die Lutherische Kirche und die Norddeutsche Missionsgesellschaft, Stade 1843, würden wir, gewiß unter herzlichster Zustimmung des Kernes der Gegner der Union selbst, die Aufnahme verweigern. *)

Wir wollen uns nun zuerst mit der Union auf dem Gebiete der Evangelischen Kirche in Preußen beschäftigen. Wir beginnen hier mit einer Beantwortung der Frage: Ist die Union in Preußen zum vollen Bestehen gelangt, und kann die Kirche mit Recht eine unierte genannt werden? Indem wir diese Frage entschieden verneinen, und also den Gegnern der Union, da Recht geben, wo sie Recht haben, auch willig und gern anerkennen, daß ihnen das Verdienst gebührt, in Bezug auf diese nicht unwichtige Frage die Aufmerksamkeit rege gemacht zu haben, hoffen wir, geneigteres Gehör für dasjenige zu finden, was wir später ihnen entgegenzusetzen haben, und vielleicht mit ihnen ein gütliches und freundliches Abkommen treffen zu können.

Mehrere unter denen, welche mit uns die Union in Preußen für eine noch nicht vollzogene halten, stützen sich darauf, daß der über beiden Confessionen liegende dogmatische Standpunkt, eine Vermittelung ihrer Lehrgegensätze noch nicht aufgefunden, festgestellt, und zur allgemeinen Anerkennung gelangt sey. So sagt Past. Gaupp in der sehr lehrreichen Schrift: Die Union der Deutschen Kirchen, Breslau 1843, S. 180.: „Der befeelende Gedanke unseres ersten Haupttheiles war eine lebendige Mitte, in welche dereinst die dogmatischen Differenzen der Schwesterkirchen zusammensinken müssen. — Gese concrete Mitte bleibt die unabwiesbare Aufgabe der Union in ihrer ferneren Entwicklung, und diese letztere wird folglich nothwendig endlich zur Aufstellung eines neuen Symbols gelangen müssen.“ Diesen Grund können wir uns nicht aneignen. Die Theologie

mag der Auffindung einer solchen „lebendigen Mitte“ nachstreben, aber daß sie nie mit derjenigen Sicherheit gefunden werden wird, welche die unerläßliche Bedingung der Aufnahme in das Bekenntniß bildet, das läßt sich schon jetzt klar erkennen. Es liegt vor Augen, daß das Wort Gottes in dieser Beziehung keine genügenden Aufschlüsse darbietet, und doch kann nur dasjenige, was durch dasselbe direkt, klar und unzweideutig bezeugt wird, Gegenstand des kirchlichen Bekenntnisses seyn. Die Theorie z. B., wodurch Dr. Lange, Dr. Sack und Pastor Gaupp das Lutherische und reformirte Dogma vom heiligen Abendmahl zu vermitteln gesucht haben, „der Leib Christi selber thront als persönliche Gestalt im Himmel und zwar bleibend, bis des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit,“ aber „Ausstrahlungen und wesentliche Mittheilungen, welche von der verklärten leiblichen Gestalt Christi ausgehen,“ kommen auf die Kommunikanten herab (Lange), läßt sich ganz gut hören, aber sie gehört doch kaum einmal dem Gebiete der Dogmatik, viel mehr dem Gebiete der Religionsphilosophie, durchaus aber nicht dem Gebiete des Bekenntnisses an, das nur solche Lehren enthalten darf, für die der Christ, wenn es noth thut, bereit seyn muß, sein Leben zu lassen. Denn wo wäre für diese Theorie mit ihren aus dem Bereiche des Magnetismus entlehnten Voraussetzungen „von der Fernkraft des Leibes“ u. s. w. das feste Wort der ewigen Wahrheit?

Unsere Behauptung, daß die Union nicht als eine vollzogene zu betrachten sey, gründet sich vielmehr auf ein dreifaches Fundament. Bevor wir dies aber darlegen, müssen wir die Frage beantworten, ob mit der Union eine Veränderung in dem Lehrbegriffe der beiden Confessionen gegeben sey. Wenigstens in Bezug auf die Lutherische Confession wird diese Frage nur bejaht werden können. Anders könnte es allerdings nach der Kabinetts-Ordnung vom 28. Febr. 1834 erscheinen. „Die Union“ — heißt es dort — „bezeichnet und bedeutet kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses, auch ist die Autorität, welche die Bekenntnisschriften der beiden evangelischen Confessionen bisher gehabt, durch sie nicht aufgegeben worden. Durch den Beitritt zu ihr wird nur der Geist der Mäßigung und Milde ausgedrückt, welcher die Verschiedenheit der einzelnen Lehrpunkte der anderen Confession nicht mehr als den Grund gelten läßt, ihr die äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu versagen.“ Allein es gehörte eben zum Lehrbegriff der Lutherischen Kirche, auch da, wo die Concordienformel nicht eingeführt war, sich gegen die Reformirte exklusiv zu verhalten, den Differenzpunkten eine solche Bedeutung beizulegen, daß eine kirchliche Gemeinschaft als unmöglich erschien, zumal eine solche, wie sie in Preußen jetzt besteht, nicht eine Verbindung zweier in ihrer Selbstständigkeit erhaltenen Kirchen, sondern eine völlige Verschmelzung, bei der den ursprünglich Lutherischen Gemeinden keine Gewähr gegeben ist, daß auch das rein Positive des Lutherischen Dogmas ihnen erhalten bleibt.

Handelt es sich nun hier um eine kirchliche Feststellung in Bezug auf die Lehre, eine Veränderung des bis dahin geltenden kirchlichen Lehrbegriffes, wenn auch nicht in seinem Grundbe-

*) Zur Charakterisirung des Geistes dieser Schrift wird schon die Anführung der einen Aeußerung S. 18. genügen: „Wir können die Reformirten — — weder für die Kirche, noch für einen Theil der Kirche halten. Zu jenem fehlen ihr alle Merkmale: reines Wort und Sakrament und Einheit in Bekenntniß und Verfassung. Eine Abtheilung der Kirche oder eine Schwesterkirche der Lutherischen können wir sie aber eben so wenig nennen; denn die Kirche Christi hat keine Schwestern, und kann sie nicht haben, und gewiß nicht solche, die mit ihr auf irgend eine Weise im Widerspruche stehen. Es bleibt also nur die Lutherische Kirche als die eigentliche Kirche Christi in gegenwärtiger Zeit übrig. Und sie hat wirklich alle Eigenschaften der wahren Kirche: reines Bekenntniß und Sakrament, und Einheit in Bekenntniß und Verfassung.“ Da wären wir also glücklich oder unglücklich wieder bei „unserem Lutherischen Zion“ angelangt! Solche Schriften sind aber ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Je rascher der Irrthum zum vollen Bewußtseyn seiner Konsequenzen fortschreitet, desto weniger gefährlich ist er, desto leichter wird er in seiner eigenthümlichen Natur erkannt. Einen solchen raschen Fortschritt gewahren wir hier aber auch in anderen Thatfachen, z. B. in der Vorrede, womit kürzlich Hamburger „Lutheraner“ die Schrift des weiland Hofpredigers in Copenhagen, Sæctor Masius, gegen die Calvinisten als Antidotum gegen das Unionsgift angepriesen haben.

stande, doch in Punkten, welchen die frühere Kirche nicht geringe Bedeutung beilegte, so ist 1. unumgänglich nothwendig, daß nicht bloß ein einzelner Theil der Kirche, sondern die ganze Kirche gehört werde und ihre Zustimmung ertheile. Dies ist constante Lehre der Evangelischen Kirche. Auch über die Art und Weise, wie das Urtheil der Kirche einzuholen sey, findet sich in der Lutherischen Kirche eine im Wesentlichen übereinstimmende Ansicht. Bickell, in der trefflichen Schrift: Über die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symb. Schr., zw. Aufl. S. 35., behauptet in dieser Beziehung Folgendes: „Zunächst hat in dem Falle, wo es sich um die Übereinstimmung einer Lehre mit dem Evangelium handelt, die kirchliche, vorzugsweise aus dem Lehrstande zusammengesetzte Behörde den Beruf, die Lehre zu untersuchen, und sofern sie dem Evangelium zuwider seyn sollte, sie zu verwerfen. Wenn sich im Laufe der Zeit allgemeinere Zweifel über die Reinheit einer Lehre erheben, wie dies bei dem protestantischen Princip der freien wissenschaftlichen Forchtung allerdings möglich ist, so halten die Reformatoren eine Prüfung und Entscheidung der Frage auf einer Synode an sich für zulässig, doch bemerken sie ausdrücklich, daß, da es sich hier um allgemeine Glaubenssachen handele, die nicht bloß die Geistlichen, sondern jedes Mitglied der Kirche berühren, solche Entscheidung nur mit der gemeinschaftlichen Zustimmung aller derjenigen, die es betreffe, stattfinden dürfe, und zwar dergestalt, daß theils an der Berathung und Entscheidung selbst nicht bloß der Lehrstand, sondern auch Personen aus dem Laienstande Theil zu nehmen hätten, theils die wenigstens stillschweigende Zustimmung der gesammten kirchlichen Gemeinden hinzukommen müsse. Diesem gemäß bemerkt denn auch das Corpus Evangelicorum ausdrücklich, daß ein einmal von der Kirche angenommenes symbolisches Buch ohne Consens und Zuthun der gesammten Kirche nicht mehr geändert werden könne.“ Gegen diese Darstellung haben wir nur eins zu erinnern. Für eine doppelte Theilnehmung des Laienstandes, wie sie hier verlangt wird, möchten sich aus den Schriften der Gründer der Lutherischen Kirche keine Autoritäten beibringen lassen. Diese gedenken, nach ihrer Abneigung gegen alles Demokratische auf kirchlichem Gebiete, nie der Zustimmung der gesammten kirchlichen Gemeinden. Die Rechte des Laienstandes wahren sie durch die sehr bedeutende Stellung, die sie seinen Vertretern auf den zu berufenden Synoden oder Concilien einräumen. Stahl, auf den der Verf. in Bezug auf die Nothwendigkeit der Zustimmung der Gemeinden verweist, war eben dadurch genöthigt worden dieselbe zu behaupten, daß er, von der Lutherisch-kirchlichen Ansicht abweichend, gelehrt hatte, die eigentliche Entscheidung auf den Synoden gebühre dem Lehrstande, ja die Beschiedung derselben durch weltliche Mitglieder sey gar nicht nothwendig. Für den von Bickell aufgestellten Satz aber, daß die aus Geistlichen und Laien zusammengesetzten Synoden oder Concilien in der Entscheidung über Fragen der Lehre die Kirche repräsentiren, läßt sich eine lange Reihe von Zeugnissen aus den Anfängen der Kirche beibringen. Um nur Einiges anzuführen, in dem Abschnitte der Schmaffaldischen Artikel „von Gewalt und Oberkeit des Papstes“ wird

es dem Papste zum schweren Verbrechen angerechnet, daß er sich allein anmaße, was der vermittelst der Concilien entscheidenden Kirche gebühre. „Zum dritten, daß der Papst nicht will leiden, daß die Kirche oder sonst Jemand ihn richte, sondern seine Gewalt soll über Concilia und die ganze Kirche gehen; das heißt aber sich selbst zum Gotte machen, wenn man weder Kirchen noch sonst Jemandes Urtheil leiden will.“ — „Die andere Sünde, daß er der Kirche das Urtheil nimmt, und will solche Sachen ordentlicher Weise nicht richten lassen. Ja, er will mehr, denn alle Concilia seyn, und die Macht haben, daß er Alles, so in Concilien beschloffen, möge zerreißen und aufheben. — Dies andere Stück thut mehr Schaden, denn alle Wütherei. Denn alsbald der Kirchen das rechte Urtheil und Erkenntniß genommen ist, kann nicht möglich seyn, daß man falscher Lehre oder unrechtem Gottesdienst könnte steuern, und müssen derhalben viele Seelen verloren gehen.“ — „Weil aber die Urtheile in Concilien der Kirche und nicht des Papstes Urtheile sind, will es den Königen und Fürsten gebühren, daß sie dem Papste solchen Muthwillen nicht einräumen, sondern schaffen, daß der Kirche die Macht zu richten nicht genommen, und alles nach der Schrift und Wort Gottes geurtheilt werde.“ In einem Bedenken Melancthon's vom Jahre 1537 in dem Corp. Reform. III. S. 466 ff. heißt es: „Die Entscheidung über die Lehre gehört nicht bloß der Obrigkeit, sondern der Kirche, d. h. nicht bloß den Geistlichen, sondern auch den urtheilsfähigen Laien. — Die Geschichte erwähnt, daß die meisten Fürsten und Könige bei den Synoden zugegen gewesen sind. Auch läugnet Niemand, daß die Fürsten bei den Berathungen auf den Synoden zuzuziehen seyen. Aber das wird von Einigen in Zweifel gezogen, ob die Könige auch das Stimmrecht haben. Aber dies darf ihnen nicht genommen werden. Denn die Synoden sind Gerichte der Kirche, und wenn die Bischöfe irren, so haben die Laien den Befehl, sich ihnen zu widersetzen, nach dem: hütet euch vor den falschen Propheten, und: so Jemand ein anderes Evangelium predigt, der sey verflucht. Dieser Befehl gilt für alle ohne Ausnahme, daß sie jeder an seiner Stelle über die Lehre nach dem Worte Gottes urtheilen. Und Petrus befiehlt Allen, daß sie bereit seyn sollen, Rechenschaft über ihren Glauben zu geben u. s. w. — Es darf daher in der Kirche diese Tyrannei nicht aufgerichtet werden, daß die Laien ohne Auswahl allem bestimmen und Beifall geben müssen, was die Bischöfe beschließen. — Auch darf keine Demokratie seyn, so daß Allen ohne Ausnahme die Freiheit gegeben würde zu schreiben, sondern es sey eine Aristokratie, so daß in ordentlicher Weise die, welche an der Spitze stehen, die Bischöfe und die Kóniae, mit einander Rath pflegen, und urtheilsfähige Männer auswählen. — In allen dunklen Sachen muß die Entscheidung der Kirche vorhergehen. Den Bischöfen gehört es, Gerichte über die Lehre zu bestellen und Synoden zu berufen. — Aber wie oben gesagt, in Streitigkeiten über die Lehre dürfen die Bischöfe nicht allein urtheilen, sondern es müssen tüchtige Männer aus dem ganzen Körper der Kirche gewählt werden. Wenn die Bischöfe ihre Pflicht nicht thun, so müssen die Kaiser

und Könige Synoden zusammenberufen.“ In der Recusationschrift aller protestantischen Stände gegen das Concil zu Trident vom Jahre 1546, bei Walch Th. 17. S. 1166 ff. wird gesagt: „nun kann aber je ein general oder gemein Concilium nicht seyn noch geheissen werden, in welchem der grössere Theil, den die Sachen mit belangen thun, als Kaiser, König und andere weltliche Fürsten, Herren und gelehrte Leute, so nicht geistlich genannt sind, dazu nicht gelassen, sondern ausgeschlossen werden. Denn wie kann allgemein genannt werden, was nur eine Art umfaßt, die Geistlichen nämlich, die Anderen aber, die Laien, ausschließt? Und da der Glaube allgemein ist, und den Laien nicht weniger angehört, als den Geistlichen, wie darf da die Verhandlung über den Glauben eine besondere und nicht eine allgemeine seyn? Denn solches je wider die Natur und Eigenschaft eines gemeinen Concilii und allgemeiner Religion und Glaubenssachen ist; welche, vermöge der Rechte und aller Vernunft, auch mit gemeinem Rathe und Zuthun aller derer, die sie zugleich belangen, gehandelt werden sollen? Denn was Alle berührt, das muß auch von Allen behandelt und gebilligt werden. — — Vergleichen findet man unzählige Exempel, daß auch hernach bei den heiligen Vätern nicht allein die Bischöfe und Clerici, sondern auch die Kaiser, Fürsten, Herren und andere gelehrte Laien und Privatpersonen, auch etwan geringen Standes zu den Conciliis berufen, gelassen, gehört und mit ihrem Zuthun die Sachen gehandelt und beschloffen worden sind. — — Dazu auch nicht allein die genannten Geistlichen, sondern auch unsere gnädigsten Herrn Principales, und andere gottesfürchtige, bewährte und guter Gewissen Männer, weß Standes sie seyen, berufen.“

Prüfen wir nun nach diesem Maßstabe was über die Union in Preußen verhandelt worden ist, so zeigt sich bald, daß schon allein aus diesem Grunde von einer bereits vollzogenen Union nicht die Rede seyn kann. Fast alle dahin zielenden Schritte sind nur von dem Könige und von den kirchlichen Behörden ausgegangen, die bei uns nur als Diener des landesherrlichen Kirchenregiments betrachtet werden können. Eine Synode ist unseres Wissens nur in Schlesien zusammenberufen worden. Diese Synode entbehrte aber des unbedingt nothwendigen Laienelementes; sie bestand nur aus Geistlichen, aus jeder Superintendentur Einer, aus der Hauptstadt allesammt. Sie selbst erklärte, daß sie eine bloß vorbereitende und berathende, nicht aber eine beschließende und vollziehende sey, daß die Punkte, in Bezug auf die sie übereingekommen, für die abwesende Geistlichkeit, von der die Abgeordneten keine bestimmte Instruktion hatten, und die Gemeinden nichts Verbindliches haben, und daß die wirkliche Einführung der Union nicht ohne Zuziehung der Gemeinden erfolgen könne. Ein großer Theil der Geistlichkeit erklärte sich zwar allerdings später für einverstanden mit den Beschlüssen der Synode. Allein die Gemeinden, in denen sich schon bald Spuren

bedeutender Gährung zeigten, wagte man gar nicht zu befragen. Die ganze Sache gerieth bald in's Stoden. Eine allgemeine beschließende und vollziehende Synode wurde nicht gehalten. Eine vollständige Darlegung dieser Verhältnisse verdanken wir dem Pfarrer Aebert, die Evangelisch-Lutherische Kirche in Schlesien, seit den Unionsversuchen jüngster Zeit, Liegnitz 1843.

Eine Art von Surrogat der Synoden könnte vielleicht hie und da Jemand darin finden wollen, daß bis jetzt schon einige tausend Geistliche nach der bestandenen Prüfung pro ministro schriftlich ihren Beitritt zur Union erklärt haben, worauf Past. Moll, Beitrag zur Entwicklung der Zeitvorstellungen über Union, Pasewalk 1843, S. 15. wirklich bedeutendes Gewicht legt. Es könnte scheinen, daß nach einer gewissen Anzahl von Jahren der Union wenigstens die Anerkennung der ganzen Geistlichkeit gewonnen werden wird. Wir können aber, auch abgesehen davon, daß die Entscheidung der Geistlichkeit allein hier nichts gelten kann, diesem Umstande gar kein Gewicht beilegen. Der Einzelne hat in Fragen, welche die Lehre der Kirche betreffen, offenbar nur insofern eine Stimme, als er Glied einer großen Versammlung ist, in der das Für und Wider sorgfältig erwogen wird. Selbst ein Concilium muß, falls es Autorität haben soll, nothwendig ein freies seyn, „das ohne einigen Zwang ist, da man auf Niemandes Handlung, Erlaubniß oder Gebot sehen darf, und sich Niemand zu befahren hat, sondern ein Jeder allerdings freisteht, sicher ist, und ohne Sorge die Wahrheit einem Jeden unter Augen sagen darf,“ Recusationschrift S. 1169. „So mag auch dies kein frei Concilium seyn oder heißen, da das Urtheil gefällt ist, ehe das Concilium oder Gericht versammelt und besehen, auch die Sache verhört wird.“ Welch ein Gegensatz, solch ein freies Concilium, und eine wenn auch große Anzahl einzelner Candidaten, schüchtern, zum Theil noch unmündig, fast durchgängig nicht orientirt, frisch gedemüthigt durch das Examen, mit der Weigerung der Union beizutreten aller Aussicht auf Versorgung entsagend, sich jeden Zugang zum Dienste im Weinberge des Herrn abschneidend! Eine traurige Kirche, welche die Entscheidung über ihre Lebensfragen auch nur zum geringsten Theil in solche Hände legen wollte!

Wer es aber wagen wollte zu behaupten, daß in solchen Fragen die Entscheidung des Königs, als des Repräsentanten der Kirche, allein hinreiche, der würde sich in unserer Zeit noch weit schwerer versündigen, wie in jeder anderen, da in ihr das Bewußtseyn um die kirchliche Stellung der evangelischen Landesfürsten, im Unterschiede von der politischen, so sehr verdunkelt ist, so daß jetzt den Landesfürsten eine solche Stellung zuschreiben, die Kirche gradezu vernichten heißt, und eine Tyrannei einführen, weit ärger wie das Papstthum. Denn dort hatte, der über die Kirche gestellt wurde, doch seine Stellung nach Aller Bewußtseyn in der Kirche.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 6. Januar.

N. 2.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Doch wir brauchen gar nicht weiter zu streiten mit denen, die solche Behauptung aufstellen möchten, von unserer Kirche schon lange mit dem Namen der Cäsaropapisten gebrandmarkt. Mögen sie immerhin ein solches Recht behaupten, Friedrich Wilhelm III. hat es nicht haben wollen. Er hat jederzeit erklärt, daß es ihm nicht gehöre, die Union zu befehlen, sondern nur sie in Antrag zu bringen. In dem ersten die Union betreffenden Erlaß vom 27. September 1817 heißt es: „Aber so sehr ich wünschen muß, daß die Reformirte und Lutherische Kirche in Meinen Staaten diese Meine wohlgeprüfte Überzeugung mit mir theilen möge, so weit bin Ich, ihre Rechte und Freiheit achtend, davon entfernt, sie aufdringen, und in dieser Angelegenheit etwas verfügen oder bestimmen zu wollen. — Der weisen Leitung der Consistorien, dem frommen Eifer der Geistlichen und ihrer Synoden überlasse Ich die äußere übereinstimmende Form der Vereinigung, überzeugt, daß die Gemeinden in ächt christlichem Sinne dem gerne folgen werden.“ In dem letzten Erlaß in Bezug auf die Union vom 28. Februar 1834, wird im Gegensatz gegen die Annahme der Agende, der Beitritt zur Union als „Sache des freien Entschlusses“ bezeichnet. Nicht dem Landesherrn, sondern der ganzen Kirche wird die Entscheidung über die Union auch in der Schrift zugewiesen, welche gewöhnlich als die Vorläuferin des Preussischen Unionswerkes betrachtet wird: Über die Vereinigung der beiden protest. Kirchenparteien, von dem Bischof Sack. „Es kommt hier“ — heißt es dort S. 64. — „auf eine Ansicht, nicht des Landesherrn, sondern der Kirche an. Die Protestantische Kirche hat kein anderes Organ, durch welches sie ihre Meinung zu erkennen gibt, als ihre Lehrer und die entschiedene Mehrzahl ihrer Mitglieder.“

Wie völlig unhaltbar, schon bloß auf das Formelle gesehen, die Behauptung ist, daß die Union in Preußen als eine vollzogene zu betrachten sey, das wird noch mehr in's Licht treten, wenn wir die Art und Weise vergleichen, wie anderwärts, namentlich in Rheinbaiern, die Union in's Leben geführt wurde. Am 10. Januar 1818 — so berichtet Dr. Fuchs in den Annalen der Baierschen Kirche, 1. S. 66. — erfolgte von dem Königl. Staats-Ministerium eine Entschließung, nach welcher das Consistorium in Speier weder befehlend noch überredend in dieser Angelegenheit einschreiten, sondern sich darauf beschränken sollte, vorerst die Meinungen und Wünsche der einzelnen Gemeinden zu erforschen. Eine gedruckte Aufforderung sollte von dem Consistorium verbreitet, und alsdann erst, wenn die Gemeinden den Gegenstand in's Auge gefaßt hätten, sollte die Abstimmung vorgenommen werden. Falls sich nun auf diesem Wege

die überwiegende Geneigtheit für eine Kirchenvereinigung zu erkennen geben würde, dann wolle die Staatsregierung eine General-Synode aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern in Kaiserlautern zusammenberufen, welche durch Übereinkunft die Art der Vereinigung zu bestimmen, und ihre Vorschläge zur Königl. Bestätigung vorzulegen habe. Bei der Abstimmung der Gemeinden nun ergab sich, daß 40,167 Stimmen für die Vereinigung waren, 539 dagegen. Die General-Synode trat zusammen und reichte ihre Vorschläge ein. Auf die Prüfung durch das General-Consistorium folgte die Königl. Bestätigung.

Doch vielleicht können diejenigen, welche die Preussische Union gern als eine vollzogene betrachten möchten, was sie nach der einen Seite hin aufgeben müssen, wieder auf einer anderen gewinnen. Es ist unläugbar, daß legitime Abänderungen einzelner Punkte des Lehrbegriffes zuweilen auch ohne alles formelle Verfahren allmählig und gleichsam von selbst sich bilden. Vickell, a. a. O. S. 37., sagt: „Ist hienach die Vorbereitung einer Modification der Glaubenslehren durch Synoden unter gewissen Voraussetzungen an sich als zulässig zu betrachten, so läßt sich auch wohl denken, daß selbst ohne vorausgegangene Synoden die Einwilligung der gesammten Kirche in eine solche Modification oder Ergänzung alsdann bisweilen genügend erkannt werden könne, wenn im Laufe der Zeit eine einzelne dogmatische Bestimmung der symbolischen Schriften, welche die Grundlehre selbst nicht wesentlich berührt, von den bewährtesten Theologen anders aufgefaßt worden ist, auch hierauf die kirchlichen Behörden in ihrer Verbindung mit dem Lehrstande in bestimmten einzelnen Fällen ihr damit übereinstimmendes Urtheil ausdrücklich abgegeben, die gesammte Kirche aber diese Entscheidung ohne Widerspruch aufgenommen hat.“ Diese Theorie könnte man sehr scheinbar zu Gunsten der Union anwenden. Es wird nicht geläugnet werden können, daß in der Zeit, da die Unionsangelegenheit zuerst in's Leben trat, die ganze Kirche mit sehr geringen Ausnahmen für sie günstig gesimmt war. In der Cabinets-Ordre vom 27. September 1817 wird gewiß nicht mit Unrecht gesagt, die beiden protestantischen Confessionen seyen „nur noch durch äußere Unterschiede getrennt.“ Auf der Synode in Breslau trat nur der einzige Dr. Scheibel gegen die Union auf. Allein es liegt am Tage, daß die Theorie von einer solchen naturwüchsiggen Abänderung des Lehrbegriffes sehr sorgfältiger Begrenzungen und Verkläuterungen bedarf, wenn nicht die Lehre der Kirche einem beständigen Schwanfen unterworfen und allen Einflüssen des so veränderlichen Zeitgeistes preisgegeben werden soll. Nicht die momentane Übereinstimmung der Glieder der Kirche genügt, um eine Abänderung zu legitimiren, sondern nur eine solche, welche die Probe der Zeit bereits vollständig bestanden hat. Dies ist aber bei der Union keineswegs der Fall. Nicht ist die für bürgerliche Dinge gesetzliche Verjährungs-

frist nicht verstrichen, und schon erhebt sich gegen die Union von vielen Seiten her ein bedeutender Widerstand.

Aber auch wenn sich gegen die Preussische Union in formeller Hinsicht gar nichts einwenden ließe, sie würde doch nicht als vollzogen betrachtet werden können. Die Evangelische Kirche macht die Legitimität der Beschlüsse auf dem Gebiete der Lehre noch von höheren, geistigeren Bedingungen abhängig, und die Union vermag nicht nachzuweisen, daß sie diesen Bedingungen genügt hat.

2. Die Evangelische Kirche ist auf die heilige Schrift gegründet, und kann deshalb keine Modifikation ihres Lehrbegriffes als legitim anerkennen, die sich nicht mit der heiligen Schrift gründlich auseinandergesetzt, nicht nachgewiesen hat, daß sie eben der unbedingten Unterwerfung unter die heilige Schrift ihren Ursprung verdankt. Leicht könnten wir für diesen Satz eine Menge von Zeugnissen anführen, aber es ist eben zu leicht, als daß es sich der Mühe verlohnte. Wir begnügen uns damit, eine Stelle aus der Recusationsschrift der protestantischen Stände (Walch S. 1172.) mitzutheilen: „In einem christlichen Concilio soll Christus und sein heiliges Wort allein entscheidende Stimme haben, das ist alle Dinge nach dem Worte Gottes und der heiligen Schrift und gar nicht nach menschlichen Sagen oder Gutbedünken vorgenommen und erörtert werden: und solchergestalt, daß einer oder zwei, die ihre Meinung mit gewissem Worte Gottes erweisen, mehr gelten sollen, denn die anderen, die ihre Meinungen mit Gottes klarem und unzweifelhaften Worte nicht können beibringen und erhalten.“ Die Stände erboten sich demjenigen, „so auf solchem Concilio nach dem Worte Gottes und evangelischer apostolischer Lehre decidirt und beschlossen wird, mit aller gebührenden Reuerenz und Gehorsam gänzlich zu submittiren und zu untergeben.“ *) Wer möchte aber wohl behaupten, daß die heilige Schrift bei den Verhandlungen über Union die ihr gebührende Stelle eingenommen? Wer nicht anerkennen, daß sie ziemlich bei Seite geschoben worden, daß man ihr in der Regel nur die Ehre angethan hat, sich ganz im Allgemeinen auf sie zu berufen, daß man nicht, wie Rebekka gegangen ist, „den Herrn zu fragen,“ sondern sich von seinen eigenen Gefühlen und dem grade herrschenden Zeitgeiste hat leiten lassen. Wir müssen Past. Nagel ganz Recht geben, wenn er in dem Sendschreiben an Past. Moll S. 4. behauptet, die Begründung der Union aus Gottes Wort lasse nun schon seit 1817 auf sich warten, wenn er S. 27. seinen Gegner auffordert: „Nennen Sie irgend eines der auf die Union bezüglichen Dokumente, in welchem diese Begründung auch nur versucht wäre“ und hinzufügt: „desgleichen mangelt es völlig an Synodalbeschlüssen und Fakultätsbedenken in diesem Sinne.“ Wir müssen ihm Recht geben, wenn er S. 19 und 20.

*) In den „Gegenartikeln, so durch die Beordneten zum Colloquio in Regensburg (1541) von wegen der Augsb. Confessionsverwandten übergeben sind,“ heißt es (Walch Th. 17., 801. 2.): „Die Kirche hat Gewalt, Gericht zu halten von der Lehre, also: so Streit von der Lehre erregt wird, so ist Gottes Gebot, daß die Kirche solche Sachen verhören, und darin sprechen solle nach Gottes Wort. — So man nun urtheilet nach Gottes Wort, so ist man schuldig zu folgen.“

sagt: „Die schließliche und wahrhaft kirchliche Entscheidung können wir Protestanten nicht in solchen Dokumenten suchen. Wir verschmähen die bloß menschliche Berechtigung unserer kirchlichen Zustände, wir begehren eine göttliche. Dergleichen Dokumente in so wichtigen Dingen sind nur dann für uns ein gutes Recht, wenn sie nachweislich und nachgewiesen auf Gottes Wort ruhen. — Dieser Nachweis ist so umfassend und gründlich zu führen, daß zugleich daraus hervorgehe, aus welchen exegetischen Gründen wir diejenigen Lehren, in welchen beide Confessionen sich übereinstimmend scheiden von anderen Kirchen, nicht unter denselben Gesichtspunkt des Indifferentismus (?) stellen dürfen.“ Eine Kirche, die dasjenige, was die Vorfahren in Treue gegen das richtig oder falsch verstandene Wort Gottes feststellten, niederreißt, ohne gehörig ihre Berechtigung dazu aus Gottes Wort nachgewiesen zu haben, schlägt sich selbst eine tiefe Wunde, und trägt ein Brandmal in ihrem Gewissen. Darum, wenn auch alle Formalien bei uns so vollständig in der Ordnung wären, wie dies z. B. in Rheinbaiern der Fall ist, die Union würde doch schon aus diesem einen Grunde nicht als legitim betrachtet werden können, weil sie faktisch den Grundsatz der Evangelischen Kirche von der alleinigen Autorität der heiligen Schrift verläugnet hat.

3. Die Evangelische Kirche hebt den Unterschied zwischen der sichtbaren Kirche und der unsichtbaren stark hervor. Sie betrachtet nicht diejenigen, die in ihr diese oder jene äußere Stellung einnehmen, sofort auch für ihre wirklichen Diener, sondern sie legt vorher einen geistigeren Maßstab an sie an, den der Übereinstimmung mit dem Wesentlichen ihres Bekenntnisses, als welches sie selbst, neben demjenigen, was allen christlichen Kirchen **gemeinsam** ist, und was jetzt nur zu oft in den Hintergrund gestellt wird, klar und unzweideutig die Lehre von der heiligen Schrift als alleiniger Quelle und Norm des Glaubens, und von der Rechtfertigung allein durch das Verdienst Christi bezeichnet hat, vgl. die Nachweisung z. B. in der Kürze bei Bickell S. 28 ff. So wie die Kirche diese Substanz ihres Lehrbegriffes nicht aufgeben kann, ohne zugleich ihre eigene Existenz aufzugeben, so scheidet der Einzelne, der hierin nicht mit der Kirche eins ist, eben damit aus ihr aus. Er verliert das Recht, an der Verfügung über ihre Güter theilzunehmen. Mag er Laie seyn oder Pfarrer, oder Superintendent oder Bischof, ist er in notorischem Gegensatz gegen den ewigen Grundbestand der Kirchenlehre begriffen, so verliert er eben damit die höhere Berechtigung, an der Entscheidung über Fragen der Lehre theilzunehmen. Es gilt in Bezug auf die Vota solcher ganz, was Calvin in Bezug auf die Gültigkeit des Vertrages mit den Gibeoniten sagt: „Josua schließt einen Vertrag mit Masken, und mit dem Erweise der Unwahrheit ihrer Aussage ist zugleich auch die Nichtigkeit des Vertrages gegeben.“ Das versteht sich freilich von selbst, daß der Gegensatz gegen die Substanz der Kirchenlehre ein klar vorliegender, streng beweisbarer seyn muß. Wer möchte aber läugnen, daß ein großer Theil derjenigen, die sich bei der Union besonders thätig erwiesen haben, in einem solchen Verhältnisse des Gegensatzes zur Kirchenlehre stand? Gründet doch der Bischof Sack die

Hoffnung: des Gelingens des Unionswerkes zum Theil grade darauf, daß die meisten Glieder der beiden Kirchen dem Bekenntnisse derselben entfremdet seyen. „Selbst die schlaffe, indifferentistische Denkungsart, die sich leider aller Stände bemächtigt hat, kommt der guten Sache nicht weniger zu statten, als die Einsicht und der Wunsch aufgeklärter Anhänger des Christenthums.“ S. 57. der a. Schr. Die Breslauer Synode hörte den im Namen der theologischen Fakultät an sie gehaltenen Vortrag mit Wohlgefallen an, in welchem der ganze evangelische Lehrbegriff in Frage gestellt, eine nothwendige Grundlage der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung, die Lehre von der Erbsünde, ausdrücklich verworfen, und die Abschaffung der Bekenntnisschriften beantragt wurde (Nebert S. 16—19.). Sie selbst erklärte die Bekenntnisschriften für antiquirt (Nebert S. 21.). Das Breslauer Consistorium erklärte in einem Circulare vom 31. October 1823 (Nebert S. 24.), es habe schon Schritte gethan, die Aufhebung einer buchstäblichen Verpflichtung auf die Symbole zu bewirken, „da solche nur Menschenwerk wären.“ Und bei wie vielen Mitgliedern der Kirchenbehörden läßt sich theils aus ihren Schriften, theils sogar aus amtlichen Erlassen in aller Form Rechtens darthun, daß sie dem Lehrbegriffe ihrer Kirche völlig entfremdet waren, und also nur die Maske von Dienern einer Kirche trugen, welche lehrt, „die Kirche ist da, wo das Evangelium richtig gelehrt, und die Sacramente recht verwaltet werden,“ die also auch nur diejenigen für ihre Diener erkennt, welche das Evangelium richtig lehren.

Unsere erste Frage ist nun beantwortet: es hat sich uns das Resultat ergeben, daß von einer auf legitime Weise vollzogenen Union im Preussischen nicht die Rede seyn kann. Steht nun dies fest, so ergibt sich uns die zweite Frage, was ist von den Maßregeln zu halten, wodurch die Union im Preussischen in's Leben der Kirche eingeführt worden ist, der Aufhebung der Schranken, welche früher das landesherrliche Kirchenregiment umgaben, so weit es sich auf die Lutherische Kirche bezog, der Aufhebung des Unterschiedes beider Concessionen in Befehung der Behörden, der Fakultäten, der Pfarrstellen, der Verpflichtung der Candidaten auf die Union, u. s. w. Es wird unmöglich seyn, der Antwort zu entgehen, daß diese Einrichtungen der nothwendigen Grundlage ihrer vollkommenen rechtlichen Gültigkeit entbehren, eines in jeder Beziehung gesetzmäßigen Bekenntnisses der Kirche zur Union.

Es könnte nun scheinen, als habe die Kirche nichts Eiligeres zu thun, als diese Sache vorzunehmen, damit entweder die Grundlage für diese praktischen Maßregeln nachträglich gewonnen, oder die Abschaffung derselben herbeigeführt werde. Allein in Wahrheit verhält sich die Sache ganz anders. Zuerst entbehrt unsere Kirche noch derjenigen Organisation, welche zur Gewinnung eines auch nur äußerlich legitimen Beschlusses erforderlich ist, und es wird, wenn man nicht künstlich machen will, was nur insoweit gut ist, als es aus dem freien Bildungstrieb der Kirche hervorgeht, noch geraume Zeit dauern, bis sie eine solche Organisation erhält. Es fehlt noch gar sehr an dem Geiste, der solche Organisation allein möglich macht. Dann wird das zweite Requisit eines wahrhaft gesetzmäßigen Be-

schlusses, die gründliche Erörterung des Verhältnisses der Union zur heiligen Schrift, auch noch ziemlich lange auf sich warten lassen. Es fehlt bis jetzt noch die umfassende Vorbereitung auf dem Gebiete der Theologie, welche jeder solcher kirchlichen Erörterung über die Lehre vorangehen muß, und die Theologie ist jetzt noch so sehr mit anderen, durch die Zeit ihr vorgelegten hochwichtigen Fragen beschäftigt, daß sie gewiß so bald nicht im Stande seyn wird, dieser Frage eine bedeutende und allgemeine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Endlich, das dritte Requisit, die Übereinstimmung der Diener und Glieder der Kirche in dem Wesentlichen ihres Lehrbegriffes ist auch jetzt noch nicht in dem Grade vorhanden, welcher zur Gewinnung eines gültigen Beschlusses erforderlich ist. Auch jetzt noch Masken die Menge. Zwar regt sich des Guten viel, und wir dürfen mit frohem Muthe der Zukunft entgegensehen, aber für jetzt ist alles noch in der Gährung und Entwickelung begriffen, und unsere Aufgabe ist die, heranzuwachsen zum vollen Mannesalter, nicht die, Beschlüsse zu fassen, deren die mündig gewordene Kirche dereinst spotten würde.

Ist die Union nicht auf legitime Weise vollzogen, und erscheint es für die Gegenwart und die nächste, oder vielmehr nähere Zukunft unmöglich diesen Mangel zu ergänzen, so könnte es leicht als gerathen erscheinen, daß man sofort den früheren Zustand genau wiederherstelle, und dasjenige, wodurch die Union in's Leben der Kirche eingeführt worden, als widerrechtlich be-seitige.

Wir können uns in der That den Gegnern der Union, die solches verlangen, nicht unbedingt entgegenstellen. Wir glauben, daß mit dem Zugeständnisse, das wir gemacht haben, die Anerkennung der Nothwendigkeit gewisser praktischer Concessionen an die exklusiven Lutheraner gegeben ist, und daß man sich derselben nur durch eine Inconsequenz entziehen kann. Diese Concessionen möchten etwa folgende seyn.

1. Man hat schon bisher „da, wo solche Gewissen sich fundgaben, die an manchen Formularen der Agende kein Genüge hatten, gestattet, daß namentlich bei Verwaltung der Sacramente, die genau confessionell gehaltenen Formulare der alten Agende beibehalten werden dürfen“ (Nagel S. 15.).

2. Eben so ist es mehreren Gemeinden auf Ansuchen ihres Geistlichen verstattet worden, bei Austheilung des Abendmahls den Lutherischen Tropus beibehalten zu dürfen (Nagel S. 30.).

Wir glauben, daß die Gegner der Union hier zu wenig verlangen, wenn sie an ihre Freunde das Ansuchen stellen, hier auch ferner „Toleranz zu üben, und diejenigen, die an den neuen Formularen (und an dem unirten Tropus beim Abendmahl) Anstoß nehmen, nicht unnütz in Gewissensnoth zu bringen“ (Nagel S. 16.). Es handelt sich hier nicht um Toleranz, sondern um Anerkennung eines wohlbegründeten Rechtes. Dasjenige, was hier bisher nur widerstrebend und im Wege der Gnade auf vielfaches Sollicitiren, und eigentlich nur im Ange-sichte der Lutherischen Separation gewährt wurde, das sollte fernherhin rein auf dem Wege der Gerechtigkeit mit willigem Ent-gegenkommen allen denjenigen gewährt werden, welche erklären, daß sie ihr Recht in Anspruch nehmen. Gesähe dies, so würde

die Gewährung einen ganz anderen Eindruck machen, wie bisher, wo sie als eine abgedrängene sich darstellte. Sie würde nicht ferner zu weiterem Andringen reizen, sondern beruhigend wirken.

3. So wenig wir die zuletzt noch von Albert ausgesprochene Anforderung als eine begründete anerkennen können, daß allen früher Lutherischen Gemeinden nur Prediger Lutherischen Herkommens und Lutherischer Überzeugung gegeben werden, so halten wir es doch nicht bloß für billig, sondern im strengsten Sinne für recht, daß allen Gemeinden, die darum einkommen sollten, Geistliche gewährt werden, die sich darüber ausgewiesen haben, daß sie in den Differenzpunkten dem Lutherischen (oder bei ursprünglich reformirten Gemeinden, dem reformirten) Lehrbegriffe zugethan sind.

Bei diesen drei Punkten suche man auch bedeutendere Minoritäten, so weit es irgend angeht, zufriedenzustellen, und wo dies nicht möglich ist, erkenne man wenigstens im Princip ihr Recht auf den alten Besitzstand an.

4. Der von den Candidaten verlangte Beitritt zur Union trägt zu sehr den Charakter einer List — die zu Gegenlisten einladet, wie man eine solche z. B. in der eben erschienenen Schrift des Past. Hollatz, das Princip der Union, Stettin 1843 S. 38., findet —, als daß diese Maßregel füglich länger beibehalten werden könnte.

Wir glauben, indem wir diese Wünsche hier aussprechen, im Namen aller besonnenen Freunde der Union zu reden. Manche unter diesen haben sich bereits in ganz ähnlicher Weise ausgesprochen. So sagt Richter in dem Kirchenrechte S. 437.: „Hiebei ist jedoch vorauszusetzen, daß die Vereinigung überall ein Werk freier Entschließung sey, daß also gegen dissentirende Gemeinden kein Zwang zur Liebe angewendet, sondern ihnen, bis auch sie dem Werke der Versöhnung beitreten, ihr bisheriger abgesonderter Rechtsbestand unverkümmert belassen werde.“ Und in einer uns vorliegenden Denkschrift eines hochgestellten Kirchenbeamten über die Union heißt es: „Je mehr die Gewissen gesichert bleiben, um so gewissere Schritte können zur Förderung der Union in Deutschland und Preußen geschehen.“

Wollen aber diejenigen, welche der Union abgeneigt sind, weiter gehen, setzen sie es sich schon jetzt zum Ziele, die Union überhaupt zu unterminiren und bei der ersten vorkommenden Gelegenheit zu sprengen, so müssen wir ihnen entschieden entgegenreten, als solchen, die wider Gott streiten, indem sie etwas unternehmen, wozu der gegenwärtige Zustand der Kirche, mit klarem Auge betrachtet, und so wie er sich im Ganzen, nicht in irgend einem einzelnen Winkel darstellt, in keiner Weise eine Aufforderung darbietet.

Die Union ist ein Factum, sie ist in den bereits früher entwickelten Beziehungen im Besitze. Ob sie sich auf die Dauer in demselben behaupten, ob die Kirche sich für sie entscheiden werde, ist noch streitig. Das aber ist gewiß, daß die Zahl ihrer Freunde, der schriftgläubigen und kirchlich gesinnten — die uns alleine zählen, denn die übrigen werden zu seiner Zeit versiegen wie Spreu vor dem Winde — für jetzt noch weit größer ist, wie die Zahl ihrer Gegner. Derjenigen, „welche das Bewußtseyn tra-

gen, daß der Unionsgedanke ein Glaubensartikel ist, und daß für die Union kämpfen für Gottes Wort kämpfen heiße,“ und denen dies Bewußtseyn „das nöthige Interesse, Kraft und Begeisterung“ spendet, sind weit mehrere, als wie Herr Past. Nagel zu glauben scheint. Dagegen ist die Zahl der Gegner der Union viel kleiner, wie diese selbst dies zu meinen scheinen. Sie sind in einige wenige Gegenden zusammengedrängt, und da geschieht es nur zu leicht, daß man auf Grund der Wahrnehmungen in seinem engeren Kreise falsche Schlüsse in Bezug auf das Ganze macht. Außer Pommern, Schlesien, der Uckermark sind die Antipathien gegen die Union unbedeutend, und auch da, wo sie ihren Sitz haben, kommen sie nur in verhältnißmäßig kleinen Strichen vor.* Ist nun bis jetzt alle Aussicht vorhanden, daß der Besitz sich dereinst zum Rechte erheben werde, wie sollte es da nicht unbefonnen und unrecht seyn, diesen Besitz anzutasten, und die Kirche in erschütternde Kämpfe zu verwickeln, deren Ende doch kein anderes, als die Herstellung dieses Besitzes wäre? Wie sollte sich nicht vielmehr als die rechte Weise für die Gegner der Union die herausstellen, daß sie ihre Überzeugung zwar mit allem Eifer zu verbreiten suchen, eben so eifrig aber überall darauf dringen, daß man den faktischen Bestand der Union überall achte, weder gegen ihn anstürme, noch ihn heimlich zu untergraben suche. — Man hat wohl gemeint, auch die Freunde der Union an sich müßten sich in dem Kampfe gegen die bestehende den Gegnern derselben anschließen, und wirklich haben einige unter den ersteren von diesem Standpunkte aus den letzteren ein lebhaftes Wohlgefallen an ihren Bestrebungen bezeugt. Was nicht auf die rechte Weise unirt worden, sagen sie, müsse vorher desunirt werden, um dann wahrhaft unirt zu werden. Als ob eine nicht im rechten Geiste geschlossene Ehe, um eine wahre werden zu können, vorher geschieden und dann wieder eingeseget werden müsse! Haben etwa diejenigen, die mit der Feuersprige oder auf andere ähnliche Weise getauft wurden, erst wieder Heiden werden müssen, ehe sie rechte Christen wurden? Oder sollten wir zum Papstthum zurückkehren, weil bei der Reformation Habsucht und andere unlautere Motive im Spiele gewesen sind? Es ist offenbar, daß bei geschichtlichen Gestaltungen nicht die Art und Weise entscheidend ist, wie sie in's Leben getreten sind, sondern nur, ob sie an sich auf dem Grunde der Wahrheit beruhen. Nur wo dies nicht ist, da findet ein wirkliches vitium originis statt. Die Unreinigkeiten, welche die Geburt begleitet haben, können abgewaschen werden. Man darf gegen sie nicht gleichgültig seyn; man muß sie aufdecken, strafen, aber sind sie erkannt, so schaden sie nicht weiter. Und wer möchte läugnen, daß in Bezug auf die Union jene Erkenntniß jetzt schon ziemlich allgemein verbreitet ist, der schlechte Indifferentismus, die Schlaugigkeit der Gegner des Bekenntnisses der Kirche, die sich bei ihr theilgelte, schon jetzt in der Kirche gebrandmarkt dasieht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Jeder aufmerksame Leser wird einsehen, daß wir aus den Zahlenverhältnissen in keiner Weise auf Wahrheit und Irrthum schließen, sondern zu ganz anderem Zwecke auf sie hinweisen.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 10. Januar.

N. 3.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Wir wollen einmal den höchst unwahrscheinlichen Fall sehen, daß die Gegner der Union ihr Ziel, dieselbe zu sprengen, erreichen, was hätten sie damit gewonnen? Gewiß würden sie bald schmerzlich wünschen, die Schritte, die sie vorwärts gethan, zurückthun zu können. Würde das jetzt Verbundene voreilig gesondert, so würde eine große Menge solcher, die im Herzen der Lutherischen Richtung weit mehr angehören als der reformirten, sich der Reformirten Kirche, als der freieren, die auch die Lutherische Richtung nicht ausschließt, sobald sie nur nicht exklusiv seyn will, zuwenden, unter ihnen sehr Viele, deren Verlust die Lutherische Kirche besonders schmerzlich empfinden würde. Es könnte leicht kommen, daß die beiden Kirchen ihre früheren Plätze wechselten, die Reformirte sich als die Kirche, die Lutherische als ein Kirchlein darstellte. Bei der Besetzung der Pfarrstellen würde man in der Hauptsache gar nicht anders verfahren können, als man jetzt thut. Wollte man nicht mit aller Gewalt Heuchler bilden, mit roher Hand eingreifen in den gesunden Gang der Entwicklung, in dem die Entscheidung in Bezug auf das Feinere in der Lehre von den Sakramenten nicht dem Anfange angehört, der es vielmehr einzig mit der Rechtfertigung zu thun hat und dem, was unmittelbar mit ihr zusammenhängt, sondern dem Ende: so würde man die Überzeugung von der ausschließlichen Wahrheit der Lutherischen Abendmahlslehre nicht zur Bindung der Anstellung machen können. Thäte man es, man würde zum Theil grade die Begabtesten, Redlichsten, Tiefsten vom Amte ausschließen. Eben so würden auch die Behörden und die Fakultäten nur den Namen wechseln. Denn wo wären wohl die Männer, um namentlich die letzteren in exklusiv Lutherischem Geiste zu besetzen? Auch diejenigen Dozenten, die entschieden dem Lehrbegriffe der Kirche zugethan sind, haben fast ohne Ausnahme der Lutherischen und der reformirten Eigenthümlichkeit zugleich Einfluß auf sich gestattet, die Union sieht ihnen so tief, daß sie nimmer exklusiv Lutherisch werden würden, auch wenn sie sich die Mühe gäben es zu werden, und auch wenn sie selbst wädhnten es zu seyn.

Sehen wir aber den anderen, unendlich wahrscheinlicheren Fall, daß die Gegner der Union ihr Ziel nicht erreichten, so würde die Folge ihres voreiligen Ankämpfens gegen dieselbe keine andere seyn als die, daß sich eine zweite Lutherisch-separatistische Ablagerung bildete, deren Schicksal dem der ersten ganz gleich seyn würde. Wie diese würde sie, abgesondert aus dem großen Lebensprozeß der Kirche, unberührt von den mannigfachen heilsamen Einflüssen und Anregungen, welche der Theil aus dem

Ganzen empfängt, von den großen herzbewegenden Leiden und Freuden desselben nicht bewegt, immer starr hinsehend auf den einen willkürlich in den Vordergrund gestellten Punkt, und das Auge verschließend gegen Alles, was in unserer Zeit wirklich im Vordergrund steht, verurtheilt scheel zu sehen überall, wo der Herr gütig ist, weil in der Anerkennung desselben ihre eigene Verurtheilung liegt, einer stets wachsenden Versteinerung und Verknöcherung anheimfallen. Die Concordienformel würde ihnen schwerlich Ersatz geben für die Güter, deren sie sich muthwillig beraubt hätten.

Daß es wirklich nicht solche Eile hat mit der Beseitigung der Union, das sollten doch auch ihre eifrigsten Gegner aus der einen unlängbaren Thatsache abnehmen, daß das der Union zugewandte Preußen in Bezug auf die Wiederbelebung christlichen und kirchlichen Sinnes die Vergleichung mit keinem der Länder zu scheuen hat, in denen keine Schritte zur Union gethan worden sind, z. B. mit Sachsen, dessen vielfach gerühmtes reines Lutherthum es weder vor dem Tode schützen, noch bis jetzt aus ihm erwecken konnte. So viel folgt doch aus dieser Thatsache unwidersprechlich, daß der Geist weder kommt, wo die Union nicht ist, noch geht, wo sie ist, und ist dies, so kann die Unionsfrage nicht die eigentliche Lebensfrage der Kirche seyn, und es wird erlaubt, ja Pflicht seyn, in Bezug auf sie vorläufig den Standpunkt eines ruhigen Beobachters einzunehmen, nicht jetzt einen Kampf gegen sie zu unternehmen, bei dem für die Kämpfenden selbst nicht weniger wie Alles auf dem Spiele steht, und der die ganze Kirche aus der Bahn ihrer naturgemäßen Entwicklung herausreißen würde, nach der jetzt ganz andere Fragen sie beschäftigen sollten, ganz andere Kämpfe ihre vollen Kräfte in Anspruch nehmen.

Nicht bloß aber damit es den Gegnern der Union erleichtert werde, eine solche Stellung zu ihr einzunehmen, auch aus viel tiefer liegenden Gründen erscheint es uns als dringend nothwendig, ja als das Nothwendigste, was jetzt auf diesem Gebiete gethan werden kann, daß die höchste kirchliche Behörde in der Synodalfrage eine unumwundene und unzweideutige Antwort gebe. Daß man eine solche bisher vielfach umging, hat sicher mehr wie alles Andere dazu beigetragen, die Abneigung gegen die Union hervorzurufen. Mit vollem Rechte sagt Paf. Bette, die Evang. Kirche und ihr Bekenntniß, Berl. 1843, S. 101.: „Das ist die Schattenseite der Union, daß sich hinter sie allerlei Parteien mit ihren besonderen Interessen stecken können, daß sie von Parteinägern und Propheten, welche auf keinem Grunde der Vergangenheit, vielmehr, freilich kunstvoll, auf dem Schauffelsile ihrer Ideale stehen, als etwas angesehen wird, was durchaus neue Zustände des kirchlichen Lebens hervorzurufen bestimmt sey,

und woran sie Gelegenheit nehmen, mit den Hirngespinnsten ihrer Aufklärung im kirchlichen Leben Epoche zu machen." Man kann zwar mit gewissem Rechte behaupten, daß die kirchliche Oberbehörde an dieser Verirrung und Verwirrung unschuldig sey. „Keine der höchsten Behörden“ — sagt Albert S. 54. — „weder das Staatsoberhaupt, noch das betreffende hohe Ministerium hat irgend je von einer Annullirung der Bekenntnisschriften, wohl aber klar genug vom Gegentheil gesprochen. Mit Wissen und Willen der höchsten Staatsbehörden ist ferner die Verpflichtung der neu berufenen Geistlichen auf die symbolischen Bücher nie unterlassen worden. Die erneuerte Agende schreibt eine solche in bestimmten einfach klaren Worten vor.“ Allein wenn auch aus diesen und anderen Thatsachen gewiß ist, daß die kirchliche Behörde auf diesem Gebiete keinen Schritt zurückzuthun braucht, so dürfte doch unläugbar seyn, daß sie es bisher unterlassen hat, einen heilsamen Schritt vorwärts zu thun, der aller jener Verirrung und Verwirrung mit einem Male ein Ende gemacht haben würde. Man hat zwar wohl die fortwährende Gültigkeit der Bekenntnisschriften entschieden ausgesprochen, aber man hat es absichtlich vermieden, diese Bekenntnisschriften zu nennen und überall ist ein gewisses Schwanken in dieser Beziehung bemerklich. In der Cabinets-Ordre vom 28. Februar 1834 heißt es z. B.: „Die Autorität, welche die Bekenntnisschriften der beiden evangelischen Confessionen bisher gehabt, ist durch die Union nicht aufgehoben worden.“ Dies kann entweder so verstanden werden, daß für die Kirche in Preußen fortan die Bekenntnisschriften beider Confessionen Geltung haben sollen, so weit sie sich nicht widersprechen — dann entsteht eine lästige Überladung, und der theilweise Widerspruch würde die Autorität der Bekenntnisschriften in ihrem Consensus schwächen, und denjenigen, wenn nicht eine Berechtigung, doch einen scheinbaren Vorwand geben, die auch in diesem von ihnen abweichen —, oder es soll gesagt werden, für die früher Lutherisch gewesenem sollen die Lutherischen, für die reformirt gewesenem die reformirten Bekenntnisschriften gelten. Diese letztere Auffassung ist die zunächst liegende, sie wird auch in einem ohne Zweifel höheren Ortes veranlaßten Rescripte des Consistoriums in Breslau vom Jahre 1834 gradezu ausgesprochen (bei Albert S. 68.), das mit einem früheren in merkwürdigem Widerspruche steht (bei Albert S. 55.), in dem das Consistorium seinen Geistlichen die beruhigende Mittheilung macht, es habe „bereits höheren Ortes Einleitung getroffen,“ daß die Verpflichtung auf die Symbole, „da solche nur Menschenwerk wären,“ abgeschafft werde, angeblich zu Gunsten der heiligen Schrift, die nach der Ansicht der Herren Dr. v. Cölln, Schulz und Middelдорff doch ebenfalls nur Menschenwerk. Der praktischen Anwendbarkeit der so aufgefaßten Bestimmung aber stehen große Schwierigkeiten entgegen. Sie würde nur dann zureichend seyn, wenn die Union wirklich nichts weiter wäre, als eine wechselseitige Liebeserklärung der beiden in ihrem äußerem Bestande erhaltenen evangelischen Confessionen. Da aber durch sie die Gränzen derselben völlig verwischt worden sind, die Wahl der Geistlichen vorgenommen wird ohne Rücksicht auf die Confession, der

sie und der ihre Gemeinden ursprünglich angehören, eben so bei der Besetzung der Fakultäten und Behörden jede Rücksicht auf die Confession wegfällt, so wird wohl von dieser Bestimmung kaum über ihren nächsten Zweck hinaus, zur Beruhigung der durch die Lutherische Separation aufgeregten Gemüther zu dienen, Gebrauch gemacht werden können. Es würde sehr sonderbar erscheinen, wenn man um auszumitteln, auf welcher der beiden nicht mehr existirenden Confessionen Bekenntnisschriften ein Candidat zu verpflichten sey, in Untersuchungen über seine Abkunft von reformirten oder Lutherischen Vorfahren eingehen und dieser Zufälligkeit entscheidende Bedeutung beilegen wollte, eben so sonderbar, wenn man die Mitglieder einer und derselben Behörde auf verschiedene Bekenntnisschriften verpflichtete, und man würde in rathlose Verlegenheit gerathen, wo der confessionelle Ursprung des Geistlichen und der Gemeinde ein verschiedener.

Es scheint ein doppelter Grund gewesen zu seyn, welcher die Behörde verhinderte, auf diesem Gebiete festere und gewissere Tritte zu thun. Zuerst bei dem gemeinamen Symbole der Lutherischen und der reformirten Confession der Unterschied der veränderten und der unveränderten. Die erstere, wie noch zuletzt Gaupp wieder vorgeschlagen hat, als Symbol der unitarischen Evangelischen Kirche hinstellen, hieß der Lutherischen Confession in's Angesicht schlagen, welche sie entschieden verhorrescirt hat, und welche schon als die ungleich zahlreichere zarte Berücksichtigung verdiente, hieß zugleich das geschichtliche Recht der unveränderten verkennen, welche allein den Namen eines Bekenntnisses in vollem Sinne verdient, während die veränderte nichts weiter ist als eine hie und da gebilligte Privatschrift. Dagegen das Bekenntniß zur Confession vom Jahre 1530 konnte fast als ein Übertritt und Rücktritt des Landesherrn als summus episcopus zur Lutherischen Confession erscheinen und schien den Begriff der Union aufzuheben. Dies letztere Bedenken stellt sich aber bei näherer Untersuchung als ein bloß gedachtes, nicht wirkliches dar, während die Bedenken gegen die veränderte Confession volle Realität haben. Die unveränderte Augsburgerische Confession kann ohne alle Beeinträchtigung der Reformirten als Symbol der unitarischen Evangelischen Kirche in ihrem gegenwärtigen provisorischen Zustande proklamirt werden. Calvin selbst hat sie ohne alles Bedenken unterschrieben. Er sagt in einem Briefe vom Jahre 1557 (bei Cyprian, kirchl. Vereinig. d. Prot.): „Die Augsburgerische Confession habe ich vorläufig willig und freudig unterzeichnet.“ Dies geschah beim Antritte seiner Ämter in Straßburg, also ehe die veränderte Confession vom Jahre 1540 vorhanden war. Wie wenig die unveränderte mit ihrer in der veränderten weggelassenen Behauptung, daß der Leib und das Blut Christi im heiligen Abendmahl ausgetheilt werden, Calvin ein Bedenken erwecken konnte, zeigt seine Erklärung in der ersten Streitschrift gegen Westphal: „Wir weigern uns auch nicht zu bekennen, daß sein Leib auch für die Ungläubigen im Sakrament gegenwärtig, auch den Ungläubigen gegeben und ausgetheilt wird; sondern wir läugnen nur, daß er von diesen wirklich empfangen, oder ihnen wirklich zu Theil werde und selbst dies läugnen wir

nicht deswegen, weil sich ihnen Christus entzöge, oder nicht mittheilen wollte, sondern weil ihnen der Sinn, das Organ und die Empfänglichkeit zum Genuße gänzlich fehlt." In dem Leipziger Colloquium vom Jahre 1631, dessen Verhandlungen, so weit sie die reformirte Lehre enthalten, im Brandenburgischen zu symbolischer Autorität erhoben wurden (das Brandenburgische Bekenntnisbuch führt den Titel: Die drei Confessionen, welche in Churf. Brandenb. Edictis zu beobachten befohlen worden, Joh. Sigismundi, colloquium Lipsiacum, und Thornische Deklaration), heißt es (bei Niemeier coll. conf. p. 650.): „Da dann anfänglich die Churbrandenburg. und Fürstl. Heissichen Theologi sich freiwillig erkläret, daß sie mit Mund und Herzen zu der a. 1530 d. 25. Juni Kaiser Carolo dem Fünften von den Evangelischen Churfürsten und Ständen zu Augsburg, auf dem Reichstage, übergebenen Confession sich bekenneten, und derselben, wann und wo es begehrt würde, ohne einiges Bedenken unterschreiben wollten, segar daß ihnen auch nicht zuwider wäre mit Unterschreibung ebendessigen Exemplares, so im Chursächsischen Augapfel befindlich, ihren Consens zu bezeugen. Und wollten solches um so viel desto lieber und mehr thun, weil nicht allein sie an ihrem Orte die Pflicht auf die Augsb. Conf. geleistet, sondern auch zu derselben, sowohl als ihre gnädigste und gnädige Herrschaften in der Churbrandenburg und im Fürstenthum Hessen sich öffentlich jederzeit bekennen, sie auch in ihren Kirchen und Schulen getrieben hätten.“ Und später (S. 662.): „Da denn die Churbrand. und F. Heissichen Theologi den 10ten Art. vom h. Abendmahl ganz wie er in der a. 1530 übergebenen Confession lautet, von Worten zu Worten acceptiret und angenommen.“ Endlich, im Westphälischen Frieden bekennen sich die Reformirten mit Mund und Herz zu der dem Kaiser Karl im Jahre 1530 übergebenen Augsburger Confession (prostitentur sic dicti Reformati Augustanam confessionem augustissimo Imper. Carolo a. 1530 exhibitam ore et corde).

Ein zweites Bedenken der Kirchenbehörde betraf, wie es scheint, die besonderen Bekenntnisschriften, welche die Confessionen neben der gemeinsamen gehabt hatten. Sie abzuschaffen, erschien als widerrechtlich, ihre förmliche Anerkennung verwickelte in die schon früher dargelegten Schwierigkeiten. Dies Bedenken ist aber gewiß nicht von solcher Bedeutung, daß seinetwegen die Kirche länger in dem traurigen Zustande der Unsicherheit in Bezug auf das Bekenntniß überhaupt bleiben dürfte. Man kann ihm aus dem Wege gehen, indem man neben den Symbolen der alten Kirche und der Augsburgischen Confession noch im Allgemeinen die übrigen Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche nennt, und es der mündig gewordenen Kirche überläßt, das Nähere über ihre Geltung zu bestimmen, deren theilweise Suspendirung während des Provisoriums um so weniger als unlutherisch gelten kann, da ganze Lutherische Kirchen, wie z. B. die Dänemarks, sich nur mit Einnahme des kleinen Lutherischen Katechismus, der aber auch in Preußen faktisch volle Geltung hat, auf die Anerkennung der genannten Symbole beschränkt haben, ohne deshalb von den übrigen irgend einen Vorwurf zu erleiden.

Eine fernere Frage ist nun noch die, wie auf die Bekenntnisse zu verpflichten sey. Hier müssen wir uns unbedingt gegen Gaupp erklären, welcher meint, die Verpflichtung solle nur mit dem „beliebten“ quatenus geschehen, daneben aber solle, damit diese Verpflichtung nicht völlig illusorisch sey, „ein unantastbarer Lehrern des Bekenntnisses ausgezeichnet werden, an welchen, und zwar seinem Wortlaute nach, die Diener der Kirche ohne Ausnahme gebunden seyn sollten.“ Gaupp selbst gesteht zu, daß die kirchliche Behörde nicht das Recht habe, eine solche wesentliche Veränderung in dem Bekenntnisstande der Kirche vorzunehmen. Er verlangt, damit sie in rechtmäßiger Weise zu Stande kommen könne, die Errichtung einer Synodalverfassung. Würde dieser Wunsch erfüllt, so möchte uns aber leicht statt des Kernes der Augsburgischen Confession nur die Schale derselben übrig bleiben. Wie ein rechtmäßiger Beschluß auch auf diesem Wege, wie die Sachen jetzt stehen, nicht zu Stande kommen könne, haben wir schon früher nachgewiesen.

Unserer Überzeugung nach ist gar keine Verpflichtung auf die Symbole noch besser als eine unbestimmte, oder gar eine solche, die sich anmaßt, ein Bekenntniß innerhalb des Bekenntnisses festzustellen. Denn wo die Verpflichtung fehlt, da behalten die Bekenntnisse doch das Recht, welches sie an sich haben, und die Kirche kann dasselbe, sobald sie wieder zum Bewußtseyn ihrer selbst gelangt, wieder geltend machen.

Das Bedürfnis aber, welches jene Ansicht von Gaupp hervorgerufen hat, bedarf, so weit es überhaupt ein solches ist, worauf Rücksicht zu nehmen, gar nicht einer so gefährlichen Befriedigung. Auch wenn die Verpflichtung auf die Bekenntnisse eine unbedingte ist, darf man nicht fürchten in Konflikt mit der Zeit zu gerathen, sofern dieselbe nur in der Hauptsache kirchlich gerichtet ist. Denn

1. „Bekenntnisschriften können nur insofern Verbindlichkeit haben, als ihr Inhalt eben Bekenntniß des Glaubens ist. Weitere dogmatische Explicationen, Beweisführungen u. s. w. gehören nicht den Bekenntnisschriften als solchen an, werden daher auch nicht von denjenigen mitbekannt, die sich zu ihrem Inhalte bekannt haben, und dürfen ihnen von der kirchlichen Behörde nicht aufgedrungen werden.“ So spricht sich die Berliner theologische Fakultät in ihrem Bedenken in der Altenburger Angelegenheit aus, und in der Hauptsache auch Dr. Rudelbach, Einl. z. Augsb. Conf., den Niemand einer latitudinären Ansicht in Bezug auf die Bekenntnisschriften beschuldigen wird. Er rechnet zu dem minder Wesentlichen Alles, was bloß zur Beweisführung gehört, und die beiläufigen Erläuterungen und Bemerkungen.

2. So wenig die kirchliche Behörde das Recht hat, in dem Bestande des kirchlichen Lehrbegriffes irgend etwas zu ändern, so verantwortungsvoll es grade in unserer Zeit seyn würde, wenn sie sich dies Recht anmaßen wollte, einer Zeit des Überganges, die zu nichts weniger Beruf hat, wie zur Gesetzgebung auf kirchlichem Gebiete, die schon im nächsten Jahre mit entschiedener Glaubenszuversicht wieder sehen kann, was ihr in diesem noch völlig zweifelhaft erscheint: so entschieden hat sie das

Recht und die Pflicht, in der Handhabung des kirchlichen Lehrbegriffes der Zeit Rechnung zu tragen. In unserer Zeit, als einer solchen Föhrung, des Überganges, ist ihre Aufgabe die, der Kirche zunächst ihre Haupt- und Grundlehren, die allen christlichen Kirchen gemeinsamen und dann die von der Rechtfertigung aus dem Glauben, und was mit ihr unmittelbar zusammenhängt, zu erhalten. Erst mit dem Erstarken des kirchlichen Bewußtseyns und genau nach dem Maße desselben schreitet sie weiter fort.

3. Die Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften erhält, auch wenn sie der Form nach sich stets gleich bleibt, durch die verschiedene Beschaffenheit der Zeiten eine nähere Modifikation. In einer Zeit wie die unsrige kann schon derjenige mit gutem Gewissen Diener der Kirche werden und bleiben, der sich in ihren gewissenhaft und auf historischem Wege auszumittelnden Grundlehren mit ihr eins weiß, vorausgesetzt natürlich, daß er dasjenige, worin er das Bekenntniß der Kirche noch nicht zu dem seinigen machen kann, in seinen Vorträgen unberührt läßt. Denn widersprechen darf er dem Bekenntnisse der Kirche in keiner Weise.

Also die Augsburgerische Confession vom Jahre 1530. *) Daß diese in der Evangelischen Kirche Preußens von neuem als Pflanzort hoch aufgepflanzt werde, dahin zu wirken mögen die Gegner und die Freunde der Union, die für jetzt noch gar nicht Ursache haben, verschiedene Wege einzuschlagen, die noch geraume Zeit einträchtig zusammenwohnen können, mögen eben so diejenigen, welche diesem Bekenntniß in allen Punkten und diejenigen, welche ihm nur in dem Artikel der stehenden und fallenden Kirche beistimmen, sich vereinigen! Das Kirchenregiment wird, wenn es nicht vorangeht, sicher folgen. Jeder suche die Schuld, daß es bis dahin noch nicht weiter fortgeschritten ist, zunächst bei sich, und mache wieder gut, was er versäumt hat!

Wenden wir uns jetzt von der Betrachtung der Union, wie sie in Preußen faktisch besteht, zur Betrachtung der Union an sich. Es gilt hier die Beantwortung der Frage, ob die Vereinigung der Deutsch Reformirten Kirche mit der Deutsch Lutherischen als möglich, rathsam und heilbringend zu betrachten sey, oder nicht.

Wir sagen mit Bedacht der Deutsch Reformirten Kirche. Nach unserer Überzeugung hat man die Beantwortung der Frage sehr erschwert und den Gegnern der Union einen bedeutenden Vortheil eingeräumt, indem man immer von der Reformirten Kirche überhaupt redete. Die Deutsch Reformirte Kirche ist von der in anderen Ländern in wichtigen Punkten verschieden und steht der Lutherischen Kirche bedeutend näher. Sie ist auf

Lutherischem Boden erwachsen, nichts Anderes, als die mildere Melancthon'sche Richtung, deren Anhänger über ein halbes Jahrhundert als Glieder der Lutherischen Kirche anerkannt, dann aber in Folge ihrer traurigen Umtriebe in Sachsen, wo sie ihre Richtung mit Verdrängung der strengeren zur Herrschaft zu erheben trachteten, zum Austritte genöthigt wurden, und nun, um nicht allein zu stehen, an die Reformirte Kirche des Auslandes sich anlehnten. Nur die Concordienformel hat, die bis dahin Lutheraner waren in Reformirte verwandelt. Vor dem Jahre, in welchem die Concordienformel ausging, hatten die Reformirten in dem Römischen Reiche nur zwei ecclesiolas (vgl. Cyprian S. 446.). Das Bremer Ministerium in seiner lehrreichen, aber wenig gekannten Bekenntnisschrift vom Jahre 1590 unter dem Titel: „ausführliche, wahrhafte und beständige Erzählung,“ hat einen besonderen Abschnitt: „Philippi treue Nachfolger, so man für Calvinisten ausruft, haben keine andere als die bisher erzählte Lehr und Bekenntniß Philippi,“ der mit den Worten schließt: „Daher gottselige Herzen desto mehr zu erkennen, daß dies nicht ein geringer Frevel sey, daß man Herrn Philippum bezüchtiget, als hätte er seine vorige Lehr nach Dr. Luthers Tode erst geändert und sich auf Calvin's Seiten gewendet, und daß man Philippi treue Nachfolger mit dem Calvinischen Namen als die ärgsten Keger beschweret und übel ausruft, gleichsam sie eine andere oder fremde Lehre führten als Philippus vor und nach dem Tode Lutheri bekannt hat.“ Der Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach beschwert sich in der 1601 erscheinenden Vertheidigung des sogenannten Staffortischen Buches, wodurch er sich öffentlich zur reformirten Lehre bekannt hatte, „daß man sein Buch Calvinisch genannt, und es damit verdächtig gemacht, da er doch noch nie Calvin's und Bezä's Schriften gelesen, auch keine bloße Zeichen im Abendmahl und kein Absolut-Decret statuiret; sondern bekannte, daß im heil. Abendmahl der wahre, wesentliche Leib und Blut Christi genossen würde; darum aber wäre er nicht gleich Calvinisch, weil er die Ubiquität in seinen Landen nicht wollte predigen lassen.“ Walch S. 523. Unter den Reformirten selbst ist dieser Unterschied zur Anerkennung gekommen. Die Deutschen Reformirten sind von den ächten Söhnen der Schweizerischen Reformatoren stets als verdächtig angesehen worden. „Nach der engeren Bedeutung“ — sagt Walch S. 153. — „kann man diejenigen zu den Reformirten rechnen, welche das Ansehen der Schlüsse des Dorbrechtischen Synodi erkennen, sich danach richten und von unserer Evangelischen Kirche vornehmlich in der Lehre vom Abendmahl und von der Prädestination nebst einigen anderen damit verknüpften Punkten abgehen. Diejenigen, die solches thun, sehen sich selbst als genuine Reformirte an, und wollen die Anderen, die von ihnen in gewissen Stücken abweichen, sich gelinder erklären und unserer Kirche was näher kommen, nicht als Orthodoxe gelten lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Ohne daß es nöthig wäre diese Bezeichnung oder die der un- veränderten immer im Munde zu führen. Die Confession von 1530 ist die Augsburgerische Confession schlechthin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 13. Januar.

N^o 4.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Zu der Absonderung der Deutschen Reformirten von den übrigen ist man jetzt um so mehr berechtigt, da der Zusammenhang, in dem die Deutsche Reformirte Kirche früher mit den auswärtigen stand, jetzt völlig aufgelöst ist. Die Behauptung von Budeus (bei Eyprian S. 408.): „Die Union soll ja nicht mit einigen Personen, sondern mit der ganzen Reformirten Kirche geschehen. Und also muß man auch sehen, was die ganze Reformirte Kirche lehrt,“ hatte zur Zeit, da sie ausgesprochen wurde, einen gewissen Schein, jetzt aber ist derselbe ganz beseitigt.

Faßt man vorläufig nur das Verhältniß der Deutsch-Reformirten zu der Lutherischen Kirche in's Auge und überläßt es einem späteren Stadium der Sache, zu entscheiden, inwiefern, wenn auch nicht eine Union (zu der hier keine rechte Veranlassung vorliegt), doch eine Annäherung und Verbündung zwischen der Deutschen Gesamtkirche und den „genuinen Reformirten“ stattfinden kann, so umgeht man namentlich die schwierige Frage, ob die harte Prädestinationslehre ein entscheidendes Hinderniß der kirchlichen Gemeinschaft sey, eine Frage, zu deren bejahender Antwort allerdings Manches geneigt, Anderes aber auch wieder sehr bedenklich machen muß, sie auszusprechen, namentlich die Thatsache, daß neben Augustinus und Calvin, auch Luther (de servo arbitrio) sich zu dieser Lehre bekannt hat, den man doch nicht von der Kirche ausschließen kann, die durch seinen Dienst gegründet worden, und die Wahrnehmung, daß diese Lehre, die, wie die Abscheidung aller ihrer verderblichen praktischen Consequenzen zeigt, bei den Reformirten überall mehr im Kopfe als im Herzen ihren Sitz gehabt hat, ihrem Ursprunge, nicht aus einer subjektiven Neigung, sondern aus der unbedingten Unterwerfung unter die Autorität der falsch verstandenen Schrift gemäß, nicht gehindert hat, daß in der Reformirten Kirche die großen evangelischen Wahrheiten, in deren Anerkennung beide Confessionen übereinstimmen, dieselben heilsamen Wirkungen, wie in der Lutherischen, entwickelten.

Die Beantwortung der Frage nun, ob zwischen der Deutsch-Reformirten und der Lutherischen Kirche eine Vereinigung möglich und rathsam sey, hängt ganz davon ab, in welches Verhältniß man das Bekenntniß der Kirche zur Dogmatik derselben und zum individuellen Glauben ihrer Glieder stellt. Setzt man den Unterschied zwischen beiden ganz auf, empfindet man mit Past. Nagel ein unbedingtes Grauen vor jeder „leeren Stelle im Bekenntniß,“ bestimmt man mit Dr. Rudelbach, Reformation, Lutherthum und Union S. 605., den Begriff des Fundamental so, daß er eigentlich sich selbst aufhebt, daß alles irgend

Wahre zugleich zum Fundamentalen erhoben wird, *) so kann von Union nicht ferner die Rede seyn. Sobald man aber nur irgend scheidet, sobald man dem Bekenntniß der Kirche nur dasjenige zuweist, was in einem offen zu Tage liegenden engen Zusammenhange mit den Grundlehren der christlichen Kirche überhaupt, und speciell denen der Evangelischen, von der Autorität der heiligen Schrift und der Rechtfertigung durch den Glauben, steht, das Übrige der freien Bewegung der Theologie und ihrer kämpfenden Gegensätze und dem individuellen Glauben anheimgibt, der auch dem weniger offenbaren Zusammenhange mit den Grundlehren nachgeht: so muß jedes Bedenken gegen die Union schwinden.

Man sollte sagen, die Geschichte hätte schon längst in einer Jedem, der sehen kann und will, offenbaren Weise entschieden, welche von diesen beiden entgegenstehenden Überzeugungen die rechte sey. Der erste besonders durch Schuld der Umtriebe der Cryptocalvinisten von der Concordienformel angebahnte Weg hat zum Verderben geführt. Eine Kirche, die keine fastigen Streitigkeiten, sondern nur Schulgezänk in ihrem Schoße dulden kann, muß bald erstarren und verknöchern, besonders wenn sie, wie dies in Sachsen der Fall war, noch dazu keine andere Kirche neben sich hat, und im Kampfe mit ihr die Lebensgeister wach erhalten kann. Es war für die Lutherische Kirche in Brandenburg von unendlichem Vortheil, daß der Landesherr zur reformirten Confession übertrat, und damit diese sich neben ihr erhob. Das zweite Stadium ist der Abfall zum Unglauben. Es gibt kein sichereres Mittel, die Auflösung der Kirche herbeizuführen, als wenn man sie inducirt, Alles zu binden, auch das, was nicht gebunden werden soll. Der Geist, wenn er zum Bewußtseyn kommt, daß ihm überhaupt etwas aufgedrungen worden, ruht nicht, bis er Alles abgeworfen hat. Den Anmaßungen der Kirche nicht weniger wie des Staates folgt überall die Revolution. Und auch wenn diese verderbliche zweite Folge bereits eingetreten ist, wirkt die erste noch fort, und sie ist es, die die zweite erst recht verderblich macht. Die vorangegangene Erstarrung und Verknöcherung gibt dem Unglauben eine furchtbare Zähigkeit. Nirgends sieht der Nationalismus fester, als in den Gegenden, in denen früher die E. K. die unbedingteste Herr-

*) „Fundamental ist nicht bloß die Grundlage des Glaubens selbst, sondern auch das Gebäude, das auf diesem Fundamente sich erhebt, nicht bloß das Stützende und Tragende, sondern auch was dieses zu einem lebendigen Ganzen verbindet, nicht bloß das den Glauben bewahrende, sondern auch das den Unglauben abwehrende. — Es ist aber in diesen drei Reichen keine Abstufung vom Wichtigeren zum minder Wichtigen.“

schaft ausgeübt hat. Die Bewegung zu ihm hin ging dort langsamer, aber nicht aus einem tieferen Grunde, sondern nur weil die Regsamkeit des Geistes eine geringere war. Sobald sie ihr Ziel erreicht hatte, verschloß man das Ohr auch gegen die lautesten Anmahnungen der Zeit zur Rückkehr. — Diejenigen, welche uns wieder in die Bahn der E. F. zurücklenken möchten, mögen sich wohl bedenken! Erreichten sie ihr Ziel, so wäre es zugleich gewiß, daß wir den traurigen Weg der Vergangenheit noch einmal wieder von Anfang bis zu Ende zurücklegen müßten.

Es ist ein großer Irrthum, wenn man meint, jene engere Ansicht vom Bekenntniß sey die der Lutherischen Kirche. Die freiere hat wenigstens gleiches Recht, dies zu behaupten. In der Zeit vor Einführung der E. F., die von weit größerer Bedeutung seyn muß, als die spätere, war sie ziemlich die herrschende. Luther selbst hat ihr mehrfach praktisch gehuldigt. Auf dem Colloquium in Marburg sagte er den Reformirten die kirchliche Gemeinschaft nicht auf, obgleich diese damals noch wenig von derjenigen Ansicht vom heiligen Abendmahl abgelassen hatten, die Calvin als eine profane bezeichnet. „Also“ — sagt er in dem kurzen Bek. vom Sakr. W. B. Th. 20. S. 2205. — „sahieden wir von Marburg, mit solcher Hoffnung, weil sie alle christlichen Artikel nachgaben, und in diesem Artikel des heiligen Sakraments auch vom vorigen Irrthum (daß es schlecht Brod wäre) abtraten, sie würden vollends gar und ganz mit der Zeit zu uns treten.“ In der Angelegenheit der Wittenberger Concordie vom Jahre 1536 wurde von Luther nicht die unbedingte Annahme seiner Lehre vom Abendmahl, sondern nur so viel als nothwendig zur kirchlichen Gemeinschaft hingestellt, als Calvin und ihm folgend die spätere Reformirte Kirche willig und von Herzen angenommen hat, und als auch dies den Schweizern noch zu viel war, und sie mit voller Offenheit in einem Schreiben an Luther den Unterschied zwischen ihm und ihnen in dieser Lehre in seiner ganzen Schärfe darlegten, suchte dieser dennoch die kirchliche Gemeinschaft mit ihnen aufrecht zu erhalten. In einem Schreiben an sie vom 1. December 1537 sagte er u. A.: „wir denken da keiner Aufzahrt noch Niederkahrt, die da sollt geschehen, sondern wir bleiben schlecht und einfältiglich bei seinen Worten: das ist mein Leib, das ist mein Blut. Doch wie droben gesagt, wo wir hierin einander nicht gänzlich verständen, so sey das jetzt das Beste, daß wir gegen einander freundlich seyen, und immer zu einander das Beste versehen, bis das Glüm und trübe Wasser sich setze.“ Luther sah ferner ruhig der Veränderung zu, welche Melancthon mit der Augsbургischen Confession vornahm, und als später der Churfürstl. Sächsisch Hof gegen Melancthon einschreiten wollte, war es Luther, der ihn vertrat. — Wie tiefe Wurzeln die freiere Ansicht von der Kirche unter den Lutheranern geschlagen, das erhellt aus der Thatfache, daß die veränderte Augsbургische Confession anfangs allgemeine Billigung erhielt, daß sie auf den Religionsgesprächen zu Worms und zu Regensburg von den Protestanten als das gemeinsame Bekenntniß übergeben wurde, daß man sich ihrer noch auf dem Fürstentage in Raumburg im Jahre 1561 annahm, und aus so vielen anderen Thatfachen, die man

z. B. in der Bremer „ausführl. Erzählung“ und bei Gaupp S. 169 ff. zusammengestellt findet. Auch in den Zeiten der herrschenden Engherzigkeit ging die freiere Richtung nicht ganz unter. Ein Denkmal derselben ist der Westphälische Friedensschluß, in dem, trotz der Opposition Churfachsens, den Reformirten die Augsburgische Confessionsverwandtschaft ausdrücklich zuerkannt wurde, ein Denkmal das Bestehen des Corpus Evangelicorum, in dem das reformirte Brandenburg stets eine sehr einflußreiche Stellung einnahm. — Aber auch da, wo praktisch die freiere Richtung völlig verläugnet wurde, blieb derselben ihre theoretische Grundlage noch immer gesichert. Durch die ganze Lutherische Theologie des siebzehnten Jahrhunderts zieht sich die Unterscheidung zwischen fundamentalen und minder wesentlichen Artikeln, deren nothwendige Consequenz die Unterscheidung zwischen Bekenntniß und Dogmatik ist. Joh. Gerhard, indem er sie vorträgt (Th. 7. S. 167.), erinnert an das warnende Beispiel der Jesuiten, welche auf dem Colloquium zu Regensburg behaupteten, es sey ein Glaubensartikel, daß das Hündlein des Tobias mit dem Schwanz gedewelt habe. Hunnius, der nur solche Glaubens- und Lehrsätze für fundamental erklärt, die zur Hervorbringung des seligmachenden Glaubens durchaus erforderlich sind, muß sich von Dr. Rudelbach (S. 604.) einer glücklicherweise „nur theoretischen Mißweisung“ anklagen lassen, von seinem Standpunkte ganz mit Recht. Denn wurde mit dieser Theorie Ernst gemacht, so mußte die Opposition gegen die Union schwinden.

Noch müssen wir hier auf die Behauptung eingehen, die uns oft entgegengetreten ist, ein einmal in die Geschichte eingetretenes Moment, wie die Differenz zwischen der Reformirten und der Lutherischen Kirche, lasse sich unmöglich „durch irgend eine Apocope überwinden oder beseitigen.“ Man könne über die Entschlingung dieser Differenz trauern, das Fortbestehen der einmal entstandenen sey in der Natur der Sache begründet. Wir antworten hierauf: soll denn derjenige, der sich einmal verirrt hat, verdammt seyn, nun auch immer auf dem Irrwege fortzuwandern, und nicht vielmehr, sobald er ihn erkannt hat, wieder in den rechten Weg einlenken? Sind wir denn verurtheilt, Sklaven der Geschichte zu seyn? Lassen sich nicht eine Menge Beispiele einer solchen versuchten und mit Glück durchgeführten Apocope beibringen? Haben nicht die Reformatoren mit einem scharfen Schritte das scheinbar unzertrennliche Band zwischen der Kirche und dem Scholasticismus, der Arbeit von Jahrhunderten, durchgeschnitten? Und dann handelt es sich ja hier gar nicht um eine Beseitigung der Differenzpunkte, sondern nur um eine Verweisung derselben aus dem Gebiete des Bekenntnisses in das, dem sie angehören. Jede indifferentistische Betrachtungsweise derselben verhorresciren wir nicht weniger, als unsere Gegner.

Wenden wir uns nach diesen Vorbemerkungen zur Betrachtung der einzelnen zwischen Reformirten und Lutheranern streitigen Lehrpunkte, und sehen, ob in Bezug auf sie zwischen der Lutherischen und der Deutsch-Reformirten Kirche ein Gegensatz stattfindet, welcher die Union unmöglich oder auch nur bedenklich macht.

Am wenigsten dürfen wir uns hier wohl bei der Lehre der Lutherischen Kirche von der *communicatio idiomatum* und der Allgegenwart Christi nach seiner menschlichen Natur aufhalten. Sehr Wenige, welche der Union abgeneigt sind, möchten eine auch nur irgend umfassende historische Kenntniß dieses Streitpunktes besitzen, noch Wenigere sich dem Gefühle und Zugeständnisse entziehen können, daß man sich hier auf dem Gebiete der Theologie, die sich zu seiner Zeit mit dieser Lehre wieder sehr ernstlich wird beschäftigen müssen, und nicht des Bekenntnisses befinde. Bekanntlich hat Luther selbst sich zuletzt mißbilligend gegen diejenigen ausgesprochen, welche die absolute Ubiquität lehren und auf Grund derselben die leibliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl behaupten, eine Erklärung, welche den Anhängern der Ubiquität so unangenehm war, daß sie sogar wagten, ihre Unächtheit zu behaupten. Die Braunschweigische Kirchenordnung bestimmt, „daß man die Ubiquität weder glauben, noch lehren soll, welche man in die himmlische hohe Schule sparen muß,“ und auch nachdem dieselbe in der E. K. zu symbolischer Autorität erhoben worden, hörte der Widerspruch gegen sie nicht auf, ja grade diese Lehre bildete den Hauptgrund der Verwerfung der E. K. in so manchen Lutherischen Ländern. Am entschiedensten traten gegen diese Lehre die Braunschweigischen Theologen in die Schranken. Sie sagen u. A.: „Weil dann kein Gottes Wort in ganzer heiliger Schrift kann gezeigt noch vorgebracht werden, daraus klärllich erwiesen würde, daß Christus nach seiner Menschheit allenthalben gegenwärtig sey, so thun die nicht wohl, werden's auch gegen Gott nicht verantworten können, die eine solche neue Lehr, von welcher die ganze Christenheit vor so viel hundert Jahren nichts gewußt, der Gemeinde Jesu Christi als einen Artikel des Glaubens wollen aufdringen“ (in der interessanten Sammlung der Streitschriften über diesen Gegenstand zwischen den Braunschweiger und Würtemberger Theologen: *Acta zum Concordiabuch*, 1589, B. S. 7.). Schon Speener erklärte (*consil. lat.* 1. p. 107.): „Da nicht wenige Evangelische, der Strenge mehr abgeneigt, in diesem Artikel beinahe mit den Reformirten übereinstimmen, indem sie die Lehre von der Ubiquität oder Allenthalbenheit nicht zulassen, und doch deshalb die Einheit mit den Strengeren nicht abgebrochen haben: so ist offenbar, daß dieser Unterschied die Union mit den Reformirten nicht hindern darf.“

Bei der Lehre von der Prädestination genügt es, eine Äußerung von Dr. Rudelbach (S. 337.) anzuführen: „Die Märkische Confession, so wie sie in diesem Lehrpunkte überhaupt rein ist, hat auch die einzelnen Bestimmungen sorgfältig zusammengeordnet, und der partielle Widerspruch gegen einen gangbaren Lutherischen Ausdruck, daß Gott *propter fidem praeviam* diejenigen, die er zuvor ersehen, auserwählt habe, kann uns nicht stören, da wir mit jenem Ausdrucke nicht den Grund der Erwählung, auch nicht einmal ein sollicitirendes Moment, wodurch der Glaube zu einem Menschenwerke herabsinken würde, sondern die im Grunde mitgesetzte Folge und eben die Verneinung aller menschlichen Würdigkeit (denn Gläubige und Gottes Kinder sind es nur durch Gottes und

Christi Macht) bezeichnen. Übrigens lehrt die Märkische Confession mit Recht, daß dieser Artikel von der Vorsehung zum ewigen Leben der allererlöstlichsten einer sey; sie läßt die Verdammniß eine Folge der Sünde und des Unglaubens seyn, und verwirft ausdrücklich das *decretum absolutum*.“ Mit diesem Bekenntniß stimmt der faktische Zustand der Deutsch-Reformirten Kirche genau überein. Es möchten in ihr wohl nicht sechs Geistliche gefunden werden, welche der Calvinischen Prädestinationslehre anhängen, außerhalb der Gegenden, auf welche die Nähe Hollands Einfluß ausübt, wohl kein Einziger. Vereinzelte Fälle von Hinneigung zur Prädestinationslehre finden sich aber auch in der Lutherischen Kirche. Der Deutsche Charakter hat nie Neigung gezeigt, nach dieser Seite hin auszufahren, und so läßt sich auch für die Zukunft nicht besorgen, daß diese Lehre in der Deutsch-Reformirten Kirche wieder aufleben werde, am wenigsten, wenn sie durch die Union mit der Lutherischen von ihren auswärtigen Verbindungen abgezogen wird.

In dem Artikel von der Taufe spricht sich die *Confessio Sigismundi* ganz übereinstimmend mit den Lutherischen Bekenntnisschriften aus: „Von der heil. Taufe glauben und bekennen seine Churfürstl. Gn., daß dieselbe sey wahrhaftig ein Bad der Wiedergeburt und Erneuerung im heil. Geiste, und daß Niemand ins Himmelreich kommen kann, es sey denn, daß er wiedergeboren werde durchs Wasser und Geist, nicht daß das äußerliche Wasserbad von Sünden waschen und wiedergebären könne, sondern daß in solchem heiligen Sakrament die Gläubigen zu Kindern Gottes angenommen, durch das Blut Christi und den heil. Geist von ihren Sünden abgewaschen, und durch dieses sichtbare Zeichen des Gnadenbundes gleichsam durch ein gewiß Siegel versichert werden ihrer Seligkeit.“ Bei dem Leipziger Gespräch erklärten die Brandenburgischen und Hessischen Theologen: „Den 5., 6., 7., 8. Artikel (der Augsb. Conf.) haben Sie durch und durch ohne einigen Auszug gleich den Chursächsischen angenommen, den neunten ingleichen und dabei ausdrücklich gemeldet, daß die heil. Taufe um des göttlichen Befehls willen als ein verordnetes Mittel zur Seligkeit nöthig sey,“ u. s. w. Daß auch in einer Reihe auswärtiger reformirter Confessionen die Taufe als wirksames Gnadenmittel anerkannt werde, gesteht Dr. Rudelbach (S. 321.) zu.

Bei der Lehre vom heiligen Abendmahl kommt es vor Allem darauf an, daß die hier unlösbar stattfindende Differenz zwischen der Lutherischen und der Deutsch-Reformirten Kirche richtig bestimmt werde. Schon Calvin weicht von der Lutherischen Kirche nicht etwa in der Lehre von der leiblichen Gegenwart Christi, zu der er sich mit Herz und Mund bekennt, sondern nur in der näheren Bestimmung der Art und Weise derselben ab. Nach Lutherischer Lehre ist der Leib und das Blut Christi in, mit und unter dem Brote und Weine, dagegen nach Calvinischer wird zugleich mit der Darreichung des Brotes und Weines die gläubige Seele in den Himmel erhoben, und dort mit dem Leibe und Blute Christi gespeist. Vergeblich hat sich Dr. Rudelbach bemüht, die Kluft zu erweitern, indem er behauptet, was Calvin Mittheilung des Fleisches und Blutes

im Abendmahl nenne, das sey in seinem Sinne nur der Complex der Wohlthaten Christi oder die Substanz seiner Erlösungsthätigkeit, so daß die Differenz in Wahrheit die Gegenwart Christi selbst und nicht bloß die Art und Weise derselben betreffe. Wäre dies, wie könnte dann Calvin, der im Eingange der zweiten Schrift gegen Westphal behauptet, daß er nie in dieser Sache seine wahre Meinung hinter zweideutigen Ausdrücken versteckt habe, und dem man Alles eher vorwerfen kann, als Mangel an Offenheit und Wahrheit, in beständiger Wiederholung Versicherungen aussprechen wie die: „wir streiten nicht über den Genuß, sondern nur über die Art und Weise des Genusses“ (opp. t. 8. p. 668.), „wenn er will, daß das Fleisch Christi ausgetheilt wird, so stimme ich bei, der Streit betrifft bloß die Bestimmung der Art und Weise“ (S. 670.), „obgleich wir die Substanz des Leibes Christi nicht vom Himmel herabziehen, damit sie uns belebe, so sind wir doch weit entfernt, sie auszuschließen vom Abendmahl, die wir bezeugen, daß von ihr das Leben auf uns herabfließe;“ wie könnte er es (ebendaf.) als eine unverschämte Lüge Westphal's bezeichnen, „daß der Streit die Theilnahme an dem Fleische Christi betreffe,“ und in der admonitio ultima (S. 698.) sagen: „daß wir den wahren und natürlichen Leib Christi von dem heiligen Abendmahl ganz entfernen, ist falsch und verläumderisch.“ Ja Calvin hat ausdrücklich die schon von Westphal aufgestellte, von Dr. Rudelbach nur erneuerte Behauptung, daß ihm der Leib und das Blut Christi nur seine Verdienste bezeichne, zurückgewiesen (S. 668.): „Westphal erwidert, die Verdienste Christi oder seine Wohlthaten seyen nicht sein Leib, aber warum verdreht er boshaft die Redensart, mit der ich unsere Gemeinschaft mit Christo preise? Denn ich sage nicht bloß, daß die Verdienste uns zugewandt werden, sondern auch, daß die Seelen aus dem Leibe Christi selbst Nahrung erhalten, nicht anders als wie durch das irdische Brot der Leib gespeist wird.“

Gesetzt aber auch, es bliebe in Bezug auf Calvin irgend ein Zweifel übrig, was nicht der Fall ist, zumal wenn in Anschlag gebracht wird, daß er sich vorsichtig und behutsam aussprechen mußte, um, so viel es ohne Verläugnung der Wahrheit anging, die Reizbarkeit der Zwinglianer zu schonen, welche von ihrem Irrthume in der Lehre vom heiligen Abendmahl zurückzuführen er sich zu einer Hauptaufgabe seines Lebens gesetzt hatte, das wird auch die größte Befangenheit nicht läugnen können, daß die Deutsch-reformirten Symbole einstimmig die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl anerkennen, und nur in der Bestimmung der Art und Weise derselben von den Lutherischen abweichen. Schon in dem ältesten unter diesen Bekenntnissen, der Erklärung des Ministeriums in Bremen, wird die von Dr. Rudelbach Calvin unterge-

legte Ansicht ausdrücklich verworfen: „Und saget man ausdrücklich, daß nicht allein das Verdienst und Kraft des Leibes Christi, sondern auch der Leib und Blut Christi selbst uns applicirt und zu eigen gegeben werde, und wir nicht allein mit dem Geiste, sondern auch mit der Substanz des Leibes Christi Gemeinschaft haben.“ In der Conf. Sigism. heißt es: „Im heil. Abendmahl bekennen S. Churf. Gn., weil zweierlei Ding das selbst zu befindnen, die äußerliche Zeichen, Brot und Wein und der wahre Leib Christi, so für uns in den Tod gegeben, und sein heiliges Blut, so am Stamme des heiligen Kreuzes für uns vergossen, daß auch auf zweierlei Weise dieselben genossen werden, das Brot und Wein mit dem Munde, der wahre Leib und das wahre Blut Christi eigentlich mit dem Glauben, und daß demnach wegen der sakramentlichen Vereinigung in dieser heiligen Action beide zusammen seyen und zugleich ausgespendet und genommen werden. — Also glauben S. Churf. Gn., daß das heilige Abendmahl auch eine geistliche Speise der Seelen sey, dadurch dieselbe erquickt, getröstet, gestärkt, und mit dem vereinigten Leibe der Unsterblichkeit gespeist und erhalten wird.“ Die Brandenburgischen und Hessischen Theologen auf dem Gespräch in Leipzig „haben bekannt, daß im heiligen Abendmahl nicht nur wahrhaftig gegenwärtig seyen die äußerlichen Elemente des Brotes und Weines: auch nicht nur die Kraft und Wirkung oder die bloßen Zeichen des Leibes und Blutes, sondern daß der wahre wesentliche Leib, so für uns gebrochen, und das wahre wesentliche Blut Jesu Christi selbst, so für uns vergossen worden, vermittelt des gesegneten Brotes und Weines wahrhaftig und gegenwärtig gereicht, mitgetheilt und genossen werden. — Nicht weniger sind beide Theile darin einstimmig gewesen, daß in der sakramentlichen Niesung die irdischen Elemente und der Leib und das Blut Christi zugleich mit einander genossen werden.“ In noch stärkeren Ausdrücken spricht sich die declaratio Thoruniensis aus. Geläugnet wird überall nur die mündliche Niesung und demzufolge der Genuß der Ungläubigen. Ganz mit Unrecht wird aber wegen des letzteren Punktes von Pastor Gaupp (S. 23.) der reformirten Auffassung vorgeworfen, daß bei ihr die Einheit der religiösen Feier gefährdet sey. Für Alle ohne Unterschied ist nach ihr der wahre Leib Christi vorhanden, und die ihn nicht essen zum Segen, verschmähen ihn zum Gerichte. Sie laden ganz dieselbe Schuld auf sich, welche nach der Lutherischen Auffassung. Auch bei dieser aber findet ja neben der Einheit die größte Verschiedenheit statt, die derjenigen, die das Abendmahl zum Gerichte, und derjenigen, die es zum Segen empfangen, und auch unter den letzteren sind wieder die mannigfachsten Abstufungen: einem Jeden wird nach seinem Glauben.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 17. Januar.

N^o 5.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Fragen wir nun, ob die festgestellte wirkliche Differenz von der Art sey, daß sie die kirchliche Gemeinschaft aufhebe, so muß schon das für die verneinende Antwort günstig stimmen, daß die Lutherischen Theologen, welche die Frage bejahten, fast ohne Ausnahme den Thatbestand entstellten, und dem Streite über die Art und Weise der leiblichen Gegenwart Christi den über die leibliche Gegenwart Christi selbst substituirt, offenbar doch aus keinem anderen Grunde, als weil sie sich sonst nicht getrauten, ihre Bejahung zu begründen. Dann muß auch das ein günstiges Vorurtheil erwecken, daß Luther es stets vermieden hat, sich gegen die lange vor seinem Tode bereits vorliegende Calvinische Lehre auszusprechen, ja daß er sich mit ihr, dürfen wir einem unverdächtigen Zeugnisse trauen, nicht unzufrieden bezeugt hat. Calvin sagt zu Anfang der zweiten Vertheidigung gegen Westphal: „Nachdem ich also ohne Verstellung an's Licht getreten war, gab keiner der Abweichenden, die damals besonders berühmt waren und in Ansehen standen, ein Zeichen der Abneigung. Denn mit den vorzüglichsten Vertheidigern der Ansicht Luther's und die sie mit besonderem Eifer verfochten hatten, stand ich fernerhin in nahen Beziehungen und freundschaftlichen Verhältnissen. (Calvin wohnte sogar als evangelischer Theologe verschiedenen von den Protestanten angestellten Zusammenkünften bei.) Ja sogar wie Luther selbst nach Einsicht meiner Schriften über mich geurtheilt hat, könnte ich ohne Schwierigkeit durch glaubwürdige Zeugen beweisen. Aber ich nenne nur als Einen statt vieler Philipp Melancthon.“*)

*) Man vergleiche mit dieser Äußerung den Brief, den Calvin während des Streites mit Westphal im Jahre 1554 an Dr. Marbach in Straßburg schrieb: „Wenn der vortreffliche Mann und Diener Gottes und treue Lehrer der Kirche Christi, Luther, jetzt noch lebte, würde er so hart und unversöhnlich nicht seyn, daß er nicht zufrieden seyn sollte mit diesem Bekenntniß, daß uns nämlich im Brauch der Sacramente wahrhaftig und mit der That übergeben werde, was die Sacramente uns anzeigen, und daß wir demnach im heiligen Abendmahl des Leibes und Blutes Christi theilhaftig werden. Denn wie oft hat sich Luther dahin vernehmen lassen, daß er um keiner anderen Ursache willen streite von diesem Handel, denn daß dies möge erhalten werden, daß der Herr uns nicht mit vergeblichen Zeichen betrüge, sondern was er uns auswendig vor Augen stellt, er dasselbe auch inwendig vollbringe, und daß demnach das verheißene Gut und die äußerlichen Zeichen beisammen seyen. — Und habe ich diese Lehre vor vielen Jahren zu Straßburg in der Schule und Kirche frei und öffentlich ohne Jemandes Widersprechen gelehrt.“

Ein günstiges Vorurtheil endlich müssen wir auch daraus gewinnen, daß Calvin's Ansicht sich innerhalb der durch die Wittenberger Concordie gezogenen Gränzen hält, die man ganz mit Unrecht, statt als einen gemeinsamen Sieg der Lutherischen und der Bucerisch-Calvinischen Ansicht über die Zwinglische, als einen ausschließlichen der erstgenannten dargestellt hat. Die wahrhaftige und wesentliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi wird in ihr gelehrt, aber statt des Lutherischen in, mit und unter finden wir nur das Bucerisch-Calvinische mit und zugleich, was doch sicher nicht zufällig seyn kann. Dem Unwürdigen wird der Leib und das Blut Christi dargereicht und sie empfangen dasselbe, aber das allein scheidende genießen, essen und trinken ist absichtlich vermieden; das empfangen kann eben so gut als gleichbedeutend mit dem dargereicht werden angesehen werden, wie als eine neue Bestimmung enthaltend. Beiläufig gesagt, auch wir halten das Concordienwerk mit Past. Hollaz (S. 40.), der aber vielleicht anders urtheilen würde, wenn er es in seinem wahren Lichte sähe, dem Wesen nach für ein „überaus köstliches“ und wünschen, daß man daran anknüpfen möge, aber der Form nach können wir es nicht billigen. Es trägt uns in der Zweideutigkeit seiner Formel zu sehr den Charakter des Tridentinums. Viel besser wäre es gewesen, wenn man von beiden Theilen dasjenige, worin man nachgeben wollte, offen dargelegt hätte. Auch Luther hat an dieser List theilgenommen. Denn es ist an sich schon undenkbar, daß er die Zweideutigkeit nicht als solche erkannt habe, und sein nachheriges Betragen gegen die Schweizer zeigt, daß er wohl wußte, daß auch von seiner Seite Zugeständnisse gemacht worden waren.

Indes das bisher Beigebrachte kann in keiner Weise entscheidend seyn. Die eigentliche Entscheidung kann nur aus einer unbefangenen Erwägung der Sache selbst hervorgehen. Die Untersuchung kann von zwei Seiten aus geführt werden. Entweder ist die Bedeutung der Differenz nach ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen des Lehrbegriffs und ihrem Einflusse auf das praktische Gebiet zu bestimmen, oder es ist zu untersuchen, ob die Lutherische Ansicht in ihrem Gegensatz gegen die Calvinische klare und bestimmte Zeugnisse des Wortes Gottes für sich hat. Wir wollen hier nur den letzteren Weg betreten. Denn der erstere läßt der subjektiven Ansicht zu weiten Spielraum, als daß man hoffen könnte, hier viel zu gewinnen, und dann, läßt sich nachweisen, daß das Wort Gottes keine völlig klare und bestimmte Entscheidung über den Differenzpunkt gibt, so steht zugleich nach der Lehre der Evangelischen Kirche fest, daß derselbe keine fundamentale Bedeutung haben, daß er keine Scheidewand zwischen den im Ubrigen einigen Kirchen abgeben kann. Wir erhalten erst auf diese Weise das Gewicht, nach

dem wir mit Sicherheit die Bedeutung des Streitpunktes abschätzen können. Denn das steht fest, man müßte an dem heiligen Geiste, und der von ihm eingegebenen Schrift irre werden, wenn dieselbe uns über eine fundamentale Lehre nicht vollkommen genügende Aufschlüsse gewährte. Nur eins möchten wir denjenigen, die von vorn herein geneigt sind, der Differenz völlig durchgreifende Bedeutung beizulegen, noch an's Herz legen, ehe wir in die Betrachtung der Schriftbeweise eingehen, daß sie die Antwort, welche Luther im kleinen Katechismus auf die Frage gibt: „wer empfängt denn solch Sakrament würdiglich“: „der ist recht würdig und wohlgeschickt, wer den Glauben hat an diese Worte: für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden“ recht erwägen mögen. Vielleicht wird ihre Aufmerksamkeit dadurch auf ein Gebiet geführt, wo Lutheraner nicht weniger wie Reformirte Veranlassung haben, sich zu demüthigen und das Kyrie Eleison auszurufen, was mehr als alles Andere das Auge helle macht und es bewahrt, daß es den Splitter in des Bruders Auge nicht in einen Balken verwandelt.

Das Hauptgewicht haben die Vertheidiger der Lutherischen Abendmahlslehre zu allen Zeiten auf die Einsetzungsworte gelegt. Dagegen ist aber von Calvin bis Gaupp (S. 16.) unzählige Male bemerkt worden, daß diejenigen, welche die Lehre von der Transsubstantiation verwerfen, sich eben damit des Rechtes berauben, auf die buchstäbliche Auffassung dieser Worte zu dringen, daß sie immer gerade so viel gegen die Römische Kirche verlieren, als sie gegen die Reformirte gewinnen. Calvin z. B. sagt (I. c. S. 665. 6.): „Sie dringen auf den buchstäblichen Sinn, daß das Brot wahrhaft und wesentlich der Leib Christi sey. Aber dringt man wiederum in sie ein, ob denn gar kein Unterschied zwischen dem Brote und dem Leibe, so mäßigen sie jene entschiedene und unbefugte Strenge, und sagen, der Leib werde uns gegeben unter dem Brote, oder mit dem Brote.“ — „Wie will man wohl beweisen, es sey den Worten Christi mehr angemessen, daß das Brot der Leib Christi genannt werde, weil mit ihm der Leib gegeben wird, als weil er das sichtbare Symbol des Leibes ist, und zwar mit seiner Wahrheit verbunden.“*)

Die Stelle 1 Cor. 10, 16., wo das heilige Abendmahl die Gemeinschaft des Fleisches und des Blutes Christi genannt wird, entscheidet allerdings gegen die Zwinglische Ansicht, welche eine solche Gemeinschaft nicht anerkennt, gegen die Calvinische aber eben so wenig, wie die katholische.

Dasselbe gilt auch in Bezug auf 1 Cor. 11, 27. 29., wo:

*) Past. Hollaz (S. 22.) meint, „es müßte ja οὐτως heißen, wenn das Brot in den Leib verwandelt würde; auch die katholische, eben so wie die reformirte Abendmahlslehre bleibt nicht beim Wort, sondern will deuten.“ Aber solche einfache Lösungsversuche sollten denen, die sich zu ihnen versucht fühlen, schon durch ihre Einfachheit verdächtig seyn. Wären sie zulässig, so würden sie schon längst ergriffen worden seyn. Das οὐτως, an dem in anderem Interesse auch Gaupp S. 8. künftelt, ist einfach mit Bengel zu erklären: hoc, quod vos sumere jubeo, oder mit Fritzsche: haec res, panis in tenues particulas comminutus.

nach, wer das Brot unwürdig ist, oder den Kelch des Herrn unwürdig trinkt, sich an dem Leibe und dem Blute des Herrn verschuldet, und sich das Gericht ist und trinkt, weil er den Leib des Herrn nicht unterscheidet. Die leibliche Gegenwart des Herrn im heiligen Abendmahl wird in dieser Stelle mit unbedingter Klarheit und Bestimmtheit gelehrt, aber die Art und Weise der Gegenwart wird nicht bestimmt. Die Unwürdigen verschulden sich nach der Calvinischen Auffassung eben so schwer an dem Leibe des Herrn, als nach der Lutherischen. Sie verkennen die Bedeutung des erhabenen Geheimnisses, sie treten gleichsam den heiligen Leib Christi mit Füßen.

Den stärksten Anhalt findet die Lutherische Auffassung in 1 Cor. 11, 30., wo leibliche Folgen, Krankheit und Tod, von dem unwürdigen Genusse des h. Abendmahls abgeleitet werden, und zwar nur solche. Calvin, indem er andere äußere Leiden ohne Weiteres hinzunimmt, und Dishaufen, indem er dem Texte gewaltsam geistliche Übel aufdringt, lassen die Hinweisung auf die Lutherische Abendmahlslehre, welche die Stelle enthält, nur noch mehr in's Licht treten. Indessen unbedingte Sicherheit gewährt auch sie nicht. Bengel's Glosse: „damit, die den Leib des Herrn nicht unterscheiden, mit ihrem Leibe büßen,“ wird nicht schlechthin verworfen werden können.

Faßt man die Lage der Sache in's Auge, wie sie sich aus der Prüfung der Schriftbeweise für die Lutherische Auffassung ergibt, so wird man nicht ferner geneigt seyn dürfen, wie noch zuletzt Past. Hollaz in schroffer Weise gethan hat, den Ursprung der Ansicht Calvin's ohne Weiteres daraus abzuleiten, daß er seine Vernunft nicht unter das Wort Christi gefangen geben wollte, daß er ein halber Rationalist gewesen sey, den man, nebst allen seines Gleichen mit einem kräftigen: „das Wort sie sollen lassen stahn,“ wegstreiben müsse. Auf diesen Vorwurf hat Calvin selbst schon geantwortet, und zwar in einer Weise geantwortet, die etwas scheu machen sollte ihn zu wiederholen: „Er (Westphal) befiehlt uns, im Namen Christi zu antworten, ob der fleischlichen Vernunft oder vielmehr dem Sohne Gottes zu glauben sey. Ich aber wollte lieber hundertmal umkommen, als ein Wörtlein Christi mit der ganzen Philosophie auf die Wagschale legen.“ (I. c. S. 670.). Der Vertheidiger der, wie er selbst erkannte und offen zugestand, die Vernunft mehr als alles Andere empörenden Prädestinationslehre hat sicher die Voraussetzung, daß er der Vernunft zu viel eingeräumt habe, nicht gegen sich. Hätte Calvin zur Zeit seines Auftretens die Lutherische Lehre als die allgemein herrschende vorgefunden, er würde gewiß nicht von ihr abgegangen seyn. Allein die Sache stand ganz anders, der Zwinglische Irrthum hatte weit und breit die Gemüther eingenommen, und war namentlich auf dem Calvin angewiesenen Arbeitsfelde zu fast unbedingter Herrschaft gelangt. Je tiefer er diesen Irrthum als solchen erkannte (er drückt sich so stark wie nur möglich dagegen aus zu Anfang der zweiten Vertheidigung gegen Westphal, und in einem Briefe bei Cyprian S. 163.: in scriptis prioribus memini, quam profana sit de sacramentis doctrina), desto lebhafter wurde er von dem Verlangen ergriffen, ihm in der

Kraft Gottes zu steuern, und wer will den Stein auf ihn werfen, daß er hier, wo die ganze Wahrheit des Sakramentes auf dem Spiele stand, nur dasjenige zu verlangen wagte, was klar und deutlich in dem Worte Gottes enthalten ist, daß seinem einzig auf die Erreichung des Hauptzieles gerichteten Auge die feinen und verborgenen Gründe unsichtbar wurden, die für die Wahrheit der Lutherischen Auffassung sprechen. Gott hat aus seiner in seiner Stärke wurzelnden Schwachheit Heil für Millionen hervorgehen lassen, denen durch ihn der Segen des Sakramentes theils erhalten, theils wiedergekehrt worden ist.

Der Herausgeber ist für seine Person von der Wahrheit der Lutherischen Auffassung überzeugt, aus Gründen, deren Darlegung nicht hieher gehört. Aber eben so überzeugt ist er, daß sie nicht zum Schibboleth kirchlicher Rechtgläubigkeit gemacht werden darf. Zu verhüten, daß dies geschehe, darin erkennt er den Grund, weshalb sich die Schrift nicht bestimmter in dieser Beziehung erklärt. Das Wort Gottes hat Mitleid mit den Schwachen, und will ihnen nicht dadurch das Wesen selbst rauben, daß es dasselbe unbedingt an eine Form knüpft, die Manchen so unendlich schwer zugänglich ist, auch solchen, die in sehr lebendigem Glauben stehen. Daß sie diese dem Sakramente und der Kirche erhält, das ist die große Bedeutung, welche die Calvinische Abendmahlslehre auch noch in der Gegenwart hat, und in der Zukunft haben wird. Das Bedürfnis, das sie zuerst hervorgerufen, ist kein vorübergehendes, es macht sich stets von neuem geltend. Wie glücklich könnten wir uns schätzen, wenn wir erst dahin gelangt wären, daß die Kirche wieder, was sie vom Sakramente stehen läßt, mit lebendigem Glauben umfaßte! Werfen wir die Krücken nicht voreilig weg! Die Kirche hat ihrer niemals mehr bedurft als jetzt! Es wäre für die Lutherische Abendmahlslehre selbst das größte Unglück, wenn es dem unbesonnenen Eifer gelänge, die Calvinische aus der Kirche auszuschließen!

Haben wir bis dahin gezeigt, daß die Union möglich und unbedenklich ist, so wird es keines weitaufgekauften Beweises bedürfen, daß sie wünschenswerth und heilsam sey. Der Herr selbst hat in seinem hohenpriesterlichen Gebete für sie gebetet. Denn daß die Einheit der Herzen eine sehr unvollkommene ist, so lange die Kirchen durch eine äußere Scheidewand getrennt werden, wird durch die Erfahrung hinreichend bezeugt. Je enger ferner die äußeren Schranken der Kirche sind, desto größer wird die Engherzigkeit ihrer Glieder, desto beschränkter ihr Gesichtskreis, desto unwahrer ihr Bekenntniß zu dem erhebenden: ich glaube an eine heilige allgemeine Kirche. Die strenge Absperrung zwischen der Lutherischen und der Reformirten Kirche hat beide nur zu lange von der Theilnahme an den reichen eigenthümlichen Gaben ausgeschlossen, die Gott jeder derselben theilt. Welchen reichen Segen hat von den Zeiten der Wiederbelebung der Kirche an namentlich die Lutherische Kirche, der es bei ihrer tiefen Überzeugung von der menschlichen Sündhaftigkeit am wenigsten ansteht, das: ich bin's und keine mehr, zu sprechen, und „das Sündenbekenntniß als Heuchlerin zu beten,“ aus der Reformirten Kirche empfangen! Dieser würde

sofort schwinden, sobald die alte confessionelle Engherzigkeit wieder die Oberhand bekäme.

Erkennt man also die Heilsamkeit der Union an sich, so wird man auch über die Preussische Union milder urtheilen. Diese hat, auch auf die Werkzeuge gesehen, durch die sie in's Leben gerufen ist, wahrlich nicht bloß einen irdischen, sie hat auch einen himmlischen Ursprung. Man erhalte, was in ihr aus dem Glauben, man beseitige, was aus dem Unglauben hervorgegangen ist.

In Summa, wir loben unsere der Union abgeneigten Brüder und schließen uns ihnen freudig an, „insofern sie für Kirche, Dogma, Symbol, im Gegensatz zum Subjektivismus, Indifferentismus, Liberalismus und Atomismus nicht allein der Welt, sondern auch so vieler Gläubigen unserer Tage in die Schranken treten.“ Wenn sie aber geneigt seyn sollten, in schroffer Einseitigkeit wegen einer einzelnen, nicht das Wesen betreffenden Divergenz die Kirche zu spalten, und meinen, daß eine einzelne klarere Einsicht erlaube, ja gebiete, ein selbstständiges Kirchenpanier aufzuwerfen, so müssen wir ihnen entgegentreten. Solche Einseitigkeit ist in unserer Zeit viel verantwortlicher als in der früheren. Sie ist Angesichts der neuen tiefen Gegensätze, mit denen die Kirche kämpft, vor allen zur Union berufen. Sie hat in diesen Gegensätzen einen Maßstab zur richtigen Würdigung der untergeordneten Differenzen, und wehe ihr, wenn sie ihn nicht anlegt!

Setzt noch einige Worte über die Verbindung von Lutheranern und Reformirten zu Missionszwecken. Mit den Sätzen, die man jetzt so oft gegen eine solche vorbringen hört, die Kirche ist wesentlich confessionell, sie missionirt nicht, wenn sie nicht confessionell missionirt, die Mission ist nicht Sache dieser oder jener Missionsgesellschaft, sondern Sache der Kirche, ist gar nichts ausgerichtet. Denn es wird bei ihnen übersehen, daß auch die Reformirten Bekenner der Augsburgischen Confession, daß sie bis auf einige wenige Punkte mit den Lutheranern eins sind. Wollte man aber behaupten, daß ohne Weiteres jede Verschiedenheit im Bekenntniß und den Bekenntnißschriften die Gemeinschaft im Missionswerke unmöglich mache, nun so könnte sie auch zwischen denen nicht stattfinden, welche die E. F. angenommen und denen, die sie verworfen haben, z. B. nicht zwischen den Erlangern und den Nürnbergern. Die Behauptung: „eine Evangelische Gesamtkirche Deutschlands existirt bloß in der Abstraktion“ ist schon kirchenrechtlich falsch, noch weit mehr aber theologisch. Was man auf dem Gebiete der Kirche nicht gleich mit Händen greifen kann, ist nur nach Römisch-Katholischer Anschauungsweise, von der freilich sehr leicht auf diejenigen etwas übergeht, die in Katholischer Umgebung leben, eine bloße „Abstraktion,“ nicht nach evangelischer. Daß man den Freunden der Vereinigung die Ansicht unterlegt, „daß das Lutherische Bekenntniß allenfalls zu Hause tolerabel sey, daß aber über demselben ein höheres, reineres stehe, welches allein verdiene den Heiden gebracht zu werden,“ dazu mag man in einzelnen unvorsichtigen und unbedachtsamen Äußerungen Einzelner einige Veranlassung erhalten haben, es bleibt aber dennoch

sehr Unrecht. Man kann die strengste Ansicht von der Bedeutung der Differenzen unter den beiden Confessionen haben, man kann der Meinung seyn, daß diese Differenzen jede Union in der heimischen Kirche ausschließen, und doch überzeugt seyn, daß sie für die werdenden Gemeinden in dem Heidenlande, die mit der Milch des Evangelii getränkt werden müssen, erst in fernliegender Zeit Bedeutung erhalten werden, die für das Ihrige sorgen möge. Bei der Hauptdifferenz z. B. in der Lehre vom Abendmahl, wer sähe nicht, daß es für jetzt einzig und allein auf den großen Consensus, die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi ankommt? Wenn man behauptet, für die Heiden seyen allerdings die Differenzen jetzt noch nicht von Bedeutung, wohl aber für die Missionare, was hindert denn diese, jeder seines Glaubens gewiß zu werden? Wenn man die traurigen Folgen mit lebhaften Farben schildert, welche entstehen würden, falls die Verbindung von Lutheranern und Reformirten auf dem Missionsgebiete fort dauerte, so verschließt man die Augen gegen eine bereits vorliegende langjährige Erfahrung, in der sich auch nicht einmal die geringste Anbahnung dieser Folgen nachweisen läßt.

Die Mission ist nicht auf dem Gebiete der abgesonderten Lutherischen Kirche entstanden, sie würde erstickt werden, wenn man sie auf dies Gebiet einengen wollte. Die Zeiten der confessionellen Engherzigkeit waren fruchtbar an Disputationen über die Seligkeit der Heiden, in denen man schulgerecht erwies, daß sie alle sammt und sonders dem ewigen Verderben geweiht seyen, aber arm an Liebeseißer für ihr Heil. Dieser zeigte sich zuerst innerhalb der freieren pietistischen Richtung, und erwachte in voller Stärke, als das Bewußtseyn einer heiligen allgemeinen Kirche lebendig wurde.

Als eigentliche Gewissenssache scheint die Ausscheidung des reformirten Elementes doch auch von den entschiedensten Gegnern der Vereinigung nicht betrachtet zu werden. So sagt Pf. Böhe in der in so vieler Hinsicht trefflichen Schrift: Die Mission unter den Heiden, S. 118.: „Gäbe es keine evangelisch-lutherische und überhaupt keine protestantische Mission, so würde ich mich nicht schämen, sogar zu einer Römisch-katholischen zu steuern.“ Hätten nicht, die so gesinnt sind, vorläufig sich der Missionsfrage anschließen sollen, wie sie dieselbe bei ihrem Auftreten voranden, eifrig bemüht, das Interesse für sie in den Gemeinden zu erwecken, das in Baiern namentlich für jetzt noch nicht so sehr stark zu seyn scheint, da nach öffentlichen Blättern bei einer angefangenen Zusammenkunft der Missionsfreunde in Erlangen sich nur vierzehn Personen einfanden? Thaten sie der Sache nicht jedenfalls genug, wenn sie im Stillen ihre Beiträge einer rein Lutherischen Missionsgesellschaft zuwandten, und es dem Gewissen eines jeden Beitragenden überließen, wie er sich in dieser Beziehung verhalten wollte? Es hat doch jedenfalls etwas sehr Behmüthiges, wenn der Arbeiter, der um die eilfte Stunde berufen wird, sein Werk mit scharfer Kritik derje-

nigen beginnt, die des Tages Last und Hitze bereits getragen haben.

Eine wichtige Lehre aber sollten sich allerdings die Missionsgesellschaften aus diesen Vorgängen entnehmen, die, daß zur Erhaltung der Eintracht ein unumwundenes Bekenntniß zu dem großen Consensus der beiden Confessionen nothwendig seyn wird. Die Berliner Gesellschaft, die schon vor dem Ausbruche dieses Streites sich zur Augsburgischen Confession bekannt hatte, blieb bis jetzt von seinen traurigen Folgen fast gänzlich unberührt. Die Norddeutsche hat ihre Wunden ziemlich vollständig dadurch geheilt, daß sie inmitten des Kampfes zu diesem Entschlusse gelangte. Möchte die Baseler bald ihrem Beispiele folgen! Ein gegründetes Bedenken kann doch auch bei den Reformirten außerhalb Deutschlands der Annahme einer Confession nicht entgegenstehen, welche Calvin gern und freudig unterzeichnete, und von der der Englisch-Bischöfliche Theologe Bull (bei Walch S. 110) sagt: „Der Augsburgischen Confession, als der edelsten und ältesten unter allen aus der Zeit der Reformation, sind hier und anderwärts die Väter unserer Kirche also gefolgt, daß wer sie nicht kennt, auch Sinn und Bedeutung unserer Artikel kaum recht verstehen wird.“

Neben der Unions- und Symbolfrage hat im vergangenen Jahre besonders die Verfassung der Kirche lebhaftes Aufmerktsamkeit auf sich gezogen. Von vielen Seiten her hat sich ein Verlangen nach Einführung der Synodal- und Presbyterialverfassung kundgegeben. Namentlich hat sich bei weitem die Mehrzahl der Synoden der Provinz Sachsen in diesem Sinne ausgesprochen. Der Herausgeber findet sich aber nicht veranlaßt, hier tiefer in diesen Gegenstand einzugehen, da die in dem Aufsatze seines Freundes D. v. Gerlach über denselben ausgesprochenen und begründeten Überzeugungen in der Hauptsache auch die seinigen sind. Nur dagegen muß die Redaktion sich hier erklären, daß man die in dem Aufsatze: „Einige Andeutungen über die kirchliche Bewegung unserer Zeit,“ im Septemberhefte des vor. Jahrg., ausgesprochenen Ansichten, wie es mehrfach geschehen ist, als die ihrigen betrachte. Wir stehen in Bezug auf die Verfassungsfrage auf dem Standpunkte der Deutschen Reformation: wir halten keine der verschiedenen Verfassungsformen für durch die Schrift geboten, keine für die schlechthin beste, erkennen an jeder, wenn sie nur wirklich eine solche ist, die Überzeugung von der Selbstständigkeit der Kirche unbedingt zur Grundlage hat, eigenthümliche Vorzüge und Mängel, und sind der Meinung, daß die beste Verfassung überall die geschichtlich gegebene ist, und daß die Mängel der Verfassung überall nicht durch Abschaffung, sondern durch vorsichtige Aneignung der besten Elemente der anderen, so weit sie mit ihr in Einklang gebracht werden können, beseitigt werden müssen.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 20. Januar.

N^o 6.

V o r w o r t.

(Schluß.)

Zu den Vorzügen der Consistorialverfassung rechnen wir namentlich auch das, was ihr neuerlich noch in diesen Blättern zum Vorwurfe gemacht ist, daß sie nicht versucht ist, sich für die in Gottes Wort gegründete und allein wahre zu erklären, eine Gefahr, der die presbyterianische und die Bischöfliche stets von neuem unterliegen, mit Verkennung der Prærogative des N. B. vor dem A. B., und gegen das so deutliche Zeugniß der Geschichte, deren unumsößliches Resultat das ist, daß der Geist unter allen Verfassungen weht, und im Wesentlichen, wo nur die Selbstständigkeit der Kirche anerkannt wird, sich kein unbedingter praktischer Vorzug der einen vor der anderen nachweisen läßt. Der presbyterianischen Verfassung sind wir an sich in keiner Weise abgeneigt, aber schon in ihrem eigenen Interesse müssen wir uns jedem Drängen auf Einführung derselben an Orten, wo sie nicht besteht, entschieden widersetzen. Sie könnte jetzt nur in einer höchst verkümmerten Gestalt in's Leben treten, und der schlechte Anfang würde einem erfreulichen Fortgange stets hemmend entgegenreten. Was ihr an sich betrachtet in dem bezeichneten Aufsatze mit Unrecht vorgeworfen worden, daß bei ihr die kirchlichen Behörden als Produkte und Creaturen der Gemeinde erscheinen, das würde ihr, wo sie jetzt unter der Herrschaft eines falschen Liberalismus, zuerst eingeführt wurde, allerdings anleben, und insofern enthält jener Aufsatz einen bedeutenden Fonds von Wahrheit.

Wie verschieden auch die Ansichten der kirchlich Gesinnten über das letzte Ziel in Bezug auf die Verfassung seyn mögen, in der Beantwortung der eigentlich praktischen Frage herrscht doch unter ihnen eine erfreuliche Übereinstimmung. Darin treten auch diejenigen, welche eine besondere Vorliebe für die presbyterianische Verfassung haben, uns bei, daß es für jetzt die Herstellung der Consistorialverfassung gelte, nebst vorsichtiger und allmählicher Belebung und Ordnung der Gemeindeverhältnisse, wo und insofern der Geist zu solcher die Bahn gebrochen. Die Theilnahme an solchem Consensus wird so entschieden durch das Wesen der kirchlichen Überzeugung selbst erfordert, daß wir sie wohl als ein unerlässliches Merkmal und Kennzeichen ihrer Lebendigkeit und Innerlichkeit betrachten dürfen.

Die Ehesache, unter den jetzt vorliegenden Angelegenheiten auch für die Kirche eine der wichtigsten, hat im verfloßenen Jahre ein bedeutendes Stadium zurückgelegt. Das ihrer Begutachtung von Seiten der höchsten Staatsbehörden. Wir haben dieser Sache in diesen Blättern eine so anhaltende Aufmerksamkeit gewidmet, daß wir hier in Bezug auf sie kurz seyn können. Es

ist bekannt, daß ihr gegenwärtiges Ruhen nicht im mindesten ein Fallenlassen, sondern nur durch den Entschluß veranlaßt ist, sie den Provinziallandtagen von 1845 vorzulegen. So sehr wir diesen Entschluß als einen weisen anerkennen und ehren, so hoffen wir doch, daß man zwar die Erfahrungen der Stände benutzen, keineswegs aber von ihrer Stimmung die Maßregel selbst abhängig machen werde. Die Ansicht des Landes wird nicht allein durch die Stände repräsentirt, sie gibt sich auch auf vielfache andere Weise zu erkennen, und daß sehr wohl zwischen der Stimmung des Volkes und der Meinung der Stände ein Gegensatz stattfinden kann, ist noch neuerlich bei Gelegenheit des Antrages der Rheinischen Stände auf bürgerliche Gleichstellung der Juden klar geworden. Was aber die Hauptsache ist, das Gesetz berührt wesentlich die Interessen der Kirche, wie dies schon daraus erhellt, daß ihr Herr über seinen Gegenstand die schärfsten und eingehendsten Bestimmungen gegeben hat, und daß die Diener der Kirche beständig in Conflict mit der diesen Bestimmungen widersprechenden bestehenden Gesetzgebung gerathen. Die Stände aber sind, wie schon ihre unterschiedslose Zusammensetzung aus Protestanten und Katholiken, und eben so der Umstand, daß die Geistlichkeit in ihnen nicht vertreten ist, zeigt, ohne kirchlichen Charakter. Es wäre eine offenbare Verletzung der Kirche, wenn sie solche Sachen entschieden. Manches berechtigt uns übrigens zu der Hoffnung, daß die Stände die ernste Sache ernst behandeln werden. So namentlich die Hinweisung auf die traurigen Folgen des herrschenden Leichtsinnes in der Eheschließung, und der Antrag auf Beschränkung der auf unehelichen Geschlechtsumgang gegründeten Ansprüche unzüchtiger Weibspersonen und unehelicher Kinder in den Anträgen der Schlesischen Ständeversammlung vom vorigen Jahre, Erklärungen, die aus derselben Gesinnung geflossen sind, deren Ausdruck das Ehegesetz ist. Bei der hohen Wichtigkeit der Sache, namentlich für die Evangelische Kirche, deren Reinheit und deren Freiheit durch die bestehende Ehegesetzgebung gefährdet ist, und die in Folge derselben ihr Angezicht in Scham vor der Römisch-Katholischen verhüllen muß, begleiten wir sie mit unseren eifrigsten Wünschen, und setzen unser Vertrauen auf die Realisirung derselben nächst Gott, der hier wie überall das Reich seines Gesalbten beschützen wird, auf die Regierung, von der diese heilsame Maßregel ausgeht, die den besten Willen gezeigt hat, und sich alles Geschrei ungeachtet fortwährend zu ihr bekennt, noch zuletzt in dem Landtagsabschied für die Provinz Schlesien, welcher die Stelle enthält: „Eine heilsame Gegenwirkung gegen jenen Leichtsin (in der Eheschließung) ist aber von denjenigen die Ehe betreffenden Bestimmungen zu hoffen, deren Berathung von Uns angeordnet und noch im Gange ist. Ernste und würdige Behandlung der Ehesachen, und insbesondere eine richtige Behandlung der Ehescheidungen

sind geeignete Mittel, das allgemeine Bewußtseyn der hohen Würde und der Heiligkeit der Ehe herzustellen und zu befestigen, und dadurch von leichtsinniger Eingehung der Ehe zurückzuhalten.“ In der Zwischenzeit bis zur Wiederaufnahme der Verhandlungen über diese Angelegenheit ist allen lebendigen Gliedern der Kirche und besonders den Geistlichen eine wichtige Aufgabe gestellt, die durch Wort und Schrift in den Gemeinden das Bewußtseyn um ihre hohe Bedeutung, den rechten Sinn in Bezug auf dieselbe, und den Eifer, sich zu ihr zu bekennen, zu erwecken. Wir hoffen, daß Jeder das Seine thun wird, diese Aufgabe in würdiger Weise zu lösen. Die Kirche ist schon jetzt eine Macht geworden und wird es täglich mehr. Hat sie den ernststen Willen für diese ihre Angelegenheit zu wirken, so kann sie viel ausrichten.

Die freien Versammlungen der Geistlichen haben sich in dem verfloßenen Jahre zu solcher Bedeutung erhoben, daß wir uns hier nothwendig eingehend mit ihnen beschäftigen mußten, wenn uns nicht schon durch den Aufsatz: Über das Verhältniß der Prediger-Conferenzen zur Kirche (Oktober 1843), der Stoff vorweggenommen wäre. Dieser Aufsatz ist uns aus der Seele geschrieben und wir bekennen uns in jeder Beziehung zu seinem Inhalte. So wenden wir uns denn gleich zu einem anderen im Laufe des vorigen Jahres vielbesprochenen Gegenstande, den Leichenpredigten. Es ist in dem letzten Jahre in verschiedenen Gegenden Deutschlands der Fall vorgekommen, daß Geistliche wegen freimüthiger Äußerungen über Verstorbene an ihrem Sarge heftige Anklagen und Anfeindungen erfahren mußten. Von sehr achtbarer Seite her ist der Vorschlag gemacht worden, daß man zur Beseitigung der mannigfachen Uebelstände, die sich hier erheben, zur Schonung des Gewissens der Geistlichen, des Schmerzes der Hinterbliebenen, der Reizbarkeit des Publikums, die Leichenreden ganz abschaffe, und sich auf den Vortrag einer ausführlichen Liturgie und das Singen eines geistlichen Liedes beschränke. Diefem Vorschlage können wir nicht beistimmen. Das Mittel ist uns zu heroisch. Die Kirche darf nicht voreilig einen bereits von ihr gebahnten Weg zu den Gemüthern aufgeben. Am geöffneten Grabe erschließen sich dem göttlichen Worte Herzen, die ihm sonst verschlossen waren, und wehe der Kirche, wenn sie diese Gelegenheit nicht benützt, ihren Samen in sie hineinzustreuen. Viele ihrer Glieder, die ihre Versammlung ganz verlassen haben, kann die Kirche jetzt nur noch am Grabe erreichen. Damit aber stimmen auch wir überein, daß das Grab im Allgemeinen nicht der Ort ist, wo die Mängel und Sünden zu besprechen sind, daß das: „du bist der Mann des Todes,“ besser in Nathan's Weise zu Lebenden, als zu Verstorbenen gesprochen wird, die sich nicht verantworten und nicht Buße thun können und die schon vor ihrem Richter stehen. Unserer Ansicht nach würden alle Schwierigkeiten vermieden, wenn die eingerissene traurige Sitte abgeschafft würde, die Personalien des Verstorbenen zum Gegenstande der Leichenrede zu machen, eine Sitte, die schon unsägliche Schmach über die Kirche und ihre Diener gebracht hat: will man diese in ihrer tiefsten Erniedrigung sehen, so trete man mit ihnen an's Grab. Der von Gott verordnete Stoff für

die Leichenreden sind die großen Wahrheiten, an die der Tod erinnert. Nur mit diesen hätte sich die Leichenrede in der Regel zu beschäftigen. Von dieser aber gäbe es Ausnahmen nach zwei Seiten hin. Bei denjenigen, deren Leben zum Segen für Viele geworden ist, wie das unseres im vorigen Jahre heimgegangenen Baron v. Kottwitz, wird der Geistliche es nicht unterlassen können, die Gnade Gottes zu preisen, die in ihnen mächtig gewesen ist, ohne sich selbst einen unnatürlichen Zwang anzuthun, und ohne das Gefühl der Hörer schmerzlich zu verwunden. Auf der anderen Seite bei denjenigen, die nach Luther's Ausdrücke „in öffentlichen Argernissen leben, das Wort und die Sakramente verachten, Tag und Nacht im Sause leben und schwelgen, Unzucht und andere Sünden treiben, und davon nicht ablassen,“ wird das Schweigen des Geistlichen Vielen zum Anstoß gereichen, um so mehr, je höher sie gestellt sind, je näher also der Verdacht liegt, daß Menschenfurcht die Zunge des Anechtes Gottes gefesselt habe. Nur dadurch, daß er freimüthig redet, kann der Diener der Kirche sein Erscheinen an dem Grabe eines solchen rechtfertigen, dem eigentlich die Theilnahme der Kirche an seinem Begräbniß nicht zukommt. Daß die Geistlichen den Kreis solcher Fälle zu weit ausdehnen möchten, darf man gewiß nicht fürchten. Ihre Versuchung liegt auf der entgegengesetzten Seite. Das bedenken diejenigen nicht, welche vermeintlich lieblos Nichtenden wirklich lieblos richten, daß die Voraussetzung, nur durch ihr Gewissen gebunden gesprochen zu haben, durchaus auf Seiten der freimüthigen Geistlichen ist. Wenn irgendwo, so schweigt im Angesichte einer Leiche menschliche Leidenschaftlichkeit, und dann weiß ja Jeder wohl, was er zu erwarten hat, wenn er gerade an dieser Stelle den Maßstab des göttlichen Wortes anlegt, weiß, daß Nichts mehr Erbitterung hervorruft, unter Anderem auch deshalb, weil das Gewissen so Manchen sagt, daß sie Gleiches verdienen.

Der evangelische Verein der Gustav-Adolphstiftung hat im vergangenen Jahre bedeutende Fortschritte gemacht, und ist viel besprochen worden. Wir haben bisher über diese Angelegenheit geschwiegen. Wir hofften, die Verbindung werde sich auf die rationalistischen Kreise beschränken, und da konnten wir uns ihrer freuen, und mochten nicht durch das Ausprechen unserer Bedenken, die wir nicht verhehlen durften, wenn wir überhaupt redeten, auch nur den Schein hervorrufen, als sehen wir nicht geneigt, auch bei unseren Gegnern auf Leben und Tod das Gute da anzuerkennen, wo es sich vorfindet. Es ist erfreulich, daß die ausgedehnte und mannigfaltige Vereinsthätigkeit der kirchlich Gesinnten auch in den rationalistischen Kreisen einen gewissen Eifer hervorgerufen hat, etwas für die Kirche zu thun, unter diesen Umständen erfreulich, was an sich traurig, daß dieser Eifer sich auf eine rein äußerliche Thätigkeit geworfen hat. Unsere Hoffnung aber, daß die Männer von entschieden kirchlicher Gesinnung sich von dem Unternehmen fern halten werden, ist leider nicht in Erfüllung gegangen, und so sehen wir uns genöthigt, unser Stillschweigen zu brechen, und nicht gegen das Unternehmen an sich, dem wir fortwährend unsere Theilnahme und Anerkennung widmen, sondern eben gegen jene unnatürliche

Verbindung und Verbündung aufzutreten. Diese erscheint uns aus folgenden Gründen als in hohem Grade bedenklich.

1. Es ist für die Kirche von der größten Bedeutung, daß die Spannung der Gegensätze in ihr fortdauere, so lange als dieselben überhaupt vorhanden sind und bis die kirchliche Gesinnung den Rationalismus völlig überwunden und zu Boden geworfen hat. Was dazu dient, diese Spannung zu mindern, richtet einen Schaden an, der durch Tausende und Hunderttausende von Thälern, die zum Besten armer Gemeinden gesammelt werden können, nicht ersetzt werden kann. Für die unterstügten Gemeinden selbst verwandelt sich die Gabe in Gift. Denn die wahre Hülfe für sie liegt auf dem Gebiete des Geistes, und was dazu dient, diesen zu schwächen, das kann ihnen nicht wahrhafte Hülfe, kann ihnen nur Schaden bringen. Was die Spannung der Gegensätze auflöst, das mindert auf Seiten der kirchlich Gesinnten die Energie in Bekämpfung des Rationalismus, die eigene Glaubenszuversicht, macht sie schlaff und lau, das schläfert bei den Rationalisten das Gewissen ein und hält sie fest auf ihrem Irrwege; die wahre Bethätigung der Liebe gegen sie ist, daß man ihnen in voller Entschiedenheit entgegentritt. Bei Verbindungen, welche durch die amtlichen Verhältnisse nöthig gemacht werden, tritt solche bedenkliche Folge nicht ein, jede freie Verbindung aber führt sie nothwendig mit sich, auch eine solche, die nur auf äußere Zwecke gerichtet ist. Denn immer ist sie doch eine kirchliche, das Innerliche vielfach berührende. Wie wenig dies abgesondert werden kann, geht z. B. daraus hervor, daß Männer kirchlicher Richtung bei der Hauptversammlung in Frankfurt der Predigt des Pfarrers Friedrich beizohnen mußten, auf die das „salbungsvolle Gebet“ des Pfarrers Appia besser nicht gefolgt, als gefolgt wäre. Bei den Versammlungen und Verhandlungen liegt die Gefahr sehr nahe, daß ein unklarer Enthusiasmus die Bestimmtheit des evangelischen Bewußtseins verdränge, und zu Äußerungen verleite, die man vor Gott und Menschen nicht verantworten kann.

2. Es handelt sich hier nicht um eine einfache Verbindung mit notorischen Rationalisten, es handelt sich um Anschließung an eine Verbindung, die das Merkmal des Nationalismus an der Stirne trägt. Wir wollen in keiner Weise dem Gründer des evangelischen Vereins, Dr. Zimmermann, zu nahe treten, aber so lange er sich nicht vom Rationalismus losgesagt und seine Zustimmung zu dem Bekenntnisse der Kirche erklärt hat, wird er, nach dem vorwiegenden Geiste der von ihm herausgegebenen Kirchenzeitung und seiner Verbindung mit Dr. Bretschneider, immer in der öffentlichen Meinung als Repräsentant des Nationalismus gelten. Gleich sein erster Aufruf enthielt eine sehr bedenkliche Äußerung: der evangelische Verein solle als Einigungsband für die Evangelische Kirche die Stelle einnehmen, welche früher der jetzt zu diesem Zwecke nicht mehr taugliche Lehrsatz! Seit der Vereinigung des evangelischen Vereins mit der Gustav-Adolphstiftung ist Dr. Großmann an die Spitze des Ganzen getreten, unter den Vertretern des Rationalismus einer der entschiedensten. Die sanguinische Hoffnung Mancher, daß die evangelisch-kirchliche Gesinnung sich dereinst zur Herrschaft in dem Vereine erheben werde, ist dadurch

zu nichte gemacht worden, daß der Centralvorstand, der in dem rationalistischen Leipzig seinen Sitz hat, fast die ganze Sache in seine Hand zu bringen wußte. Wir haben uns dieser Hoffnung nie anschließen können. Wir wünschen nicht einmal, daß sie realisiert werde. Denn geschähe dies, so würde die große Menge der rationalistisch Gesinnten sich sofort von dem Unternehmen zurückziehen — wie jetzt von allen anderen im kirchlichen Sinne geleiteten Unternehmungen —, und somit der Segen verloren gehen, der grade für sie in demselben liegen kann.

3. Diese Verbindung führt eine gefährliche Versuchung zur Heuchelei mit sich. Wer offen auch hier seinen Glauben bekennt, wird sich bald unleidlich machen. Möge das Gewissen derer, die schon in diese Verbindung eingegangen sind, uns sagen, ob sie sich von dieser Versuchung ganz frei erhalten haben! Wäre dies, man würde von rationalistischer Seite kaum noch jetzt ein solches Verlangen haben, die Verbindung aufrecht zu erhalten.

4. Die Erfahrung hat gezeigt, daß alle Gesellschaften zu kirchlichen Zwecken, deren Vorstand ungleichartig zusammengesetzt war, auf die Dauer des fröhlichen Gedeihens entbehrten, und daß die unerläßliche Bedingung desselben eine breite Basis gemeinsamer Überzeugungen ist.

5. Eben so hat die Erfahrung gezeigt, daß alle Vereine, deren Thätigkeit bloß auf das Äußere gerichtet ist, den Keim des Todes in sich tragen. Nachdem die Redensarten erschöpft sind, bleiben nur die Thaler und Groschen noch übrig, und immer nur von diesen zu hören, bringt auf die Dauer eine Ermüdung hervor, die erst den Schlaf, und zuletzt den Tod herbeiführt. Von diesem Übelstande kann der evangelische Verein in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung gar nicht loskommen. Jede auf das Innerliche gerichtete Thätigkeit betritt sofort das Gebiet der Lehre, und da würde der künstlich verdeckte Zwiespalt sofort mit Gewalt hervorbrechen.

6. Es erscheint bedenklich, ohne Untersuchung der geistlichen Zustände überall sogleich mit Geldhülfen bei der Hand zu seyn. In Indifferentismus und Unglauben versunkene Geistliche haben an dem Wenigen, was sie haben, schon zu viel. Eine solche Untersuchung aber muß der evangelische Verein nach seiner gegenwärtigen Zusammensetzung gesichtlich vermeiden.

Was könnten aber im Angesichte aller dieser Bedenken die kirchlich gesinnten Freunde des evangelischen Vereins wohl für den Anschluß an denselben geltend machen? Etwa das Großartige einer Vereinigung des gesammten evangelischen Deutschlands zu kirchlichem Zwecke? Aber man überlasse es doch der Welt, solchen Phantomen nachzujagen. Was hilft eine Vereinigung, wo keine reale Einheit vorhanden ist? Sie ist nichts Anderes, als eine große Lüge. Oder, „man dürfe nicht jüdischer Weise lieber die Noth wollen fortdauern lassen, als sich mit Ungläubigen zu ihrer Abhülfe verbinden?“ Aber warum könnte man nicht kräftig mitwirken zur Abhülfe auch dieser Noth, ohne sich dem Leipziger Centralvorstand unbedingt in die Arme zu werfen? Daß dies möglich ist, haben unter andern die kürzlich gegründete Rheinisch-Westphälische und die Berliner Gustav-Adolphstiftung gezeigt. Die erstere erklärt, „nicht ein bloßer

Zweigverein zu seyn, sondern ein selbstständiger, der nach der besonderen und ganz freien Bestimmung seiner Mitglieder und Contribuenten die ihm anvertrauten Liebesgaben verwendet, und seine Geschäftsführung einrichtet.“ Beide Vereine haben durch ihre Emancipation von dem Leipziger Centralvorstande den Vortheil erworben, daß sie neben dem rein äußerlichen Zwecke auch mehr geistliche verfolgen können, sie gedenken in ihren Statuten der Versorgung mit kirchlichen Büchern, des geistlichen Zuspruches u. s. w. Daß die Centralisation zum Gedeihen des Unternehmens nothwendig sey, ist ein bloßes Vorurtheil. Grade sie würde auf die Dauer das Interesse lähmen, um so mehr, da der Centralvorstand fast Alles an sich genommen hat, was in dem an sich schon trockenen Unternehmen irgend eine Theilnehmung des Gemüthes herbeiführen kann. Oder spricht man die Befürchtung aus, „der Gesamtverein werde dann eine rationalistische Tendenz entfalten.“ Möge er dies! Es ist ja die ihm natürliche. Besser Wahrheit und Klarheit, als ein widerliches und trübes Durcheinander, zu dem die charakterschwache Zeit, die ihre Schwäche so gern für Liebe und Großherzigkeit ausgeben möchte, nur zu sehr hinneigt.

Die Redaktion wird übrigens, so fest sie auch in ihrer lange und reiflich geprüften Überzeugung steht, auch der abweichenden Ansicht diese Blätter nicht verschließen, und zunächst einen ihr bereits vorliegenden Aufsatz eines sehr entschiedenen Freundes des Anschlusses mittheilen.

Die Verhandlungen über den Freimaurerorden in diesen Blättern haben ein Resultat geliefert, bei dem man vorläufig stehen bleiben kann. Es ist von einem Geistlichen, der eine bedeutende Stellung in dem Orden einnimmt, zugestanden worden, daß die beiden verbreitetsten Systeme, denen in Süddeutschland alle, im Preussischen Staate vielleicht neun Zehntel der Vogen angehören, und denen bei weitem die meisten maurerischen Geistlichen zugethan sind, namentlich die Berliner ohne Ausnahme, eine unchristliche, ja zum Theil antichristliche Tendenz verfolgen. Zunächst also wäre wohl an alle diese Geistlichen die ernste Frage zu richten, wie sich ihre maurerische und ihre kirchliche Stellung zu einander verhalten. Bleiben sie die Antwort auf diese Frage jetzt schuldig, so könnte vielleicht die Zeit kommen, in der sie von ihren Gemeinden an sie in einer Weise gerichtet wird, die sie zu einer bestimmten und unzweideutigen Antwort nöthigt.

Wir werfen jetzt noch einen Blick auf die Wünsche zurück, die wir in unserem Worte von 1842 und 43 ausgesprochen haben. Dieser Rückblick gewährt im Ganzen ein erfreuliches Resultat. Einzelnes von dem Gewünschten ist bereits in's Leben getreten, Anderes sieht seiner baldigen Verwirklichung entgegen. Die Herstellung der Consistorialverfassung schreitet mit raschen Schritten ihrem Ziele entgegen. Es ist doch sehr merkwürdig, daß für die Erhaltung des bisherigen Zustandes, namentlich der kirchlichen Stellung der Regierungen, bis jetzt unseres Wissens auch nicht eine Stimme öffentlich sich erhoben hat! Für die Belebung der Synoden als beratender Corporationen ist durch das Circular des geistlichen Ministeriums vom 10. Juli v. J. Bedeutendes geleistet worden. Alle Nachrichten, die uns aus den verschiedensten Gegenden zugekommen sind, stimmen darin überein, daß die Maßregel einen sehr erfreulichen Erfolg gehabt, daß sie ein Ferment in den geistlichen Stand gebracht hat. Weit weniger ist wohl von den angekündigten Provinzial-Synoden zu erwarten, deren Zusammenberufung hoffentlich erst nach Reorganisation des Kirchenregiments erfolgen wird. Namentlich wenn sie nur aus den Superintenden ten zusammengesetzt seyn sollten, wird der Eindruck ihrer Ver-

handlungen wohl eher ein lähmender, als ein fördernder seyn, in mehreren Provinzen wenigstens, wie in der Provinz Brandenburg. Die freien Zusammenkünfte der Geistlichen haben sich der liebevollen Theilnahme der Behörde erfreut, die wir ihnen wünschten. Wie dem übermäßigen Schreibewesen abzuhelpen sey, ist in ernsthafte Erwägung genommen, und sind darüber eine Menge von Gutachten eingeholt worden. Mit den Ordensverleihungen an Geistliche ist es vorläufig beim Alten geblieben. So gewiß wir aber überzeugt sind, hier aus dem Bewußtseyn der Kirche heraus geredet zu haben, so gewiß hoffen wir von der Zukunft Beseitigung auch dieses Uebelstandes. Sie wird um so schneller erfolgen, je zahlreicher und kräftiger sich kirchliche Stimmen dagegen vernehmen lassen, namentlich die solcher, die selbst die Kreuz tragen. Unser Schmerz über den Zustand der Gymnasien muß leider noch fast ganz in der alten Stärke fortdauern. Auch der Zustand der Fakultäten gibt noch zu vieler Klage Anlaß. Wie gering ist z. B. in Breslau noch der Kreis der Jächer, über die bei Dozenten gehört werden kann, welche Bekenner des Bekenntnisses der Kirche sind. Das Alte Testament ist dort nun schon seit langen Jahren ein verschlossenes Buch. Wann werden endlich seine Siegel wieder gelöst werden? Die Prüfung der Theologen kann erst mit der Reorganisation der Consistorien einen wahrhaft kirchlichen Charakter gewinnen. Von unseren Wünschen in Bezug auf die Liturgie bahnt sich wenigstens die Erfüllung des einen an, welcher auf die Theilnahme der Gemeinde gerichtet war. Neben mehreren anderen Gemeinden ist seit Kurzem in der Hof- und Domkirche diesem Mangel bereits abgeholfen worden, und das schon jetzt wahrnehmbare freudige Entgegenkommen der Gemeinde hat gezeigt, wie lebhaft derselbe empfunden wurde. Wir dürfen wohl nicht fürchten, daß man bei den an sich preiswürdigen Versuchen, die heilige Musik wieder zu beleben, je die entschiedene Innerlichkeit des evangelischen Bewußtseyns, den Unterschied der streitenden und der triumphirenden Kirche, und die niedrige Gestalt des Kreuzreiches Christi vergessen werde, und haben gewiß Grund zu hoffen, daß Alles, bei dem es nicht von vorn herein völlig gewiß ist, ob das evangelische Bewußtseyn sich in ihm wiederfinden werde, vorläufig nicht dem Hauptgottesdienste, sondern bis es die Prüfung überstanden hat, besonderen musikalischen Andachten überwiesen werden wird, die als eine Vermehrung der noch so kümmerlichen Andachtsmittel unserer Kirche sehr erfreulich seyn würden. Der Gesangbuchsnoth, die in den meisten Kirchen und namentlich in Berlin jeden Sonntag von neuem schmerzlich empfunden wird, scheint jetzt die Hilfe nahe zu seyn. Sie werde der Fürbitte aller Gläubigen empfohlen! Den tiefen Jammer der Kirche, daß so viele edle Kräfte, die ihr dienen könnten, brach liegen, sollten diese weit mehr auf dem Herzen tragen, als sie es zu thun scheinen. Es ist eine wahre Schmach, daß der Pastoral-Hülfsverein durch ihre Schuld seine segensreiche Wirksamkeit nicht schon weiter ausdehnen konnte. Für Vermehrung der Kirchen und Pfarren scheint endlich ein Eifer in den Gemeinden lebendig zu werden. Zwei Unternehmungen dieser Art in Berlin, in der Louisestädter Gemeinde und in der Potsdamer Vorstadt, haben einen sehr erfreulichen Fortgang. Aber wie unendlich viel ist auch da noch zu thun!

Viele Erscheinungen führen darauf, daß die Zeit des Frühlings für die Kirche herannahet. Der Herr der Kirche gebe, daß er nicht durch unsere Schuld sich verzögert, oder gar ganz ausbleibt. Das neue Jahr bringe uns Allen neuen Glauben, neue Liebe, neuen Eifer. Eine Zeit des Segens ist stets zugleich eine Zeit großer Verantwortung. Mögen wir Alle die Zeit unserer Heimsuchung recht erkennen!

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 24. Januar.

N^o 7.

Über die richtige Stellung der Sühntermine der Geistlichen in den Ehescheidungsprozessen.

Es erscheint höchst wünschenswerth, daß die Termine zur geistlichen Sühne streitender Ehegatten nicht nach Einleitung der Klage, sondern vor derselben abgehalten werden. Denn

1. Vor der Zusendung der Akten Seitens des Gerichts erfahren in den großstädtischen Gemeinden die wenigsten Geistlichen etwas von einer bevorstehenden Scheidungsklage; theils, weil es nicht möglich ist, auch nur die Hälfte der Parochianen zu kennen, theils, weil da, wo die Geistlichen in dem Rufe stehen, die Ehesachen mit größerem Ernste zu behandeln, Viele ihr Verhaben absichtlich vor ihnen verheimlichen. Es kann also eine Scheidung erst durch das Gericht ein Gegenstand seelsorgerlicher Einwirkung werden; was an sich schon ein Uebelstand ist.

2. Nach dem bisherigen Stande unseres Eherechts kann der Pfarrer vor Einleitung der Klage bei weitem leichter, als der Richter durch den Kläger, den wahren Grund der Scheidung entdecken. Sehr vielen Personen, besonders niederen Standes, suppeditioren die Justiz-Commissarien, wenn sie an solche sich wenden, ja selbst die Richter, andere Scheidungsgründe, als die wirklich vorhandenen, die sie anbringen wollten. Es kommt häufig bei Geschiedenen vor, daß sie sagen: der im Urtheil angeführte Grund sey nicht der wahre, ihr Anwalt oder Richter habe sie beredet, diesen anzuführen, um leichter auseinander zu kommen. Ist dies bei Anbringung der Klage schon geschehen, so hat der Kläger ein Interesse, auch vor dem Pfarrer den wahren Grund zu verschweigen, oder zu entstellen; ganz anders, wenn noch kein Advokat oder Richter mit der Sache zu thun hatte. Natürlich folgt daraus, daß die noch tieferen moralischen Ursachen der Scheidung dann auch bei weitem weniger erforscht werden können, was doch der eigentliche Beruf des Geistlichen ist. Dagegen ist es sehr unwahrscheinlich, daß der Geistliche als Seelsorger die wahren Gründe nicht sollte erfahren können, sondern erst durch den Richter sie lernen müßte. Er hört ja, nach Einleitung der Klage, vor deren Beantwortung, ohnehin nur eine einseitige Darstellung der Sache; aber auch abgesehen davon hat vor allem prozessualischen Verfahren der Pfarrer bei weitem mehr Mittel, durch Erkundigungen der Wahrheit auf die Spur zu kommen, als der Richter.

3. Die Anstellung der Klage ist eine Verkörperung der bis dahin mehr geistigen Ursachen der Scheidung, ist eine That-sache, welche in den Augen Vieler für entscheidend gilt, ein Schritt, welchen zurückzuthun für schimpflich gilt. Dies ist im höchsten Grade bei entschiedenem Charakteren selbst der niedrigsten Klasse der Fall. Wenn in dem Sühntermine jeder andere

Widerstand bereits überwunden ist, kostet es oft noch ganz besondere Mühe, über diesen Punkt hinwegzukommen. Die bis zu einer solchen That vorgeschrittene Erbitterung und der Schimpf, sich in einem vor aller Welt ausgesprochenen Entschluß durch Zureden haben irre machen zu lassen, wirken gleich stark gegen die Ermahnung des Pfarrers in diesem Stadium der Sache.

4. Bei jedem gelungenen Sühneversuche lasse ich die Parteien entweder protokollarisch, oder mit einer besonderen Feierlichkeit mündlich, mir versprechen: Daß im Falle einer Wieder-vereinigung sie sich zuerst an den Pfarrer, und nicht zuerst an den Richter wenden wollten. Bisher haben Alle, welche dies Versprechen mir gegeben haben, es gehalten; so weit meine Kenntniß reicht, ist keine Klage hinter meinem Rücken angestellt und die Sühne einem anderen Pfarrer aufgetragen worden. Die Folge davon ist die Aufrechthaltung mehrerer Ehen gewesen, welche jetzt längst geschieden wären. Es zeigt sich hier auf das Schlagendste, wie vortheilhaft ein solches Verfahren vor Anstellung der Klage in vielen Fällen seyn könnte. Würde eine protokollarische Erklärung der Parteien dabei beobachtet, so würde diese auch im Falle des Mißlingens der Sühne Licht über den folgenden Prozeß verbreiten können.

5. Ein sehr wichtiger Punkt für Ärmere ist, daß vor Einleitung des Prozesses noch keine Kosten aufgelaufen sind; und der Geistliche müßte für Abhaltung des Sühntermins vor derselben keine Gebühren zu fordern berechtigt seyn. Oft ist der Kostenpunkt ein Grund neuer Vereinigung. In einigen Fällen habe ich zur Beförderung der Vereinigung die Kosten vorgeschossen; es ist aber klar, wie bedenklich, von anderen Gründen abgesehen, ein solches Verfahren ist.

6. Alle ernstere Geistliche ohne Ausnahme, die ich hierüber gesprochen, — und ich habe absichtlich so viele als ich konnte, danach gefragt, — sind in diesem Punkte mit mir einverstanden, und würden die Änderung mit großem Danke aufnehmen. Die würdigere Stellung, welche sie als Seelsorger einnehmen würden, wenn sie vor allem prozessualischen Verfahren die Sühne versuchten, würde ihnen neuen Muth für dies schwierige Geschäft geben. Selbst den weniger gewissenhaften Geistlichen würde ein Vorwand genommen, die Sühneversuche mit der Geringschätzung, ja mit dem Widerwillen zu behandeln, wie es leider nur zu oft geschieht. Sowohl die Parteien als der Pfarrer haben jetzt immer eine Neigung, sie als eine gewöhnliche, leere und nichtige Formalität zu behandeln. Ich zweifle nicht, daß auch nach der gewünschten Änderung dies bei sehr Vielen der Fall seyn würde; es sind aber dabei nicht unheilbar leichtsinnige, sondern solche Pfarrer in's Auge zu fassen, welche einen gewissen

Grad von Gewissenhaftigkeit haben, der durch eine solche Einrichtung angeregt und gestärkt werden dürfte.

Die Sühneverfuche sind überaus wichtige, ja gradezu die erhabensten Akte der Seelsorge. Nie hat unter unseren großstädtischen Parochianen der Pfarrer Gelegenheit, rohen und ungläubigen Menschen bei einem Anlaß, der ihr Innerstes zu erschüttern geeignet ist, so nahe zu treten. Der Erfolg ist es nicht, auf den es vornehmlich dabei ankommt, d. h. das Gelingen der Sühne; auch von mißlungenen Sühneverfuchen habe ich tiefgehende Folgen später wahrgenommen. Sondern das ist der Punkt, auf den es ankommt, daß die große, tief eingreifende, moralische Macht, welche von Gott, und noch durch unsere Institutionen, grade in dieser Hinsicht dem geistlichen Amte anvertraut ist, einen freien, und doch völlig unbedenklichen, für Niemand gefährlichen Wirkungskreis habe und gewinne. Dem Geistlichen müßte aber die Freiheit gegeben werden, mehr als einen Termin anzustellen, und nur, wenn auf die Beschwerde des Klägers sich ergäbe, daß er entweder aus Nebenabsichten, oder aus Willkür die Sache verzögere — worüber er durch Protokolle sich auszuweisen hätte — dürfte seinem Verfahren ein Ziel zu setzen seyn. Daß gegenwärtig dem Pfarrer kein Zwang aufliege, die Sühne schon in Einem Termine zu beendigen, kann mit Grunde nicht behauptet werden. Er muß, wenn die Parteien es sich nicht gefallen lassen, das Gericht um Ansetzung eines neuen Termins bitten, und erbittert dadurch den widerwilligen Theil, oder oft beide, sehr, schon deshalb, weil er die Sache sehr in die Länge zieht.

Daher würde es mir als das Beste erscheinen, wenn keine Scheidungsklage angenommen würde, ohne daß der Kläger durch eine Bescheinigung seines Pfarrers nachgewiesen hätte, daß die Sühne von demselben versucht worden sey. Ob nachher im Laufe des Prozesses noch ein Sühneverfahren mit Hinzuziehung des Pfarrers anzustellen sey, dürfte dem Ermessen des Gerichts zu überlassen, diese Freiheit aber auch dem Gerichte zu verleißen seyn. Durch die Stellung der Sühneverfuche vor Einleitung des Prozesses soll aber keineswegs ein unförmliches, unfeierliches Verfahren bei denselben, ein Zerfließen dieser Akte in bloß gelegentliche Gespräche, befürwortet werden. Es muß ein bestimmtes Verfahren von den geistlichen Obern dabei vorgeschrieben werden; namentlich scheint mir die jetzt übliche Anzeige ohne Protokoll verwerflich, was dann noch mehr der Fall seyn würde, wenn der Sühneverfuch vor dem Prozeß anzustellen wäre, weil dem Richter das Resultat desselben nicht bloß, sondern auch der Gang und Inhalt der Verhandlung von Interesse seyn würde. Vielleicht dürfte in dem Gesetze ausdrücklich zu erwähnen seyn, daß die geistlichen Obern über die Form der Sühne eine Verordnung zu erlassen hätten.

Zur Steuer der, wenn auch schmerzhaften, Wahrheit.

In dem Septemberheft 1843 der *Ev. R. Z.* S. 604. steht unter den Nachrichten aus Triglaff Folgendes: „Erquickend war

es, von einem Bruder aus dem Mecklenburger Lande zu hören, wie dort noch ältere, bessere Ehegesetze gelten und Ehescheidungen fast unerhört sind.“

Es ist kein erfreuliches Geschäft, geistliche Erquickung zu verkümmern, aber das höchste Gesetz muß doch die Wahrheit bleiben und soll an allen Orten den Schäden der Kirche abgeholfen werden, so müssen sie zuvor erkannt seyn. Der unterzeichnete Berichterstatter kennt den verehrten Amtsbruder, welcher jene Freude veranlaßte, und bürdet ihm keineswegs auf, aus Patriotismus wider besser Gewissen gesprochen zu haben, wohl aber dürfte er, weil ihm vielleicht in einer kleinen Parochie Ehescheidungen noch keinen Kummer verursachten, die Sache sich zu günstig vorgestellt haben, auch dürfte im Gegensatz gegen das Übel, welches beklagt wurde, seiner Äußerung eine weitere Ausdehnung gegeben seyn, als er selber beabsichtigte.

Wahr ist, daß bei uns auf dem Lande der Ehescheidungskrebs noch nicht so um sich gefressen hat, als in den, obgleich meist nur kleinen, Städten; das wird aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, im Preussischen auch der Fall seyn. Daß aber die Ehescheidungen in Mecklenburg Streich — von diesem Theile des Landes spreche ich jetzt nur — nicht etwas auch nur fast Unerhörtes sind, beweiset allein schon der Erlass des Großherzogl. Consistoriums vom 9. Februar 1828, in welchem dasselbe, da Se. Königl. Hoheit mit landesväterlichem Bedauern wahrgenommen, daß die Anträge auf Ehescheidung wegen gegenseitiger Abneigung und Unverträglichkeit der Eheleute in neuerer Zeit immer häufiger vorkämen, landesherzlich dazu autorisirt, die Prediger anweist, bei dem jedesmaligen Confirmationsunterrichte die Confirmanden auf die Wichtigkeit und Heiligkeit des Ehestandes in eindringlicher Weise aufmerksam zu machen und dadurch dem verderblichen Überhandnehmen anstößiger und unchristlicher Ehen kräftig entgegenzuwirken. Leider sind auch bei uns in Mecklenburg zwei- und dreimal Geschiedene gar keine Seltenheit, woraus man im Übrigen urtheilen mag.

Insofern allerdings wird in Vergleichung mit dem Preussischen die Ehe hier höher gewürdigt, als kein Niedergericht scheiden kann, sondern nur das Obergericht der Justiz-Kanzlei, bei welcher noch die älteren strengeren Gesetze gelten. Das Consistorium ist aber dabei so wenig betheiligt, als im Preussischen, und die Sühneverfuche durch die Prediger sind erst vor nicht langer Zeit eingeführt worden, ob wiedereingeführt, kann Ref. nicht mit Gewisheit sagen, vermuthet aber, daß sie in älteren Zeiten stattgefunden, vielleicht aber nicht als Regel, weil früher das Consistorium, wie ursprünglich wohl in allen protestantischen Ländern, Ehescheidungsbehörde war. Neben diesem Wege, zur Scheidung zu gelangen, besteht aber ein anderer, welchen, nach des Ref. Erfahrung wenigstens in einer umfangreichen Parochie, die Mehrzahl betritt, weil da von der alten Strenge abgelassen wird. Dies ist der durch die Landesregierung aus landesherrlicher Machtvollkommenheit und auf diesen bezieht sich ohne Zweifel der vorher erwähnte Consistorialerlass. Wie aber die Bitte um Dispensation von Wiedertrauung der aus landesherrlicher Machtvollkommenheit Geschiedenen, ob auch unter

Berufung auf die heilige Schrift, aufgenommen werde, davon hat Ref. selbst zwei Jahre nach jenem Consistorialerlaß die schmerzlichste Erfahrung gemacht.

Ihr Brüder in Preußen, nicht bloß unsere Blicke folgen euch, sondern auch unsere Herzen sind bei euch in Fürbitte, daß der Herr eure Bestrebungen in dieser heiligen Angelegenheit segnen wolle, aber meinet nicht, daß wir wiederum eurer Fürbitte nicht eben so sehr bedürften, weil wir das Landrecht nicht haben.

Mirow in Mecklenburg: Strelitz.

Fr. Giesebrecht, Präpositus.

Nachrichten.

Der evangelische Verein der Gustav-Adolphstiftung und der Hauptverein desselben in der Provinz Sachsen.

Es ist allgemein bekannt, daß am 6. November 1832 bei der zweihundertjährigen Todtenfeier von Gustav Adolph am Schwedenstein bei Lützen von Anwesenden aus Leipzig, an deren Spitze der Herr Domherr Dr. Großmann trat, ein Verein gestiftet wurde, um protestantische Gemeinden kirchlich in solchen Ländern zu unterstützen, wo andere Bekenntnisse herrschend seyen. Es war dies anfänglich eine kleine Stiftung, und selbst das zuerst dazu gesammelte Geld verblieb nicht einmal dieser, sondern ward zu dem Denkmal verwandt, was man einige Jahre später über dem Schwedenstein aufrichtete und das Dr. Dräseke sehr feierlich, unter Theilnahme von vielen Tausenden, einweihte. Aber es war doch eine Stiftung, und durch eine Kirchencollekte in Schweden vermehrten sich auch ihre Mittel bald auf einige tausend Thaler. Ich sage: es war doch eine Stiftung, und sage es wehmüthig. Denn schon im Jahre 1828 dachte ich daran, wie man wohl könne 1832 am Schwedensteine ein würdiges Denkmal errichten, und kam darauf, daß man möchte dort eine Anstalt gründen zur Erziehung von Armenthul Lehrern. Ich entwarf den Plan, bestimmte dazu den Ertrag von gewissen Schriften, und suchte vier Jahre hindurch Andere in meinem Vaterlande, im Preussischen, worin ja auch der Schwedenstein liegt, der mit vielen anderen wichtigen Gegenständen aus der Reformationszeit, sinnbildlich bedeutsam auf Preußen übergegangen ist, dafür zu gewinnen, besonders die heiligheligen Behörden. Aber überall ward ich, wider sonstige Gewohnheit, wenn ich mit diesem Gegenstande kam, kalt zurückgewiesen, und fand, daß man in Preußen darum Bedenken fand, diesem Gegenstande eine Aufmerksamkeit zu schenken, weil man glaubte, dadurch die befreundeten Mächte Sibirien und Baiern, überhaupt die Katholiken, zu verlegen. Der Sinn ist gut; aber der Mangel an Thaten nicht. Weil der Sinn gut ist, so müssen alle Werke, welche wir an die zweite Vorzeit schließen, einigende Friedenswerke seyn. So erfüllt man die Erinnerung an die Vergangenheit, und schafft Leben in der Gegenwart für die Zukunft. Doch ich konnte nur zweimal mich der Festlichkeiten am Schwedensteine erfreuen, rollte meine Ästen, betreffend eine Armenthul Lehreraufstalt, am Schwedensteine zusammen, band sie mit einem Bindfaden fest und schrieb darauf: „projektierte aber nicht zu Stande gekommene Armenthul Lehrers-Bildungsanstalt am Schwedensteine; sat voluisse.“ — Von der in Leipzig und resp. Dresden begründeten Gustav-Adolphstiftung hatte ich seit mehreren Jahren nichts gehört, als ich die evangelische Gemeinde in Litz, ihren großen Nothzustand und die Wichtigkeit, daß grade dieser Gemeinde Hilfe würde, kennen lernte. Ich dachte jetzt an sie und ward innig erfreut, als den 31. Oktober 1841 (Nr. 172. der Allg. Kirchenzeitung) der Hofprediger

Dr. R. Zimmermann einen Aufruf erließ, worin er, ohne irgend eine Beziehung auf Katholiken, aufforderte, einen Verein zu gründen, dessen Zweck sey: „alle hilfsbedürftige und der Unterstützung würdige protestantische Gemeinden in allen Theilen der Erde durch pekuniäre Hilfsmittel zu unterstützen, um dadurch ihre kirchlichen Bedürfnisse befriedigen zu helfen.“ — Selbst an die Missionen dachte er; denn er sagt: „Wenn die Kräfte des Vereins es gestatten, so wird er auch Gemeinden in den Heidenländern theils zu ihrer Gründung, theils schon bestehende bei der Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse unterstützen und insofern allerdings auch das Missionswesen fördern helfen.“ — Dr. Zimmermann beabsichtigte aber nicht allein, materialistische, sondern höhere Zwecke zu erreichen. Er sagt z. B.: „Und welche Rückwirkungen auf das Innere, auf das Leben der protestantischen Welt müßten davon ausgehen?“ — Zum ersten Versammlungsort der Aufnehmer der hingeworfenen Idee bestimmte Zimmermann Wittenberg: „Die erste Generalversammlung soll am Wiegenorte der Deutschen Reformation, in Wittenberg, gehalten werden, und zwar am Gedächtnistage der Augsburger Confession, am 25. Juni 1842, beginnen.“ — Zimmermann ist ein Mann des Friedens und des gemüthlichen Wirkens. Leider hat seine unglückliche Geschäftsverbindung mit dem jähren, ihm gar nicht verwandten Bretschneider ihn in den Geruch des Rationalismus gebracht; obgleich er nur zu den Männern der Mitte und der Vermittlung gehört. — Nach meiner geringen Meinung hätte man ihn von Preußen aus ambabus in Wittenberg willkommen heißen sollen. Aber er fand wenig Anklang, man sah immer hinter ihm Bretschneider's Schatten stehen; und so war es Zimmermann gewiß sehr angenehm, daß ihm die Gustav-Adolphstiftung, von der er bei Erlassung seines Aufrufs nichts gewußt hatte, Veranlassung gab, die erste Generalversammlung in dieser Sache nach Leipzig zu verlegen. Dadurch gewann solche eine ganz andere Ansicht. Der schon von Bretschneider's Schatten verfolgte Zimmermann munkte nun auch mit dem Domherren Dr. Großmann, einem entschiedenen Rationalisten, der selbst (si fabula vera est) Christen mit Juden verknüpfen will, um so schon vor der Geburt der Rationalismus unter Juden und Christen zu begründen, Arm in Arm und Hand in Hand geben. Aber diejenigen, welche darum der in Rede stehenden Sache abhold waren, begingen ein dreifaches Unrecht: 1. gegen Zimmermann, der nur in treuer Liebe der Evangelischen Kirche dienen wollte; 2. gegen die vielen Gläubigen, welche gleich Zimmermann die äußere Noth der Evangelischen Kirche zu Herzen nahmen und ihr helfen wollten; 3. gegen die Evangelische Kirche selbst, indem sie, da Noth im Hause ist, jüdischer Weise lieber die Noth wollen fortdauern lassen, als sich mit Ungläubigen zu ihrer Abhilfe verbinden. — Ich bin entschieden gegen alle Verknüpfung mit Ungläubigen in unserer Kirche, wenn die Noth die von der Lehre und von der Bestimmung der Liturgie. Ich glaube, da müssen wir uns offen die Gegensätze zeigen, da ist zu schneiden um zu heilen. Aber wir leben einmal mit den Rationalisten in einem Hause, und es wäre ein Unglück, wenn sie uns oder wir sie als Kranke herauswürfen. Unsere Evangelische Kirche leidet, und die Gläubigen haben den Unglauben mit verschuldet. Unsere Kirche häuft in solido, nicht sowohl was die Rationalisten verschuldet haben, sondern auch die Schuld der Todtgläubigen und selbst der Besten in der Kirche, der treuen älteren Pietisten. Warum wollen wir uns trennen, da Gott uns zusammenkläfft? — Es ist leichter sich ab- und einmünden, als sich inmitten der Finsterniß vor den Werken der Finsterniß hüten. Und noch eins; ihr gut meinenden und stark irrenden Brüder, ihr könnet es nicht wehren; es ist einmal die Gustav-Adolphstiftung Tagesordnung, das Aufwort der Kirchlichen unter den Rationalisten, also der Besten doch

unter ihnen, geworden; sehet nicht ängstlich zu, ob sie darunter zugleich Demokratismus oder sonst etwas als eine Maus in der Tasche verstecken; denkt, wenn ihr es nicht mittreibt, so treiben sie es ohne euch, und bedenkt wohl, daß Gott sie morgen zum Glauben führen und euch, die ihr ja auch von gestern her seyd, zu einem todtten Glauben erstarrten lassen kann. Wer da stehet, sehe wohl zu, daß er nicht falle! Ich erinnere euch an die separatistischen Lutheraner, die sich ja hin und wieder zu Mummien dogmatisirt haben! — Noch einmal; in den freien Prediger-Conferenzen, da wollen wir die Geister auf einander plagen lassen, wehe dem, welcher da, irgend einem zu Liebe oder zu Haß, auch nur ein tausendtel seines Glaubens oder Unglaubens verläugnet; frisch, frisch, drauf, dran! Da wollen wir mit einander: „Ein feste Burg ist unser Gott“ die Ungläubigen verschrecken und mit der Augsburgischen Confession die Thüre verhängen; — aber wenn wir in den amtlichen Synoden zusammen sind, so wissen wir, daß der Halbgläubige wie der Ungläubige eben so gut ein Recht hat, seines Herzens Sinn zu offenbaren und seines Kopfes Licht leuchten zu lassen, als wir; darum sollen wir wohl der Wahrheit nichts vergeben, aber lieber mit solchen über das handeln, was uns eint, als über das, was uns trennt. So verfare ich stets mit den Katholiken; ich schlage mit ihnen an auf das apostolische Glaubensbekenntniß; und sind sie darin firm, so drücke ich ihnen die Hand; dann können wir schon hernach eine Lauge brechen. Mit dem Nationalisten muß ich's freilich leider anders machen; da mag ich die schielenden Nebensarten über Art. II. und III. nicht hören, und spiele es deshalb lieber auf das vornehmste Gesetz. Auf diesem Schiffelein können wir mit einander fahren. Ich läugne nicht, daß ich lieber mit dem Katholiken auf dem Kriegsschiff des apostolischen Glaubensbekenntnisses, als mit dem Nationalisten auf dem Handelschiffe des vornehmsten Gesetzes fahre; da man aber doch im Handel näher zusammenkommt, als im Kriege, so muß ich denn schon mein hochsahrendes Wesen etwas in Zaum halten.

Nun also, so habe ich denn auch zur Handelsfahne des Gustav-Adolphvereins mich gestellt und denke unter denselben gelegentlich auch des Herrn Kriege zu führen; und deshalb sammelte ich mich mit zur Fahne, welche den 16. September 1842 in Leipzig aufgesteckt ward. — Doch ich will, als ein Landwehrmann, mein Kriegsgewand bald wieder ausziehen; ich habe noch so etwelche Kriegsnutzen von Anno 1809 her; jetzt aber ferner ganz friedlich!

Auf der Leipziger Generalversammlung war die Deutsche Evangelische Kirche richtig repräsentirt; Gläubige, Halbgläubige und Ungläubige hatten sich in der Aula der Universität versammelt, welche ja auch in mehreren Farben prangt. Man ging damit um, einen Verein der Gustav-Adolphstiftung für ganz Deutschland zu bilden und diesen unter die Aufsicht der Specialvereine in Dresden, Leipzig und Darmstadt zu setzen, welche in der Herrschaft auf einander folgen sollten. Es war dies doppelt historisch, denn Sachsen und Hessen gingen ja in der Reformation voran, die Gustav-Adolphstiftung, deren Leitung schon zwischen Dresden und Leipzig wechselte, nahm, Zimmermann zu Ehren, die Stadt Darmstadt an sich heran. Jedoch wurden großartigere Gesinnungen laut, namentlich von einem Deputirten aus Hannover und von einigen Preussen. Man beanspruchte die Theilnahme an der Leitung für alle Hauptvereine; und hier zeigte sich Zimmermann's offene Seele in ihrer ganzen Fülle; er wollte nicht haben, sondern geben; er lehnte für sich und Darmstadt alle Herrschaft ab; doch gestand man für die nächste Zukunft zu, daß die drei bestehenden Hauptvereine im Regiment wechselten, daß aber die Centralcasse und das Centralarchiv in Leipzig blieben. (Man sehe Zimmermann's Erklärung, Leipzig den 17. Sep-

tember 1842.) Zugleich ward (man sehe dieselbe Erklärung) festgesetzt, daß die Jahreseinnahme jedes Vereines getheilt würde, daß ein Drittel würde zum Stiftungskapital geschlagen (das damals 15,000, jetzt 19,500 Thlr., betrug), daß aber über zwei Drittel jedem einsendenden Verein die Verfügung zustehe, doch in der Art, daß er die Hälfte davon für Gemeinden in nicht protestantischen Ländern zu verwenden habe, die andere Hälfte aber nach Befinden für bedrängte Gemeinden in protestantischen Ländern verwenden könne; über die Kapitalzinsen des Gesamtvermögens habe jedesmal der dirigirende Hauptverein (der künftig auch eben so gut in Berlin und Magdeburg als in Dresden und Leipzig seyn konnte) zu verfügen. — Leider wurden die Statuten nicht gleich festgesetzt, sondern deren Ausarbeitung den drei bestehenden Hauptvereinen übertragen, und Frankfurt a. M. als der nächste Versammlungsort bezeichnet. Hier sollten die neuen Statuten noch einmal erörtert werden. Der Leipziger Hauptverein, welcher im laufenden Jahre die Leitung hatte, machte unter dem 1. August 1843 den Statutenentwurf bekannt. Der Hauptverein hatte auch benachbarte Freunde der Sache zugezogen, auch einen Preussen; ob auch die Männer, von denen am ersten Widerspruch zu erwarten war, das weiß ich nicht; auch hatte er gar keine Verpflichtung, irgend Jemand zuzuziehen; aber ich für meinen Theil kann nicht läugnen, daß folgende Abänderungen mir mißfallen:

1. Aus der permanenten Centralcasse und dem permanenten Centralarchiv in Leipzig ist aus eigener Machtvollkommenheit ein **Centralvorstand** geworden; denn es heißt §. 4.: „Der gemeinsame Mittelpunkt aller einzelnen Vereinigung ist der Centralvorstand, welcher seinen fortwährenden Sitz in Leipzig hat.“ Warum dieses unprotestantische Verfahren, warum sollten nicht die Hauptvereine in der Leitung wechseln, und so das Leben dieser Stiftung alle Staaten Deutschlands durchfließen? Mit dem früher beabsichtigten Wechsel der Hauptvereine wäre zugleich stets bestimmt gewesen, an welchem Orte jedesmal eine Centralversammlung stattfinden solle; was jetzt künstlich ermittelt wird.
2. Die Verwendung der Gelder ist geändert, indem in protestantischen Ländern **nichts** verwendet werden soll; es heißt nämlich §. 11.: „Ein Drittel derselben wird kapitalisirt und dadurch unüberäußliches Eigenthum des gesammten evangelischen Vereines der Gustav-Adolphstiftung. Über die zwei anderen Drittheile derselben steht dem sammelnden Vereine die freie Verfügung zu Gunsten von protestantischen Gemeinden in **nicht protestantischen** Gegenden zu.“ — Nur „in Fällen ganz besonderer Noth“ soll von einem Verein ein Drittel der Einnahme in protestantischen Ländern verwendet werden dürfen. Es ist nicht zu läugnen, daß man auf diese Weise etwas stark auf die Katholische Kirche hinwinkt, und daß der Sinn, worin Zimmermann seinen Ausruf erließ, weit unbefangener war. Der Mann wollte keine äußeren und inneren Demonstrationen, er wollte helfen, im ganzen Deutschland, helfen der Evangelischen Kirche, da wo sie leide, es sey unter Katholiken oder unter Protestanten.

Alles übrige übergehe ich hier, namentlich die Unwichtigkeit der Hauptversammlungen im Vergleich zum Centralvorstande. Wenigstens glaube ich, daß wenn Preußen ordentlich vertreten wäre bei der Abfassung dieses Statutenentwurfs, so würden die oben ange deuteten zwei wichtigsten Veränderungen nicht angenommen und so die ansprechende Zimmermann'sche Idee nicht vereinfacht seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 27. Januar.

N^o 8.

Über die Zusammensetzung der in Preußen beabsichtigten evangelischen Provinzial-Synoden.

(Nachtrag zu dem Aufsatz in Nr. 93 u. 94. der Ev. K. Z. v. Jahrg.)

Der bezeichnete Aufsatz ist gewiß vielen Hunderten evangelischer Geistlichen, und unter ihnen auch gewiß manchem Superintendenten! aus der Seele geschrieben.

Immer aber dürfte der Sinn des Verfassers noch zu den gar seltenen Ausnahmen bei seinen Standesgenossen, den Superintenden ten, gehören, und so hat er durch den Ausdruck seiner Bedenken der Kirche einen großen Liebesdienst gethan.

Die Gründe für diese Bedenken sind auch so einleuchtend darge stellt, daß Eins. es für überflüssig hält, noch irgend etwas in dieser Hinsicht hinzuzufügen.

Eben so dürfte allen Ansprüchen an die beabsichtigten Synoden entsprochen werden, wenn gemäß dem zweiten Vorschlage zwar alle Superintenden ten, außer ihnen aber ein frei gewählter Pfarrer aus jeder Diöcese dazu berufen würde.

Diese Zusammensetzung dürfte namentlich auch den großen Vortheil haben, daß auf diese Weise ein großer Theil der Superintenden ten unwiderstehlich würde zu der Erfahrung geführt werden, daß der Geist des Herrn denn doch auch bei den ihnen untergebenen Amtsbrüdern wohnen könne. Es ist unglaublich, welch ein falscher Nimbus in vielen Gegenden den Namen Superintendenten umgibt, wie hiedurch — vielleicht nur in Folge der Zufälligkeit und des Mangels einer tieferen Begründung der Wahl zu dieser Würde — selbst die Besseren der Regel nach verblendet, und aus der brüderlichen Stellung zu ihren Diöcesanen bald hinausgetrieben werden. Dies dürfte durch ein solches Zusammenwirken sich ändern. Die Superintenden ten würden sehen, daß die gebührende Anerkennung ihrer wirklichen Verdienste, ihres Alters, ihrer größeren Geschäftskennntniß, dadurch nicht litte, und sie würden so einer Rückwirkung lebendigerer Kräfte des Glaubens und Lebens zu ihrer eigenen Erhebung um so eher Raum geben. Schon dies könnte sich so als ein nächster unmittelbarer Erfolg der so zusammengesetzten Synoden ergeben, daß die Superintenden ten zu ihrer höheren Stellung geistig tüchtiger zurückkehrten, daß sie zu einem brüderlichen Verhältniß zu ihren Diöcesanen einlenkten, während sie jetzt nicht selten schon durch ihre, durch nichts begründete, hierarchische Stellung, die es höchstens zu einer vornehmen Herablassung kommen läßt, jedes brüderliche Zusammenwirken unmöglich machen.

Für den anderen, in dem gedachten Aufsatz zuerst aufgestellt-

ten Fall, daß die Diöcesen veranlaßt werden, aus ihrer Mitte, ohne sich an den Superintenden ten binden zu müssen, einen Amtsbruder als Abgeordneten zu wählen, würde der ange deutete Vortheil zum Theil auch sich ergeben. Ohne mich indeß auf eine unzeitige Untersuchung einzulassen, von welcher Form des Verfahrens sich die Kirche überhaupt den meisten Vortheil versprechen dürfte, beschränke ich mich lieber darauf, einige Bemerkungen in Betreff des Wahlmodus hinzuzufügen.

Würden die Behörden die Ausführung der Wahl den Superintenden ten selbstständig überlassen: so würde dadurch die Wahl in sehr vielen Diöcesen, wo nicht in den meisten, ganz illusorisch werden, und das ange deutete Übel könnte dadurch nur noch ärger werden. Das Verhältniß ungeistlicher, unbrüderlicher Herrschaft der Superintenden ten zu blöder, unwürdiger Unterwürfigkeit ihrer Diöcesanen tritt sehr häufig so stark hervor, daß eine freimüthige, rücksichtslose Wahl nur in den selteneren Fällen stattfinden würde, falls die Wahlzettel dem Superintenden ten offen zu übergeben wären, oder dieser überhaupt die Wahl zu vollziehen hätte. Es wäre für diesen Fall unumgänglich nothwendig, daß den Superintenden ten nur die Einsammlung und Übersendung der versiegelten Wahlzettel an die höhere Behörde zustände, welche dieselben diöcesenweise zu öffnen und die Wahl zu ermitteln hätte.

Vielleicht aber empfiehlt sich ein dritter Vorschlag, den Eins. jenen beiden hinzuzufügen sich erlaubt, als noch zweckmäßiger.

Die leitende Behörde ordne an, daß je zwei, oder nach Größe derselben mehrere der einander zunächstliegenden Diöcesen zur gemeinschaftlichen Wahl zusammentreten. Den Geistlichen dieses Kreises werde aufgegeben, ohne Rücksicht auf die Diöcese der ein jeder zunächst angehört, einen Superintendenten und zwei Pfarrer auf einem versiegelten Wahlzettel zu bezeichnen, und die Behörde ermittle hienach, welcher unter den Superintenden ten, und welcher oder welche unter den Pfarrern das meiste Vertrauen dieses Kreises für sich haben.

Hiedurch würden sich folgende Vortheile ergeben:

Zunächst könnte schon der Zusammentritt dieser größeren kirchlichen Kreise für eine öffentliche Angelegenheit der Evangelischen Kirche unmittelbar zur Belebung des kirchlichen Interesses dienen. Anfangs möchte die Wahlversammlung einfach bei dem ältesten Superintendenten des Kreises zu berufen seyn. Die Behörden würden die nöthigen Winke zur Herstellung einer würdigen kirchlichen Form geben, vielleicht aber auch jetzt schon zur brüderlichen Besprechung einiger wichtigen Vorfragen einladen und so diesen Versammlungen einen belebenden Inhalt geben. Würde der Wahl-

tag für die ganze Kirche gleichförmig bestimmt, so würde eine mehr als gewöhnliche Erhebung in diesen Versammlungen sich von selbst ergeben.

Später aber dürften die früheren Abgeordneten der Synode, oder einer von ihnen vorzugsweise, beauftragt werden, geeignete Mittheilungen an diese Versammlungen zu machen. Man würde sich über die wichtigsten Interessen des kleineren kirchlichen Kreises oder auch der Kirche überhaupt brüderlich aussprechen, die bei der nächsten Synode geltend zu machen wären u. s. f.

2. Es würde der Wahl ein freierer Spielraum gelassen werden, als der oft, nach Quantität und Qualität, gar zu beschränkte einer kleinen Diöcese ist, und man würde eher die tüchtigeren auf der Synode versammelt zu sehen hoffen können, als wenn auf ganz uniforme Weise aus jeder Diöcese gleichviel Mitglieder berufen werden müßten.

3. Wie die Behörde den Vorschlag auch noch im Einzelnen modificiren möchte, immer würde die Synode auf diese Art aus einer großen Zahl von Superintendenten und zugleich aus den tüchtigsten Pfarrern zusammengesetzt seyn, und die Behörde dürfte künftig weniger im Zweifel bleiben, woher die tüchtigeren Inspektoren für die einzelnen Diöcesen zu entnehmen seyen.

4. Die Superintendenten würden so, ob ihnen auch auf diese Weise ein großer Vorzug bliebe, doch auf eine heilsame Art ermuntert und genöthigt werden, sich, außer vor den Behörden durch schriftliche Berichte, auch im Kreise ihrer Diöcesanen als tüchtige Pfarrer und geistliche Amtsbrüder zu erweisen.

Nachrichten.

Der evangelische Verein der Gustav-Adolphstiftung und der Hauptverein desselben in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

Den 21. und 22. September 1843 fand die große Hauptversammlung des Vereins in Frankfurt a. M. statt; und mancher Preuße, der wohl die Mittel und den Willen gehabt hätte, daran Theil zu nehmen, mag darum zu Hause geblieben seyn, weil in seiner Gegend kein Verein zu Stande gekommen war und es selbst verlaute, nur Deputirte von Vereinen würden in Frankfurt mitzureden haben; auch hat Mancher nicht Lust, über Sachen mitzureden, für die er nichts gethan. Es waren nur wenige Preußen dort, und von diesen nur einer, welcher von Anfang an genau den Gang der Sachen verfolgt hatte, und diesem mißtraute man; ja war der Meinung, daß ein anderer Anwesender die von ihm geschmiedeten Bolzen schiese; weshalb solche gleich anfangs allgemein zurückgewiesen wurden.

In den Frankfurter Statuten dauert (was ein großer Fehler ist) die bis dahin schon immer drückend gewesene Unbestimmtheit über die Hauptvereine fort; man weiß gar nicht, wie ein Verein dazu kommt, ein Hauptverein zu seyn und ich wünsche, daß endlich diese Lücke ausgefüllt und dabei die treffliche Schrift: „Drei Fragen in Sachen des evangelischen Vereins der Gustav-Adolphstiftung, Frankfurt a. M. 1843, bei Sauerländer“ benutzt werde. Dies nur beiläufig, doch als eine Hauptsache; alle Nebensachen übergehe ich. Die zwei oben auseinandergesetzten Hauptabänderungen des

in Leipzig am 16. September 1842 von der Majorität ausgesprochenen Willens durch den Leipziger Hauptverein in seinem Statutenentwurf sind nicht allein in den Frankfurter Statuten stehen geblieben, oder vielmehr in dieselben übergegangen, sondern nach §. 18. „steht ihm [dem aus eigener Machtvollkommenheit in Leipzig beliebten Centralvorstand] die Verwendung der jährlichen Zinsen des Kapitalvermögens und des bemerkten Drittels zu Gunsten von protestantischen Gemeinden in nicht protestantischen Gegenden zu;“ und die sammelnden Vereine, welche nach dem Entwurf über ihre Gelder verfügten, können nur nach §. 11. „allenfällige Bestimmungen [Vorschläge?] über dessen Verwendung“ der Geldsendung beifügen. Gebeßert ist die Bestimmung über die Drittel in der Art, daß ein Drittel nach dem Willen des einfindenden Vereins entweder kapitalisirt oder sofort verwandt werden kann. Das ist ein trefflicher Damm gegen den Geiz, der sich auch eben so leicht einer moralischen Person als einer Einzelperson bemächtigt. Nur bebauern muß man dabei, daß die Verwendung dieses Drittels wieder in die Hände des Centralvorstandes gelegt ist. Es laufen also aus ganz Deutschland die Gelder zusammen; nicht damit ganz Deutschland durch die Repräsentanten der Hauptvereine darüber verfügt, nachdem der dirigirende Hauptverein oder der Centralvorstand (wenn man will die materielle Verwaltung von Geldern und Akten so nennen), die Vertheilung vorbereitet hat; sondern damit über solche von Leipzig gern beständig verfügt werde. Ich sage von Leipzigern; denn der Centralvorstand besteht aus achtzehn Mitgliedern, wovon (§. 14.) neunne ihren wesentlichen Aufenthalt in Leipzig haben müssen, welche also allein mit den laufenden Geschäften recht vertraut seyn können, und also überall den Ausschlag geben, weil der Hebel der neun auswärtigen Mitglieder zu kurz im Angriff wegen der Länge desselben jenseits des Schwerpunktes ist. Jedenfalls hat der Centralvorstand sich zu fest gesetzt; denn er will sogar auf den Hauptversammlungen, wo er billiger Weise ganz zurücktreten sollte, ein Gewicht in die Waagschale legen, indem alle seine Mitglieder sollen den Deputirten der Hauptvereine gleichgestellt werden!

Die Hauptversammlungen wird man mit der Zeit langweilig finden, wenn nicht über die Unterstützungen dort von den Deputirten der Hauptvereine Beschluß gefaßt wird, denn die Berichte der Vereinsvorstände werden lieber gedruckt gelesen als gehört, über die Anerkennung der Hauptvereine ist ein Gesetz zu geben, und es bleibt also nur übrig: a) Wahl einiger Mitglieder des Centralvorstandes, bei denen nicht viel, wegen des festen Ortes, zu wählen ist, b) die Abänderung der Statuten, welche hoffentlich bald erfolgen wird, und c) die Wahl des nächsten Versammlungsortes.

Indem ich mich so unumwunden über die veränderte Richtung in dem trefflichen Verein der Gustav-Adolphstiftung ausgesprochen habe, soll davon kein einziges Wort gegen die Idee des Vereins selbst, wie Zimmermann solche aufgefaßt hat, ausgesprochen werden, auch will ich damit nicht die Männer angreifen, welchen das von mir Getadelte gefallen hat; ich weiß wohl, wie schwer es ist, Statuten recht zu fassen und so zu stellen, daß man wenigstens sehr Vielen gefällt; aber offene Wahrheit ist eines Jeden Pflicht. Schmerzlich bleibt es mir dabei immer, daß die Sache eine solche Richtung genommen hat. Ich klage aber nicht die Sachsen und sonst welche an, die mit der größten Uneigennützigkeit, mit Aufopferung von Zeit und Geld, in dieser Sache gearbeitet; ich kenne die edlen Männer; sondern ich klage uns Preußen an, die wir vom September 1842 bis September 1843 nichts Dringendes gethan haben und deshalb nicht haben zur rechten Zeit reden können. Ich bin der Meinung, daß wenn Preußen ordentlich die wichtige Sache des Vereins zu seiner Sache gemacht hätte, aller Wahr-

scheintlichkeit nach die Mängel bei den Statuten dieses wichtigen Vereins sich nicht hätten einschleichen können. Und dies führt mich zu der Klage über das, was in unserer Provinz Sachsen hätte geschehen sollen und nicht geschehen ist. Denn was in anderen Provinzen unterblieben, davon mögen Andere reden und ich wünsche es dringend, daß es bald geschieht. Drei Geistliche aus dem Magdeburgischen, welche der Versammlung in Leipzig im September 1842 beigewohnt und wovon einer sich der freien Stellung des Vereins sehr angenommen hatte, kamen bei ihrer Rückkehr darauf, daß mit Anfang des nächsten Jahres ein Hauptverein für die herrliche Sache in der Provinz zu begründen sey. Der eine davon bereitete die Sache im Stillen vor, correspondirte namentlich darüber mit dem Ober-Präsidenten der Provinz und Anderen, und war eben im Begriff, an die angesehensten Männer in der Provinz, welche der Leipziger Versammlung beigewohnt hatten, einen Aufruf zur Stiftung des Hauptvereins zu erlassen, als ein Anderer unter dem 6. Februar 1843 in der Magdeburger Zeitung mit Anspielung auf die Katholische Kirche den Gegenstand zur Sprache brachte, was ihn bestimmte zu warnen. Nicht lange darauf erließ der General-Superintendent der Provinz, Dr. Dräseke, eine Einladung zur Förderung dieser Angelegenheit, welche für die Sache viele Herzen gewann, aber keine weiteren Schritte veranlaßte. Ausgangs März traten endlich mehrere Männer in und um Magdeburg zur Gründung eines Hauptvereins für die Provinz, wie auch mehrerer Zweigvereine in und um Magdeburg zusammen, und setzten sich mit Männern in Erfurt, Halle und Merseburg wegen dieser Angelegenheit in Verbindung. Sie waren zu Anfang April eben in Begriff, in Gemeinschaft mit diesen einen Aufruf zur Bildung eines Hauptvereins und zur Begründung von Zweigvereinen in der ganzen Provinz zu erlassen, als dem ernannten Director actorum von einem Beamten die mündliche Weisung ward, nichts in der vorliegenden Sache zu thun, da nach einer Cabinets-Ordnung alle und jede Aufsehen erregenden Schritte von Seiten des Vereins der Gustav-Adolphstiftung im Preussischen zu vermeiden seyen. Hierauf folgte die Consistorialverfügung, ausgefertigt Magdeburg den 11. Mai 1843, worin zweierlei erklärt ward, 1. die Sache des Vereins der Gustav-Adolphstiftung im Preussischen kann jetzt nur Sache von Privatberathung und Privatbestrebungen seyn, da sie noch nicht reif genug wäre, von Seiten der Regierung beachtet zu werden; 2. man solle die Aufmerksamkeit vor Allem auf die mangelhafte Ausstattung vieler Kirchen des Inlandes richten. — Diese Verfügung veranlaßte einen der Männer, welche im Magdeburgischen die Angelegenheit des Vereins der Gustav-Adolphstiftung zu der ihrigen gemacht hatten, auf der großen Predigerversammlung in Berlin am 14. und 15. Juni 1843 vorzuschlagen, daß man die Zwecke der Gustav-Adolphstiftung und des Pastoral-Hülfsvereins durch Begründung eines gemeinschaftlichen Evangelischen Kirchenvereins für Preußen zu erreichen streben möchte; aber von der irrigen Ansicht ausgehend, daß der Verein der Gustav-Adolphstiftung eine absolut rationalistische Richtung hätte, ward dieser Vorschlag bekämpft. Dagegen erschien, Magdeburg den 26. Juni 1843, endlich ein Aufruf verbundener Freunde der Gustav-Adolphstiftung in der Provinz Sachsen, um sich der Aufruf, in Bezug auf die oben erwähnte Consistorialverfügung ausdrückt, „durch private Verbrüderung und Berathung dem Verein der Gustav-Adolphstiftung Aufnahme, Bahn und Gestalt zu bereiten.“ Die Männer, welche die Aufforderung unterzeichneten, stellten die Evangelische Kirche, wie sie eben ist, ganz passend dar; denn neben dem General-Superint. Möller und dem Prof. Thilo in Halle stehen rechts die Consistorialräthe Müller und Tholuck, links die Professoren Wegscheider und Fricksche. Gleichwohl reihen sich neben die Professoren und Geistlichen

weltliche Staatsbeamte und Bürger. Die Freunde der Sache im Magdeburgischen behielten vorläufig noch die allgemeine Leitung der Angelegenheit, doch mit möglichster Zugiehung der entfernten Brüder, in Händen, und da die Frankfurter Versammlung beendigt war, und man auf Grund der Consistorialverfügung vom 11. Mai glaubte, daß nunmehr die Bildung eines Hauptvereins in der Provinz Sachsen keine Hindernisse mehr entgegenbrächte, wie dies auch äußerlich also verlautete, so arbeiteten die Magdeburger Freunde der Sache den Entwurf zu den Statuten des Vereins, mit Beachtung der Frankfurter allgemeinen Statuten, aus, fertigten diesen, unter dem 8. November, den Superintenden ten der Provinz, wie den Zweigvereinen, die sich schon gebildet hatten, insofern sie ihnen bekannt waren, zu, und schrieben eine Generalversammlung aller Freunde und Beförderer dieser Sache in Halle auf den 29. November aus. Bevor aber diese stattfand, traf in Magdeburg die Nachricht ein, daß von Seiten der Staatsverwaltung ein unbedingter Anschluß an den vorhandenen Verein, wie er nach den Frankfurter Statuten bestiehe, nicht gewünscht werde, sondern die Anschließung mit Vorbehalt gleicher Rechte. Leider habe ich nicht das Schreiben selbst gesehen, was nach Magdeburg an die oberste geistliche Behörde der Provinz gekommen ist; ich weiß also auch nicht genau von wem und welches Inhalts es seyn mag. Es ging mir hiebei so wie im April, ehe die Consistorialverfügung erfolgte; ich hatte nur mündliches Hörensagen vor mir, was einem doppelt unangenehm ist, wenn man in der Förderung einer Sache gehemmt wird. So im Unklaren reiste denn auch ich, wie wohl zweihundert Andere, nach Halle, wo im Gasthofs an dem Eisenbahnhofs die Versammlung stattfand, welche von allen vorhandenen Zweigvereinen, als denen in Dschersleben, Erfurt, Weißenfels, Naumburg, Delitzsch u. s. w. beschiedt war.

Der Herr General-Superint. Möller eröffnete die Versammlung, und zwar nicht, wie ich glaubte, im Namen derer, die dazu eingeladen hatten, sondern was mir auffiel, auf Veranlassung der theologischen Fakultät in Halle, die allerdings rüchmlichst schon längst sich zu einem Zweigverein verbunden hatte. Derselbe schlug die Wahl eines Vorstehers vor, ward aber durch Anruf selbst dazu erwählt. Er fügte sich, obgleich ungerne, in diese Wahl. Die Hauptsachen, welche in dieser Versammlung eingebracht wurden, waren folgende: 1. Es soll ein Hauptverein für die in Rede stehende Sache in der Provinz Sachsen begründet werden. 2. Der Mittelpunkt dieses Hauptvereins und damit auch seine Leitung soll in Halle seyn. 3. Die Jahresversammlungen der Deputirten der Zweigvereine sollen an verschiedenen Orten stattfinden. 4. Wer durch Beiträge sich als Mitglied eines Zweigvereins dokumentirt, ist zugleich Mitglied des Hauptvereins und kann zum Beamten desselben gewählt werden. 5. Der Hauptverein schließt sich unbedingt dem bestehenden Gesamtverein an. Da hierauf der Vorsteher den Director actorum aufforderte, ein Schreiben vorzulesen, wonach von Seiten der obersten Behörde die unbedingte Unterwerfung unter den Gesamtverein, wie er nach den Frankfurter Statuten bestiehe, nicht gewünscht werde, sondern eine Nebenordnung des in Preußen zu begründenden Vereins zu dem bestehenden, so las dieser ein Schreiben der Art von Sr. Excellenz dem Herrn Ober-Präsidenten Flottwell vor. Ich weiß nicht, ob der Herr General-Superint. Möller außerdem noch andere Instruktionen erhalten hat; aber auf das vorgelesene Schreiben, dessen Inhalt die beiden Herren Dr. Großmann, Vater (derzeitiger Vorsteher der Centralverwaltung des Vereins), und Sohn (Sekretär und Archivar desselben) zu berichtigen suchten, ward 6. beschlossen, eine Bittschrift an Se. Excellenz den Herrn Minister Eichhorn einzureichen, um die Erlaubniß eines unbedingten Anschlusses zu erhalten. Man schritt hierauf

zur Wahl von einem interimistischen Vorstand, um die Blattschrift abzufassen, und bis zur Gründung des Vereins in einer oder anderen Art denselben zu repräsentiren. Die Wahl dieses Vorstandes, der aus fünf Mitgliedern zusammengesetzt seyn sollte, ward den Deputirten der wirklich vorhandenen Zweigvereine übertragen und diese wählten den Herrn Oberbürgermeister Bertram, den Herrn Direktor Dr. Niemeyer, den Herrn Consistorialrath Dr. Tholuck, den Herrn Consistorialrath Dr. Müller und den Archidiacon Franke, alle in Halle, zu Mitgliedern dieses Vorstandes. Schließlich wurde der Statutenentwurf noch durchgegangen und eventuell abgeändert. —

(Schluß folgt.)

Mecklenburg. Berichtigung.

Die im Novemberhefte dieses Blattes enthaltene Mittheilung über die hier am 17. und 18. October d. J. gehaltene Missionsversammlung, bedarf hinsichtlich der Veranlassung und der Bedeutung der Versammlung des ersten Tages, so wie meiner persönlichen Beziehung zu derselben, mehrfacher Berichtigungen. Vielleicht würden diese insofern entbehrt werden können, als das Richtige ohnehin binnen Kurzem in der, bereits unter der Presse befindlichen ausführlichen Darstellung jener Vorgänge von der Hand meines Freundes, des Herrn Prof. Krabbe, hervortreten wird. Dessenungeachtet nöthigt mich die Besorgniß vor Mißdeutungen und die Ungewißheit, ob jener Schrift dieselbe Verbreitung, wie jenem Correspondenzartikel, zu Theil werden wird, auf denselben an dieser Stelle Folgendes zu erwidern.

Der im Jahre 1837 erfolgte Eintritt des hiesigen Missionsvereins in den Norddeutschen Missionsverein hat hier von Anfang an bei einer Zahl bewährter Christen Anstand gefunden und Besorgnisse erregt. Diese gründeten sich auf die Überzeugung: daß das Missionswerk nur in einem bestimmten Bekenntnisse mit vollem Erfolge — nach Innen wie nach Außen — betrieben werden könne, und daß dasselbe daher in Mecklenburg — wo nur eine kleine reformirte Gemeinde besteht, die Landeskirche aber dem Lutherischen Bekenntnisse angehört — an diesem Bekenntnisse festhalten müsse. Diese Überzeugung hat sich, mit der zunehmenden Wiederbelebung des confessionellen Bewußtseyns, immer mehr verbreitet, und zuletzt bei Mehreren zu dem Gedanken geführt, einen neuen landeskirchlichen, d. h. Lutherischen Missionsverein, verbunden mit einer Missionsanstalt in Moskau, zu gründen. Den ersten Schritt zu der Ausführung dieses Unternehmens that der Herr Landrath v. Maltzan auf Rothenmoor, indem derselbe eine darauf bezügliche Aufforderung zunächst in seiner Nachbarschaft in Umlauf setzte. Dieser Aufruf fand sofort lebhaftesthe Aufnahme; in kurzer Zeit hatten mehrere adeliche Güterbesitzer — mit bedeutenden Jahresbeiträgen — und sechs Prediger unterzeichnet; auf diese schloß sich später hier in Moskau die Unterschrift des Herrn Prof. Becker und die meinige. Indessen wollten wir nicht eher weiter gehen, ehe wir nicht die Gebote der Liebe an unseren hiesigen Brüdern erfüllt hätten. Demzufolge wurde die ganze Sache dem Vorstände des hiesigen Missionsvereins mit der Anfrage vorgelegt: ob derselbe geneigt sey, unter den obwaltenden Umständen von dem Norddeutschen Missionsvereine auszuscheiden, und sich mit dem neuen Unternehmen zu vereinigen? Hierauf erfolgte eine Conferenz zwischen zwei Deputirten des Vorstandes von der einen, und dem Herrn Landrath v. Maltzan und mir von der anderen Seite, in welcher die beiden

ersteren zwar unser Erbieten ablehnten, jedoch weitere Rücksprache mit den sämmtlichen Mitgliedern des Vereins verhiessen. So kam es hier, im Mai d. J., zu einer, vorzüglich aus Predigern bestehenden Versammlung, in welcher über unseren Antrag beraten wurde. Das Ergebniß war, daß man zwar auch hier die sofortige Trennung von dem Norddeutschen Missionsverein zurückwies, jedoch die Überzeugung aussprach: daß die bisherige Bekenntnißlosigkeit des letzteren nicht fortbestehen, und man nur dann bei demselben verbleiben könne, wenn derselbe seiner Thätigkeit ein bestimmtes Bekenntniß zu Grunde legen würde.

Dieser Gegenstand wurde auf der diesjährigen Generalversammlung des Norddeutschen Missionsvereins zu Altona zur Sprache gebracht, und nun erklärten die dort anwesenden reformirten Mitglieder des Vereins: sie verwilligten, daß fortan die unveränderte Augsburgische Confession zu dem gemeinsamen Bekenntnisse der von dem Vereine auszusendenden Missionare gemacht würde, und daß, wenn es sich um ein Lehrbuch handle, dieses der kleine Katechismus Luther's (im Gegensatz des Heidelberger Katechismus) seyn möge. Dieser Vorschlag war es nun, welcher den Mitgliedern des hiesigen Vereins und mehrerer anderer, inzwischen entstandener inländischer Zweigvereine des Norddeutschen Missionsvereins in der Versammlung jenes ersten Tages — zu welcher auch der Herr Landrath v. Maltzan und mehrere andere Theilnehmer unseres Unternehmens eingeladen worden waren — zur Berathung vorgelegt wurde. Die Frage war daher: ob durch jenen Vorschlag die beregten confessionellen Bedenken als erledigt zu betrachten wären, man denselben daher annehmen und auf jenem neuen Boden in dem Norddeutschen Missionsverein verbleiben könne und wolle? — und diese Frage ist von der großen Mehrzahl der stimmungsfähigen Anwesenden bejaht worden.

Wie sich diese Darstellung der Sache von dem S. 726—28. des Novemberheftes d. B. erstatteten Berichte unterscheidet, bedarf keiner Nachweisung. Die Hauptsache ist: daß der Norddeutsche Missionsverein sich zu der unveränderten Augsburgischen Confession, und zu dem kleinen Katechismus Luther's als Lehrbuch bekannt hat, und daß die bestehenden Mecklenburgischen Missionsvereine nur auf diesem Boden in demselben verblieben sind. Diesen großen Fortschritt verdanken wir, nächst dem Herrn, dem Geiste der hier zweimal versammelt gewesenen Mecklenburgischen Geistlichen, und wenn er die Frucht der von uns gegebenen Anregung war, so sind wir nicht undankbar für dieselbe gewesen. Wir sind, unserer Überzeugung treu, in der Liebe verblieben und haben alle Spaltung vermieden, der festen Zuversicht: daß der Herr, der diesen Anfang gewirkt hat, das confessionelle Bewußtseyn unserer Brüder auf dem Wege seiner allmählichen Entwicklung und Kräftigung noch weiter führen werde.

Auf der anderen Seite war bei unserem Unternehmen die Mecklenburgische Ritterschaft als solche nicht betheiligt. Die Mehrzahl der mit uns verbundenen Personen gehörte derselben nicht an, und der Stand der übrigen befand sich zu dieser Sache des Glaubens und des Gewissens in keiner Beziehung. Eben so wenig habe ich meine Erklärung in der Versammlung: „im Namen des Landraths v. Maltzan und vieler Edelleute im Lande, deren Namen ich nicht genannt,“ abgegeben. Ich habe nur in meinem Namen gesprochen, und es ist mir nie in den Sinn gekommen, mich dabei als einen Vertreter anderer Personen im Lande, deren Namen ich nicht genannt hätte, zu bezeichnen.

Moskau, im December 1843.

v. Schröter.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 31. Januar.

N^o 9.

Zur Charakteristik der Schwedischen Kirche.

Durch die wiederholte Aufforderung des Herrn Herausgebers ermuntert, wagte es der Einsender, mit seinen Mittheilungen über die Zustände der Schwedischen Kirche (vgl. das Februarheft v. J.) fortzufahren. Ein wiederholter längerer, unter günstigen Umständen freudig benutzter Aufenthalt in dem lieben Schweden, gab mir seitdem die erwünschte Gelegenheit, die früheren Wahrnehmungen fortzusetzen, zu vervollständigen und auch zu berichtigen.

Gleichwohl fühle ich mich bei dem jetzigen Berichte nicht weniger zu einer schüchternen und bescheidenen Darstellung gedrungen, als bei dem früheren. Eben die Vergleichung der jetzigen mit den früheren Wahrnehmungen hat mich die Schwierigkeit noch mehr erkennen lassen, die Verhältnisse eines so eigenthümlich entwickelten Volkes binnen wenigen Wochen oder Monaten richtig aufzufassen und zu würdigen.

Indeß reichten meine Beobachtungen hin, meine Liebe für das Schwedische Volk, meine Sorge um den wenig befriedigten Zustand seiner kirchlichen Gegenwart zu befestigen und zu erhöhen. Ich darf auch hoffen, durch diesen einfachen Bericht die zunehmende Theilnahme der Leser für dieses bedeutungsvolle Glied an dem Leibe unserer Kirche zu gewinnen.

Möchten denn aber vor Allem — diesen Wunsch bin ich gedrungen, hier ausdrücklich auszusprechen — die theuern evangelischen Glaubensbrüder jenseit des Meeres, denen diese Mittheilungen zu Gesicht kommen, hierin zumeist die Stimme jener Liebe und Sorge erkennen! Wäre es nur die natürliche Empfindung der Dankbarkeit und Liebe für so viel Gastfreundschaft und Liebe, als mir von ihnen zugewendet wurde, die mich bei diesen Mittheilungen leitete, so wäre es meinem Herzen bequemer gewesen, Manches zurückzuhalten und zu verschweigen, was auf Wunden und Gebrechen hinweist, deren Wahrnehmung schon den Gastfreund schmerzen muß — mehr also den, der sie an sich erkennt. Aber ich würde mich der genossenen Liebe unwürdig halten, dürfte ich sie nicht auf jene höhere Liebe beziehen, welche die Angehörigen des großen Volks Gottes sich als Glieder Eines Leibes umfassen lehrt. In dieser Liebe fühle ich mich frei, bei der Anerkennung der großen Vorzüge der Schwedischen Kirche, auch von den wahrgenommenen Gebrechen ihrer jetzigen Zustände Zeugniß zu geben, und darf hoffen, auch das in Demuth gegebene Zeugniß eines Einzelnen werde nicht zurückgewiesen, sondern in gleicher Liebe aufgenommen und erwogen werden!

Eins, gedenkt nun eine kurze Charakteristik der Schwedischen Kirche in ihren allgemeinen Grundzügen zu geben, worauf die Mittheilung seiner Wahrnehmungen und Beobachtungen ihrer

jetzigen Zustände folgen wird; die Vergleichung der vaterländischen Zustände mag sich überall an diese Abschnitte anschließen.

Unser erster Abschnitt gründet sich zum größten Theil auf v. Schubert's Werk: „Schwedens Kirchenverfassung und Unterrichtswesen. Greifswald 1821, 2 Theile,“ worauf auch die Citate zu beziehen sind. Was die Darstellung des rein Objectiven, aus amtlichen Quellen zu Entnehmenden, betrifft, ist dieses mit dem mühsamsten Fleiß gearbeitete Werk noch immer vorzüglich brauchbar und einzig. Was dagegen die Darstellung der wirklichen Zustände, des Lebens der Kirche und des Volkes betrifft, wovon v. Schubert in diesem und dem verwandten Werke „Reisen durch Schweden, Lappland, Finnland und Norwegen, Leipzig 1823 u. 24“ so überaus lockende Schilderungen entwirft: so gilt hievon leider beinahe das grade Gegentheil. Man kann sich nicht besser über den blühenden Zustand des kirchlichen Lebens und der Sitte in Schweden täuschen und verwirren, als wenn man die Schilderungen v. Schubert's für der Wirklichkeit entsprechend annimmt.

Was den Inhalt des zweiten Abschnitts betrifft, so wird der Leser leicht erkennen, wo des Eins. Darstellung sich auf eigene Anschauungen, und wo sie sich auf die Mittheilungen seiner Schwedischen Freunde gründet. In letzter Hinsicht darf ich natürlich nur das Zutrauen vertreten, mit welchem ich diese Mittheilungen entgegennahm. Indeß lernte ich eine bedeutende Anzahl von trefflichen Geistlichen in verschiedenen Provinzen von Schweden kennen (allein in Schonen bei einem wiederholten Aufenthalt nicht weniger als acht), und ihre Mittheilungen über die kirchlichen Zustände stimmten im Wesentlichen eben so überein, als ihre Liebe zu ihrem Vaterlande, als ihr Schmerz über den Verfall des kirchlichen Lebens, so daß ich nicht zweifeln darf, das Urtheil der Leser in allem Wesentlichen recht leiten zu können.

Sollten die theuren Mitarbeiter an dem Bau des Reiches Gottes in Schweden aber wesentliche Berichtigungen dieser Darstellung geben zu können glauben: so würde der Herausgeber denselben die Aufnahme gewiß gern gewähren, Eins. aber würde dieselben im Voraus auf das Dankbarste willkommen heißen.

1.

Staat und Kirche bilden wohl in keinem anderen Lande eine so einander durchdringende Einheit, als in Schweden. Das Land hatte von Alters her eine ständische Verfassung, und der geistliche Stand bildete bis zur Reformation den ersten Reichsstand. Auf dem Reichstage zu Westeras im Jahre 1527 erklärten sich die Reichsstände für die Reformation, und dieselbe wurde sofort im ganzen Lande ausgeführt. Seitdem bildet die Geist-

lichkeit den zweiten Reichsstand, wonach auch jetzt der Pastor überall vor den bürgerlichen Ortsbehörden, dem Burgemeister u. s. f., den Vorgang hat.

Jene innige Durchdringung von Staat und Kirche setzt nach beiden Seiten hin einen sehr idealen Zustand voraus, und da dieser nicht stattfindet, erscheint sie immer als ein sehr mißliches Verhältniß.

Obwohl die Staatsverfassung überall von kirchlichen Elementen so durchdrungen ist, daß Schweden fast als Kirchenstaat erscheint: so hat dagegen auch der Mechanismus der Staatsverwaltung die Kirche so umschlungen, daß diese theilweise wieder als Staatsanstalt erscheint.

So viel daher Staat und Kirche bei dieser Union gewonnen zu haben scheinen, so sehr steht doch die Kirche dabei in Gefahr, in ihrem innersten Wesen verletzt zu werden. Und so muß zuletzt auch der Gewinn des Staates als ein eben so zweifelhafter erscheinen, als jener der mit der Macht des weltlichen Armes gerüsteten Kirche.

Dies näher nachzuweisen, stelle ich zuerst eine Reihe von Thatsachen auf, welche den Staat in seinem Durchdrungenen von den kirchlichen Principien zeigen, danach eine andere, welche die Kirche unter dem Einflusse des Staatslebens darstellen.

1. Die kirchlichen Principien in ihrem Einflusse auf die Staatsverfassung.

1. Das Lutherische Bekenntniß ist Bedingung der Mitgliedschaft des Reiches in vollem Sinne, und nur Lutheraner können zu bürgerlichen Ämtern gelangen. (Vgl. v. Schubert Th. 1., 47., Th. 2., 444.)

2. Demgemäß ist vor Allem der König gesetzlich zum Lutherischen Bekenntniß verpflichtet.

3. Erst im Jahre 1741 wurde der Engländern und Reformirten Kirche die freie Übung ihres Kultus gestattet, und im Jahre 1787 erst wurde diese Bewilligung auch den übrigen christlichen Confessionen gewährt. Jedoch sind die Lutheraner, als die Schweden im vollen Sinne, laut Königl. Verordnung angewiesen, keinem anderen als dem Lutherischen Gottesdienst beizuwohnen, „weil keiner aus Neugierde, den Gottesdienst fremder Religionsverwandten zu sehen, den eigenen veräumen dürfe.“ Eben so sind letzteren jede Befehrsversuche streng untersagt, bei Strafe der Landesverweisung dürfen sie nicht von der Landeskirche geringschäßig reden; Evangelische dürfen bei dem katholischen Kultus nicht zugelassen werden. (S. v. Sch. a. a. D.)

4. Die Staatsorden werden unter dem Gelübde verliehen, die reine Lutherische Lehre zu vertheidigen.

So schwören die Ritter des Schwertordens: „Mit Gut und Blut den reinen evangelisch-lutherischen Glauben und die reine Lehre zu vertheidigen;“ die Seraphinen-Ritter: „Mit Gut und Blut die Ehre des Namens Gottes zu vertheidigen, nebst dem reinen christlichen Glauben und der reinen Lehre.“ Ganz ähnlich lauten die eiblichen Verpflichtungen der Ritter des Wasa-, des Nordstern- und des neugestifteten Ordens Karl's XIII. (Vgl. v. Sch. 2., 354 ff.)

5. Verbreitung der Irrlehre wird (nach der Pressfreiheitsord-

nung vom Jahre 1812) mit Landesverweisung, andere Vergehen gegen Religion und Sitte werden mit ähnlichen Strafen bedroht. Alle Schriften, welche das kirchliche Bekenntniß verlegen, unvorsichtig abgefaßt sind und den Schwachen Ärgerniß geben, sollen mit Beschlagnahme belegt und dem Betheiligten der Prozeß gemacht werden. (2., 416 ff.)

6. Alle öffentlichen Schulen stehen ganz als kirchliche Anstalten da, überall unter streng kirchlicher Leitung. Nicht bloß auf den Universitäten, auch auf den Vorbereitungsanstalten herrschen die theologischen Disciplinen vor, die zum Gemeingut aller Studirenden gemacht werden. So unterliegt die Anforderung an alle Candidaten, die irgend ein öffentliches Amt begehren, zuvor ein theologisches Examen zu bestehen, keiner besonderen Schwierigkeit. Studirende, die irgend einen akademischen Grad nachsuchen, bestehen jenes Examen vor der theologischen Fakultät, Juristen, die nur die Anstellung bei den Gerichten suchen, vor dem Dekan der Fakultät allein. (2., 470 ff., 506 ff.)

7. Die Sitzungen aller höheren und niederen Gerichtsbehörden werden durch einen feierlichen Gottesdienst eröffnet, welcher die Stellung des Schwedischen Rechts zu der Religion und Kirche sowohl den Behörden als den Recht suchenden Parteien vor Augen und Herzen legen soll. Diese Gerichtspredigten sind durch Karl XI. seit 1685 gesetzlich eingeführt. Dem Gottesdienst, welcher den Sitzungen der Hofgerichte vorhergeht, wohnen alle Mitglieder der Behörde bei. Die Sitzungen der permanenten Stadtgerichte werden einmal jährlich, im Februar, durch einen Gottesdienst in der Hauptkirche der Stadt eingeleitet. Die ordentlichen Sitzungen der verschiedenen Provinzial- und Kreisgerichte für das platte Land werden jedesmal durch einen Morgengottesdienst eröffnet, dem nicht allein die Mitglieder des Gerichts, sondern auch die Parteien und Zeugen beizuwohnen haben. Ist die nächste Kirche nicht über eine Viertelmeile von der Gerichtsstelle entfernt, so findet der Gottesdienst in jener, sonst am Gerichtsorte statt, und das Amt verwalten die Pastoren des Kreises der Reihe nach. (2., 14 ff.)

Auf ähnliche Weise zeigt sich die Thätigkeit der Kirche, das öffentliche Leben nach allen Seiten hin zu umfassen und zu durchdringen, durch die Einrichtung der täglichen Andachten, die überall an den Kurorten während der Kurzeit gehalten werden. Eben so werden in verschiedenen Städten die Jahrmärkte mit einer kirchlichen Andacht eröffnet. (2., 49 ff. 19.)

8. Die gerichtlichen Verhandlungen in Betreff der geistlichen und Schulbeamten und der Pfarr- und Kirchengüter werden nur in Gegenwart eines kirchlichen Commissarius geführt, auch die Sprüche werden, bevor sie zum Vollzug kommen können, den geistlichen Behörden zugefertigt. (1., 10.)

9. Die Ehesachen stehen überall unter Leitung der kirchlichen Behörden. (1., 136 ff.)

10. Die Pfarrer greifen durch die mannigfach zu lösenden Kirchenscheine über die religiöse und sittliche Führung, über die christliche Erkenntniß u. s. f. derer, die in ein anderes Pastorat ziehen, oder derer, die irgend bürgerliche Ämter und Vortheile suchen, vielfach in das Staatsleben ein. (2., 266.)

11. Die Staatsbehörden erkennen die Verpflichtung an, der kirchlichen Gerechtsame wahrzunehmen, erkennen in manchen Fällen selbst kirchliche und Geldstrafen (an die Kirchenkassen) zu, und haben sonst überall die kirchlichen Strafen zu vollziehen, auch der Kirche Beistand zu leisten, wo diese die Mitwirkung des weltlichen Armes nachsucht, sonst aber die bürgerlich Bestraften dem betreffenden Pastor zur Kenntnissnahme und Vermerk in den zu führenden Kirchenscheinen anzuzeigen.

2. Die politischen Principien in ihrem Einflusse auf die Kirchenverfassung.

1. Dieser Einfluß wird zuerst durch die oberbischöflichen Rechte des Königs dargelegt, und in Verbindung hiemit durch die Oberleitung der kirchlichen Angelegenheiten durch den Staats-Sekretär.

2. Der von den Bischöfen der zwölf Stifte des Landes zu leistende Eid trägt, wie der sämmtlicher kirchlicher Beamten, eine überaus politische Form. Die Bischöfe schwören: „... Desgleichen werde ich getreu seyn meinem rechtmäßigen Könige ff., also, daß ich des Königs Bestes suche und fördere auf jegliche Weise. Mit Leben und Blut will ich die Königliche Macht und die Freiheit und Rechte der Stände des Reichs vertheidigen, ganz wie es in der vom Könige und den Ständen am 6. Junius 1809 angenommenen Regierungsform festgestellt ist. Ebenmäßig will ich zu rechter Zeit es aufdecken, wenn ich erfahren sollte, daß etwas ob Händen sey, zur Aenderung oder Aufhebung dieses trefflichen Grundgesetzes u. s. f.“ (Vgl. v. Sch. 1., 180 u. 339.)

3. Die Kirche hat auf die gerichtliche Anzeige an den Pfarrer, daß ein Mitglied seiner Gemeinde wegen eines bürgerlichen Vergehens bestraft sey, sofort die entsprechende Disciplinarstrafe zu verfügen. Z. B. wenn ein stattgefundener Diebstahl die Höhe von 3 Thlr. Preussisch erreicht, ist die öffentliche Kirchenbuße ohne Rücksicht auf die Gemüthsstimmung zu verhängen. Dieser Akt hat zwar weniger den Zweck, den schon bürgerlich Bestraften nun auch noch kirchlich zu strafen, sondern ihn vielmehr, sofern er seine Reue vor der Gemeinde bekennt, in dieselbe wieder aufzunehmen, nachdem er die kirchlichen Gemeinschaftsrechte durch sein Vergehen verzerzt hatte. Indes kann der Akt, so uniform und officiell vollzogen, unmöglich den Charakter eines strengen Strafaktes verläugnen.

4. Die Kirche ist verbunden, sonntäglich die mannigfachen weltlichen Verordnungen und Bekanntmachungen im Verlauf des Gottesdienstes zu verkündigen.

5. Die Diener der Kirche haben als Reichstagsabgeordnete nicht bloß die kirchlichen, sondern eben so die mannigfachen weltlichen Interessen wahrzunehmen.

Die geistlichen Reichstagsabgeordneten (die zwölf Bischöfe der verschiedenen Stifter sind eo ipso, außerdem einige dreißig Geistliche für jeden Reichstag durch Wahl, abgeordnet) werden als solche denen der übrigen drei Stände völlig gleichgeachtet, und ihre Kräfte ganz nach Fähigkeit zum Dienste des Reichs verwandt. Sie werden in die Ausschüsse für die weltlichen An-

gelegenheiten eben so gewählt, als auch in denen für die kirchlichen Angelegenheiten weltliche Abgeordnete mitzügen.

Außerdem arbeiten von einem Reichstage zum anderen einige Bevollmächtigte des geistlichen Standes mit denen der übrigen bei der Reichsbank und dem Reichsschulden-Comptoir. Hierzu kommen die Bevollmächtigten bei der jährlichen Revision der Staatsfinanzen, der Bank, des Reichsschulden-Comptoirs, der Fonds des Handels-Collegii und der Magazin-Direktion.

Bei allen diesen Geschäften erscheinen die Diener der Kirche, ja die Kirche im engeren Sinne selbst, als integrierende Theile und Glieder des Volks- und Staatsorganismus. (Vgl. v. Sch. 2., 346 ff., 272 ff.)

6. Die Diener der Kirche haben nicht allein durch zahllose Tabellen in statistischer und ökonomischer Hinsicht, durch die mannigfachen Bescheinigungen die Geschäfte der weltlichen Behörden zu unterstützen, sondern auch bei Anordnung der polizeilichen, der Finanz- und Steuerangelegenheiten selbstthätig mitzuwirken.

So sitzen in jedem Län zwei Pastoren als Taxeringsmän in der Commission für Entrichtung der jährlichen Marktware. Andere bei der Mantalskrisning zur Aufzeichnung der Steuerpflichtigen. (Vgl. v. Sch. 1., 107 ff. über die mannigfachen Geschäfte und Wahlen hiebei, ehe das ganze Geschäft von den einzelnen Kirchspielen aus zu den höheren und weiteren Kreisen hindurchgeführt ist.) Die Geistlichen sollen im Interesse der Gesundheitspflege die Kirchspielsapotheken einrichten und anderweitige medicinalpolizeiliche Aufsicht führen, haben ökonomische Commissorien zu übernehmen und selbst das Industrielle zu beaufsichtigen. (Vgl. v. Sch. 2., 267 ff., 273 ff., 285. 287 ff.)

In allen diesen Beziehungen werden die Kräfte der Geistlichen als organischer Glieder der Reichsverfassung in Anspruch genommen. Bei der Armuth des Landes, bei der Unmöglichkeit, auch das äußere Wohl des Landes (wobei die Pfarrer als Inhaber der Pfarrgrundstücke und als größtentheils nur in Naturalien besoldet, ingleichen als Bervalter der Kirchengüter, überall selbst sehr theilhaftig sind) besser als durch die geschäftsfundigen Geistlichen zu berathen, leuchtet die Schwierigkeit ein, die letzteren überall von so fremdartigen und zeitraubenden Geschäften freizulassen. Aber eben so erscheint das hiedurch bedingte Übel bei der Größe und Ausbreitung der Schwedischen Parochien, bei der Nothwendigkeit der Pfarrer, sich ohnehin der Bewirthschaftung des oft sehr ansehnlichen Pfarrackers zu unterziehen, um so viel größer. Und wie es Princip der Staatsbehörden geworden ist, die Kräfte der Geistlichen rücksichtslos für weltliche Geschäfte auszubenten, leuchtet aus mancher Maßnahme ein. So wenn durch Königl. Verordnung vom 31. März 1819 festgesetzt ist, daß auf dem Lande gemachte Zeuge dem Pfarrer am Sonntage nach beendigtem Gottesdienst vorgezeigt und mit einem Zettel über Verfertiger, Größe u. s. w. versehen werden sollen (behufs der Verkaufsberechtigung). Die aus fernen Gegenden der Parochie Gefommenen führen also ihre Waaren mit zur Kirche oder deren Nebengebäuden, und nachdem der Pfarrer die zahlreichen öffentlichen Geschäfte der Kirche besorgt, soll er, anstatt nun mit den fern Hergekommenen, wo es die Zeit ver-

staltete, seelsorgerliche Gespräche anzuknüpfen, ihre Waaren besichtigen, um dem Contrebandieren entgegenzuwirken!

7. Bei den meisten dieser weltlichen Geschäfte hat das Consistorium die Initiative und die Aussicht zu führen. (Vgl. v. Sch. 104 ff.) Nun besteht das Consistorium jedes Stiffts aber aus den Professoren der Universität, oder in deren Ermangelung aus den Lektoren des Stiftsgymnasiums (auch den Nichtgeistlichen und Nichtordinirten) unter Vorsitz des Bischofs und des Dompropstes. Die Mitglieder der Consistorien, die Professoren und Lehrer der Gymnasien sind also vor allen in die mannigfachen weltlichen Geschäfte verwickelt, wodurch die Wahrnehmung des rein Geistlichen und des Wissenschaftlichen bei den Bischöfen und Professoren überaus leiden muß.

So bewahrt die Schwedische Kirche eine Fülle eigenthümlicher Einrichtungen, die in dem Innersten des Volkslebens und der Reichsverfassung wurzeln. Die Reformation brach nicht in Schweden, wie in Deutschland, die Kette der kirchlichen Ueberlieferung ab, die Kirchenverfassung blühte nicht die Kraft ihres selbstständigen Organismus ein: Die Reformation bewahrte dort auch in dieser Hinsicht den Charakter einer Reform, während die Evangelische Kirche Deutschlands noch nach Jahrhunderten an den Folgen einer zu unvorsichtigen Auflösung des Bestehenden zu leiden hat.

Die Schwedische Kirche steht als ein selbstständig gegliederter Organismus da, welcher zugleich das gesammte äußere und innere Leben des Staats und Volkes durchdringt, und eben hierdurch vor der Klippe des falschen Hierarchismus geschützt ist.

Die Stiffts-Consistorien nehmen unter der Oberleitung ihres, von der Geistlichkeit des Stiffts gewählten Bischofs eine feste kirchliche Stellung ein; die Prüfung, Ordination und Einführung der unter ihrer Mitwirkung gewählten Geistlichen, die Aufsicht über die Geistlichen, über das Pfarr- und Kirchenvermögen, die Ehe- und Scheidungssachen u. s. f. stehen unter der Leitung dieser Behörden.

Dieser Einheit der Kirche entspricht nun die Gleichmäßigkeit des liturgischen Verfahrens, der öffentlichen Lehr- und Sangbücher in der Kirche des ganzen Königreichs, die nur nach mehrjähriger Prüfung und Begutachtung, woran alle Befähigte des Landes auf gesetzlichem Wege Theil nehmen dürfen, durch Reichstagsbeschluß gegen neue vertauscht werden können. Die Glieder einer jeden Parochie sind eben so unter sich zu einer organischen Einheit verbunden, so daß namentlich ein Wechsel der Parochie nicht ohne genauere Kenntnissnahme der theilhaftigen Pastoren in geistlicher und kirchlicher Hinsicht geschehen kann. Der Pfarrer steht überall als der kirchliche und geistliche Führer seiner Parochie da. Er hat die Bestimmungen der Landeskirchenordnung geltend zu machen, und diese ist durch eine strenge Disciplin unterstützt; er ist so berechtigt und verpflichtet, die Angehörigen seiner Parochie, welche auf den Genuß der kirchlichen Rechte

Anspruch machen, eben so auch zur Erfüllung ihrer kirchlichen Obliegenheiten anzuhalten, namentlich auch sich ihrer Erkenntniß der christlichen Lehre durch die Hausverböhere und mannigfachen anderen Christenthumsprüfungen zu versichern. Ueberhaupt sollen die Diener der Kirche alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens mit der Predigt des göttlichen Wortes durchdringen und heiligen, und das öffentliche Staats- und Volksleben kennt kein Gebiet, welches diesen Segen von der Kirche nicht in Anspruch nähme.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Der evangelische Verein der Gustav-Adolphstiftung und der Hauptverein desselben in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

In den verschiedensten Stimmungen befanden sich gewiß Alle, nachdem die Versammlung geschlossen wurde, was sich auch bei dem Mahle, dem ein großer Theil der Anwesenden beimohnte, aussprach. Viele waren unwillig darüber, daß der Vorsitzende nicht gleich von vorn herein die Ansicht der Behörden geoffenbart, sondern damit, wie sie sich ausdrückten, hinter dem Berge gehalten; ja Einige gingen so weit, daß sie meinten, der Statutenentwurf sey erst entworfen worden, nachdem man schon die Ansicht der Behörden gewußt habe, man hätte nur dadurch Viele herbeilocken wollen. Sicherlich wäre diesen Reden vorgebeugt worden, wenn der Vorsitzende eine geschichtliche Einleitung gegeben und am Schlusse derselben auch die Ansicht der Behörden mitgetheilt hätte. Es war dies um so nothwendiger, da fast Alle davon etwas Halbes gehört hatten. Offenheit in solchen Dingen gewinnt. — Ich für mein Theil habe mit wundem Herzen, aber in voller Überzeugung für den unbedingten Anschluß an den Gesamtverein und für Unterwerfung unter die Frankfurter Statuten gestimmt; und zwar a) darum mit wundem Herzen, weil ich mit Vielen gestimmt habe, deren anderweitiges Achten und Trachten mir sehr fremd ist und gegen Einige, mit denen ich sonst auf gleichem Boden stehe, b) darum mit voller Überzeugung, weil, aa) wenn Preußen sich nicht dem Gesamtverein also anschließt, wie er jetzt besteht, ein kirchlicher Spalt entstehen wird, indem der Gesamtverein eine bloß freiwillige Alliance nicht zugeben kann, weil das ihn auflöst; das Recht, was Preußen sich nimmt, wird bald Hessen nehmen, auch Dessau und Hannover; Sachsen steht allein, die Gesamtheit ist verschwunden; bb) Preußen nicht hindern kann, daß ein Theil seiner Untertanen sich privatim dem Gesamtvereine zu und dem neugeordneten Preussischen Verein abwendet, cc) der Gesamtverein zum Kummer vieler, die ihm angehören, in dem Gegensatz gegen Preußen, eine rationalistische Tendenz erhalten wird; dd) weil ich glaube, man muß das, was in dem Gesamtverein noch unvollkommen oder unrecht ist, im Verein selbst bekämpfen, und nicht von einem äußeren entfernten Standpunkt aus, und dabei zugleich des Vertrauens leben, wo wir Preußen eine gute Sache ordentlich versehen, da hat uns Gott noch nicht verlassen, wir kommen durch, schlagen nicht allein die Feinde, sondern machen sie zu Bundesgenossen.

XYZ.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 3. Februar.

N^o 10.

Zur Charakteristik der Schwedischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Aller dieser Vorzüge ungeachtet hat die Schwedische Kirche die Klippe nicht vermieden, mannigfache, rein weltliche Geschäfte in ihren Kreis zu ziehen, und ihre Diener mit so vielen weltlichen Obliegenheiten zu belasten, daß diese allezeit in Versuchung und Gefahr sind, ihre geistliche und kirchliche Aufgabe über der Fülle jener weltlichen Pflichten zu versäumen. Nicht weniger hat sie den Staatsbehörden so viel Einfluß auf die kirchliche Thätigkeit gestattet, daß eine ungeistliche, mechanische Abmachung derselben in manchen Stücken kaum zu vermeiden ist.

So dürfte schon nach dieser allgemeinen Charakteristik kaum zweifelhaft seyn, daß die Schwedische Kirche durch jene Union mit dem Staat vielfach in Confusion gerathen ist, und so hiedurch leicht für das Reich Gottes eben so viel, wenn nicht weit mehr, verlieren als gewinnen kann.

So lange Herzensfrömmigkeit ein Charakterzug des Schwedischen Volkes, kirchlicher Ernst, christlicher Eifer der seiner Geistlichen ist, darf die Gefahr weniger fühlbar werden. Jemehr aber Indifferentismus, oder gar offener Unglaube sich geltend machen, muß das Reich der Welt über die Kirche siegen, und der Fall dieser um so tiefer seyn, als sie mit dem Staate so innig verbunden war.

Und diese Gefahr scheint unvermeidlich, sobald die Geistlichkeit nicht vor Allem in der Kraft des lebendigen Glaubens dasiehet, sobald dieser Glaube sich nicht in einem lebendigen Eifer der Liebe Christi bewährt. Ohne diesen Eifer der Liebe wird die, im Besitze reicher Pfarrgüter und großen weltlichen Ansehens verbliebene Geistlichkeit Fleisch für ihren Arm halten, und sich nothwendig mehr und mehr in eine weltförmige, ja weltliche Thätigkeit verlieren, anstatt ihre bürgerlich einflußreiche Stellung zu innerem Ausbau des Reiches Gottes auszubenten.

Ob nun die gegenwärtigen Zustände der Schwedischen Kirche in dieser Hinsicht mehr unsere Sorge oder unsere freudige Beruhigung in Anspruch zu nehmen haben, mag sich aus der folgenden Darstellung der Wahrnehmungen des Eins. ergeben.

2.

Nach Vollendung der Berathungen der Generalversammlung zu Hamburg reiste ich am 11. August von dort über Lübeck nach Schonen ab. In Lübeck traf ich wieder mit dem Schwedischen Rittmeister, Baron v. R., zusammen, dessen Name in dem Bericht über die obige Versammlung erwähnt wurde, um die Reise zu Propst Wieselgren in Wexlerstad (welcher den

Lesern aus dem früheren Berichte über Schweden bekannt ist) in seiner Gesellschaft zu machen.

An ihn schlossen sich zwei verwandte Fräulein an, die nach einem längeren Aufenthalt in Deutschland in die Heimath zurückkehrten. Sie hatten Deutschland, und insonderheit Lübeck, sehr lieb gewonnen, und trennten sich mit Wehmuth von diesem. Die klagenden Töne einiger Schwedischen Melodien, die sie bei der sinkenden Sonne leise über das Meer hin fangen, schienen ganz die Empfindungen auszudrücken, mit denen sie von Deutschlandchieden.

Diese Fräulein hatten unter dem Einfluß einer Deutschen Großmutter im mittleren Schweden eine ernste, fromme Erziehung genossen. In dem ländlichen Wohnorte derselben befanden sich viele jener ernsten, strengen, und, im Gegensatz des herrschenden Leichtsinnes, in ihrem Leben und Sitten auch wohl schroffen Christen, welche in Schweden mit dem unpasslichen Namen der Lesersekte bezeichnet werden. Diese hatten auf die Fräulein, die als Gespielinnen der Leserkinder aufgewachsen waren, einen überaus tiefen Eindruck gemacht.

Alles zusammengenommen, was ich auch später über die Leser erfahren konnte, sind diese weiter nichts, als von dem Schlafe des Alltagslebens erwachte, innerlich erweckte, lebendige Christen, denen das Eine, was noth ist, über Alles gilt. Aber indem sie es mit der Buße und Bekehrung ernster nehmen, als der Menge beliebt, haben sie sich mehr von dieser abgesondert, oder die Menge sich von ihnen, und in dieser Absonderung und Vertiefung in die Lehre der Schrift, die sie eifrigst lesen (daher „Läsare“), konnten sie unmöglich von mancher Einseitigkeit und Überspannung frei bleiben. So bieten sie nur dieselbe Erscheinung dar, die sich unter gleichen Umständen überall wiederholt, und namentlich im Laufe dieses Jahrhunderts, im Gegensatz des herrschenden Unglaubens, und seiner Tochter, der Leichtfertigkeit im Wandel, wie vielfach in Deutschland, so bis zum höchsten Norden hinauf hervorgetreten ist. Wo nun, namentlich auch in Schweden, dieser Gegensatz und der Hohn und Druck der überwiegenden Menge beengender war, mußte sich nothwendig auch die christliche Ansicht und Lebensweise der so Bedrängten schroffer und einseitiger gestalten.

So kleideten sich die Leser des Kreises der Fräulein nur in dunkle Farben, sie vermieden sorgfältig jeden Schein des weltlichen Wesens, z. B. die in Schweden sehr beliebten Spiele und Tänze, feierten den Sonntag in strenger Enthaltung von ungeistlicher Beschäftigung u. s. f. Bei dieser Beziehung aller Lebensverhältnisse auf das Eine Nothwendige entwickelten sie eine große Kraft, ihre Überzeugung geltend zu machen, deren die Fräulein mit Sorge, ja mit Furcht gedachten. Die christlichen

Freunde zu Lübeck hatten es für ihre Pflicht gehalten, sie auf einen freieren, evangelischeren Standpunkt zu erheben, sie aber wohl auch, wenigstens in Hinsicht der Sonntagsfeier, freier gestellt, als die Wahrheit gestattet. Nun fürchteten die in ihren Jugendkreis zurückkehrenden Fräulein die geistige Nacht der armen, ungebildeten Leser, vor der sie ihre freiere Gemüthsstellung schwer bewahren zu können glaubten. Meinerseits konnte ich nur den Wunsch des trefflichen Oheims theilen, daß sie durch jene freiere Stellung nicht, wie so oft geschieht, in der treuen Festhaltung des Nothwendigen möchten wankend werden.

Unter den zahlreichen Reisenden des Schiffs erwähne ich eines liebenswürdigen Jünglings aus Mailand. Dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet, war er den Sommer über in Deutschland gewesen, und reiste nun mit zweien anderen studirenden Italienern über Dänemark und Schweden nach Rußland. Ich erfuhr von ihm, wie er mit großem Fleiß die Schrift las, aus welcher er im Gespräche häufig Stellen anführte. Er beklagte sich, in Deutschland überall die Kirchen verschlossen zu finden, und, wie er sehr naiv gestand, so verhindert worden zu seyn, zu beten. Ich konnte ihm die Vorzüge der evangelischen Herzensstellung leicht geltend machen, ohne den Vorwurf abzuweisen, daß unsere Kirchen dreihundert Tage im Jahre so gut als unzugänglich sind.

Der treffliche, dem Reiche Gottes augenscheinlich nahestehende Jüngling ging mit rührendem Ernste auf alles Tiefere ein. Er hatte Manches aus Klopstock, den man in seinem Vaterlande mit Dante und Shakespeare zusammensetzte, mit Bewunderung in's Italienische übertragen. Eine Schrift über die Enthaltenssache nahm er mit Freude auf, da auch im Mailändischen — wie ich dies schon vor fünf Jahren in Neapel erfahren — trotz der Fülle des wohlfeilen Weines das Trinken von Brantwein und Rum immer mehr überhand nehme.

Nach einer Fahrt von einigen zwanzig Stunden gelangten wir am anderen Tag Nachmittag über Kopenhagen nach Malmö. Die Mauth hielt uns hier so lange auf, daß wir erst spät Abends in Lund ankamen, und die Reise nach Westerstad nicht weiter fortsetzen konnten. Nur einen einsamen Spaziergang in dem monderhellsten, hehren Hain, welcher den Platz zwischen der Kathedrale und der Universität bekleidet, konnte ich mir doch nicht versagen.

Wir setzten die Reise am anderen Morgen schon um 5 Uhr fort, um vor Anfang der Kirche das einige Meilen entlegene Westerstad noch zu erreichen. In den Straßen der Stadt fanden wir die Arbeiter beschäftigt, den Schutt abzukehren, was gefeßlich am Tage zuvor hätte geschehen müssen. Ja vor dem Thore fanden wir, obschon anhaltend schönes Wetter die Ernte begünstigte, und zu keiner Eile nöthigte, eine Menge Arbeiter, völlig wie an Wochentagen, mit Mähen und Binden des Getreides beschäftigt. Eine so leichtfertige Verachtung der Sabbathruhe, die der Gott des Alten und Neuen Bundes seinem Volke gewährt und geordnet (wenn die Kirche in der Stiftung und Entwicklung der Sonntagsfeier sich durch den Geist Gottes leiten ließ) hatte ich in Deutschland noch nicht gesehen.

Merkwürdig, daß mir an einem späteren Sonntage in Upsala das Gleiche begegnen sollte. Dort bestieg ich Sonntags früh den mit dem hohen Schlosse gekrönten Gipfel der Höhe, die sich gegen Westen unmittelbar über die Stadt erhebt, um die Sonne über die herrliche Ebene kommen zu sehen. Hier fand ich auf dem Rückwege etwa sechs Arbeiter, welche mit Schaufeln und Hacken den Rasen des hinteren Schloßraumes aufzureißen beschäftigt waren. Sie hatten bereits eine Anzahl Haufen aufgeschüttet, führten ein Pferd mit einem Karren mit sich, und gedachten so gewiß noch ein gutes Theil des Tages mit der Arbeit fortzufahren.

Dann stieg ich in die Stadt hernieder, und ward, indem ich Jemand lange vergeblich suchte, viel in deren ziemlich weitläufigen Straßen hin- und hergeführt. Hier hörte ich den Hammer des Kupferschmieds, sah auf den Höfen die Werkstätten der Schneider mit ihren Arbeitern besetzt, ganz wie an einem Wochentage.

Eins. ist nun der festen Überzeugung, daß die Entwicklung der Feier der kirchlichen Tage jederzeit einen Maßstab für den Zustand des kirchlichen Lebens überhaupt abgibt. Diese bilden namentlich in der Evangelischen Kirche durch die gemeinsame Erbauung auf Grund des göttlichen Wortes den Pulschlag des kirchlichen Lebens, die regelmäßigen Entwicklungsmomente der kirchlichen „Erbauung“ im buchstäblichen Sinne des Wortes. Sie sind die Ehren- und Siegestage der Kirche, wo die Diener der Kirche arbeiten, damit die Gemeinde feiere, zum Fortbau des Reiches Gottes gesegnet und geheiligt werde; die Tage, welche die göttliche Erbarmung der Kirche schenkt, daß diese vor der Welt sich festlich darstelle, die Welt zum Mitgenusse ihres Segens locke. So lange eine Kirche diesen ihren Tagen die gebührende Form nicht zu geben weiß, mag sie sich nicht rühmen, ihrem Ziele nahe zu seyn!

Und dies war nun die Sonntagsfeier in den beiden Bildungstätten der Studirenden des Schwedischen Landes, so erschien sie unter den Augen der Consistorien zweier Stifter und ihrer Bischöfe! Gewiß, das war schwer in einem Lande zu tragen, nach welchem ich so lange mit Augen des Verlangens geblickt, in welchem mich noch immer die vergebliche Hoffnung leitete, die Schilderungen v. Schubert's doch irgendwo verwirklicht zu finden! Wie aber, frage ich noch, ist es möglich, daß in einem Lande, welches durch eine treffliche Kirchenordnung geschützt ist, welches namentlich die Sonntagsfeier unter den Schutz strengerer Gesetze gestellt hat, diese grade da in einem solchen Verfall erscheinen kann, wo alle organischen Elemente vorhanden seyn mußten, um sie zu der schönsten Entwicklung zu bringen? Kann die kirchliche Wissenschaft wohl eine gläubig lebendige seyn, wenn sie noch nicht die Macht hat, eine Stadt, die, wie Upsala, ihrem zehnten Theile nach von ihren Lehrern und Schülern bewohnt ist, so zu durchdringen, daß sie vor einem solchen Verfall ihrer kirchlichen Tage geschützt bleibe? Und kann es der lebendige Ernst wachsender Liebe seyn, der die mit so viel Macht gerüstete kirchliche Behörde bewegt, wenn dies unter ihren Augen geschehen darf? Eins. ist sich wohl auch mit vater-

ländischem Schmerze bewußt, daß ein ähnlicher Contrast der Wissenschaft und des Lebens auch außerhalb Schweden vielfach zu Tage kommt, daß diese, wo sie recht ineinanderfließen sollten, vielmehr weit auseinandertreten, und so Auge und Herz der Jünger der Wissenschaft von der täglichen Anschauung eines so großen Widerspruchs abgestumpft wird. Aber noch ist die Kirche Schwedens so günstig gestellt, daß der Schmerz ihrer Führer über einen solchen Verfall ohne Zweifel leicht ihre Glieder durchdringen, der Ernst ihrer wachenden, mahnenden Liebe diese zu der besseren Ordnung zurückführen würde, wie dies von der Evangelischen Kirche in Deutschland leider bei weitem nicht in dem Maße gesagt werden kann.

Wir erreichten nun Wexlerstad nach einer herrlichen Fahrt durch die schöne, mit dem reichsten Erntesegen geschmückte Landschaft noch zu rechter Zeit. Wir wurden mit innigster Liebe in dem wahrhaft priesterlichen Hause empfangen, wo noch eine andere Familie eines gläubigen Pfarrers aus Schonen, G. A., gastlich zugegen war.

Wir folgten W. nach einer kurzen Rast zur Kirche, aber wir hatten zu bedauern, daß nach einer so anstrengenden Reise auch die Beredsamkeit W.'s unsere Müdigkeit nicht ganz beherrschen konnte. Auch der übrige Theil des Tages verfloß meist unter pfarramtlichen Geschäften unseres Gastfreundes, auf dem Filialfand nach der Nachmittagskirche eine Versammlung der Enthaltensamkeitsfreunde statt, bei welcher Baron R. über die Hamburger Versammlung Bericht gab.

Ich verweilte diesmal bis zum anderen Mittage in W., berichte aber an dieser Stelle nicht weiter über diesen Aufenthalt, da ich am Schlusse der Reise noch einmal hieher auf einige Tage zurückkehrte. Der über sein ganzes Vaterland trefflich unterrichtete Freund versah mich mit zahlreichen Nachweisungen für die ganze Reise, die mir allermeist durch ihn belehrend und nützlich wurde, und führte mich dann, von der ganzen Hausgesellschaft begleitet, auf Skartofla, dem Pfarrhose des als christlicher Dichter allgemein in Schweden bekannten Ulfar Lindeblad, ein. In diesem lieblichen, christlichen Familienkreise verweilte ich bis zum anderen Tage, und reisste dann, nach der Trennung von dem unvergeßlichen R., mit vorgedachtem Pfarrer G. A. bis Lund, von wo ich schon am anderen Morgen auf Helsingborg weiter ging.

Hier verweilte ich nun gegen zwei Wochen, um das Seebad zu gebrauchen, und der ruhige Aufenthalt in dieser Stadt gab mir zugleich erwünschte Gelegenheit, meine Kenntniß der Schwedischen Zustände zu erweitern.

H. ist ein, höchst lieblich am Sund gelegenes, in keiner Hinsicht bedeutendes Städtchen von einigen tausend Einwohnern. Es hat nur eine Kirche mit zwei Geistlichen, eine Trivialschule mit drei Lehrern, welche wohl die einzigen Literaten der Stadt sind. Wie mußte ich daher erstaunen, nach einigen Tagen an dem Fenster eines Buchbinders und Krämers die skandalösen Schriften der Bauer, Feuerbach und Strauß ausgestellt zu sehen.

Ich sah mich hiedurch zuerst in meiner früheren Auffassung

bestärkt, daß Schweden allgemein den Deutschen Rationalismus aufgenommen habe. Ich mußte zweifeln, daß irgendwo in einem so unbedeutenden Städtchen des Vaterlandes Schriften jener Art Gegenstand des Handels seyn könnten, und meinte sonach annehmen zu müssen, daß hier in dem stillen Schweden eine ungleich größere Begierde nach einer Speise stattfinde, die in Deutschland bereits überall Überdruß und Abscheu erregt.

Indeß überzeugte ich mich je länger je mehr, daß der Rationalismus als Theorie keineswegs in Schweden irgend einen bedeutenden Eingang gefunden hat. Dies würde jedenfalls eine wissenschaftliche Bewegung voraussetzen, wie man sie in Schweden leider noch vergeblich sucht. Man begnügt sich in der Theologie und Wissenschaft überall noch mit dem Hergebrachten, und wiewohl dieses durchaus auf Deutscher Grundlage beruht, ist man doch meist noch bei den Resultaten stehen geblieben, welche die Deutsche Wissenschaft noch vor der großen Revolution getragen hat, die jene seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erlitt. So liegen bei den Vorlesungen auf den Gymnasien und Universitäten, imgleichen bei den öffentlichen theologischen Verhandlungen überall noch die alten Compendien zum Grunde (auf dem Concil zu Upsala war es Ernesti institutio), und mit so vielen Geistlichen ich auch in Berührung kam (auf jenem Concil waren etwa zweihundert und funfzig versammelt), so schienen alle von gleichem Schrecken vor dem Rationalismus erfüllt, so erklärten sich alle in ihren öffentlichen und Privatäußerungen so für die Orthodorie, daß mir endlich darüber kein Zweifel mehr blieb, daß der Rationalismus in seiner theoretischen Entwicklung in Schweden fast so gut als noch gar nicht vorhanden ist.

Gleichwohl wird sich aus dem Folgenden ergeben, daß der Vorzug Schwedens in dieser Hinsicht ein durchaus nur scheinbarer ist, der bei genauerer Erwägung in sein grades Gegenheil umschlägt.

So allgemein noch in Schweden die Orthodorie als das im Schweißstuche bewahrte Erbe der Väter gefunden wird (Luc. 19, 20.), so selten findet sie sich als lebendiges Zeugniß der Sereuzerfahrung. Vielmehr wo dieses Zeugniß als die Frucht der Buße und der Wiedergeburt zum Leben hervortritt, wird es sofort zu einem Zeichen, dem widersprochen wird. Der lebendige Glaube gilt auch der Orthodorie als Pietismus und Schwärmerei, und diese verfolgt jenen, wo er zu dem Buchstaben Geist und Leben hinzubringt. Dies gilt allgemein von der Geistlichkeit — nach dem einstimmigen Zeugniß all der gläubigen Männer, die ich in den verschiedenen Gegenden Schwedens kennen lernte. Mit großem Schmerz bekannten sie Alle, daß wahres, lebendiges Christenthum bei ihrem geistlichen Amtsgeoffenen eine Seltenheit sey, daß jenes eher noch bei dem Volke, als bei dem Klerus gefunden werde, obschon auch meist das Volk dem Leben aus Gott unter so großer geistlicher Vernachlässigung entfremdet sey.

Eins. würde seine Anschauungen und Beobachtungen auch jetzt noch für zu unzureichend halten, sich ein so hartes Urtheil über den größten Theil seiner Standesgeoffenen in einem ganzen Lande zu bilden, geschweige denn es öffentlich auszusprechen.

Aber dieses einstimmige Zeugniß der Trefflichsten und Urtheilsfähigsten, die ich kennen lernte, muß leider als eine Thatfache erscheinen, die über dessen Richtigkeit und Begründung alle Bedenken hebt.

Sienach ist das in meinem früheren Berichte (s. das Februarheft d. J. 1843) über den Schwedischen Rationalismus Gesagte mehr von dem praktischen Unglauben, von der natürlichen Feindschaft des unwiedergeborenen Herzens („Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch“) wider die lebendigen Zeugnisse des Geistes zu verstehen, nicht aber in dem Sinne, wie ich damals selbst das Mitgetheilte aufgefaßt hatte. Dieser Unglaube kann recht wohl mit der todtten Überlieferung der Orthodorie bestehen, erst wo diese anfängt, Buße und Bekehrung zu wirken, tritt der Widerspruch und die Feindschaft des Herzens mit Bewußtseyn hervor.

Hat nun bei dem großen Mangel lebendiger Theilnahme an der tiefen geistigen Bewegung Deutschlands und seiner wissenschaftlichen Arbeit auch die theoretische Entwicklung des Rationalismus noch gar nicht stattfinden können: so liegen doch die Elemente hiezu in dem Widerspruch des Herzens mit der überlieferten Orthodorie, in dem praktischen Unglauben reichlich vor. Wir können unmöglich unseren Schwedischen Brüdern die Geißel des Rationalismus wünschen, aber wir wünschen ihnen geistiges Leben und Bewegung, und wir sind gewiß, daß die Heimsuchung Gottes mit der Strafe des Abfalls und der Irrlehre ihnen kommen muß, wie diese über Deutschland kam, wenn zu dem Bekenntniß der Lippen nicht das entwichene Leben des Geistes wieder erwacht. *)

Das Gesagte findet zunächst auch auf die Provinz Schonen Anwendung, obschon es hier nicht an einer verhältnißmäßig größeren Anzahl von Männern fehlt, die diesen Zustand mit Schmerz erkennen, und von dem Tode zum Leben hindurchgedrungen erscheinen. Der große praktische Einfluß H. Schartau's, bis 1825 Pastors zu Lund, dessen Schüler sich über ganz Schweden zu verbreiten scheinen, imgleichen der Einfluß einiger gläubig entschiedener Professoren an der Universität, Bergquist's in dem Sinne von Schartau, und des trefflichen, geist- und lebensvollen Thomander, lassen hier auch ferner auf einen Fortgang zum Besseren hoffen.

Die Mittheilungen über den die Stadt Helsingborg allgemein beherrschenden geistlichen Tod löschten in mir das Verlangen, ihre geistlichen Führer persönlich kennen zu lernen, aus. Eben so trat ich nur einer Familie der Stadt näher, und diese fühlte sich in derselben geistlich ganz verwaist und allein. Ihre Klagen über das herrschende weltliche Wesen, welches kaum eine geistliche Beziehung aufkommen lasse, waren schmerzlich. Ähnliche Klagen, namentlich der Geistlichen über ihre Standesgenossen,

kehrten mir überall wieder. Sinnlicher Genuß, den das reiche Pfarreinkommen erleichtert, Spiel und selbst Tanz, ziehen sie in die Kreise des weltlichen Lebens hernieder, anstatt daß sie dieses mit dem Licht von oben durchdringen sollten.

Der Charakter des öffentlichen Gottesdienstes in der schönen Gothischen Stadtkirche konnte das schon angedeutete Urtheil nicht wohl ändern. Bei dessen Anfang um 9 Uhr war ungefähr erst eine Hälfte der Kirchgänger versammelt, die übrigen kamen alle erst während des Gesanges. Eine solche Vernachlässigung der kirchlichen Ordnung, wie sie leider auch in Deutschland oft gefunden wird, legt schon die Mißkennung der Würde der zu dem Höchsten versammelten Gemeinde deutlich zu Tage. Die Liturgie wurde von dem Comminister mit herrlicher Stimme vorgetragen, wie denn überhaupt alle Schwedischen Prediger, so viel ich deren hörte, sich der sorgfältigsten Pronuntiation befleißigen; ihre ohnehin wohlklingende Sprache wird so oft zu einer wahren Musik. Das bei uns häufig vorkommende Übereilen und Vernachlässigen der Aussprache, namentlich der letzteren Sylben, nahm ich dort niemals wahr, und die Sprache erschien auf der Kanzel und vor dem Altar überall in ihrer edelsten Würde und Reinheit.

Bei der Liturgie fehlen die Responsorien, nur einmal antwortet die Gemeinde dem Geistlichen: „Auch mit dir sey der Herr!“ Aber auch dies kann wegb bleiben, wie ich in einer Note meines Gesangbuches las, welchem die Liturgie angehängt ist — wie sie es billig jedem kirchlichen Gesangbuche seyn sollte. Überhaupt erscheint unsere Liturgie reicher und schöner als die Schwedische.

Auch nach der Liturgie blieb der Gemeindegesang kaum hörbar — so weniger störend, aber freilich auch ohne alle Erhebung. In keiner Schwedischen Kirche, auch den Dom zu Upsala nicht ausgenommen, fand ich einen genügenden, volltönenden Kirchengesang. Wohl aber wird mir der widerwärtige, ja empörende Eindruck unvergesslich seyn, den der Gesang in einigen Kirchen machte. Es war ein wahres bellum omnium contra omnes der Töne, man glaubte allezeit alle Töne der Scala zugleich zu hören, indem, ungeachtet der gewaltigen Stimmen der Vorsänger, ein Jeder seinen eigenen Gang ging, und in unaufhörlichem Schweben die Töne der fortschreitenden Melodie umkreiste. Gewiß, ein solches Geschrei kann nur durch die Übertäubung des Gehörsinnes von Jugend auf erträglich werden, aber die wirkliche Herzenserhebung erscheint auch dann als eine Unmöglichkeit. Hier sollte, wenn der theologische Lehrplan Raum findet für medicinische und andere Vorlesungen, eine genügende musikalische Vorbereitung als dringendes Bedürfnis erkannt werden. Wer den mächtigen Einfluß des kirchlichen Gesanges, im Bösen wie im Guten, kennt, muß jenes Bedürfnis anerkennen, welches je dringender ist, je mehr die sich selbst überlassene Schule zu wünschen übrig läßt. Wie viel aber ein irgend fachverständiger Geistlicher in dieser Hinsicht vermag, um durch fortgehende Einwirkung auf die Schule und den Vorsänger den Gemeindegesang gründlich zu reformiren, ist dem Eins. durch die erfreulichste Erfahrung bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. hiezu Henric Schartau's *Lefnad och Lära*, af Alfvar Lindeblad, Lund 1837. Deutsch, Leipzig 1843, obschon auch hier die Ansicht des Freundes Wieselgren von einer weiteren Verbreitung des entwickelten Rationalismus vorherrscht.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 7. Februar.

N^o 11.

Auch ein Wort über den Schwanenorden und dessen mögliche Bedeutung.

Daß die Erneuerung des Schwanenordens und die damit mehr oder weniger in Beziehung zu bringenden, das ganze weite Gebiet der moralischen und physischen Leiden der Armuth umfassenden Fragen, vielfach in die Erörterungen sowohl der Tagespresse als des Tagesgesprächs gezogen werden, kann gewiß an sich nur erfreulich seyn, und entspricht ohne Zweifel der Ansicht und Gesinnung, aus denen jenes Institut hervorgeht, vollkommen. Daß dabei auch manche widersprechende Ansichten laut werden müssen, ist ganz in der Ordnung, und eben dieser Kampf der in der Zeit liegenden Gegensätze dürfte kaum ein berechtigteres und fruchtbareres Feld finden als dieses. Weniger erfreulich erscheint uns aber der Widerspruch, den wir bisher zwischen dem Tagesgespräch und der Tagespresse, so weit uns beide bekannt geworden, bemerkt haben. Während nämlich im Tagesgespräch von vielen und in jeder anderen Beziehung sehr entgegengesetzten Standpunkten aus gar manche und ernstliche Bedenken hinsichtlich jenes Instituts fast überwiegend laut werden, hat die Presse diese bedenklichen Punkte noch so gut wie gar nicht, oder doch in so vager, allgemeiner Weise berührt, daß das richtige Verständniß der Sache dadurch in keiner Weise gefördert werden kann, eben so wenig freilich als durch die vagen, Alles und Nichts sagenden Phrasen, womit von manchen Seiten jene Erscheinung willkommen geheißen worden ist. Wir wollen übrigens nicht verhehlen, daß wir es hier besonders mit der unlängbaren Mißstimmung derer zu thun haben, die sonst nicht zu denen gehören, die meinen, Mißtrauen und Zweifel sey das erste Recht und die wichtigste Pflicht gegen Alles, was von oben kommt — daß wir es hauptsächlich mit denen zu thun haben, die wir im Ganzen als Gleichgesinnte betrachten. Die Übrigen mögen denn zusehen, wie weit auch sie unsere Worte beachten können oder mögen.

Daß die Presse aber hier jedenfalls nicht der treue Ausdruck dessen ist, was sie die öffentliche Meinung zu nennen pflegt, *)

*) Man vergleiche z. B. das, was man überall hören kann, mit dem Artikel, den die Boffische Zeitung vor einiger Zeit über den Schwanenorden brachte, und worin sie ihn z. B. als die „neue große Votschaft“ begrüßt, deren die Zeit bedürfe. Wir gestehen gern, daß solches Lob von solcher Seite uns das Bedenklichste bei der Sache werden will, und hauptsächlich uns entschrieben hat, auch ein Wort zur Sache zu sagen.

wird Niemand in Abrede stellen, der beide auch nur einigermaßen kennt — wie weit aber der Presse selbst, wie weit den Verhältnissen und Einflüssen, von denen sie wenigstens negativ mehr oder weniger bedingt wird, die Schuld dieser (leider nicht einzeln stehenden) Unwahrheit zuzuschreiben seyn mag, braucht hier nicht untersucht zu werden. Der einzige plausible und als relativ berechtigt anzuerkennende Grund für diese Reticenzen könnte der seyn, daß ehe die Statuten des Schwanenordens bekannt sind, Niemand ein Urtheil darüber haben kann, was dieses Institut eigentlich seyn und leisten könne, solle und werde. Da gegen wollen wir nun nicht urgiren, daß die Presse sich eben so wenig wie das Tagesgespräch in allen Fällen so diskret zu zeigen pflegt, daß sie oft genug über Dinge spricht, urtheilt und aburtheilt, von denen sie nicht viel mehr weiß als von jenen Statuten. Wir halten dies für kein großes Unglück, in vieler Hinsicht für ein nothwendiges Übel, bis auf einen gewissen Punkt für einen der Vortheile der relativ freieren Presse. Und grade in diesem Falle haben wir den Eindruck erhalten, daß eine der sehr berechtigten, vielleicht beabsichtigten Folgen der vorläufigen Verkündigung der allgemeinen Motive und Principien, aus denen das Institut hervorgeht, eben darin liegen würde, daß die öffentliche Meinung sich über das noch ganz offene Feld der Möglichkeiten für die Ausführung im Einzelnen verbreitete und einen richtigen Standpunkt zur Beurtheilung des zu Erwartenden gewönne. Eben in dieser Voraussetzung aber erscheint auch eine offene Äußerung der dabei aufsteigenden Bedenken unerlässlich, und wir unseres Orts wüßten jedenfalls in diesem wie in anderen Fällen unsere Ansicht nicht auszusprechen, sobald es nur unter der Bedingung geschehen müßte, wesentliche Punkte unberührt zu lassen. Eine Versicherung, daß Niemand den Werth der Gesinnungen und Absichten, welche schon jetzt als Thatsache vorliegen, die Bedeutung der Möglichkeiten, welche eröffnet sind, höher anschlagen, aufrichtiger anerkennen kann als wir, halten wir für ganz überflüssig. Schon das Eine, daß einer der ersten Monarchen dieser Welt und Zeit öffentlich und feierlich die Sache der Armuth als die seinige, als die Sache der Großen und Mächtigen der Erde anerkennt, ist in dem Maße eine welthistorische Thatsache, wie leider die Armuth selbst eine welthistorische Erscheinung, ja bald eine welthistorische Macht zu werden droht — eine Thatsache, eine That setzen wir hinzu, so weit überhaupt Gesinnungen und Manifeste beides seyn können, das heißt, so weit in ihnen eine Bürgschaft angemessener zweckmäßiger Ausführung im Großen und Ganzen liegt. Aber auch abgesehen davon ist eine so großartige, fruchtbare und zeitgemäße Idee

(oder nenne man es immerhin ein Gefühl!), wie sie als Kern, Grundlage und Motiv hier nicht zu verkennen, im höchsten Grade beachtens- und dankenswerth.

Was nun aber jene Bedenken betrifft, so sind sie allerdings alle der Art, daß sie nur unter gewissen mehr oder weniger ungünstigen Voraussetzungen hinsichtlich der zu erwartenden Statuten als gegründet erscheinen können. Dies gilt sogar von der Sorge, welche in dieser Art von Betheiligung der Großen und Mächtigen bei den Dingen, wo „die eine Hand nicht wissen soll was die andere thut,“ die Gefahr steht, daß Eitelkeit, Ehrgeiz, Selbstsucht, Frivolität in allen Gestalten und Richtungen auf diesem Gebiete einen Lummelplatz suchen und finden dürften. In der That wir glauben, daß gerade da die Statuten leicht Abhülfe gewähren können, wenn sie nur den Genossen des Vereins recht ernste und schwere Pflichten auferlegen. Daß dennoch und wie man es auch anfangen mag, jenes Unkraut nicht ganz ausgeschlossen oder ausgerottet werden kann, darf übrigens gern zugegeben werden, ohne daß daraus ein erhebliches Argument gegen die Sache selbst gefolgert werden könnte. Ein solcher Einwurf beweist nichts, weil er zu viel beweist, denn wo wäre eine noch so berechnigte, würdige, unentbehrliche Form und Seite des öffentlichen Lebens in Kirche und Staat, bei der nicht dieselbe Gefahr wäre. Daß aber die Berufung auf die Heimlichkeit des Wohltuns, welche die heilige Schrift fordert, nicht unbedingt zu nehmen, bedarf keines Beweises in einer Zeit, wo eben die Armuth zu einer so furchtbaren Öffentlichkeit geziehen ist. Auch der Einwurf, daß eine solche Concentration der zahlreichen und bedeutenden Kräfte, welche auf diesem Gebiete schon in voller segensreicher und freier Thätigkeit sind, eben jene Freiheit und Selbstständigkeit gefährden könnte, welche zu ihrem Gedeihen unentbehrlich sind, dürfte um so mehr als ein vortheiliger erscheinen, da ihm mit gleich viel oder wenig Berechtigung ein ganz entgegengesetztes Bedenken die Wage hält, welches sich ebenfalls auf die vorläufige allgemeine Erklärung hinsichtlich jenes Instituts beruft. Von manchen Seiten nämlich wird gerade der Mangel an einer wirklichen Concentration auf diesem Wege, der Mangel überhaupt an einer praktischen, bestimmten und den erregten Erwartungen irgend entsprechenden Wirksamkeit als ein Hauptmangel des ganzen Unternehmens hervorgehoben; und wenn man auch zugibt, daß ja auch die gemüthliche Seite ihr Recht habe, daß auch eine bloß gemüthliche Beziehung der verschiedenartigsten Äußerungen der christlichen Liebe und Wohlthätigkeit zu einem solchen gemeinsamen würdigen Mittelpunkt etwas Schönes und Wünschenswerthes seyn möge, so zweifelt man doch jedenfalls, ob die Zeit in ihrer sehr ungemüthlichen, sehr geschäftlichen, sehr praktischen (oder doch sich sehr praktisch dünkenden) Haltung dieses Moment so hoch anschlagen werde, wie es doch um der Sache willen in jeder Hinsicht zu wünschen wäre. Oder sollte Jemand ernstlich in Abrede stellen, daß eine solche Manifestation sich im Sinne der edelsten, würdigsten Liberalität und Öffentlichkeit an die öffentliche Meinung wendet, und daß ein gänzliches Mißverstehen, ja ein feindseliges Ab-

weisen von dieser Seite nicht viel betrübender seyn würde, als eine laue, gleichgültige, wohl gar aus einer vermeintlich höheren, ernstern, würdigeren Auffassung und Stellung hervorgehende Haltung? Daß nun auch in dieser Beziehung noch durchaus nichts präjudicirt ist, daß die Statuten auch in dieser Beziehung noch die allergünstigsten Möglichkeiten verwirklichen können, so lange sie nicht entschieden das Gegentheil bestimmt haben — und daß eben deshalb diese Möglichkeiten auch als Hoffnung und Wahrscheinlichkeit festzuhalten sind, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden; um so wichtiger aber erscheint es grade diesem Bedenken jede mögliche Berücksichtigung zu gewähren. Es ist grade dies die Seite der Sache, wo die edelsten Voraussetzungen liegen, aber auch die schmerzlichsten Enttäuschungen drohen. Am besten scheinen sich ernstlichere Erwägungen mit den wohlwollendern Gesinnungen in der Ansicht zu vereinigen, welche, scheinbar etwas leichtfertig, die Sache so nimmt, daß zwar hier ein würdiger, bedeutender Schmuck, gleichsam eine Schleife mit vielbedeutenden Farben und Faltungen gegeben ist, daß aber der Hut und Kopf dazu noch fehlt, noch zu erwarten ist und eben durch die Statuten gegeben werden soll. Daß er noch gegeben werden kann, daß er gegeben werden wird, ist eine Hoffnung, deren nur ein ganz unberechtigter Mangel an Vertrauen sich schämen könnte, obgleich nicht zu verkennen, daß eben in jenen Faltungen, in der Bedeutung jenes Schmuckes Verpflichtungen und Anforderungen liegen, die nur durch eine sehr bedeutende Schöpfung erfüllt werden können. Damit aber würden eigentlich alle erwähnten und manche andere Bedenken von selbst wegfallen. So wie ein den hier vorliegenden Präjudicien irgend entsprechendes, selbstständig, praktisch bedeutendes Institut in's Leben tritt, werden sich seine Beziehungen zu allen anderen verwandten Bestrebungen und Instituten ganz von selbst aus der Natur der Sache ergeben und entwickeln, und es würde sich ohne alle Gefährde für die nöthige Selbstständigkeit irgend eines anderen Organs in dem Maße als Centralorgan geltend machen können und müssen, wie es eben ein überwiegend bedeutendes Gebiet, einen Centralpunkt als Gegenstand seiner nächsten Thätigkeit ergriffen hätte.

Eine erschöpfende Erörterung dessen, was hier nun als Centralpunkt angesehen werden kann, würde uns weit über die Grenzen dieses Aufsatzes hinausführen, um so mehr, da auch die Vorfrage noch zu erledigen wäre, inwiefern das fragliche Institut nur die Unterstützung und Abhülfe der moralischen und physischen Leiden der wirklich vorhandenen Armuth, oder auch die Abhülfe der Ursachen der Armuth im Auge haben will und soll — denn auch in dieser Beziehung ist die Entscheidung noch der weiteren Ausführung jener allgemeinen Erklärung vorbehalten, welche auch hier nach beiden Seiten den bedeutendsten Erwartungen freien Raum läßt. Eine Verbindung beider Arten von Wirksamkeit würde allerdings bei der innigen Verwandtschaft beider Momente als Ursach und Wirkung als das Allerwünschteste und jener Centralstellung Angemessenste erscheinen, sofern

die materiellen und sonstigen Mittel irgend zureichen, um eine so umfassende Aufgabe zu lösen.

Unter der Voraussetzung der würdigsten Auffassung und Absicht auch in dieser Beziehung, sey uns nun gestattet, zur Beruhigung und Beherzigung der zwar Wohlmeinenden aber an der praktischen Möglichkeit eines erspriesslichen Wirkungskreises Zweifelnden mit wenig Worten anzudeuten, wo uns die Möglichkeit eines solchen zu liegen scheint, den wir besonders deshalb für einen angemessenen halten müssen, weil er seine umfassende centrale Bedeutung aus der Natur der Sache selbst schöpfen würde. Dabei sind wir weit entfernt zu läugnen, daß es nicht noch andere Möglichkeiten geben mag, und noch weniger kommt es uns in den Sinn, die uns vorschwebende Möglichkeit für die zu halten, deren Verwirklichung irgend mehr Wahrscheinlichkeit für sich hätte als die irgend einer anderen; aber schon aus dieser einen Möglichkeit scheint uns, sofern sie zugegeben werden muß, ein hinreichender Grund, ja eine Pflicht für Wohlmeinende hervorzugehen, sich nicht jenen kleinmüthigen Zweifeln hinzugeben.

Nach der Seite der eigentlichen moralischen und physischen Armenpflege im weitesten Sinne, wobei wir z. B. sogar an die Besserung der entlassenen Gefangenen denken, wird kein Sachkundiger läugnen, daß in dem Maße, wie die freie Thätigkeit und ihre Resultate zunehmen, auch die Fälle sich vervielfältigen, welche die Unterstützung der Regierung — oder warum wollen wir nicht gradezu die Sache bei ihrem Namen nennen —, Fälle, wo die Hilfe, der Schutz des Königs in der mannigfaltigsten Weise als Bedürfnis sich herausstellen. In demselben Maße wird ein vermittelndes Organ für diese Beziehungen, eine Regulirung des ganzen Verhältnisses nöthig seyn.

Wir wollen uns nun nicht dabei aufhalten die Bedenken aufzuzählen, welche gegen die Übertragung dieser Wirksamkeit an irgend eine der im Staatsorganismus oder Mechanismus schon vorhandenen Behörden sprechen — wir wollen es dem Ermessen eines jeden nicht ganz Unkundigen überlassen sich zu sagen, wie wenig eine ganz neue, aber streng im Sinn und Geist der vorhandenen und jenes Ganzen zusammengesetzte und gestellte Behörde der hier vorliegenden Aufgabe entsprechen würde. Wir stehen aber nicht an zu behaupten, daß in der dem Schwannorden vindicirten allgemeinen Idee als Möglichkeit grade die Bedingungen liegen, welche eine solche Stellung fordern würde. Von den Details der Organisation kann hier nicht die Rede seyn, im Allgemeinen aber versteht es sich von selbst, daß eine solche Genossenschaft einen geschäftlichen Mittelpunkt haben muß, an dessen Spitze dann in diesem Fall der König selbst stehen wird. An diese Ordensbehörde, gleichviel unter welchem Titel, wendet sich jeder andere Verein, jedes Individuum, sofern es in dem Fall ist, die Hilfe, den Schutz des Ordensmeisters in Anspruch zu nehmen, ohne daß irgend Jemand darin eine Beschränkung der freien Thätigkeit finden kann, denn Niemand ist dazu gezwungen, und Jeder weiß, daß wenn er ein solches Gesuch hat, er soweit von der Behörde abhängig wird, an die er sich wendet,

und daß irgend eine Behörde da seyn muß, an die er sich wenden muß, weil einmal Alles seine Ordnung hat. Dies zugegeben ist nun weiter nur die Frage, inwiefern dadurch, daß der, welcher in eine solche Beziehung tritt, auch selbst Mitglied des Vereins werden kann (wenn er will), dessen Mittelpunkt jene Behörde ist — inwiefern dadurch die Selbstständigkeit und Freiheit seiner Thätigkeit beschränkt werden kann? Dies nachzuweisen möchte eben so schwer seyn, als es leicht wäre, mancherlei Vortheile aufzuzählen, welche aus einem solchen näheren Verhältniß sowohl für das Ganze als für die einzelnen Bestrebungen hervorgehen müssen — wobei allerdings auch die gemüthliche Seite keineswegs übersehen, oder gering angeschlagen werden darf. Daß mit der Entwicklung der ganzen Sache dann auch eine bis auf einen gewissen Punkt leitende centrale Bedeutung der Ordensbehörde für alle jene in solcher Beziehung zu ihr stehenden Thätigkeiten hervorgehen kann, wird, ja muß, wird aber nie als ein Einwurf gelten, so lange diese Wirkung in den Gränzen bleibt, die aus der Natur jener Beziehungen selbst hervorgehen. Die Möglichkeit des Mißbrauchs, des Strebens nach übermäßiger Centralisation aber mag zugegeben werden, ohne daß nach gesunder Logik oder Besinnung daraus irgend ein entscheidendes Argument gezogen werden dürfte.

Was nun die Möglichkeit einer centralen Stellung nach der präventiven Seite betrifft, wo es gilt, diejenigen Tausende oder Hunderttausende, welche zwar am Rande des Abgrundes wohnen und arbeiten, aber eben doch noch auf festem Grunde, auf diesem zu halten, sie vor dem Untersinken zu bewahren, so würde uns der Gegenstand hier viel zu weit führen, wenn wir über das Allergemeinste hinausgehen wollten, und wir müssen uns in dieser Beziehung das Weitere am passenden Ort und zur passenden Zeit vorbehalten. Wir sind aber der Meinung, erslich, daß nur eine Verwirklichung dessen, was den communistischen Bestrebungen als billige, ja gerechte Forderungen zum Grunde liegt, Europa vor den furchtbarsten Zerrüttungen bewahren kann — zweitens, daß diese Verwirklichung zwar unter dem Schutz, der Oberleitung des Staats und der Kirche, und mit sehr bedeutenden Unterstützungen durch Staatsmittel, aber im Wesentlichen und Einzelnen nur allmählig und durch freie Vereine geschehen kann, worin sich die besten Elemente der wohlhabenden oder reichen und der arbeitenden Klassen die Hand reichen — drittens, daß die einzige Möglichkeit der Abhülfe hier in der Organisation der arbeitenden Massen nach Verwandtschaft der Beschäftigung, auf der materiellen Grundlage eines neu zu schaffenden Gesamteigenthums, und auf den religiös-moralischen Grundlagen, welche die christliche Bildung nach Bedürfnis und Weise eines jeden Standes bietet, zu suchen ist — viertens, daß jene materielle Grundlage wirklich beschafft werden kann, da es nicht sowohl an den Mitteln zur Beschaffung eines solchen Gesamteigenthums fehlt, als an der richtigen Verwendung der vorhandenen Mittel, wozu wir theils und vorzüglich die ungeheuren Mittel rechnen, welche schon der Tagelohn in die Hände der arbeitenden Massen führt, wobei

wir aber allerdings auch auf bedeutende Beiträge der Reichen und Wohlhabenden und des Staats rechnen — so bedeutend wie die Wichtigkeit der Sache es fordert — fünftens endlich, daß auch die sittlich-religiöse Grundlage um so eher beschafft werden kann, da erst durch eine solche Organisation eine irgend nachhaltige Einwirkung der Kirche auf jene Massen möglich seyn wird, die in ihrem atomistischen Zustand jeder Einwirkung entchlüpfen. Da wir auf Einzelheiten hier nicht eingehen können, so dürfen wir von dem wohlmeinenden Leser um so mehr erwarten, daß er uns nicht grade die Einrichtungen unterschreiben werde, die ihm selbst etwa am unausführbarsten erscheinen mögen, sondern umgekehrt! Besonders aber müssen wir uns gegen Alles verwahren, was die Selbstständigkeit des Familienlebens irgend weiter beschränken könnte, als die möglichste Wohlfeilheit der ersten (physischen und geistigen) Lebensbedürfnisse für die arbeitende Masse und die Sicherung derselben auch für den Fall zumal vorübergehender Arbeitsunfähigkeit unabweislich fordern würde — man denke z. B. nur an den Unterschied zwischen dem Ankauf im Größten und im Kleinsten, sowohl hinsichtlich des Preises als der Qualität! Nur darin und so weit soll aber auch die Wirkung des neuzuschaffenden Gemeintheilenthums sich erstrecken, dessen Mitgenuß dann von den angemessenen sittlich-religiösen und polizeilichen Bedingungen abhängig gemacht werden könnte, wodurch z. B. unter andern auch die zu frühen Eirathen beschränkt werden könnten. Wie weit der Staat solche organische Vereine begünstigen könnte, ohne jura quaesita der Nichttheilnehmenden zu beeinträchtigen, lassen wir dahingestellt, daß aber ganz von selbst das Privilegium größerer Tüchtigkeit und Rechtfertigung vom Publikum anerkannt werden würde, daß jedenfalls auch in dieser Hinsicht Vereine sich wirksam zeigen könnten, ist leicht einzusehen. Daß endlich diese ganze Entwicklung auch manche Entwicklungen und Modifikationen des Kunstwesens, Gemeinbewesens, besonders nach der kirchlichen Seite, und der kirchlichen Zustände überhaupt theils voraussetzen und fordern, theils vielleicht herbeiführen müßte, stellen wir nicht in Abrede. *)

Wie nun bei allen diesen Dingen der Schwanenorden theilhaftig werden könnte, ist im Allgemeinen schon aus der Stellung, in der wir uns ihn oben dachten, leicht einzusehen; einer Ausführung im Einzelnen müssen wir uns aber auch hier enthalten. Nur das wollen wir hervorheben, daß grade auch hier der nicht rein behördenartige Charakter eines solchen Vereins von ganz besonders wohlthätiger Bedeutung werden kann. Je weniger aber auf diesem Gebiete noch geschehen ist (beson-

ders im Verhältniß mit jenem der direkten Wohlthätigkeit), desto mehr eröffnet sich hier die Möglichkeit, durch bedeutende Schöpfungen eine bedeutende, beherrschende, centrale Stellung zu erwerben, ohne irgend einen billigen, vernünftigen Anspruch schon bestehender Bestrebungen zu gefährden. Daß aber eine Vereinigung der beiden Seiten, welche wir hier einzeln betrachtet haben, die Bedeutung einer jeden derselben steigern, daß sich daraus eine Stellung, ein Wirkungskreis, eine praktische und geschäftliche Realität ergeben könnte, deren sich der nach weltlichem Maßstabe glänzendste, stolzeste, mächtigste Verein nicht zu schämen haben würde und der die ungemüthlichste Zeit ihre gemüthliche Seite, die strengste Asketik auch ihren Schmuck wenigstens zu Gute halten würde, wird uns nicht leicht Jemand bestreiten; Alles kommt nur darauf an, inwiefern die Verwirklichung durch ein solches Institut, oder eines solchen Instituts als an sich nicht unmöglich und nach den vorliegenden Erklärungen noch möglicherweise beabsichtigt zugestanden wird.

Wie mißlich es ist, mit solchen allgemeinen Vorschlägen hervorzutreten, wissen wir gar wohl, und müssen daher noch einmal daran erinnern, daß unsere Absicht nur war, wohlmeinende Leser zu überzeugen, daß sie nicht berechtigt sind, daß sie nicht wohl thun, dem Schwanenorden, wie er bis jetzt sich darstellt, gegenüber in einer solchen Haltung zu verharren, die höchstens dann gerechtfertigt wäre, wenn jede Möglichkeit einer den ersten Anforderungen der Zeit entsprechenden Bedeutung desselben schon irgendwie negativ präjudicirt wäre. Wir glauben beispielsweise gezeigt zu haben, daß dergleichen Möglichkeiten mit nichts fehlen, und wir folgern daraus unbedenklich die Pflicht für alle Wohlmeinenden, die Verwirklichung dieser oder anderer Möglichkeiten nicht durch eine solche Haltung zu erschweren, sondern durch Vertrauen und Hoffnung auf das Bessere und Beste zu erleichtern.

Wer aber von vorn herein und überhaupt die von uns angedeuteten Gegenstände der Thätigkeit eines solchen Vereins als phantastisch, unpraktisch und jenseits der Kräfte, der Möglichkeiten, der Aufgaben irgend eines Vereins, irgend einer Macht der Zeit abweisen sollte, der hätte damit der Zeit selbst ihr Todesurtheil (so weit an ihm) gesprochen; denn, wie wir uns auch drehen und wenden mögen, auf jenem Gebiet liegt hauptsächlich die Entscheidung des großen Kampfes zwischen christlicher Civilisation und einer neuen mehr als heidnischen Barbarei. Die Zeichen, daß auch die öffentliche Meinung mehr und mehr erkennt, wie viel wichtiger diese Fragen sind, als die bisher so ausschließlich verhandelten sogenannten politischen Fragen, vervielfältigen sich täglich, und auch hier tritt schon die Gefahr hervor, daß in Folge einer gewissen Trägheit der Besseren und Verufenen, die Schlimmeren und Unberufenen das große Wort an sich reißen.

B. A. S.

*) Daß wir besonders eine Organisation der in einer gegebenen Lokalität vorhandenen und dort ernährungsfähigen Masse im Auge haben, bedarf kaum einer Bemerkung, doch wäre damit auch Kolonisation des Überschusses in andere Lokalitäten nicht ausgeschlossen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 10. Februar.

N^o 12.

Zur Charakteristik der Schwedischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Während der Predigt war die Stille in der nun doch ziemlich gefüllten Kirche recht anziehend, obschon innere Theilnahme und Lebendigkeit sich fast nur bei Lesung des Evangeliums aussprach, wozu Alle ihr dem Gesangbuch angebundenes Evangelienbüchlein aufgeschlagen hatten.

Der Predigt, vielleicht auch dem Prediger, fehlte das Evangelium nicht. Aber wie kann das Wort des Lebens lebendig wirken, wenn der Vortrag alle Spur des Lebens an dem verläugnet, der es verkündet? Wie soll die Predigt das erstorbene Leben der Gemeinde wecken, wenn das Leben, welches von ihr ausgehen soll, schon in der Quelle vertrocknet und zu Stein geworden scheint? Und wenn gar, wie der Regel nach überall in Schweden, die Predigt von dem Papier zu Ohr und Herz der Gemeinde bringen soll, wie sollte da nicht das nicht durch Memoriren ermattete Herz alle Kraft beisammen haben, um die Zweifelnden zu überführen, daß das verkündigte Wort so Leben wirken kann, als soll!

Nach der Predigt folgte zunächst die Vorlesung einer langen Reihe von allerhand weltlichen Bekanntmachungen von der Kanzel herab; sie geschah dem Anschein nach mit gerechtem Verdruß, schnell, mit leiser, unvernünftlicher Stimme. Auch so nahm dies Geschäft über eine halbe Stunde ein, es wäre bei gehörigem Vortrag nicht in einer Stunde abzumachen gewesen.

Hieran schloß sich die Communion, bei welcher einer der Geistlichen seinen Orden über dem Talar trug. Sonst bemerkte ich bei derselben nichts Abweichendes, als daß die Abendmahls-genossen den Altar in einem weiten Kreise umgaben, worauf beide Geistliche, einander folgend, Brod und Wein zugleich spendeten. In einer anderen Kirche sah ich später, daß hiebei jeder der Geistlichen die Einsetzungsworte, wahrscheinlich gekürzt, jedem einzelnen Communikanten zusprach. Die Communion war sehr stark, es entstand dadurch ein enbloses, endlich nothwendig geistloses Gemurmel, und alle Communikanten, obschon sie nun die Einsetzungsworte unzähligemal gehört, hatten doch zuverlässig weniger davon, als wenn die Worte jedem Kreise nur einmal mit gebührender Würde gesprochen wären. Wie ist's nur möglich, daß in der Kirche des Herrn, ja daß da, wo vor Allem „Geist und Leben“ walten sollte, so geistlose Gebräuche — bei uns und in Schweden — ihre Herrschaft behaupten können? Wäre es nicht hier wie überall besser, viel durch wenig, als wenig durch viel? Und kann man sich mit irgend einem Grunde vorstellen, der Herr werde in jener Nacht jedem einzelnen Jünger die Einsetzungsworte zugesprochen haben?

Nach der Communion, bei welcher ich meine Stelle näher dem Altar genommen hatte, nahm ich ein Drängen zu den Rängen vor der Kanzel wahr. Zu spät erfuhr ich erst, daß zwei Diebe, die nach der gesetzlichen Ordnung während des Gottesdienstes im Hintergrunde des Hauptganges auf dem Bußschemel gekniet, nun zur Abhaltung der Kirchenbuße, oder richtiger zur Wiederaufnahme in die kirchliche Gemeinschaft, deren sie durch ein grobes Vergehen als verlustig betrachtet worden,orgetreten waren. So war mir die Anschauung dieses Aktes entgangen, wozu sich nachher keine Gelegenheit wieder darbot.

Mit welcher äußeren Strenge die kirchliche Disciplin in Schweden noch jetzt in solchen Fällen geübt wird, mag hier zugleich folgender Fall darlegen.

Ein den höheren Kreisen zu Stockholm angehöriges Fräulein, Tochter eines Obristlieutenants, fröhnte einer Neigung wider das siebente Gebot. So stahl sie bei einem Besuch in dem Hause eines dortigen Geistlichen (dessen persönlicher Erzählung ich diese Mittheilung verdanke) einen Regenschirm. Die Dienerin des Hauses warf ihren Verdacht auf die Thäterin, ging in das elterliche Haus, forderte das Gesohlene zurück, und kehrte, da sie keine gute Aufnahme fand, sogleich mit einem Polizeidienner wieder. Die Thäterin wurde nun überführt, verhaftet, und trotz alles Widerstrebens zur öffentlichen Kirchenbuße, nicht in der Gemeinde des Verstorbenen, wie ich glaube, abgeführt.

Hier wurden nun, nach der öffentlichen Bekanntmachung und Ansprache an die Gemeinde, der Büsserin die vorgeschriebenen Fragen vorgelegt: „Erkennst du, daß du mit deiner Sünde des Diebstahls nicht allein gegen Gott dich schwer versündigt, sondern auch deiner Kirche ein großes Argerniß gegeben hast?“ — „Bezeugst du darüber eine herzliche Reue, bittest du dein Vergehen ab, um also in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen zu werden?“ — „Gelobst du, von nun an durch Gottes Gnade vor diesen und anderen Sünden dich zu hüten und dich eines christlichen Wandels zu befeßigen?“ Aber die verstockte Sünderin antwortete trotzig: Nein! Man führte sie wieder an ihren Ort, und über acht Tage zurückgebracht, wiederholte sich auf fast unglaubliche Weise der nämliche Auftritt. Erst am dritten Sonntage erfolgte das Ja — eine andere Antwort, doch wohl leicht aus einem ungeänderten Herzen!

Dieser Fall wird uns zugleich die Licht- und Schattenseiten des Schwedischen Verfahrens vor Augen legen. So viel ist auf den ersten Blick klar, daß dasselbe, auch wenn gehörig vorbereitet, nur in einer wahrhaft christlichen Gemeinde statthaben kann. Nur diese wird den Schmerz des Büßenden zu theilen, zu tragen wissen, nur sie die Wunde des Gefallenen mit Liebe zu heilen, ihn mit Schonung aufzurichten vermögen. Sobald

dagegen der Geistliche oder die Gemeinde ihrem größeren Theile nach selbst nicht in dem Leben des Glaubens und der Liebe steht, wird sich auch der Büßende nicht als in der heiligen, züchtigenden und zugleich vergebenden Gemeinde des Herrn fühlen; sein Gefühl wird sich empören und er in Gefahr seyn, auch die Buße noch zu verlieren, die er schon hatte. Die Gemeinde aber wird sich so lieblos und hartherzig über den Gefallenen erheben, ihn so innerlich ausstoßen, während sie ihn äußerlich wieder aufnimmt in ihre Gemeinschaft.

Nach der Schwedischen Kirchenordnung soll nun der der öffentlichen Buße Verfallene zuvor seinem Seelforger zum vorbereitenden Unterrichte zugewiesen, und die öffentliche Verhandlung nicht eher vorgenommen werden, bevor der Gefallene zum reinigen Bekenntniß gelangt ist, und er zur Aufnahme in die Gemeinde befähigt erscheint. Dann soll nach jenem öffentlichen Bekenntniß der Reue die vollständige kirchliche Absolution ausgesprochen werden, die mit den Worten schließt: „Gehe hin in Frieden, und sündige nicht mehr!“

Wir wollen von dem schreienden Widerspruche absehen, in welchem der fungirende Geistliche in diesem Falle mit der Verordnung gestanden haben muß. Es bleibt ein der Idee entsprechendes Verfahren ja nicht möglich, wenn der Staat, der nur ein äußeres Maß des Vergehens hat, die kirchliche Strafe diktirt, und der Bußakt ex officio erfolgen muß, es sey nun eine Woche früher oder später.

Unter diesen Umständen kann die allgemeine Erfahrung nicht befremden, daß durch dieses Verfahren mehr Erbitterung und Entwürdigung, als Reue bei dem Büßenden bewirkt und das grade Gegentheil des Bezwirkten erreicht wird. Möchte darum die eben mit der Reform der Schwedischen Kirchenordnung beauftragte Commission vor Allem die Verbindlichkeit der Kirche aufheben, die nach bürgerlichem Recht gemessenen und bestraften Vergehen nun auch officiell mit einem uniformen kirchlichen Verfahren zu begleiten. Hiedurch wird die Kirche in einen Mechanismus verwickelt, der dem Staat so wenig als ihr selbst frommen kann.

Gleichwohl muß jene Strenge einer kirchlichen Disciplin für uns beim Hinblick auf die völlige Auflösung aller Formen der züchtigenden, reinigenden Liebe bei unserer Kirche im Allgemeinen höchst belehrend seyn.

Zunächst muß, was die leitende Idee jener so genannten Kirchenbuße betrifft, anerkannt werden, daß diese weniger die der Strafe als der Liebe und Vergebung ist. Die Gemeinde, die nimmer aufhören darf, sich als eine Gemeinde der Heiligen zu betrachten, und sich als solche zu führen und zu ordnen, gibt dem öffentlich Gefallenen Gelegenheit, auch öffentlich seine Reue zu bekennen — und nimmt ihn nun mit vergebender Liebe wieder in ihren Kreis auf. Dies ist die leitende Idee selbst jenes schroffen und mißlichen Verfahrens, wonach genau genommen, die Obrigkeit als eine christliche, der Kirche verbundene, sich nur verpflichtet hat, der Kirche Kenntniß des Falles eines ihrer Glieder, und somit Gelegenheit zu dessen Besserung und Wiederaufrichtung zu geben.

Und setzen wir nun den, durch die ganze Einrichtung freilich vorausgesetzten Fall, daß die Glieder der Gemeinde im Glauben und der Liebe verbunden sind, daß der geistliche Führer derselben sein Hirtenamt mit Liebe und Treue verwaltet; daß er zu dem äußeren Akt nicht schreitet, bevor dieser innerlich vorbereitet ist (wobei die methodische Folge der niederen Disciplinarstufen in den geeigneten Fällen natürlich mit vorausgesetzt ist), und daß er endlich diesen in der Weihe des kirchlichen Ernstes und zugleich der aufrichtenden Liebe vollführt: so erscheint das Verfahren im Allgemeinen durchaus angemessen. Ja wir müssen ein reinigendes, disciplinarisches Verfahren, welches in einem öffentlichen Akte, wie der obige, seine Spitze finden würde, sofern man nicht die Excommunication des Unbußfertigen lieber dafür ansehen will, für schlecht hin nothwendig erklären. Ohne diese Akte der heilenden, züchtigenden Liebe ist und bleibt die christliche Gemeinde ein zuchtloser, chaotischer Haufen, der höchstens erst eine Gemeinde zu werden strebt, bis dahin aber die Kraft der Liebe weder für diejenigen ordentlich wirksam machen kann, die eines geordneten, christlichen Gemeindelebens fähig wären, noch an denen, die sie daran hindern.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Das christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe. Sechster Bericht.

Und der Hohenpriester fragte sie und sprach: Habt ihr euch nicht mit Ernst geboten, daß ihr nicht solltet lehren in diesem Namen? Und sehet, ihr habt Jerusalem erfüllt mit eurer Lehre. Apostelgesch. 5, 27. 28.

Die Art, wie mehrere Batschen und Vikariate früher und neuerdings von der Behörde besetzt wurden, veranlaßt uns, einen Nothstand, der sich wohl nicht allein in diesem Lande findet, jetzt vor das Forum der Evangelischen Kirche zu bringen. Wir unterscheiden hier die allgemeine bisher gangbare Praxis von einigen besonderen Fakten, wegen des Principes, das sich in ihnen kundthut. Was das erste betrifft, so ist bei dieser Gelegenheit den Gemeinden weder der ihnen nach der Kirchenordnung zustehende, freilich nur untergeordnete Antheil wieder eingeräumt, noch aus dem Füllhorn des Gerüchts die Blume einer neuen Hoffnung auf ihren Weg gefallen. Während man anderwärts im evangelischen Deutschland zu einer Verfassung, die auch die Laien in das kirchliche Interesse hineinzieht, allmählig fortschreitet, hat die Lippische Kirche, obgleich die Elemente einer solchen in ihrer Ordnung liegen, das bescheidene Glück, diesen Fortschritt ignorirt oder aus der Ferne mit Passivität betrachtet zu sehen. Für ihre alte rechtmäßige Verfassung ohne ausgesprochene Anerkennung von Seiten der Behörde, für eine neue, aus der gegenwärtigen, auf gesetzmäßigem Wege zu entwickelnden ohne Aussicht, schwebt sie fortwährend, im Punkte des Gesetzes und Rechtes, eine Mondfichel auf Wolken. Da indeß die große und allgemeine Bewegung einer neuen Zeit nicht stille stehen und da insbesondere die preiswürdige Bemühung des Preussischen Kultusministeriums, das gesunkene Leben der Kirche, unbeschadet ihrer Rechte, zu heben, in den kleineren Deutschen Staaten nicht ohne gesegnete Nachwirkung bleiben kann, so mag in Bezug auf diese wichtige Zeitfrage überhaupt auch bei dem Lippischen Consistorium ein Samenfeld vorbereitender Thätigkeit verborgen liegen. Wir sehen daher vorläufig von dem Gegenstande nach seinem ganzen Umfange ab und beschränken uns auf die Darstellung der Ereignisse, mit Hervorhebung des in ihnen ausgesprochenen „unwandelbaren Ge-

dankens.“ Jedes im Lande frei gewordene Lehr- und Hirtenamt legt uns die Frage vor: Was ist grade jetzt das wesentlichste Bedürfnis für die Lippischen Gemeinden? Wer nur einigermaßen ihren Zustand kennt und ihn im Lichte des Evangeliums betrachtet, kann sie leicht beantworten. Ein Feuer von oben ist angezündet worden und seine Flamme hat schon viel des alten Unkrauts, der alten Dornen und Disteln verzehrt; aber sie glüht in dem sündhaften Herzen des Menschen und bedarf daher selbst beständiger Läuterung. Ein Leben aus Gott ist erwacht und hat den früheren Tod überwunden; aber dieses zum Theil noch junge und zarte Leben ist mannigfachen Verirrungen ausgelegt *) und muß seine Wurzeln fester und tiefer in den evangelischen Heilsboden schlagen. Wer unter den verschiedenen Gliedern des Einen Leibes Christi soll hier vorzugsweise die hilfsreiche Hand bieten? wer anders, als die Diener des Wortes, die über die Seelen zu wirken haben und dafür Rechenschaft geben sollen (Hebr. 13, 17.). Prediger also, die selbst Gelehrte zum Himmelreich, dem Volke seine Schätze aufschließen können, Prediger und Candidaten bedarf das Land, die durch Verkündigung des Wortes und durch specielle Seelsorge die noch Schlummernden zu erwecken und die Erweckten im göttlichen Worte zu gründen und zu fördern verstehen. Ein Wachsthum in der Erkenntnis der Schriftwahrheit, ein tieferes und klareres Verständnis ihres inneren Zusammenhanges, sowohl im Einzelnen als im Ganzen, thut den Lippischen Christen insbesondere noth. **) Sie darin durch Predigt und Bibelfunde zu unterweisen, sind gläubige und erleuchtete Lehrer vor Allem erforderlich. Aber woher diese nehmen? Eine reiche Vorrathskammer schließt sich hier, wie die früheren Darstellungen zeigten, im Lande grade nicht auf und von den Bäumen lassen sich solche Früchte nicht pflücken. Wie soll denn die Kirchenbehörde helfen? Kann sie hervorzubringen, was nicht da ist? Allerdings nicht. Allein, wo man der Hülfe entbehrt, ist das wenige Gute und Nützliche um so mehr zu schätzen, um so sorgfältiger zu pflegen, um so zweckmäßiger zu gebrauchen. Solche Lebenskräfte, wenn auch nur in sehr geringer Zahl, besitzt der geistliche Stand in Lippe; werden also Pfarrstellen erledigt oder Vacante nothwendig, kann es eine gerechtere und billigere Forderung geben, als wenn die Landeskirche von ihrer Behörde erwartet, daß sie die Gelegenheit benutzt, das vorhandene Licht nicht unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter zu stellen. Dessenungeachtet sieht sie sich in dieser gerechten und billigen Erwartung wiederholt und im gesteigerten Maße getäuscht.

Als vor einigen Jahren in einer der Städte des Landes ein alter Prediger, der die ganze Amtsführung hindurch seine Herde auf die dürrste Seite des Nationalismus geführt hatte, eines Gehülfs bedurfte, mußte man ihr in der Person desselben, je größer und bedeutender sie war, um so mehr einen Mann wünschen, der die irrenden Schafe zu dem Hirten und Bischof ihrer Seelen zurückführen konnte. Zwei ältere Candidaten, als ächte und warme Verkündiger des Evangeliums und durch einen feiner würdigen Lebenswandel bekannt, standen dem Consistorium zum Dienst an dieser Gemeinde bereit; allein keiner von beiden erhielt ihn, sondern ein der Candidatur nach viel jüngerer und noch dazu, da er eine vortheilhafte Lage im Auslande mit einem vorübergehenden Gehülfspredigeramt nicht gern vertauschen wollte, die Anwartschaft auf eine feste

Stellung, obgleich dadurch sowohl das Recht der Anciennität verletzt, als auch das Bedürfnis der Gemeinde nicht berücksichtigt wurde. Der ordinierte Candidat erschien auch anfangs auf der Kanzel in dem „eiteln Wandel nach väterlicher“ rationalistischer „Weise.“ Aber „der Herr macht zu nichte der Heiden Rath und wendet die Gedanken der Völker.“ Die Macht der Wahrheit und der Strom des neuen Lebens ergriff auch ihn, und auf die Kanzel und in die Gemeinde trat nicht mehr der vom Consistorium, sondern der vom Herrn Erwählte, sein Evangelium der andringenden Menge verkündigend. Inzwischen starb der todte Prediger und wurde begraben; der lebendig gewordene Gehülfsprediger erbot sich dem Consistorium zur unentgeltlichen Verwaltung des Amtes während des Wittwenjahres. Nicht nur das wurde ihm abgeschlagen, sondern er, als Prediger und Seelsorger für diese Gemeinde, an Händen und Füßen völlig gebunden. Nach der Confirmation der Kinder durfte er in ihr keine geistliche Function verrichten und keine Versammlung besuchen. Der ehemals so Begünstigte erhielt jetzt als ungerathener Sohn auf alle Weise die väterliche Ruthe. Woher dieser Wechsel in seiner Behandlung? Das neu erregte Leben war zwar bei ihm und den Gemeindegliedern noch in seiner ersten unklaren und zu unruhigen Bewegung. Allein als Hauptgrund erscheint: die Predigt des Evangeliums hatte sich durch ihn in auffallender Art wirksam erwiesen. — Stellen wir diese frühere Wafanz mit einer neuerdings eingetretenen zusammen, so zeigt sich in beiden sehr merklich die Inconsequenz der Consequenz. Während man in jenem Fall die angebotene Pfarrverweisung unbedingt verweigerte, bringt dies neue Wittwenjahr einen fungirenden, rationalistischen Candidaten mit sich, der noch dazu wegen seines Wandels einen Beweis von oben erhalten hatte. Die Sonne bescheint manches Phänomen, das von den Naturforschern noch nicht ergründet ist. — Der erwähnte Gehülfsprediger jedoch besaß ein Diplom, das ihm für die temporäre Gebundenheit einen künftigen, sicheren Ersatz bot: die verbürgte Anwartschaft auf eine erledigte Pfarrstelle. Das Versprechen war zu lösen; die Behörde nahm das Fernrohr in die Hand und er sah in dem zwar Lippischen, aber im Preussischen liegenden Dorfe L. für ihn den geeignetsten Platz. Allerdings theilte er hier mit den früheren Gemeindegliedern und anderen lebendigen Christen den Vorzug der gegenseitigen Schwelte. Inbezug der dortige Prediger, als Lutherischer Candidat schon unter dem vorigen Consistorium an diese reformirte Gemeinde, ohne sie zu fragen, gesetzt, wollte seine bisherige Stelle nicht gern verlassen; ihn beweglich zu machen, verhiess man ihm ungefähr 140 Thlr. jährliche Zulage. Diese Summe wollte aber das Consistorium nicht aus eigenen Mitteln geben, sondern wies ihn an, sie von der alten Pfarre zu seiner neuen, die schon ohne dies einträglich war, mitzunehmen. So wurde das unbewegliche Kirchengut ein bewegliches, und der ehemalige Lutherische Candidat der reformirten Landeskirche als Prediger zum zweitenmal aufgedrungen, erhielt auf Kosten seines reformirten Nachfolgers eine unverdiente Gehaltserhöhung von 140 Thlr. Die Gerechtigkeit zieht ihre Binde fester, aber der Rationalismus spricht: die wahre Consequenz darf auch Inconsequenzen nicht verschmähen. Dasselbe Verfahren finden wir bei der Befetzung der genannten Stadtpfarrerstelle. Bei derselben lenkte das Consistorium in die Bahn der strengen Anciennität zurück, indem es für diese große und noch dazu im Mittelpunkt des Landes liegende Gemeinde unter den älteren Predigern einem entschieden rationalistischen (s. den zweiten Bericht) vor einem entschieden gläubigen den Vorzug gab, von denen jener ein Paar Amtsjahre vor diesem voraus hatte.

Die damals so streng beobachtete Anciennität wird gegenwärtig, wo mehrere Pfarrstellen erledigt sind — so ändern sich die Umstände — in Betreff der Candidaten aufs Neue verlassen. Wir heben hier eine besonders auffallende und merkwürdige Thatsache heraus. Ein Lutherischer

*) Wir rechnen dahin ein gefehltes Wesen, ein unberufenes Wirken für das Reich Gottes, wodurch der nächste irdische Beruf leicht leidet, u. dgl. In Hinsicht unseres evangelischen Glaubens kann uns das Urtheil der Welt gleichgültig seyn, aber nicht über unser mangelhaftes Thun.

**) Eine gründliche, populäre Schriftklärung, nach Inhalt und Ausdruck den Bedürfnissen des christlichen Volkes angemessen, ist ein sehr wünschenswerthes Buch. Sollte sich nicht der „christliche Verein für das nördliche Deutschland“ eine solche zur Aufgabe machen?

Candidat, unter dem jetzigen Consistorium förmlich, wie es heißt, zur reformirten Confession übergetreten, ohne daß man bisher die Art erfahren hat, wie er in den Schoß der „alleinsattmachenden“ Kirche aufgenommen und also anstellungsfähig geworden ist (der zweite Fall der Vermischung der Confessionen), hatte sich durch zwei glänzende Thaten vor dem Publikum bemerklich gemacht. Vor mehreren Jahren unternahm er in dem früher erwähnten Lippischen Magazin eine Reise, die in dieser reisefreudigen Zeit wohl kaum ihres Gleichen hat, eine große und lange „Reise zur Auffindung der Religion,“ und ließ später auswärts, dem „immermehr umfichgreifenden Pietismus zu steuern,“ als neuer Demofrit drei abderitische Predigten im Interesse der „Werknugsläubigen“ drucken, worin er, außer anderen biblischen Lehren, das Neutestamentliche Grundzeugniß von der Gottheit Christi mit spekulativem Tiefinn läugnet.*)

Das Faktum dieser Predigten, an sich von der äußersten Geringsfügigkeit, gewinnt eine praktische Bedeutung, sobald ein solcher Irrelehrer das Lehramt der Evangelischen Kirche in Anspruch nimmt, dessen er sich durch Predigten, wie die bezeichneten, de jure für verlustig erklärt hat und für dieses widerrechtliche Begehren bei seiner Kirchenbehörde Gehör findet. Wo das geschieht, da stößt die Behörde selbst die normative Autorität des göttlichen Wortes und des darauf gegründeten Bekenntnisses fundamentaliter um und hebt den Begriff der Kirche auf. Ein solcher Fall ist jetzt in Lippe eingetreten, indem wir den ausgezeichneten Reisenden als Pfarrer für eine der vakanten Stellen designirt sehen. Die Landeskirche fragt verwundert: Will das Consistorium durch diese Ernennung auf ein so offenkundiges und nicht widerrufenes, entschiedenes Zeugniß des Unglaubens, das ihr doch bekannt seyn mußte, sein Siegel drücken? und die rationalistische Irrelehre für eine innerhalb der Evangelischen Kirche berechnete erklären? Ist dies seine Absicht nicht; wie kann es einen Lügner der Gottheit Christi als Prediger an eine christliche Gemeinde setzen und so den Vock zum Gärtner und den Wolf zum Hirten machen? Ist es hingegen seine Absicht, wie kann es — da es sich hier nicht um einzelne, untergeordnete Lehrpunkte, sondern um den Grund des Heils handelt — einem solchen die Reversalen der Lippischen Kirche zur Unterschrift vorlegen, da diese bei dem freiwillig übernommenen Lehramt den ihm entsprechenden Glauben fordern und also im vorliegenden Falle weder mit Redlichkeit unterschrieben, noch in der Lehre befolgt werden können. Der zweite Paragraph derselben lautet: „Daß ich alle vornehmste Artikel der heiligen schriftlichen Lehre vermöge apostolischer und prophetischer Schrift, auch darauf gegründeten Augsburgerischen Confession, ohne Zuthun einiger Menschensatzung, Verfälschung oder Verkehrung meiner anbefohlenen Kirche will vortragen u. s. w.“

So hat dieser ausgezeichnete Reisende erst die Candidatur und dann durch diese Verfügung des Consistoriums das Pfarramt der „alleinsattmachenden“ Kirche aufgefunden und — jene zwei älteren, oben bezeichneten Candidaten, die für den Herrn und sein Reich in und außer ihrer Heimath schon segensvoll wirkten — wo haben wir sie zu suchen? —

Doch gewiß in Antern, in denen sie als Lehrer und Hirten ihrem Vaterlande nützlich sind. — Nein, sie sitzen noch wie vor, der eine bereits seit elf Jahren, in der — Warteschule! Die dritte Inconsequenz der Consequenz!

Vergleichen wir obige Thatfachen mit den früheren Maßnahmen der Behörde gegen das im Volk erwachte christliche und kirchliche Bewußtseyn, so scheinen die bisherigen Demonstrationen nicht bloß gegen ein separatistisches Conventikelwesen der s. g. Pietisten, das überhaupt im Lande gar nicht vorhanden ist, sondern auch gegen den wahren Fortschritt, die Verbreitung der „Predigt von Christo“ gerichtet zu seyn. Die gesammte Evangelische Kirche wenigstens ruft bei solchen Vorfällen aus: Befest das Lippische Consistorium seine Sakramen und Vikariate in meinem Interesse, oder in dem der Lichtfreunde zu Rößen? und senkt ihr gerühmtes Panier, die Religionsfreiheit, wo das freie Wort Gottes durch Bindung oder Zurückhaltung seiner rechtmäßigen Organe in seinen Wirkungen gehemmt wird. Die Toleranz des modernen Liberalismus blickt seitwärts, wenn selbst von protestantischen Consistorien ein hierarchischer Despotismus, mag er von ihren weltlichen oder geistlichen Gliedern ausgehen, gegen die Zeugen und Verkündiger der göttlichen Wahrheit geübt wird. Die Tage des Weimarischen Papstthums sind freilich vergangen, doch seine Hören und Kanäle gehen noch immer durch das evangelische Deutschland. Sie besonders in den kleineren Landeskirchen an das Licht der Öffentlichkeit zu bringen, ist die erste und nothwendigste Bedingung zur Heilung eines größeren und allgemeineren Schadens. Möge dieser Bericht eine kleine Wechsthime dazu werden!

Aus einem Schreiben an den Herausgeber.

Vergnügt haben mich die Behauptungen des Bruder Maurers im Decemberheft Ihrer Zeitung, der sich selbst tief eingeweiht gibt in die wahren Geheimnisse der Schottischen Maurerei. Ich habe die Geheimschriften der Loge, auch die als Manuscript vertheilte Geschichte des Ordens gelesen. Von jenem Unterschiede, den Ihr Correspondent angibt, habe ich nichts gefunden, besser ist die strikte Observanz, als die laxen und als das System von Royal York, das seine Entstehung erst Fesseln und Schrötern verdankt, denn auch die laxen hat nach v. Sydow's Auseinandersetzung mehr das sinnliche Vergnügen als Erziehungsmittel geltend machen wollen, wogegen die strikte Sittlichkeit in strenger Weise will, die Tendenz liegt aber da, die Hierarchie, den Dröhodismus und die Confessionschranken zu durchbrechen und ihre größte Gefahr ist, dem Johannisjünger den Wahn beizubringen, er dürfe nicht Christl Jünger werden. Die meisten Logen sind dieser Gefahr, und einem leeren Formwesen dadurch unterlegen, daß sie arm, mit Schulden belastet, viele Mitglieder wünschen müssen und darum ihre Zusammenkünfte mit den Ceremonien vieler Aufnahmen den Aufgenommenen langweilig machen. Wohl selbst ist das freilich jetzt oft übertretene Gesetz, daß ein graduirter Schottenmeister der strikten Observanz den Graduirten anderen Orients nicht besuchen soll. Was Ihr Correspondent über die politische Macht der Maurerei in Schweden sagt, ist wahr, aber von dem Ernst, der in ihr walte, war vor funfzehn Jahren, wie ich genau weiß, nichts zu spüren, es wurde nicht minder dort, als in Frankreich, mit Graden gespielt, wo es Logenverbindungen mit mehr als sechs und dreißig Graden gibt, welches Spiel nichts ist als eine Geldspeculation. Die Wahrheit des Wortes: mundus vult decipi — beweist sich auch hier.

*) Der Herr Eins. gibt eine eingehende Darlegung des Inhalts dieser Predigten, und eine Kritik derselben. Wir können uns aber nicht überwinden, der Besprechung dieses ordinären Produkts eines faden Rationalismus so vielen Raum zu gönnen. Die Thatfache, auf die es hier ankommt, daß in ihm die Gottheit Christi besritten wird, kann gewiß als eine auch von den Gegnern anerkannte betrachtet werden.

Anmerk. der Red.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 14. Februar.

N^o 13.

Zur Charakteristik der Schwedischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Man denke sich nur unsere christlichen Gemeinden, wie sie sind, auch die besseren, in fortgehender Berührung mit wohlgeordneten heidnischen und jüdischen Gemeinden, ohne daß eine wirksame Disciplin der reinigenden Liebe die christlich Gesinnten zusammenhielte, die Kinder des Abfalls aber, die nicht Buße thun wollten, von sich thäte: würden dieselben wohl irgend im Stande seyn, denen, die draußen sind, den Charakter einer christlichen Gemeinde darzustellen, ihre Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Christo zu erwecken? Würden sie nicht selbst bald genug mit heidnischem Wesen völlig verflochten seyn?

Und so bleibt uns nicht der geringste Zweifel, daß die beabsichtigte Reform der kirchlichen Disciplin in Schweden ungleich leichter ihr Ziel wird erreichen können, als die ungleich nothwendigere in der vaterländischen Kirche. Dort ist nur vornehmlich der Geist des Glaubens und der Liebe lebendig zu machen, um die beibehaltenen, mehr der Wahrheit und Liebe, als der Zeit gemäß zu bessernden Formen zum großen Segen der Kirche wirksam zu sehen.

Bei uns sollen diese vergessenen, ja mit dem erloschenen Leben des Glaubens und der Liebe förmlich aufgegebenen Formen durch diese Liebe erst wieder als nothwendig erkannt und neu erzeugt und hervorgebildet werden. Welche Belehrung, welche Mahnung könnte die Schwedische Kirche in dieser Hinsicht uns geben, wäre ihr mit den nothwendigen Formen des Lebens das Leben selbst geblieben! *)

*) Eins. behält sich für eine andere Gelegenheit die Nachweisung vor, wie auch jetzt, bei dem völligen Verfall der objektiven Formen der kirchlichen Disciplin, dieselbe dennoch von den wahren Dienern der Kirche festgehalten und vorbereitend geübt werden kann und muß. So weit die Disciplin weiter nichts ist, als die Wirksamkeit der reinigenden Liebe, muß dieselbe auch mit ihren Akten, selbst die zeitweilige Excommunication nicht ausgeschlossen, überall nach dem Maße zum Vorschein kommen, als diese Liebe selbst vorhanden ist, und sich kirchlich neu entwickelt. Die Liebe — zu dem Gefallenen, wie zu der in ihrem Gemeinschaftsrechte gekränkten Gemeinde — muß sich ja nothwendig äußern, wo sie in ihrem ordentlichen Führer lebendig ist. Wir dürfen unmöglich warten, bis die Behörde ein neues System des Disciplinarverfahrens fertig hat, um dann erst mit dessen Ausübung anzufangen. Vielmehr dürfen wir annehmen, daß die Behörde unseren Eifer, unsere Kunst der bessernden Liebe erwartet, um uns dann mit erleichternden, das Verfahren des Einzelnen sichernden Formen zu Hülfe zu kommen.

Aber indem wir also in unserer Schwachheit thun, wozu uns die Noth und die Macht der Liebe drängt, dürfen wir wohl wünschen und bitten, daß die Behörde nicht zu lange mit ihrer Hülfe warte.

Mit jenem Disciplinarakt nun war der Gottesdienst zu Ende. Alles zusammengekommen, hatte die Gemeinde mir doch den Eindruck gemacht, daß ich nicht zweifeln konnte, eine lebendige Verkündigung des Wortes werde hier auch bald eine freudige Aufnahme finden. Inzwischen nahm ich unter den anwesenden Männern nur Einen wahr, der seiner Kleidung nach den höheren Ständen der Stadt angehörte. Unter den Frauen fehlte es nicht an einer größeren Zahl. —

Nur zwei Geistliche der Umgegend lernte ich während meines Aufenthalts in Helsingborg kennen. Indes war dies genug, um meine Hoffnungen für eine bessere Zukunft in Schweden, und namentlich in Schonen zu stärken und zu beleben.

Pastor St. war einer der wenigen Freunde in Schweden, bei welchen das Gefühl brüderlicher Geistesgemeinschaft bald überwog, und eine innige Annäherung verstattete, während sonst eine gewisse Schüchternheit und Zurückhaltung oft die letztere verhinderte.

Propst A., den ich öfter sah, fand ich, als ich ihn auf seinem prächtigen Pfarrhose besuchte, eben im Begriff, mit dem Unterricht der Katechumenen zu beginnen. Es waren ihrer etwa achtzig, im Alter von funfzehn bis siebzehn Jahren, in einem Saale versammelt, auch eine ziemlich Anzahl von hörbegierigen Frauen hatte sich angeschlossen, — auch heute, an einem ungünstigen Regentage, waren sie aus näheren und fernerer Gegenden der Parochie gekommen. Der Unterricht währte, indem die Hitze zuletzt sehr drückend ward, gegen drei Stunden — die sonst gebräuchliche Dauer ist sechs Stunden, indem die Katechumenen sich etwas Speise mitnehmen, um so lange aushalten zu können. Ich gestehe, daß schon die Dauer von drei Stunden ein Uebermaß ist, welches wohl der äußeren Vollendung des Kursus, unmöglich aber der Gemüthsentwicklung förderlich seyn kann. Nur eine große Ausdehnung der Parochie, und die Unmöglichkeit, die Zöglinge oft zu versammeln, kann eine so übermäßige Ausdehnung dieser Lektionen entschuldigen.

Jedoch wußte der treffliche A. diesem Übelstande zu begegnen. Nachdem er zuerst ein Predigtverhör abgehalten, ging er zu dem eigentlichen Katechismusunterricht über. Nie sah ich eine so einfache, herzwinnende Form des Unterrichts. Wie ein zärtlicher Vater in einem traulichen Familienkreise stand er in dem Kreise der Jugend, die großen Thaten und Zeugnisse des Herrn ihrem Geiste und Herzen verkündigend und deutend. Überall wußte er passende Ruhepunkte in dem fortschreitenden Unterricht zu gewinnen, um die angeschaute Wahrheit dem Herzen näher zu bringen. Hier war dann seine Ansprache höchst sanft und einfach, und während man durchaus kein äußeres Dringen, keine Macht des erschütternden Ernstes wahrnahm,

waren ihm doch die jungen Leute mit innigster Nahrung hingegen, die wiederholt getrockneten Thränen brachen stets von neuem wieder hervor.

Überhaupt wird dem Vorbereitungsunterricht in Schweden ein großer Fleiß gewidmet, wie denn im Allgemeinen, was den äußeren Geschäftsbetrieb betrifft, eher zu viel als zu wenig geschieht, und es jedenfalls nur vor Allem einer Neubelebung des entzündeten Geistes bedürfte, um die Schwedische Kirche bald auf der Höhe der kirchlichen Gegenwart zu sehen.

Auch das Verschieben der kirchlichen Confirmation bis auf ein reiferes Lebensalter verdient alle Anerkennung. Wie die Sache bei uns steht, thäte es in den meisten Fällen noth, jener scheinbaren Confirmation späterhin noch eine zweite nachfolgen zu lassen, damit zu dem Namen doch auch die Sache hinzukomme. Wir confirmiren der Regel nach geistig unmündige Kinder. Das Gesetz stellt im Allgemeinen das vierzehnte Jahr als das befähigte Alter auf. Eine Überzahl der zu Allem aus falscher Gutmütigkeit bereitwilligen Geistlichen nimmt es auch mit dieser Gränze noch nicht genau. Ja die Superintendenten sind befugt, aus eigener Vollmacht drei Monate zu erlassen, das Consistorium dispensirt nach Umständen noch weiter herab, wenn die sogenannten „Kenntnisse“ nothdürftig ausreichen. Trägt der einzelne Geistliche Bedenken, wider besseres Wissen und Gewissen die Confirmation zu übereilen, so verwickelt er sich jährlich in endlose Unannehmlichkeiten mit den Eltern, welche die Confirmation als den Weg zu einer freieren, bürgerlichen Lebensstellung und zum Lebensgenuß für ihre Kinder betrachten.

Zeigt uns aber der Staat, wie er den Gehorsam, ja größtentheils die freudige Bereitwilligkeit der Jünglinge zu gewinnen weiß, um sie während der Dauer mehrerer Jahre zu tüchtiger Wehrhaftigkeit im Dienst des Vaterlandes heranzubilden: was hindert uns, in gleicher Weise einige wöchentliche Stunden während der Dauer eines Jahres ihres reiferen Alters in Anspruch zu nehmen, um sie auch in geistlicher und kirchlicher Hinsicht wehrhaft zu machen, und sie so als wohlbefestigte Streiter Christi und seiner Kirche zu confirmiren? Aber hier zeigt sich wie überall die gränzenlose Ohnmacht der Kirche, ihre eigenthümlichen Aufgaben mit Nachdruck zu verfolgen, und ihre unerläßlichen Ansprüche der Zudringlichkeit des Staates und der weltlichen Ansprüche gegenüber geltend zu machen. Damit die Jugend mit dem vierzehnten Jahre ungehindert der Gewerbtthätigkeit oder dem gesellschaftlichen Lebensgenuß nachgehen könne, gibt sie jene Forderung eines reiferen Alters auf. Und doch dürfte sie eben nur den Willen haben, das kirchlich Nothwendige unter allen Umständen auch als solches geltend zu machen, um alsbald zu erfahren, wie alles sich mit Leichtigkeit fügen würde, und der Mangel jenes festen Willens das einzig wesentliche Hinderniß war. *)

*) Die gesetzliche Bestimmung, daß der Schulbesuch erst mit der Confirmation sein Ende finden dürfe, wäre natürlich dahin abzuändern, daß derselbe der Regel nach bis zum vierzehnten Jahre, oder sonst so lange fortzudauern habe, bis das nothwendige Ziel des einfachen Volksunterrichts erreicht sey.

Später lernte ich A. überhaupt als einen innigen und eifrigen Jünger des Herrn kennen. So ist er sehr thätig für das Missionswesen, welches im Ganzen noch wenig Eingang in Schweden finden kann. Eben so sucht er durch häusliche Erbauungstunden lebendiges Christenthum zu erwecken, wozu er durch seine Gemüthlichkeit besonders geeignet erscheint. Mit großer Vorliebe schließt er sich an Sinn und Weise der Brüdergemeinde an, die er jedoch mehr in ihrer ursprünglichen Lebendigkeit als in ihrer späteren Ermattung kennt. Es war nicht möglich, ihm in Ansehung des letzteren wenigstens Zweifel zu erwecken, um ihn in Beurtheilung der Angriffe Schartau's und seiner Schule milder zu stimmen. Er hielt allen Widerspruch gegen die Brüdergemeinde, auch in ihren unläugbaren Schwächen, für lieblose, aus gesetzlichem Wesen stammende Verläumdung, und trat in dieser Hinsicht, wie auch im Allgemeinen, gegen die Schule Schartau's in entschiedenen Gegensatz.

Da die letztere, namentlich bei dem Mangel bedeutenderer Persönlichkeiten, in der Schwedischen Kirche noch einen größeren Einfluß erlangen dürfte, wird es passend seyn, noch Einiges über dieses Verhältniß hinzuzufügen.

Schartau, welcher früher von den Schriften der Brüdergemeinde angeregt worden, später aber zu erkennen glaubte, wie er hiedurch in peinliches Wesen verwickelt worden, und der lauterem, ernsten Klarheit des Wortes Gottes entfremdet sey, trat in der Folge wirklich in einen übertriebenen Gegensatz zu der von der Brüdergemeinde vertretenen Richtung. Während er überall auf Leben dringt, scheint er überhaupt die innigeren Äußerungen des Lebens nur mit Mißtrauen verfolgt zu haben. So war er dem Missionswesen und dem christlichen Vereinsstreben, dessen erste Regungen er noch sehen durfte, entgegen; er fürchtete, daß jede, nicht grade auf der äußeren Grundlage der Kirche sich entwickelnde Richtung auch für die Kirche eher Unsegen als Segen bringen möchte.

Aber auch mit wenigen seiner Amtsgenossen unterhielt er eine nähere Verbindung (vgl. Lindeblad a. a. O. S. 57.); bei der Wahrnehmung des allgemeinen Verfalls des kirchlichen Lebens scheint er überhaupt sich mehr in sich selbst und seinen amtlichen Kreis zurückgezogen zu haben, und so konnte in dieser Absonderung auch der treue, begabtere Diener des Herrn unmöglich von Einseitigkeiten und Härten frei bleiben.

Seine zahlreichen, wie es scheint überall dem Kern der kirchlichen Gegenwart in Schweden angehörigen Schüler scheinen dieselbe Richtung zu theilen. Der Herrnhutianismus und was sie dafür halten, erscheint ihnen als eine grundgefährliche Richtung, die sie angelegentlich bekämpfen. Dies trat in meiner früheren Unterredung mit dem trefflichen B. in Götheborg sogleich hervor. Später erst wurde mir die weitgetriebene Angstlichkeit erklärlich, womit er auch die Vereinigung der Enthaltensamkeitsfreunde betrachtete.

Wie weit indeß das harte Urtheil Propst A's. über Schartau und seine Schüler in der Wahrheit gegründet ist, wage ich doch nicht zu entscheiden. Er hält sie für mehr äußerlich orthodoxe, gesetzliche Eiferer, ohne recht inneres, evangelisches Leben.

Alle ihre Predigten seyen ungeschickte Lehrpredigten, unvermögend die Herzen in Christo zu gründen. Schmerzlich waren seine Klagen, wie er nicht minder von den Anhängern dieser Richtung verkannt, als von den Behörden gedrückt, und von der Überzahl der weltlich gesinnten Priester als Pietist verachtet und verfolgt werde, alle diese kämen in ihrem Eifer gegen ihn und das lebendige Christenthum überein. So habe er Kraft und Gesundheit unter Kummer, Sorgen und vielen Verfolgungen verzehren müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Der Separatismus in der Uckermark bis zur Auswanderung nach Nordamerika.

Die Nachricht, welche von dem ersten Auftreten des Separatistenpredigers Ehrenström und der Feier des Reformationsfestes am 31. Oktober 1841 aus Wallnow in der Uckermark durch diese Zeitschrift gegeben wurde, so wie die spätere Darstellung der Entstehung und Ausbildung des Separatismus in der Uckermark fand eine so allgemeine Theilnahme, daß es den Lesern gewiß lieb ist, hier weitere Nachricht über die Fortbildung desselben und über die bereits erwähnte Auswanderung der unter Ehrenström's Einflusse stehenden Separatisten nach Nordamerika zu erhalten. Es ist eine gewiß jeden rechtlichen Christen und Vaterlandsfreund höchst betrübende Erscheinung, eine so große Schaar braver Unterthanen, meist von Herzen frommer Leute, nach einer neuen Heimath ausziehen zu sehen, die um so merkwürdiger ist, je ruhiger und zufriedener sonst grade die Bauern hier in ihrer lieben Uckermark leben, so daß, als schon die ersten Vorbereitungen zur Auswanderung gemacht wurden, es vielen Einwohnern ganz unglaublich erschien, daß es wirklich dazu kommen könnte und man geneigt war, nur leere Drohungen darin zu erkennen. Aber das zuvor Unglaubliche ist geschehen. Einige Hundert Uckermärker mit eben so vielen Pommiern sind nach Amerika gezogen, noch viele andere sind dazu gerufen und suchen die zurückhaltenden Schwierigkeiten je eher je lieber zu beseitigen. Dies wird um so auffallender, wenn man bedenkt, daß grade die Separatisten in hiesiger Gegend noch im Jahre 1841 auf das Bestimmteste und laut erklärten, die früheren Auswanderer aus anderen Gegenden hätten in Kreuzesflucht gesucht, es sey sündlich, vor der Verfolgung zu fliehen und in einem anderen Lande bequemere Tage zu suchen. Auch hatte ja die Weisheit und Milde Sr. Majestät, unseres geliebten Landesvaters, aller Verfolgung um des Glaubens willen ein Ziel gesetzt, den separirten Lutheranern, oder Lutherischen Dissidenten, wie man auf das Schonendste sie nannte, alle mögliche Duldung und Freiheit gewährt, so daß viele der Herren damit unzufrieden sich äußerten, welche die von ihnen hochgerühmte Toleranz nur für Gottlosigkeit oder Unglauben in Anspruch nehmen. Die Intoleranz, mit der man in Schlesien die Einführung der Neuen Agenda betrieb, die doch grade dort in den theol. Annalen von Wachler vorher so heftig angegriffen wurde, die Intoleranz, mit der man den seligen Dr. Scheibel angriff und vertrieb, brachte wohl gleich zu Anfang eine separatistische Tendenz in Scheibel's und seiner Anhänger Richtung, sie verweifelten an der Besserung der bestehenden Kirche, an ihrer Wiederbelebung im alten Luthersglauben und meinten, eine neue Kirche stiften, die erweckten Seelen, die am Glauben der Evangelischen Kirche festhielten, in besondere Gemeinden sammeln zu müssen, und wer weiß nicht, daß in solches Vornehmen gleich und unvermerkt der

Stolz sich mischt, diese Hauptwurzel der Sünde, die in jedem Herzen liegt, so gern darin wuchert. Allzuleicht war es bei der herrschenden Unzufriedenheit mit dem traurigen Zustande des öffentlichen Kirchenwesens, besonders wo auch die Persönlichkeit des Pfarrers Anstoß gab, fromme Seelen zum Abfall von der Kirche, zur Absonderung zu bewegen. Bald wurde der Lossagung, der Separation von der Kirche ein besonderer Werth beigelegt und man nahm's bei der Aufnahme in die neuen Gemeinden mit dem Glauben, der in Liebe thätig ist, nicht sehr genau, nicht selten dairten Separatisten ihre Bekehrung von ihrer Lossagung von der Kirche, das Ausgehen aus ihr wurde von vielen unerleuchteten Seelen mit dem Ausgehen aus dem ungöttlichen Wesen dieser Welt verwechselt und sehr allgemein 2 Cor. 6, 14—18. darauf angewandt. Der darein sich mischende Hochmuth wurde für Glaubenskraft und Standhaftigkeit gehalten, besonders da die Welt den Austretenden allerlei Schmach anthat, Verfolgung ihnen drohte, wodurch sie doch für alle edleren Gemüther im Volke ein Gegenstand des Mitleids, ja der Bewunderung wurden. Es ist ja bekannt genug, wie die polizeilich verfolgten Prediger der separirten Lutheraner fast überall große Theilnahme und Unterstützung fanden, ihre Gefangennehmung wurde oft verhindert, wenn sie geschah, von sehr Vielen beklagt, die höheren Geistlichen als ihre Verfolger hart getadelt, ihre Predigten gern gehört, gerühmt, hatten um so größere Anziehungskraft, je heimlicher die Versammlung, meist in der Nacht, gehalten wurde. So erlangten die verfolgten Prediger Ruhm und Ansehen und hätten diese Verhältnisse länger fortgedauert, so hätte der Separatismus gewiß immer tiefer und weiter Wurzel im Volke geschlagen, immer mehr Prediger und Candidaten der Theologie für sich gewonnen. Aber die weise Milde der Regierung steuerte bald, schon unter dem hochseligen Könige, den Verfolgungen, und der Geist des Volks im Deutschen Vaterlande ist nimmer dem Sektenwesen und Parteilungen hold gewesen, sie finden in Deutschland nicht recht heimathlichen Boden. Sobald die äußere Verfolgung aufhörte und der Kampf mit dem Schwerte des Geistes nur geführt werden mußte, verlor der Separatismus einen großen Theil seiner Macht, seit 1840 waren es nur Einzelne, im Ganzen nur sehr wenige Seelen, die der Kirche abtraten, fast keine neue Gemeinde gewann der Separatismus. Aber viel gewann die Kirche von ihm, sie war aus dem Schläfe geweckt, ihre Diener, besonders in den von ihm bewegten Gegenden, mußten mehr thun, lebendiger ihr heilig Amt treiben, kämpfen für ihre Kirche; ihre Glieder, den eifrigen Separatisten gegenüber, suchten Wahrheit, klammerten sich um ihr und ihrer Kinder Seelenheil, wollten vom heiligen Glauben der Väter auch nicht weichen, die Kirche, ihre Mutter, nicht sinken lassen.

Wären die sich so nennenden Lutheraner, die alle, welche nicht zu ihnen hin sich von der bestehenden Kirche absonderten, verkehrten und verdamnten, rechte, im wahren Glauben lebende Christen allemal, so hätten sie nothwendig dem Herrn für die Erfolge ihres Kampfes für sein Wort und Sakrament danken und des neuen Lebens im Lande auch außer ihren abgesonderten Häuflein sich herzlich freuen müssen, freute sich doch St. Paulus und wollte sich freuen, wenn nur Christus verkündigt wurde, selbst dann; wenn es *οὐκ ἀγνοῶς* nur *ἀποφάνει* geschah, Phil. 1. Denn er suchte nicht seine Ehre, sondern einzig die Ehre dessen, der sein Leben war. Anders nicht meinte es Luther, dessen herrliche Erklärung wir Alle wohl gern hier wieder lesen und recht beben können mögen. „Ich bitte, man wolle meines Namens schweigen, und sich nicht Lutherisch, sondern Christen heißen. Was ist Luther? Ich weiß, die Lehre nicht mein. — So bin ich auch für Niemand gekreuzigt. St. Paulus wollte nicht leiden, daß die Christen sich sollten heißen Paulisch oder Petrisch, sondern Christen. Wie käme ich armer,

sinkender Madsack dazu, daß man die Kinder Christi sollte mit meinem heillosen Namen nennen. Aber, wenn du es dafür hältst, daß des Luther's Lehre evangelisch sey, so mußt du den Luther nicht so gar hinwerfen, du wirfst sonst seine Lehre auch mit hin, die du doch für Christi Lehre erkennst. Wenn dem Thimotheo genug gewesen wäre, daß er das Evangelium bekannte, hätte ihm Paulus (2 Tim. 1, 8.) nicht geboten, daß er sein auch nicht sich schämen sollte, nicht als der Person Pauli, sondern als der um des Evangelii willen gebunden war. Wo nun Thimotheus hätte gesagt: Ich halte es nicht mit Paulo, noch mit Petro, sondern mit Christo" (wie etwa heute die Symbolschänder, die Kirchenfeinde thun und auf Christum provociren, den sie nach ihren Gedanken sich selber machen), und wußte doch, daß Paulus und Petrus (wie Luther) Christum predigten, hätte er Christum selbst damit verläugnet. Denn Christus spricht: Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, wer euch verachtet, der verachtet mich, Matth. 10, 40." So viel wir wissen, hat der Feind Dr. Eck den Namen „Lutheraner“ zuerst als einen Schimpfnamen den Gläubigen, den recht evangelischen Christen beigelegt, den sie sich wohl gefallen lassen, aber nimmer darauf pochen können noch sollen.

Aber anders meinen es die separirten Lutheraner. Wie höchst bedenklich, ja wie betrübend ist's, daß ihre Angriffe überall am heftigsten gegen die gläubigen Theologen und eifrigen Kirchenbiener sich richteten, mit welchem Ingrimm z. B. der sogenannte Lutherische Pastor Krause in Hamburg herfuhr wider einen Strauch und Rautenberg.

Auch in der Uckermark wurden die Streitschriften, namentlich auch Krause's, unter den Separatisten eifriger verbreitet und gelesen als Erbauungsschriften, und das neue kirchliche Leben, das sich regte und von verschiedenen Kirchenbienern genährt ward, war ihnen ein Dorn im Auge, sie schwärmten sich nicht, reich gesegnete Erbauungstunden, z. B. die in der Kirche zu Brüssow gehaltenen, auf allerlei Weise zu lästern, gleich den ungläubigen Weltkindern. Man möchte Unrecht thun, wollte man diese Richtung, solche Lästerung und Verfolgung redlicher Prediger des Evangeliums allein auf Rechnung des jetzt seines Treibens wegen nach richterlichem Aussprüche Gefängnißstrafe leidenden P. Ehrenström schreiben. Es liegt im Geiste des Separatismus, das Trennende höher zu achten als das Einigende, die unterscheidenden Lehren und Ordnungen so an die Spitze zu stellen, daß der alleinseligmachende Glaube selbst, an Christum den gekreuzigten Gottmenschen, in den Hintergrund tritt, ja nichts gilt, wenn er nicht trennt, daß man das in ihm stehende gottselige Leben verachtet, wenn es sich anderswo findet, als hinter den eigenen Kirchenmauern, die man so hoch machen möchte, daß kein Separatirter darüber hinausschauen könnte. Man vgl. die Beschlüsse der s. g. General-Synode 1841 in Breslau VIII. die gemischten Ehen u. S. 94. 95. Und selbst diese Beschlüsse erschienen vielen Scheibelschen Separatisten in der Uckermark noch zu unentschieden, zu mild, sie wollten die Trennung von allen anderen Christen noch schroffer und schärfer, die Kluft noch weiter.

Der P. Ehrenström trat, wohl unmittelbar nach Abhaltung der stolz genug sich so nennenden General-Synode zu Breslau im September 1841, in der Uckermark als Pastor der Separatisten auf, mit großer Kraft und Stimme predigend, wie es im Decemberhefte 1841 der Co. R. B. beschrieben ward. Sein Auftreten machte überall großen Rumor und die Separatisten triumphierten, erhoben hoch ihre Häupter, als müßte nun ihre Sache siegen und die Kirche völlig zu Schanden werden. An Auswanderung dachte noch Niemand, viele Separatisten redeten vielmehr schon vom Baue eines eigenen Kirchengebäudes. Die bisher von den Separatisten zu ihren Versammlungen benutzten Lokale konnten die Scharen der zu Ehrenström's Predigten strömenden Zu-

hörer durchaus nicht fassen, denn er besuchte die einzelnen Orte, nach dem alten Sprichworte: Wer da will was gelten, der komme selten, kaum vierteljährlich einmal, was dann gehörig ausposaunt wurde, so daß die Separatisten aus der Ferne hinzueilten und viele andere Gemeindeglieder mitkamen. Es wurde nun der Gottesdienst fast immer in geräumigen Scheunen gehalten. Aber der Separatismus griff dennoch nicht weiter um sich, denn redliche Christen verglichen Ehrenström's Predigten mit denen anderer treu evangelischer Prediger der Kirche, prüften und nur Einzelne noch schieden anfangs aus der Kirche, bald wollte sich Niemand mehr separiren, *) und als der Reiz der Neuheit verschwand, hörte das große Aufsehen und mit ihm die Hoffnung auf, durch das Umsichgreifen des Separatismus die ganze Gegend zu beunruhigen. Aber ein ruhiges Wirken, ein stilles Bauen am Himmelreiche schien nicht Ehrenström's Wunsch und Ziel, sich der geordneten Beaufsichtigung des sich selbst so ganz unlutherisch aufwerfenden und docirenden Ober-Kirchen-Collegii zu Breslau zu unterwerfen und zu gehorchen, war ihm vielleicht bedenklich. Es ist möglich, daß noch tiefer liegende Gründe ihn dem Collegio der Seinen abgeneigt und seine Stellung ihm unheimlich machten, denn kleinliche Neckereien, denen er hie und da etwa ausgesetzt war, konnten das nicht. Aber höchst auffallend war es, daß Ehrenström, der zuvor die Breslauer Synodal-Beschlüsse, deren Mitverfasser er selbst war, hoch rühmte und als eine unüberwindliche Kirchenverfassungsurkunde beschrieb, als sie nun gedruckt waren, dieselben mit solchen bedenklichen Worten und mit wohlberechneter Aufforderung zur Prüfung seinen Gemeindevorstehern übergab, daß bei seinem Ansehen er schon gewiß seyn konnte, daß diese darin Anstoß finden, Widerspruch erheben würden. Um dieselbe Zeit war es, wo er frei und entschieden bei Gelegenheit seiner, auf einen veralteten Steckbrief hin geschenehen, aber schnell wieder aufgehobenen Verhaftung in einer kleinen Stadt, Pencun im Brandenburger, erklärte, er könne nicht im Lande bleiben, werde nach Amerika auswandern, möge mit ihm ziehen oder bleiben, wer da wolle, hier könne die Lutherische Kirche keine Statt mehr finden, jetzt sey noch Zeit zu ziehen mit seiner Habe, später möchte dazu wohl auch keine Erlaubniß zu erlangen seyn. Von ihm war also die Auswanderung und die Trennung von den Breslauer Separatisten beschloffen, und zu der Trennung waren seine Leute schon allermeist geneigt. Der Ton und Styl in den Synodalschlüssen ist ja durchweg mehr juristisch als populär und christlich, den ungebildeten Leuten unverständlich über viele Punkte, ihr Geist nicht frisch und biblisch. Es wurden besonders die milderen Äußerungen in den Beschlüssen angegriffen, daß es nämlich den Separatisten im Falle der Noth erlaube sey, ihre Kinder in bestehende Schulen zu schicken, S. 82 f., oder daß Lutheraner auch andere Pöthen, als von ihrer Confession, nehmen könnten, S. 93. Solche unbedeutende Dinge wurden in der schon allzu mächtigen Streitlust der Separatisten mit der größten Wichtigkeit behandelt und (es klingt lächerlich, aber es ist wahr) gefolgert, die Breslauer neigten sich zur untreuen Kirche hin, wären der wahren Kirche untreu u. s. w. Nur Ehrenström und Rindermann wären noch im Lande übrig als die letzten Säulen der Lutherischen Kirche, als die rechten Streiter des Herrn, und diese würden nun auch von den abtrünnigen Breslauern verfolgt. So erschien denn den getäuschten Leuten die Auswanderung ihrer letzten rechtläubigen Lehrer als nothwendig, doch Viele waren bedenklich.

(Schluß folgt.)

*) Schlossen sich vielmehr an ihre Seelsorger inniger an zu großem Verdruß der Separatisten.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 17. Februar.

N^o 14.

Zur Charakteristik der Schwedischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Begleiten wir nun den lieben Gastfreund auf seine Arbeitszimmer, so sehen wir ihn, außer einer Fülle der besten Schwedischen, Dänischen und altklassischen Werke, im Besiz der vorzüglichsten theologischen Erzeugnisse der Deutschen, Englischen Französischen und Holländischen Literatur. Wir sehen sie alle in zierlichen Schränken und schönen Einbänden aufgestellt, aber nicht zur Schau, sondern zu fleißigem Gebrauche. Erleichtert wurde unserem Freunde die Anschaffung einer so reichen Bibliothek noch durch die reiche Einnahme, deren er sich, wie die bei weitem meisten Geistlichen in Schweden, erfreut, die wirklich eine Pfarre inne haben. Die geringsten Pfarren in Schonen belaufen sich auf 1000 Thlr. (Banko zu 17 Sgr., was immer noch so viel ist als 1 Thlr. bei uns), und steigen bis über 4000 Thlr. hinauf, in anderen Provinzen zuweilen bis auf das Doppelte und darüber.

Gleichwohl hat die wohlhabende, ja reiche Stellung der Geistlichen in Schweden diese nicht vor Schuldenmachen bewahrt. In Schonen hörte ich große Klage darüber. Die große Einnahme reizt zu großen Ausgaben, zumal die weltlich Gesinnten. Die Übernahme einer Pfarre ist der Regel nach mit sehr bedeutenden Ausgaben verbunden, bis zu mehreren tausend Thalern, indem oft die Wirthschaftsgebäude, zuweilen selbst das Pfarrhaus, fast überall ein großer Viehstand, übernommen werden müssen. Diesen schuldenvollen Anfang überwinden Manche nicht leicht wieder. Hierzu kommt, daß die Wohlthätigkeit der Pfarren, namentlich in Jahren des Mangels, überaus sehr in Anspruch genommen wird, daß diese auf ihre Einkünfte sehr mannigfach besteuert sind, daß sie die Kosten ihrer Reichstags-Deputationen gemeinschaftlich zu tragen haben u. s. f.

Indeß geht die ökonomische Stellung der Geistlichen in Schweden im Allgemeinen immer weit über die bei uns übliche hinaus. Sie ist im Allgemeinen überflüssig reich, während bei uns eine Menge der Pfarren ihren Inhabern ein so dürftiges Einkommen gewährt, daß ihnen die Ausübung der Wohlthätigkeit zur Unmöglichkeit wird, daß auch die äußerste Sparsamkeit und Beschränkung die Last ihrer Sorgen nicht aufhebt, und ihre Lage, namentlich was die standesgemäße Erziehung der Kinder betrifft, eher das Mitleid der Gemeinde in Anspruch nimmt.

Nach einer kleinen Ausflucht in Dänemark setzte ich die Reise über Göteborg nach Stockholm den 29. August fort. Bei der Kanalfahrt über die großen Seen des mittleren Schwedens

war unter den Reisenden des Schiffes ein wohlgefunter Geistlicher aus Bohuslän. Seine Mittheilungen über den kirchlichen Zustand dieser Provinz standen auch mit dem sonst Vernommenen in Einklang. Die trefflichen Institute des Gemeindefkirchenraths, der Ordningsmän u. s. f. sind wenig wirksam, weil es an den rechten Leuten, am meisten gewiß an den geistlichen Führern fehlt. Die gesegnete Ausübung der Husförhör ist hier, wie im ganzen Schweden, noch in Gebrauch, und diese nehmen während Oktober und November die ganze Kraft der Geistlichen in Anspruch. Diese Einrichtung ist für die genaue Personalkennntniß der ausgebreiteten Parochien und die hierauf gegründete Buchführung über jedes Gemeindeglied, und die entsprechende Verpflichtung der Geistlichen, in den auf Erfordern auszufüllenden Kirchenscheinen hierauf zurückgehen, von größter Wichtigkeit. Auch bei dem jetzigen Zustand des Schwedischen Kirchenwesens sind die Husförhör noch von der größten Bedeutung, und unter geschickter Ausföhrung eines lebendigen Geistlichen ihr Segen gewiß unberechenbar.

Unter der übrigen Reisegesellschaft, welche besonders Angehörige aller nordischen Reiche umfaßte, waren auch mehrere Finnländer. Der eine kehrte als akademischer Lehrer zu Helsingfors eben von einer wissenschaftlichen Reise aus Frankreich und Deutschland zurück, und war von sanftem, stillen, überaus einnehmendem Wesen. Die fernere Reise brachte mich mit noch einigen Finnländern in Berührung. Die Finnische Wissenschaft und Literatur scheint nach allen Mittheilungen einen lebhaften Aufschwung zu nehmen. Das Volk umfaßt seine Sprache und Volksthümlichkeit mit großer Liebe, und sucht den Vortheil seiner freieren Verfassung in dem Russischen Reiche fleißig auszuheuten, ehe der Panславismus Alles in seinen Strudel zieht. *)

Leider scheint das innere Leben in den schönen kirchlichen Formen des Russischen Finnlands, die demselben aus der Schwedischen Zeit her verblieben sind, auf gleiche Weise erstorben zu seyn. Der praktische Unglaube des ungeistlichen Sinnes hat theils die Ohren lüffern gemacht nach den losen Lehren des Auslandes, theils die Herzen unbuldsam und die Behörden verfolgungssüchtig gegen die, welchen die überlieferte Lehre der Väter zum Leben wurde.

Einer der Herren nahm lebhaft für den Strausianismus Partei. Er war von abstrakt liberalistischen Grundsätzen beherrscht; der Gedanke an die Gültigkeit der confessionellen Sym-

*) Die Finnische Sprache besteht als Schriftsprache erst in ihren Anfängen. Die Literatur ist vorherrschend Schwedisch, auch die Vorträge werden in dieser Sprache gehalten.

bole regte ihn auf, es war ihm unmöglich, sich diese als das Produkt der erkannten Wahrheit, als die Bedingung des confessionellen Lebens zu denken, es war ihm vielmehr mit Gewissenszwang und Barbarei unzertrennlich verbunden. Dies schien der allgemeineren Stimmung der Universität und des Landes zu entsprechen. Die beiden theologischen Lehrer für Dogmatik und Moral zu Helsingfors, Axel Laurell und Sundwall, bezeichnete er selbst als „der neueren philosophischen Schule“ angehörig. Wehe denn dem armen Finnländischen Volk, wenn das erste neu erwachende Leben seiner geistlichen Führer sich ganz dem Unglauben zuwendet, wenn der Fanatismus der Irreligion an die Stelle der todten Orthodoxie tritt!

Schon fehlt es doch auch in Finnland nicht an neueren evangelischen Lebensregungen — aber auch hier werden diese mit äußerster Bitterkeit verfolgt. Die Läsare, d. h. also die lebendigen Christen, sind auch in Finnland erstanden. Es tritt eine entschiedenere Richtung im Glauben und Leben hervor, ihre Gegner nennen sie Körtäläiser, oder Kerettyläiser, d. i. Erweckte; auch Heränneet, d. i. Langschürzige. Dieser Name drückt einen Spott über ein äußeres Merkmal ihrer Tracht aus, worin sie, ähnlich wie in Schweden, zu ängstlich die Eitelkeit und weltliches Wesen zu fliehen scheinen.

Werden so die Gläubigen unter den todten Laien mit Hohn verfolgt, so bedrängen die Consistorien (das zu Ubo) die gläubigen Geistlichen, welche das Bedürfnis der erweckten Glieder ihrer Gemeinde durch Privaterbauung nähren, bis zur Absetzung. Eine später in Schonen vorgefundene Schrift, welche freilich die Spuren großer Bedrängnis und Aufregung an sich trug, sprach sich hierüber mit den bittersten Klagen aus. Auch das Aufhören der früher von Lars Stenbäck (Bruder des in Uzioki unter den nördlichsten Finnen arbeitenden Pastors) herausgegebenen evangelischen Blätter (deren Mitarbeiter auch Berg, einer der jüngeren theologischen Dozenten zu Helsingfors, war), hat, wo ich nicht irre, in der feindlichen Stellung der Behörden gegen das lebendige Christenthum seinen Grund gehabt.

In meinen Mittheilungen über Stockholm kann ich sehr kurz seyn. Ein Aufenthalt von etwa fünf Tagen konnte hier, unter seinen Zerstreuungen, wohl Raum lassen, einige anziehende Persönlichkeiten liebzugewinnen, nicht aber die Stadt in ihrer kirchlichen Eigenthümlichkeit näher kennen zu lernen.

Indeß sind die Residenzen des Nordens eben so wenig, und für den Augenblick vielleicht weniger noch, Blüthepunkte des kirchlichen Lebens, als die des Südens. Des Erfreulichen dürfte ich also auch im anderen Falle eben nicht viel zu berichten haben.

Stockholm ist mit Predigern und geistlichen Arbeitern, unter denen es jetzt auch nicht an gläubigen Männern fehlt, reichlich besetzt, ihre Zahl ist auf den vierten Theil der Bewohner vielleicht größer als die von Berlin. Aber die Energie des Laikers und weltlichen Wesens ist größer, als die ihrer Gegenkämpfer. Die Zahl der unehelichen Geburten an der Hauptgemeinde überstieg kürzlich die der ehelichen in einem Jahre. Dies ist

entfänglich in einem Lande, wo die Leidenschaft als das Ungewöhnliche, ein natürlicher Ernst, sanfte, stille Gemüthsanlage als das Gewöhnliche erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Der Separatismus in der Uckermark bis zur Auswanderung nach Nordamerika.

(Schluß.)

Im Sommer 1842 kamen indeß zu den Separatisten in Pommern Briefe aus Nordamerika von ihren früher ausgewanderten Brüdern, die ihre äußere Lage sehr vorthellhaft beschrieben, die volle kirchliche Freiheit rühmten und zur Nachfolge aufforderten. Weit und breit durch die zerstreuten Separatistenhäuflein wurden diese Briefe und die Nachrichten daraus kund gethan und machten viel Eindruck. Ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte wurden auch im Spätherbste, ja am dritten Weihnachtstage 1842 in einer lustigen Scheune gehalten, so daß es der Gesundheit nachtheilig ward, zumal da der Gottesdienst drei bis vier Stunden gewöhnlich dauerte. *) Man erklärte, das gehe so auf die Länge nicht, man brauche Kirchen, die könne man im Vaterlande nicht erlangen, also —. Doch bei dem Predigen wurde wohl polemisiert, mehr oft als erbaut, aber die Auswanderung nach Amerika wurde nur in besondern, nach dem Gottesdienste gehaltenen Versammlungen kräftig besprochen und betrieben, wobei alle Nichtseparatisten weggewiesen wurden, die auch willig gingen und nur etwa von fern zuhörten, um nicht Unannehmlichkeiten sich auszusetzen. In diesen geheimen und wohl eigentlich polizeiwidrigen Versammlungen soll denn Ehrenstreß wiederholt erklärt haben, er müsse fortziehen, wolle aber Niemanden dazu bereden, wer keinen festen Glauben habe, der solle ja zurückbleiben u., mit den Breslauern sich vereinen, das hieße Jesum verläugnen, hier sey es mit der wahren lutherischen Kirche aus, in Amerika werde sie aufblühen. Wer wolle nun gern bekennen, daß er keinen Glauben habe? Die erst großen Bedenkenlichkeiten wurden widerlegt, beseitigt und bald war die tief gewurzelte Vaterlandsliebe überwältigt, hatte doch der Separatismus alle Familienbände schon längst locker, die Obrigkeit verhaßt gemacht, besonders dadurch, daß man, wie auch in den Synodalbeschl. S. 95 u. 96. geschieht, die Verweigerung aller Abgaben und Leistungen an die bestehenden Kirchen und ihre Diener und Anstalten zur Gewissenspflicht erhob und damit heuchelte, das Volk sollte das als Sünde meiden, was dazu dienen sollte, den Riß von der bestehenden Kirche recht augenfällig, dieselbe als eine abtrünnige offenbar zu machen, rechtes Aufsehen zu erregen. Denn wenn ein Gemeindeglied, Besitzer eines Landgutes, Ab-

*) Es wird in ihren Versammlungen sehr viel gesungen, regelmäßig vier ganze Lieder vor der Predigt, dazwischen werden liturgische Gebete und Vorlesung der Psalmen gehalten. Wie sehr irren doch die, welche meinen, das Volk liebe die größte Kürze des Gottesdienstes, und weil sie selbst in ihrer Eiskälte, einem Blauderwinkel, nicht mitsingen, meinen es recht zu machen, wenn sie schier jedes Lied zerreißen und ein Paar Verse vor, einen nach der Predigt singen lassen. Nein, man gebe den köstlichen Liedern, die weit erbaulicher sind und herzerquickender als viele unserer Predigten, die gebührende Ehre, man halte wohl Maß, aber ein rechtes. Das Deutsche Volk singt gern. Die Synodalbeschlüsse S. 73. geben sehr richtig über die Dauer des Gottesdienstes Freiheit, und bestimmen nur im Allgemeinen, daß derselbe in der Regel nicht über dreißig Stunden wahren solle. So war es sonst in der Evangelischen Kirche überall und in der Neuen Agende ein großer, später auch beseitigter Fehler, die Zeitdauer von nur einer Stunde zu befehlen.

gaben und Leistungen, die er aus der katholischen Zeit her auf seinem Gute hat, die selbst ein Jude als Besitzer nicht verweigert, dem Pfarrer plötzlich verweigert und die Obrigkeit lästert, die durch Exekution sie ihm abnimmt, so liegt darin die offensiv Erklärung, daß der Pfarrer von seinem Amte abgetreten sei, die Kirche verlassen habe. Aber Recht würde selbst in diesem Falle solche Verweigerung nicht werden, sonst hätte ja die Reformation alle Einkünfte der geistlichen Stiftungen aufgehoben. Man hat bei Abfassung der Synodalbeschlüsse dies offenbar gefühlt, da man S. 95. sich höchst schwanfend ausdrückt, Reallasten, wenn's Zinsen sind, unweigerlich bezahlt wissen will, andere Leistungen von Entscheidung des Ober-Kirchen-Collegii abhängig macht. Die Verweigerung der Stolzgebühren möchte sich noch rechtfertigen lassen, und würde den Zweck der Separatisten hinreichend erfüllen, die übrigen Verweigerungen aber möchten sie doch zurücknehmen, damit nicht das Meisten im Lande noch Vielen unter ihnen verleidet würde —. Ohne dieses Hinderniß eines ruhigen Lebens im Staate wäre es wohl auch einem Ehrenfrö'm nicht gelungen, die Auswanderungslust so allgemein unter den Seinen zu verbreiten.^{*)} Sehr Wenige, nur von dringenden Umständen bewogen, hatten Muth genug, freiwillig zurückzubleiben, einige Andere, Ehegatten oder Kinder, deren Eltern oder Ehegatten, nicht Separatisten, sie zurückhielten, standen wegen Verweigerung der Pässe von dem Vorhaben ab. Der große Haufe wurde von einem neuen regen Leben ergrißen, aber es war nicht mehr ein kirchliches, es war ein Leben für Amerika, zu welchem nicht bloß die Hoffnung auf volle kirchliche Freiheit, sondern gar Viele auch die Aussicht auf größeren irdischen Wohlstand hinzog. In schwärmerischem Eifer weissagten Viele dem Vaterlande schwere Gottesgerichte, wenn sie daraus, wie Lot aus Sodom, würden entnommen seyn, bestürmten ihre Nächsten noch sich zu retten und mit ihnen zu fliehen, aber sie fanden immer weniger Anklang, je krankhafter ihr Separatismus geworden war. Abgeordnete der Schweizerischen Separatisten machten noch im Winter 1843 einen Versuch, die nun Ehrenfrö'misch gewordenen Separatisten (denn der schwache Kindeermann trat ganz in den Hintergrund) mit sich und den etwa abzuwandernden Synodalbeschlüssen zu versöhnen und so vom Auswandern abzuhalten, sie kamen zu spät, hätten früher wohl Eingang gefunden, da der eine derselben, P. Latus, vorher in gutem Ansehen stand; den Abend vor ihrer Ankunft in Wallmow, wohin viele Gemeinbedürftigen aus der Umgegend zusammengerufen waren, hatte Ehrenfrö'm in langer Versammlung sie fest gemacht. Selbst mit Verhöhnung wurden die Abgeordneten abgewiesen.^{**)} Nun wurde von den Separatisten eine ge-

meinschaftliche Kasse gebildet, aus welcher für Alle, auch die Armen, die Kosten der Auswanderung bestritten werden sollten. Ehrenfrö'm's Verhaftung und Bestrafung ist aus den Zeitungen bekannt, sie änderte nichts im Plane der Seinen, vielmehr steigerte sich die Ungebuld, mit der sie die Pässe verlangten, die Vielen wegen ihrer Verhältnisse zu Vormundschaftsgerichten verweigert blieben.

Eine fast gemein zu nennende Auswanderungslust, eine steigende Unruhe brach aus, die Separatisten waren zu Allem, selbst zu Ehescheidungen bereit, um nur Pässe zu erlangen. Am heiligen Pfingstfeste zog die erste Schaar aus der Uckermark ab, nach der Oder, wo ein Paar Schiffe sie dann durch den Finow-Kanal, Havel und Elbe nach Hamburg brachten. Folgender einzelner Vorfall gibt einen Blick in das Treiben. Ein recht tüchtiger Arbeitsmann im Dorfe Wallmow (aus welchem allein gegen 150 Seelen fortzogen) hatte früher durch schändliches Leben rechtlichen Grund zur Scheidung seinem Weibe gegeben, sie hatte es ihm verziehen, er war Separatist geworden, sie wollte das nicht und mußte viel davor leiden. Später bekehrte sie sich aufrichtig zum Herrn, ward ein lebendiges Glied der Kirche und nun bestürmt, zu den Separatisten überzutreten, aber sie blieb standhaft und bat ihren Mann dringend, doch nur einmal jetzt mit in die Kirche zu kommen, zu sehen und zu hören, wie es da anders sey. Aber der Mann erklärte, nimmer könne er in die verfluchte Kirche gehen. Er sollte keinen Paß bekommen, er sey denn von seiner Frau geschieden; er bewog sie, mit vor Gericht zu erscheinen, da die Ehe kinderlos, sollte sie nach dem traurigen Befehle *brevi manu* geschieden werden, doch muß ein Ehebündnis vorübergehen. Der Pastor aber nimmt diesen ernstlich, legt ihnen Gottes Wort vor und an's Herz, da will kein Theil die Sünde des Ehebruchs auf sich nehmen, sie stehen von dem Antrage ab, werden herzlich, liebevoller gegen einander als zuvor, und von neuem bittet der Mann sein Weib flehentlich, mit ihm nach Amerika zu ziehen, ja selbst den Pastor bittet er, doch lieber mitzuziehen, hier sey es doch aus mit der christlichen Kirche u. s. w. Alle Vorstellungen, wie die Auswanderung ein ungöttlich Unnehmen, für ihn insbesondere sündlich sey, sind vergeblich, er bleibt dabei: „ich kann nicht hier bleiben; die wahre Kirche flieht nach Amerika.“ Die Frau entsagt nach seinem Verlangen allen Ansprüchen, erklärt sich bereit, ihn, im Falle der Wiederkehr, wieder aufzunehmen, als er darauf endlich den Paß erhält, statet sie ihn mit allerlei Bedürfnissen aus,orgt auf das ihr gehörige Häuschen Geld, und gibt's ihm zur Reise mit. Die Abschiedsstunde kommt. Mit Thränen bittet der Mann: „liebes Weib, komm noch mit!“ sie eben so ihn: „ach bleib doch hier!“ Sie begleitet ihn zum Wagen, auf dem seine Sachen, schwache Weiber und Kinder weggeführt werden, die Anderen gehen zu Fuß; er zögert, dann bittet er: „Weib, nun gehe nun fort, ich kann's nicht mehr ertragen, geh“, daß ich dich nur nicht mehr sehe.“ Sie reicht ihm stillweidend die Hand. Er ergreift, drückt sie, sagt: „gute Nacht!“ und laut schluchzend läuft er zum Dorfe hinaus. —

Mit Pässen Versene, aber auch sehr Viele ohne dieselben zogen in mehreren Abtheilungen nach. Eine Abtheilung ward vom der Polizei im Havelberg angehalten und die keine Pässe hatten, wurden, überhaupt einige vierzig Seelen, in ihre Heimath zurücktransportirt, aber wohl die Hälfte derselben machte sich bald heimlich, zum Theil bei Nacht, wieder auf, und ist glücklich nach Amerika gekommen.

Von den einzelnen zurückgebliebenen Separatisten sind etliche wohl für die Kirche wieder gewonnen, andere haben schon ihre Sachen mit

*) Wenn die Breslauer in ihrer Eingabe an die hohe Regierung unter dem 15 August 1841 (s. Synodalbeschl. S. 99.) sagen: Freiwillige Zahlung von Stolzgebühren an untrite Geistliche und andere aus dem Parochialkreis folgende Verbindlichkeiten haben die Lutheraner stets als etwas Gewissenswidriges betrachtet, weil darin ein Bekenntniß der Zugehörigkeit zu einer fremden Kirche und folglich eine Verläugnung der eigenen liegt, so ist das unwar, denn in der ihnen nahe liegenden Oberlausitz z. B. müssen viele Lutheraner allerlei Leistungen an katholische Geistliche und Klöster gewähren seit langer Zeit und fanden darin nichts Gewissenswidriges. Auch in der jetzigen Zeit zahlen schon separirte Lutheraner ihre Abgaben an Kirchen und Schulen in vielen Orten, bis sie von Anderen zur Verweigerung bewogen wurden. Also nicht das eigene Gewissen, sondern das Aufsehn der Menschen hat die Verweigerung aller Leistungen hervorgerufen, wodurch die bestehenden Ordnungen besonders in kleineren Gemeinden so gestört werden, daß die Obrigkeit zu Gewaltmaßregeln gezwungen wird, die man dann bei den Separatisten für Verfolgung um des Glaubens willen ausgibt, während sie doch nur um Geldes willen geschehen. Gewiß ein verdächtiges Märtyrertum! Sollte nicht hier St. Petri Wort gelten? 1 Petri 4, 14—16. Im Geldgeben oder Fehlen thun liegt kein Glaubensbekenntniß.

**) Eben so wie früher die von den Breslauer ausgesprochene Absetzung Eh-

renfrö'm's und Kindermann's, und ihre Beurlaubung als Lehrer und Rottenmacher; sie erhöhte nur die Erbitterung.

hingefandt und haben nur den heißen Wunsch, bald in ihr gelobtes Land nachzuziehen. Diese Auswanderungslustigen halten sich möglichst streng geschieden, verabscheuen meistens jede Annäherung an die Breslauer, erbauen sich wohl dürftig genug in ihren gewöhnlichen Zusammentreffen, zweimal des Sonntags und einmal in der Woche Abends. Einen Geistlichen, der sie bedienen könnte, haben sie nicht mehr. Mit ihrem Wesen ist's aus, es war nicht mehr von Gott, darum konnte es nicht bestehen. Der Separatismus wird in der Uckermark nicht wieder aufleben, je mehr die Diener der Kirche ihre Pflicht thun und Gottes Wort lauter und rein verkünden.

Die Ausgewanderten haben sich an den Mississippi, meistens nach Buffalo gewandt, und in dortiger Gegend schon angekauft, wo der Pastor Grabow in Buffalo, früher in Erfurt, dann aus der Gefangenschaft entflohen, sich ihrer angenommen, sie berathen hat, wo auch Viele von ihren Glaubensgenossen Hilfe bekommen. Verschiedene Briefe sind bereits von dort her gekommen, die Lust zum Auswandern machen, so daß wohl noch einige Ehegatten und erwachsene Kinder, die nicht Separatisten sind, den Thüren nachziehen werden und, merkwürdig genug, ein reger Verkehr zwischen der Uckermark und Nordamerika bleiben wird.

Welcher Christ, welcher Vaterlandsfreund könnte anders als mit einer gewissen Wehmuth unseren Auswanderern nach Amerika nachblicken! Doch bietet die Sache der Betrachtung auch eine erfreuliche Seite dar. Tief in das Herz von Nordamerika ist eine ernste Christenchaar verpflanzt, die dort, in voller Freiheit sich erbauend, gar leicht von der traurigen Separatistenkrankheit geheilt und durch treue Zeugen Christi, die er ihnen schenke, geführt und gebessert, bald zu einer Stadt werden wird, die auf dem Berge liegt und ihr Licht, Matth. 5, 15., leuchten läßt in dem finsternen Lande. Arbeitsame und die Weltlust hassende Leute, werden die Ausgewanderten mit ihrem eifrigen kirchlichen Sinne, wenn er bewahrt, geheiligt und in die Schranken der Liebe gebracht wird, bald Achtung und Einfluß auf ihre Umgebung gewinnen. Der Herr sey mit ihnen und segne sie! Ihre Brüder aber, die im Lande blieben und nähren sich redlich, sind aus dem kirchlichen Schlafe geweckt und eifriger geworden zu halten am Glauben der Väter, daß sie sich nicht durch falsche Lehre und lose Verführung der theuersten Kleinode unserer Evangelischen Kirche berauben lassen.

Der traurige Ausgang des Separatismus unter Ehrenström sollte wohl den Männern, welche zu dem Breslauer Ober-Kirchen-Collegio sich halten, gar ernstes Bedenken machen an ihrem ganzen Vornehmen, sie haben viele wackere Glieder ihrer Gemeinschaft verloren, was schließt sie vor weiteren Zerwürfnissen und Trennungen in ihrer eigenen Mitte? Die stolze Absonderung, die feindselige Verwerfung alles christlichen Lebens außer ihrem engen Kreise gewiß nicht. Sie sollen die heilige Liebe bewahren, die Kirche bauen, nicht zerreißen helfen. Gar bedenklich ist es besonders, wie Ehrenström, trotz seiner großen Predigergaben, in der Uckermark wenigstens nirgends, todte Seelen erweckt, welttrunkene Leute zur Bekehrung gebracht, seinen Ungläubigen zu seinem Erlöser hingeführt hat. Nur Separatisten hielten sich zu ihm, hörten ihn gern und andere schon aus dem geistlichen Schlafe erwachte Seelen gewann er wenige. Weltkinder hörten ihn wohl einmal aus Neugier, blieben aber danach, wie sie gewesen waren. Sollte dies bei anderen separatistischen Predigern, die immer nur auf Trennung treiben, die Unterscheidungslehren überall an die Spitze stellen, viel anders seyn? In Berlin ist doch für eifrige Diener Christi ein weites Arbeitsfeld und für den Separatismus ein fruchtbarer Boden, da der Kirchen und der Seelsorger so wenige sind für die übergroßen Gemeinden, da alle redliche Prediger dort selbst über den Mangel alles Gemeindelebens, über die Schwierigkeit der Seels-

forge klagen. Dort müßte die separatirte Lutherische Gemeinde wie ein guter Sauerteig wirken, die Hirten zu ihren Heerden, die Heerden, die so zerstreuten, zu ihren Hirten treiben, da könnten viele Seelen durch die Macht der reinen Lehre und des rechten Christenlebens für's Himmelreich gewonnen werden. Aber geschieht es? — Fast unbeachtet steht die Gemeinde in ihrer Abgeschlossenheit da und redliche Christen haben fast Furcht vor dem finsternen Separatismus. Sollte man da nicht aufmerken, nicht an den Früchten den Baum erkennen?

Der betrübende Ausgang, das unverkennbare Verderben des Schelbischen Separatismus muß endlich jedem wahren Freunde der Evangelischen Kirche die heilsame Lehre geben, daß in dem Trennen, in dem Absondern nicht das Rechte liegt, sondern große Seelengefahr mindestens. Der Herr wird dadurch seine treuen Knechte, die als solche wacker kämpfen gegen die falsche Union, wie sie die Welt, die Feinde des Kreuzes Christi meinen, die in seinem Namen ihre Knie zu beugen sich schämen, bewahren, daß sie nimmer eine zweite Lutherisch-Separatistische Ablagerung bilden wollen, sondern halten an dem Bekenntnisse der Kirche, wachen und stehen im Glauben. Ihr Kampf wird gerichtet bleiben gegen falschen Separatismus, gegen sleblose Engherzigkeit eben sowohl, wie allermeist und schärfer gegen den hochmüthigen Unglauben, freche Weltweisheit, modernes, leeres Namenchristenthum, wie auch gegen liberales Kirchenthum, was mit constitutionellen Formen und Ideen todte Gemeinden zu einem ganz anderen Leben bringen möchte, als das in Christo Jesu ist. Psil. 3, 17—21. Der Feinde sind viel, der Kampf heiß, gar gern möchte der Feind die Reihen der heiligen Streiter zerstreuen, zertheilen wenigstens, es soll ihm nicht gelingen, sie werden desto fester zusammenhalten, die Hände einschlagen auf den Bund um's Kreuz, und eben darum können und wollen sie nicht verlassen die mit Märtyrerverblut geweihten Fahnen der Evangelischen Kirche, zu denen die Schmalkaldischen Artikel und Luther's Katechismen *) unsirrebar gehören, obwohl die Augsburgische Confession allen voransteht. Aber auch der heiligste Kampf führt unlängbar die Gefahr mit sich, daß man drüber das stille Bauen am eigenen Hause, das Bestellen des anbefohlenen Ackers vernachlässigen könnte. Der Blick auf die Entartung der Separatisten, auf ihr Zurückweichen von der Gottseligkeit, auf ihr Zurückbleiben in der Ausbreitung des Reiches Gottes, diene allen wackeren Streitern und Freunden der Kirche zur Warnung und Ermunterung, recht treu im Kleinen zu seyn, den verlorenen Seelen betend und zeugend in Liebe nachzugehen, die Bundbrüchigen, welche ihren Taufbund und somit die Kirche verlassen und sich der Welt ergeben haben, zurückzurufen durch Predigt der Buße und des Glaubens in der Kirche und hin und her in den Häusern. Das Streiten und Eifern um die rechte Kirche in Wort und Schrift ist wohl gut und thut auch Noth, aber es glänzt nach Außen, macht bekannt und darum, wie leicht kann es blenden und verblenden! Das stille Wirken, die unermüdete Treue nur wird gekrönt. Seelen gewinnen, einzelne und Schaaren, das liebe Volk aus dem geistlichen Tode wecken, vor ihm bewahren, das wird unsere Kirche neu beleben und stark machen.

*) Ein Recensent in Thol. Litt. Anzeiger 1843 S. 416. tadelt in merkwürdiger Weise den Lutherischen Katechismus, überall sehr apodiktisch redend: „im Lutherischen Katechismus fehlt der Aufbau des christlichen Lebens aus Dankbarkeit und Gehorsam“ — wirklich? — Ruft und weckt wohl irgend ein Lehrer herzlicher zum Danke, als eben Luther am Schluß des ersten Artikels und höher noch zu des inneren Lebens Seligsung am Ende des zweiten Artikels des Glaubens? Und soll nicht die Hausafel am Schluß des Ganzen jeden Lehrer treiben, das neue Leben im Glauben mit kräftigen Zügen darzustellen?

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 21. Februar.

N^o 15.

Der Duisburger Katechismus über die Unterscheidungslehren der Evangelischen und Römisch-Katholischen Kirche.

Man sollte sagen, es sey nicht möglich, daß ein Büchlein über die Unterscheidungslehren zweier Confectionen, deren Bekennnißquellen Jedem offen stehen, solch' ein Aufsehen erregen könnte, wie es der oben bezeichnete Katechismus gethan. Man hat es ihm nicht bloß katholischer, sondern hie und da sogar evangelischer Seits als eine Art Verbrechen angerechnet, daß er's gewagt habe, die Unterscheidungslehren beider Kirchen darzustellen, wodurch ja nur Haß und Zwietracht, ja sogar, wie ein erbitterter katholischer Notar schreibt, Blut und Jammer hervorgerufen werde! Merkwürdige Erscheinung! Der Katechismus thut nichts weiter, er sagt: das ist katholische, das evangelische Lehre —, da heißt's von allen Seiten: das darf man nicht sagen! Selbst mattherzige, indifferente Evangelische stimmen ein, verkriechen sich fast vor lauter Feigheit, verhüllen ihr Angesicht vor dem Katechismus und erklären es für Intoleranz, die Unterscheidungslehren darzustellen! Und wodurch sucht man dieses Urtheil zu stützen? — Der Katechismus hat allerdings hie und da, wir möchten sagen, einige Warzen mit auf die Welt gebracht; diese werden zu Höckern, zu ungethümen Auswüchsen, zu lebensgefährlichen Blutschwammgewächsen gestempelt —; es wird ihm das Todesurtheil gesprochen! Das ist in der That eine merkwürdige Erscheinung der Zeit. —

Doch es wird die Leser der Ev. K. Z. vielleicht interessieren, etwas Näheres über die Veranlassung zur Herausgabe des fraglichen Büchleins zu vernehmen. — Aus sicherer Quelle können wir darüber Folgendes mittheilen.

Die sämtlichen Mitglieder der am 9. November 1842 zu Dinslaken versammelten Kreis-Synode Duisburg erkannten es namentlich in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen für wünschenswerth, daß der in §. 74. der Provinzial-Synodalverhandlungen des Jahres 1841 enthaltene Vorschlag, die Herausgabe einer kurzen Reformationsgeschichte betreffend, ausgeführt werde. Von einem Mitgliede der Synode wurde dann aber auch folgender Antrag gestellt: „Die Unwissenheit unseres evangelischen Volkes im Allgemeinen sowohl, als der Jugend insbesondere in denjenigen Dogmen, die uns von der Römisch-Katholischen Kirche unterscheiden, ist so groß, daß es theils zur Belehrung, theils zur Kräftigung des evangelischen Bewußtseyns sehr wünschenswerth seyn möchte, wenn ein kurzer Katechismus vorhanden wäre, in welchem ohne alle Bitterkeit, ruhig und klar diese Unterscheidungslehren aufgeführt und die evangelische Bibelgläubigkeit im Gegensatz zu den Menschenansichten der Römischen Kirche dar-

gethan wäre. Ich möchte deshalb wünschen, daß unsere Synode nicht nur bei der Provinzial-Synode die Einführung eines solchen kurzen Lehrbuchs als Anhang zum Confirmandenunterrichte beantragte, sondern daß auch eine Commission ernannt würde, welche sich mit der Abfassung eines solchen beschäftigte.“ Dieser mit warmer Begeisterung vorgetragene und weiter ausgeführte, hernach aber in vorstehenden Worten schriftlich dem Synodal-Moderamen eingereichte Antrag fand auf der Synode allgemeinen Anklang, weshalb sie es für zweckmäßig erkannte, denselben zu genehmigen, und drei anwesende Geistliche erwählte, welche ersucht wurden, eine kurze Reformationsgeschichte und einen Katechismus über die Unterscheidungslehren abzufassen und beide Arbeiten der nächsten Synodalversammlung zur Begutachtung vorzulegen. Die Synode wurde zu dieser Beschlußnahme auch dadurch veranlaßt, daß von mehreren Synodalen schmerzlich darüber Klage geführt wurde, wie nicht selten von Seiten katholischer Geistlichen allerlei unerlaubte Mittel angewandt würden, um in gemischten Ehen die Ehegatten zu bewegen, alle Kinder der Katholischen Kirche zuzuführen, wodurch die Rechte der Evangelischen Kirche tief verletzt würden. Darum hielt die Synode es für ihre heilige Pflicht, ein erlaubtes Mittel anzuwenden, um die Rechte der Evangelischen Kirche zu schützen, nämlich die Glieder unserer Kirche durch einen Katechismus auf den Unterschied zwischen den Lehren beider Kirchen hinzuweisen, die Schriftmäßigkeit der evangelischen Lehre darzuthun und dadurch die evangelischen Glaubensgenossen nicht bloß auf die ihnen durch die Reformation zu Theil gewordenen Wohlthaten aufmerksam zu machen, sondern sie auch zu ermuntern, ihrer Kirche treu zu bleiben.

Die Mitglieder der ernannten Commission hielten es für zweckmäßig, zuerst den Katechismus über die Unterscheidungslehren zu entwerfen und denselben der Synode zur Beurtheilung vorzulegen. Der von ihnen ausgearbeitete Katechismus wurde auf der im Jahre 1843 gehaltenen Kreis-Synode wörtlich vorgelesen und dem Zwecke entsprechend gefunden, jedoch wurden einzelne Ausdrücke von der Synode geändert. Nachdem dies geschehen, ertheilte dieselbe einhellig der Commission den Auftrag, bei der Censurbehörde die Erlaubniß zum Abdruck des Katechismus nachzusuchen, um dieses Lehrbuch der nächsten Provinzial-Synodalversammlung und dem Königl. Consistorio in Coblenz mit dem Ersuchen vorlegen zu können, die Einführung und den Gebrauch desselben beim Religionsunterrichte zu gestatten. Die Verfasser des Katechismus und sämtliche Mitglieder der Synode sind sich dessen vor Gott bewußt, daß sie bei der Herausgabe des Katechismus den Zweck gehabt haben, die Unterscheidungslehren nach den symbolischen Büchern beider Kirchen richtig und der Wahrheit gemäß darzustellen. Sollten sich in die Dar-

stellung der katholischen Unterscheidungslehren einige Ungenauigkeiten eingeschlichen haben, so kann es nur erwünscht seyn, wenn dies der Synode in den Gegenschriften, welche der Katechismus veranlaßt, klar dargethan wird, da dieselbe weit entfernt ist, ihr Büchlein für ein durchaus vollkommenes, keiner Verbesserung bedürftiges Werk zu erklären, vielmehr mit Freuden jede Gelegenheit ergreifen wird, die etwaigen Mängel desselben zu beseitigen. Die Synode hat es wohl bedacht, daß der Katechismus Gegenschriften veranlassen würde, sie hat sich auch die Folgen eines dadurch entstehenden Kampfes wohl vorgehalten; nach menschlicher Ansicht war es aber nicht vorauszu sehen, daß der Katechismus eine so schnelle und weite Verbreitung finden und ein so großes Aufsehen erregen würde, zumal in jüngster Zeit mehrere, auch populäre Schriften über denselben Gegenstand erschienen sind, welche man ganz unangefochten gelassen hat. Die ganze aus 5000 Exemplaren bestehende Auflage wurde in Zeit von vier Wochen gänzlich vergriffen. Namentlich fand das Büchlein in Cöln, Düsseldorf, Crefeld und Duisburg eine weite Verbreitung. Die Cöln'sche Geistlichkeit erklärte in einem Zeitungsartikel, es sey auch keine einzige Lehre der Römisch-Katholischen Kirche in dem Katechismus richtig dargestellt, eine Behauptung, die ihre gerechte Würdigung in dem Februarhefte der Bonner Monatschrift durch Dr. Nitzsch gefunden hat. Auch in Düsseldorf und Crefeld erschienen Gegenschriften, welche von Machtsprüchen, ohne allen Beweis aus Gottes Wort, voll sind. Die von einem Kaplan Voes in Duisburg herausgegebenen Abendunterhaltungen zwischen einem Katholiken und Protestanten sind insofern naiv zu nennen, als der antwortende Protestant unaufhörlich in Verlegenheit geräth und durch die Einwürfe des Katholiken sich fort und fort geschlagen erklärt, was freilich mit der unbeschreiblichen Stupidität des Protestanten in einem absolut notwendigen Causalnexus steht. Schon ist gegen diese Abendunterhaltungen von einem protestantischen Nicht-Geistlichen ein treffliches Schriftchen erschienen, betitelt: „Licht und Recht in die Abendunterhaltungen des Herrn Kaplan Voes.“ Auch gegen die Düsseldorfer und Crefelder Gegenschriften werden in Kurzem, wie wir aus sicherer Quelle wissen, Widerlegungen erscheinen, welche bei der Beschaffenheit jener Werklein nicht schwer fallen können.

Der Zweck der Synode bei der Herausgabe des Katechismus: Belehrung über die Unterscheidungslehren und Stärkung des evangelischen Bewußtseyns, ist in der That schon bei einer nicht geringen Anzahl unserer Glaubensgenossen erreicht, wofür die Synode Gott zu preisen hat. Um so schmerzlicher und unerwarteter war es ihr deshalb, als der zweiten Auflage des Büchleins das Imprimatur versagt wurde, weshalb sie sich genöthigt sah, an das Königl. Ober-Censurgericht Recurs zu nehmen. Zugleich verlautete, daß man der Synode die Berechtigung, einen Katechismus herauszugeben, absprach. Allein, wenn diese Berechtigung auch in den Bestimmungen, welche §. 37. der Kirchenordnung für Rheinland und Westphalen vom 5. März 1835 enthält, nicht wörtlich ausgesprochen ist, so ist doch nach §. 37 a. der Synode gestattet, Anträge über alle kirchlichen Angelegenhei-

ten zu berathen, über welche die Beschlußnahme nach §. 44. der Kirchenordnung der Provinzial-Synode zusieht. Somit glaubte die Synode auch hinsichtlich des vorliegenden Antrags zu einer Beschlußnahme befugt zu seyn, die dann später der Provinzial-Synode zur Genehmigung vorgelegt werden sollte. Der Synode konnte dies um so weniger zweifelhaft seyn, da dem Königl. Provinzial-Consistorio in Coblenz das Synodalprotokoll vom Jahre 1843, welches den Beschluß der Synode, den Druck des fraglichen Katechismus betreffend, enthält, in Abschrift mitgetheilt worden ist, das Consistorium aber die Synode nicht darauf aufmerksam gemacht hat, daß sie kein Recht habe, einen solchen Katechismus drucken zu lassen. Was aber die Veröffentlichung des Katechismus durch den Abdruck betrifft, bevor die Provinzial-Synode und das Hochwürdige Consistorium den Gebrauch desselben beim Religionsunterrichte genehmigt hatte, so ist es bisher in der Rheinprovinz Observanz gewesen, daß nach erfolgtem Imprimatur der Censurbehörden, Katechismen gedruckt werden durften, bevor die Genehmigung zur Einführung derselben ertheilt worden war. Sollte nun die Synode unwissentlich und absichtslos ihre Befugnisse überschritten haben, so liegt jedenfalls in dieser Observanz für das Versehen derselben eine Entschuldigung. Zudem ist die Synode, wenn ihre Berechtigung zur Herausgabe des Katechismus zweifelhaft erscheinen möchte, bereit, nicht ferner als solche, sondern durch diejenigen Geistlichen den Katechismus herauszugeben, welche von ihr zur Abfassung desselben ernannt wurden. Die Verweigerung des Imprimatur für die zweite Auflage des Katechismus würde aber um so schmerzlicher empfunden werden, als die Synodal-Commission einestheils bei der Redaktion derselben eifrig befaßt war, der zweiten Auflage eine solche Fassung zu geben, daß sie jeder redliche Katholik in allen Theilen als gerecht, wahr und milde anerkennen müsse, anderentheils es ihr höchst unangenehm seyn müßte, wenn es ihr versagt werden sollte, einige Ungenauigkeiten, welche sich in die erste Auflage eingeschlichen haben, verbessern zu dürfen, zumal auch in dieser zweiten Auflage das Übereinstimmende beider Confessionen stark hervorgehoben ist und der Römischen Kirche die Bruderhand gereicht wird, so weit dies auf dem Boden der Wahrheit geschehen darf. Vertrauensvoll ist das Auge der Synode auf das Königl. Ober-Censurgericht hingewandt, dessen Entscheidung ihr nicht zweifelhaft seyn kann. Zudem ist es eine offenkundige Thatsache, daß die Übergriffe von Seiten der Römisch-Katholischen Geistlichen in die Rechte der Evangelischen Kirche namentlich in den letzten Jahren so zahlreich und heftig waren, daß es gewiß unserer Kirche nicht versagt werden wird, auf dem Wege der Belehrung aus Gottes Wort, ihre Glieder dagegen zu schützen und zu waffnen. Die ertheilte Druckerlaubnis von Seiten dieser hohen Behörde wird dann auch die Beschlagnahme des Katechismus annulliren, welche von Seiten der Königl. Ober-Präsidatur unserer Provinz verordnet wurde, eine Maßregel, welche die evangelischen Glaubensgenossen um so tiefer betrübte, als die Geistlichen der Römischen Kirche leider so oft ungestraft das friedliche Verhältniß der beiden Confessionen zu stören suchen.

Die Sache des kleinen Duisburger Katechismus ist eine

Sache des Herrn. Hat sie einen Kampf hervorgerufen, so ist der besser als das Geschrei: Friede, Friede, wo kein Friede ist. Nicht durch Verschweigung und absichtliche Verdeckung der Unterscheidungslehren beider Kirchen wird ihnen Heil und Segen geschafft, sondern nur dadurch, daß sie klar und fest erkennen lernen, welches die untrügliche Lehre des göttlichen Wortes sey. Darin die Bekenner der Evangelischen Kirche zu einem festen Standpunkte zu leiten, ist und bleibt die heilige Pflicht aller Synoden, aller Geistlichen, ja aller derer, welche ihrer Kirche, der theuren Evangelischen Kirche mit ihrem ganzen Herzen anhangen.

Zur Charakteristik der Schwedischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Was indeß eine im Glauben kräftig entschiedene Persönlichkeit auch unter solchen Umständen zu wirken vermag, hat die Anwesenheit des Methodistenpredigers Scott in Stockholm vor einiger Zeit bewiesen. Von seinen Predigten ging eine weit hin sich verbreitende Bewegung aus, die für das Land hätte von großem Segen werden können. Aber seine Unvorsichtigkeit setzte seiner Wirksamkeit ein schnelles Ziel. Eine grelle Schilderung des Verfalls der kirchlichen Zustände Schwedens, welche von ihm in einer Amerikanischen Zeitung erschien, hatte zur Folge, daß ihm die Stadt das Gastrecht kündigte, dessen er sonst noch genießen möchte.

Vielleicht seit dieser Zeit werden in Stockholm von dem edlen und trefflichen Pastor Rothlieb bei der Deutschen Gemeinde, und eben so von einigen Anderen, besondere Bibelstunden gehalten, die jedoch bisher noch nicht den erwünschten Eingang gefunden haben. *)

Im übrigen wird das Äußere der kirchlichen Ordnung in Stockholm noch immer in einer Weise festgehalten, die für die vaterländischen Verhältnisse wahrhaft beschämend ist. Die Patrimonialverhältnisse sind streng geordnet — eine Nothwendigkeit bei der bürgerlichen Gültigkeit der vielfachen kirchlichen Zeugnisse, die auch hier unerläßlich sind, und die Pfarrer täglich gewisse Stunden zu Hause halten und anhaltend beschäftigen. So haben die Diener der Kirche auch hier noch immer eine große, geordnete Macht, wodurch sie mit den Gliedern ihrer Gemeinde in einem steten Zusammenhange bleiben, ja diese, z. B. in Hinsicht der kirchlichen Stellung der Ehefachen, in immer heilsamer gesetzlicher Abhängigkeit finden. Es darf nur der Geist des Glaubens und der Liebe im geistlichen Stande wieder lebendig erwachen, und dieser findet alle organischen Bedingungen vor, um die Ströme des Lebens von oben nach allen Seiten hinzuleiten und wirksam zu machen.

Einige der belehrendsten und schönsten Stunden der Reise

verlebte ich in Gemeinschaft mehrerer anderer Geistlichen bei Thomander, theologischen Professor zu Lund. Es ist, wie der Freund Wieselgren, eine in Schweden weit hervorragende Persönlichkeit. Diesem an Lebendigkeit, Kraft und Frische der Natur, wie an Innigkeit der evangelischen Begründung gleich, dürfte er von demselben nur an seltener Fülle der Originalität und der Geistesgaben überragt werden. Gleichwohl läßt, wenn nicht der Reiz der Standesgenossen, so die Unachtsamkeit der Behörden, diesen seine Kraft in seiner entlegenen Landgemeinde verzehren. Ja auch Thomander, welcher dem Anschein nach der bedeutendste und einflussreichste Führer der Jugend unter den theologischen Professoren in Schweden seyn würde, ist seinem Beruf auf unglaubliche Weise nun schon seit drei Jahren völlig entzogen. Als Mitglied des Reichstags und des Ausschusses für die Reform der Gesetzgebung wird er in Stockholm zurückgehalten. Als tüchtiger Arbeiter ist er denn mit Arbeiten so überladen, daß er, noch in der Mitte des Lebensalters, des Augenlichtes fast beraubt ist. Er ist, außer bei dem Ausschusse für die kirchliche Reform, besonders bei dem für das Finanzwesen beschäftigt. *)

Unter diesen Umständen mußte ich die besonders in Schweden ganz ungewöhnliche Munterkeit und Geistesfrische bewundern, mit welcher der treffliche Mann am Abend nach einem mühevollen Tage erschien. Ein starkes Unwohlseyn hatte ihn mehrere Tage vorher an das Bett gefesselt. Heute aber hatte er dem kirchlichen Ausschusse den von ihm bearbeiteten Entwurf der neuen Disciplinarordnung vorgelegt. Indes nichts verrieth irgend eine Erschöpfung der vollen Jugendkraft. Auch über die von ihm schmerzlich empfundenen, tiefen Mißverhältnisse der Kirche seines Vaterlandes erhob er sich im Glauben; inmitten so großer Arbeit und Sorge ging er frohlockend seinen Weg, und war getrost und fröhlich wie ein Kind. Mir schien es, die Zahl der Männer wie er dürfte nicht groß seyn, welche das gesunkene Schiff der Schwedischen Kirche mit vereinter Kraft wieder in Bewegung setzen könnten.

Was die in Folge eines Reichstagsbeschlusses beabsichtigte kirchliche Reform betrifft, so ist der Plan, die kirchliche Ordnung und Gesetzgebung in ihrem alten Ernste zu erhalten, sie aber dennoch wesentlich zu modificiren. Die Folge wird lehren, ob es noch in Schweden möglich ist, das Letztere durchzuführen, ohne in Hinsicht des Ersteren zu viel aufopfern zu müssen. Je länger die nothwendige Reform hinausgeschoben würde, je weniger dürfte sie gewiß den Charakter der wirklichen Fortbildung behaupten können, und zuletzt Gefahr laufen, den Gutes und Böses zugleich umkehrenden Stürmen des Zeitgeistes ganz zu unterliegen. Der Entwurf der neuen Disciplinarordnung war

*) Auf ähnliche Weise hat, wie ich aus dem Munde eines Fremden aus Christiania vernahm, ein dort zugelassener, lebendig auftretender Katholik bald seine Versammlung mit Protestanten erfüllt, und demnächst die Prediger der letzteren in regere Thätigkeit versetzt.

*) Ein Mitglied des Consistorii zu Stockholm, welches in der folgenden Woche auf einige Tage zu dem Concil nach Upsala reiste, wo es amtlich zu fungiren hatte, verfiel dem Vernehmen nach gleichwohl in eine Geldstrafe, weil inzwischen in Stockholm ein Feuer ausbrach — während dessen der Herr Consistorialrath gesetzlich als Hüter der Bank auf dieser hätte erscheinen müssen!

überaus einfach, die darin festgestellte, methodische Stufenfolge der Disciplinarakte ist durch die Schrift und Natur der Sache gleich sehr geboten.

Doch konnte man sich in diesem Kreise nicht der eiteln Hoffnung hingeben, daß durch eine äußere Reform einiger Theile der Kirchenordnung der Kirche wesentlich zu helfen sey, wenn derselben nicht eine Erneuerung des erstorbenen Lebens, vor Allem der geistlichen Standesgenossen, entspreche. Nur die Verwickelung der letzteren in weltliches Wesen wurde als ein wesentliches Hinderniß erkannt. „Die Seelsorge und die einflußreichsten Geschäfte des geistlichen Amtes beruhen auf den Hülfspredigern, die eigentlichen Pfarret (Kyrkoherdar) dürfe man „Patrone“ heißen, ihr Geschäft, und noch mehr ihre Beschäftigung sey zumeist nur weltlicher Art. So seyen sie die besten Finanziers und Geschäftsmänner, oft zu Allem tüchtiger, als zur Führung des geistlichen Amts.“

Noch habe ich hier, an dem Sitz des Central-Direktorii der Enthaltensvereine des Königreichs, des Standes dieser Sache in Schweden zu gedenken. Sie erfreut sich im Allgemeinen eines guten Fortgangs, wie es sich auf einer so trefflichen Grundlage, und von der vereinigten Kraft der einflußreichsten und geachtetsten Männer, welche an die Spitze des Unternehmens getreten sind, nicht anders erwarten läßt. (Vgl. S. 87 und 102. der Ev. R. Z. v. J.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Hausbesuche der Geistlichen.

Ein Pastor, der aus eigener Erfahrung mit Demuth weiß, wie leicht man heilsame Vorschläge vergißt und wie schwer es ist, auch einen von Herzen gebilligten Plan zur Ausführung zu bringen, darf schon es wagen seine Amtsbrüder zu erinnern an den Antrag, der in dem letzten Hefte der Ev. R. Z. von 1842 gemacht wurde, in den Gemeinden geistliche Hausvisitationen, wollen lieber sagen, Hausbesuche zu halten, deren Einrichtung dabei recht zweckmäßig angegeben war. Es wird Niemand den Verf. jenes Aufsatzes so mißverstanden haben, als hätte er gemeint, es müßten die Hausbesuche grade durchweg in der angegebenen Weise abgehalten werden, da ja Verhältnisse und Subjektivität des Pastors überall anders die Sache gestalten und die beste Form, wenn sie nicht drücken oder beengen, wohl gar abhalten soll, vielfach abgeändert werden muß. Nicht auf die Form oder Einrichtung, aber wohl auf die Sache kommt es an, und die hier beantragte ist eine köstliche. Wer denkt nicht mit Entzücken, ja mit einem gewissen Sehnen an die Besuche des Herrn im Hause des Lazarus zu Bethanien, wer hätte nicht gern mit dort geseßen zu Jesu Füßen. Offenbar kam den Einzelnen die Herrlichkeit Jesu näher, strahlte tiefer in ihre Herzen im Hause, als bei einer Predigt vor Tausenden auf dem Felde. Seine erste Gemeinde, obwohl sie im Anfange noch täglich im Tempel einmüthig bei einander war, brachen sie doch das Brot hin und her in den Häusern. Auch in unserer Zeit, wo namentlich so viele Häuser der Kirche so fern liegen (die Aker-Separation hilft dazu in betrübender Weise), ihr und den Dienern derselben

fast fremd und unbekannt geworden sind, thut ein Hausbesuch des Seelsorgers — oft Wunder, sicher in den meisten Fällen wohl. Aber Aller Erfahrung wird es seyn, daß bei gewöhnlichen Besuchen oft ein tiefer in's Herz bringendes Gespräch nicht gedeihen will, daß sie oft kaum bemerkbar Frucht bringen, obwohl auch sie immer gut sind. Aber auch sie gerathen danach besser, werden ernstlicher, herzlicher, wenn man erst in dem Hause mit Gottes Wort Besuch gemacht, mit den Hausgenossen gebetet hat. Im Sommer freilich, außer am Tage des Herrn, ist selten wohl auf dem Lande ein Abend zu finden, wo die Gemeindeglieder zu einer Hauspredigt Zeit und Kraft hätten nach der ermüdenden Arbeit. Der Winter ist für den Landpfarrer die Zeit seiner Ausfaat, sie sey es uns allen — fleißig benützt, reichlich gesegnet! Ich habe leider erst diesen Winter benützt, solche Abendsegen hin und her in den Häusern zu halten, das Brot da zu brechen, ich bekenne das mit Reue über frühere Versäumniß, aber mit Dank gegen den Herrn und gegen den Verf. jenes Aufsatzes. Nur frisch gewagt — es geht. Ich hatte früher schon von meinem Vorhaben mit einzelnen frommen Gemeindegliedern gesprochen, es war bekannt geworden. Nun ließ ich des einen Tags zur Mittagszeit durch meinen Küster in dem einen Hause für den Abend gegen 7 Uhr mich anmelden, damit die Hausgenossen sich bereiten könnten. Wir fanden die Familie, Tagelöhner, Gesinde, Nachbarn und Freunde, die ganze Stube voll, sangen, beteten, erquickten uns aus Gottes Wort,^{*)} es war Allen eine Feierstunde. Die Älteren dankten herzlich für den schönen Besuch und baten um's Wiederkommen. Den nächsten Abend hielten wir's eben so in einer armen Hütte am anderen Ende des Dorfs. — Viele baten schon, weil die Reihenfolge der Häuser sie noch nicht trifft, um baldigen Besuch; die Woche möchte mehr Abende haben. Weitere Beschreibung oder Empfehlung der Hausbesuche halt' ich zurück, obwohl das Herz davon voll ist, wollte eben nur Brüder erinnern und bitten, es getrost im Namen des Herrn zu versuchen, des Fleisches Blödigkeit zu überwinden. Nur eine Bemerkung möcht' ich noch zu dem dankbar erwähnten Aufsatz machen. Es möchte für viele Subjektivitäten bedenklich seyn, wenigstens beim ersten Anfange catechetisch bei solchen Hausbesuchen zu verfahren, zu leicht schwindet dabei die Andacht, sie zu erhalten, dazu gehört schon viel Übung und Salbung und dann scheuen sich gar Viele, sich examiniren zu lassen, besonders wenn die Nachbarn sich herzu-drängen, die Stuben sich füllen. Aber wie nun die Form einem Jeden gefällt, oder sich macht — in jeder kommt Gottes Wort nicht leer zurück. S. Offenb. 2, 19.

^{*)} In der reichen Schatzkammer, der heiligen Schrift, findet man ja leicht für jede Familie ein besonders passendes Stück. In dem einen Hause, wo noch der Weltzinn zu mächtig ist, beherzigten wir Phil. 3.; in einem anderen, wo es in der Ehe nicht recht steht, Ephes. 5.; in einem dritten, wo Hauskreuz drückt, Hebr. 12.; im vierten, wo der alte fromme Hausvater treue Knechte braucht, 1 Mos. 24.; Spitta's herrliches Hauslied: O selig Haus etc., hörten Alle gern. Die Lieder vom Hausstande im Lieberschake von Elsner waren recht willkommen.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 24. Februar.

N. 16.

Kritische Übersicht der wichtigsten neueren Leistungen auf dem Gebiete der exegetischen Literatur. *)

Dritter Artikel.

Historisch-kritische Einleitung in das Neue Testament von Dr. H. E. F. Guericke. Leipzig 1843.

Wer den großen Bewegungen, welche auf dem Gebiete der Neutestamentlichen Kritik seit dem letzten Decennium vor sich gegangen sind, der Gährung, welche auf diesem Gebiete gegenwärtig herrscht und nichts weniger als baldige Ausgleichung ankündigt, wahrhaft gefolgt ist, der hat gewiß das vorliegende Werk nicht ohne großes Interesse zur Hand genommen und sich dabei die Frage aufgeworfen, welchen positiven Gewinn denn wohl aus diesem so viele geistige Kräfte in Bewegung setzenden Kampfe die ächt theologische und protestantische Kritik gezogen habe. Zu dieser Frage berechtigt uns vor Allem der bekannte theologische Standpunkt des Verf. Dazu kommt, daß dieses umfassendere kritische Werk die Frucht längerer, tüchtiger, auch von Gegnern mit Anerkennung aufgenommener Studien ist. Der Verf. selbst versichert uns, daß grade dieses Gebiet das ihm am meisten heimische, das am meisten seine sey. Demgemäß besäßen wir denn auch an dieser „Einleitung“ zunächst eine (für das gegenwärtige Bedürfnis sehr willkommene) Zusammenstellung des kritischen Materials, und übersichtliche Darstellung der hieher gehörigen neueren und neuesten Forschungen, deren rechte Würdigung durch jene Darstellung gemeinhin auf gelungene Weise vermittelt ist. Daneben geht nun aber durchweg des Verf. eigene Untersuchung her, welche von Umsicht, Besonnenheit und Selbstständigkeit zeugt. Und wer die Fähigkeit und den guten Willen hat, dem Verf. auf diesem Wege einfacher und gesunder Forschung nachzugehen, der wird, falls sein Auge nicht von gewissen Zeiterscheinungen zu stark geblendet ist, nicht anders als die Überzeugung gewinnen oder in ihr sich von neuem bestärkt sehen, daß jenes vielgepriesene, unbarmherzig schneidende Messer moderner Kritik vielfach, ja grade da am meisten, wo am lautesten triumphirt wurde — ein stumpfes sey. Dazu kräftig und entschieden hingewirkt zu haben, wird ein dauernder Gewinn und schöner Segen auch dieser Arbeit seyn. Wir wissen dafür dem Verf. unseren warmsten Dank.

Indem wir auf einige besonders wichtige Partien des Buches etwas näher einzugehen gedenken, wenden wir uns zunächst zur „Geschichte des Canon“ (S. 18 — 86.). Nicht ohne große Be-

friedigung kann man hier die Geschichte des Neutestamentlichen Canon in seiner zweiten Periode, im dritten und vierten Jahrhundert, lesen. Weniger genügend und gelungen ist dagegen das über die erste Periode Bemerkte: wir haben hier nicht den Eindruck, der Verworrenheit, in welche durch vielfach sich durchkreuzende neuere Untersuchungen dieser wichtige Theil gerathen ist, wahrhaft enthoben und zu fester begründeten und klar gezeichneten Resultaten erhoben zu seyn. Hauptsächlich scheint uns aber der eigentliche Hauptpunkt der Untersuchung nicht in scharf genug begränzten Umrissen gefaßt, vielmehr durch das Einmischen von manchem Fremdartigen verfehlt zu seyn. Das Resultat der Untersuchung (§. 11.) ist daher auch ein ungenügendes, die hieher gehörigen Erscheinungen auf dem kirchlichen Gebiete nicht genugsam berücksichtigendes und würdigendes. Dieses Resultat lautet einfach dahin, daß in den ersten zwei Jahrhunderten sich eine Übereinstimmung der Kirche in Bezug auf gewisse Schriften bildete (die später sogenannten *homologoumena*), während andere (die *antilegomena*) mehr oder weniger Widerspruch fanden. Die ganze Entstehung des Neutestamentlichen Canons trägt danach so sehr den Charakter der Zufälligkeit und Willkühr: man geräth unvermeidlich auf ein Gebiet so großer Unordnung, daß es dann schwer hält, den Vorwürfen und Beschuldigungen der neueren Kritik das Rechte entgegenzustellen und gewissen von ihr aus solchen allgemeinen Vorstellungen hergeleiteten gewiß bedenklichen Consequenzen zu entgehen. In dieser Beziehung mögen die folgenden Bemerkungen hier eine Stelle finden.

Zurückgegangen werden muß nach unserem Dafürhalten, um die richtige Vorstellung der Geschichte des Neutestamentlichen Canons in den beiden ersten Jahrhunderten zu gewinnen, vor allen auf die ursprüngliche Stellung des Christenthums zu einem festen, abgeschlossenen Canon des N. T. überhaupt, so wie dieselbe im Wesen und der Idee der christlichen Kirche gegründet ist. Das Eigenthümliche des N. B. tritt in dieser Beziehung sofort durch seine Vergleichung mit dem A. T. hervor. Wie es zum Wesen des Gesetzes gehört, als ein bestimmtes festes Ganze aufzutreten, so ist es auch ein wesentlich charakteristisches Kennzeichen des N. B., einen bestimmten, genau und zu gewisser Zeit abgeschlossenen Canon zu besitzen, der der Gemeinde als ein solcher übergeben, anvertraut wird. Eben so wenig zufällig ist der Mangel eines solchen bestimmten, von jeher fest geregelten Canons für die Kirche des N. T. Es bezeichnet den charakteristischen Unterschied derselben von der durch den Zaun des Gesetzes umschlossenen Alttestamentlichen Gemeinde: es prägt sich darin das wahre Gesetz der Freiheit aus, in welchem zu wandeln die Kirche berufen ist.

Diese Freiheit der Kirche bewährt sich ferner als die

*) Der Herausgeber findet sich mehrfach veranlaßt zu bemerken, daß dieser Aufsatz nicht von ihm ist.

ächte, wahrhaft evangelische darin, daß sie auf's Innigste im Bunde steht mit einer Nothwendigkeit, Auktorität und darin sich als ein Geist der Ordnung, Harmonie beweiset. Ohne nämlich von einem bloß äußerlichen *corpus librorum* oder *doctrinae* regiert zu seyn, ordnet sich die Kirche von jeher der apostolischen Dignität unter, und zwar so, daß sie diese Anerkennung gleichmäßig auf Wort und Schrift der Apostel ausdehnt. Es ist ganz unbegreiflich, wie man diesen Punkt so häufig hat ablängen und fortwährend noch die Behauptung aufstellen können, den ältesten Vätern ständen die apostolischen Schriften „nicht über, sondern in einer großen Reihe geistvoller Conceptionen.“*) Schon die Eine Stelle im Briefe des Polykarp (Cap. 3.) reicht zum Erweise des Gegentheils durchaus hin, wenn man sie in ihrem Zusammenhange faßt. Das Verhältniß der übrigen Lehrer zu dem Apostel bestimmt Polykarp dahin, daß Niemand sich an Erkenntniß dem Apostel gleichstellen könne (οὕτε γὰρ ἔγω, οὕτε ἄλλος ὁμοίως ἐμοὶ δύναται κατακολουθεῖν τῇ σοφίᾳ τοῦ μακαρίου καὶ ἐνδόξου Παύλου) und er wendet dies sofort nicht bloß auf das mündliche Wort, sondern auch auf die Briefe des Apostels an.**) Auf dasselbe Resultat führen auch die Citationsweisen des N. E. schon bei den apostolischen Vätern, welche, obgleich Credner in den Beitr. z. Einl. I., S. 10 ff. sich derselben auf alle mögliche Weise zu entledigen sucht, doch mit Sicherheit darauf führen, wie apostolischen Schriften bereits damals entschieden normative Auktorität zuerkannt wurde. Wir hätten gewünscht, wie es denn ganz nothwendig war, daß Guerike, statt bloß darauf hinzuweisen, daß einzelne Schriften des N. E. in jener Zeit bekannt waren und sich besonders viele Anspielungen darauf finden (S. 29 ff.), auf die Art und Weise dieses Gebrauches näher eingegangen wäre. Daraus mußte sich denn der, wie wir glauben, festbegründete Satz als historisch gerechtfertigt ergeben: die älteste Kirche bereits gebraucht eine nicht geringe Zahl apostolischer Schriften als canonische. Wir fügen hinzu, daß gerade, je größeres Gewicht damals auf die lebendige mündliche Überlieferung gelegt wurde, der Werth jener der Schrift gezollten Anerkennung nur noch gesteigert wird.

Hiermit ist dann der Übergang gemacht zur Beantwortung der Frage nach der Sammlung dieser einzelnen Schriften. Es stellt sich nun heraus, daß das Bemühen des Sammelns nicht bloß auf mehr äußerlichen Bedürfnissen oder Veranlassungen, sondern auch auf dem bestimmten Bewußtseyn der besonderen, canonischen Dignität apostolischer Schrift beruht. Nur ist auch hier nach dem bereits oben ausgesprochenen Princip zu beachten, wie neben einer strengeren Ordnung und Gesetzmäßigkeit, wie sich eine solche in dem Geschäfte des Sammelns heiliger Schriften ausspricht, zugleich ein dem damaligen geistigen Leben der Kirche durchaus ange-

messener Geist der Freiheit hergeht. Wir finden in jener Zeit nicht sowohl eine Sammlung mit eklusiver Geltung, als vielmehr Sammlungen heiliger Schriften. Durch das Sammeln überhaupt wird apostolische Schrift nicht bloß aufbewahrt, sondern auch unterschieden von anderen, ausgezeichnet vor übrigen Schriften. In den Sammlungen tritt eine Mannigfaltigkeit hervor, die wieder zum gegenseitigen Sich-Ergänzen und Aushelfen ohne starre Einheit der Form bestimmt ist. — Es handelt sich nunmehr darum, diese Sammlungen der ältesten kirchlichen Zeit, so weit dies gegenwärtiger Forschung vergönnt ist, nachzuweisen. Der Canon Marcion's in der Mitte des zweiten Jahrhunderts setzt bereits einen sehr umfassenden Canon in der Kirche voraus (wir hätten diesen Punkt bei Guerike S. 34 ff. vgl. 77. schärfer urgirt und begründet gewünscht). Die ältesten Apologeten bezeugen unsere Evangelien-sammlung als kirchlich durchaus recipirt. In Bezug auf die apostolischen Väter aber können wir es nicht gelten lassen, was Guerike S. 29. meint, daß sie „keine Hinweisung auf eine eigentliche Neutestamentliche Sammlung“ enthielten. Wir finden hier unseres Erachtens dasjenige, was bereits in der vielbesprochenen St. 2 Petr. 3, 16. jedenfalls enthalten ist, die Hinweisung auf eine Sammlung apostolischer Briefe durchaus bestätigt. Wir wollen uns hier auf das schon oben berührte freitige *ἐπιστολὰς* bei Polycarp ep. ad Phil. c. 3. nicht weiter einlassen. Aber jedenfalls führt die St. ebendas. Cap. 12. trotz neueren Widerspruches und schlechter Verdrehungskünste, auf eine dem N. E. zur Seite gestellte, mit ihm als heilige, canonische Schrift angesehene Sammlung apostolischer (Paulinischer) Briefe, worauf grade auch das richtig verstandene: *ὡς καὶ τὰς λοιπὰς γραφὰς* 2 Petr. 3, 16. (welches sich nur auf das N. E. beziehen kann) hinführt. Sodann bleibt es noch immer in Kraft, was Hug (Einl. 1., S. 116.) mit Bezug auf die St. des Polykarp Cap. 13. bemerkt: „die Kirchen zu Philipp und Smyrna hatten in den Tagen Trajan's eine abgeschlossene Sammlung. Sie würden sonst nicht schon eine zweite, die an Wichtigkeit mit diesen in keinen Vergleich kommen kann, begonnen haben, nämlich die Sammlung der Ignatianischen Briefe, wie es unter Vermittelung des Polykarpus geschehen ist.“ Aus dem besonders starken Gebrauche, welchen Polykarp von Paulinischen Stellen macht, läßt sich der Umfang einer solchen Sammlung dann noch näher bestimmen. Es würden sich danach in Bezug auf die historische Folge die Sammlungen von apostolischen Briefen, den Evangelien und von beiden in Verbindung mit einander, als bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts entstehend, durch hinlängliche historische Zeugnisse nachweisen lassen.

Wenn in unserer Zeit die Frage über das Verhältniß der synoptischen Evangelien zu einander wieder ein Cardinalpunkt der Neutestamentlichen Kritik geworden ist, so durften wir wohl erwarten, daß auch demselben der Verf. eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt haben würde. Doch gestehen wir, in dieser Erwartung nicht ganz befriedigt zu seyn. Der Verf. gibt zwar eine klare Übersicht des Ganges der Untersuchung: doch genügt schon die Kritik der einzelnen Hauptansichten deshalb weniger,

*) S. Daniel, theologische Controversen (Halle 1843) S. 29.

**) Ich sehe keinen hinreichenden Grund, den Plural *ἐπιστολὰς* mit Eotelerius u. A. nur von einem Briefe zu verstehen, sondern finde hier bereits eine Briefsammlung, welche bereits den Philippinern bekannt war. Vgl. auch Cap. 12 und 13.

weil nach einem hier freilich sehr weit verbreiteten Mißgriffe das Wahre, welches denselben innewohnt, nicht gehörig anerkannt und gewürdigt ist. Dies ist z. B. bei der neuerdings so viel besprochenen Hypothese über die Priorität des Marcus-Evangeliums unverkennbar der Fall — die Anerkennung des in demselben ganz unverkennbaren ursprünglichen Charakters, der einem späteren bloß compilirten Nachwerke keineswegs eignet —, obwohl die karrifirte Ausbildung, in welcher jene Hypothese zur Erscheinung gekommen ist, es wohl erklären läßt, daß man so kurz über sie hinweggeht, wie es bei G. geschieht. — Abweichend von seiner früheren Ansicht bleibt der Verf. gegenwärtig bei der Traditions-Hypothese stehen (S. 225 ff.), über welche sich auch de Wette, freilich in feiner Weise, neuerdings dahin ausgesprochen hat: „Diese Ansicht ist wenigstens geschichtlicher als die Alles der Willkür Einzelner anheimgebende Weissé's, Wille's, Bauer's, und für die gläubige Ansicht, wenn sie nicht in pietistischer Einseitigkeit sich an Jesu Person allein heftet und den Geist verachtet, keineswegs beunruhigend“ (Einh. S. 141. 4te Aufl.). Hielt nun aber der Verf. diese Annahme einer gemeinsamen mündlichen Quelle der Synoptiker für die richtige und allein ausreichende, so war dabei nicht bloß auf die daraus gezogenen Consequenzen von Strauß u. A. in ihrer Unhaltbarkeit hinzuweisen (auch der diesen Consequenzen vorausgehenden irrthümlichen Vorstellungen, wie sie nicht nur bei Credner, sondern bereits bei Gieseler sich finden, hätte abwehrend gedacht werden sollen), sondern auch darzuthun, warum jene Ansicht in ihrer richtigen Fassung wirklich genüge und nicht etwa von den Einwürfen, die noch de Wette zuletzt bündig zusammengestellt hat, getroffen werde, welche nöthigen, über sie hinauszugehen und sie mit einer zweiten Annahme zu verbinden. Das gegen eine solche Verbindung S. 219. Bemerkte dürfte kaum treffend seyn, zumal doch auch wieder S. 228. eine Benützung schriftlicher Quellen für zulässig erklärt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Bur Charakteristik der Schwedischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Ich wohnte einer Sitzung des Direktorii bei, welche, unter Vorsitz des edlen Staats-Sekretärs v. Hartmansdorf, auf der Akademie der Wissenschaften in einem Saale des zweiten Präsidenten, Baron v. Berzelius, gehalten wurde. Die Sitzung machte durchaus den Eindruck des größten Ernstes und der weisen, ruhigen Behandlung ihres Gegenstandes, wie sie der Begeisterung des Nüchternen in dem großen Kampfe wider die Trunkenheit geziem.

Der vornehmste Gegenstand der Verhandlung war ein Bericht des Hospredigers Lindgrén, welcher eben auf dem Concil in Linköpings Stift unter Vorsitz des Bischofs Hedrén zugegen gewesen. Dieser hatte die Enthaltensamkeitsfreunde als eine Sekte bezeichnet, wodurch ermuthigt ein gegnerischer Propst in seiner Rede sie „als Fanatiker“ angegriffen. Es war indeß die

Folge dieses unbesonnenen Eifers, daß die angegriffene Sache dadurch in der Versammlung eher gewann als Schaden litt.

Als dagegen, was ich hier zugleich erwähnen will, in der folgenden Woche auf dem Concil zu Upsala die Übersicht der wichtigsten kirchlichen Ereignisse seit der letzten Versammlung gegeben, und hiebei der Stiftung der Enthaltensamkeitsvereine gedacht wurde, erregte dies das Mißfallen eines Theils der Versammlung; ja mehrere der sonst so schweigsamen und gelassenen Herren verließen selbst den Saal, obgleich der vorsitzende Erzbischof ihnen als warmer Freund der Enthaltensamkeitsache bekannt war.

Vor meiner Abreise aus Stockholm durfte ich noch einer Einladung des trefflichen Präf. v. Hartmansdorf zu einem Mahle folgen, bei welchem er eine Anzahl der angesehensten Förderer der Sache vereinigt hatte. Unter den anwesenden Fremden war auch Herr Falsen, Amtmann zu Bratsberg in Norwegen — derselbe, von welchem der Antrag auf dem Norwegischen Reichstage gestellt und zur Annahme gebracht war, den Branntwein binnen zehn Jahren aus dem Königreiche zu verbannen. Die Regierung, obgleich dem Unternehmen sonst sehr geneigt, hat der Maßregel für jetzt ihre Zustimmung versagt, die indeß vielleicht durch zweimal wiederholten Beschluß des Reichstags ihre Ergänzung finden wird. Inzwischen ist durch eine sehr hohe Steuer (7½ Thlr. Preuß. auf die Tonne) der Genuß des Branntweins in Norwegen einigermaßen beschränkt.

In Schweden waren seit langer Zeit strenge Böllereigesetze in Kraft. Das von 1813 dürfte die strengsten Anforderungen mehr als befriedigen. Die erste Trunkenheit wird mit 3 Thlr., und danach die Wiederholung mit aufsteigender Verdoppelung bestraft. Bei der dritten Wiederholung soll der Sträfling, mit den Füßen in einen Block gesiebt, Sonntags auf dem Kirchhof ausstehen; endlich folgt Zuchthausstrafe, der in Trunkenheit Verstorbene erlangt kein ehrliches Begräbniß u. s. f. Dieses ausführliche Mandat wurde seitdem jährlich von den Kanzeln hergelesen, und war in allen Krügen angeschlagen. Man sollte glauben, dies müsse bei einem Volke, wie das Schwedische, von entscheidender Wirkung gewesen seyn!

Aber die Macht der Leidenschaft erwies sich viel mächtiger, als die des Gesetzes — zumal da es meist an Männern fehlte, die es ausführten. An den Tafeln der Reichen wurden Likör, Punsch, Grog, und schwere Spanische Weine in drei- bis vierfacher Steigerung getrunken, auch die Geistlichen waren kräftig dabei und sind es häufig noch. Indes fehlte es längst nicht an einzelnen Männern, die mit aller Kraft den Segen eines begründeten Gesetzes in ihren Kreisen auszubeuten suchten. So v. Hartmansdorf selbst in seiner früheren Stellung als Landeshöfding zu Kalmar, welcher eben so durch seinen persönlichen Charakter, als durch die Strenge seiner Aufsicht Eindruck machen mußte. Aber wie mir ein Arzt zu Kalmar, Dr. Eckman, versicherte, war der Erfolg ganz unmerklich. Die einmal Gefraßten hätten sich mehr in Acht genommen, und ihre Zechen zu Hause gemacht. Vielleicht auf ein Achtel der Zecher habe die Furcht vor der Strafe eingewirkt. Dagegen zeige sich nun der Einfluß der Vereine gerade bei der Masse des Volks. In dem nahen Ble-

lingen, dieser schönsten Provinz des südlichen Schweden, sehen die Gästgivarergård (die Posthöfe, die zugleich die Gastwirthschaft haben; das noch gültige Gesetz von 1801 untersagt diesen das Schenken von Brantwein außer der Mahlzeit und an Fremde ganz, vgl. v. Schubert's Reise 1, 117.) Sonntags so von Tausenden überfüllt gewesen, daß er dann bei seinen Dienstreisen nicht habe fortkommen können. Seit aber die Vereine erst zehn Monate ihre Wirksamkeit dort eröffnet hätten, habe alles eine neue Gestalt gewonnen. Die Macht der Liebe und der Überzeugung habe alsbald bewirkt, was dem Gesetz unmöglich war.

Diese Thatfache scheint entscheidend für die Bedeutung der Vereinsthätigkeit, in der die sittliche Macht des Gesetzes und der Thätigkeit christlicher Obrigkeit ihre Stütze und Ergänzung findet. Wie aber diese ohne Belebung des freien Entschlusses des Volkes wenig erreicht, so findet auch die Vereinsthätigkeit in der selbstthätigen Mitwirkung der Behörden ihre Ergänzung — und gewiß, viel weniger noch darf die, für das Wohl des Volkes göttlich verpflichtete Obrigkeit der Thätigkeit von Privatvereinen allein überlassen, was ihr selbst zukommt, als die Wohlgesinnten des Volkes sich der Theilnahme an jenen Vereinen entziehen dürfen, weil es dem Staat zukomme, die Macht dieses Übels zu brechen.

In der folgenden Woche sollte, vom 12. September an, die Versammlung der Geistlichkeit des Erzstifts zu Upsala stattfinden, welches die Provinzen Upland, Geftrikland, Selsingland, einen Theil von Westmanland und Stockholm (in Södermanland) umfaßt. Nach der Kirchenordnung sollen diese, die wissenschaftliche und praktische Fortbildung der Geistlichen bezweckenden Versammlungen (Presbimöte, Begegnung, Begrüßung der Pr.) jährlich stattfinden.

Und gewiß ist eine solche jährlich wiederholte Begegnung und gegenseitige Erfrischung der geistlichen Amts- und Kampfgenossen eines Kreises der streitenden Kirche überall ein dringendes Bedürfnis. In Schweden aber wird, bei der Ausdehnung der Parochien, bei der oft großen Entfernung auch der nächsten Pfarrsitze von einander, dieses Bedürfnis zu einer wahren Nothwendigkeit, wenn nicht die Mehrzahl der einzelnen, inmitten einer Fülle von geistlichen und weltlichen Obliegenheiten gestellten Geistlichen, bald geistig und geistlich verkümmern soll. Nur leuchtet im Voraus ein, daß auch eine jährliche Versammlung nicht hinreichen würde, den wissenschaftlichen Zweck im engeren Sinne zu fördern, daß hier jedenfalls die praktischen, rein pfarramtlichen Beziehungen, ja vor Allem die persönliche Erweckung und Erfrischung des innersten Geistes und Glaubenslebens vorwiegen und in's Auge gefaßt werden müßten. Nun pflegen aber jene Presbimöte jetzt nur alle fünf Jahre stattzufinden, im Erzstift Upsala war seit einem Jahrzehent kein solches gewesen *) — wie mußten da

die Herzen der Brüder einander in Liebe und Sehnen entgegen schlagen, wo sie nicht schon in langer Vereinzelung ermattet und erkaltet waren! Wie mußten sie sich freuen, von den Siegen und Siegesfreuden so vieler Genossen des Amtes, das unter viel Lust und Schmerz wider die Sünde und ihren Fürsten streiten und siegen lehrt, zu hören, von ihrer Kunst und Kraft, zu leiden und zu thun, für das eigene Amt und Leben zu lernen!

Eins. nun hatte eben in diesem Jahre ein solches Wehen des Geistes, welches überall der größte Segen der Presbimöte seyn wird, auf der freien Pastoral-Conferenz in Berlin empfunden, selbst die Hamburger Versammlung hatte ihm Herz und Geist erhoben, und ohne allen Zweifel alle die mitversammelt gewesenen Diener der Kirche auch für ihre geistliche Amtsthätigkeit auf eine segensvolle Weise angeregt. Und so ging ich denn, ich bekenne es, mit großer, freudiger Erwartung der Versammlung zu Upsala entgegen.

Ich reiste am Sonnabend vor Eröffnung derselben ab; man legt den Weg von Stockholm dahin, über den Spiegel des unvergleichlichen Mälare, und zwischen dessen tausend grünen Eilanden hin, in sieben Stunden zurück. Die zahlreiche Reisegesellschaft war, bis auf einige Finnländer, nur Schwedisch, das Wetter wunderschön. Es befanden sich auf dem Schiff mehrere geistliche Herren; ich redete einen derselben in Lateinischer Sprache an, er zog sich mit einem mißmüthigen Schweigen zurück. Auf ähnliche Weise wurde mir am folgenden Tage von mehreren Herren in Upsala die Lateinische Anrede nach einiger zögernder Verlegenheit in Schwedischer Sprache beantwortet.

Dies war für den lebendigen Gang der Verhandlungen auf dem Möte, die meist in Lateinischer Sprache geführt werden, kein günstiges Zeichen, und nur in dieser Hinsicht geschieht dessen hier Erwähnung. Eins. zweifelt nicht, daß auch mancher einfache und wackere Geistliche bei uns sich ungern auf eine unvorbereitete Unterredung in Lateinischer Sprache einlassen würde, und die fertigsten Redner in Römischer Zunge würden auch bei uns nicht immer die Tüchtigsten im geistlichen Amte seyn. Aber daher dämpfen wir auch nicht den Geist bei unseren geistlichen Verhandlungen durch eine Übung, die den Schul- und akademischen Jahren besser ansteht, als denen des geistlichen Amtes.

Bei meiner Ankunft in Upsala fand ich den Erzbischof af Wingård sehr leidend; nur die Nähe der Versammlung, die ihm mannigfache Pflichten auflegt, hatte ihn von dem Lager aufgerichtet, an welches er seit mehreren Tagen gefesselt gewesen. Mit großer Gültigkeit empfing er mich und meinen jungen Freund indeß schon an diesem Tage, und wir sahen hier auf's Neue, wie der Ruhm Schwedischer Einfachheit auch auf den höchsten Stufen des Amtes nicht verloren geht. Wir sollten „ganz wie Schwedische Diener der Kirche willkommen seyn, uns bei dem Möte ganz wie Schwedische Brüder bewegen.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Stifte Schonen wissen nur die älteren Geistlichen sich noch einer Versammlung zu erinnern!

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 28. Februar.

N^o 17.

Kritische Übersicht der wichtigsten neueren Leistungen auf dem Gebiete der exegetischen Literatur.

(Fortsetzung.)

In Betreff des Evangeliums des Matthäus ist Guerike seiner früheren Ansicht — der Annahme einer Aramäischen Grundschrift und einer entweder von Matthäus selbst, oder von einem anderen apostolischen Manne unter des Verfassers Genehmigung oder Mitwirkung abgefaßten Übersetzung — treu geblieben. Wir bedauern sehr, daß dieser Gegenstand nicht in neue, wiederholte Prüfung von dem Verf. gezogen ist, wie es wenigstens den Anschein hat. Was die älteren protestantischen Theologen bereits mit so großer Übereinstimmung richtig erkannten, die Unerweislichkeit eines Hebräischen Originals des ersten Evangeliums, schien auch in der neueren Zeit, insbesondere nach den glänzenden Beweisführungen von Hug, Theile u. A., festerrungenes Resultat der Neutestamentlichen Kritik zu seyn. Erst in neuerer Zeit hat wieder die entgegengesetzte Annahme insbesondere durch den Einfluß Schleiermacher's einen großen Anhang gewonnen. Diefert ist in dieser Hinsicht seiner Sache so gewiß, daß er erklärt: „wenn irgend etwas in der älteren Geschichte der Neutestamentlichen Schriften feststeht, so ist es dies, daß Matthäus Hebräisch geschrieben hat“ (über d. Urspr. d. ersten Evang. S. 28.). Es ist betrübend, daß durch diese zuversichtliche Sprache, welcher die Oberflächlichkeit der Beweisführung ganz entspricht, sich so Manche haben blenden lassen können. Erst kürzlich ist wieder Harless in einem Programm: „fabula de Matthaeo Syro-Chaldaice conscripto“ als ein tüchtiger Gegner der herrschenden Modeansicht aufgetreten. Wir bedauern, daß diese obgleich schon 1841 erschienene Schrift unserem Verf. unbekannt geblieben, wenigstens nicht von ihm berücksichtigt ist. Die Guerikesche Untersuchung, mit der wir es hier zunächst zu thun haben, zeigt wenigstens auf's Neue die Gebrechen, an welchen die Annahme eines Hebräischen Originals leidet und (in welcher Fassung sie auch erscheinen mag) stets leiden wird, in hellem Lichte. Dies tritt hier um so mehr hervor, da G. bemüht ist, die Auktorität und Glaubwürdigkeit des Griechischen Matthäus zu retten gegen die Willkühr und Bodenlosigkeit einer Kritik, welche das ihr Beliebige aus jenem Evangelium als ächtes, ursprüngliches Gut auszufondern, das ihr Unbequeme aber zu verwerfen sich angelegen seyn läßt, consequent aber zu noch ganz anderen, weitergreifenden Resultaten führt. — Zunächst muß nun auch G. die angebliche Übersetzung des Matthäus nicht sowohl von dem Apostel selbst herrühren (eine ganz

unwahrscheinliche Annahme!), sondern vielmehr von einem anderen späteren verfaßt seyn lassen, über welchen die Kirche nichts Näheres wußte (quod quis postea in Graecum transtulerit, non satis certum est. Hieron. catal. c. 4.). Aber bei der Annahme einer bloßen „Übersetzung“ kann man auf diesem Wege nicht stehen bleiben. „Eine wörtliche Übersetzung ist gewiß nicht anzunehmen,“ sagt G. selbst. Wir setzen hinzu: vielmehr eine sehr freie Bearbeitung, und zwar nach G.'s. eigenen Erklärungen. „Da unser Griechischer Matthäus,“ sagt derselbe, „das sichere innere Gepräge der Originalität trägt, wie besonders der Umstand zeigt, daß die Alttestamentlichen Citate weder durchgängig mit dem Hebräischen Texte, noch auch mit den LXX. alle und ganz übereinstimmen, sondern sich so frei und eigenthümlich bewegen, wie es sich bei einem gewöhnlichen Übersetzer durchaus nicht erwarten läßt: so haben wir doch auch unserem Griechischen Matthäus die Auktorität eines Originals beizulegen.“ Es ist unbegreiflich, wie man bei dieser Auffassung übersehen kann nicht nur, wie man dadurch recht eigentlich zu der bekämpften Ansicht, daß nur an ein Griechisches Original des Matthäus zu denken sey, wieder hinkommt, sondern auch sich selbst in große Schwierigkeiten verwickelt. Man erkennt auf der einen Seite das volle Gewicht an, welches die ganze innere Beschaffenheit des Evangeliums für ein Griechisches Original in die Waagschale legt; dadurch aber bringt man auf der anderen die auf äußere Gründe sich stützende Annahme einer Hebräischen Urchrift in die größte Gefahr. Denn handelt es sich hier um eine so freie selbstständige Arbeit, wie sie jedenfalls angenommen werden muß, so wird es desto unbegreiflicher, wie die Kirche diesem Evangelium den Namen des Matthäus und nicht vielmehr seines eigentlichen und letzten Urhebers gab. Dies zu erwarten sind wir um so mehr berechtigt, da doch das zweite Evangelium, ungeachtet es auf Petrinischen Ursprung zurückgeführt wurde und durch den apostolischen Namen erst seine volle Auktorität erhielt, doch nur als das Evangelium des Marcus erscheint. Unbekannt konnte der Name eines solchen Verfassers schon aus dem Grunde nicht füglich bleiben, da sich sicher nicht von jeder beliebigen Persönlichkeit die Kirche ein Evangelium unter so allgemeiner Anerkennung aufnöthigen ließ, um so mehr wenn man allgemein wußte, daß Matthäus Hebräisch geschrieben habe. Kommt man nun so unvermeidlich zu der Annahme, daß die Kirche in Bezug auf Verfasser und Ursprung dieses Evangeliums sich getäuscht haben müsse und ein Werk für ein ächt apostolisches angenommen habe, welchem keineswegs dieser Name im eigentlichen Sinne zukam, so fragt es sich ganz einfach, ob man sich eher die alte

Kirche in dieser Weise (welche, je lebendiger wir uns das ganze Verfahren derselben in Bezug auf die Evangelien vergegenwärtigen, desto unwahrscheinlicher wird) oder den einen Papias als sich täuschend und im Irrthume befindlich vorstellen können? Denn so viel steht fest, daß die Zeugnisse bei Irenäus, Origenes und Eusebius sämmtlich auf die Eine Auktorität des Papias zurückgehen, wie dies aus der inneren Beschaffenheit jener Zeugnisse deutlich hervorgeht, und wozu es gar nichts sagen will, wenn G. (S. 235.) bemerkt, der Auktorität des Papias geschehe bei ihnen nicht ausdrückliche Erwähnung. Es kommt bei dieser Untersuchung ungemein viel auf den Ausgangspunkt und die richtige Fassung des Fragepunktes an. Geht man so ohne Weiteres von der Vorstellung aus: wir haben hier ein altes, einstimmiges, durchaus bestimmt lautendes historisches Zeugniß, welches nicht verworfen werden darf, so bedenkt man nicht, selbst abgesehen von der inneren Unhaltbarkeit dieses Satzes, daß dem allen ein anderes nicht minder einstimmiges und bestimmtes Zeugniß der alten Kirche gegenübersteht, wonach nur von einem ächten Griechischen Evangelium des Matthäus die Rede ist. Eine Ausgleichung ist hier nothwendig, welche aber nicht etwa so vollzogen werden darf, daß man den kirchlich geneigt bezeugten Griechischen Matthäus, von dessen Benützung bereits die apostolischen Väter, namentlich Polykarp, die unzweideutigsten Spuren enthalten, ohne Weiteres aufgibt, sondern so daß beide Aussagen auf ihre Quellen gehörig reducirt und danach beurtheilt werden, sofern uns ein Hebräisches Matthäus-Evangelium nur im Kreise judaisirender Sekten entgegentritt. Die Untersuchung über das Evangelium der Hebräer, das Ebionitische Matthäus-Evangelium hängt hier aufs Engste mit der unsrigen zusammen: sie muß gleichsam die Probe machen für die Richtigkeit der ersteren. Und wirklich zeigt dieses Evangelium wie einerseits entschiedene Verwandtschaft mit Matthäus, die nicht nur die Judenthümer zu der Benennung Matthäus-Evangelium veranlaßte, sondern auch die Annahme dieser Ansicht und den Mißgriff des Papias vollständig erklärt, andererseits bereits eine solche Verschiedenheit, die uns das spätere Entstehen dieser Bearbeitung des Matthäus im Interesse der ältesten häretischen Richtungen dieser Art unverkennbar darthut. In Bezug auf diese Differenzen hat man sich willkürlich genug auf eine allmähliche Corruption, verschiedene Recensionen dieses Evangeliums berufen. So, meint man, sey das ursprünglich authentische Hebräische Original bei diesen Judenthümern vorhanden gewesen und erst durch spätere willkürliche Textesänderungen entstellt worden. Diese Ansicht theilt auch G. S. 198. ganz und gar. Sie ist aber ganz aus der Luft gegriffen. Von allen solchen allmählichen Depravationen oder Recensionen weiß die Geschichte des Hebräer-Evangeliums Nichts. Vielmehr erscheint dasselbe bereits von Anfang an, so weit wir seine Spuren verfolgen können (bei Ignatius, Papias, Eusebius Alex. u. s. w.) als ein corruptirtes und zwar nach ganz gleichen Principien bearbeitetes Werk, und nur die Citate bei Epiphanius machen eine Ausnahme, welcher aber auch, wie sich mit Sicherheit nachweisen

läßt, von einer ganz besonderen Partei dieser Judenthümer redet, deren eigenthümliche Richtung eine besondere Bearbeitung der evangelischen Geschichte erfordern mochte. Es ist ein äußerst günstiger Umstand, daß uns von diesem apocryphischen Evangelium grade noch so viel Nachrichten hinterlassen sind, welche uns genügend in den Stand setzen, das Verhältniß desselben zu unserm canonischen Matthäus zu beurtheilen und damit zu einem desto sicherern Resultate rücksichtlich der vollen Begründung dieser Canonicität zu gelangen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik der Schwedischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Dieser allverehrte Greis umfaßt nicht bloß die äußere Last seines mühevollen Amtes im Dienste der Kirche und des Staates mit großem Ernst, sondern ist auch für das Innere seiner Stellung in der Kirche mit lebendigem Eifer erfüllt. So ist er auch ein warmer Freund der Sache der Mission und der Enthaltbarkeit.

Bei unserem Abschied entließ er uns späterhin auf eine Weise, die uns tief rühren mußte, wie es nur von einem christlichen Herzen geschehen konnte.

Am Sonntag predigte Vor- und Nachmittag Missionar Fjellstätt in der Kathedrale. Letztere, obgleich das bedeutendste kirchliche Gebäude des Nordens, entspricht keineswegs den Erwartungen, mit denen es der von Süden Gekommene betritt. Nur die Schwedischen Landkirchen wetteifern mit den schönsten Dorfkirchen unseres und der benachbarten Länder, und übertreffen sie weit; aber man darf nicht die großen Dome dieser gesehen haben, um noch von jenem zu Upsala einen großen Eindruck zu empfangen.

Diesmal war indeß durch die Predigt des trefflichen Fjellstätt ein höherer Eindruck zu empfangen, als Tempel von Menschenhänden zu geben vermögen. Anfangs kamen auch hier sehr Viele zu spät, die herrliche Orgel wurde dürftig gespielt, der Sängerkhor fehlte ganz, bei der Liturgie unterblieb auch hier das wiederholte Knien der Gemeinde, wo es in den Formularen vorgeschrieben ist, der Liturg trug eben so an einem Zipfel das langfaltige Taschentuch, was öfter bei erhobenen Armen eine sonderbare Stellung gab. *)

Endlich waren die Stühle des Domes fast gefüllt, man schätzte die Versammelten auf zweitausend — eine außerordentliche Menge für Upsala. Es herrschte nun wieder die sanfte,

*) Auch auf der Kanzel fehlte dieser widersprechende Zierrat nicht in der Rechten des Predigers. Ja bei den feierlichen Gottesdiensten an den Tagen des Nöte schritten fünf Geistliche in der prächtigen Amtstracht zu den Stufen des Altars, und aus aller Händen flatterte das Tuch auf gleiche Weise nieder. Wie ist eine solche Unsitte möglich, und wie kann hier, was sonst die Sitte verbirgt, gleichsam als Theil der Amtstracht öffentlich zur Schau gestellt werden?

heimliche Stille, die Gesichter schienen sonst fast ganz Deutsch, daß nur die Predigt an die Fremde erinnerte; eine Thräne glänzte hie und da in den Augen.

Der Gottesdienst am Nachmittag war ausschließlich für die Förderung der Mission bestimmt. Fjellstätt ist aus dem nördlichen Schweden gebürtig, seit funfzehn Jahren, da er sein Vaterland nicht sah, im Dienste der Mission. Nachdem er in Ostindien und nachher in Kleinasien und der Türkei seine Gesundheit aufgeopfert, arbeitet er nun meist als Reiseagent der Baseler Gesellschaft. Es war eine große Freude, diesen stillen, nervalischen, und bei gebrochener Lebenskraft im Glauben lebendigen Mann hier täglich zu sehen und zu sprechen. Eines Tages traf ich mit ihm bei Prof. Geyer zusammen, diesem als Geschichtschreiber, Dichter und Komponisten in seinem Vaterlande gleich berühmten Manne, welcher für den Bau des Reiches Gottes ein offenes Herz hat. Fjellstätt ist als Sprachkenner bekannt; man sagte, daß ihm vier und zwanzig lebende Sprachen Asiens und Europas zu Gebote stehen. Im Deutschen hätte ich ihn nicht als Fremden erkannt. Dagegen hatte er seit funfzehn Jahren die Muttersprache nicht geredet, und sie war ihm nun zur fremden geworden.

Möchte der theure Mann seinen Zweck, die Sache der Mission in seinem Vaterlande zu fördern, wohl erreicht haben! Eins. kann gar nicht bezweifeln, daß dieselbe eben so zum Segen der Mission als der Schwedischen Kirche, bei diesem stillen, gemüthlichen Volke einen lebendigen Aufschwung nehmen würde, sobald sie in rechter Kraft des Glaubens und der Liebe ergriffen wird. Bisher beschränkt man sich meist, hie und da eine Collette zu veranstalten, ohne durch regelmäßige Versammlungen und Jahresfeste der Vereinsthätigkeit Gestalt und Leben zu geben.

Im Laufe des Tages schon, vielmehr aber am Montag erfüllten sich die Häuser und Straßen der Stadt immer mehr mit den von nah und fernher kommenden Geistlichen. Alle waren in der kleineren Amtsstracht, ohne welche der Schwedische Geistliche das Haus nie verläßt, ein, wenig über das Knie herabreichendes, dem einfach schönen, altdeutschen Rock sehr ähnliches Kleid mit dem kleinen Priesterhemdchen unter dem Kinn. Auf fallend war die ungemein große Anzahl wohlgenährter Männer, wie sie sonst wohl das müßige Leben der Klöster erzeugt, wie man sie aber nicht in der arbeitsvollen Stellung der großen Parochien des Nordens erwartet. *)

Dienstag früh um 9 Uhr läuteten nun die herrlichen Glocken des Domes das Môte ein. Die Priesterschaft versammelte sich

in den Sälen der Kathedralschule, von hier aus ging der lange Zug zum Dom, von dem Erzbischof und den Gliedern des Consistorii eröffnet, hierauf die einzelnen Diöcesen, von ihren Präpsten angeführt. Es waren mir feierliche, erwartungsvolle Augenblicke, als der Zug sich langsam zum Dom bewegte. Aber der Anblick desselben konnte mir meine Empfindungen nicht nähren und wiedergeben. Ich suchte das Bild einer Schaar der Streiter Christi, ja der Führer seiner streitenden Kirche in einer großen Provinz seines Reiches, der Hirten, die sich nun vor dem Angesicht des Oberhirten versammelten, um für längere Zeit sich zu erquickern, zu erwecken, zu stärken in ihrem Kampf und Dienst. Aber überall nahm ich in Haltung, Gebehrde und Unterhaltung nur den Ausdruck des Zufälligen, Alltäglichen wahr. Sollte der Ernst unserer Germanischen Brüder im Norden nicht bei so feierlichen Umständen von selbst einen tieferen Ausdruck des bewegten Innern suchen?

Auch die Gemeinde der Stadt schenkte dieser kirchlichen Versammlung nicht viel Aufmerksamkeit. Es waren einige hundert Frauen, wenige Männer in der Kirche.

Vor und nach der Predigt schritten fünf Liturgien, in der prächtigen, großen Amtsstracht zum Altar. Der weite, faltige Salar walt bis zur Sohle, darüber wird das schwere, kürzere, ärmelloste Sammetkleid getragen, über der Brust leuchtet in goldgestickter Sonne der Name Jehovah, auf dem Rücken das Kreuz in Gold- oder Silberstickerei. Dies ist (die Purpurfarbe oder Schwarz gilt gleichviel für das Oberkleid) die gewöhnliche Tracht für den Altardienst in allen Kirchen, auf der Kanzel wird nur die kleinere Amtsstracht gebraucht.

Die Predigt, von Propst Schram gehalten, auch die Kanzelgebete, wiewohl immer nur aus allbekannten Lieberverfen bestehend, wurden ganz gelesen, doch in edler, ansprechender Weise. Der Eingang legte Röm. 7. zum Grunde, worauf über Micha 6, 8. das Thema „Der Mensch vor Gottes Gesetz“ abgehandelt, und streng orthodox, der Mensch in seinem natürlichen Unvermögen und seiner Erlösungsbedürftigkeit hingestellt wurde.

Die Predigt des zweiten Tages, des Hofpred. v. Friesen, begann mit einigen Gebetsstrophen — auch diese wurden gelesen. Die Rede legte Röm. 1, 16. (Ich schäme mich des Evangelii ff.) zum Grunde. Sie wurde mir, trotz der Niesenstimme, für welche Upsalas Dom viel zu klein war, die Sanct Peters Dom erschüttert haben würde, nicht ganz verständlich. Jedoch schien sie die Orthodoxie mit großer, ja triumphirender Emphase darzustellen, die Lehre von des Menschen gänzlichem Unvermögen, von Christi Gottheit mit größtem Nachdruck geltend zu machen. Ersteres erscheint mir so in einer todten Kirche doch immer eine überaus mißliche Sache. Überhaupt wurde mir ganz bange. Ich gedachte der großen Niederlage, welche die Deutsche Kirche vor hundert Jahren trotz ihrer todten Orthodoxie erlitt. Hieran schien man hier gar nicht zu denken. Mir dünkte es, unsere Männer der ungläubigen Wissenschaft — die ja in Schweden auch mit der Wissenschaft aufkommen müssen, wenn der Glaube nicht das Leben der Wissenschaft ist — würden über eine solche Stellung

*) Zwar sind die Parochien des Upsalastiftes noch nicht von dem Umfange des nördlichsten Stiftes Hernösand (unter Leitung des frommen Dichters Franzen), welches 2000 Quadratmeilen umfaßt, aber auch dort haben dieselben schon häufig viele Meilen an Umfang. Die Parochie eines anwesenden Pfarrers, den ich kennen lernte, zählte vierzig bewohnte Inseln des Mälar. Da kann es an reichlicher Arbeit und Bewegung, namentlich in dem rauhen und langen Winter, dem tüchtigen Pfarrer unmöglich fehlen!

der Theologie sich sehr ergößen. Sie würden auch durch das hohe Pathos solcher Vorträge nicht in Verlegenheit kommen.

Im Übrigen schien die Predigt der speciellen Beziehungen ganz zu entbehren. Die tiefere Darstellung der Geheimnisse des inneren Lebens schien bei dieser Gewalt der Sprache nicht möglich zu seyn. Die Sätze wurden, wie auch sonst in Schweden und in Italien, mehr standirt, der Sinn bei der dritten, vierten Sylbe gewaltsam durchschnitten. Endlich ging die schmetternde Deklamation mit ihrem ganzen Pathos in das Gebet, selbst in das Gebet des Herrn über.

Nach dem Gottesdienst folgte nun an den beiden ersten Tagen die Lateinische Disputation über den, gewiß höchst zeitgemäßen locus: De verbo Dei; hierauf am ersten Nachmittage Lateinische Parentationen über die leibversorbenen Erzbischöfe v. Rosenfeld und Wallin, am zweiten die Übersicht der wichtigsten kirchlichen Begebenheiten und Zustände seit dem letzten Morte in Schwedischer Sprache. Für den dritten Tag stand die Berathung und Abmachung mancher ökonomischen und äußeren Angelegenheiten des Stifts an, woran sich, wie am vierten Tage, weitere Besprechungen, namentlich über die Sache der Enthaltbarkeit und der Mission, schließen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Eingefandt.)

Erwiderung auf den Correspondenz-Auszug in Nr. 12. (1844) der Ev. K. Z.

Die Widerlegung einer Behauptung durch eine Behauptung ist keine Widerlegung; deshalb will ich es versuchen, die Behauptungen des Herrn Correspondenten durch Thatfachen zu widerlegen. Der Behauptung desselben, er habe die Geheimschriften der Loge, auch die als Manuscript vertheilte Geschichte des Ordens gelesen, stelle ich die Thatfache entgegen, daß er nur Schriften über die Lehrart und die Geschichte zweier Orden, nämlich zu den drei Weltkugeln und Royal York, gelesen hat. Jeder Maurer weiß, daß über die Geschichte der Schwedischen Maurerei, deren System von der Großen Landesloge angenommen worden ist, nirgend und niemals Geheimschriften circulirt haben. Wären dem Correspondenten die Schwedischen Urkunden zugänglich gewesen, so würde ihm auch die Thatfache nicht verborgen geblieben seyn, daß die strikte Obervanz, welche neueren Ursprungs ist, in der Schwedischen Maurerei niemals Anerkennung gefunden hat. Eine laxer Obervanz aber ist, als maurerisches System, in der Wirklichkeit noch nicht dagewesen. Hätte der Correspondent jemals die Schottische Loge des Schwedischen Systems kennen gelernt, so würde er auch wissen, wie die dort verkündigte Lehre lautet. Sie lautet aber:

„Der Maurer erkennt keine andere Reinheit an als die, welche uns durch das Blut unseres Herrn Jesu Christi zu Theil wird.“

So steht **wörtlich** in den betreffenden Akten, welche unverkürzt in allen den Logen mitgetheilt werden, wo man nicht gewohnt ist, das Licht unter den Scheffel zu stellen. Was nun dieser unwiderleglichen That-

sache gegenüber von der Tendenz der Schwedischen Maurerei gegen die Orthodoxie und von der so großen Gefahr für den Johannisjünger zu halten ist, leuchtet von selbst ein. Der Ursprung der alten Maurerei, die sich mit ihren Grundsätzen und Bestrebungen in dem Schwedischen System allein unterseht und unvermischt erhalten hat, fällt in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Auch das ist nicht Behauptung, sondern Thatfache. Wie nun zu einer Zeit, da die abendländische Christenheit noch nicht in Confessionen zerpalten war, die Maurerei sich der Tendenz hingeben konnte, die Confessionsranken zu durchbrechen, bleibt ein unauf lösliches Problem. Was das Maurerthum in Schweden betrifft, so ist in dem getadelten Aufsatze nicht behauptet worden, daß dort die Maurer frei von Eitelkeit seyen; sondern nur, daß dort die Maurerei, vermittelt ihrer bisher unangefochtenen Objektivität, viel dazu beigetragen hat, der Kirche, selbst unter den Wirren des Rationalismus, ihre Selbstständigkeit zu bewahren. Das war zu widerlegen, kann aber nicht widerlegt werden, weil es gleichfalls Thatfache ist. Die gesammte evangelische Christenheit bedarf einer durchgreifenden Reform, mithin auch die subjektive Seite der Schwedischen Maurerei eben so gut, als wie die der Schwedischen Kirche. Daß die Maurerei überall, und ganz besonders in Frankreich, ein Tummelplatz für die spielende Eitelkeit und für die gierige Habgucht geworden ist, und daß die Wahrheit des Wortes: mundus vult decipi, auch hier sich beweist, beweist eben nichts. In der Kirche sehen wir überall ganz dasselbe. Auch hier muß man über viele Predigten, von denen die Zuhörer in der Majorität ganz entzückt sind, das Urtheil fällen: mundus vult decipi. Auch unter den Theologen wird vielfach gespielt mit Graden und Würden, mit Titeln und Zeichen, mit seidenen und wollenen Schorröcken; aber was beweist dies Alles gegen das Predigtamt und gegen die Theologie? Ist denn die Wahrheit so schwer einzusehen: abusus non tollit usum.

Nochmals spreche ich mein Urtheil über die Preussische Maurerei freimüthig und in dem vollen Bewußtseyn der Wahrheit dahin aus: Der Pelagianismus und der Rationalismus haben hier dieselben Verheerungen angerichtet, wie in unserem bürgerlichen und kirchlichen Leben. Der Maurerbund aber ist ein Christenbund und in seinem Ursprunge einem edlen, christlichen Zweck geweiht, und noch liegt in dem Bunde der Grund, den Gott gelegt hat, und den Niemand anders legen kann, welcher ist Jesus Christ. Unter solchen Umständen hat der Geistliche, der einmal Mitglied des Ordens ist, zugleich das Recht und die Pflicht, dahin zu wirken, daß auf dem noch liegenden Grunde ferner nicht, wie bisher, Holz, Stein und Stoppeln, sondern Gold, Silber und Edelstein gebaut werden; und geschieht dies nur in lebendigem Glauben, so wird auch hier das Reich Christi sein unveränderliches Wesen bewahren, demzufolge es dem Senfkorn und dem Sauerteig gleicht.

Will Jemand diese Sätze mit tüchtigeren, als den bisher gebrauchten Waffen bekämpfen, und in dem Kampfe streng an dem Paulinischen Grundsatz festhalten: ἀντιστείν εν ἀγῶνι, so werde ich ihm um der Wahrheit willen jederzeit zu Gebot stehen. Solchen Widerstachern gegenüber (und deren hat der Bund gar viele), welche ihr Urtheil über die Maurerei nicht **wollen** berichtigen lassen, und lieber das Kind mit dem Bade ausschütten, habe ich hiemit meine Akten für immer geschlossen; und kann mich nur auf den Herrn berufen, der Herzen und Nieren prüfet und dem wir werden Rechenschaft geben müssen von jedem unnützen Wort, das wir geredet haben.

St.

Dr. P.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 2. März.

N. 18.

Kritische Übersicht der wichtigsten neueren Leistungen auf dem Gebiete der exegetischen Literatur.

(Fortsetzung.)

In der Bearbeitung der übrigen Neutestamentlichen Schriften zeichnen wir besonders aus die Behandlung der Johanneischen Schriften, welcher der Verf. eine besondere Sorgfalt gewidmet hat. Von der Apokalypse war dies nach den schon früher bekannten Studien des Verf. nicht anders als zu erwarten. Beim Evangelium Johannis findet sich ein gelungener kritischer Überblick über die gegen dasselbe gerichteten Angriffe (S. 302 ff.). Auch hier zeigt sich vielfach, daß es der Verf. nicht an fortgesetzten gründlicheren Studien des Einzelnen hat fehlen lassen. Wir heben unter andern einen recht beachtungswerthen Punkt hervor, die Besprechung des bekannten Zeugnisses des Irenäus *) über die Verbannung des Johannes nach Patmos und die Abfassung der Apokalypse unter Domitian. Durch diese Notiz hat man die Glaubwürdigkeit und Autorität des Irenäus in Bezug auf seine Aussagen von dem apostolischen Ursprunge der Apokalypse bedeutend herabdrücken zu können gemeint. Die neueste Kritik, wie sie gegenwärtig von Tübingen her gehandhabt wird, kann überhaupt nicht genug Gelegenheiten der Art auffinden und möglichst ausbeuten, um sich einer so gewichtigen und als solche zu allen Zeiten anerkannten Autorität, wie die des Irenäus, zu entledigen. Guericke hat nun in Bezug auf jene Stelle gezeigt (S. 287 ff.), wie durchaus nichts Zwingendes darin liege, sie auf den Domitian zu beziehen, sondern die Worte vielmehr den Domitian (Nero) bezeichnen sollten, **) zu welcher etwas unbestimmten Ausdrucksweise auch der ganze Context bei Irenäus, in welchem er über den Namen des Antichristes verhandelt, wohl paßt, so wie die den Nero nicht nennende Ausdrucksweise von Tertullian, Clemens, Origenes, welche aber doch viel mehr auf diesen als auf den Domitian hinführt. — Ungenügend dagegen dürfte eher dasjenige erscheinen, was S. 309—311. über Ev. Joh. 21. verhandelt wird, wo sich der Verf. nur mit der allgemeinen Bemerkung begnügt: „die

Johanneische Abfassung selbst ist keineswegs zu läugnen,“ welche Annahme doch wohl jedenfalls einer bestimmteren Modifikation bedarf. Die Sache selbst ist aber für die Kritik des Evangeliums um so wichtiger, da nicht nur von apologetischer Seite ein bedeutendes Gewicht (und wie wir glauben, mit vollem Rechte) auf dieses Stück gelegt ist; *) sondern auch von Seiten der negativen Kritik dasselbe zu Gunsten einer späteren Bearbeitung und Depravation des ursprünglichen Johanneischen Evangeliums mit einem gewissen Scheine benützt worden. Man sieht hier, wie mehrfach, daß der Verf. in einem gewissen taedium gegen die modernen kritischen Bestrebungen sich doch in Rücksicht auf sie nicht lebendig genug das Bedürfnis der Gegenwart vergegenwärtigt hat, und darum sein Antidoton gegen jene nicht immer ein ausreichend wirksames geworden ist.

Wir übergehen hier die Behandlung der Paulinischen Briefe und wenden uns noch mit einigen Bemerkungen zu demjenigen, was in Bezug auf die Briefe Petri S. 448 ff. verhandelt ist. Sehr treffend ist die Tendenz des ersten Briefes gezeichnet. „Das Schreiben des Petrus verräth eine zwiefache Hauptabsicht: zunächst (nach dem Gesamttinhalt) die Christen, an welche er schrieb, durch Erweckung einer lebendigen Hoffnung zum Wachsthum in der Heiligung und zur Geduld unter den Leiden zu ermuntern; sodann — bei der Eingenommenheit der in Kleinasien aufgetretenen jüdisch-judaistischen Irrlehrer gegen Paulus — als Judenapostel ihnen zu bezeugen, daß die von dem Heidenapostel Paulus ihnen verkündigte Lehre das ächte Evangelium sey (dies nach den ganz klaren Stellen 1, 25. und 5, 12.); und in ihnen beiden durch zeitgemäße Ansprache und Ermahnung, ja — ächt Petrinisch — schon durch das Faktum solches Schreibens selbst, einen Beweis seiner innigen brüderlichen und apostolischen Theilnahme zu geben. Zum Zweck mehrerer Veranschaulichung der Geisteseinheit zwischen dem Juden- und Heidenapostel scheint Petrus mehrere Briefe des Paulus, die ja sobald sich verbreiteten, gelesen zu haben und in einigen Stellen wörtlich darauf aufzuspielen und nicht unmöglich, daß (zur Veranschaulichung des innigen Einverständnisses sowohl mit einem Paulus als mit Jakobus) ein ähnliches Verhältniß selbst mit dem Briefe Jakobi stattfand.“ Nur in Bezug auf die hieher gehörigen historischen Beziehungen erlauben wir uns noch einige besondere Bemerkungen. Einmal drückt sich G. darüber schwankend aus, ob eine persönliche Wirksamkeit des Petrus in jenen kleinasiatischen Gemeinden, an welche der Brief gerichtet ist, zu statuiren sey. Dies war mit Sicherheit zu verneinen. Schon die allgemeine Salbung des Briefes selbst und der Überschrift insbesondere, der Mangel an specielleren Beziehungen spricht gegen eine solche

*) Οὐδὲ γὰρ πρὸ πολλοῦ χρόνου ἐπαρτή (sc. ἡ ἀποκάλυψις), ἀλλὰ σχεδὸν ἐπὶ τῆς ἡμετέρας γενεᾶς, πρὸς τῷ τέλει τῆς Δομιτιανοῦ ἀρχῆς. Iren. adv. haer. V, 30, 3., vgl. Euseb. h. e. 3, 18.

**) Vgl. j. B. Juvenal 8, 228.: ante pedes Domiti (b. i. Nero). Siezu paßt das Fehlen des Artikels vor Δομιτιανῷ sehr gut. Die Worte: σχεδὸν ἐπὶ τῆς ἡμετέρας γενεᾶς machen kein Hinderniß. Denn „genau genommen kam das Ende der Regierung des Domitian ziemlich eben so wenig Irenäischem Zeitalter nahe als das Neronischer.“

*) S. besonders Tholuck, Glaubwürdigk. d. ev. Gesch. S. 276 ff.

Wirklichkeit. Die älteste Notiz bei Origenes (Euseb. h. e. 3, 1.) darüber ist sichtlich nur ein aus der Überschrift gezogener Schluß, wodurch das *ῥοικεν* desselben sich allein genügend erklärt. Sodann spricht sich G. nicht minder schwankend über den Ort der Abfassung aus („wahrscheinlich von einem Orte Afien's aus, vielleicht im Persischen Reiche, wohin er zur Verkündigung des Evangeliums sich begeben haben mochte“). Eine solche Vermuthung entbehrt nun alles historischen Fundamentes. Aus der ganzen späteren Zeit des Petrus wissen wir nur mit Bestimmtheit von seinem Aufenthalte und Märtyrertode in Rom, und auch G. hat mit Recht diese durchaus unverdächtige Überlieferung gegen die Verdächtigung der neueren übertriebenen Zweifelsucht in Schutz genommen (S. 449., wo wir nur einige Erläuterungen der wichtigsten hieher gehörigen und zugleich besonders angefochtenen Stellen gewünscht hätten). Hiemit im vollsten Einklange steht auch die St. 1 Petr. 5, 13., wo man nicht fortwährend so zaghaft in der Erklärung des *ἡ ἐν Βαβυλῶνι συννεκλεκτῇ* seyn sollte, wie es auch bei G. noch der Fall ist. *) Daß *συννεκλεκτῇ* nicht auf die Gattin zu beziehen sey, geht nicht bloß aus dem folgenden (nothwendig im geistigen Sinne zu fassenden) *ὁ ὕψος μου* hervor, sondern auch aus dem Ausdrucke selbst, der nur an die Gemeinde in Babylon denken läßt (s. Steiger, Comment. S. 422.). Der etwas frappirende Ausdruck erklärt sich sofort genügend aus dem beistehenden *ἐν Βαβυλῶνι* und steht zu diesem im augenfälligen, jedem aufmerksamen Leser in die Augen springenden Contraste. Daß nicht der eigentliche Ausdruck *ἐκκλησία*, sondern das die Gemeinde ihrer *ἐκλογῇ* nach bezeichnende Prädikat gewählt ist, führt demnach auch auf die uneigentliche Fassung des so eng damit verbundenen *ἡ ἐν Βαβ.* für Rom, sofern in diesem eigentlichen Repräsentanten des Heidenthums mit seinem ganzen Verderben jene *συννεκλεκτῇ* sich befand. Zugleich wird dadurch B. 13. mit B. 12. genauer verbunden (wie dies noch z. B. Steiger ganz verkennt). Tritt in B. 12. die apostolische Glaubenseinheit als so entschieden bezeugt hervor, so schließt sich daran sehr schön B. 13. die Bezeugung der Einheit und innigen Gemeinschaft der Gemeinden (vgl. das *συννεκλεκτῇ* besonders mit dem Einklange 1, 1. *ἐκλεκτοῖς*). Hierzu kommen noch viele einzelne Gründe. Diese Erklärung entspricht ganz dem Alttestamentlichen Charakter des Petrus. Durch beide Briefe zieht sich eine ächt prophetische Anschauungsweise hindurch. Der Gebrauch Babylons von Rom kann nach dem Sprachgebrauche der Apokalypse und selbst im gewöhnlicheren Gebrauche des Judenthums nur als ein damals sehr bekannter und verbreiteter angesehen werden. Die Erklärung ist bezeugt durch ein hohes Alter, sie findet sich bereits bei Papias, Clemens Alex. u. A. — Als ein „Babel“ hatte sich Rom bereits zur Zeit der Abfassung des Briefes ge-

zeigt. Denn die Art, wie hier von den Leiden der Christen die Rede ist, das große Gewicht, welches durchweg darauf gelegt wird, lassen sich nur genügend durch eine Beziehung auf die Neronischen Zeitverhältnisse und Verfolgung erklären, und G. hat unseres Bedünkens nicht gut gethan, nach dem Vorgange Credner's dies in Abrede zu stellen.

Es ist gewiß recht erfreulich, daß in einer Zeit, wo man von so manchen Seiten her auf die am sichersten beglaubigten Schriften des N. T. die kühnsten Angriffe erhebt, doch auch bei einem Buche, welches in viel größerem Umfange so oft für einen verlorenen Posten erklärt ist, wie dem zweiten Briefe Petri, es doch auch bis in die neueste Zeit hinein nicht an tüchtigen und entschiedenen Vertheidigern gefehlt hat. Die Schrift von Heydenreich (ein Wort zur Vertheidigung der Aechtheit des zweiten Br. Petri mit Rücksicht auf die neuesten Gegner desselben. Herborn 1837) hat namentlich sehr gut die innere Beschaffenheit des Briefes besprochen und verdient viel größere Beachtung, als ihr bisher scheint zu Theil geworden zu seyn. Überhaupt ist die Beweisführung aus inneren Gründen hier auf besonders stringente Weise zu führen und G. hat ganz Recht, wenn er die aus inneren Merkmalen hergenommenen Argumente der Gegner als sehr schwankender und subjektiver Natur bezeichnet. Dagegen scheint uns die äußere Geschichte des Briefes von apologetischer Seite noch immer zu wenig genügend behandelt. Sie bildet z. B. auch in der sonst so viel Treffliches enthaltenenden Olshausen'schen Abhandlung die schwächste Partie. Über diese Beweisführung dürfte aber auch die G.'sche schwerlich hinausgekommen seyn. Unter diesen Umständen möge man uns um so mehr einige Andeutungen über den schwierigen Gegenstand zu Gute halten. — Das Alter des Briefes erhellt aus denjenigen Stellen der apostolischen Väter, in welchen sich Ausführungen aus demselben finden. Diese nennt zwar auch noch G. „nicht ganz sicher,“ sie scheinen aber deutlich genug zu seyn. Querst ist hieher zu rechnen eine bei den Neueren (auch bei G.) übergangene Stelle — vielleicht weil sie bei Lardner fehlt — aus dem Briefe des Barnabas E. 15., wo es heißt: *ἡ γὰρ ἡμέρα παρ' αὐτῷ* (es geht vorher: *ὁ θεὸς κύριος*) *κίλμα ἔτη*, vgl. 2 Petr. 3, 8.: *ὅτι μία ἡμέρα παρὰ κυρίου ὡς κίλμα ἔτη*. Daß bei Barnabas nicht die Alttestamentliche Stelle Ps 90, 4. berücksichtigt sey, erhellt daraus, daß dieselbe sofort noch citirt wird, aber wieder abweichend (*ἰδοὺ, σήμερον ἡμέρα ἔσται ὡς κίλμα ἔτη*). Der Brief schließt die chiliastischen Vorstellungen demnach an diese Alttestamentliche Stelle und an die noch näher liegende Petrinische. Jedenfalls ist dieses Citat deutlicher als die beiden bekannten aus Justinus M. und Irenäus, welche auch G. für „unverkennbare Anspielungen“ erklärt (S. 462.). Sodann sind noch die Beziehungen auf unseren Brief im ersten Br. des Clemens Romanus genauer zu würdigen, als bisher geschehen ist. Es kommt hiebei darauf besonders an, die Stellen E. 7. 9. 11 in ihrem Zusammenhange aufzufassen (vgl. auch die beachtenswerthe St. Cap. 23. mit 2 Petr. 3, 3. 4.), wobei sich ganz unverkennbare Nachbildungen der Petrinischen Stelle (2, 5 ff) zeigen. Zugleich ist hier die ganze Manier des Clemens in Bezug auf dergleichen

*) Wozu vielleicht solche Verunglimpfungen etwas beitragen mögen (durch die sich aber in unserer Zeit ein reblicher Forscher am wenigsten irre machen lassen darf), wie sie etwa bei Credner zu lesen sind: „am frühesten, weissen und verderblichsten (sic!) hat die Annahme, daß Petrus mit Babylon Rom gemeint habe, in den Köpfen gespußt.“ (Einf. 2. S. 644.)

Nachbildungen Neutestamentlicher Stellen, wobei sich durchweg eine gewisse Selbstständigkeit zeigt, wohl zu beachten (vgl. besonders Bleek, z. Br. an die Hebr. I. S. 92 ff.), um diese Übereinstimmung noch treffender zu finden. — Merkwürdig ist besonders der Gebrauch und die Anerkennung, welche der Brief bei den gelehrten Alexandrinern, Clemens und Origenes fand. In Bezug auf ersteren läßt sich die canonische Anerkennung hier grade so stringent nachweisen, als bei dem zweiten und dritten Johanneischen Briefe; wenigstens, sagt auch G. mit Recht, er gebe sich daraus die bereits weite Verbreitung des Briefes. Origenes erklärt nun (bei Euseb. 6, 25.): Πέτρος — μίαν ἐπιστολήν δημολογουμένην καταλείπειν· ἔστω δὲ καὶ δευτέρα, ἀμφιβάλλεται γάρ. Daß Origenes nicht wie Credner noch behauptet, „bedenklich“ in Bezug auf die Ächtheit des Briefes war, erhellt 1. schon daraus, daß derselbe ganz dieselben Worte von den beiden letzten Johanneischen Briefen gebraucht *) und nur von fremden Bedenken, keineswegs aber von seinen eigenen redet; 2. daß Origenes ausdrücklich anderweitig den Brief als ächt Petrinisch bezeichnet (Credner muß deshalb diese Stellen als unächt zu beseitigen suchen); 3. daß auch der gelehrte, in der Schule des Origenes gebildete große Verehrer des Origenes, Firmilianus, die Petrinische Abfassung bezeugt. — Nun fragt sich, worauf sich denn jene Zweifel gründeten, von denen bereits Origenes spricht. Wenn Hieronymus uns auf die „dissonantia styli cum priore“ verweist (de vir. illustr. c. 1.), so ist dies wohl nur ein von ihm aus ähnlichen Erscheinungen (wie beim Hebräer-Briefe, der Apokalypse) gezogener Schluß: anderweitig existirt darüber keine Spur. Jedenfalls ist es wichtig, daß Hieronymus von keinen historischen Gründen spricht, worauf die Längnung der Ächtheit beruhe. Guericke verweist auf die Verwandtschaft des Briefes mit dem des Judas als den Erklärungsgrund jener Zweifel, aber auch nur mit einem „vielleicht.“ Uns scheint besonders wichtig zu sein, zu bestimmen, wo sich jene Nicht-Anerkennung unseres Briefes finde und danach das ἀμφιβάλλεται des Origenes genauer zu bestimmen. Einmal „wies (wie Credner sich ausdrückt) die Syrische Kirche den Brief aus ihrem Canon zurück.“ In diesem Umstande liegt nun durchaus kein entscheidendes kritisches Moment, da sonst ein nimium probare stattfinden würde. Die Frage, wovon der Canon der Vespito bei seiner Reception von nur drei katholischen Briefen bestimmt wurde, bedarf überhaupt noch einer erneuerten Untersuchung. Bis jetzt ist diese nichts weniger als abgeschlossen. Aber auch auf das Abendland werden wir verweisen. „In der Occidentalischen Kirche fand unser Brief noch später Eingang, denn in der Mitte des dritten Jahrhunderts kannte man ihn daselbst noch nicht,“ sagt Mayerhoff, Einl. in d. Petr. Schr. S. 213. Grade aber aus der Occidentalischen Kirche haben wir ein sehr merkwürdiges Zeugniß dafür, daß man hier im zweiten Jahrhundert in Bezug auf die Petrinischen Schriften überhaupt noch in merkwürdiger Ungewissheit war. In dem Muratorischen Canon fehlen bekanntlich beide Briefe Petri, und

statt dessen wird die „Apokalypse Petri“ aufgeführt. *) Unter diesen Umständen erklärt sich die Übergehung unseres Briefes bei einem Tertullian, Cyprian schon um vieles leichter, als wenn man diese Thatsache für eine ganz isolirte Erscheinung hält. Grade die vielfache Verbreitung des jedenfalls alten Apokryphons, der Apokalypse des Petrus, mußte das Urtheil über den zweiten Brief noch erschweren, wenn man den eigenthümlich prophetischen Inhalt dieses Briefes näher in's Auge faßt, in welchem schon Frühere ein gewisses apokalyptisches Element nicht verkannnten. **) Auf dasselbe Resultat führt auch eine genauere Untersuchung der apokryphischen Apokalypse selbst, wie sie jedoch hier nicht geführt werden kann.

Wir können es uns zum Schlusse nicht versagen, noch auf einen Umstand aufmerksam zu machen. In neuester Zeit, der 1ten Aufl. seiner Einleitung, hat de Wette die inneren Gründe gegen die Authentie des ersten Briefes Petri noch „verstärkt.“ Es ist dabei aber merkwürdig, wie grade diese Argumentation in ihrer angeblichen Verstärkung vielfach und genau übereinstimmt mit derjenigen, welche gegen den zweiten Brief erhoben ist. So z. B. die Äußerungen (S. 317 ff.): „Noch konnte Petrus kaum die späteren Paulinischen Briefe, deren Bekanntschaft der Brief voraussetzt, gelesen haben,“ — „vergebens sucht man in diesem angeblichen Werke des Petrus — eine bestimmte Eigenthümlichkeit“ — „der Schriftsteller beherrscht die Gedanken, mit denen er umgeht, nicht mit Freiheit und Leichtigkeit als sein Eigenthum“ u. s. w. Es liegt in der Natur der Sache, daß solche Erklärungen der negativen Kritik die Vertheidigung der Authentie des zweiten Briefes nicht wenig erleichtern müssen, und dieser selbst Bahn brechen, und daß dann auch diesem letzteren dasjenige zu Gute kommen muß, was de Wette (S. 322.) selbst mit allem Widerstreben zugeesehen sich genöthigt sieht, daß jene Zweifelsgründe nicht viel Anerkennung finden könnten und „die an sich verhasste Annahme der Unterschiebung“ keine Wahrscheinlichkeit für sich habe.

(Schluß folgt.)

Zur Charakteristik der Schwedischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Der Erzbischof ***) eröffnete die Verhandlungen, welche im Saale der Kathedralschule gehalten wurden, durch Vorlesung eines

*) Wir können nämlich die kritische Willkür, mit welcher man die vielbesprochene Stelle: „apocalypsis etiam Johannis et Petri tantum recipimus“ auf freilich sehr verschiedene Weise zu corrigiren versucht hat, nicht bllägen, und müssen uns auch in dieser Beziehung gegen G. S. 47 ff. entscheiden, was hier allerdings nicht weiter ausgeführt werden kann.

**) S. z. B. Wolf, curae IV., p. 477 sq.

***) In einfacher Tracht, aber mit Orden bedeckt, welche zwar vom Könige verliehen werden, doch, wie bemerkt, eine geistliche Bedeutung haben. Das Bischofskreuz schwebte, über dem breiten Bande des Seraaphinenordens, zwischen zweien Ordenskreuzen; auf die linke Brust war ein anderes, großes Kreuz geheftet, tiefer unten ein noch viel größeres.

*) Ἔστω δὲ καὶ δευτέρα καὶ τρίτη· ἐπεὶ οὐ πάντες φασὶ γνησίους εἶναι ταύτας. Euseb. l. c.

Lateinischen Gebetes und einer kurzen Anrede, worin der großen Zerkwürfnisse der Zeit gedacht, und die Hoffnung ihrer Lösung ausgedrückt wurde.

Während dessen ging ganz unbefangen einer der Geistlichen an das Tischchen, welches nahe vor dem Stuhl des Erzbischofs mit Wasser servirt war, schenkte sich ein Glas ein und trank es aus. Niemand befremdete diese blühende Naivetät; aber ein Glas Wasser zu dem Gebete des Primas der Kirche von Schweden, bei der feierlichen Eröffnung eines Concils, war doch etwas mehr als naiv — es hätte doch auffallen müssen!

Behufs der Disputation waren zwölf ausführliche Thesen von dem Präsidenten, Propst Nordström, entworfen, imgleichen achtzig kurze Quästionen von Pastor Nordhammar. Beides wurde in Quart gedruckt ausgegeben, letztere lagen noch besonders der Prüfung der jüngeren Geistlichen zum Grunde, womit der Aktus am zweiten Vormittage schloß.

Präsident verlas nun vom obersten Katheder herab seine Anrede, worauf einer der drei Respondenten auf dem niederen Katheder, und nun die beiden ersten Opponenten nach einander auftraten.

Alle diese begannen jedesmal mit einer Anrede an den Erzbischof, an das Consistorium, die Professoren, die Versammlung; es flogen hiebei ganze Wolken von Weihrauch auf, die, ehe es zur Sache kam, was noch von Sinnen lebendig war, nothwendig erstickten. Besonders mußte der bescheidene Bischof es dulden, daß ihm so an jedem Tage vier und mehrmals alle seine Grade, Würden und Meriten in stets gleicher Folge vorgerechnet wurden, es mußte eine unverwundliche Geduld dazu gehören.

Alle diese Herren hatten ihre Bemerkungen auf einem Quartblatt fertig, dieses hatte bei einigen wohl auf der Reise gelitten, das Lesen war nicht immer fließend, bei dem unaufhörlichen Hin- und Hergehen durch die offenen Thüren des Parterres und der Gallerie unverständlich. Indeß auch die Respondenten hatten zum Theil ihre Gegenantwort schon auf dem Papier, alles machte den Eindruck eines einstudirten Gesechts. Selbst die Dankagung für die genossene *venia* der Gegenpartei wird von dem Papiere abgelesen, wie die *captatio benevolentiae*, in der es bei einem der Opponenten hieß: „*In tanto virorum doctissimorum agmine etc. — quid mirum, me confundi?*“

Einer der letzteren, der lange Zeit an einer gelehrten Schule gearbeitet, erwies sich indessen als tüchtiger Humanist. Nachdem er an die verschiedenen Klassen der Versammlung abwechselnd Hebräische, Griechische und Lateinische Verse gerichtet, ging er in einem langen Aufsatz die gedachten Thesen mit schonungsloser Strenge durch, indem er Satz für Satz ihre „puren Barbaismen“ aufzuzeigen suchte, und jedesmal schloß: *Scriptissem vero etc.*

Es war das einzigmal, wo, den Respondenten wenigstens, der Geduldfaden zerriß. Sie erklärten, nicht die Latinität, sondern der Inhalt derselben, sey der Gegenstand der Disputation,

hierauf habe er seine Angriffe zu richten. Als dieser dieses nicht zugestand, wiederholten jene ihre Protestation, indem sie ihm in dieser Art das Wort nur zugestehen würden, wenn der Herr Erzbischof damit einverstanden wäre, worauf man die Sache fallen ließ.

So erschien es als kein großer Zeitverlust, wenn der Nachmittag der Verlesung zweier Parentationen gewidmet wurde. Die Zahl der Anwesenden hatte sich sehr vermindert, diese aber hörten nicht, der Saal erschien als eine offene Halle, ich konnte es nicht lange ertragen. Aber es ist doch auch unmöglich einzusehen, für wen diese officiellen Vorträge erbaulich seyn konnten. Warum druckte man die Reden nicht, und ließ sie lesen wer wollte?

Und wird man an dieser Stelle gewagt haben, wenn einmal geredet werden sollte, über die einst hochgestellten Männer, deren Staub nun vor dem Angesicht Gottes ruhte, die lautere, allein erbauliche Wahrheit zu sagen? Und wenn nicht, wie mußte es den Wahrheitsinn der Diener der Wahrheit vergiften, wie mußte es die Lauen kälter, die Trägen noch genügsamer machen! Ich gestehe, über die Verstorbenen kein Urtheil zu haben. Die Reden sollen sehr panegyrisch gewesen seyn, draußen aber klang es gar nicht panegyrisch: „Der Ruhm eines Dichters sey noch nicht der eines Bischofs. Und der unter beiden, welcher des dichterischen Nachrufs entbehre, sey auch sonst nicht hoch zu rühmen.“

Am anderen Tage wiederholte sich der ganze Disputationsprozeß noch einmal in völlig gleicher Weise. Des Weihrauchs und der gedrechselten Komplimente war kein Ende. Besonders überschütteten sich Respondenten und Opponenten damit.

Das Urtheil über das Ganze sprach die Versammlung selbst. Die Bänke waren jetzt völlig zur Hälfte leer. Und die eben zugegen waren, schenkten selten den Verhandlungen einige Aufmerksamkeit. Wie war dies möglich? Allen waren diese leeren Formalitäten schon bekannt, für Niemand hatten diese kümmerlich zusammengeschriebenen Exercitien Bedeutung, unter diesem Wirbel von Schulstaub und leerer Spreu mußte auch ein gutes Korn unbemerkt zur Erde fallen, wenn Jemand geneigt gewesen wäre, unter so ungünstigen Umständen damit hervorzutreten. So kam denn hier auch nicht ein Funken des Geistes und der Kraft zu Tage, nicht ein Zeugniß des Lebens im Glauben wurde gegeben; die ganze Verhandlung über das wichtige Thema ging hin, ohne daß irgend eine Förderung des Glaubens oder des Wissens daraus hätte hervorgehen können. Es blieb hier nichts, als der Heroismus der Geduld zu bewundern, mit dem man sich dieser Langenweile eines zweiten Tages unterzog; aber auch hiezu blieb wenig Raum, da sich Jedermann die Zeit beliebig zu verkürzen wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 6. März.

N^o 19.

Kritische Übersicht der wichtigsten neueren Leistungen auf dem Gebiete der exegetischen Literatur.

(Schluß.)

Über Johannes Marcus und seine Schriften, oder: welcher Johannes hat die Offenbarung verfaßt. Eine Abhandlung — von Dr. F. Hügig. Zürich 1843. 8. 224 S.

Einen besonders grellen Contrast zu demjenigen kritischen Verfahren, welches bisher von uns charakterisirt war, bildet die vorliegende Schrift. In derselben findet sich die Arroganz und das alle Geschichte verläugnende und umkehrende Phantasiespiel neuerer Kritiker in einer Weise vereinigt, welche sie füglich als einen Repräsentanten dieses modernen Unfugs betrachten läßt. Daß durch die Ostentation, mit welcher so unglückliche Einfälle, wie deren einer hier weitläufig entwickelt und als unwiderleglich angekündigt wird, noch immer so Manche, von denen man Besseres erwarten sollte, sich blenden und zur Verwunderung hinreißen lassen, ist freilich besonders betrübend. Es hat uns z. B. wehe gethan, noch neuerdings einen Mann wie Dr. Lücke von dieser „gelehrten und sinnreichen Schrift seines Freundes“ reden zu hören. Wir meinen, es hätte demselben vielmehr die Erscheinung einer solchen Schrift Schmerz verursachen müssen, welche sich selbst als auf die von Lücke gewonnenen Resultate weiter fortbauend ankündigt, um hier davon nicht zu reden, wie traurig es ist, einen öffentlichen Lehrer der Theologie ein solches öffentliches Denkmal seiner Stellung zum Evangelium überhaupt sich setzen zu sehen.

Wer mit gewissen der neuesten Schriften über die sogenannte „Johanneische Literatur“ sich bekannt gemacht hat, weiß, wie grobe „Selbsttäuschungen“ in dieser Beziehung nicht bloß den neueren Gelehrten, sondern auch der christlichen Kirche in allen Jahrhunderten zur Last gelegt zu werden pflegen. Man darf es wohl als eine Art von Kaiphas-Weissagung ansehen, wenn von jener Seite her neuerdings in Bezug auf die neuesten Ermittelungen über die Johanneischen Schriften gesagt wurde, dies sey „grade der jetzigen Theologie zu einem Fall und Anstoß gesetzt und ein Zeichen, dem widersprochen wird.“ *) Wahrlich es gibt kein charakteristischeres Kennzeichen für den Geist, der in dieser Kritik sein Wesen treibt, als jener entschiedene Widerwille, der sich gegen den Jünger, den der Herr lieb hatte, hier überall ausspricht, jenes rastlose Streben, sich seines Wortes möglichst zu entschlagen.

Die gegen die Aechtheit der Apokalypse gerichtete Kritik ging bisher von der Aechtheit des Johanneischen Evangeliums aus und gründete ihren Hauptangriff auf die Nachweisung der Unvereinbarkeit beider Schriften, der Unmöglichkeit, sie demselben Verfasser zuzuschreiben. Das Resultat dieser Kritik, der Apostel Johannes könne nicht die Apokalypse geschrieben haben, mußte sich dann bei denen, welche auch die Aechtheit des vierten Evangeliums bezweifelten, wie de Wette, in das noch allgemeinere auflösen, daß beide Bücher nicht einem Urheber angehören könnten. Es war aber nicht sowohl das Auffällige des grellen Widerspruches, in welchen man sich gegen die reiche Fülle historischer Zeugnisse, wie sie grade in Bezug auf die Offenbarung vorliegen, setzte, als vielmehr ein anderes Interesse, welches die neuesten Kritiker der Baur'schen Schule *) bewog, die Sache gradezu umzukehren, die Johanneische Abfassung der Apokalypse zu behaupten und von dieser Annahme aus gegen die Aechtheit des Evangeliums „eine tödtliche Waffe zu schmieden.“ In die nach modernem philosophischem Zuschnitt zurechtgelegte älteste Geschichte des Christenthums wollte sich das „einzige zarte rechte Hauptevangelium“ nicht fügen: es spottete mit seinen Gottesgedanken des armseligen Schemas menschlichen Witzes. Es lag Alles daran, dasselbe dem Apostel abzusprechen, es aus dem ersten Jahrhundert und seiner geistigen Entwicklung herauszuschaffen. Unter dem Scheine, der Geschichte hier ihr volles Recht widerfahren zu lassen, hielt man es vor allen Dingen für zweckmäßig, die Apokalypse mit ihren (angeblich) beschränkten jüdischen Vorstellungen den apostolischen Kreise wieder einzureihen. Es kam nun nur darauf besonders an, die „Kluft“ zwischen beiden Büchern möglichst zu erweitern und den geistigen Gehalt, die Fülle und Tiefe der apokalyptischen Ideen möglichst auszuleeren und wieder zu äußerlichen und beschränkteren judaisirenden Vorstellungen herabzudrücken. So übersieht man, wie man bei allem Rühmen des Fortschreitens und dem Streben des „Enttäuschens“ wieder — bei Semler angekommen ist. Für diese Art von Leuten haben noch Herder und Eichhorn vergeblich geschrieben.

Damit es aber auch an diesem zuletzt gewonnenen Resultate sich zeige, daß es „modern“ und mithin auch dem flüchtigen Wechsel der Mode unterworfen sey, ward es ungeachtet der stärksten Versicherungen seines baldigen allgemeinen Einganges, jüngst wieder von Hügig umgestoßen und durch ein neues ersetzt, von dem uns auch vor allen Dingen wieder versichert wird, es werde unbedingt das Feld behaupten (Vorrede S. VIII). Vergebens hat man wieder auf die historischen Zeugnisse für die Aechtheit der Apokalypse hingewiesen. Hügig hält sie kaum der

*) Zeller's Jahrb. 1842, S. 3. S. 451.

*) Vgl. Baur, Lehre von der Dreieinigkeit 1. S. 164. 283 ff.

Erwähnung werth. Die früh verbreitete Meinung von dem apostolischen Ursprunge ist aus dem trügliehen Augenscheine des Buches selber gestossen (S. 9.) — mit dieser Auskunft müssen wir uns über alle Bedenken ohne Weiteres wegsetzen. Mit derselben fast naiven Leichtigkeit schreitet er dann über die so vielfach diskutirte Frage, ob der Verfasser der Offenbarung für den Apostel Johannes gehalten seyn wolle? hinweg, ganz so als ob gar nichts in dieser Hinsicht vorgefallen sey — und doch wie entschieden hatten die sonst so belobten Tübinger Jahrbücher wieder das Gegentheil behauptet! — und begnügt sich mit der Versicherung, der Verfasser „scheine sich nach 18, 20., 21, 14. aus dem Kreise der Apostel auszuschließen“ (S. 10.). Nachdem auf diese unerhört leichtfertige Weise zwei Kardinalpunkte der Untersuchung abgethan sind, ist es H zig ein Leichtes mit der Vermuthung (wie sie zuletzt von Credner vorgetragen ist), daß der Presbyter Johannes der Verfasser sey, sich ebenfalls rasch abzufinden, und so ist er denn mit der vorläufigen Beantwortung der Frage: welcher Johannes ist Verfasser der Offenbarung? fertig, nämlich: kein anderer als Johannes Marcus. Die Untersuchung über das Evangelium wird dabei ganz als ungeshörig abgewiesen, und nur beiläufig erfahren wir darüber etwas, wonach der Verf. dasselbe für ein Werk des Presbyter Johannes zu halten scheint, indem „die zwei Schlußverse ein Späterer hinzufügte, der, gleichwie Irenäus und Polykrates, den Presbyter mit dem gleichnamigen Apostel verwechselte“ (S. 7.). Wie steht es nun mit dem Tübinger so unumstößlich gewissen Sage von der Entstehung des Evangeliums aus den Montanistischen Kreisen und seiner vermittelnden Tendenz? So wohlfeil ist es, dergleichen Hypothesen eine durch die andere zu verdrängen. Wir fügen als ein würdiges Seitenstück noch die über den zweiten Brief an den Timotheus hinzu, daß derselbe „durch die berechnete Verschmelzung zweier Paulinischen Briefe und das Hinzuthun eines großen fremdartigen Bestandtheils seine gegenwärtige Gestalt erhalten habe“ (S. 155.).

Eine Ansicht, welche schon von Dionysius von Alexandria (bei Euseb. h. e. 7, 25.) angedeutet, aber sofort als ein unglücklicher Einfall abgewiesen wurde, welche dann bei den neueren Kritikern kaum der Erwähnung, geschweige denn der Widerlegung für werth geachtet wurde, nämlich daß Johannes Marcus die Apokalypse geschrieben habe, — diese Ansicht hat hier ihre ausführliche Vertheidigung gefunden. Diese Hypothese steht mit der neuerdings in Aufnahme gebrachten, von der Ursprünglichkeit des zweiten Evangeliums, in enger Verbindung: sie ist die Fortsetzung des letzteren. Der originellste der Evangelisten ist auch der Verfasser eines so originellen Buches, wie die Apokalypse im Neutestamentlichen Canon. So hält es denn der Verf. für seine Pflicht, sich über jene Priorität des Marcus-Evangeliums auszulassen (S. 37 ff.) in einer Abhandlung, aus welcher wir seine schmählische Mißhandlung des ersten und dritten Evangeliums ersehen, indem uns bei Marcus bei aller ihm gespendeten Belobung der leidige Trost gegeben wird, er enthalte „eine im Verhältniß treue Überlieferung.“

Diesem Verfahren entspricht denn auch genau der „Beweis“

des Hauptsatzes, daß Apokalypse und zweites Evangelium Werke desselben Verfassers, geführt aus „Sprache, Composition und Lehrgehalt“ beider Schriften. Die Führung dieses Beweises ist eine wahre Musterkarte von Beispielen, an denen sich zeigen läßt, wie man nicht kritisiren darf. Es ist z. B. viel Verkehrtheit mit dem sogenannten linguistischen Beweise (dem wir an sich seinen vollen Werth durchaus nicht abzustreiten gemeint sind) getrieben worden; aber ein solcher Unfug, wie er hier in dieser Beziehung getrieben wird, sucht wirklich seines Gleichen. Das Ganze läuft auf die richtige Wahrnehmung hinaus, daß beide Bücher in manchen hebraisirten Wendungen und Redensarten zusammentreffen. Diese aber sind für den vorliegenden Fall grade die zum Erweise dessen, was erwiesen werden soll, untauglichsten. Von dem übrigbleibenden läßt sich mit leichter Mühe nachweisen, daß bei diesem Verfahren jedes biblische — und wer weiß noch wie viel andere — Buch mit der Apokalypse parallelisirt werden kann. Doch ist dieser Abschnitt noch derjenige, welcher ein wenn auch nur sehr geringes Maß von Wahrheit enthält. Dagegen sind die beiden folgenden über Composition und Lehrgehalt der fraglichen Bücher nur geeignet, einen komischen Effect zu machen. Man lese nur einmal, was über den poetischen Geist, wie er sich schon im Evangelium Marcus finden und darum ihn auch als den „Dichter“ der Apokalypse beurkunden soll, in diesem Buche alles zu lesen ist. Da heißt es z. B. wörtlich folgendermaßen (S. 118.): „Zwar die groteske Vergleichung der unsaubern Geister mit Fröschen, Apof. 16, 13., kommt im Evangelium nicht vor, dagegen die des reinen Geistes mit dem reinen Geschöpf, der Taube, E. 1, 10. Die Stelle dort ist noch dadurch merkwürdig, daß die Anschauung sofort vom Urtheil überholt wird. „Ich sah drei unsaubere Geister, wie Frösche“ u. s. w.; wirklich gesehen hat er nur Frösche, aber geurtheilt, sie seyen Dämonen. Nicht anders Marc. 8, 24.: βλεπω τοὺς ἀνθρώπους, ὅτι ὡς δένδρα ὅρα περιπατοῦντας. Er sah Gestalten wie Bäume; da sie sich aber fortbewegten, hielt er sie für Menschen. Auch diese Vergleichung selber zeugt von Phantasie“ u. s. w. Wahrlich, Eine Bemerkung dieser Art reicht hin, um den Credit, den ein solcher Kritiker noch hinführen verdient, zur Genüge zu bestimmen. Damit man aber auch noch sehe, daß es in dem dritten Hauptabschnitte des Buches („zur Geschichte des zweiten Evangeliums und seines Verfassers“) um nichts besser aussieht, theilen wir aus dem wüsten Conjecturenspiel, wie es dort getrieben wird, noch eine Probe mit. Zu Bezug auf den Schluß des Marcus-Evangeliums (S. 187 bis 204) „resultirt als die größte Wahrscheinlichkeit, daß Lucas einen ihm minder zuzugenden Schluß des Marcus-Evangeliums in seinem Exemplar kritisch abgeändert habe.“ Diese „Abänderung“ fällt noch vor die Abfassung der Apokalypse. Hieraus erklären sich die Schlußworte derselben 22, 18. 19., die feierliche Bedrängung aller derer, welche zu dem Worte der Weissagung etwas hinzuthun oder davon zu thun unternehmen würden. Dieser Ausspruch ist nämlich nichts Anderes als die Folge der schmerzlichen Erfahrungen, welche Marcus vor Kurzem in Bezug auf sein Evangelium (welchem ursprünglich

nach S. 205 ff. auch die Perikope von der Ehebrecherin, Joh. 8., angehörte) gemacht hatte, man denke: an keinem Anderen als an — Lucas. Solch ein Denkmal haben sich schon gegenseitig die Evangelisten einander gesetzt — und auf ein solches Evangelium hat die Kirche allezeit ihren Muth, ihre Kraft, ihren Sieg über die Welt gebaut!!

Nur in Einer Beziehung noch hat die vorliegende Schrift ein gewisses Interesse. Sie zeigt die schmachvolle Ungerechtigkeit der neueren Kritik, wie sie da, wo es ein biblisches Buch zu vertheidigen gilt, hervortritt, in einem recht grellen Lichte. Wer kennt nicht die so überaus oft wiederholten Einwendungen gegen die Authentie der Apokalypse, hergenommen von Verschiedenheit ihres Styls und des Styles bei Johannes, wie sich diese Differenz durch nichts erklären lasse, weder durch die größere Zeitferne, in welcher beide Schriften verfaßt wurden, noch durch die so bedeutende Verschiedenheit des Gegenstandes u. a. m., es sey denn allein durch die Verschiedenheit der Verfasser. Mit alle dem wirft auch Hitzig in dieser Schrift bei Gelegenheit genug um sich. Allein im grellsten Widerspruche mit sich selbst vergiftet er auch sofort wieder alle jene Einwendungen und weiß das, was sonst als apologetischer Ballast nicht schnell genug über Bord geworfen werden kann, für sich zu benutzen, wenn es gilt, seine Marcus-Hypothese zu vertheidigen. Da erklärt er es z. B. von vorn herein für eine „Selbsttäuschung,“ wenn man meinen wollte, es finde keine große Verschiedenheit in Styl und Ausdruck zwischen dem Evangelium des Marcus und der Offenbarung statt. Diese sey vielmehr Thatsache (S. 65.). Da weiß er sehr gut (S. 66.), daß der Urheber der Apokalyptik sich seine Redegattung erst schaffen mußte: eine möglichst fessellose und leichte u. s. w. Ja er bemerkt sogar in Bezug auf den dogmatischen Gehalt beider Bücher (S. 131.): „selbst wenn sich eine wesentliche Verschiedenheit der dogmatischen Ansichten beider Bücher kund gäbe, so würde dadurch noch kein zwingender Beweis der Nichtidentität des Verfassers geliefert seyn; denn in einer Zwischenzeit vieler Jahre, unter dem Einflusse Anderer, vielleicht an anderem Wohnorte, konnte ein beweglicher Geist, sich stets, wie die neue Lehre selbst, noch weiterbildend, seine Lehrmeinungen sehr wesentlich modificiren und umwandeln.“ Was hätte nach solchen Zugeständnissen der negativen Kritik wohl die Behauptung des apostolischen Ursprungs der Apokalypse zu fürchten, auch wenn die Differenzen zwischen ihr und dem Evangelium wirklich durchaus so groß wären, wie es die übertreibendste Kritik der Gegner gewöhnlich auszumalen pflegt? Demgemäß kann man um so ruhiger diesem Treiben der Gegner zusehen und sich um so mehr des Nachweises des engen Zusammenhanges zwischen dem Evangelium und der Offenbarung Johannis freuen, wie derselbe von mehreren Seiten her in neuerer Zeit auf eine im Ganzen so sehr befriedigende Weise dargethan worden ist.

Zur Charakteristik der Schwedischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Für die Prüfung der jüngeren Geistlichen (det yngre af Presterskapet) war nur eine Viertelstunde übrig geblieben. Der Erzbischof, bis dahin durch die gesetzlichen Formalitäten gebunden, bezeugte hiebei lebendige Theilnahme, stieg von Bank zu Bank, und nahm selbst an der Prüfung Theil. Aber ob man auch noch eine halbe Stunde hinzufügte, so leuchtet die Unmöglichkeit einer gründlichen Prüfung, zumal nach einer so langen geisttödtenden Beschäftigung, in dieser Kürze ein. Ueberdies hatten auch hier Viele vieles aufgeschrieben, und ein Theil der Zeit war wieder mit unnützen Herlesen verlossen, bis der Erzbischof selbst Hand an das Werk legte, und dem papierenen Wesen ein, nur zu spätes, Ende machte. Indes fielen zuweilen gleichzeitige Antworten von den Galerien und von unten, oder ein graues Haupt, welches vielleicht kürzlich von der Schule zu den kirchlichen Stufen aufgestiegen, fiel zwischen die Antworten der Jugend ein, was denn zur Erheiterung der ermüdeten Versammlung beitrug.

Die ganze Einrichtung würde für unsere Verhältnisse völlig unpassend seyn. In Schweden, wo namentlich die Adjunkten oft sehr früh, und bevor sie noch die höheren kirchlichen Examina gemacht, oder auch nur ihre Studien vollendet haben, in's Amt kommen, kann die öffentliche Prüfung der jüngeren Diener der Kirche vor der gesammten Prieesterschaft und der theologischen Fakultät einem Bedürfnis entsprechen, dessen ernste, würdige Lösung für Alle belehrend und erhebend seyn könnte. Hier aber waren jetzt kaum einige wenige der Geistlichen zurückgeblieben, und die Bemühungen des Erzbischofs und des examinirenden Propstes Nordhammar erschienen so als ganz individuell.

Der Bericht über die kirchlichen Ereignisse und Zustände am zweiten Nachmittage fand mehr Theilnahme. Natürlich, denn an die Stelle der der Mehrzahl völlig ungeläufigen Lateinischen Sprache war die Muttersprache getreten, und der Gegenstand betraf das Leben. *)

Die feindliche Mißachtung der Sache der Nüchternheit bei Gelegenheit dieses Vortrages ist schon erwähnt worden. Hiergegen aber hätten laute Zeugnisse der Mißbilligung abgelegt werden sollen. Aber dies würde der Form des bloßen Berichtes widersprochen haben, und dem tiefen Frieden, in welchem hier die Lebendigen noch unter den Todten versammelt waren. Wie dieser Tod der Führer in Genuß und Wohlleben denn auch in den Gemeinden des frommen Schwedens die Frucht des Todes trägt, wie der Baum der Zucht und Ehre, auf den sonst selbst wir Germanische Brüder mit wehmüthigem Verlangen

*) Die vorausgegangene Mittheilung „einiger das Prieisteramt und die Seelsorge betreffenden Bemerkungen“ des Herrn Erzbischofs war mir leider ganz entgangen; erst jetzt ersehe ich aus dem gedruckten Prospekt, daß diese stattgefunden hat, und bedauere dies und zugleich, daß ein so wichtiger Gegenstand hinter die ermüdeten Arbeiten des Tages und das Mittagmahl gelegt werden mußte.

hinüber sahen, schon in ganzen Provinzen entblättert dasteht, ergab der Bericht. Die Zahl der unehelichen Kinder ist in stetem Fortschreiten, in Geseß ist bereits die dritte oder vierte Geburt eine uneheliche. Dies und Ähnliches geht bereits über das Verhältniß in Deutschland weit hinaus.

Ich gestehe, daß mir schon am ersten Tage des Möte das Herz brannte. Es war mir anfangs unmöglich, in Ansehung des unermesslichen, leeren Ceremoniels mich um ein Jahrhundert zurück zu versetzen, wo in Deutschland wohl noch ähnliche Formalitäten stattfinden konnten. Aber im Innersten des Herzens fühlte ich mich verwundet, wenn ich eine Stunde der unwiederbringlichen Zeit nach der anderen unter der blinden Tyrannie einer veralteten Gewohnheit verrinnen sah, ohne ein anderes Resultat als den Verdruß der verlorenen Zeit und der Langenweile.

Ich sprach meinen Schmerz und Unmuth vielfach in Unterredungen aus, und habe vielleicht bei der Geduld und Gutmüthigkeit der Schwedischen Brüder Anstoß erregt. Aber war dies zu vermeiden?

Eines Mittags aß ich mit etwa acht schon mehr oder weniger Bekannten im Gasthof zusammen. Einer der Stockholmer Freunde pries die Vorzüge der Schwedischen Kirche, ihre Einheit in Lehre, Liturgie und Verfassung im Gegensatz des zerrissenen Zustandes von Deutschland. Dies beruhte auf Wahrheit, aber diese Wahrheit enthielt das Vorwurfsvollste, was man über das Leben der kirchlichen Gegenwart in Schweden sagen konnte. Ich erinnerte an die Einheit und den Frieden der Todtenhügel, an die schnelle Niederlage der todten Orthodoxie und Kirche Deutschlands im vorigen Jahrhundert. Ich sagte ihnen von der Hoffnung der Gegenwart in unserem Vaterlande, fragte nach ähnlichen Lebenszeichen in ihrer Kirche, verhehlte ihnen nicht, daß ich ihnen Legionen von Läsare in ihrem geistlichen Tode, überhaupt um jeden Preis Leben, anstatt des herrschenden Todes wünsche.

Jetzt winkten zwei andere der Stockholmer Freunde Beifall; ein anderer gestand, sie hätten so viel Mangel an Leben, als Ueberfluß an Formen: Nicht einen lebendigen Prediger möchte er finden in seiner Provinz. Noch ein anderer bekannte, die orthodoxe Predigt finde nirgend Anstoß, wo aber lebendiges Bekenntniß sich zeige, sey auch Feindschaft und Verfolgung, trotz aller Orthodoxie. Aber es sehen kaum Einige, die ein lebendiges Zeugniß ablegten. Auch sonst wurde namentlich eine der vier Provinzen des Erzstifts als solche genannt, in welcher das geistliche Leben ganz erstorben sey.

Eines Abends traf ich auf dem theologischen „Klubb“ mit dem früher gedachten Philologen zusammen. Auf der langen Tafel des Hauptsaaes dampften eine Reihe von Bowlen, jene war dicht von den versammelten Priestern umstanden. Wir gingen in ein Nebenzimmer, die Unterhaltung wandte sich nach Deutschland. Er beklagte den Tod von Gesenius, dessen philologische Schriften er besaß. Ich verglich ihn in theologischer Hinsicht mit Wegscheider; mit einem Schauder fuhr er bei dem Namen zurück. Aber Gesenius hielt er für orthodox, es war ja nicht möglich, daß ein so guter Philologe Nationalist

gewesen wäre, er konnte es auch da nicht glauben, als Pastor Nothlieb, der wohl selbst in Halle studirte, meine Aussage unterstützte!

Noch war ein dritter und vierter Tag des Möte übrig, denen ich, nachdem ich schon für den zweiten ein bedeutendes Opfer gebracht, und die beste Gelegenheit für die weitere Reise fahren gelassen, nicht mehr beiwohnen konnte. Möchten die frommen Wünsche des Erzbischofs und die Bemühungen des liebenswürdigen Fjellstädt für die Sache der Enthaltbarkeit und Mission noch erreicht und gesegnet worden seyn! Aber die beste Zeit war verloren, schon reisten Viele ab, nach Abmachung der ökonomischen Angelegenheiten am Donnerstag blieben wahrscheinlich noch Wenige, zumal wenn es bekannt ward, daß die für Viele unerwünschten und gleichgültigen Gegenstände noch schließlich zur Berathung kommen sollten.

Überblicken wir noch einmal das Gesamtbild dieses Möte, so gestehen wir, daß in unserem Vaterlande eine ähnliche Einrichtung fehlt. Wir verkennen nicht die große schöne Idee, unter die eine solche festliche Begegnung des kirchlichen Lehr- und Beherstandes zu stellen ist, die große kirchliche Bedeutung, welche diese Möte gewinnen könnten und sollten. Jahresfeste der streitenden, siegenden Liebe der Diener der Kirche sollten sie seyn, zur Lobpreisung der Gnade, die sich ihren Dienern nicht kann unbezeugt lassen; Bußfeste dieser Liebe, die sich nimmer genug gethan, sich der Schwachheit allezeit bewußt ist; Gebetsfeste gläubiger Liebe, die von dem Herrn unter allen Umständen die Vollendung des guten Werkes des Glaubens hofft; Feste brüderlicher Berathung, gegenseitiger Ermahnung und Züchtigung, inniger Verbrüderung, Tröstung und Erquickung. Jeder sollte hieher kommen mit dem Besten, was ihm auf seinem Wege geworden, mit seinem tiefsten Schmerz, mit seiner höchsten Freude, mit dem Gedächtniß seiner besten Erfahrungen zur Lehre, Warnung, Stärkung der Brüder.

So könnten diese Möte zu Festen werden im höchsten Sinne, eine Macht und Bedeutung für die Kirche erlangen, die sich nicht berechnen läßt. Sie würden ihren Segen ergießen auf die einsamen Wege der zerstreuten Brüder, reich genug, um diese von einem Fest zum anderen zu heben, zu stärken und zu tragen. Durch den Zutritt der Glieder der Provinzial-Conferenzen, der theologischen Fakultät, der Gymnasialprofessoren, der Candidaten und Pfarradjunkte, würde eine solche Begegnung der zerstreuten Glieder des kirchlichen Lehrstandes in christbrüderlicher Liebe dann noch in mannigfaltiger Beziehung von Bedeutung seyn. Ein lebendiges Bewußtseyn der Einheit und Gemeinschaft an dem Einen Werke des Herrn würde jene verschiedenen Glieder des kirchlichen Organismus stets mit neuer Liebe verbinden — und dies ist vielleicht der einzige große Nutzen des Schwedischen Möte in seiner jetzigen Gestalt! — während bei uns jene nächstverbundenen Glieder des Leibes Christi auf die unnatürlichste Weise von einander gesondert sind.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 9. März.

N^o 20.

Zur Charakteristik der Schwedischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Freilich mögen die Leser, und, ich zweifle nicht, auch die Schwedischen Brüder! selbst sagen, wie weit jene Möte von dieser Idee sich entfernt haben. Wir sahen das Bild des Möte im Upsalastift unter Leitung af Wingård's, des Mannes, der gewiß, wie wenige Schweden vermocht wäre, diesen Versammlungen einen entsprechenderen Charakter zu geben.* Und doch erlag auch er völlig unter der tyrannischen Macht eines geisttödtenden, leeren Formelwesens. Wie mag sich das Bild erst in manchem anderen Stifte gestalten, wo ungeistlicher Sinn und weltliches Wesen gleich sehr Haupt und Glieder beherrscht!

Sollen diese Versammlungen aber in dem angedeuteten Sinne zu grünen, fruchtbaren Lebensbäumen der Kirche werden, so werfe man vor Allem das Rococo jenes veralteten Ceremoniels hinweg, welches zu ihnen wie die Faust auf's Auge paßt. Es paßt dergleichen unbrüderliches Wesen schon der Natur nach am wenigsten zu der Schwedischen Einfachheit und Einfachheit; man befreie sich von diesem aus der Fremde geholten Unwesen, in welchem die lieben Schweden wie in einer Zwangsjacke einhergehen. Aber wie den gebildeten Geschmack, muß jenes leere und maßlose Sichbekomplimentiren derer, die in Christo Brüder und Mitarbeiter sind, auch das christliche Gefühl empören. Die Schwedischen Brüder sollten einmal versuchen, sich diese Wolken von Weihrauch in ihrer schönen Muttersprache zu streuen —

*) Ich sah diesen Mann von ächt Schwedischer Einfachheit und Einfachheit eines Mittags an seiner Gastafel unter neunzig seiner Diöcesanen, so viel er täglich während des Möte bewirthete. Hier war er ganz wie ein Bruder unter Brüdern, wie ein Freund unter Freunden, es war nicht eine leise Spur des höheren Ranges, den er dieses des Grabes zu bekleden berufen war. Ein einfacher Diener stand an den unteren Pforten des herrlichen Palastes an der Kathedrale, man trat nun ohne weitere Meldung ein, der Gastgeber und seine Schwester, eine hochgeborene Gräfin des Reiches, empfingen persönlich die Eintretenden. Bei der Tafel hinderte ihn die erschöpfende Arbeit dieser Tage nicht, auf die freundlichste Weise auch für die äußeren Bedürfnisse der Gastfreunde Sorge zu tragen. (Hier trank er auch den Skål für die „Deutschen Glaubensbrüder,“ nach denen für die vaterländischen Verhältnisse und seine Gäste.) Nach der Tafel wechselte er mit Jedem die freundlichste Rede, mich und den jüngeren Freund entließ er, bei unserer nahen Abreise, mit der Bitte um das, was sonst nur der Niedere von dem Höheren erbittet. Gewiß, ein Mann, welcher wie er, strenge Pflichttreue, kräftige Geschäftsführung, mit christlicher Milde und Wohlwollen so verbindet, dürfte leicht manche Kette zerreißen, welche die Tyrannei der Gewohnheit um das freie Schweden geflungen hat!

und es würde ihnen wie Schuppen von den Augen fallen, sie würden mit Erstaunen inne werden, wie thöricht und sonderlich sie gethan!

Dies führt uns auf den zweiten Punkt, die Verbannung der Lateinischen Sprache aus diesen Versammlungen. Es muß Jedem einleuchten, daß es auf diesen etwas Wichtigeres zu thun gibt, als sich in der Lateinischen Sprache zu üben; nicht weniger, daß eine wesentliche Förderung dieser Fertigkeit durch eine so seltene Übung zur Unmöglichkeit wird — zumal wenn die Übung fast ganz an die geringe Zahl der Respondenten und Opponenten gebunden wird.

Die Kirche trage die gebührende Sorge, daß die Schule mit voller Kraft sich den fertigen Gebrauch der klassischen Sprachen aneigne. Zwar ist die Aufgabe der Kirche eine höhere, ewige; eine andere Gabe der Sprachen sich anzueignen und zu üben, die Gabe der Sprache des Geistes und der Kraft ist ihre rechte Aufgabe und Kunst! Aber sie verläugnet nicht die Philologie als ein nothwendiges Mittel hiezu, sie schließt die Arbeit der Wissenschaft in den Kreis ihrer Arbeiten ein. Und in dem Maße, als diese Aufgabe in den Schulen gründlich gelöst wird, hat sie auch das Recht, ja die Pflicht, da, wo es sich um den höheren Zweck handelt, den Schulstaub von den Füßen zu schütteln.

Einf. will den Schwedischen Brüdern keinen Vorwurf in Hinsicht der Fertigkeit in der Lateinischen Sprache machen. Er hält dieselbe, namentlich für den bejahrteren Pfarrer, für einen untergeordneten und selbst zweifelhaften Vorzug, auf den derjenige jedenfalls keinen Nachdruck legen wird, der es weiß, um was es sich im Pfarramt handelt. Aber wozu denn dieses papierene Wesen, dieses kümmerliche Ablesen einiger Lateinischen Phrasen, in denen sich die Meisten wie David in dem Panzer Saul's bewegten? Also hinweg mit diesem, und die Davide klein und groß werden mit der Schleuder des Geistes hervortreten, während jetzt leicht die Philister mitten im Lager Israels wohnen!

Und dann — doch es wäre ungerecht zu zweifeln, daß die Schwedischen Brüder bald in Allem die rechte Bahn finden, wo sie nur erst aufhören, den Geist zu dämpfen, ihm freien Raum lassen. Die Geschichte Schwedens zeigt so viele Selben des Schwertes und des Wortes: sollten seine Streiter Christi des Ruhmes ihrer Brüder baar seyn wollen?

Man sollte sich vielleicht mit Einem kirchlichen Gottesdienst begnügen, die Predigt aber ganz den obwaltenden Verhältnissen anpassen, daß die sich anschließende Gemeinde einen lebendigen Eindruck empfangt, wie ihre Prediger das Schwert des Geistes auf sich selbst in Anwendung bringen zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Aber man wähle zum Prediger vornehmlich solche, an denen das Wort:

το πνεύματι ζήοντες, πληροῦσθε ἐν πνεύματι (Röm. 12, 11., Eph. 5, 18) zur Wahrheit geworden, welche die Bahn zu brechen vermögen für eine freiere apostolische Verkündigung, als die in Schweden gebräuchliche vom Papier.

An den folgenden Tagen der Versammlung dürfte es vielleicht ersprießlicher seyn, sich gleich in den abgeschlossenen Räumen des Möte zu sammeln, mit inbrünstigem Gebete vor dem Herrn zu beugen und zu erheben, und die individuell-priesterlichen Bedürfnisse noch mehr zu berücksichtigen, als dies in den großen kirchlichen Gebäuden geschehen möchte. Der Geist des Lebens sollte aber auch hier überall vorherrschen, und der Regel nach alles papierene Wesen verbannt seyn.

Die rein wissenschaftliche Tendenz kann ohnehin nie die eigenthümliche solcher Versammlungen seyn, und je mehr man sie, wie dort geschieht, gewaltsam hervorstellt, je weniger wird sie erreicht. Kommen, wie diesmal, auch Gegenstände zur Verhandlung, die eine tiefe wissenschaftliche Seite haben, so fasse man sie hier doch mehr von ihrer praktischen Seite auf. Ein wohl vorbereiteter Vortrag mag jene mehr berühren, diese tiefer anregen und hierauf trete die freie, zeitgemäße Erörterung in der Muttersprache ein. Dies wird zur Folge haben, daß, was von Kräften des Geistes und von Erkenntniß des in Rede stehende Gegenstandes im Kreise der Versammelten lebt, frisch und lebendig zu Tage kommt; eine allgemeine Anregung und Bewegung Aller wird das Ergebnis seyn, wobei jeder Einzelne, und überdies mittelbar sowohl die Wissenschaft als das Leben gewinnt!

Möchte aber noch, als rein wissenschaftliche, werden praktische kirchliche Fragen sich zur Berathung eignen, was zum lebendigen Fortbau des Reiches Gottes im Ganzen und Einzelnen dienen kann; vor allem Gegenstände, welche die Führung des Pfarramtes und der speciellen Seelsorge betreffen. Wie überaus viele und wichtige Fragen müßten namentlich den Schwedischen Brüdern sich darbieten über das, was zu thun sey, um das ersorbene Leben zu erwecken, und hiezu entweder die reichen Formen der Schwedischen Kirche wieder lebendig zu machen, oder ihre Umgestaltung vorzubereiten!

Möchte es dem edlen Erzbischof af Wingård noch vergönnt seyn, am Abend seines Lebens dem dringenden Bedürfnis einer Reform dieser Versammlungen abzuhelpen, wozu er, unterstützt von den jugendlichen und strebsamen Professoren der theologischen Fakultät, sowohl nach seiner Stellung, als nach seinem persönlichen Charakter, berufen und befähigt erscheint. Im anderen Falle bliebe nichts übrig, als alle diejenigen Schwedischen Brüder, welche den neuen Lebensodem spüren, und sich nach Leben sehnen im Gegensatz jenes Todes, sich zu freien brüderlichen Synoden neben jenen amtlichen zu vereinigen, die überdies unter allen Umständen zu wünschen sind. Hier mögen sich, was die rein geographische und officiële Abgränzung in den seltensten Fällen gewährt, diejenigen zu kleineren oder größeren Kreisen sammeln, die sich durch Neigung, Zutrauen und Übereinstimmung zu einander gezogen finden.

In dieser Weise haben sich seit Kurzem in den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes freie Versammlungen gebildet. Diese Versammlungen verdanken, nächst dem unabwiesbaren Bedürfnis, kleinen, unscheinbaren Verbrüderungen einiger Weniger ihren Ursprung, nun kommt zum Theil die Zahl ihrer Mitglieder fast der der großen Schwedischen Möte gleich. In allen weht bisher ein lebendiger Odem des Glaubens und der Liebe,*) sie gewähren das grade Gegenbild des erstarrten Lebens der Schwedischen Möte.

Möchte es doch einigen Schwedischen Brüdern gefallen, einmal in der Woche nach Trinitatis die Pastoral-Conferenz zu Berlin, oder die Juli-Conferenz zu Triglaff in Pommern, oder das März- und Septemberröte zu Gnadau bei Wittenberg zu besuchen, um mit Freuden zu sehen, wie hier der Glaube der Väter mit Herzenslust bekannt wird, wie auf Grund dieses Glaubens das Leben sich neue Bahn bricht, wie die Liebe im Glauben sich vorläufig neue pastorale und kirchliche Formen sucht, bis auch die vaterländische Kirche ihre entsprechende Reform gefunden haben wird!

Es wurde in Stockholm und Upsala der Gedanke einer freien allgemeinen Pastoral-Conferenz der Evangelischen Kirche ausgesprochen, worin zunächst die Germanischen Glaubensbrüder in Schweden und Deutschland sich die Hand reichen sollten, und die Einheit der Evangelischen Kirche einen neuen Ausdruck finden möchte. Wir erlauben uns, vorläufig die gläubigen Brüder der Schwedischen Kirche zum Besuch einer der genannten gläubigen Konferenzen unseres Vaterlandes einzuladen, und wagen es, die brüderlichste Aufnahme, und, so weit es die Bescheidenheit gestattet, die Vergeltung der Mühen der Reise, Segen und Freude zu versprechen. Hier dürfte sich dann die erwünschte Gelegenheit bieten, eine fernere Vereinigung der Schwedischen und Deutschen Glaubensbrüder anzubahnen!

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Morgen- und Abendandacht am christlichen Hausaltar, in Gesängen von C. R. Puchta, Pfarrer zu Eyb bei Ansbach. Erlangen, bei Karl Seyder, 1843.

Wir hoffen den Lesern eine Freude zu bereiten, indem wir sie auf das obengenannte, bereits im vorigen Jahre erschienene Büchlein aufmerksam machen. Denn es findet sich hier lebendiger Glaube mit dichterischer Gabe verbunden, und es geht durch das Ganze ein Hauch des Friedens, der, wie er aus tieferer Erfahrung in den Wegen des Herrn hervorgegangen ist, nicht verfehlen wird, gleichgestimmte Seelen anzusprechen und in der innersten Tiefe ihres Wesens zu berühren. Bei der poetischen Begabung des Verf. ist es doppelt erfreulich, daß er bei seinen

*) Nur der Verein der „protestantischen oder Lichtfreunde“ verfolgt eine negative Richtung, wie den Lesern der Ev. R. Z. hinreichend bekannt ist.

Hervorbringungen, statt allein seiner eigenthümlichen Stimmung Raum zu geben, an das Bedürfnis der Gemeinde dachte, obwohl, wie sich von selbst versteht, sich seine Eigenthümlichkeit nirgends verbirgt.

Es sind Gesänge, die der Verf. der häuslichen Andacht, dem Gottesdienst im Kreis der Familie, auch den Stunden einsamen Gebetes gewidmet hat. Der Verf. deutet in dem kurzen Vorwort auf Witschel's Morgen- und Abendopfer hin, die zu ihrer Zeit einen so schnellen Eingang gefunden, ohne Zweifel weil die damals verbreitete Glaubensansicht in ihnen zu einem treffenden Ausdruck gekommen sey. Natur und Schöpfung, Vorsehung und Allmacht, Tugend und Unsterblichkeit seyen die leitenden Gedanken, der vorherrschende Grundton in jenen Gesängen gewesen, während Offenbarung und Gnade, Sünde und Buße, Wiedergeburt und Erlösung mehr als billig, jedoch der Richtung jener Zeit entsprechend, darin in den Hintergrund traten.

Der Verf. urtheilt mit Recht, daß grade diese Hauptwahrheiten des Christenthums für die Hauptsache in jeder der Andacht und Erbauung gewidmeten Darstellung zu halten sind, und wünscht wenigstens annähernd im Gebiete der christlichen Anschauung das erreicht zu haben, was Witschel für seinen Zweck geleistet.

Der äußeren Einrichtung des Buches nach schließt sich der Verf. an die der Morgen- und Abendopfer an. Der erste Theil ist den Wochentagen gewidmet (S. 1—38.); der zweite den Jahreszeiten (Winter S. 39—68., Frühling S. 69—100., Sommer S. 101—130., Herbst S. 131—160.); der dritte umfaßt die Kirchenfeste (Advent, Weihnacht, Jahreswechsel, Passionszeit, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Dreieinigkeitsfest, Erntefest, Buß- und Bettag S. 163—206.); endlich der vierte dient den besonderen Zeiten und Tagen (Reichthum, Communionstag, Geburtsstag, Krankheit S. 209—232.).

Indem nun Ref. sich anschickt, einige Proben hier mitzutheilen, bemerkt er, wie schwer ihm der Verf. die Wahl gemacht hat, da sich überall eine gleichmäßige Innigkeit und Tiefe des Gehalts und eine gleiche Vollendung der Form zu erkennen gibt. Die ausgehobenen Stellen (des Raumes wegen nur die Anfänge einiger Gesänge) sollen also nur zeigen, was der Leser überall zu erwarten hat.

Freitag Abend (S. 32—34.).

Wenn in stiller Abendstunde
Ruh' und Frieden aus dem Himmel quillt,
Wenn im weiten Erdenrunde
Alle Sorg' und Arbeit nun sich stillt;

Wem verdanken wir den Frieden,
Der die Seelen aus der Dual erlöst?
Wessen Hand hat uns hienieden
Lebenshau und Balsam eingeatmet?

Es ist keines Menschen Finger,
Der sich heilend auf die Wunden legt;
Jesus ist der Friedensbringer,
Dessen Wort den ganzen Himmel trägt.

O du theurer Jesusname,
Hochgelobt und ewig benedict,
Der das Herz aus allem Gramme
Senkt in's Meer der tiefen Ewigkeit.

Samstag Morgen (S. 35. 36.).

Unerforschne Sonne! Spiegel aller Subl!
Thron der Macht und Stärke! Brunnen der Geduld!
Vater voll Erbarmen! Geist der Herrlichkeit!
Herr und Fürst des Lebens, ewig benedict!

Gott mein Aug' und Antlitz ist zu dir gewandt!
Salbe meine Stirne, fülle meine Hand!
Ich bin arm und sündig, du bist reich und groß.
Fülle meine Hände, Gott! aus deinem Schoß.

Meines Herzens Stimme ruft und seufzt nach dir.
Meine Hoffnung wohnet nicht auf Erden hier.
Komm aus Himmels Höhen, Gottes Trost und Heil!
Unbeflecktes Erbe! Du vollkommenes Theil.

Dreieinigkeitsfest (S. 201. 2.).

Ehre sey' dem ew'gen Vater,
Der erschaffen hat das All.
Ehre sey dem Eingebor'nen,
Der veröhnt hat unsern Fall.
Ehre sey dem heil'gen Geiste
Ewiglich mit Freudenschall.

Alles, was auf Erden lebet,
Bete Gottes Namen an.
Alles, was im Himmel schwebet,
Sei dem Höchsten unterthan.
Gott dem Vater, Sohn und Geiste
Lob und Preis im Weltenplan.

Das Geheimniß, das vorzeiten
Aller Welt verborgen war,
Das der Geist aus fernem Weiten
Zeigte der Prophetenschaar,
Ist jetzt allem Volk der Heiden
Aufgedeckt und offenbar.

Dieses Wenige mag genügen, den Geist, der das Ganze durchdringt, einigermaßen zu bezeichnen, und doch wird der aufmerksame Leser sich an vielen Stellen des Buches von der Klarheit und Tiefe der Anschauung überrascht sehen, obwohl erst unter dem stillen Gebrauch, dem es bestimmt ist, der Segen, der in diesem Büchlein, wie ein Schatz im Acker verborgen ruht, sich in seiner Fülle aufschließen wird. Wäre eine Luise Reichardt, gesegneten Andenkens, noch unter den Lebenden, wir würden sie aufrufen, vielen dieser Gesänge durch liebliche Melodien ihren vollendeten Ausdruck zu geben und ihnen so den Weg in das Leben der Gemeinde noch mehr zu bereiten.

N a c h r i c h t e n .

Intérêts généraux du protestantisme français par le comte Agenor de Gasparin, maître des requêtes, membre de la chambre des députés. Paris 1843.

Erster Artikel.

Dem Verf. dieser Schrift sind wir begegnet, als wir von der neubegründeten Société des intérêts généraux du protestantisme français Anzeige machten. An diese Gesellschaft knüpft unsere Schrift in jeder Weise an. Der Hauptgegenstand nun, den jene Gesellschaft schon bei ihrer Gründung in der modernen, d. h. laulirchlichen Richtung fand, hat nicht aufgehört in dem eklusiven Bekenntnisse, mit dem jene austrat, die Initiative zu einem Schisma zu erkennen, den Anfang von unheilvollen Zerwürfissen, einen Anstoß, der so manche entgegenkommende Gesinnung zum Gegensatz fortreibe. Die Vorrede bemerkt dagegen, daß ein Schisma auf Grund des orthodoxen Bekenntnisses eine Unmöglichkeit sey bei der Macht und Ausbreitung, die der alte Glaube gewonnen habe. Bewegung müsse ein apostolisches Werk hervorgerufen; wo aber die sey, müsse Argerniß kommen. Schroffheit stoße wohl ab; von der überwältigenden Macht aber eines entschiedenen Glaubens spreche man nicht. Nicht von einem entschiedenem, sondern einem getheilten und gebrochenen Comité seyen Wirren zu erwarten. Was man auch über die Gesellschaft urtheilen möge; ein Bekenntniß sey abgelegt worden, der Kirche ein vermittelndes Organ gewonnen; auf Erfolge könne man bereits zurückblicken.

Von den allgemeinen Interessen des Protestantismus in Frankreich behandelt der erste Theil die Pflichten, der zweite die Rechte. Die Pflichten sind zerlegt in Pflichten in Frankreich, außer Frankreich, allgemeine.

Den Kreis der Pflichten in Frankreich bilden die Ausbreitung des Evangeliums, die Versuche zur Unterdrückung von Klostern, die Unterrichtsanstalten, die Sorge für Gefangene, endlich das Armenwesen. Die Pflichten außerhalb Frankreichs beziehen sich auf das Missionswesen in den französischen Kolonien, die günstigen Aussichten, welche Spanien dem Evangelium biete, die Beziehungen zu anderen Evangelischen Landeskirchen. Unter den allgemeinen Pflichten versteht der Verf. die Pflichten der Gläubigen als solcher, als Bürger, als Verwalter von Gütern, als Glieder endlich einer Kirche, deren Stellung dem Staate gegenüber einer ernstlichen Überwachung bedarf. Mit diesen letzten Pflichten ist die Betrachtung zu den Rechten übergeleitet, mit deren Darlegung der zweite Theil sich beschäftigt.

Die Anzeige eines Buches, wie das vorliegende, hat wohl die Aufgabe, zu referiren. Zu einer freieren Behandlung aber dieser Aufgabe nöthigt die eigenthümliche Anlage desselben. Als Thatlichkeiten, die sich am meisten zur Mittheilung eignen, erwartet man die Zustände, welche eben Pflichten erheischen, Rechte begründen. Diese werden aber durchaus nicht eingehend dargestellt, oft als bekannt vorausgesetzt, oft rhetorisch berührt. Die Motivirung der Pflichten muß der Natur der Sache nach bei aller Gewandtheit der Rede einen wiederkehrenden Charakter haben: Dringlichkeit der Verhältnisse, Gefahr gegenüber dem Katholicismus, Gottes Wort. Wenn sich sonach die eigenthümliche Weise, zu den Sachen des Reiches Gottes sich zu stellen, als der eigentliche Schwerpunkt der Schrift herausstellt, als die gediegenste Thatfache, so erwarte man nicht ein ängstliches Nachgehen durch die eben

stizirten, wie man sieht, im Französischen Geschmache abgegränzten Gehege.

Die Ausbreitung des Evangeliums geht, wie bekannt, von der evangelischen Gesellschaft aus. Hier gilt es nur zu behaupten, weiter zu fördern, was mit so großem Segen begonnen ist. Mit besonderer Eindringlichkeit wird die Pflicht der Judenbekehrung an das Herz gelegt. Anzeigen liegen vor, die eine große Zukunft verheißen. In England, in Deutschland, in Schottland geht durch die jüdischen Herzen ein Zug der Bekehrung, ein Zug nach einem messianischen Reiche in Palästina. „Eine Auferstehung unter den Todten! Und wir, in der Evangelischen Kirche, wir wollten kalt bleiben, bei so versprechenden Zeichen! Wir wollen nichts thun, um einen solchen Augenblick zu beschleunigen! Wir wollten dem Glauben, welchen wir bekennen, nicht das herrliche Privilegium zusichern, mit dem Zutritte Israels die feierlichste Bestätigung zu empfangen, welche die Wahrheit, seit sie auf Erden verkündigt worden ist, empfangen hat!“ Dazu müssen alle Mittel angewandt werden. „Es ist aber klar, daß unter den Mitteln, welche Gott anwendet, um zu sich die Nachkommenschaft Jakob's zurückzuführen, eines der wirksamsten das Ausführen jener politischen Ausscheidung ist, welche bisher die moralische Ausartung der Juden und ihren Haß gegen die Christen unterhalten hat.“

Mit ungeheurer Anerkennung führt der Verf. die Bestrebungen in allen christlichen Ländern vor, welche sich die Unterdrückung moralischer Epidemien, wie Trunk u. s. w., zum Ziel gesetzt haben. Die gewöhnlichen Vereine dieser Art haben nun freilich bis jetzt mehr gefordert als gegeben. Man muß darauf denken, die entzogenen Freuden durch höhere zu ersetzen. Der Verf. schlägt gesellige Kreise vor, die den niederen Ständen unterrichtende Lektüre, bildende Unterhaltung, erweckende Ansprachen bieten, und beruft sich auf die segensreichen Folgen, die ein kleiner Anfang von einer solchen Sonntagsgesellschaft in Paris bereits nachweisen könne. Zur moralischen Erhebung der niederen Stände wird Jeder beitragen, der in der Wahl der Arbeiter nicht bloß auf das technische Geschick, sondern auf die sittliche Beschaffenheit sieht. Ein einziger christlicher Fabrikherr, der hierin consequent verfährt, kann einen mächtigen moralischen Einfluß üben. Auf das Innigste aber mit diesem ganzen Pflichtentreife hängt die Pflicht der Sonntagseier zusammen. „Der Unglaube, der so viel von arbeitenden Klassen spricht, der sich berüchtigt, es besser mit denselben zu meinen als das Christenthum, der hat ihnen ihre Sonntage entzogen. Er ist dahin gekommen, sie unter eine unendliche Sklavenruthe zu beugen. Er hat die Arbeit auf die ganze Woche ausgedehnt; während die Industrie, diese andere Königin des Zeitalters, sie von den Stunden des Tages über die der Nacht ausgedehnt hat.“ Man warte nicht auf Gesetze; man ziehe die Regierung nicht herein. „Nicht durch Gesetze, sondern durch Sitten muß die Nation dieses Nationalverbrechen heben.“ Zange Jeder bei sich an; kein Christ sündigt, kein Christ glaubt für sich allein, sondern für die Welt. Dann mögen sich Gesellschaften bilden, wie in Deutschland. Frankreich macht dem Fremden, der etwa von England, der Schweiz, den Freistaaten kommt, gar nicht den Eindruck eines christlichen Landes. „Die Magazine von Paris sind Sonntags geschlossen, die Werkstätten in Bewegung, die Baustätten des Staats in voller Thätigkeit, mit Ausnahme derjenigen, welche von dem Kultusministerium abhängen, welches endlich den Bischöfen und Consistorien bewilligt hat, man solle des Sonntags nicht ferner den Tempel des lebendigen Gottes bauen.“ (Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 13. März.

N^o 21.

Zur Charakteristik der Schwedischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Die Schwedischen M^öte treten in einer wissenschaftlichen Form auf, und dies veranlaßt uns, der wissenschaftlichen Bildungsanstalten des Landes kürzlich zu gedenken.

Hier begegnen wir einer Schattenseite desselben, und es scheint hohe Zeit, daß die Schwedische Kirche ihre Reform auf diesem Gebiete gründlich vollziehe, soll nicht über kurz oder lang eine ungläubige Wissenschaft sich Bahn brechen, deren Strom die ungerüstete Kirche nicht so leicht wieder aufhalten würde.

Übersieht man die Verzeichnisse der Unterrichtsgegenstände für die Vorbereitungsanstalten (i. v. Sch.), so erstaunt man anfangs nicht wenig. Außer den klassischen und neueren Sprachen und den gewöhnlichen Lehrgegenständen der Deutschen Gymnasien finden wir hier Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte, Logik, theoretische und praktische Philosophie, Alterthümer, Mythologie u. s. f., „sofern solches von den jungen Leuten gefaßt werden kann.“ „Die Lehrart,“ sagt v. Schubert (2., 548.), „ist der akademischen ziemlich gleich,“ die Lehrer heißen Lektoren, es waltet das beliebte und gar bequeme Lesen vor — obgleich die Gymnasien wöchentlich vier Stunden Rede- und Disputirübungen haben. Schon für die Aufnahme in's Gymnasium wird Theologie, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch gefordert, für die Entlassung stehen die Forderungen so, daß man nicht abseht, was für die Universität übrig bleiben kann.

Von diesem Erstaunen erholt man sich bald, wenn man sieht, daß neben den Gymnasien auch die Cathedral- und die Trivialschulen zur Universität entlassen. Diese Schulen haben oft nur drei oder vier Lehrer, und selbst die gering besoldeten Rectoren sehnen sich nach einer Pfarre; so läßt sich vorabsehen, wie weit sie es im Allgemeinen mit ihren Schulen bringen werden.

Hiezu kommt nun, daß die Schulkurse, wie die der Universitäten, ziemlich von der Hälfte der Jahreswochen als Ferien durchschnitten sind. Der Herbstkurs währt von Anfang October bis Mitte December, der Frühjahrskurs von Anfang Februar bis Mitte Juni — und hievon fallen noch je zehn Tage für die Prüfungen und fünfzehn Tage für die Oster- und Pfingstfeier aus! Wie ist es möglich, daß, namentlich die unreifere Jugend auf den Schulen, auf diese Weise zu einem gründlichen, zusammenhängenden Studium komme?

Damit die Verwirrung nun ihren Gipfel erreiche, gestatten die Behörden, daß die Studirenden auf den Universitäten nach Belieben und nach Umständen auf Jahre lang ab- und wieder zuziehen. Wer als Student eine bequeme Stelle als Hauslehrer findet, verläßt einstweilen die Bildungsstätte, und kehrt gele-

gentlich wieder. Häufig bringen die Informatoren ihre Schüler mit zur Universität, und beide hören nun die Vorlesungen um die Wette.

So wird die Universität zur Schule, während die Schulen den Schein der Universitäten haben; es sind keine feste Gränzen vorhanden, von einer gründlich methodischen Bildung kann der Regel nach nicht die Rede seyn, nur Jünglinge von besonderer Begabung können sich über das Mittelmäßige erheben.

Eins. wollte jedoch hiemit nur einfach darstellen, nicht urtheilen oder gar richten. Die ungeheure Ausdehnung der Schwedischen Landschaften, die Entfernung der meisten Jünglinge von den Bildungsstätten, besonders aber die Bildungsgeschichte der Schwedischen Schulen erklären und entschuldigen hier Manches, was so mehr als ein großes Übel, denn eine große Schuld erscheint.

Noch im siebzehnten Jahrhundert waren die Gymnasien und Trivialschulen in Schweden theologische Seminare, welche bei den geringeren Anforderungen der Zeit die Bildung der angehenden Geistlichen ohne weitere Verpflichtung für die Universität vollendeten. Eine genauere Vergleichung des Jetzt mit dem Damals möchte zeigen, wie ein Fortschritt des Schwedischen Schulwesens doch vorhanden sey. Wie aber die Kirche Bedacht nehmen muß, hier die Initiative zu nehmen, und auf eine gründliche Reform zu dringen, leuchtet schon aus dem Gesagten ein.

Leider hat dagegen die Kirche bisher auf eine unbegreifliche Weise auch das noch preisgegeben, was als wissenschaftliche Anforderung an ihre Diener schon feststand. Was mir in dieser Hinsicht von glaubwürdigen Männern als thatsächlich berichtet worden, scheint fast in's Reich der Fabeln zu gehören, und leicht dürfte die Schwedische Kirche eine Schuld auf sich geladen haben, die sich noch schwer rächen dürfte, wenn ein durchgreifender Ernst, wozu noch wenig Aussicht ist, sich nicht bald geltend macht.

Bis zum Jahre 1832 lagen die theologischen Studien so danieder, daß öfter nach einer Vorbereitung von wenigen Monaten die Pastorate empfangen wurden. Damals wandte sich ein Candidat, der das Pastoralexamen machen wollte, dieserhalb an Wieselgren. Jener wußte den Genitiv von mensa, aber den Dativ konnte er sich auch auf die Bemerkung nicht vergegenwärtigen, daß er dem Genitiv nicht unähnlich sey. Viele konnten damals nicht den Cornelius übersetzen. Dabei war ein solcher Überfluß an Candidaten (im südlichen Schweden), daß man sie um den Lohn gemeiner Ackerknechte als Adjunkten haben konnte. (Auch jetzt sind Manche unter den verheiratheten Communißten bei den fetten Pfarren, die bei einem dürftigen Gehalt von etwa zwanzig Tonnen Korn weder Knecht noch Magd

halten können, und selbst Knechtarbeit thun müssen. Von zwölfhundert Pastoren halten mehr als die Hälfte Commünister.)

Im Jahre 1832 nun wurden die theologischen Studien und die dadurch bedingten Anforderungen gesteigert, vorzüglich, wo ich nicht irre, durch die Bemühungen des verdienten v. Hartmannsdorf und Prof. Thomander. Hienach sind die Bedingungen zur Immatrikulation auf der Universität dahingestellt, daß die Studirenden etwa Homer und Xenophon, Cäsar und Cicero gelesen haben. Aber „man hält nicht Alles, was das Gesetz bestimmt. Auch jetzt noch ist es unerhört, daß ein junger Ignorant verworfen würde, nachdem er einmal von einem Patrone zu einer reichen Stelle berufen worden.“

Das Erstaunen hierüber kann nur weichen, wenn man hört, wie es bei der Besetzung der höchsten geistlichen Stellen, wo die Zügel der kirchlichen Ordnung gehalten werden, hergeht. Als Bischof Tegnér für Werö gewählt war, bat er einen Professor zu Lund, ihm ein geeignetes Compendium der Theologie zu nennen, um sich so bald auf diesem Gebiete zu orientiren. Dieser antwortete eben so naiv: „Luthers lilla Kateches (der kl. Katechismus) wird Ihnen den besten Grund legen, mein H. Bischof!“ Kulberg, jetzt Bischof im Kalmarsist, war in den 90er Jahren Rektor gewesen, hatte seitdem im Staatsdienst, von aller Theologie fern, gestanden, zuletzt als kirchlicher Staats-Sekretär. Nun waren zugleich die bischöflichen Siege zu Karlstadt und Kalmar vakant, die Wahl der Prieſterschaft fiel in beiden Stiftern auf den jetzigen Bischof von Karlstadt. Jetzt äußerte der König, indem er für letzteres die Bestätigung ertheilte, daß er nicht ungeneigt gewesen seyn würde, seinen Staats-Sekretär zum Bischof für Kalmar abzugeben, und die Prieſterschaft eilte, diesem Wunsche nachzukommen, K. legte Treſſenhut und Degen ab und wurde Bischof! —

In einem anderen Falle war ein Obristlieutenant daran, zum Bischof gewählt zu werden, und ein weltlicher Landrichter wurde in der That gewählt, obſchon er geistlich genug war, diese ungeistliche Wahl abzulehnen.

Wir müssen hier zwar daran erinnern, wie die theologischen Studien in Schweden nicht so von den weltlichen abgeſondert ſind, als bei uns, wo dergleichen ganz undenkbar wäre. Immer werden aber diese Thatſachen hiedurch höchstens erklärt, keineswegs gerechtfertigt. Ja, wie die obigen Fälle bei der strengen Form der Bischofswahl stattfinden konnten, müßte noch immer völlig unbezweifelhaft seyn, wenn überhaupt eine Form vor dem Entweichen des Lebens schützen könnte.)

Eins. möchte sich gern bereden, daß ihm grade die traurigsten, ja vielleicht die einzigen Fälle dieser Art zur Kenntniß ge-

*) Die gesammte Geistlichkeit des Stiftes versammelt sich in einer Kirche, es wird gebetet, der Amtspropst stellt die Wichtigkeit des Altes dar, und die Geistlichkeit leistet den Eid zu Gott, daß ein Jeder, „ohne Rücksicht auf Gunst, Freundschaft und Verwandtschaft oder Eigennuß, solche Männer vorschlagen wolle, die er nach bestem Wissen und Gewissen u. s. w.“ worauf Jeder seinen Wahlzettel mit drei Namen übergibt.

kommen seyn möchten, und darf nicht erst betheuern, daß er nach Mafel da nicht gesucht, wohin ihn eine große Hoffnung und Liebe geführt hatte. Aber auch Ein Fall dieser Art wäre genug, um einen tieferen Verfall des kirchlichen Wesens vor Augen zu legen, dem durch keine äußere Reform gründlich abzuhelfen ist. Hier thut eine Ausgießung des Geistes von oben, Neuerweckung des erloschenen Lebens aus Gott vor Allem noth.

Mögen die Gebete derer, welche dies mit großem Schmerz anerkennen, Erhörung finden, bevor die schlummernden Kräfte des Bösen sich zu einem bewußten Kampfe wider die Kirche des Herrn in Schweden organisiren!

Über meine Rückreise durch Schweden kann ich zuletzt mit Wenigem berichten.

Den Weg bis Stockholm machte ich auf demselben Schiffe mit Mehreren, die von dem Möte zurückkehrten. Auch unter ihnen schwieg die Stimme des Schmerzes und der Klage nicht. Propst Sandberg war unter den Reisenden, den ich in seiner Propstei zu Wadesjö zu besuchen geheßt hatte — er war aber auf drei Monat zu den Arbeiten für die Bank nach Stockholm berufen. Hiedurch ging mir für meine Reise nicht wenig verloren.

Ich nahm nun den Weg bis Kalmar zu Schiffe, und kehrte von dort zu Lande durch einen Theil von Småland und das liebliche Blekingen nach Schonen zurück. Nur in Karlskrona durfte ich mich der Befreundung mit einigen Geistlichen freuen, unter denen Comm. Herslöf gewiß nicht unter den Mitarbeitern für eine bessere Zukunft fehlen wird. Man hegte hier gute Hoffnung für baldige Fortschritte, aber man scheint dem Übel in Schweden noch selten auf den Grund zu sehen. Die papierene Ordnung und die todte Orthodoxie erscheinen als ein zu tröstlicher Rückhalt, als ein zu großer Vorzug, namentlich vor dem rationalistischen Deutschland, und so vergißt man, daß Schweden dieser Seuche leicht erst entgegengeht, während wir uns durch Gottes Gnade von ihr erholen.

Noch an vier Orten fand ich die Pastoren, welche ich suchte, nicht an ihren Wohnorten. So scheint die Lust der Ferien sich hier von der Schule und Universität auch auf das Amt zu übertragen.

Nur noch in Blekingen halten wir den Leser einen Augenblick auf — die Landschaft ist zu lieblich, die Kirche dort am Wege zu einladend!

Es ist die Ziliakirche von Temjö. Sie steht auf einem weiten, sauber gehaltenen Kirchhofe. Dieser ist mit einer schönen Mauer von geschlagenen Feldsteinen umschlossen, ein zierliches Gitternetz von Holzstäben, mit weißer Farbe das Netz, mit grüner die Säumungen gestrichen, bildet den Eingang.

Und nun die Kirche! Ihre und des Thurmes Wände schimmern wie frische Kreide, das Dach ist mit Kupfer und Zink gedeckt, nicht vollkommen gut, nein, auch zierlich und schön!

Aber wir sind schon gewohnt, dieses Erbe der Väter auch in den kleinsten Landgemeinden der Regel nach so zu finden. Es war und ist auch wohl noch eine Lust und Ehre des armen Volkes in Schweden, in der

Mitte seiner hölzernen Hüttlein eine schöne Kirche zu haben, und sie mit dem Besten und Schönsten zu schmücken, was ihre Gebete und Arbeiten erwerben mögen. Die Kirche ist das Haus des Herrn; so mag man nicht eher an anderen Schmuck denken, als bis dieses im schönsten Schmuck erscheint!

Merkwürdig, wie hiegegen die Stadtkirchen verhältnißmäßig zurückstehen! Sie erheben sich nicht über die Stufe der Kirchen unserer kleinen und mittleren Städte. Aber die Städte Schwedens sind ja überhaupt gering und klein — sie sprechen uns von dem Vorwurf nicht frei, der uns bei einer Vergleichung in dieser Hinsicht trifft. Bei ihnen war die Kirche das Erste, was Alle vor Allem bedachten — bei uns nimmt sie nicht selten die letzte Stelle ein. Gewiß, es ist eine große Schmach, bei uns, selbst in den besseren Gegenden, oft zwischen prächtigen Amtshöfen und Wirthschaftsgebäuden, ärmliche, nachlässig gehaltene Kirchen zu finden. Noch mehr aber liegt die Unehre, worin die Kirche steht, in den großen Städten zu Tage, wo der Eigennutz ganze Straßen von Prachtgebäuden emporbringt, ehe sich die Mittel zu einem einzigen Kirchlein finden.

Aber treten wir auch in das Innere jener Kirche. Es entspricht vollkommen dem Äußeren. Die weiten, hellen Räume sind nicht bloß gut, sie sind schön gehalten; diese Kirche könnte auch zur Bildung eines guten Geschmacks der lieben Landleute dienen! Alles ist vollkommen sauber und klar, die sehr sorgfältig gewölbte Decke breitet sich über den hohen glänzendweißen Wänden, über den einfach schönen Doppelreihen der Stühle, welche der geräumige Hauptgang in der Mitte theilt, Kanzel und Sängerkhor bilden sich gegenüber die Vorder- und Hinterfront.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Intérêts généraux du protestantisme français
par le comte Agenor de Gasparin, maître
des requêtes, membre de la chambre des députés. Paris 1843.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Das Unterrichtswesen anbelangend, so erheischt das protestantische Interesse in Paris unter der Zahl akademischer Lehrer Professoren der protestantischen Theologie. Ein nicht minder dringendes Bedürfnis ist die Gründung von Studienhäusern, nicht Gefängnisse oder Lyceen, sondern Garantien, daß die Studirenden in ihrer Freiheit nicht untergeben, den frommen Sitten des Familienlebens sich nicht entfremden; ohne die wissenschaftliche Freiheit zu beschränken, sollen sie den Studirenden die bildenden Einflüsse der Direktoren, die erwärmenden frommer Frauen sichern. *) Sie würden eine fromme Stiftung seyn, ohne die Beiträge

*) „Die Zerstreuung der Studirenden durch alle Theile einer so vollreichen Stadt wie Montauban, hat zu den verschiedensten Systemen geführt, um dem Übel zu steuern; aber alle wurden mit derselben Erfolglosigkeit versucht. — Die Meisten, welche sich dem Studium der Theologie widmen, sind aus sehr mittelmäßig begüterten Familien. Meistens erhält der Student nur eine möglichst geringe Summe, um damit zu leben. Um jedoch dann immer noch Einiges für sein Vergnügen zu erübrigen, sucht der Student Kost und Wohnung um den möglichst geringen Preis; grade bei den niedrigsten Klassen der Einwohner findet man daher Viele der künftigen Seelforzer wohnend und in ihrem Umgang lebend.

der Studirenden auszuschließen. „Solche Stiftungen gehen von einem neuen Principe aus (le principe des fondations purement pieuses, et toutefois, non gratuites), für das man sich entscheiden muß.“ Nicht bloß einer Nachhülfe, einer gänzlichen Umgestaltung bedürfen die Sekundärschulen (collèges). Es gibt keine ausschließlich protestantischen, sondern nur gemischte, doch so, daß die Oberaufsicht in den Händen der Katholischen Kirche ist. Dazu kommt, daß der Geist, der auf diesen Schulen herrscht, ein rein heidnischer ist. „Darüber wird die Zukunft sich noch wundern, daß eine Gesellschaft, die sich christlich nennt, die sieben oder acht schönsten Jugendjahre ihrer Kinder ausschließlich dem Studium heidnischer Schriftsteller gewidmet hat; daß sie dieselben genährt hat mit jenen falschen Ideen, falschen Tugenden, falschem Ruhm; daß sie dieselben erzogen hat in dem Kultus des Vaterlandes, der Ehre, des Nachruhms, daß sie denselben geistlich die dem Evangelium rein entgegengelegte Gesinnungen eingebläht hat; daß dieses Evangelium auf eine so untergeordnete Stellung herabgesetzt worden ist, daß es selten den Einfluß jener falschen Lehren, die dem natürlichen Herzen so sehr zusagen, brechen kann; daß man im Namen Jesu Christi bemüht gewesen ist, dem Sokrates und Zeno so viel als möglich Schüler zu erwerben.“ Die Früchte jener kläffischen Begeisterung hat man in der Revolution gesehen. Auf christlichen Schulen wird man dem Alterthum seine Ehre lassen, aber vor Allem den christlichen Schriftlichen Schriftstellern der Geschichte des Reiches Gottes, dem Unterricht im wahren Glauben das gebührende Recht einräumen. Eben so liegt die Erziehung auf den collèges im Argen. Die Philologen betrachten sie als einen lästigen Anhang ihrer Pflichten; sie setzen niedere Leidenschaften, wie Stolz, Ehrgeiz, Neid u. s. w. in Bewegung statt der Liebe zu Gott. Die Errichtung eines rein protestantischen collège würde gegenüber der Regierung keine Schwierigkeit machen; ist in Betreff des Geldes ein völlig sicheres Unternehmen, das man der Spekulation überlassen könnte, wenn es nicht im Sinne desselben läge, Wert des Glaubens zu seyn. In den Schulen sehe man Frankreichs Zukunft sich vorbereiten; nur hier können in diesem materiellen Zeitalter die Kinder lernen, was die Väter nicht verstanden haben; von hier aus geht das Heil für die vom Verderben beherrschten niederen Kreise der Gesellschaft.

Durch den Vorgang nicht nur anderer protestantischen Länder, sondern auch der Katholischen Kirche, muß die Protestantische Kirche in Frankreich sich ermuntern lassen zur Gründung eines Instituts zur sittlichen Erziehung der Gefangenen von der leichteren Art. Die Katholische Kirche hat in Mettray ein solches errichtet. Den Glanz desselben braucht die Protestantische Kirche nicht nachzuahmen. Die Regierung würde eine Unterstützung bewilligen. Man kann auf eine nicht unbedeutende Einnahme rechnen vom Ertrage der Arbeiten der Sträflinge. „Da haben wir eine Stiftung ohne alle Kosten; eine Stiftung, die nur eines fordert: Willen. Wahr ist es, Wille ist noch seltener als Geld.“

Für die Hebung endlich der Armenpflege rechnet der Verf. auf eine Weiterbildung des altapostolischen Instituts der Diakonissen.

Unter den allgemeinen Pflichten, deren Klassen wir oben aufgeführt, charakterisirt den reformirten Geist der Schrift der Nachdruck, der auf das Leben und Thun gelegt wird. „Mehr als anderswo ist in Frankreich, Gott durch unser Leben zu loben, dringende Pflicht; alle unsere Fehler fallen auf die Bibel zurück. Nicht gleichgültig ist die öffentliche Meinung über die protestantische Gemeinde. In Thaten liegt eine Be-

Weder seine Studien, noch seine Vergnügungen trennen den Jüngling von dieser seiner neuen Familie; er arbeitet mit ihr in demselben Zimmer und setzt sich zu ihr auf die Bank vor das Haus oder um dasselbe Kaminfeuer. Daher sind ihm denn natürlich auch die besseren Familienkreise verschlossen.“ Reuchlin, d. Christ. in Fr. S. 374.

redsamkeit, der nichts Menschliches gleicht. — Die sittliche Strenge hat der Reformation mehr Seelen gewonnen, als die Schriften Luther's. — Dahin muß es wieder kommen, daß, wie in den Zeiten Julian's oder Nero's, die Tugend den Verdacht evangelischen Bekenntnisses erregt. Der protestantische Name muß eine Garantie für das bürgerliche Leben werden. Schon, man weiß es, ist das Verhältniß unserer Gefangenen zu unserer Bevölkerung nicht so hoch, als das zwischen der Zahl der katholischen Gefangenen zu ihrer Bevölkerung. Wir sind besser vertreten in den Kammern und Akademien, als in den Zuchthäusern und Gefängnissen. Lange hat kein protestantischer Geistlicher einen Verurtheilten auf das Schaffot begleitet.“ Eben so charakterisirt die strenge Forderung, den Sonntag zu heiligen, der Wunsch, daß man doch in der Kirche nicht an den Unterschied der Stände gemahnt werde. Wenn man dagegen die presbyterianische Lebensansicht, die da Feuer im Glauben, Heiligkeit im Leben fordert, in den rein menschlichen Verhältnissen aber keine Konsequenzen fühlt, der ganzen reformirten Kirche beilegt, so bietet wenigstens unsere Schrift keinen Beleg dafür. Das Evangelium überweist dem Bürger in einer Reihe Tagesfragen eine bestimmte Stellung. Der Christ ist der stete Gegner aller rein materiellen Bestrebungen des Zeitalters. „Er begreift den Umfang der Fragen, die in unserer Mitte das Leben eines immateriellen Principes bilden, die sich durch tausend Wände unter einander verketten, von einem gemeinsamen Ursprunge ausgehen, zu einem gemeinsamen Ziele hinführen, deren Triumphe und Niederlagen gemeinsam sind, in denen jene schon besprochene Wechselbürgschaft (solidarité) sich beweist.“ Wir können es uns nicht versagen, hier gehörig eine Stelle herauszuheben, die für ein Zeichen der Zeit gelten kann und erbaulich spricht zu einem Herzen, das nach tausend Niederlagen nicht aufgibt, in der Welt nicht von der Welt zu seyn. „Nicht in Einöden, nicht in Klöstern, nicht außer und über der Welt, selbst nicht in Tempeln liebe ich die wunderbare Nacht des Evangeliums zu schauen. Ich liebe es in den Gefängnissen mit Thaten. Ich liebe es gemischt mit menschlichen Leidenschaften. Ich liebe es, wenn es mit seiner Gegenwart selbst die dunkeln Gemächer des Gewerbleißes verschönt. Wie schön ist es, wenn das Evangelium mit Wilberforce in die Kammer der Gemeinen bringt, dort Schimpf erträgt, dort den Sieg erringt, wenn nach einer Nacht feierlicher Beratungen, Angesichts der ersten Strahlen, welche die alten Fenster von Westminster färben, es ihm gegeben ist, die Morgentruhe eines Tages zu begrüßen, welcher die Ketten von siebenmal hundert Tausenden zerbricht u. s. w.“ Der evangelische Christ ist in der Sklavenfrage Philanthrop. Er ist Gegner aller Duell. Er ist entschieden in der Ehesache. Sollte man in Frankreich die heiligen Wände der Ehe auslockern wollen, „so werden hoffentlich die Protestanten zuerst sich erheben, um einen alten Vorwurf zurückzuweisen, den jetzt Preußen, indem es die Ehescheidungen möglichst erschwert, abgewehrt hat.“ Ueberhaupt muß man von Preußen lernen. Es hat auf dem Gebiete der Industrie, des Handels, der Politik eine der größten Bewegungen des Zeitalters herbeigeführt. Es sieht zu erwarten, daß man dort eine Umgestaltung des gewerblichen Lebens nach der altcorporativen Seite hin vorbereitet, wobei das christliche Interesse nicht unbetheiligt ist. Zur moralischen Umstimmung der öffentlichen Meinung ist von wesentlichem Belange die Verminderung des Standes der jungen halbgebildeten Rechtsgelehrten, welche armlos, müßig, in stets brouillirten Verhältnissen ihre Unzufriedenheit mit dem Bestehenden in die Tagespresse werfen. Andererseits ist die Verbreitung tüchtiger Tagesblätter dringend noth; l'Esperance verspricht wenigstens viel. „Große Pflichten haben wir in der

Welt zu erfüllen. Wir haben von ihren Arbeiten Freuden, Interessen, was nur rein und erhaben ist zu empfangen. Hinter uns liegt jene Engherzigkeit, die gegen Wissenschaft, Kunst, Politik zu Felde zog, die dem Evangelio seine leuchtenden Offenbarungen im Künstler, Schriftsteller, Staatsmann vorenthielt.“

Wir sind in dem durchschnittenen Kreise von Pflichten keiner Klasse begegnet, die nicht auch die Deutsch-Evangelische Kirche erkannt und mehr oder weniger erfüllt hätte. Aber wir haben nicht die ungetheilte Begeisterung, nicht den praktischen Zug des Französischen Protestantismus. Nicht die ungetheilte Begeisterung. Nicht unbekannt sind uns die Weissagungen über Israel. Aber die Deutsche Gründlichkeit und Treue hat sich bis jetzt veranlaßt gefunden, die Emancipation der Juden noch auf ein anderes Blatt zu schreiben, die freiere Richtung, welche die Synagoge einschlägt, noch nicht für einen Weg zum Christenthume zu halten, die Nachrichten von einem Zug nach Osten der Journalwelt zu überlassen, überhaupt von Israels Zukunft nicht in Hymnen zu sprechen. So sehen wir bei den Mäßigkeitsvereinen doch noch auf mehr, als auf die statistischen Angaben der Erfolge. So durchgängig. „Das was uns stürzt, entwertet, tödtet, das ist die Entwicklung des kritischen Geistes, dieses eben so ohnmächtigen, als wohlfeilen Geistes. Die Jahrhunderte, welche produciren, handeln, sind nicht die Jahrhunderte einer feinen und spißfindigen Analyse; es sind die Jahrhunderte männlicher Synthese.“ Wir haben nicht den praktischentrieb des Französischen Protestantismus. Es ist hier der Franzose, es ist der Reformirte in Anschlag zu bringen. Der Franzose ist durchaus als natürlicher Mensch Mann der Gesellschaft. Die öffentliche Meinung ist sein Gewissen, die öffentlichen Interessen sein Gemüth, die ruhmumgebene öffentliche Stellung sein höchstes Gut. So wirkt sich Alles bei diesem Volke nach Außen. Die Reformirte Kirche hat von Haus aus Leben und Thun mit anderem Auge angesehen als die Lutherische Kirche. Der Französische Protestantismus, in steter Spannung gegenüber der Katholischen Kirche, ohne rechte nationale Wurzel, auch in seinen Festen immer reisefertig, greift mit einer gewissen Hast nach Allem, was seine Existenz zu befestigen scheint.

Es hat der unsichtbare König der Protestantischen Kirche seine Gnadengaben unterschiedlich an die Nationalitäten vertheilt. Er gab der Deutschen die tiefinnere Bewegung, die tiefe Erkenntniß, der Englichen den Organisationsgeist, der Französischen die rege Lebens- und Thatenlust. Es könnte die mechanische Breite des Englichen Protestantismus etwas von unserer Tiefe, die rasche Äußerlichkeit des Französischen etwas von unserer Innerlichkeit gebrauchen. Aber auch wir wollen einem gewissen Lutherthume, das, nach Luther's bekanntem Ausspruche, in fleischlicher Sicherheit das Wort laufen und walten läßt, ein Glas Bier trinken und Erscheinungen des Christenthums, die nicht auf seinem Miste gewachsen sind, wie Missionen, Bibelvereine, Traktaten, Diakonissen-Institute u. s. w. scheel ansehen, etwas wünschen von diesem praktischen Geiste des Französischen Protestantismus.

„Ein Protestant seyn, heißt nicht nur vernennen; es heißt auch bejahen. Es heißt nicht nur prüfen; es heißt auch glauben. Es heißt nicht nur menschlich Ansehen ablehnen; es heißt auch Gottes Ansehen sich unterwerfen. Es heißt nicht nur die Tradition verwerfen; es heißt auch die heilige Schrift annehmen, annehmen wie Kinder. Ein Protestant seyn, heißt durch sein Leben die herrlichen Verheißungen seines Glaubens rechtfertigen. Es heißt handeln, wie Alle gehandelt haben, welche in feurigem Herzen treu die Offenbarung bewahrt haben; es heißt mehr als Andere arbeiten, mehr geben, mehr opfern als Andere.“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 16. März.

N^o 22.

Zur Charakteristik der Schwedischen Kirche.

(Schluß.)

Wir treten an den Altar — in dem liturgischen Handbuch finden wir ein Nüchternheitsgebet, irre ich nicht, nach Lindeblad —, diese Gegend war daran, der Böllerei ganz zu unterliegen (s. oben), die Nüchternheitsvereinigung hat hier so großen Segen gehabt. Wir lesen:

Herr, der du uns willst erlösen,
Reiß uns aus der Sündenfluth,
Eh die finstre Macht des Bösen
Gar verschlinge Ehr und Gut.
Laß die Nüchternheit uns bahnen
Freien Weg zu deinem Wort,
Daß wir unter deinen Fahnen
Betend stehen fest hinfort!

Herr erhalt in Kraft zusammen
Unsern Bund, laß ihn gedeih'n,
Laß die Herzen dir aufstammen,
Deinen Wegen ganz sich weih'n!
Du bist Sieger. Dort die Alten,
Hier die Jungen rette du;
Führe, darob wollest du walten
Alle deinem Reiche zu!

Wir schreiben dem lieben unbekannten Hirten dieser Gemeinde unsere Segenswünsche auf die andere Seite des Blattes, und eilen nun weiter.

Es verblieben mir noch einige Tage für den Aufenthalt in Westerstad. Hier fand ich den theuern Gastfreund unter tiefen gelehrten Studien. Die Specialgeschichte seines Vaterlandes Småland, welche er in mehreren Bänden bearbeitet hat, hatte ihn zu seinen archäologischen Studien geführt. Sein Arbeitszimmer war mit den besten und kostbarsten Werken über die Runenschrift ausgelegt. Er hatte selbstständig geforscht, und freute sich mancher bedeutenden Entdeckungen. Es war ihm kein Zweifel, daß die Geschichte der Runen nicht von Asien aus ihren Weg durch Sibirien nach dem Norden genommen habe, sondern daß sie über das westliche Asien durch Afrika nach Spanien, und von dort erst nach dem Norden fortgeschritten sey.

Ich mußte das nach den verschiedensten Seiten hin wirksame Talent des Mannes bewundern, und doch bedauern, daß dasselbe nicht mit seiner ganzen Kraft für das Kirchliche wirksam werden soll; obgleich er diesen Studien nur die frühesten Morgenstunden widmet, wo noch nicht leicht ein Landpfarrer auf seinem Arbeitszimmer gefunden wird.

Am Sonntag war zuerst großer Communiongottesdienst auf dem Filial Östraby, welcher von 8 bis 1 Uhr währte. Den Anfang machte das Communionverhör. Etwa je zwanzig der sehr zahlreichen Communicanten wurden nach einem Verzeichnisse in die Mitte der geräumigen Kirche gerufen und verhört. Die Unterredung knüpfte sich theils an eine Vergleichung des Passahmahles mit dem christlichen Abendmahl, theils an die Lehre von der Sündenvergebung und deren Bedingung an. Hierüber verging reichlich eine Stunde. Bei der großen Geschicklichkeit machte sich alles erträglich, im Ganzen aber erscheint ein Verhör dieser Art unmittelbar vor der Feier des heiligen Mahles doch widersprechend.

Hierauf las Pastor Lindeblad die Beichtrede mit einer sehr ansprechenden, innigen Stimme, die nur die Gewohnheit des leidigen Lesens, selbst der Beichtansprache! noch beklagenswerther machte.

Wieselgren ließ dann der Hauptpredigt über das Sonntagsevangelium (15ten n. Tr.) als Eingang eine Auslegung und Anwendung von 1 M. 40. vorausgehen. In dieser Vorpredigt benutzte er besonders B. 11. (Ich holte den Becher Pharaos und nahm die Beeren und zerdrückte sie in den Becher ff.), um die ursprüngliche Weise, das Blut der Trauben zu genießen, zu bezeichnen, und von hieraus die Sünde der Böllerei, besonders den ganz naturwidrigen Genuß des Branntweins zu bekämpfen. Eben so sprach er sich, nach dem Text, über den zwiefachen Ursprung der Träume und über Traumdeutung, um dem Bedürfnis des Glaubens, mit scharfer Abschneidung der Thorheit des Aberglaubens, zu entsprechen, umständlich aus. In der Hauptpredigt führte er das Thema durch: „Der weltliche Sinn ist Vertrauen auf sich selbst, wie der geistliche Sinn Vertrauen auf Gott in Christo.“ Nach dem Eindrucke dieser Predigt gehört W. zu den größten rednerischen Talenten, wie denn auch seine zahlreichen Gegner die unwiderstehliche Macht seiner Rede anerkennen. Wie ein reicher Strom ergießt sich die Fülle seiner Rede; bald donnert sie wie ein Wasserfall, und reißt, wie die schnellende Fluth Dämme und Klippen durchbricht, Alles mit sich fort; bald rauscht sie wie ein sanfter Regen, und schreitet still daher, wie die beruhigte Tiefe. Aber überall, auch wo die Rede mit stürmischer Gewalt fortschritt, bewahrte sie die wohlgeordnete, edle Form; nichts Unwillkürliches, Unbesonnenes wurde bemerkbar; man sah, wie der Steuermann das vom Geist des Herrn bewegte Schiff seiner Rede frei und sicher führte.

Es folgte die sehr zahlreiche Communion, wo wieder jedem Einzelnen der herantretenden Hunderte die Einsetzungsworte sinn-

verwirrend zugeflüstert werden mußten; hierauf das Vorlesen der Rungörelser, welches bei aller Eil eine volle halbe Stunde währte, dann eine Taufe und der Schlußgesang aus dem Gesangbuche, welches von Schonen an bis über den Polarkreis hinauf in allen Kirchen und Häusern Schwedens gleichmäßig gebraucht wird. *)

Unter den Bekanntmachungen kam auch die eines nahen Gutsbesizers vor: „Wer geneigt ist, Kartoffeln auszunehmen, soll sich bei N. melden, 12 Schilling Banco wird der Lohn jedes Tages seyn.“ Ähnliches hatte auch der arme Fjellstädt nach der Predigt in der Domkirche zu verlesen gehabt; ich fühlte seinen Schmerz, hier konnte ich meinen Unmuth nicht lange beherrschen.

W. erzählte mir nachher, es seyen ihm öfter die Ankündigungen von Branntweinsauktionen — ja, welche Hengste zu welchen Preisen zu Diensten stünden u. s. f. zugekommen? Es sey hier dem bedrängten Gewissen nur der Ausweg, nach beendigtem Gottesdienst den Küster auftreten zu lassen (und auch dieses vielleicht nur ungefehllich?). Ich erklärte, daß ich es für eine Unmöglichkeit halten würde, um diesen Preis der Kirche zu dienen. W. dagegen behauptete, dies sey eine menschliche Ordnung, der man gehorchen müsse; es sey ein großes Leiden, aber geringer als jenes, was die Märtyrer erduldet hatten; man müsse es tragen, um Gottes Wort predigen zu können.

Es war das einzigmal, wo ich mich mit dem Freunde nicht vereinigen konnte. Mir erschien eine solche Belastung des Geistlichen mit weltlichen und selbst anstößigen Pflichten unmittelbar an heiliger Stätte, und gleichsam als wäre dies ein Theil des Gottesdienstes, durchaus widersprechend, und eine Profanation des heiligen Amtes, ja des Heiligen selbst. Wohl konnte ich mir denken, wie eine allgemeine Gewohnheit das Gewissen in

*) Das ältere Gesangbuch hatte sich vom Jahre 1696 bis 1819 erhalten, obschon seit dem Jahre 1763 wiederholt ein Ausschuss mit Bearbeitung eines neuen beauftragt war. Dreimal wurde ein Probegefangbuch vorgelegt, ohne daß es zur Annahme geeignet befunden wurde. Zuletzt übergab der Ausschuss die Arbeit dem Pastor Wallin; er legte sie im Jahre 1816 vor, sie war zu allgemeiner Zufriedenheit gelungen, und das Buch ward im Jahre 1819 im ganzen Reiche eingeführt. Es enthält fünfhundert Lieder, wobei der, freilich geringere Schatz der älteren Lieder größtentheils treu erhalten worden ist. Dies dürfte wohl ein sprechendes Zeugniß dafür seyn, daß eine Arbeit dieser Art von einem gehörig begabten Manne, dem nur etwa einige Andere rathend und helfend zur Seite stehen, eher vollbracht wird, als von einer ganzen Commission, deren Mitglieder ihre Kräfte gegenseitig neutralisiren.

Weniger haben bis jetzt die Arbeiten der seit 1773 wiederholt niedergesetzten Ausschüsse für Herstellung einer genügenderen kirchlichen Bibelübersetzung zum Ziele geführt. Auch der im Jahre 1816 an alle Kirchen des Landes vertheilte Probeabdruck des N. T. hat nicht die Genehmigung des Landes gefunden.

Vom Jahre 1837 liegt wieder eine Probeübersetzung eines Theils der Bibel in allen Gemeinden zur Kenntnisaufnahme und Beurtheilung der Befähigten vor, der wieder nicht zum Ziele führen dürfte.

dieser Hinsicht schwächen muß, und durfte nicht wünschen, daß die treueren Geistlichen durch einen übereilten Widerspruch ihr Amt aufopferten. Aber ich konnte es mir auch nicht möglich denken, daß, wenn eine Anzahl von Männern um des Gewissens willen ihr Bedenken im Namen des Herrn geltend machte, dies ohne großen Segen für die gemißhandelte Kirche bleiben würde.

Hiegegen erfuhr ich nun, daß bereits auf mehreren Reichstagen die Abstellung dieses Mißbrauches zur Sprache gekommen — aber nur zwei Bischöfe hätten das Wort dafür genommen, die Überzahl habe sich für die Beibehaltung erklärt, auch aus dem Grunde — weil sie ohne die Rungörelser nur die alten Weiber und Kinder als Zuhörer behalten würden. —

Was sollen wir dazu sagen? Wo findet die Evangelische Kirche Worte für ihren Schmerz über die Krankheit dieser Tochter? Ist's nicht, als wäre diese Krankheit schon zum Tode, als wäre die ganze Kirche Schwedens unter dem Bann? Und wenn wir jenes nicht glauben, indem wir dieses fast fürchten: so möchten wir, unseres eigenen Schadens nicht vergessend, die Schwedischen Brüder beschwören, denen Gott Gnade gegeben zur Buße, die Zeit der göttlichen Heimsuchung für ihre verwüstete, erstorbene Kirche recht wahrzunehmen; einsam, und so viel als möglich auch gemeinsam, anzuhalten mit Bitte und Flehen, mit Warnen und Strafen; im Namen des Herrn Zeugniß ablegen, es sey zu rechter Zeit oder zur Unzeit, wider solchen Tod und für das Leben. —

Zu dem Vormittagsgottesdienst schon waren manche Zuhörer auf eine Entfernung von sechs bis sieben Meilen aus der Gegend von Christianstadt, Eimbritshamn und Hlad herbeigekommen — es war außer den genannten noch ein dritter bemerkenswerther Prediger, Herr Nyman aus Småland, in der Kirche, welcher den Nachmittagsgottesdienst in W. halten sollte.

Dieser Mann war vor etwa zwanzig Jahren zwischen die durchgehenden Pferde von einem Wagen gestürzt, und hatte in der augenscheinlichen Nähe des Todes erkannt: „Du gehst verloren, wenn du jetzt sterben mußt!“ Gott rettete sein Leben, und nun ging er hin und predigte in der gewaltigsten Bußbewegung durch zwei Jahre hin seiner Gemeinde und sich: Wehe, wehe! Die ganze Landschaft kam in Aufregung, Tausende wurden erweckt. Das Consistorium erschrock, suspendierte ihn, nahm ihn indeß nach Werjö, und meinte, ihn unter seinen Augen unschädlich zu machen. Jetzt strömten die hungrigen Seelen, denen das Wort Gottes theuer war, von allen Seiten hieher. Graf de la Gardie begegnete in dieser Zeit ein, als er von Stockholm über W. nach seinen Gütern in Schonen reiste, schon neun Meilen vor W. einigen wallfahrenden Gruppen, und hörte auf Befragen, wohin sie zögen: „Nach Werjö, denn Nyman predigt dort!“ Er erhielt hierauf von Station zu Station dieselbe Antwort, bis ihm neun Meilen südlich von W. die letzte Gruppe begegnete.

Endlich beschloß man, Nyman bei einer Strafanstalt zu beschäftigen. Zu diesem Behuf kam er nach Stockholm, hier

solle er predigen — aber kein Prediger wollte ihm seine Kanzel öffnen. Ein Reichsgraf, der eine Kirche unfern Stockholm hat, öffnete ihm diese. Dahin zog nun die Stadt, es war im November. Wieselgren, Nyman's Freund, war unter diesen, schon eine Viertelstunde vor dem Ort konnte er mit seinem Wagen nicht mehr weiter kommen. Graf Sparre ersuchte W., wegen der Kürze der Tage zu halten, daß die Predigt nicht zu lange werde, man komme sonst nicht zur Stadt zurück.

Nyman, zu allem Guten bereit, versprach dies. Nachdem er zwei Stunden gepredigt, reichte ihm W. ein Blatt auf die Kanzel mit den Worten: Eile zum Schluß, doch schließe nicht, ohne zu sagen, die Hölle ist für die Teufel, für die Menschen ist der Himmel bereitet: dringet da hinein! Er — sah zu, fing von neuem an, predigte noch zwei Stunden, und die Dunkelheit brach ein.

Hohe und Niedrige hatten mit offenem Munde gehört, so viele ihrer der Raum faßte, oder von Außen seine bewegliche Stimme hören konnten. Graf Sparre, als W. sich entschuldigen wollte, nahm dies nicht an; es wäre gut, wenn er noch einmal zwei Stunden geredet hätte. —

Später kam Nyman nach Småland zurück, wo er noch heut mit unverlöschlichem Feuer zu der Buße das Evangelium predigt.

Raum hatten wir nun an jenem Sonntage ein wenig zu Mittag gegessen, so ging es wieder zur Kirche, wo die Menge Nyman erwartete.

Ich war indeß zu erschöpft, um sogleich wieder auf mehrere Stunden zu hören, und meinte, nach der sehr gedehnten Liturgie und den Gesängen noch zu rechter Zeit zu kommen. So verfehlte ich die Zeit und gewann mit Mühe so viel Raum, um von der Vorkirche aus ihn ein wenig zu sehen und zu hören. Wahrscheinlich seine Organe für die ungeheure Anstrengung bereitwilliger zu machen, hatte er sich gewöhnt, in zwei völlig um eine Oktave verschiedenliegenden Stimmen zu predigen, so daß man, ohne ihn zu sehen, zwei Personen in einer lebhaften Unterredung begriffen zu hören glaubte. Es war das Seltsamste, was man hören kann. Und doch verschwand dies bei dem Anblick seines von glühender Liebe strahlenden Angesichts. Lächelnd, lachend, wie ein Kind, stand er da, welches, vor Freude jauchzend, vor Sorge weinend, vom Himmel zurückgekommen, Alle bei dem Arm zu nehmen, sie nach sich hinaufzuziehen. „Der Himmel ist offen, Gott sendet mich zu euch, aber eilet, ich beschwöre euch, bald schließt sich auf immer die Thür!“ dies schien der Inhalt seiner Predigt zu seyn. Er schloß sie mit der Dämmerung. Nachher kamen noch Viele, um seine Hand zu drücken.

W. sagte, es sey, was ich gehört, ein schwacher Nachhall der früheren Bewegung. Ich aber mußte staunen über die Macht des Geistes Gottes an dem Menschen; auch über die physischen Kräfte des Menschen, den Gottes Geist in den innersten Tiefen seines Wesens bewegt hat.

Im Übrigen erschien Nyman als ein Mann von beschränkter Bildung, selbst wohl von unbedeutenden Gaben, aber ganz

Gefühl. Er äußerte gegen mich, daß er gehört habe, in Berlin sey auch schon ein gläubiger Prediger. Als ich ihm entgegnete, sie predigten im Gegentheil fast Alle das Evangelium, und die vielleicht nicht recht gläubig wären, wagten doch nur das Evangelium zu predigen, war seine Freude sehr groß.

Man kann diesen Nyman vielleicht als den Vater, jedenfalls als den Fürsten der Läsare in Schweden betrachten, und man wird sich nicht wundern, wenn sein erstes Auftreten inmitten eines allgemeinen Todes, dem eine todte Orthodorie vielmehr zum Kissen, als zur Erweckung dient, ein gewaltiges Aufsehen machte.

Es muß dieses ziemlich in dieselbe Zeit gefallen seyn, in welcher Wieselgren's evangelische Predigt ihn in Stockholm in den Ruf brachte, eine neue Religion aufzubringen. Als er hierauf mit Abfassung der früher erwähnten Schrift umging: „Welches ist Schwedens Religion?“ suchte er in allen Buchhandlungen vergeblich, eine Ausgabe der symbolischen Bücher zu kaufen, denn dergleichen sey niemals verlangt worden. Eben so wenig fand er sie bei den Predigern vor, deren Amtseid sie doch zu ihrer Kenntniß verband. Endlich ging er auf die Bibliothek, allein auch hier wies ihn der Custos ab; es habe seit vielen Jahren Niemand danach gefragt, er wisse sie nicht aufzufinden. Hierauf gelang es W., nachdem er von tagelangem Suchen in den kalten Räumen der Bibliothek müde und krank geworden, das Gesuchte zuletzt selbst zu entdecken.

Ich würde Bedenken tragen, dieses niederzuschreiben, ich würde mich scheuen, Unglaubliches zu sagen, wenn nicht die Erinnerung an das, was wir vor einigen Jahrzehnten an uns selbst erlebt haben, dieses Bedenken höbe. Indes fand bei uns der Unterschied statt, daß wir uns nicht der Orthodorie rühmten, welche, dies leuchtet uns Allen ein, bei unseren Schwedischen Brüdern überaus schwach begründet ist.

Nun der Herr hat uns Gnade gegeben zur Buße, und hat Viele der Unseren von den Irrungen des Unglaubens zu der lebendigen Quelle der Offenbarung und der kirchlichen Lehre zurückgeführt, daß das Alte bei uns vergeht, und auf dem Grunde des Ewigwahren Alles neu wird. So hoffen wir denn von der Schwedischen Kirche, daß der Herr die Wahrheit, welche sie bisher weniger im Wort und Bekenntniß, als im Leben verläugnet hat, auch bei ihr wieder in Kraft und Leben erneuern werde.

Intérêts généraux du protestantisme français par le comte Agenor de Gasparin, maître des requêtes, membre de la chambre des députés. Paris 1843.

Zweiter Artikel.

Der zweite Theil behandelt die in der Protestantischen Kirche Frankreichs jetzt so viel bewegte Verfassungsfrage. Diese Kirche, welche, wie der gerettete Rest des Jesajas im Alten

Bunde, ihre Glieder über das ganze Land hin vereinzelt sah, hatte von Haus aus mehr in der Gluth des Glaubens und dem gemeinsamen Schicksal das Band der Einheit, als in den zusammenfließenden Lebensformen der Kirche, dem Bekenntniß, der Verfassung und dem Kultus, deren Entwicklung immer die Frucht eines Gemeinlebens in beruhigten Zuständen ist. Eben so charakteristisch ist das Princip der Unabhängigkeit vom Staate, eine gereizte Stellung zu den bewegenden Mächten der Öffentlichkeit überhaupt. Als dann Ludwig XIV. durch Aufhebung des Edikts von Nantes die Laien in den Schoß des Katholicismus zurückführte, die Eifrigen dem Henker überantwortete, die Eifrigen in's Ausland drängte, wurde natürlich die Reformirte Kirche aus dem letzten Punkte von anschließender Stellung zum Staate herausgeworfen, mußte sie ihr ganzes Leben darauf zusammenziehen, Seelen zu retten, gerettete treu zu erhalten. Diese Rechtlosigkeit der Kirche bestand bis auf Ludwig XVI. hin. Nachdem die Revolution derselben nicht nur das Recht zu seyn, sondern auch politische Gleichheit zugesichert hatte, gab ihr Napoleon in dem organischen Gesetze vom 8. April 1802 auf Grundlage der alten eine Verfassung. Wie dies organische Gesetz vom Staate ausging, so suchte es auch, durch Auflösung der höchsten legislativen Instanz, der National-Synode, durch Hervorheben des Antheils der Laien im Kirchenregimente, durch strenge Überwachung aller kirchlichen Bewegungen, durch die Befestigung der protestantischen Geistlichen von der Regierung, die Kirche an das Interesse des Staates eng zu knüpfen. Damals, wo der Nationalismus das kirchliche Leben verdrängt hatte, konnte dies organische Gesetz für eine Erzungenschaft gelten. So mag es auch noch jetzt von der laikirchlichen Richtung, die noch mächtig ist, angesehen werden. Anders mußte sich das evangelische Leben dazu stellen. Wie in Deutschland hatte dasselbe vorerst nur das Ziel im Auge, daß evangelisches Leben dem Unglauben, dem Weltzuge, dem Indifferentismus, dem in dem Restaurationszeitalter wiederbelebten Katholicismus gegenüber erweckt würde. Das ist der Trieb, welchen die evangelische Gesellschaft erzeugt hat. Es ist aber in der neueren Zeit zu diesem allgemeinen evangelischen Lebensstriebe das Bewußtseyn der kirchlichen Form, in der jenes Leben sich bewegen müsse, hinzugekommen. Daher nun auf allen Punkten das Streben, Bekenntniß, Verfassung, Kultus zu regeln. Wir haben es nun zunächst mit der Verfassung zu thun. Hier stellt sich sogleich die Frage über die Stellung, welche der Protestantismus zum Staate einnehmen soll, in den Vordergrund.

Im Ganzen geht nun von der streng kirchlichen Richtung das Princip der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate aus. Es ist vorzüglich Binet, Professor der Theologie in Lausanne, welcher dies Princip zu dem Gedanken seines Lebens gemacht

hat. Er hat es mit aller theoretischen Schärfe durchgeführt in seinem *Essai sur la manifestation des convictions religieuses et sur la séparation de l'église de l'état*, envisagée comme conséquence nécessaire et comme garantie de principe. Paris 1842. Binet geht von einem auf theoretischem Wege gewonnenen Begriffe von Kirche aus. Ihm ist das Christenthum die Religion der Subjektivität. Das Christenthum hat es mit Personen zu thun. Dies rein persönliche, innerliche Glaubensleben hat die Kirche zu erwecken, zu bewahren und nur aus solchen Persönlichkeiten, die in ihrem individuellen Seyn in Gott den Schwerpunkt haben, erzeugt sie sich. Diese Grundansicht von dem Wesen des Christenthums hat auch Gasparin adoptirt. Ganz in Binet's Sinne sagt er: „Vor dem Evangelio gab es Nationen, keine Menschen. Durch dasselbe sind die Nationen verschwunden, die Menschen haben ihre Stelle eingenommen. Das Evangelium hat Seelen gezeugt, nur Seelen, unabhängig von einander, deren Glauben mit Nation, Regierung, Familie gar nichts zu thun hat, eine rein persönliche Sache ist.“ Wenn nun schon alle objektiven Gestalten der Kirche, die nur aus dem Leben der Gemeinde als solcher zu begreifen sind, zu Behelfen des individuellen Lebens herabsinken, so bleibt der Kirche mit dem Staate gar keine Beziehung übrig. Beide sind ganz disparate Welten. Weder braucht der Staat die Kirche, noch die Kirche den Staat. Nicht einmal Schutz darf die Kirche von dem Staate nehmen. Sie muß fordern, daß der Staat sich zu keiner Religion bekennt, damit der individuellen Freiheit nicht von Außen Gewalt angethan werde. So weit sie in der Theorie sich hält, finden wir diese Ansicht auch bei Gasparin. Wie Schwäche und Mattheit in Konstantin's Zeit die Kirche zum Bunde mit dem Staate vermocht hat, so kann der Staat auch nur halbes, mattes, äußerliches Christenthum vertragen. „Wenn die Kirche das Christenthum national macht, macht sie es heidnisch.“ Die Reformation ist hier auf halbem Wege stehen geblieben. Sie hat nicht gegen den Papst protestirt, um seine Stelle den weltlichen Fürsten einzuräumen. Das ganze Zeitalter der Kirche hat sich die Aufgabe gestellt, die Fesseln des Staates zu sprengen. „Ich habe das Recht zu erklären, gestützt auf das einstimmige Zeugniß des Katholicismus, des Protestantismus, der Civilgesetzgebung, der Statistik, der Literatur, der öffentlichen Meinung: wenig Principe haben seit dreihundert Jahren mächtiger um sich gegriffen, als das Princip der Unabhängigkeit der geistlichen Angelegenheiten.“ „Es kommt die Zeit, wo der Gedanke einer Nationalreligion so sinnlos und lächerlich erscheinen wird, wie der einer nationalen Arithmetik, Geographie, Moral.“

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 20. März.

N^o 23.

Die Plymouthbrüder oder Darby und seine Anhänger im Kanton Waadt, ihr Verhältniß zu den Dissidentengemeinden und zur Nationalkirche. *) Von J. J. S. in L.

Phil. 1, 18.

In einem Schweizerischen Rathssaale wurde vor einiger Zeit geäußert, daß der Kanton Waadt seit mehreren Jahren in Unter suchungen und Verhandlungen verwickelt worden sey, welche die höchsten Lebensfragen eines Volkslebens beträfen, und daher geeignet seyen, dasselbe in seinen tiefsten Gründen zu erschüttern; daß aber in merkwürdigem Contraste dagegen derselbe Kanton der größten Ruhe genieße. Der Redner mochte zweifelsohne auch die kirchlichen Fragen bei dieser Äußerung im Auge haben. Er hatte vollkommen Recht, so weit er sich auf die vom Staate anerkannte, sogenannte nationale Kirche bezog. Das neue Kirchen gesetz vom 14. December 1839 schien zu großen Bewegungen das Zeichen geben zu wollen. Menschliche Voraussicht konnte, nach oberflächlicher Betrachtung der Verhältnisse, glauben, daß die Nationalkirche bedeutenden Abbruch erleiden, und die bestehenden Dissidentenkirchen, welche einen ehrenwerthen Charakter behauptet, und übrigens der größten Freiheit genossen, viele neue Mitglieder zu sich herüberziehen würden. Diese Beforgnisse sind nun noch nicht, oder wenigstens nur theilweise in Erfüllung gegangen. Es hat sich zwar neuerdings eine gewisse Anzahl von Mitgliedern der Nationalkirche zu der Dissidenz geschlagen, aber die Dissidentengemeinden selbst sind in einen gefährlichen, inneren Kampf verwickelt worden, der ihre ganze Existenz geradezu auf das Spiel stellt. Der religiös-kirchliche Radikalismus, der auf unbewusste Weise ihren Ursprung und ihr ganzes Daseyn bedingt, hat sich seit einigen Jahren mit möglichster Schroffheit entwickelt und ist zum vollen Selbstbewußtseyn herangereift, so daß nun die neuen Dissidenten sich zu ihren bisherigen Führern und Kirchengenossen in dasselbe Verhältniß stellen, wie diese zur mütterlichen Nationalkirche, aus der sie einst ausgeschieden. Dieselben kirchlich-demokratischen Grundsätze, welche die ersten Dissidentengemeinden hervorgerufen haben, werden nun, auf die Spitze getrieben, angewendet, um diese Gemeinde zu unterwühlen und mit völliger Auflösung zu bedrohen. Für alle diejenigen, welche die Größe einer Erscheinung nicht nach der Größe des Flächenraumes, auf welchem sie sich ausbreitet, abmessen, dürf-

ten diese neuen kirchlichen Bewegungen ein lebhaftes, wir möchten sagen, ein wahrhaft kirchenhistorisches Interesse darbieten.

Seit dem Verschwinden der schwärmerischen Lardonisten in Tferren, welche das Apostolat wieder herzustellen und Wunder zu verrichten sich herausnahmen, *) und daher von den übrigen Dissidentengemeinden streng mißbilligt wurden, fristeten diese ein ruhiges, unangefochtenes Daseyn und erfreuten sich sogar neuer Concessionen von Seiten des der religiösen Freiheit sehr gewogenen Staates. **)

Der Irvingianismus, der eine kurze Zeit die theologische Schule der evangelischen Gesellschaft in Genf beunruhigte, sendete zwar einige schwache Ausläufer in das benachbarte Waadtland, und zwar nur unter die für solche neue Einflüsse am meisten empfänglichen Dissidenten. Es konnte sich aber nichts Bleibendes daraus gestalten, da das durchaus phantastische Wesen desselben dem Französischen Charakter nicht zusagte. Dagegen suchten die Dissidenten, je mehr die christliche Erweckung in der Nationalkirche an Ausbreitung gewann, sich derselben, d. h. dem erweckten Theile derselben, zu nähern. Begünstigt durch die herrschende Duldsamkeit traten sie in den Fests der christlichen Vereine der Nationalkirche, auch in den oratoires, öfter redend auf; es wurden besondere Zusammenkünfte zwischen Mitgliedern der Nationalkirche und den Dissidenten veranstaltet. Alles deutete darauf hin, daß manche Urtheile dieser letzten sich gemildert, und daß sie nun als unwesentlich einige Punkte ansahen, die zum Theil den Vorwand zu ihrer Trennung abgegeben. Es konnte aber dem schärfer Blickenden keineswegs entgehen, daß sie sich in der Hauptsache noch nicht geändert, und daß der tiefere Grund ihrer Annäherung lediglich die Hoffnung war, die Unzufriedenheit über das neue Kirchengesetz, welches damals lebhaft die Gemüther beschäftigte, werde viele Mitglieder der Nationalkirche für die Dissidenz gewinnen. Da trat unerwartet in der Dissidentengemeinde in Lausanne ein bedeutender Zwiespalt hervor, das Zeichen zu den neuen, entscheidenden Bewegungen, die wir zu schildern unternommen.

Herr Heinrich Olivier, eine Zeitlang Missionar in Oberkanada, seit längerer Zeit Pfarrer an der Dissidentengemeinde in Nyon, zuletzt in Lausanne, ein durch seinen christlichen Cha-

*) Diese Darstellung gewinnt einiges Licht durch die Briefe aus dem Waadtilande an den Herausgeber der Ev. K. Z. Jahrg. 1840.

*) Einige trieben die Nachahmung der Apostel so weit, daß sie auf dem See gehen wollten, lange Bärte trugen, und ihre Briefe durch Boten, nicht durch die Post fortschickten. Einige Lardonisten sind im Indifferentismus gefallen.

**) Im Jahre 1835 wurde zu Gunsten der Dissidenten die Civilehe eingeführt.

rakter auch in der Nationalkirche geschätzter Mann, und ein sehr gemüthlicher, erbaulicher Prediger, überraschte im Spätherbst 1839 seine Zuhörer, worunter sich manchmal auch Mitglieder der Nationalkirche befanden, mit auffallenden Predigten. Bald rückte er mit der Sprache deutlicher heraus, und legte vor seiner erstaunten Gemeinde das feierliche Bekenntniß ab, daß er derselben bis dahin die Wahrheit nicht verkündigt; jetzt erst sey er durch die Erleuchtung des heiligen Geistes zur Klarheit in seinem christlichen Glauben gelangt. Er bekannte sich nun sofort zur Lehre der Wesleyanischen Methodistin von der christlichen Vollkommenheit. Die sonderbare Erscheinung klärte sich bald so weit auf, daß ein Französischer, Wesleyanischer Prediger, Boucher, seit einiger Zeit in Lausanne anwesend, zuerst Olivier's Gattin, hernach ihn selbst nach langem Widerstreben zu seiner Ansicht herübergezogen hatte. Man wunderte sich, daß ein Mann wie Olivier, noch in so reifen Jahren solche Blößen geben konnte; besonders auffallend schien es, daß er gerade durch den genannten Wesleyanischen Prediger sich hatte umstimmen lassen, der die Lehre von der christlichen Vollkommenheit nicht ohne Anschein Französischer Charlatanerie vortrug und geltend machte. Doch diejenigen, welche Olivier näher kannten, vermochten ohne große Mühe seine Verwandlung sich zu erklären. Sie erinnerten daran, daß er in seinen Ansprachen und Gebeten das überschwengliche Gefühl der Herrlichkeit der Kinder Gottes das Bewußtseyn der Sünde und Unwürdigkeit weit überwogen und zurückgedrängt habe. Sie beriefen sich darauf, daß er, überhaupt ein Mann von warm fühlendem Herzen und lebhafter Phantasie, überdies schon seit längerer Zeit durch Kopfleiden von intellektuellen Arbeiten und Studien gänzlich zurückgehalten worden war. Wie dem auch seyn möge, Olivier machte großes Aufsehen und gewann Anhänger. In dem gehobenen Zustande, worin er sich damals befand, wurden seine Predigten noch wärmer und ergreifender, als zuvor; es kam ihm auch der Umstand zu statten, daß die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, im Kreise der Waadtländischen Erweckten, oftmals übertrieben und einseitig gehandhabt, den tiefen Ernst der Heiligung gehemmt hatte. Er machte nun den Anspruch, eine Reaktion dagegen zu beginnen. Außerdem darf nicht außer Acht gelassen werden, daß er die Wesleyanische Lehre gemildert vortrug, und in auffallendem Widerspruche mit John Wesley und seiner ganzen Richtung, selbst die Lehre von der absoluten Prädestination festhielt. Überhaupt wollte er für seine Person niemals die Behauptung aufstellen, die christliche Vollkommenheit erreicht zu haben. Er meinte, für Jeden verfloßen nach der Wiedergeburt mehrere Jahre, bis er zu jener gelangt sey. Doch hielt er inconsequenterweise die buchstäbliche Erklärung der Worte: wer aus Gott geboren ist, sündigt nicht, fest, viel Gewicht darauf legend, daß wir in kindlichem Sinne die Aussprüche des heiligen Geistes annehmen sollen, ohne dazu noch davon zu thun. Auf jeden Fall aber, meinte er, müsse die Stufe der christlichen Vollkommenheit vor dem Tode erstiegen werden, weil nichts Unreines in das Reich Gottes eingehen könne, und man

sonst, nach dem Vorgange Englischer Theologen, den Tod in eine Art von Fegefeuer umwandeln müsse. Auf der anderen Seite ließ er sich zu der Behauptung verleiten, daß die Vollkommenen die Bitte: vergib uns unsere Schulden, nur noch communicative aussprechen, und daß der Ausdruck: „keine Sünde haben“ 1 Joh. 1, 8., sich lediglich auf vergangene Sünden beziehe. Dies ist der Hauptinhalt einiger Besprechungen, die Olivier um jene Zeit mit vielen Geistlichen der Nationalkirche und einigen Professoren der Theologie hielt. Es geht daraus deutlich hervor, wie gering der theologische Gehalt der ganzen Bewegung anzuschlagen ist, so daß wir uns aller weiteren Bemerkungen darüber enthalten können. Schärfer und bestimmter trat um dieselbe Zeit der schon genannte Boucher auf in einer neuen Übersetzung des Wesley'schen Traktats von der christlichen Vollkommenheit; die Bemerkungen, womit der Übersetzer diesen Traktat begleitete, schienen über Wesley weit hinauszugehen.

Die große Wichtigkeit und Öffentlichkeit, welche Herr Olivier seinen Ansichten gab, veranlaßte zwischen ihm und seiner Gemeinde einen Zwiespalt, dem er sonst entgangen wäre, wie so viele Andere, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten ähnliche Ansichten gehegt haben. Aber in den kleinen Separatistenkreisen nehmen geringere Differenzen leicht einen akuten Charakter an, und äußern eine zersetzende Wirkung. Es läßt sich leicht denken, daß die Dissidentengemeinde in Lausanne durch jene Vorfälle in große Bewegung und Verlegenheit gerieth. Ein Theil derselben sagte sich gradezu von ihrem Pfarrer los und suchte sich nun selbstständig zu constituiren. Olivier behielt ein kleines Häuflein, worunter besonders einige jüngere weibliche Seelen durch enthusiastische Lobpreisung der Süßigkeit des Standes der Vollkommenheit ein vorübergehendes Aufsehen machten. Bald jedoch sonderte sich wieder ein kleines Häuflein von Olivier ab, welches sein System du perfectionisme weiter fortbildete, und bis zum Arminianismus fortschritt, indeß Olivier die Verbindung der Wesley'schen Doktrin mit dem Calvinismus festhielt. Jene strengen Methodistin, zu denen Olivier's Gattin als einflußreiches Mitglied, so wie Boucher gehörten, sonderten sich von Olivier ab, als von einem Manne, der auf halbem Wege zur Wahrheit stehen bleibe. Olivier's Ansichten fanden auch unter den Dissidenten in Vevey Anklang und richteten da ebenfalls Unruhe an. Je mehr die Dissidenten sich seit einiger Zeit mit der Hoffnung gewiegt hatten, neue Anhänger aus der Staatskirche zu sich herüberzuziehen, desto unwillkommener mußten ihnen Olivier's Irrthümer und der dadurch entstandene Riß seyn, welche allerdings die Dissidentengemeinden nicht im günstigsten Lichte zeigten, und das ältere Urtheil über sie bestätigten, daß sie jedem Winde der Lehre ausgelegt seyen. Da kam zu gelegener Zeit, von einem einflußreichen Mitgliede der Dissidentengemeinde zu Lausanne selbst herbeigerufen, der Mann an, der Olivier's Richtung den empfindlichsten Stoß versetzen, aber zugleich jenen kühnen Hoffnungen neues Leben geben sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Intérêts généraux du protestantisme français par le comte Agenor de Gasparin, maître des requêtes, membre de la chambre des députés. Paris 1843.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Es ist ganz richtig, daß das Christenthum sich zunächst an einzelne Personen wendet, an ihr rein persönliches Bedürfniß anknüpft, zunächst nur dieses erfüllen will: aber nicht, damit diese einzelnen geretteten Seelen in ihrer Vereinzelnung verharren, sondern Neben am Weinstocke, Glieder am Leibe, Träger des Reiches werden. Der heilige Geist nämlich, welchen die einzelne gerechtfertigte Seele von Christo empfängt, trägt die Seele in die Gemeinschaft des heiligen Geistes, die Kirche. Die Lebensgestalten nun, welche das Gemeinleben im heiligen Geiste erzeugt, Bekenntniß, Verfassung, Kultus sind natürlich nicht aus dem Bedürfnisse der einzelnen Seele, die, wie sich von selbst versteht, auch ohne Verfassung z. B. gerettet wird, zu begreifen, sondern aus dem Bedürfnisse der Gemeinde als Gemeinde. Wenn Einer nach dem Principe der Aufklärung, wie es Friedrich II. aussprach, den Staat für eine Anstalt hält, durch die er so aufgeklärt und glücklich, wie möglich, werden will, alle Gestalten und Gewalten des Staates nach dem Principe seines subjektiven Glückes mißt: wie wird sich denn der je von der Nothwendigkeit des Schwertes, das die Obrigkeit trägt, des Krieges, einer ständischen Gliederung, einer Repräsentation nach Mächten und nicht nach Köpfen, eines Handelns nach einer weltgeschichtlich überkommenen Tradition u. s. w. überzeugen können? Nun, auch die Kirche ist ein Staat, ein Reich, nur daß die sie bewegende Macht nicht der sittliche Volksgeist ist, sondern der heilige Geist. Selig wird der einzelne Christ, wenn er an Jesum Christum glaubt: dazu braucht er weder das Nicänische, noch das Augsburger Bekenntniß. Es will aber die Gemeinde als Gemeinde, wie ein Mann, ein gemeinsam Bekenntniß haben. Das ist die kirchliche Nothwendigkeit eines Bekenntnisses. So lange aber die Kirche ein Bekenntniß, ein Dogma hat, liegt ihr ob, Rechenschaft zu geben von dem Grunde ihres Glaubens (1 Petr. 3, 15.), ihn zu vertheiligen gegen Angriffe, ihn mit dem wissenschaftlichen Bewußtseyn des Zeitalters in Gleichgewicht zu setzen. So steht die Kirche in steter Beziehung zur Wissenschaft. Wie keine Privatperson ein solches Bekenntniß macht, sondern das kirchliche Bewußtseyn eines Zeitalters, so ist dasselbe auch eine über das christliche Einzelleben hinausgreifende Macht, die ihr Recht nicht verliert, wenn in einem Zeitalter der Veräufserlichung, Verknöcherung oder des Unglaubens alle einzelnen Subjekte mit ihrem subjektiven Leben herausfallen. So ist es auch mit der Verfassung. Die Kirche muß ihr sittliches Gemeinleben gesetzlich organisiren, verfassen. Sie hat Ämter zur Lehre, Erbauung, Seelsorge, Kirchenzucht; sie hat Synoden; sie hat Anstalten für Bildung, für Armen- und Krankenpflege;

sie hat Besitz. Das alles sind aber Lebensgebiete, die ein Verhältniß zum Staate involviren. Der Staat seiner Idee, der Staat seinem gegenwärtigen Bewußtseyn nach, zieht vor sein Tribunal Alles, was Besitz, gesetzlich verfaßte Gesellschaft, Amt heißt. Der Gedanke als solcher kümmert den Staat nicht; wohl aber, so weit er Leib und Kraft wird. So nimmt der Staat mit Recht Notiz vom Begriffe, sofern er Gymnasien und Universitäten occupiren, Gesellschaften errichten, mit Journalen die öffentliche Meinung bearbeiten, die sittlichen Verhältnisse regeln will. In der Verfassung wird aber der Glaube Leib und Kraft. So weit die Kirche Verfassung ist, muß sie mindestens vom Staate das Recht zu existiren haben. Wer ein Recht hat, hat auch eine Pflicht. Es erwächst aus dem Schutzverhältniß der Kirche ein Pflichtverhältniß zum Staate. Dies ist das abstrakteste Verhältniß. Es hat aber die Kirche ein Interesse, dies Verhältniß enger zusammenzuziehen. Die Kirche als das Reich des Geistes Jesu Christi hat zwei Seiten, einmal durch das Wort eine Erziehungsanstalt zum Glauben zu seyn, für's Zweite ein Gemeinleben im heiligen Geiste. Nach jeder dieser zwei Seiten muß sie dem Staate sich nähern. Was die erste Seite anbelangt, so muß auch der eifrigste Prädestinarianer anerkennen, daß die Heiligen nicht aus der Luft fallen, sondern aus Menschen durch das Wort zu Christen gemacht werden müssen. Das Wort kann nun, wie einst in Paulus Seele, aus heiterer Höhe einschlagen; der normale Weg aber ist, daß es in den Zug des Vaters zum Sohne einsetzt. Nun aber münden alle Kreise der allgemein menschlichen Sittlichkeit, Ehe, Stand, Bildung u. s. w. in den Staat. Daß nun auf allen Punkten dieses Lebens im Staate, der doch des natürlichen Menschen Kirche ist, bei Geburt, Trauung, Tod, auf Schulen und Universitäten, auf Hochgerichten u. s. w. das Wort vernommen werde vom Kreuze, damit es den natürlichen Menschen bei seinem guten menschlichen Geiste zum heiligen ziehe: das muß die Kirche begehren. Will sie Einflüsse, will sie Rechte haben im Staat, muß sie auch Pflichten übernehmen. Für's Zweite ist die Kirche ein Gemeinleben im heiligen Geiste, das sich in Bekenntniß, Verfassung, Kultus gliedert. Nach diesen Bestimmungen ist sie in ein Verhältniß zu Wissenschaft, Staat, Kunst gesetzt. Dies Verhältniß ist ein aufnehmendes: die Kirche soll die Kräfte der Zeit ausbeuten. So hat die alte Kirche mit Griechischer Dialektik ihre Dogmen, mit antiken Kunstmotiven ihren Kultus, mit altrömischem Rechte ihre Verfassung ausgebaut. Aber sie soll nicht bloß nehmen: sie soll auch geben. Sie soll streben, daß diese weltlichen Kreise mehr und mehr vom christlichen Geiste durchsäuert werden. Daß nun die sittlichen Kreise des Staats, Ehe, Stand, Recht, Krone u. s. w. einer christlichen Durchsäuerung fähig sind, wird kein Christ, der einen Brief von Paulus gelesen hat, in Zweifel ziehen, gibt Gasparin nach einer eben mitgetheilten Stelle selbst zu. Es muß also die Kirche nicht nur wünschen, sie muß auch dahin trachten, daß der Staat ein christlicher werde. Eben so wenig wie die Kirche dadurch, daß sie dem Gange der weltlichen Verhältnisse nachgeht, weltlich wird, eben so wenig wird die Kirche,

wenn sie sich zu dem Staate auf einen Rechtsfuß stellt, national und eben deshalb heidnisch. Solche Konsequenzen beruhen auf dem Unvermögen, das Christenthum als Sache des Einzelnen von dem Christenthum als Sache der Gemeinde, als Kirche, zu scheiden. Auch der Staat gibt in diesem Bunde seine Naturbasis nicht auf. Man begreift, wie Vinet im Kanton Waadt, wie Merle d'Aubigné bei der Genfer Uhrmacherrevolution vom 22. November 1841, der Französische Protestantismus nach solcher Vergangenheit, unter der Julidynastie, die sich indifferent zu allem Glauben überhaupt bis hieher gestellt hat, das Heil der Kirche in der absoluten Trennung vom Staate erkennen konnte. Nur sollte man, was sich aus Verhältnissen erklären läßt, nicht aus der Theorie rechtfertigen und der ganzen Kirche als Norm hinstellen. Eine Ansicht vom Staate, wie sie Vinet hat, wird der Deutschen Tiefe und Treue für immer fern bleiben. Ein schöner Beweis dafür ist die Protestation, die der Deutsche Geist selbst im fremden Lande in zwei Lehrern der Universität Straßburg, Cuniz (in der Jenaischen Literaturzeit.) und Bruch (in den Studien und Kritiken), dagegen eingelegt haben. Gasparin sagt an einer Stelle, daß die Regierung das Geld, was sie in den Steuern erhalte, pflichtgemäß in Form des Schutzes und der Verwaltung wiedergebe. Auch nach Deutschchristlicher Rechtsansicht steht die Majestät nicht in einsamer Höhe, wie der Dornbusch in der Bibel, über dem Volke. Sie gleicht dem Donner, der allezeit seine Kräfte zieht aus den elementaren Stoffen der Erdenhälter, sein Feuer aber nur unter dem Himmel enthüllt, einen Abglanz der ewigen Gerechtigkeit, die über den Sternen Feuerflammt, um in die Erdenhälter segnend zurückzuschlagen. Es steht indeß zu erwarten, daß die Julidynastie noch dahin kommen wird, ihre Krone nicht an die Julisonne zu knüpfen, sondern an den Vater des Lichts, und aus Abend und Morgen könnte noch ein Tag werden, wo sie zur alten heiligen Drisflamme wieder greifen würde.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

Der Aufsatz des Lutherischen Pfarrers R. in Z. in Baiern in Nr. 102 ff. des vorigen Jahrgangs dieser Zeitung beruft sich wiederholt auf einen Aufsatz von mir im Kirchenfreund 1838, obgleich in einer diesem Aufsatze völlig entgegengesetzten Tendenz. Schon die Aufschrift desselben: „Paulus, der erste Heiden-Missionar, ein Zeuge für das gute Recht der evangelischen Missionen“ beweiset dies; noch mehr der letzte oder achte Abschnitt desselben. Ich würde jedoch diesen inneren Dissensus nicht weiter erwähnt haben, wenn nicht an einer Stelle meine Worte völlig mißverstanden angeführt worden wären, wogegen ich mich um der Wahrheit willen ausdrücklich verwahren muß.

R. sagt nämlich (S. 823.): „Spricht doch Goebel im Kirchenfreund es geradezu aus, daß jeder Missionar den Heiden ein von ihm selbst angefertigtes Unterrichtsbuch und Confession seines Glaubens, und nicht der Protestantischen Kirche, geben solle. Da können wir es denn freilich bald erleben, daß wir eben so viele Kirchlein oder richtiger eben so viele Sekten haben, als Missionare in der Heidenwelt arbeiten. Denn das eingeschobene Wörtlein „zunächst“ will, nachdem einmal die Confession ihres Glaubens festgestellt ist, nichts mehr besagen.“ (Man sieht deutlich aus dem letzten Zusätze, daß R. bei dieser willkürlichen Unterschiebung einer ganz ungeheuern Ansicht doch nicht ganz geheuer zu Muth war; er hat — wenn auch unklar — gefühlt, daß er mich mißverstanden haben müsse.) Er wiederholt seine Behauptung S. 829.: „Jeder Missionar hat das Recht, nach Goebel, einen Katechismus, eine Confession seines eigenen (nicht des protestantischen) Glaubens zu fertigen und der Gemeinde unterzulegen.“ Ich traute meinen Augen kaum, als ich las, daß ich so etwas sollte behauptet haben. Aber dem ist nicht so. Die betreffende Stelle meines Aufsatze lautet vielmehr: „Wie es wohl für den Apostel, nicht aber für die Heiden Pharisäer und Sadducäer, Juden und Samariter, sondern nur Christen und Nichtchristen gab, so soll es auch für die Heiden unserer Tage zunächst keinen Luther und Calvin, keine Augsburgerische Confession und keinen Heidelberg'schen Katechismus geben; wir wollen ihnen nicht Lutherische Dogmatik bringen, . . . auch nicht den Lutherischen Katechismus, sondern allein die frohe Botschaft von Christo, dem menschgewordenen Heilande der Sünder, und darum die ihn uns verkündigende heilige Schrift, und dann von ihren Missionaren für sie selbst angefertigte, ihnen passende Unterrichtsbücher und Confessionen ihres Glaubens, nicht unserer protestantischen Kirche.“ Wer hätte ahnen können, daß jemals ein Leser dieser Stelle gegen den ganzen Zusammenhang, gegen die grammatische Construction, gegen allen theologischen Takt die Worte „ihres Glaubens“ nicht auf die Heidenchristen, sondern auf die Missionare beziehen könnte. Hätte doch R. die Stelle nur wenigstens wirklich angeführt! Dann hätte er auch nicht die von ihm mir untergeschobene taktlose Behauptung durch willkürliche Auslassungen und Zusätze noch verschlimmert!

Doch genug hievon! Ich benutze diese Gelegenheit, meine entschiedene und wohlgegründete Überzeugung in der betreffenden Streitfrage dahin auszusprechen: 1. Nicht die Kirche macht die Lehre, sondern die Lehre die Kirche; die Lehre ist also eher da, als die Kirche, sowohl was deren Gründung, als deren Reformation betrifft. Sehr verschieden von der Lehre ist aber die Confession, und durch das Mittelglied der Kirche von ihr getrennt und mit ihr verbunden. Denn 2. nicht die Confession macht die Kirche, sondern die Kirche macht die Confession. Die Confession kommt nie von außen herein, sondern von innen heraus. Es ist also eben so unsinnig als unmöglich, irgend einer Kirche eine bestimmte Confession anzubieten oder aufzupringen. Diesen Mißgriff hat die Römisch-Katholische Kirche beständig gemacht, und dadurch Protestation oder Heuchelei (z. B. bei den Maroniten und Convertiten) veranlaßt. In denselben Mißgriff ist häufig die Lutherische Kirche mit ihrer Augsburgerischen Confession u. s. w. gerathen und hat sich dadurch mehr geschadet als genützt.

R. Goebel.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 23. März.

N^o 24.

Die Plymouthbrüder oder Darby und seine Anhänger im Kanton Waadt, ihr Verhältniß zu den Dissidentengemeinden und zur Nationalkirche. Von J. J. S. in L.

(Fortsetzung.)

Phil. 1, 18.

Die Plymouthbrüder sind eine seit kurzer Zeit auf dem an verglichen Erscheinungen so reichen Boden der Englischen Kirche entstandene, sehr wenig zahlreiche Sekte, welche an die consequentesten Independenten aus der Zeit Cromwell's, die Levellers, wenn man ihren fanatischen Charakter bei Seite setzt, nicht undeutlich erinnert. Völlige Auflösung alles Kirchenverbandes mit bestimmter Beziehung auf die baldige Wiederkunft Christi, bildet die Haupteigentümlichkeit dieser noch so wenig bekannten, und selbst in den Englischen Blättern kaum erwähnten Sekte. Mündliche Mittheilungen eines glaubwürdigen Mannes, der mit dem Stifter derselben in enger Verbindung gestanden, setzen uns in den Stand, über den Ursprung und die Verhältnisse der Plymouthbrüder in England einige Nachrichten zu geben. Ihr Stifter ist John Darby, ein Irländer von Geburt; einer angesehenen und reichen Familie angehörig studirte er, dem Willen des Vaters nachgebend, das Recht und wurde Advokat. Seine Bekehrung erweckte in ihm den Trieb, als Geistlicher der Kirche seine Kräfte zu weihen; er entzweite sich darob mit seinem Vater, der ihn enterbte; doch ein Oheim nahm sich seiner an und hinterließ ihm ein ansehnliches Vermögen. Er wirkte eine Zeitlang als Geistlicher der Anglikanischen Kirche in seinem Vaterlande. Bald erwachten in ihm Zweifel an der Wahrheit der apostolischen Succession, auf welche jene Kirche sich gründet. Er glaubte Unterbrechungen in derselben wahrzunehmen und entfremdete sich ihr gänzlich. So zerfiel ihm überhaupt die Kirche, und er meinte, es kliebe nichts Anderes übrig, als daß die zersireuten Kinder Gottes sich in kleinen Kreisen vereinigten, sich stützend auf die Verheißung des Herrn, Matth. 18, 20. Zuerst waren nur zwei oder drei auf diese Weise vereinigt. In England selbst warb er um Anhänger für seine Lehre, und fand deren hauptsächlich in Plymouth, wo sie sich auf 700 bis 800 belaufen; kleinere Vereine bildeten sich in London, Exeter und an einigen anderen Orten. Gewisse, edlere communisirische Ideen scheinen wenigstens unter einigen von ihnen Wurzel gefaßt zu haben, so daß sie alles überflüssige Vermögen zu den Zwecken des Reiches Gottes hingeben. Bereits haben sie eine Zeitschrift, christian witness, gestiftet, in die Darby, die Seele des Ganzen, einige

Artikel geliefert. Markante Artikel dieses Blattes sind die über das Schisma, die Verheißung des Herrn, Matth. 18, 20., über die Freiheit jedes Christen zu predigen. Darby werden übrigens von den Englischen Predigern dieselben Vorwürfe gemacht, die er im Waadtilande sich zugezogen. Da er die Plymouthbrüder in England zu keinem gedeihlichen Ausblühen gelangen sah, wendete er sich nach dem Kontinent, verweilte einige Zeit in Paris, darauf zwei Jahre lang in Genf.

Dieser Mann ist es nun, der schon Ende des Monats März 1840 in Lausanne unter der aufgelösten Dissidentengemeinde daselbst erschien. Seiner Ankunft ging der Ruf eines gründlichen Kenners und Erklärers der heiligen Schrift und eines gewandten Seelsorgers voran. Vorzüglich rühmte man an ihm, daß er aus Liebe zu Christo und zu den Seelen sich des größten Theiles seines ansehnlichen Vermögens entäußert habe, und in seinem ganzen Wandel eine Einfachheit und Frugalität beweiße, welche an die ersten Zeiten der christlichen Kirche erinnere. Ja, seine Verehrer rühmten, daß er selbst während seines frugalen Mahles das Neue Testament aus der Tasche ziehe, und den Tischgenossen daraus Belehrung ertheile. So bereitwillig wir sind, die Vorzüge des Mannes anzuerkennen, so müssen wir doch bemerken, daß seine Wohlthätigkeit nur in den Schranken seiner kirchlichen Bestrebungen beschlossen ist, und daß es wenigstens sehr unvorsichtig scheint, auf gewisse auffallende Manifestationen ein zu großes Gewicht zu legen, und Vernachlässigung des äußeren Habitus geradezu mit christlicher Selbstverläugnung zu verwechseln. Diese kann sich eben so gut in Pflege desselben offenbaren. Wenn man ferner an Herrn Darby rühmt, daß er, ungestört durch die süßen Bande des Familienlebens, unstät von einem Orte zum anderen wandere, um Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen, so können wir auch in dieses Lob nicht unbedingt einstimmen. Es gibt gewisse Charaktere, denen ein solches Leben nicht so schwer ankommt; und ein treueisriger Geistlicher äußerte sich gegen mich, seinem natürlichen Menschen würde es das Angenehmste seyn, sehr oft seinen Aufenthaltsort zu wechseln. Man wird vielleicht finden, daß wir einen ungewöhnlich strengen Maßstab an den Mann legen; nach den vorliegenden Thatfachen können wir nicht anders. Es kommt bei noch so löblichen, schönaussehenden Thaten Alles auf die innere Gesinnung, auf die lebendigen Motive zum Handeln an; und hier, wenn irgendwo, muß an das dreizehnte Capitel des Corinthierbriefes erinnert werden. Vergessen wir auch nicht, daß ja nicht die Rede ist von einem Manne, der allen Gefahren Troß bietend, in fernen Welttheilen die Seelen der Finsterniß

des Heidenthums zu entreißen versucht, sondern von einem solchen, der auch in Europa weniger auf Befehrung der Seelen, als auf Vereinigung der Befehrten unter seine Fahne ausgeht. Was nun den Mann als Schriftkenner und Bibelklärer betrifft, so lassen wir statt alles Urtheils die Sachen selbst reden. Auf jeden Fall müssen wir von Allem absehen, was an gelehrte Schriftkenntniß und an eigentlich theologische Bildung erinnert. Alles dergleichen wird für profan, unnütz und schädlich gehalten, und allerdings kann es kein Mittel seyn, um sich in den Kreisen, auf welche Herr Darby seinen Einfluß erstreckt, Achtung und Wirksamkeit zu verschaffen. Nehmen wir nun dazu sein liebevolles, einnehmendes, leutseliges Wesen, seine kluge Zurückhaltung am geeigneten Orte, die bald, je nachdem die Umstände es erlauben, jedem Vordringen Raum machen muß, berücksichtigen wir sein unablässiges, consequentes Verfolgen seiner Zwecke, so scheint er uns Alles zu vereinigen, was zu einem einflußreichen Sektenhaupte gehört.

Diese Eigenschaften des Mannes, verbunden mit den äußerst schwierigen Verhältnissen, worin sich damals die Dissidentengemeinde in Lausanne befand, sind die Ursache der raschen, glücklichen Erfolge seines ersten Auftretens. Ungesucht fiel ihm Alles zu, was sich von Olivier abgestoßen fühlte; um ihn scharten sich die Leute, als um den Retter ihrer gefährdeten Existenz. Auch die anderen Geistlichen, welche vorher neben Herrn Heinrich Olivier thätig gewesen waren, legten sich ihm zu Füßen. „Schon längst,“ äußerten sie, „sehnten wir uns nach einem Manne, der uns in der Kenntniß der Heilswahrheiten recht tief begründet; jetzt haben wir den Mann gefunden.“ Es herrschte unter den Geistlichen der Dissidenten die Ansicht, daß die Gemeinden ihre Führer in den Kreis ihrer Bewegung fortreißen. In auffallender Weise trat damals dieses sonderbare Verhältniß hervor. Jene Geistlichen nahmen, Darby gegenüber, dieselbe demüthige Stellung ein, wie die Menge der übrigen Gläubigen.

Allerdings leistete Darby eine wesentliche Hülfe, indem er den Wesleyanischen Methodismus muthig, gewandt und siegreich angriff, und die Gemüther mit Gewalt fortreisend in einen völlig verschiedenen Ideenkreis einweihete und dafür begeisterte. In England hatte er die Anhänger Wesley's und ihre Lehrer sattfam kennen gelernt, und leicht wurde ihm nun der Sieg über dieselben. Es läßt sich nicht läugnen, daß er in seiner Schrift: de la doctrine des Wesleyens à l'égard de la perfection et de leur emploi de l'écriture sainte à ce sujet, manchmal den Nagel auf den Kopf getroffen. Er wirft ihnen darin vor, daß sie die beseligende Empfindung der Liebe Gottes mit der völligen Entfernung alles sündlichen Wesens aus dem Herzen verwechseln, und daß sie den Begriff, was Sünde ist, schwächen und austeren, um denselben mit ihrer christlichen Volksemmenheit in Einklang zu bringen. Kräftig und anschaulich wird das Bewußtseyn der Gnade Gottes in Christo, welches das Bewußtseyn der Sünde zu seiner Voraussetzung und Basis hat und behält, entwickelt. Eben so werden einige der Verdrehungen des Schriftsinnes, welche die Wesley'sche Lehre mit sich führt, auf-

gedeckt. Doch ist das Urtheil, welches der Verfasser über seine Anhänger fällt, gewiß ungerecht, daß fast keine wahre Christen unter ihnen zu finden seyen, und daß sie den größten Theil der köstlichsten Heilswahrheiten durch ihre Lehre und Kirchenzucht beseitigt haben. In diesen, so wie in ähnlichen Äußerungen derselben Schrift tritt der besangene, persönlich befeindete Parteilmann hervor. Durch solche Polemik bereitete er sich den Triumph, den eifrigsten Verfechter der Wesley'schen Lehre für seine Ansichten zu gewinnen. Heinrich Olivier, nachdem er sein Häuflein mit demjenigen Darby's im Frühjahr 1841 vereinigt hatte, schloß sich in demüthiger Stellung an diesen an, um unter seiner Leitung einen neuen Lauf seines geistlichen Lebens zu beginnen. Doch blieb das andere-Methodistenhäuflein beisammen, und erhielt bald einen neuen Anhaltspunkt in der Person eines sehr würdigen Geistlichen, Herrn Cook, der gemäß dem Gesetze des Ursprunges der Wesleyanischen Kirche überhaupt, sich zur Nationalkirche in kein zu schroffes Verhältniß stellte, und bald selbst das Vertrauen der Geistlichen dieser Kirche erwarb. Die Bitterkeit, womit Darby und seine Anhänger ihn und die Seinigen behandelten, mag vielleicht einiges zum Fortbestehen ihrer Gemeinde bis auf diesen Tag beigetragen haben.

Darby war nach Lausanne berufen worden, um den Methodismus zu stürzen; er sah dies aber nur als einen kleinen Theil, wie möchten sagen, als die Einleitung zu seiner eigentlichen Mission an, die sich nun in stufenweisem Fortschritte entwickelte und verwirklichte. Es war ein Beweis eines wahrhaft strategischen Geistes, daß Darby die von der traurigen Gegenwart abgestoßenen, leicht entzündbaren Geister in die zukünftigen Schicksale der Kirche an der Hand der biblischen Weissagungen einführte.

(Fortsetzung folgt.)

Intérêts généraux du protestantisme français par le comte Agenor de Gasparin, maître des requêtes, membre de la chambre des députés. Paris 1843.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

In einer so eben erschienenen Schrift: De l'état actuel de l'église réformée en France par Edmond Scherer. Paris 1844, wird dasselbe Princip der absoluten Unabhängigkeit der Kirche vom Staate aus einer der Deutschen näher stehenden Grundanschauung von Kirche entwickelt. Der Verf. setzt fest, daß ein Conglomerat von christlichen Individuen keine Kirche sey. Die Kirche ist wesentlich eine Gesellschaft. Der christliche Glaube gibt dieser Gesellschaft, die nach Art aller Gesellschaften verfaßt ist, den unterscheidenden Charakter. „Die Gesellschaft ist das

Wesen der Kirche, das Christenthum ihr Charakter. Als Gesellschaft hat sie ein Princip und eine Form; als christliche Gesellschaft hat sie den evangelischen Glauben zum Principe, Anstalten, diesem Glauben gemäß, zur Form.“ Verfassung ist ein Moment, ohne welches die Kirche nicht ist. Sie muß aber als Gesellschaft einen Einheitspunkt und eine leitende Behörde haben. Aber auch das Princip des Glaubens, dessen Trägerin eben die Kirche ist, fordert ein vertretendes Amt, eine entscheidende Autorität. Mit diesen Voraussetzungen in die Wirklichkeit der protestantischen Kirche Frankreichs gegangen, ergibt sich, daß dieselbe, deren Princip die Isolirung ist, die ohne Einheitspunkt, ohne eine in höchster Instanz entscheidende Behörde, von der Regierung ganz abhängig ist, — keine Kirche ist.

Hierauf Folgendes: Die Kirche ist das Reich des Geistes Jesu Christi, in welchem derselbe durch das Amt des Wortes Glauben erweckt, die Glaubenden zur Einheit des Geistes zusammenschließt. Als Trägerin des Amtes, das die Versöhnung predigt, ist sie eben Erziehungsanstalt zum Glauben. Das apostolische Amt ist ein Amt (dem prophetischen Christi entsprechend) des Wortes, (dem königlichen) der Seelsorge und Kirchengewalt, (dem hohenpriesterlichen) der Sakramente. Dies Amt ist von Gott durch Christum geordnet, ist göttlichen Rechts. Ohne dieses ist keine Kirche. Nach der anderen Seite ist die Kirche ein Gemeinleben im heiligen Geiste (eine Gesellschaft, wie unser Verf. sagt, ein Reich), dem Amte des Wortes entsprechend in Bekanntheit, dem Amte der Kirchengewalt entsprechend in Verfassung, dem Amte der Sakramente entsprechend in Kultus gegliedert. Diese zweite Seite der Kirche ist *de jure humano*. Das Bekanntheit ist und bleibt die subjektive menschliche Auffassung des objectiv göttlichen Wortes; eben so Verfassung, eben so Kultus. Es ist aber eben das große Ziel der Geschichte des Reiches Jesu Christi, daß diese menschliche Darstellung immer mehr und mehr, wie einst die menschliche Natur in Christo, hinanwache nach dem Maße des Alters Jesu Christi zu einem vollkommenen Manne (Eph. 4, 15.). Das ist ein Gedanke von erschütternder Höhe, daß der Fortschritt im Reiche Gottes das Wachsen des in seiner Kirche Leib gewordenen Herrn ist. Es gibt auch kein seligeres Schauspiel, als den leuchtenden Fußstapfen nachzugehen des verkündeten Heilandes, der in seinem Reiche seinen großen weltgeschichtlichen Gang geht von Völkern zu Völkern, von Zeiten zu Zeiten. Dennoch ist diese zweite menschliche Seite nicht die wesentliche im Reiche Gottes für diese Welt. Die Kirche ist wesentlich für diese Welt Erziehungsanstalt für die himmlische verkündete Kirche. Das ist das Eine, was noth ist. Wo nur das Wort erschallt, damit Seelen gerettet werden, da ist eine Kirche. Wie das Leben im heiligen Geiste nicht nothwendig ist zur Rettung, so ist auch das Gemeinleben im heiligen Geiste nicht nothwendig zur Kirche. Und so war denn, als die verfolgten Protestanten in Frankreich an kein Dogma dachten, verfassungsgelöst umherirreten, in dunkeln Höhlen ihren Kultus feierten, wahrhaftig das Reich in ihnen, sie im Reiche. Einst war eine Zeit, da gab es rechte Dogmen, eine Verfassung trotz der

hochkirchlichen, einen Kultus so reich und glänzend, wie nur möglich: es fehlte aber das Wort und der heilige Geist, die Substanz der Kirche. Die Reformation hat das erste Moment der Kirche, das göttliche, wieder hergestellt. Davon wanken wir nicht. Die protestantische Lehre kann so einseitig gefaßt werden, wie von Vinet, daß sie der zweiten Seite gar kein Recht einräumt. Das ist eine Verirrung. Noch viel schlimmer aber ist die Verirrung der mechanischen Principienmenschen unserer Tage, welche die beiden Seiten coordiniren, der Puseyiten und Conforten. Sie suchen nicht was göttlich, sondern was menschlich ist. Ihre Gedanken haben sie von Deutschlands Hochschulen, aber nicht die breite, mechanische Weise, mit der sie Anwendung davon machen. Mit mechanischen Hebeln möchten sie es durchsetzen. Weil der heilige Geist die Schriften A. und N. B. nicht mit Stempelbogen und Unterschrift ausgestellt hat, sollen alle Dogmenentwickelungen, welche gefällig auf den Concilien fixirt sind, für uns verpflichtend seyn. Mit einem erzbischöflichen Pallium möchten sie alle Wunden der kirchlichen Gegenwart verbinden. Unvermögend, den Deutschen Genius zu fassen, der in der Tiefe schöpferisch wühlt, entziehen sie dem Deutschen Protestantismus den kirchlichen, ja christlichen Charakter, sie, die nicht einmal so viel Geist haben, um die Schwierigkeiten zu fühlen, an deren Hebung die Deutschen Theologen arbeiten. Das muß Jeder wissen, der die Art des Reiches Gottes kennt, daß es nicht auf den Heerstraßen geht, nicht mit Zahlen, Massen, Mächten. Sie werden nichts ausrichten, darum, daß sie verachtet die Wasser von Siloah, die da leise gehen, wie Jesaias sagt.

Wenn wir also nach dem oben Ausgeführten ein Verhältniß zum Staate dem Wesen der Kirche nicht nur nicht widersprechend, sondern bei einem gereiften, beruhigten Zustande für relativ nothwendig halten, so läugnen wir nicht, daß es Kirchen gibt, welche das Recht der vorconstantinischen Kirche in Anspruch nehmen können. Das kann aber nicht aus der Theorie entschieden werden, sondern aus der Sachlage. Das Falsche der Vinetschen Behandlung der Frage spricht auch bei im Grunde gleicher Ansicht Gasparin offen aus. „In Abstraktionen verharren heißt die Welt für sich einnehmen, wenn es sich handelt, das Übel zu beklagen, gegen sich, wenn es sich handelt, das Heilmittel anzuwenden; für sich, so weit es die Annahme des Principis gilt, gegen sich, wenn es zur Ausföhrung einer gefährlichen, oft unausföhrbaren Maßregel kommt und die Abstraktion doch nur die eine kennt.“ Gasparin stellt sich auf den Standpunkt der Tradition, der gegenwärtigen Verhältnisse des französischen Protestantismus, mit einem Worte des Lebens. Daß die Tradition gegen einen Anschluß an den Staat ist, liegt klar vor. Daß das organische Gesetz die höchste entscheidende Gewalt in die Hände einer katholischen Regierung gab, hat im Jahre 1825 Vincent in seinen *vues sur le protestantisme en France* mit rückwärtsloser Schärfe ausgesprochen. Die Charte garantirt Freiheit des Kultus, gleiche politische Berechtigung neben dem Katholicismus. Der Sache nach unbedeutende, dem Principe nach bedenkliche Übergriffe des Katholicismus bleiben aber, wie

Gasparin belegt, nicht aus. Louis Philipp hat dem Protestantismus alle nur mögliche Schonung widerfahren lassen. Eine Thatfache ist es aber auch, daß man geflissentlich die Kirche in dem isolirten Zustande läßt. Man gestattet keine General-Synoden. Provinzial-Synoden sind außer Gebrauch gekommen. So unterhandelt die Regierung mit den einzelnen Consistorien, mit denen in ihrer Vereinzelung sie natürlich immer fertig wird. Die Geistlichen werden von der Regierung besoldet: daher bleibt selbst, wenn man nach der oben mitgetheilten Ansicht von Gasparin das Verhältniß dessen, was die Regierung gibt zu dem, was sie empfängt, bestimmt, ein Abhängigkeitsverhältniß. Ob neue Stellen gegründet werden sollen, hängt wesentlich von der Regierung ab. Die Regierung besetzt die Lehrerstellen in der theologischen Fakultät. Die Geistlichen müssen von der Regierung bestätigt werden, derselben den Eid der Treue leisten. Über die Organisation des Synodaleswesens sagt Bruch in dem schon genannten Aufsatze (theol. Studien u. Krit. Jahrg. 1844, 1. Hft. S. 35.): „Das organische Gesetz vom 18. Germinal dehnt die Befugnisse der Regierung hinsichtlich der Synoden viel zu weit aus. Nach demselben steht es ganz in dem Belieben der Regierung, ob nur jemals, oder irgendwo eine Synode zusammenkommen dürfe; es ist gar keine Gränze angegeben, bis zu welcher hinsichtlich der Synodalbeschlüsse das Veto der Regierung sich erstreckt, sondern es wird ihr das Recht zugestanden, alle und jede Beschlüsse zu verwerfen, ja sogar die Resolutionen der Synoden Jahr und Tag, ja auf immer hin aufzuschieben und hiemit die Ausführung der dringendsten Maßregeln unmöglich zu machen.“

Die, welche Leben und Seligkeit von der Verfassungsfrage abhängig machen, können hier recht klar sehen, daß trotz dieser das kirchliche Gemeinleben paralysirenden Abhängigkeit vom Staate christliches Leben sich entwickelt hat, daß wir uns in Deutschland ein Exempel daran nehmen können. Es ist aber nun, wie wir schon oben sagten, das Bedürfnis erwacht, daß dies christliche Leben in kirchlicher Fassung sich bewege. Nun da ist vor Allem noth, daß die congregationalistisch zerstreuten Gemeinden in eine Einheit zusammengefaßt werden, deren Gemeininteressen eine kirchliche Oberbehörde leite. Wenn nun der Staat faktisch der überwachende Einheitspunkt ist, so begreift sich, wie auf allen Punkten das kirchliche Streben in der Reaktion gegen die übergreifende Stellung des Staates sich bethätigt. Selbst die Regierung hat gefühlt, daß das organische Gesetz einer freieren Interpretation bedürfe, und im Jahre 1840 übertrug der Kultusminister Tette einer Commission den Entwurf einer dem erwachten kirchlichen Bedürfnisse entsprechenden Organisation im freien Anschlusse an das organische Gesetz. Es ist indeß beim Projekt geblieben.

Aus der Tradition der Reformirten Kirche Frankreichs, aus

dieser Gegenwart herausgesprochen, hat das Princip der absoluten Trennung vom Staate ein ganz anderes Gewicht. Gasparin nun ist dem Principe nach für die Trennung, will aber für die Praxis ein allgemeines Schutzverhältniß, die Besoldung der Geistlichen von der Regierung stehen lassen.

Daß das Evangelium laufe, evangelisches Leben sich frei bewege, alle Lebensgestalten der Kirche nicht von Außen, sondern von Innen aus dem Glauben kommen: darauf muß bestanden werden, im Weigerungsfalle mit der Regierung gebrochen. Mit diesem Wesen der Kirche steht und fällt aber nicht die Verfassungsentwicklung. Auch ohne General-Synode u. a. ist die protestantische Kirche Frankreichs eine Kirche vor Gott und Menschen. Wenn man den rasch zufahrenden Geist der Franzosen bedenkt, bedenkt, was z. B. die Lutheraner im Elsaß an der Verfassung herumgemeißelt haben, bedenkt, daß auf einer General-Synode die rationalistische oder doch laukirchliche Richtung ohne Frage die Majorität bilden würde, so darf man wohl glauben, daß der unsichtbare König auch hier den Abfall und Rückschritt in den Sieg verschlungen hat. Die protestantische Kirche soll thun, was sie kann, um ihr Verfassungswesen immer mehr auszubauen, aber mit stillem Geiste, und nicht brechen mit dem Staate, wenn nicht gleich alles gewährt wird. Die richtige Stellung ist gewiß die, welche Gasparin und die von ihm besetzte Gesellschaft für die allgemeinen Interessen u. s. w. einnehmen, nämlich die von der Charte gewährten Rechte zu behaupten, in Anerkennung zu bringen, organisch zu erweitern. Dieser Anschluß an die Verhältnisse, wie sie sind, hat Gasparin auch zu der achtungswerthen Inconsequenz vermocht, sein Princip von der Trennung zwischen Staat und Kirche zu modifizieren. Diese Inconsequenz beweist aber eben, daß das Princip unhaltbar ist. So lange die Kirche vom Staate Schutz und Geld nimmt, liegt ein Abhängigkeitsverhältniß vor, das der Kirche, die doch mindestens eine moralische Person ist, schlecht ziemt, so zu fassen, daß des Staates Gabe einfach seine Pflicht und Schuldigkeit sey. Wenn die Kirche Rechte behaupten will, muß sie auch Rechte anerkennen. Sie muß aber dem Staate eine Notiznahme von allen Bewegungen zugestehen, welche in die sittliche Wirklichkeit gehen. Wenn Gasparin das Evangelium am liebsten in den Kreisen der menschlichen Gesellschaft sieht, die Konsequenzen desselben für Gesetzgebung, Kunst, Wissenschaft fühlt, so folgt eben daraus, daß die Kirche dem Staate sich annähern muß, weil er die Welt ist, die alle jene Kreise in sich zusammenfaßt.

Und so scheiden wir von ihm mit Dank, daß der König unserer Kirche nicht aufgehört hat, wie er vor Alters gethan, der protestantischen Kirche Frankreichs unter ihren Staatsmännern beredte und thatkräftige Zeugen zu erwecken.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 27. März.

N. 25.

Die Plymouthbrüder oder Darby und seine Anhänger im Kanton Waadt, ihr Verhältniß zu den Dissidentengemeinden und zur Nationalkirche. Von J. J. S. in L.

(Fortsetzung.)

Phil. 1, 18.

Schon hatten seine Bewunderer in kleinen Kreisen die Ansicht verbreitet, daß die Weissagungen bis dahin mißverstanden, und vieles bloß auf die Juden Bezügliche fälschlich auf die christliche Kirche überhaupt gedeutet worden sey; Herr Darby entwirre nun die verwickelten Knoten und führe die Gläubigen in den Genuß der so herrlichen Verheißungen ein. Darauf eröffnete er in Abendvorlesungen vor einem gemischten Publikum, worunter sich sehr viele Mitglieder der Nationalkirche einfanden, seine Ansichten über die gegenwärtige Erwartung der Kirche oder die Weissagungen, welche dieselbe begründen. „Der Christ soll suchen, nicht nur das Heil in Christo, sondern auch die Früchte dieses Heiles zu erkennen. Er soll sich nicht nur vergewissern, daß er im Hause seines Vaters ist, sondern auch der Vorrechte dieses Hauses genießen.“ Dies die Eingangsworte und der Ausgangspunkt des Redners. Alles Folgende, ja sehr vieles Andere, was in jenen Reden nicht zur Sprache kommen konnte, wird aus jenem obersten Grundsatz abgeleitet. Zunächst wird nun das Studium und die Beherzigung der biblischen Weissagungen im Allgemeinen empfohlen. „Wie die Menschen sich durch die Verschiedenheit des Zieles, welches sie verfolgen, von einander unterscheiden, so wird unser Wandel in der Gegenwart den Einfluß der Zukunft spüren, welche den Gegenstand unserer Hoffnung bildet. Diejenigen, welche auf Ehre, Reichthum und Vergnügungen ausgehen, handeln, ein Jeder, nach dem, was sie im Herzen hegen; ihr Leben richtet sich nach den Gegenständen ihrer Neigungen. Eben so verhält es sich mit der Kirche. Wenn die Christen ihre Berufung, an einer zukünftigen, himmlischen Herrlichkeit Theil zu nehmen, verflünden, was würde geschehen? Sie würden hienieden als Fremdlinge und Pilgrime wandeln.“ Der Redner verbreitet sich ferner darüber, daß uns die Prophezeiungen nicht bloß deswegen gegeben seyen, um die Wahrheit der christlichen Religion zu beweisen. Sie sollen die Leuchte seyn für unsere Füße. Was würde man von einem Manne sagen, der alle confidentiellen Mittheilungen eines zarten Freundes nur dazu gebrauchen würde, um sich später zu überzeugen, daß der Freund die Wahrheit geredet habe? Nach diesen allgemeinen Erinnerungen geht der Redner in das Einzelne ein. Die Kirche soll die Herrlichkeit werden, die ihrem Haupte, dem Schöpfer aller Dinge, dem Erlöser eigen ist. Ihm soll Alles unterthänig ge-

macht werden, und mit ihm den Seinigen, die mit ihm herrschen sollen. Diese Erde soll verherrlicht werden, diese Erde, wo die Sünde gewüthet, wo Satan seine Herrschaft ausgeübt, wo der Sohn Gottes gelebt und gelitten hat. Die Sünde aber, oder das Böse, hat sich in zwei großen Gestalten entwickelt, in kirchlicher und in bürgerlicher Apostasie. Die kirchliche Apostasie ist die Erfüllung von Matth. 13, 36, 1 Tim. 4, 1., der Epistel Judä. Auf die grellste Aeußerung der kirchlichen Apostasie im Papstthum folgt die bürgerliche Apostasie (seit der Reformation). So wie die Kirche ihren wahren Charakter verliert, wenn sie sich gegen Gott empört, so ist auch die bürgerliche Gewalt in einem Zustande der Empörung oder der Apostasie, wenn sie, anstatt Gotte unterthan zu seyn, sich gegen Gott, der sie einsetzt, empört. Dies wird stattfinden am Ende der gegenwärtigen Ökonomie, und zwar durch die Schuld der Kirche selbst und ihrer Führer, welche, wie Ahiophel den Absalon, so den Staat durch ihre Rathschläge beherrschen; so wird die Empörung der Kirche gegen Gott die Seele der Empörung des Staates gegen Gott seyn. Diese weltliche Gewalt im Zustande der Empörung ist das vierte Thier des Propheten Daniel E. 7.; und ihr Verhältniß zur Kirche ist das des Thieres der Offenbarung Johannis, welches die große Hure (die kirchliche Gewalt) trägt, E. 17. Aus anderen Aeußerungen geht hervor, daß die bürgerliche Apostasie schon erfolgt ist, und daß wir eben am Ende der gegenwärtigen Ökonomie uns befinden, so daß der Verf. eigentlich vom Standpunkte der Apokalypse aus im Futur redet. — All diesem Verderben soll nun die zweite Zukunft Christi ein Ende machen. Ein schreckliches Gericht wird über die abgefallene Menschheit einbrechen. Doch die Auserwählten sollen bewahrt werden. Für die Gerechten gibt es überhaupt gar kein Gericht. Warum wird ihnen aber solches angekündigt? Damit sie daraus den größten Trost schöpfen, und von Allem losgerissen werden, was zu jenem schrecklichen Ende führt. Sie werden selbst in jene große Katastrophe nicht verwickelt, aber die Weissagung davon führt sie dahin, sich vom gegenwärtigen Augenblicke an von den Ursachen loszureißen, welche jenes Gericht herbeiführen, E. 118. Diesen Haupt- und Schlusssgedanken, der für die kirchlichen Zwecke des Redners von unberechenbarer Wichtigkeit ist, prägt er noch in anderen Stellen den empfänglichen Herzen der Zuhörer ein. „Die Weissagung ist besonders in dieser Beziehung wirksam, daß sie dahin zielt, uns von der gegenwärtigen argen Welt loszureißen.“ Mit viel Feinheit benutzte der Redner diesen Anlaß, um diejenigen, die er für eine große, kirchliche Revolution gewinnen will, von aller Beschäftigung mit den politischen Fragen abzugelenken. „Die Weissagungen trösten uns, indem sie uns zeigen, daß nicht der Mensch, sondern Gott Alles angeordnet hat. So

legen sich die Leidenschaften, anstatt sich in der Politik zu betheiligen. Ich sehe, was Gott davon sagt, ich lese im Propheten Daniel, daß Alles zum Voraus bestimmt ist, und ich beruhige mich. Ganz und gar von diesen weltlichen Dingen abgesondert, kann ich zum Voraus die tiefe und vollkommene Weisheit Gottes studiren. Ich empfangen Belehrung und hänge mich an Gott, anstatt meinen eigenen Gedanken nachzugehen. Ich sehe in den sich entrollenden Ereignissen die Entwicklung der Gedanken des Höchsten, nicht aber ein den menschlichen Leidenschaften überlassenes Arbeitsfeld.“ Vor den auf diese Weise vorbereiteten Gemüthern entfaltet nun der Redner das reiche, bezaubernde Gemälde der in der nächsten Zeit eintretenden Offenbarungen der Herrlichkeit und Macht des Herrn und seiner Kirche. Er berichtet zunächst die herrschende Ansicht, welche die prophetischen Weissagungen auf die irdische Verherrlichung der Kirche bezieht; sie betreffen lediglich die Juden; „will ich eine irdische Religion haben, so bin ich ein Jude.“ Nachdem die Juden in ihrem Vaterlande hergestellt worden sind, beginnt die Verherrlichung der Kirche „in den himmlischen Örtern;“ sie kommt Christo entgegen in den Wolken. Satan wird vom Himmel vertrieben, wüthet als Antichrist auf Erden, es folgt das tausendjährige Reich Christi und der Seinen auf der verherrlichten Erde in Verbindung mit den gläubigen Juden. Ein merkwürdiger Widerspruch! da kurz zuvor alle irdische Verherrlichung der Kirche beseitigt worden; in Folge derselben Incohärenz wird Christus vorgestellt als im hergestellten Jerusalem persönlich thronend unter den Juden, und zugleich in den himmlischen Örtern die Kirche regierend. Bald darauf im irdischen Jerusalem den Sitz seiner Herrschaft über Heiden und Juden aufschlagend. Der Geist des Redners, möchte man sagen, nimmt seinen Anflug, um sich in die Welt des Übersinnlichen zu erheben, fällt aber bald wieder auf die Erde zurück. Daher das Ganze durch einen wahrhaften Dualismus der Anschauung sich schließt, indem einerseits die Kirche fortbesteht, das himmlische Jerusalem, mit den Attributen, welche ihr die Offenbarung Johannis beilegt, andererseits das irdische Jerusalem, als Mittelpunkt der gerechten Regierung Gottes auf Erden, als Ort seines Thrones zur Ausübung seiner Gerechtigkeit. Das irdische Jerusalem ist die Offenbarung Gottes als des Gottes der Juden, des Herrn, der das Gericht übt; aber nicht einmal diese Auffassung wird festgehalten, indem dasselbe irdische Jerusalem, von den Juden bewohnt, die Quelle des Glückes für die ganze Erde seyn wird; die Wiederherstellung des Volkes Gottes wird für die Welt eine Auferstehung der Todten werden; hier wird also das irdische Jerusalem plötzlich in eine Quelle göttlicher Gnadenerweisungen umgewandelt. Dieser Charakter aber ist aufs Bestimmteste dem himmlischen Jerusalem in seiner Unterscheidung vom irdischen zugeeignet; in jenem fließt der Strom des Lebens, in jenem steht der Baum des Lebens, dessen Blätter den Völkern zur Heilung dienen. Das himmlische Jerusalem ist die Offenbarung des Gottes der Gnade, des Neuen Bundes, der Christen, Gottes des Vaters in seinem Gesangs zum Jehovah (l'Eternel) des jüdischen Volkes. Diese Entgegensetzung des himmlischen und irdischen Zion, ein mißlung-

gener Versuch, die prophetischen Gesichte mit den Johanneischen Anschauungen zu verbinden, — hängt aber mit des Redners Auffassung der Alttestamentlichen Ökonomie aufs Engste zusammen. Die Erzbäter und selbst das Volk Israel am Sinai empfangen Verheißungen göttlichen Segens ohne Bedingung des Gehorsams gegen Gott. Erst Exodi 19. sagt der Herr: „Wenn ihr meiner Stimme Gehör gebet, werdet ihr mein Erbtheil seyn u. s. w.“ Nun aber sind wir verloren, sobald wir eine solche Bedingung im Verhältniß zu Gott eingehen; diese Thorheit hat Israel begangen, verführt durch seine eigene Gerechtigkeit, und sich verlassend auf seine eigenen Kräfte. Es hätte sagen sollen: „es ist wahr, wir sollen dir gehorchen, wir haben aber so oft gesündigt, daß wir die Verheißung unter einer solchen Bedingung nicht annehmen können.“ Statt dessen, was sagt es? „Wir wollen thun Alles, was der Herr gesagt hat.“ Alles Bersprechen der Menschen, Gottes Gebote zu halten, wird somit zur jüdischen Wertheiligkeit gestempelt. Sehr bezeichnend für den Geist des Ganzen und eine Art Abschluß bildend ist die Ausführung über die Worte 1 Cor. 2, 2. Diese Worte hatte ein Lausanner Prediger der Darby'schen Richtung auf das Studium der Prophetie entgegengehalten. Darby nimmt davon Anlaß zur Behauptung, daß, wenn man sich steif an jene Worte halte, man von Christo aussi peu que possible wüßte. Wir müßten den verherrlichten Erlöser kennen. Wenn allerdings Darby sofern Recht hat, daß das Wort vom Kreuze die übrigen Worte der Schrift nicht ausschließen soll, was jener Prediger auch nicht sagen wollte, so ist doch in seiner Ausführung etwas angedeutet, was zu gefährlichen Resultaten führen kann. Dies der wesentliche Inhalt der genannten Vorlesungen, die sich eben so wenig durch logische Ordnung der Materien, als durch ihren übrigen Inhalt dem gereiften Urtheile empfehlen. Fehlen doch selbst die bei den Auslegern der Weissagungen so beliebten Anspielungen auf Ereignisse der unmittelbaren Gegenwart nicht. Darby's Vorträge machten aber in Lausanne unter den Dissidenten sowohl, als in den frommen Kreisen der Nationalkirche die größte Sensation. Es schien, als ob der wunderbare Mann den seit Jahrtausenden vermißten Schlüssel der Weissagungen gefunden hätte. Man konnte sich wundern, selbst angesehenen Männer in ein unvorsichtiges Lob einstimmen zu sehen. Daher die genannten Vorlesungen, alsobald dem Drucke übergeben, dieselben Ansichten in weiten Kreisen verbreiteten. *)

Manche Zuhörer des Herrn Darby aus der Nationalkirche mochten es kaum ahnen, daß sie durch dies Eingehen in seine Ansichten den Boden verließen, in welchem ihr ganzes kirchliches Bewußtseyn wurzelte. Um so weniger wandelte sie dieser Gedanke an, da Darby von Anfang an erklärte, daß er sich durchaus nicht bloß an die Dissidenten wende, daß für ihn der Unterschied zwischen diesen und den sogenannten nationalen Christen ein nichtiger sey. Kluger Weise enthielt er sich in seinen

*) Bald hernach kam eine Englische Übersetzung in vielen tausend Exemplaren heraus; selbst eine Deutsche Übersetzung ist im vorigen Jahre in der Bahnmaierschen Buchhandlung in Basel erschienen.

weiteren Ansprachen aller Anspielungen auf kirchliche Zustände, so daß Personen, die eine lange Zeit seine Vorträge besucht, versicherten, er predige nur die Heilswahrheiten und erlaube sich niemals eine feindselige Äußerung gegen die bestehende Kirche. Diese Vorträge, wovon wir so eben geredet, sind diejenigen, die er am Sonntage und auch in der Woche an der Stelle der bisherigen Redner, oder mit ihnen abwechselnd hielt. Er entwickelte hierbei eine ungemeine Thätigkeit, da Alles an seinem Munde hing, und von ihm belehrt seyn wollte. Die Leute rühmten, daß Keiner vor ihm die freie Gnade Gottes in Christo zum Heile der Sünder so eindringlich, so erwecklich, so klar und folgerichtig verkündigt habe. Dieses wurde als der charakteristische Vorzug seiner Predigtweise gepriesen. In Vergleichung damit erschienen den Verehrern des Mannes die sämtlichen Geistlichen von Lausanne als wahre Gesehesprediger; dieselben, denen Andere früher den Vorwurf gemacht hatten, daß sie die Moral bei Seite ließen. Dieses Urtheil ist im höchsten Grade falsch und ungerecht. Es läßt sich aber nicht läugnen, daß es dem Französischen Geiste überhaupt schwer fällt, die Freude in Christo, dem Heilande der Sünder, so recht gemüthlich auszusprechen und sie in den Herzen der Zuhörer zu erwecken; selbst die Rechtfertigung durch den Glauben verliert oft durch polemischen Ton und Haltung vieles von ihrem tröstlichen, versöhnenden Gehalte. Ubrigens ist die Freude in Christo und le salut par gräce eben nicht das Einzige, was gepredigt werden muß. Wenn mithin Darby in dieser Beziehung Manchem eine Lücke auszufüllen schien, so soll damit nicht gesagt werden, daß seine Vorträge die Innigkeit des Liedes athmeten: „Mein Heiland nimmt die Sünder an.“ Im Zusammenhange mit dieser Richtung seiner Predigten schärfte Darby fleißig die Wahrheit ein, daß die Christen die Vorrechte der Kinder Gottes recht genießen sollten. Gern griff er die bei Lausanne unter den höheren Kreisen beliebte belletristische Bildung als ein wahres Teufelswerk an. Hierbei konnte man ihm aber einwenden, daß diejenigen, welche ihm zuhörten, am wenigsten den Gefahren, welche eine solche Bildung mit sich führt, ausgesetzt seyen. Eine Zeitlang behandelte er mit Vorliebe die Vorbilder (types) im Leviticus. Es läßt sich leicht denken, daß der Isländische Prediger, aller antiken Bildung abhold, in der übertriebenen Typologie sich wohlgefiel, und um die einfachsten Gebräuche des Moses einen Kranz von dogmatischen Beziehungen und erbaulichen Betrachtungen wand. *) Je weiter die Anspielungen hergeholt waren, desto mehr jagten sie dem unerfahrenen Sinne zu und erhöhten des Redners Ruf als eines ausgezeichneten Kenners und Auslegers der heiligen Schrift. Dagegen befestigte sich in seinen Zuhörern der Geist des bitteren, lieblosen Urtheilens; es schien, als ob Viele durch die Theilnahme an diesen Versammlungen einen wahren Freibrief zur Medisance erhalten hätten.

Alle diese Dinge bahnten die kirchliche Revolution an, welche der gewandte Mann beabsichtigte; oder, richtiger gesagt, sie war theilweise, ehe sich's die Leute versahen, schon vollzogen. Darby war an die Spitze der Gemeinde getreten, ohne von derselben gewählt zu seyn, und ohne im mindesten seine Befugniß zum geistlichen Amte durch seine Ordination in der Anglikanischen Kirche zu erhärten. Die bisherigen Geistlichen waren de facto beseitigt. Zwar traten sie auch noch lehrend auf, aber ihr von der Gemeinde übertragenes Amt hatte ein Ende, und sie mußten sich nicht nur mit Darby, sondern auch mit Laien in die Funktionen desselben theilen. Das Abendmahl theilte Herr Darby alle Sonntage nach dem gewöhnlichen Gottesdienste aus, ohne sich an die Disciplinargesetze der Dissidentengemeinde zu bekümmern. „Il est extrêmement large,“ rühmten mehrere Mitglieder der Nationalkirche, die sich an ihn angeschlossen; „denn er gibt das Abendmahl allen ohne Unterschied, welche an seinen Versammlungen Theil nehmen. Ja er dringt durchaus nicht darauf, daß man aus der Nationalkirche austrete.“ Das geordnete Ministerium und die bisherigen Schranken der Dissidentengemeinde waren mithin schon durchbrochen, was die Stadt Lausanne betrifft. „Er ist ein erklärter Feind alles Separatismus und aller Formen, welche ihn begünstigen,“ sagten Darby's Verehrer; „er will alle Kinder Gottes vereinigen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bibelstunden.

Auslegung der heiligen Schrift für's Volk. Erster Band: das Evangel. St. Lucä. Erstes und zweites Heft. Von W. F. Besser, Pastor zu Wulkow bei Ruppin. Halle, 1843 und 1844, bei S. Mühlmann.

Bibelstunden, als ein Fündlein neuerer Zeit, sind so manchen Leuten in hohen und niederen Kreisen höchst bedenklich, und werden mit alten übel berüchtigten Namen als Conventikelwesen oder Pietisterei verdächtigt oder verworfen. Wer aber das Leben der Kirche in früherer Zeit kennt, muß dann wenigstens auch das zugeben, daß vormals die Kirche eine Pietistenanstalt war. Denn z. B. in der alten Kirchenordnung im Lande zu Pommern, von 1563, neu herausgegeben Stettin 1690, heißt es im zweiten Capitel: „In Städten sollen am heiligen Tage allewege drei Sermonen (Predigten) geschehen, der Katechismus, das Evangelium um acht Uhr, und die Epistel. Da viel Pfarrkirchen sind, und mehr Predigten geschehen können, kann etwas aus der Schrift, oder Historien pro tempore, oder sonst ein nöthiger bequemer Text gepredigt werden, wie es der Superintendent nach Gelegenheit eines jeden Orts verordnen wird. Auf den Dörfern soll das Evangelium Vormittage gepredigt, und ein Stück aus dem Katechismo von dem Küster nach der Epistel fein deutlich vorgelesen werden. Nachmittage soll der Pastor den Katechismus predigen und mit dem Volke etliche Psalmen singen.“

„In großen Städten kann wohl alle Tage eine Predigt geschehen. Des Sonnabend Morgens, wenn Jedermann in

*) Ein Muster dieser sehr geschätzten Typologie gibt die kleine Brochüre: les types du Lévitique concernant l'holocauste, l'offrande du gâteau, le sacrifice de prospérité et le sacrifice pour le péché. 1843.

Hause und Markte verhindert ist, kann die Predigt nachbleiben und auf die Vesper verlegt werden, sonderlich um der Communikanten willen.“

„In geringen Städten kann eine oder zwei Predigten in der Woche geschehen auf gelegene Tage und soll ein jeder Prediger über drei Predigten wöchentlich ordinarie zu thun, nicht beschweret werden, es geschehe denn in der Visitation, aus billigen Ursachen, andere Verordnung, danach man sich an jedem Ort zu richten.“

Was würde man zu solcher Verordnung in unseren Tagen sagen.

Wer hätte nicht auf Reisen in katholischen Gegenden sich oft gefreut, die schönen Kirchen meist offen zu finden — und gebraucht, unsere Kirchen sind zu viel verschlossen, zu wenig — ja viel zu wenig gebraucht; manche Dorfkirche steht alle vier Wochen nur einmal, die meisten die ganze Woche nur eine Stunde lang offen und dann oft schier leer, wenigstens in unserer Mark. Darum sehen unsere Kirchen — nicht bloß auf den Dörfern, so verfallen oft und schmutzig aus, man sieht's ihnen an, daß sie nicht gebraucht werden, daß die Spinnen darin Ruhe haben. Die sonst kirchlichen Handlungen, Taufen und Trauungen, sind in's Haus gewandert, die Kirche wird verlassen — leider auch von den s. g. Bibelfunden, denn die sie besuchen, haben in einer Stube Raum. So soll's nicht bleiben.

Noch finden sich viele Städte in evangelischen Landen, wo fast täglich in den Kirchen eine Andacht, Landkirchen, wo doch wöchentlich einmal solche gehalten wird, die entweder Wochenpredigt, oder, wie meistens, Betstunde genannt ist. Die Betstunden traten an die Stelle der katholischen Messen oder horae, wie die alten Agenden beweisen. Jetzt sind in der Mark an den meisten Orten zu großer Bequemlichkeit der Herren Prediger alle Betstunden glücklich beseitigt, und selbst von oben her schien man bedenklich, einem arbeitslustigen Prediger das Halten wöchentlicher Andachtsstunden zu erlauben. Die ältesten Leute in den meisten Dörfern erinnern sich aber wohl noch, wie ein alter Pastor einfamals Betstunden an Wochentagen hielt, wenigstens in der ganzen Fastenzeit und in der Adventzeit. In dem letzten Decennio des vorigen Jahrhunderts wurden an sehr vielen Orten auch die letzten Fastenpredigten abgeschafft. Die Leute haben dazu keine Zeit mehr, oder die Herren Prediger keine Lust. Aber man hat in neuerer Zeit solche wieder bekommen. Wo Herzen aus dem Schlafe erweckt wurden und ihre geistlichen Bedürfnisse fühlten, wo das ewige Gotteswort, Röm. 1, 16., seine alte Anziehungskraft bewährte, da bildeten sich kleinere oder größere Kreise, die auch wohl zwischen den Sonntagen zusammen kamen, mit einander die Bibel zur Erbauung zu lesen, zu betrachten und um des heiligen Geistes Beistand zu beten. Wo die Kirche mit ihrem Diener nicht dazu einlud, oder die Zahl der Erbauungslustigen zu klein war, versammelten sie sich in

Häusern. Aber es leuchtet ein, daß die Kirche verpflichtet und berufen ist, auch in der Woche Betstunden oder Bibelfunden zu halten. Wollten sie die Behörden befehlen, so würde das nicht helfen, denn das geistliche Leben kommt durch keinen menschlichen Befehl weder in die Diener, noch in die anderen Glieder der Kirche. Aber das könnte vielleicht recht gut seyn, wenn die hochwürdigen Behörden auf die nur eingeschlafene alte Ordnung hinwiesen, das Halten wöchentlicher Erbauungstunden in den Kirchen allgemein erlaubten, ja anempfohlen, so daß keinem einzelnen Geistlichen Schwierigkeiten dabei gemacht werden könnten und seine Bibel- oder Betstunden nicht unfirchlich oder ordnungswidrig erschienen. Der Name Bibelfunden ist neuer, soll gleich die Absicht ausdrücken, welche die Betstunden sonst überall auch hatten und noch haben, wo sie bestehen, nämlich die Bibel, wozu aber die apokryphischen Bücher nicht gehören, in fortlaufendem Zusammenhange zu lesen und erbaulich zu betrachten.

Pastor Besser *) hält Bibelfunden. Er hat seine Vorträge vor oder nach der Andachtsstunde frei niedergeschrieben und dabei „hauptsächlich Leser vor Augen und im Herzen gehabt, wie die waren, welchen er sie mündlich hielt, also Leute aus dem Volke, mitten aus der Gemeinde.“ Gelehrten exegetischen Apparat, oder ein Vergleichen verschiedener Auslegungen, was gewöhnlich mehr verwirrt oder doch zerstreut, als erbaut, darf also Niemand darin suchen, wohl aber gesunde Schrifterklärung und Anwendung auf unser Herz und Leben. Benutzt ist dabei hauptsächlich Luther's mächtige Schrifterklärung, aus seinen Schriften sind viele Stellen so in den Text versflochten, daß sie ein zusammenhängendes Ganze damit bilden, zumal da der Styl des Verf. sich dem Luther's nachgebildet hat, ohne jedoch in widrige Nachäfferei zu verfallen, wovor der Verf. sich ferner bewahren wollte, eben so wie vor allem gefuchten geistreichen Wesen, was in manchen neuen derartigen Schriften wider die Demuth fireitet, mit der wir Gottes Wort zu behandeln haben. Zu dieser Warnung veranlassen manche Sätze. Im Ganzen aber ist es an dem werdenden Buche sehr zu loben, daß der Verf. nicht nach hohen Worten jagt, sondern sich richtet nach St. Pauli Vorbild, 1 Cor. 2, 1—6., daher auch nicht mit unreifen, neu und auffallend seyn sollenden Schrifterklärungen auftritt, sondern sich hält an die Analogie des Glaubens, an die in der Kirche bewährt erfundene Auffassung. Die Weisheit von oben her ist auf's Erste keusch, danach friedsam, gelinde — demüthig, kann sich nicht schämen, zu bekennen, daß wir in göttlichen und himmlischen Dingen Vieles nicht wissen, noch nicht verstehen, was wir erst hernachmals erfahren werden.

*) Der Herausgeber von Georg Nitsch Übung in der Heiligung etc., Halle 1841, wofür Ref. ihm herzlich dankt, weiß ihm ein der liebsten Büchlein zu eigener und zur häuslichen Erbauung geworden, und Allen, die solche suchen, sehr zu empfehlen ist.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 30. März.

N. 26.

Die Plymouthbrüder oder Darby und seine Anhänger im Kanton Waadt, ihr Verhältniß zu den Dissidentengemeinden und zur Nationalkirche. Von J. J. S. in L.

(Fortsetzung.)

PhH. 1, 18.

Als er durch alles Vorhergehende die Gemüther hinlänglich vorbereitet glaubte, ging er nun an die eigentliche Verwirklichung seines Plans, die bisherige Dissidenz gänzlich aus einander zu sprengen, dadurch die besten Kräfte der Erweckung in der Nationalkirche an sich zu ziehen und einen Kreis von völlig freien Versammlungen, ohne alle kirchliche Organisation, um sich herum zu bilden. Denn, je mehr alle organischen Formen beiseite gelassen waren, ein desto freierer Spielraum war seiner überwiegenden persönlichen Wirksamkeit eröffnet. Eine Reihe von kleinen Flugschriften, die nach einander theils in Lausanne, theils in Genf erschienen, enthüllten in stufenweise fortschreitender Entwicklung den Revolutionsplan des unermüdblichen Mannes. Wenn es dem Puseyismus gelungen, durch seine kleinen tracts fortwährend eine weithin reichende Bewegung zu erregen, so ist sich auch nicht zu verwundern, daß Darby, der einen weit weniger kultivirten Boden zu bearbeiten unternommen, die Hoffnung faßte, durch fliegende Blätter den Sieg zu erringen. Diese schienen selbst das beste Mittel zu seyn, da sie wenig zu lesen, wenig zu denken, aber viel zu handeln gaben und zwar zum raschen Handeln aufforderten. In der apostasie de l'économie actuelle legte er die Art an den Baum der ganzen christlichen Kirche, wie sie seit achtzehn Jahrhunderten bestanden. Die Grundlagen zu dieser Ausführung waren in den Vorlesungen über die gegenwärtige Erweckung der Kirche gegeben worden. Im Traktat sur la formation des églises ging er nun direkt der Dissidenz zu Leibe, und verpönte alle Versuche zur Bildung von neuen Kirchen. Dieselben Ansichten bestätigte und ergänzte der Traktat: Quelques développements nouveaux sur les principes émis dans la brochure intitulée: de la formation des églises. Dazu kommen die schon genannten Traktate aus dem christian witness, welche in Französischer Übersetzung die Darby'schen Grundsätze im Waadtlande verbreiten halfen. Der Traktat: Liberté de prêcher Jésus possédée par tout chrétien hob alles geordnete Ministerium auf durch die ausschweifendste Anwendung der Idee des allgemeinen Priestertums. La promesse du Seigneur, eine Ausführung über Matth. 18, 20, gab den Wahlspruch und die Fahne der projektierten Versammlungen an, worin die Kirche sich auflösen sollte. Le schisme bezeichnete alle diejenigen als schismatisch, welche sich weigern, an diesen Versammlungen Theil zu nehmen.

Es ist ein unerbauliches Geschäft, sich durch dieses atomistische Kirchensystem durchzuschlagen, worin übrigens, trotz seiner Konsequenz im Ganzen, manche Widersprüche im Einzelnen, Halbheiten und unklare Ausdrücke die Aufmerksamkeit des Lesenden ermüden. Ueberdies ist der Eindruck sehr peinlich, welchen die Sophismen, die sich spreizende Hohlheit, die offenbare Verdrehung so vieler Schriftstellen, die unter dem Mantel christlicher Liebe und Demuth gleißende Lieblosigkeit des stolzen Sektengeistes auf jedes unbefangene Gemüth machen müssen. Doch, wenn uns anders das protestantische Princip der Freiheit lieb und werth ist, so müssen wir es nicht verschmähen, auch bei diesen traurigen Ausgeburten der losgelassenen Subjektivität betrachtend zu verweilen. Wir werden auch in ihnen die Geburtswehen einer neuen Zeit, welche die ganze protestantische Kirche durchbringen, erkennen. Diese sucht heutiges Tages ihre Begriffe über das Wesen der Kirche aufzuklären; sie erstrebt wesentliche Änderungen in ihren Verfassungsformen. Ein Auslaufen derselben Bewegung sind die Darby'schen Gebilde; daß im Kanton Waadt diese Bestrebungen einen radikalen, revolutionären Charakter angenommen, darüber möchten sich Manche weniger verwundern, als daß ein Ausländer den Impuls dazu geben mußte. Auf jeden Fall ist es bezeichnend genug, daß auch in diesen religiösen Bewegungen des Waadtlandes der britische Einfluß sich überwiegend geltend macht, derselbe, der vor mehr als zwanzig Jahren die Erweckung eingeleitet, der den Zwangismus und den Wesley'schen Methodismus in das Land gesendet. Was aber diese neueste Art des britischen Einflusses, die uns im Darbyismus entgegentritt, besonders auszeichnet, ist die größere feindselige Stellung, die er gegenüber allen bestehenden Kirchenformen, sey es der Staatskirche, sey es der Dissidenz, einnimmt. Man möchte sagen, der Britte sey nun einmal nicht fähig, sich in die kontinentalen kirchlichen Formen zu finden. Er mag ein Episkopale, oder ein Dissenter seyn, er spricht mit derselben Gentleman's Zuversicht sein wegwerfendes Urtheil über alle diese ill constituted churches aus, und fühlt sich wie durch innere Nothwendigkeit getrieben, sie umzubilden, oder gradewegs umzustossen. Freilich aber bezweckte Darby eine Zerstörung aller Kirchenformen überhaupt, in England sowohl, als auf dem Kontinent.

Was ist nun aber, näher betrachtet, das Darby'sche System, oder resp. das System der Plymouthbrüder? Das ist die Frage, deren Beantwortung wir nicht länger verschieben können. Wir suchen sie zu lösen, indem wir den Inhalt der bereits genannten Schriftchen in resumirender Betrachtung zusammenstellen. Darby begnügt sich nicht, an den Anfangspunkt der christlichen Ära anzuknüpfen, er geht bis in die Zeit des Alten Bundes zurück. Seine Auffassung desselben enthält schon den Irrthum, der seine ganze Ansicht der christlichen Kirchenverhältnisse beherrscht.

Er geht davon aus, daß die Ökonomie des Alten Bundes lediglich durch die Untreue des Volkes Israel ihrer Auflösung entgegengegangen sey. Diese Untreue des Volkes Israel nennt er die Apostasie, oder *révolte, rébellion*, die Empörung der jüdischen Ökonomie, als ob die Ökonomie selbst gesündigt hätte. Er verwechselt hier die Personen mit den Sachen oder mit den göttlichen Anstalten; *) er verkennet die stufenweise Offenbarung Gottes, welche die alte Ökonomie vergeistigt in die neue aufnahm, so daß auch nicht ein Jota vom Gesetze fallen sollte. Denn offenbar wurde die christliche Offenbarung nicht bloß durch die Untreue des alten Bundesvolkes angebahnt; diese Untreue war nur das historische Vehikel zu jener Offenbarung, welche in geistigem Zusammenhange mit der früheren steht. Darby läugnet dies keineswegs, er bringt es aber nicht in Anschlag. Da nun die Untreue des jüdischen Volkes so tiefeingreifend geschildert wird, so sucht er zu zeigen, wiefern sie solchen Charakter annehmen konnte. Das Volk als Ganzes wurde unter die Verantwortlichkeit der Beobachtung des Gesetzes gestellt; das Volk als ein Ganzes fiel ab und mit ihm fiel die Ökonomie; das Heil der einzelnen, übrig bleibenden, gläubigen Seelen blieb davon unberührt; sie konnten gerettet werden, aber — hier bleibt die Antwort aus — durch welche Ökonomie? Oder vielmehr es entsteht die Frage: da Darby lehrt, daß von Anfang an das Volk abgefallen, seitdem es das goldene Kalb angebetet, wiefern kann man behaupten, daß mit dem Falle des Volkes nothwendig der Fall der Ökonomie verbunden ist? Ist es möglich, die prophetischen Aussprüche vom nahenden Ende der jüdischen Ökonomie bloß als Strafgerichte aufzufassen?

Genau dieselben Grundsätze werden auf die christliche Offenbarung, richtiger gesagt, die jetzige Ökonomie, *l'économie actuelle*, d. h. die christliche Kirche, angewendet. Zu den Zeiten der Apostel war dieselbe in lebensvoller Wirklichkeit da. Auf den meisten Punkten der bekannten Erde erhoben sich Kirchlein, welche nicht den Anspruch machten, in ihrem abgesonderten Daseyn die Kirche Gottes darzustellen; sondern sie hingen mit allen anderen zusammen. So wie der Kanton Waadt eine Central-Oberbehörde besitz, welche alle Glieder des Staates einheitlich zusammenfaßt, so war damals dieselbe Centralbehörde in den Aposteln gegeben. Sie hielten die Einheit des Leibes Christi auf Erden fest, in ihnen war diese Einheit gegeben. Damals war die Kirche in ihrem normalen Zustande, der alsobald mit dem Abscheiden der Apostel aufhörte. Durch welche Ursachen hat der normale Zustand der Kirche, mit anderen Worten die Kirche selbst, aufgehört? Doppelt ist Darby's Antwort auf diese Frage. Die Apostasie der jetzigen Ökonomie, d. h. der Kirche, hatte schon zu den Zeiten der Apostel begonnen: die Kräfte des Abfalls, des Antichristi, waren in ihr schon thätig. Der Verf. beruft sich auf viele Stellen der Paulinischen Briefe und des Briefes Judä. Durch diesen Abfall ist der Bestand der Ökonomie als solcher verwirrt worden; denn die Bekenner Christi, als Ganzes betrachtet, sind verantwortlich für denselben;

da sie abgefallen, so ist auch die Ökonomie zerfallen (*déchue*). Sonderbar, um so mehr, da wir in der Ökonomie der Gnade leben! da Darby so viel Gewicht darauf legt, daß die Jünger Christi zum Genuß aller Vorrechte der Erben gelangen, und er sie so dringend zum Vollgenuß derselben einladet. Doch das ist noch nicht der ärgste Widerspruch, worin sich Darby verwickelt. Die übrig bleibenden gläubigen Seelen tragen nur insofern den Fluch, der auf der ganzen christlichen Menschheit ruht, als sie keine Kirche mehr stiften dürfen, aber davon ist ihr individuelles Heil völlig unabhängig; abgesehen von allen kirchlichen Organisationen können sie ihr Heil schaffen. Sie können sich unter einander erbauen; denn die selige Verheißung des Herrn ist ihnen geblieben: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Die zweite Ursache, warum der normale Zustand der Kirche aufgehört hat, ist die durch das Abscheiden der Apostel nothwendig entstandene Lücke oder vielmehr Riß in der christlichen Kirche. Dieser Riß ist um so größer, als die Apostel der Kirche keineswegs das Recht erteilt haben, ihre Geistlichen zu wählen, und sie mithin seit dem Abtreten der Apostel und ihrer Gehülfen *de facto* alles göttlich autorisirten Ministeriums beraubt, in einem Zustande der Empörung gegen Gottes Willen sich befindet. Es wird dabei unentschieden gelassen, ob die Apostasie der Christen die Apostel vermocht hat, sie auf dem stürmischen Meere der Zeiten ohne eigentlichen Steuermann zu lassen; allerdings aber scheint es so, da es doch natürlicher gewesen wäre, zu erwarten, daß die Apostel im Hinblick auf die künftigen Gefahren der Kirche, grade eine festgegliederte Organisation für dieselbe geschaffen hätten. Es scheint dies um so natürlicher, da die Christen nicht unter dem Gesetze, sondern unter der Gnade stehen, und nicht, wie die Juden, die Gesetze des Neuen Bundes, unter der Bedingung, sie zu erfüllen, angenommen haben. Wenigstens müßte der Verf. folgerichtig solches Beginnen als auf jüdischer Selbstgerechtigkeit ruhend ansehen. Doch scheint Darby unwillkürlich in denselben jüdischen Standpunkt zurückzufallen, wenn er mit Beziehung auf Röm. 11, 22. lehrt, daß die gegenwärtige Ökonomie einzig und allein (*uniquement*) auf dem Beharren in Gottes Güte ruht, was einen Abfall *fatale* und *sans remède* seyn läßt. An einem anderen Orte sagt er, daß nach der Apostasie, die schon im apostolischen Zeitalter sich offenbarte, und fast allgemein wurde, *ce qu'il reste de la parole de Dieu c'est l'avertissement ou la menace immédiate d'un retranchement* (de *l'économie*) und die Zeit der Gnade hat eigentlich damit aufgehört. Dieses sagt nun allerdings Darby nicht ausdrücklich, so wie er nirgends sagt, die *économie* sey jetzt schon *retranchée*; er sagt nur, sie sey *déchue, entièrement déchue, dans un état de ruine*, aber nicht *fermée*. Doch ist es schwer, dieses vom eigentlichen *retranchement* zu scheiden. Geht er doch so weit zu behaupten, daß die wenigen geretteten Seelen, die er auf einige verfolgte Separatisten beschränkt, durchaus nicht können in Anschlag kommen, wenn von dem Bestande der gegenwärtigen Ökonomie die Rede ist. Das Einzige also, was noch als Wirkung dieser Ökonomie angesehen werden könnte, das einzige Gute in der Christenheit seit achtzehn Jahrhunderten, besteht nicht

*) Auf diese Verwechslung haben die bald anzuführenden Antagonisten Darby's aufmerksam gemacht.

durch die Kraft der Ökonomie, die ja seitdem ruiniert ist — sondern wie? Durch ganz freie, unvermittelte, von der Kirche ganz abgetrennte Gnadenwirkung. Es sind dies die Erwählten, die so zu sagen ohne alle menschliche Intervention gläubig geworden sind. Sie sind es ja nur geworden in dem Maße, als sie sich von der Kirche losgesagt haben. Die Kirche selbst schon ist theils ein für das Heil der Seelen indifferentes Institut, andertheils ist ihr Zerfall mit dem Aufhören der Gnadenzeit fast identisch. Damit ist nun der Boden unterwühlt, auf welchem alle kirchlichen Anstalten von der Zeit der Apostel her bis auf die Dissidentengemeinden des Waadtlandes stehen. Bei dem Katholicismus hält sich Darby nicht auf. Auch die Bildungen der Reformationzeit sind auf leichte Weise beseitigt und abgethan. Der Rationalismus, das System der Staatskirchen ist seit jener Zeit aufgekommen. Er gehört wesentlich mit zu der fortschreitenden Apostasie der gegenwärtigen Ökonomie: diese Staatskirchen gehören mit zu den Ursachen, welche die Gerichte Gottes über die abgefallene Menschheit herbeiführen, sie gehören mit zum verderbten Weltzustande, sie sind *églishes du monde*, Kinder von der Welt, ihrer Weisheit und ihres Eigenwillens; der Gläubige soll sich wie überhaupt von der Welt, so besonders auch von diesen widrigen Mißgestalten, worin das Licht unter die Finsterniß gefangen genommen wird, und die dasselbe Gericht, wie die Welt zu erwarten haben, absondern und völlig losreißen.

Vorzüglich aber gegen die Dissidenz ist die vorsehende Entwicklung gerichtet. Die Dissidenz ging ursprünglich von einer ähnlichen Ansicht der allgemeinen Kirche aus wie Darby, aber sie fehlte nicht wie er, indem sie ordentlich organisierte Kirchen hervorrief, mit feststehendem Ministerium und sogar einer strengen Kirchengucht. Der Fehler der Dissidenz lag mithin nicht im Bilden neuer Kirchen selbst, sondern in der irrtümlichen Auffassung des Zustandes der allgemeinen Kirche, welche solches unzeitige Bilden hervorrief. Diese neuen Gebilde, die sich jedes die Kirche Gottes in seinem Orte nannten, die zu ihrer Rechtfertigung sich ebenfalls auf den Ausspruch des Herrn, Matth. 18, 20., beriefen, hingen nur durch das loseste Congregationsverhältniß zusammen. Dagegen kämpft nun Darby auf alle mögliche Weise an. Inmitten der bestehenden Unordnung neue Kirchen errichten wollen, setzt zweierlei voraus, 1. daß es der Wille Gottes sey, die gegenwärtige Ökonomie herzustellen, *après qu'elle a manqué*. Dies läßt sich aber nicht beweisen, vielmehr das Gegentheil, daß Gott die Ökonomie, die gesündigt hat, wegthut, anstatt sie wiederherzustellen, nach Röm. 11, 22., 2. daß diejenigen, welche neue Bildungen versuchen, im Stande sind, solches zu vollbringen und dazu ausgesendet. Solches Vornehmen aber ist eine Wirkung desselben Geistes, der den Menschen dahin führt, seine eigene Gerechtigkeit, nachdem sie einmal verloren gegangen ist, wiederherzustellen. Die Kirche in ihrem Zustande der Verderbniß herstellen wollen, wäre ein Beweis, daß wir dadurch nicht gebemüht sind. Nun aber, was der Kirche am meisten Noth thut, das ist eben das Bewußtseyn, daß sie ruiniert sey. Diese kleinen Kirchen aber nähren den

Stolz. *) Vermöge derselben Demuth trägt der Gläubige mit den Fluch, der auf der ganzen gegenwärtigen Ökonomie lastet, und verzichtet auf jeden kirchlichen Verband, so daß am Ende der stolze Independentismus als Frucht der tiefsten Demuth ausgegeben wird. Allein noch wegen anderer Ursachen läßt sich die Kirche nicht wieder herstellen. Dazu, sagt Darby, ist eine Erneuerung des Apostolats vonnöthen; diese Consequenz, meint er, hätten die schwärmerischen Pardonisten eingesehen. Alle dergleichen Versuche gehören schon in das Gebiet des Pardonismus. Und gesetzt auch, fährt Darby fort, daß ihr neue Kirchen bildet, niemals kann die Kirche selbst wieder erstehen; jene Kirchen sind ganz vereinzelt, denn es fehlt das einigende Band der apostolischen Autorität. Es geht daraus nicht undeutlich hervor, daß ein ziemlich äußerlicher Begriff von der Kirche, welcher an katholische und anglikanische Irrthümer erinnert, dem Ganzen zu Grunde liegt. In kurzen Worten die ganze Sache ausgedrückt, so wurde an Darby direkt oder indirekt die Anmuthung gestellt, sich an eine der bestehenden Dissidentengemeinden anzuschließen und insbesondere diejenigen in Lausanne aufs Neue zu organisiren. Er aber wollte auf keine Weise sich binden lassen, und seiner Wirksamkeit die möglichste Freiheit zusichern.

Ist nun aber der vorhergehenden Betrachtung gemäß, die Opposition gegen die ganze historische Entwicklung des Christenthums entschieden zum Ausgangspunkte des Systems gemacht, ist die ganze Masse der Christenheit, nicht nur mit all ihrem sittlich-religiösen Verderben, sondern auch mit allen ihren kirchlichen Formen eine große *massa perditionis*, sind diese kirchlichen Formen eben so gut ein Theil des sittlich-religiösen Verderbens der Christenheit, wie alles andere Böse, ist in dieser Hinsicht die Protestantische Kirche völlig auf die gleiche Linie mit der Römischen gestellt, dann bleibt nichts mehr Anderes übrig, als daß die Wahl der Gnade in kleinen Versammlungen sich erbaue. Hier tritt nun die Verheißung des Herrn Matth. 18, 20. an die Stelle aller kirchlichen Organisation. So wie die Quäker Joh. 1, 9. zu ihrem Wahlspruche machten, so Darby und die Seinen jene anderen Worte. Es ist merkwürdig, daß derselbe Spruch, den die Dissidenz einst gebrauchte, um sich zu constituiren, nun als Hebel angewendet wird, um sie aus ihren Angeln zu heben. Es ist übrigens offenbar, daß Darby nur vermöge einer groben Inconsequenz noch diese lösen, freien Versammlungen der Gläubigen zugibt. Sie sind zwar so unbestimmt gehalten, daß Keiner sagen darf, er sey Mitglied oder Lehrer der Versammlung an einem bestimmten Orte mit Ausschluß der Andern, wodurch eben die Einheit des Leibes Christi auf Erden bedingt erscheint. Sie enthalten nichts desto weniger wieder einen Ansaß zur Bildung einer Kirche; der wahre, reine Gegensatz gegen das Princip der Geselligkeit in der Religion wäre offenbar die völlige Isolirung der Individuen. Wenn Darby die Gläubigen auf individuelle Aneignung des Heiles beschränkt, so begreift man nicht, warum er sie gleich darauf wieder zusammentreten läßt. Und wenn ihre noch so losen Versammlungen

*) Anderwärts sagt Darby von den Dissidentenkirchen: *l'homme, la chair, ses droits, sont mis constamment à la place du s. esprit.*

dasselbe und weit mehr bewirken, als kirchliche Vereine, wenn diese die Wirksamkeit des Geistes nicht fördern, sondern hindern, wie er es deutlich ausgesprochen, so begreift man vollends gar nicht, wiefern es die Folge des göttlichen Fluches über die Apostasie der gegenwärtigen Ökonomie genannt werden kann, daß die Christen der geistlich unnützen, unkräftigen Kirchenformen sich enthalten sollen.

Dieser Widerspruch, welcher der Aufmerksamkeit der bisherigen Antagonisten Darby's entgangen, beherrscht seine gesammten Ausführungen über das Abschaffen alles fest organisirten geistlichen Amtes. Auf der einen Seite wird dargethan, daß Jeglicher, der in der ersten Kirche den Titel *pasteur* oder *docteur* genommen hätte, die Gläubigen gärgert haben würde. Keine Auszeichnung irgend welcher Art durfte den einen Gläubigen von dem anderen unterscheiden. Der Herr hat die Seinen an die Demuth der kleinen Kinder verwiesen; er selbst ist ja nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um Anderen zu dienen.^{*)} Er sah aber in den Jüngern dieses böse Princip der *émulation* ou la disposition à avoir le pas sur les autres schon keimen und gibt dahin bezügliche Ermahnungen. Ja, hier gilt das Wort Luc. 16, 15.: was vor den Menschen erhaben ist, das ist vor Gott ein Gräuel. Der Jünger ist nicht größer als sein Lehrer, noch der Knecht größer als sein Herr; das ist eine schwere Lektion, die wir lernen müssen, und die wir nur mit Mühe, wie ehemals die Jünger, uns einprägen; der Herr kommt immer wieder darauf zurück, weil er wohl weiß, wie sehr unser Fleisch darunter leidet, wenn es nichts geachtet wird. Der Herr sah die schrecklichen Folgen dieser *désirs de grandeur* et de *préeminence* voraus, welche aus einem Senfkorn einen schönen und großen Baum hervorgezogen haben: d. h. ce système de *chrétieneté*, grand en la terre, se glorifiant de ses lumières, honorant toutes les conditions mondaines. Wenn es uns schon auffallen muß, daß die genannten Aussprüche Christi über sich selbst und die Apostel zur Beseitigung alles geistlichen Amtes angewendet werden, so tritt nun auf der anderen Seite der grelle Widerspruch erst recht hervor, wenn wir bedenken, daß alle diese Kirchenformen, welche durch die ursprüngliche Anlage der Kirche ausgeschlossen sind, auch wieder durch die Apostasie derselben ihr Ende erreicht haben. Nur eine offenbare Gedanklosigkeit konnte Darby vermögen, zum Beweise derselben Behauptung Gründe zu nennen, die sich selbst unter einander aufheben.

Es versteht sich von selbst, daß alle Garantien, welche eine religiöse Gesellschaft von denjenigen verlangt, denen sie das geistliche Amt überträgt, gänzlich wegfallen: die unbedingteste Freiheit des Predigens und der Verwaltung der Sakramente ist allen Kindern Gottes in ihren Versammlungen zugesichert, durch die heilige Schrift selbst. Habe ich als Christ die Freiheit zu predigen, so kann ich auch die Sakramente theilen. 1 Cor. 15. legt nur den Frauen Stillschweigen auf. Ephes. 4, 11. wider-

spricht nicht dieser Behauptung, da dieser Spruch nur dann eine gültige Einwendung enthielte, wenn ein einziges Individuum alle diese charges in seiner Person vereinigen wollte; wo nicht, so widerlegt die Einwendung sich selbst; wir gestehen hier, die Feinheit des Gedankens nicht verfolgen zu können; nur so viel scheint uns klar, daß der Verf. durch jenen Spruch in einige Verlegenheit gerathen ist. Weiterhin erwähnt er Act. 8, 4. — Phil. 1, das Beispiel von Brüdern zu Rom, die ohne Furcht das Wort verkündigten. Man kann auch nicht, fährt der Traktat fort, das Beispiel Moses Num. 16. anführen; denn vorher E. 11. billigt er Eldad und Medad, und ruft aus: „Wollte Gott, daß alles Volk weisagte, und der Herr seinen Geist auf sie legte.“ Aber Core, Dathan und Abiram waren nicht von diesem Geiste erfüllt, sie wollten sich an die Stelle von Moses und Aaron setzen; dasselbe Verbrechen begehen diejenigen, welche sich auf ihre Consekration stützend, denjenigen den Mund stopfen wollen, welche durch die Liebe Christi, durch Gottes Macht selbst angetrieben werden, das Wort zu verkündigen. — Was ehemals Moses wünschte, ist in der gegenwärtigen Ökonomie in Erfüllung gegangen; ja es ist ihr unterscheidender Charakter; angezeigt durch die Ausgießung des Geistes am ersten Pfingstfest. So sind die Gläubigen das königliche Priestertum; was vorher bloß individuelle, isolirte Gabe war, wird nun zu einer allgemeinen Gabe. Diese Allgemeinheit der Gabe beschränken durch Bildung einer besonderen zum Predigen bestimmten Kaste (dies des Verf. Ausdruck), hieße die Wirksamkeit des Geistes auf arge Weise hemmen. Pastors und docteurs werden übrigens in einem unbestimmten Sinne, wovon wir später reden werden, beibehalten. Die bisherigen Ausführungen mögen genügen, um das System von dieser Seite zu beleuchten, und den inneren Widerspruch, woran es leidet, klar zu machen. Die Plymouthbrüder, um wahr zu seyn, müßten sagen: „Ihr, die ihr diese oder andere Kirchlein baut, ihr zerstört und zerbröckelt mehr und mehr die gegenwärtige Ökonomie; wir aber richten sie auf; denn wir lehren zu ihren ursprünglichen Grundlagen zurück. Um consequent zu seyn, müßten die Plymouthbrüder den Ihrigen sagen: „im Sinne der gegenwärtigen Ökonomie könnt ihr eben nicht alle Rechte des Christennamens genießen; und darum könnt ihr keine eigentliche Kirche haben.“ Nun aber leiten sie aus eben diesen Rechten die Berechtigung ab, sich aller Kirchenformen zu überheben. Quisset auch ein Brunnen aus einem Loch süß und bitter.“ Jak. 3, 11. Sind nun aber auf diese Weise die Grundlagen des einzig möglichen, und einzig erlaubten Zusammenstehens der zerstreuten Kinder Gottes, gemäß der Absicht von Jesu Sendung Joh. 11, 52. gegeben, so machen sich diejenigen des größten Verbrechens schuldig, d. h. des Schisma, welche die Vereinigung der Kinder Gottes hindern, durch menschliche Kirchenformen sie aufhalten. Sie verfallen in die Sünde Jerobeams. Die Dissidentengemeinden sind eben so stark mit dieser Sünde behaftet wie die Nationalkirchen: alle Basis, welche nicht breit genug ist, damit die ganze Kirche Gottes (d. h. die Kinder Gottes im Darby'schen Sinne) sich darauf vereinigen können, öffnet der Sünde des Schisma einen Spielraum. (Fortsetzung folgt.)

^{*)} Das Folgende ist aus den genannten Traktaten des christian witness geschöpft.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 3. April.

N^o 27.

Die Gustav-Adolphvereine.

Die nachstehenden Bedenken gegen die Gustav-Adolphvereine sind durch die neueste Wendung, welche die Sache genommen hat, zur Reife gebracht worden. Sie werden hier um so mehr zur Prüfung mitgetheilt, da unter denen, welche den Bekenntnissen der Evangelischen Kirche anhängen, ähnliche Bedenken sich vielfach regen, aber nicht recht zu Worte kommen, weil der nächste löbliche Zweck der Gustav-Adolphvereine, die schnelle Verbreitung derselben über ganz Deutschland, und das Ansehen ihrer Beförderer gegen die eigenen Gefühle mißtrauisch macht.

Es ist hauptsächlich die Tendenz dieser Vereine, in sich die Einheit des Protestantismus zu bethätigen, worauf unsere Bedenken sich gründen.

Die Allgemeinheit, die Katholicität, ist nach dem apostolischen Symbol, welches wir sonntäglich bekennen, eine wesentliche Eigenschaft der Kirche. Die christliche Kirche ist der Leib Christi, befüllt von Seinem Geiste; sie umfaßt alle Seine Glieder und verbindet sie zu leibhaftiger Einheit. Allerdings erscheint diese Einheit hier in Knechtsgehalt. Aber das ist eben die große Aufgabe der Christen: zu glauben an den Gott, der Knechtsgehalt angenommen hat.

Ein Zug der Knechtsgehalt der Kirche ist ihre Spaltung in ConfeSSIONen. „Es ist besser, daß Anstoß gegeben, als daß die Wahrheit verläugnet werde,“ sagten die Alten. So entstand der Gegensatz der Evangelischen Kirche zur Römisch-Katholischen. Der Grund der Evangelischen Kirche ist also die Wahrheit, die sie bekennet. Verließe sie ihr Bekenntniß, so wäre sie nur noch eine akatholische schismatische Sekte.

Nun sind aber seit dem vorigen Jahrhundert andere Gegensätze aufgekommen, als die waren, welche die Kirche im sechzehnten trennten. Römisch-Katholische und Evangelische Christen haben gemeinschaftlich den Grund des Glaubens angegriffen, über welchen man in den Kämpfen der Reformation einig war. Romanisten und Protestanten, Voltaire und Bruno Bauer reichen sich die Hand, die, beiden Kirchen gleich heiligen Fundamentallehren des Christenthums zu läugnen. Diese Gegensätze gehen tiefer, verwunden die Einheit tödtlicher, als die der Reformationszeit. Wir müssen anerkennen, daß Fenelon, Graf Friedrich Leopold Stolberg, Sailer nicht bloß mehr katholisch, sondern auch mehr evangelisch, beides im kirchlichen Sinne sind, als Nicolai, Möhr, Bretschneider, David Schulz. Wir würden sonst nicht, wie es evangelischen Christen gebührt, geistliche Sachen geistlich richten. Wir würden, als ob wir Romanisten wären, die äußere Kirchengemeinschaft höher achten, als die innere, als die Gemeinschaft des Glaubens.

In der Deutschen Evangelischen Kirche insbesondere ist es bei ihrer minder compacten Struktur, dahin gekommen, daß alle ihre und der gesammten christlichen Kirche Glaubensartikel, überhaupt die Gültigkeit ihrer Bekenntnisse, in ihr selbst streitig geworden sind, und der offene Unglaube von mindestens eben so vielen und eben so angesehenen Kirchenlehrern und Kirchenobern vertreten wird, als der Glaube.

Dieser Zustand tiefer, Mark und Bein unserer Evangelischen Kirche durchbringender Spaltung ist es, den wir bei allen Kirchenfragen fest im Auge behalten müssen, wenn wir nicht von vorn herein irre gehen wollen. Bei jeder geistigen selbstbewußten Entwicklung ist klare Anschauung, ehrliche Anerkennung des gegenwärtigen faktischen Bestandes der rechte Ausgangspunkt alles soliden Handelns, und nichts verderblicher, als ein Überstünchen dieses Bestandes mit schönen Worten. Namentlich muß, wo ernstest Streit ist, wenn ernste gründliche Einigung folgen soll, den Streitpunkten — nach ihrem ganzen Inhalte, nach ihrer ganzen Bedeutung — in's Angesicht gesehen, es darf nichts vertuscht werden, sonst reißet der neue Lappe doch wieder von dem alten Kleide, und der Riß wird ärger.

Darf nun bei diesem ihrem inneren Zustande die Evangelische Kirche so ohne Weiteres als ein Ganzes der Römischen gegenüberreten, darf sie unterlassen, sich und der Welt zum Bewußtseyn zu bringen, daß die Parteien, in welche sie zerfällt, von einander durch einen tieferen Riß getrennt sind, als die Evangelische Kirche im Ganzen von der Römischen? Das ist die Frage, auf die es ankommt.

Ein herrlicher Triumph der Kirche Gottes wäre es, wenn in unseren Tagen alle diejenigen zu gliedlicher Einheit sich verbänden, welche mit Herz und Mund die großen Heilswahrheiten bekennen, auf welche die Reformatoren lebten und starben.

Aber eine Schmach der Kirche ist es, wenn die Evangelischen den unendlichen lebensvollen Reichthum positiver Wahrheit, auf dem sie stehen, ignoriren, wenn sie statt dieses wahren Grundes ihrer Kirche auf die bloße Negation Römischer Mißbräuche hin mit solchen Namen-Protestanten sich verbinden, die das Bekenntniß, welches die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen, viel tiefer verläugnen, als die Römer selbst. Eine solche Verbindung ist ein Friederuf, wo kein Friede ist; sie trennt, was verbunden seyn sollte, nämlich die Eine allgemeine Kirche, die wir im Symbol bekennen, und verbindet, was getrennt seyn sollte, nämlich Glauben und Unglauben.

Man hat sich darauf berufen, daß wir ja doch Kirchengemeinschaft hielten mit Nationalisten, *) Pantheisten und Atheisten.

*) Wir nehmen in diesem Aufsatze das Wort: Nationalisten in sei-

Allein die Kirchengemeinschaft beruht auf dem Bekenntnisse der Kirche, welches seinem Inhalte und Zwecke nach Nationalisten, Pantheisten und Atheisten ausschließt, und den gläubigen Bekennern zur heiligen Pflicht macht, als gute Streiter Gottes diese Nichtbekenner mit geistlichen Waffen zu bekämpfen. Daß diese dennoch im Besitze der Mitgliedschaft, ja selbst der Ämter der Kirche sich behaupten, dafür sind die treuen Glieder der Kirche nicht verantwortlich, so weit sie ihrer in der Taufe übernommenen Verbindlichkeit nachkommen, Zeugnis abzulegen durch Wort und That, Jeder nach Maßgabe seines Berufes. Dem evangelischen Prediger erlaubt dieser Beruf nicht nur, er gebietet ihm, die Irrlehre zu bekämpfen, die auf seiner eigenen Kanzel vorgetragen wird, so schwer ein solcher Kampf auch seyn mag. Mit der Kirchengemeinschaft ließe sich die Theilnahme an den Gustav-Adolphvereinen nur dann vergleichen, wenn diese auf dem positiven Bekenntnisse der Evangelischen Kirche beruhten, und jeder Eintretende das Recht und die Pflicht überkäme, die Nichtbekenner als Eindringlinge oder Abtrünnige anzusehen und zu behandeln, oder wenn eine neue Kirchengemeinschaft mit Beseitigung dieses positiven Bekenntnisses gegründet würde.

Man sagt ferner, die Gustav-Adolphvereine hätten ja nur einen äußerlichen Zweck, die Unterstützung armer evangelischer Gemeinden.

Wäre dem wirklich so, beschränkten die Vereine sich auf eine so anspruchslose Wohlthätigkeit, in deren Ausübung der Wahlspruch der Mitglieder seyn müßte: „Laß die Linke nicht wissen, was die Rechte thut,“ so möchten evangelische Christen ihnen immer beitreten. Die Bedenken, welche in Beziehung auf die zweckmäßige Verwaltung und Verwendung der Beiträge aus dem Gegensatze der Richtungen innerhalb der Vereine entstehen möchten, würden sich vielleicht dadurch heben lassen, daß jede dieser Richtungen darin repräsentirt wäre.

Aber so sieht die Sache nicht. Die Gustav-Adolphvereine sind ein Pendant zu den Missions- und ähnlichen Vereinen. Auch in diesen ist mit den äußeren Zwecken ein die innersten Innerlichkeiten des Glaubens aussprechendes Bekenntnis vor aller Welt verbunden. Ja! vielen Gliedern dieser Vereine kommt es, und zwar mit Recht, wenn sie beitreten, eben so sehr oder noch mehr auf dieses Bekenntnis und auf die in den Vereinen sich bethätigende Glaubensgemeinschaft an, als auf jene äußeren Zwecke. Ähnlich verhält es sich mit den Gustav-Adolphvereinen. Dieselben sind unter dem sichtlichsten Einflusse jener christlichen Vereine entstanden, kraft des Gesetzes, nach welchem ein Satz seinen Gegensatz zur Erscheinung treibt. Sie sind die in's Leben tretende Gemeinschaft derer, welche es sich gefallen lassen, auf die Negationen des Protestantismus, mit Ignorirung seines positiven Inhaltes, der Römisch-Katholischen Kirche gegenüber, sich zu verbind-

ner bekannten geschichtlich gegebenen Bedeutung, wo es nicht Solche bedeutet, welche irgend einen Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen statuiren, sondern diejenigen, welche an die Stelle der Lehre und des Bekenntnisses unserer Kirche die Lehren eines Wegscheider, Röhr u. s. w. setzen wollen.

den, mithin eine Gemeinschaft, in der die negativen Tendenzen prävaliren müssen. Nur daraus, daß sie dies sind, erklärt sich die Begeisterung vieler ihrer Anhänger und ihre schnelle Verbreitung grade im gegenwärtigen Augenblicke, wo man Übergriffe des Römischen Katholicismus in der ganzen Welt fürchtet, und wo der Nationalismus und Pantheismus einen mächtigen Aufschwung des positiven evangelischen Christenthums grade in Deutschland wahrzunehmen meint und hindern möchte. Der bescheidene äußere Zweck der Vereine, dessen Veranlassung schon immer da gewesen ist, und künftig immer da seyn wird, und der in keiner Beziehung einen aufregenden Charakter hat, würde diese merkwürdigen Erscheinungen nicht haben hervorbringen können.

Daß dies der Charakter der Gustav-Adolphvereine ist, davon kann man sich durch die Verhandlungen und öffentlichen Erklärungen ihrer Freunde leicht überzeugen. Wir gehen, statt aller anderen Weise, auf eine authentische Quelle zurück, auf Dr. Zimmermann's in Darmstadt Aufruf, wodurch derselbe die erste Anregung zu der jetzigen Bewegung gegeben hat, und den er, in einem Sendschreiben an Dr. Hengstenberg vom 8. März d. J., in der Allgem. Kirchenzeitung theilweise wieder hat abdrucken lassen, um, auf Veranlassung des diesjährigen Wortes dieser Blätter, Rechenschaft zu geben von dem Verhältnisse der Gustav-Adolphvereine zu dem positiven Glaubensinhalte unserer Kirche. Wir dürfen wohl annehmen, daß die Gustav-Adolphvereine, als Ganzes betrachtet, diese Erklärungen Dr. Zimmermann's, ihres Vaters, nicht desavouiren werden.

„Es wird uns“ — sagt Dr. Zimmermann — „von der Katholischen Kirche fortwährend zu laut der Mangel an Einheit vorgeworfen, als daß wir nicht wünschen sollten, dieser Kirche und der Welt überhaupt auch eine Einheit aufzuweisen zu können. Aber worin soll diese bestehen? In der Lehre, in dem Glauben? Sollte eine dreihundertjährige, ja, eine achtzehnhundertjährige Geschichte so spurlos an uns vorübergegangen seyn, daß wir uns noch dem Wahne hingeben könnten, Einheit der Lehre und des Glaubens hoffen zu dürfen. („Vergleichen Sie“ — ruft er bei dieser Stelle in der Note Dr. Hengstenberg zu — „Ihres Königs Worte in der Kabinetts-Ordre über die Gustav-Adolphstiftung: „„welche zur Einigkeit der Auffassung und Lehrart der Glaubenswahrheiten verknüpfen zu wollen, ein vergebliches Bemühen wäre.““) Auch die Katholische Kirche kann sich weder der Einheit der Lehre noch der des Glaubens rühmen, ob sie es gleich thut. Aber sie hat ein äußeres Band, das der Kirche eine äußere Einheit gibt, die uns mangelt. Ihre Einheit wollen wir nicht und können wir nicht wollen; denn mit ihr würde der Protestantismus untergehen. Aber bei aller“ (NB.: aller!) „Verschiedenheit der Glaubensansichten doch Eins seyn, doch von dem großen heiligen Bande eines Strebens sich umschlingen lassen, wahrlich, ein großes Ziel! Und dieses würde erreicht werden durch die Gründung eines Vereins, wie der beantragte. Wir haben die heilige Sache der Mission zu pflegen. Aber warum hat ihre Pflege bis heute noch nicht an allen Orten die Theilnahme gefunden, die ihr gebührt? Wahrlich, haupt-

sächlich aus keinem anderen Grunde, als weil man sich über die Glaubensansichten noch nicht hat verständigen können, die den Heiden gepredigt werden sollen; und das droht leider noch lange ein Hinderniß des kräftigen Emporbühens des evangelischen Missionswerkes zu bleiben. Hier aber bei dem beantragten Vereine handelt es sich gar nicht um Glaubensansichten, sondern um ein aus dem Glauben hervorgegangenes Liebeswerk, um ein allen Protestanten gemeinsames Streben, Alle, die gleich ihnen zur Evangelischen Kirche sich bekennen, zu unterstützen, wenn sie der Unterstützung bedürftig und würdig sind. Kann es eine schönere, eine von dem Glauben, der in dem Menschen ist, lauter zeugende Einheit geben, als diese Einheit des Strebens? Kann man einen schöneren Beweis, daß Augustin's Grundsatz: in dubiis libertas, in necessariis unitas, in omnibus caritas — Grundsatz aller Protestanten ist, ablegen, als wenn bei allem" (NB.: allem!) „Kampfe der Meinungen, doch dieses Nothwendige, die Liebe, die That Aller ist? Können wir mit größerem Nachdrucke der katholischen Welt es beweisen: „Sehet, wir kämpfen um die Wahrheit; aber der Kampf ruht, wenn es gilt unseren Glaubensbrüdern beizustehen, dann sind wir Eins in der Liebe!“ D diese Einheit laßt uns bewahren, Protestanten, in ihr laßt uns unseren Ruhm suchen. Es mag schön seyn, Eins zu seyn im Glauben, schöner ist's, Eins zu seyn in der Liebe. Von dieser Liebe geleitet gründet diesen Verein, gründet ihn, Protestanten, wo ihr auch wohnen, wo ihr auch seyn, wie ihr auch glauben möget, gründet ihn in Anerkennung der Worte des Apostels: Nun aber sind Glaube, Liebe, Hoffnung — diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

Wir haben es hier nicht mit Dr. Zimmermann's Person zu thun; wir prüfen nur die Inschrift des Paniers, das er erhoben hat, und um welches die Gustav-Adolphvereine sich gesammelt haben.

Also: Einheit der Lehre, Einheit des Glaubens ein drei- oder achtzehnhundertjähriger Wahn, — der ganze Inhalt der Lehre, des Glaubens, gleichsam ein verdrüsslich-verwirrter unauflöslicher Knäuel von Ansichten und Meinungen, Auffassungsweisen und Lehrarten, worauf es aber glücklicherweise nicht ankommt, denn die Liebe ist davon unabhängig und auch ohne den Inhalt der Lehre und des Glaubens können wir sie haben, — ohne diesen Inhalt, der doch Gott selbst, die Liebe selbst, ist — dieser ganze Inhalt der Lehre und des Glaubens ein dubium, — im Gegensatze davon die Liebe ein necessarium! Wozu haben die Reformatoren gelebt und gekämpft, wozu bedürfen wir der Reformation, der Evangelischen Kirche, der Kirche überhaupt, ja, des Glaubens selbst, wenn die Liebe, die größer ist als er, unabhängig von ihm ist? Und doch sollen wir der katholischen Welt sagen: „Sehet, wir kämpfen um die Wahrheit!“ Wozu dieses Kämpfen, wenn Pilatus Recht hat, indem er, die Eitelkeit des achtzehnhundertjährigen Streits voraussehend, ausruft: „Was ist Wahrheit?“, — wenn die Liebe ohne die Wahrheit besteht? Selbst die „Ansicht“ werden wir, als zur Liebe nicht nöthig, dahin gestellt seyn lassen können, daß es einen Gott, und

zwar im Himmel, gibt, über welche jetzt so viel „Meinungskampf“ zwischen den linken Hegelingen und den Orthodoxen stattfindet. Dann fällt auch das für die Missionen so hinderliche Problem weg, was eigentlich den Heiden gepredigt werden soll, — es löst sich dahin auf, daß ihnen gar nichts gepredigt zu werden braucht, denn es kommt, bei aller Verschiedenheit der „Glaubensansichten“, bei allem „Meinungskampf“, „wie sie auch glauben mögen“, ja nur darauf an, daß sie in den Chor der Liebe einstimmen. Dann hat auch der aufgeklärte Geistliche Recht, der neulich, wie man meldet, die Ausdehnung der Unterstützungen der Gustav-Adolphvereine auf die Socinianer beantragte und seinen Antrag durch die offenbar treffende Bemerkung motivirte, daß die heutigen Rationalisten mit den Socinianern mehr übereinstimmen als mit der Lehre der Evangelischen Kirche. Aber auch die Juden, altgläubige und rationalistische, werden in den großen Bund mit eingeschlossen werden müssen. Wodurch anders unterscheiden sie sich von uns, als durch „Meinungen“ und „Glaubensansichten?“

Es gibt Juden, die eben nicht blöde sind und sich gern durch halboffene Thüren eindringen. Kaum hat Sr. Majestät der König von Preußen die Herstellung des Schwanenordens proklamirt, und ausgesprochen, daß es dabei auf „Bekennnißstreit“ nicht ankomme, sondern auf „thätige Liebe“, so erläßt die in Leipzig erscheinende „Allgemeine Zeitung des Judenthums“ (in der Nummer v. 15. Jan. d. J.) eine „vorläufige Aufforderung an die jüdischen Gemeinden Preußens zum Beitritt zu der von Sr. Majestät intendirten Gesellschaft des Schwanenordens.“ „Die Worte Sr. Majestät“ — heißt es darin — „hätten in den Herzen seiner jüdischen Unterthanen ein lautes Echo gefunden, — mit Freuden schlossen sie sich dem Symbol des „Glaubens an die Gewissheit des Sieges der thätigen Liebe“ an, — die Zeit sey gekommen, wo, ohne daß das Individuum seine persönlichen Gedanken und „Meinungen“ aufzugeben braucht, in der thätigen Liebe eine Verbrüderung hervorzubringen, der Drang der Menschenherzen sey.“ Es wird dann ausgeführt, daß Sr. Majestät die Juden, wenn auch nicht genannt, doch mit gemeint habe, und verheißend, daß nach den zu erwartenden weiteren Erlassen auch diese Aufforderung sich direkter gestalten werde.

Aber, Dr. Zimmermann macht doch auch den Glauben geltend; er nennt das Liebeswerk, welches er empfiehlt, ein „aus dem Glauben hervorgegangenes“, die Einheit, die dadurch begründet werden soll, eine „von dem Glauben, der in dem Menschen ist, laut zeugende.“ Wenn wir ihn recht verstehen, so kann er damit, nachdem er den Glaubensinhalt in das Reich der Ansichten und Meinungen, der dacia im Gegensatz der necessaria, der unlösbaren Probleme, verwiesen hat, nur die subjektive Seite des Glaubens, die Intensität irgend eines religiösen Firmwahrhaltens, die „Überzeugungstreue“, gleichviel zunächst wovon man überzeugt ist, den Glauben als menschliche Tugend, meinen. So pflegen Romaniſten das Feldgeschrei der Reformation: sola fide zu bekämpfen; sie führen aus: die Liebe sey ja nach des Apostels Paulus Ausspruch

größer als der Glaube, — also sey die Liebe, nicht der Glaube, das Eine Nothwendige, das, wodurch wir selig werden. Damit versehen sie aber den Punkt, auf den es den Reformatorn allein ankam, auf welchem, als außerweltlich, stehend sie die Welt des Papstthums aus ihren Angeln hoben. Der Glaube kommt in ihrem sola fide nicht als menschliche Tugend, sondern als das Organ in Betracht, welches den im Fleische geoffenbarten Gott, sein Wort, seine Verheißungen, seine Gerechtigkeit ergreift. Also grade der Inhalt des Glaubens, grade das, was wir in das Reich der dubia verweisen sollen, das ist der Kern und Stern des Protestantismus, das gibt ihm seinen positiven Charakter, seine weltüberwindende, die Kirche bauende Wahrheit, Kraft und Gewißheit.

Dr. Zimmermann, — mit dem wir es hier immer als mit dem legitimen, von keiner Seite her desavouirten Repräsentanten der Gustav-Adolphvereine zu thun haben, — spricht jedoch auch von „Glaubensbrüdern,“ von „Bekennern der Evangelischen Kirche,“ mit denen die Einheit sich bethätigen soll durch das Liebeswerk der Unterstügungen. Hier kann er unmöglich die bloße „Überzeugungstreue,“ er muß irgend einen Glaubensinhalt im Auge haben, — sonst wäre ja nicht zu begreifen, warum von dieser Einheit die Römischen Katholiken ausgeschlossen bleiben sollen, denen er doch die Liebe nicht absprechen will. Was ist denn nun aber der Glaubensinhalt, in dem Sartorius und Röhr, Hahn und David Schulz, Tholuck und der von Dr. Zimmermann, wie er sagt, hochverehrte Dr. Bretschneider, Hengstenberg und Bruno Bauer, die Evangelische Kirche und der in ihrem Schoße gährende Rationalismus, Pantheismus und Atheismus zusammenkommen, von welchem aber der Römische Katholicismus ausgeschlossen ist? Wir wissen keinen anderen aufzufinden, als die handgreiflichsten Negationen des Protestantismus, die Verwerfung des Marien- und Heiligendienstes, des Papstthums, des Ablassframs u. s. w. Diese Negationen sollen wir als Panier der Evangelischen Kirche anerkennen, gemeinschaftlich mit denen, die alle Fundamente unseres allerheiligsten Glaubens negiren, die Dreieinigkeit und die Versöhnung, den heiligen Geist und die Kirche, die Auferstehung und das Gericht?

Einen schlimmeren Makel können wir der guten Sache der Evangelischen Kirche nicht anheften, als das Zugeständniß, daß sie drei oder achtzehn Jahrhunderte lang Phantomen nachgejagt, nach einer Einheit, die nicht möglich ist, getrachtet hat, nun aber sich für bankerrutt an positiver Wahrheit und Gewißheit erklären und ihr Wesen in Negationen setzen muß, die sie mit Juden, Muhamedanern und Heiden gemein hat.

Hier möchte man Luther's, oder, wenn die Vereine lieber wollen, Gustav Adolph's Geist citiren, und um einen Ausspruch bitten können.

Wären wir Romanisten, dann möchte man uns das Ge-
läste noch eher zu Gute halten, in „großartiger Organisation,“ wie ein Berliner Zeitungsartikel sich ausdrückt, der in hohen Worten die Gustav-Adolphvereine anpreist, ohne Bekenntniß die Einheit der Kirche zu suchen, und à tout prix „eine Einheit aufzuweisen.“ Aber als Evangelische, als geistliche Söhne derer, die ihr Leben daran gesetzt haben, die durch solche großartige Organisationen verschütteten geistlichen Fundamente der Kirche wieder an's Licht zu bringen, sollten wir wissen, daß, wie der siebente Artikel der Augsburgerischen Confession lehrt, zu „wahrer Einigkeit der christlichen Kirche“ wesentlich ist: „daß da einträchtig nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Worte gemäß gereicht werden“ — „wie Paulus spricht: Ein Geist, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe.“ Ohne das Bekenntniß des dreieinigen Gottes, der „die ganze Christenheit auf Erden hält in Einem Sinn gar eben,“ ohne das Bekenntniß der Wahrheit zur Seligkeit, die Er uns geoffenbart hat, können wir keine Kirche bauen, sondern nur einen Thurm zu Babel, und auch diesen nur so lange, bis die Sprachverwirrung zum Ausbruch kommt.

Man sagt: die Gläubigen könnten ja, wenn sie den Gustav-Adolphvereinen beiträten, diesen den Geist des Glaubens mittheilen, sie könnten den Unglauben darin bekämpfen und besiegen, die Herzen der Gegner in den Vereinen durch annähernde Liebe gewinnen, die in der Atmosphäre gemeinschaftlicher begeisternder Thätigkeit am besten gedeihen.

Wie sollen sie denn aber die Kämpfe des Glaubens und und der Liebe kämpfen, wie sollen sie siegen, ohne Waffen? Die Waffen ihres guten positiven Bekenntnisses lassen sie sich ja an der Thüre abnehmen, wenn sie in die große bekenntnißlose Einheit eintreten. Simson schlug mit seinem Eselskinnbacken tausend Philister; aber er vermochte nichts mehr, nachdem Desilah ihm die sieben Locken seiner Kraft abgeschoren hatte. Wer erst eingewilligt hat, den Gegensatz gegen den Römischen Katholicismus als das eigentliche Wesen der Evangelischen Kirche anzuerkennen und den Gegensatz gegen den Rationalismus, Pantheismus und Atheismus in ihrem eigenen Schoße als relativ unwichtig zu behandeln, dem wird die Welt die Augen aufstechen, und ihn vor sich spielen lassen, wenn sie ihrem Gotte Opfer bringt und ihr Herz guter Dinge ist.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 6. April.

N^o 28.

Die Gustav-Adolphvereine.

(Schluß.)

Verlassen wir uns nicht auf unsere Liebe! Sola fide stand in dem Siegespanier der Reformatoren. Nicht als wäre der Glaube mehr als die Liebe; umgekehrt: „die Liebe ist die größte,“ aber eben weil sie die größte ist, weil sie ewig bleibt, ist sie in unserem engen, kalten Herzen, das von gestern ist, und morgen aufhört zu schlagen, das egoistisch an sich selbst, an der Erde klebt, nicht zu finden, sondern nur in dem Herzen Gottes, und zu diesem Quell aller Liebe geht der Weg „„allein durch den Glauben.““ Heilige, erbarmende Liebe, solche Liebe, die wir jenen Gegnern gegenüber nöthig haben, werden wir bei uns selbst vergeblich suchen, wenn wir erst den Glauben gering geachtet und einstweilen bei Seite gelegt haben. Wie fließt Paulus in allen Episteln, grade nachdem er das sola fide am gewaltigsten getrieben, von süßer Liebe über! Welchen Abscheu hat der Jünger der Liebe vor aller Kezerei, wie schneidend und intolerant spricht er „jeglichem Geiste, der da nicht bekennt, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen ist,“ rund weg ab, von Gott zu seyn, und nennt ihn den Geist des Widerchristi. Aber „wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen?“

Von „rechten Kriegen,“ — wie unsere Augsburgerische Confession sagt —, sind wir große Freunde, aber dennoch müssen wir gestehen, daß die Berufung auf die Möglichkeit, die Verläugner unseres Bekenntnisses in den Gustav-Adolphvereinen selbst zu bekämpfen und zu besiegen, uns auch insofern nicht einleuchten will, als doch in der That die Versammlungsorte dieser Vereine keine passenden Schlachtfelder seyn würden, um darauf die großen Gegensätze unserer Tage auszukämpfen. Diese Gegensätze sind zu tief und zu hoch, zu lang und zu breit, um bei Gelegenheit einer Rechnungsabnahme oder eines Kassenschlusses, oder eines Unterstützungsgefuchs einer böhmischen evangelischen Gemeinde mit abgemacht zu werden. Schon das Schicksalitätsgefühl wird die Gläubigen abhalten, an einem solchen Orte und bei einer solchen Gelegenheit einen solchen Streit anzufangen, dessen Ende kaum ein anderes als ihr oder ihrer Gegner Wiederaustritt aus dem Vereine seyn könnte. Die Gegner würden mit Recht fragen: „Warum seyd ihr denn eingetreten? Habt ihr nicht gelesen, was über der Thür geschrieben steht, nämlich: daß es hier auf positive Wahrheit,“ — oder wie sie sich ausdrücken würden, auf „Glaubensmeinungen,“ „Bekenntnißstreit,“ — „nicht ankommt?“ Der müßte ein sehr streitbarer Held seyn, der unter solchen Umständen dennoch kämpfte und siegte; solcher Gideons sind aber in unseren Reihen nicht viele anzutreffen.

Viele christliche Geistliche und Laien, welche in treuer Mei-

nung den Gustav-Adolphvereinen beigetreten sind, oder noch beitreten wollen, werden gegen alles Obige einwenden, daß sie keineswegs gemeint seyen, dem unevangelischen Symbol „Liebe ohne Glauben,“ oder irgend einer Form der Aufklärerei oder Indifferenz im Geringsten Raum zu geben, daß dies aber auch der Geist der Gustav-Adolphvereine, welche sie im Auge haben, nicht sey, daß darin das positive Bekenntniß der Evangelischen Kirche herrsche oder doch herrschend werden solle, und daß daher die obigen Bedenken gegen Windmühlen und Chimären kämpfen. Diese mögen Folgendes zu näherer Verständigung erwägen.

Es ist schwer, den Geist von Vereinen, die eben erst entstehen, aufzufassen und richtig darzustellen. Die verschiedensten, ja entgegengesetztesten Elemente bewegen sich darin in trüber Gährung durcheinander; heute, hier, thut dieses Ingredienz, morgen, dort, jenes sich hervor, vielleicht in erst beginnenden, sich selbst und anderen noch nicht ganz verständlichen Bethätigungen seines eigentlichen Wesens. Hienach ist es schon von vorn herein wahrscheinlich, daß die bis jetzt entstandenen Gustav-Adolphvereine und noch mehr die Freunde derselben, die, welche erst Mitglieder werden wollen, an verschiedenen Orten, ja, vielleicht an demselben Orte zu verschiedenen Zeiten, einen verschiedenen Charakter an sich tragen. Und so scheinen wirklich, so viel bekannt geworden, z. B. die Gustav-Adolphvereine in Königsberg und Halle, sehr verschieden zu seyn von denen in Württemberg und im Wupperthal. Die obigen Bedenken passen wahrscheinlich mehr auf die ersteren als auf die letzteren.

So spricht auch der Aufruf, den der „vorläufige Verwaltungsrath des Gustav-Adolphvereins in Berlin“ unterm 6. März d. J. erlassen hat, und der, außer mehreren Laien, von dem Herrn Bischof Dr. Neander und noch vier Berliner Geistlichen unterschrieben ist, ein schönes Glaubensbekenntniß aus. „Wir kennen,“ heißt es darin, „keinen Protestantismus, als den, der die Schrift als die alleinige Norm seines Glaubens und Lebens hat, keinen Protestantismus, als den, dessen Lebensprincip die Rechtfertigung ist durch den Glauben.“ Das klingt anders als Dr. Zimmermann's Aufgeben aller Einheit der Lehre und des Glaubens. Freilich fährt der Berliner Aufruf fort: „Diesen Protestantismus und keinen anderen setzen wir voraus bei denen, welche Hülfe annehmen und bei denen, welche Hülfe darbieten, — so lange sie nicht selbst sich entschieden von ihm losagen.“ Daß eine große Zahl von Gliedern, Lehrern, Obern der Evangelischen Kirche, daß viele Glieder und Förderer der Gustav-Adolphvereine sich von diesem Protestantismus längst entschieden losgesagt haben, — diese weltbekannte Thatfache erwähnt der Aufruf nicht. Es scheint hienach fast, als sähe derselbe wenigstens die verbreitetste Form dieser entschiedenen Lossagung, den Rationalismus, nicht als solche an, als rechne er

denselben unter die „verschiedenen theologischen Entwicklungs-, Auffassungs- und Darstellungsweisen desselben Glaubens,“ die er, wie er sagt, gelten läßt als „vollkommen gleichberechtigt, als sich einander voraussetzend und ergänzend, als Schulen derselben Einen Kirche, die sich gegenseitig anerkennen müssen.“ Dann wäre allerdings, was mit der einen Hand gegeben ist, mit der anderen wieder genommen. Damit stimmt die in dem obrigkeitlich bestätigten Statut ausgesprochene „Haupttrichtung“ überein, „allen übrigen Vereinen ähnlichen Zwecks, und namentlich dem, der in Frankfurt im September v. J. sich constituirt hat, sich immer näher anzuschließen.“ Litten aber auch diese Erklärungen eine mit der praktischen Durchführung jenes positiven evangelischen Bekenntnisses mehr vereinbare Deutung, so ist doch nicht abzusehen, wie der „vorläufige Verwaltungsrath“ dieses Bekenntniß aufrecht erhalten will, da nach §. 4 und 7. des Statuts die wesentlichen Beschlüsse in den halbjährlichen Versammlungen aller Mitglieder nach Stimmenmehrheit gefaßt werden sollen, die Mitgliedschaft aber Jedem zusteht, der sich zu einem jährlichen Beitrage von 10 Sgr. verpflichtet. Von diesen Majoritäten wird also der Geist auch dieses Vereins abhängen. Man hat daher wohl Ursache abzuwarten, wozu Geistes Kinder diese seyn, und wie der Verein aus ihnen sich weiter entwickeln wird.

Sollten sich wirklich Vereine bilden, welche offen, unzweideutig und durch die That von dem oben beleuchteten Symbol, das den Glaubensinhalt aufgibt, sich losagten, und zu dem der Evangelischen Kirche sich hielten, so würden in Beziehung auf diese die obigen Bedenken sich größtentheils erledigen. Alsdann wäre aber auch zu wünschen, daß sie einen anderen Namen annähmen, um nicht in dieser wichtigen, die Reinheit unseres Glaubens und unserer Kirche betreffenden Angelegenheit so Ungleichartiges unter Eine Überschrift zusammenzufassen und die Gewissen zu verwirren. Freunde und Gegner, Evangelische und Römisch-Katholische sind berechtigt anzunehmen und werden annehmen, daß derselbe Name denselben Geist, dieselbe „Haupttrichtung“ bezeichne.

Gewiß ist es aber von der anderen Seite, daß die kirchlichen und glaubensgefährlichen Tendenzen, welche die dargestellten Bedenken veranlaßt haben, sich in den Gustav-Adolphvereinen schon reichlich bethätigen. Wie konnte es auch anders seyn, da der oben angeführte Aufruf diese Tendenzen schon in ihrer ganzen Ausbildung und Reife öffentlich dargelegt hatte, und gerade dieser Aufruf es ist, der die Sache hauptsächlich angeregt hat. Wo einmal die Einheit des Glaubens aufgegeben, der Glaubensinhalt als dubium dahin gestellt gelassen, und in der Liebe, statt im Glauben, die Einheit der Kirche gesucht wird, da sind ja schon die Kleinodien der Reformation, da ist die Fahne, unter der wir fechten sollen, in Feindes Händen, die Fahne, auf der geschrieben steht: „Der Glaube, der in der Liebe thätig ist.“

Eine Prüfung des Charakters der Männer, die bei Bildung und Leitung der Vereine vorzüglich thätig sind, die zu Moderatoren, und die in die Vorstände u. s. w. gewählt sind, wird ergeben, daß der Geist jenes Aufrufs mächtig darin waltet, ja, daß er solchen den Weg zu einflußreichen Stellungen darin bahnt, die das, was Dr. Zimmermann als dubium sehen läßt, so breiße verwerfen, daß ihm selbst bange dabei werden muß.

Allerdings finden sich auch Männer von entgegengesetztem Geiste in den Vereinen. Dr. Tholuck trifft darin vielleicht mit Pastor Sintenis und Dr. Wegscheider zusammen. Jener hat mit Thomas seine Finger in die Nägelmaale gelegt, und ruft aus: „Mein Herr und mein Gott!“ Sintenis dagegen beweist, es sey Aberglaube und Götzendienst, Jesum anzubeten. Dr. Tholuck bekennet: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden.“ Dr. Wegscheider erinnert, er werde wohl nur scheinbar gewesen seyn, auch habe seine Himmelfahrt eine bedenkliche Ähnlichkeit mit dem Mythos vom Romulus. Doch nein! man übergeht lieber solche mißliche Fragen von beiden Seiten, man vermeidet das Gebet zu Jesu und die Erwähnung seines Todes, seiner Auferstehung, seines Sitzens zur Rechten der Kraft und alle solche Zankäpfel. Man redet in allgemeinen Ausdrücken von den Segnungen der Reformation, von Finsterniß und von Licht, wie jene verschwunden sey und dieses aufgegangen u. s. w., indem jeder Theil dabei stillschweigend den Vorbehalt sich macht und dem anderen zugesieht, Licht zu nennen, was der andere Finsterniß, und umgekehrt. Und das in einem Vereine, der bestimmt ist, der katholischen Welt gegenüber „auch eine Einheit aufzuweisen!“

Man verzeihe diesen ängstlichen Traum. Wenn er der Wirklichkeit ähnlich ist, so würde der eingefleischteste Jesuit des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts gern alle wirkliche oder vermeintliche Makel der Evangelischen Kirche dran geben, die er zum Gebrauch seiner Polemik mühsam gesammelt, um von diesem Funde zur Schmähung des Gotteswerkes der Reformation Gebrauch zu machen.

Ein Zeitungsartikel aus Halle sagt grade heraus, „das Princip, aus dem die Vereine sich gebildet, sey ursprünglich das rationalistische gewesen, wie unter Anderen die bekannten Hallenser Vorfälle zeigten. Jetzt trete diesem Princip „eine in Halle besiegte Ansicht, durch wichtige Hülfe gestärkt,“ wieder entgegen und zwar als beaufsichtigend und in Schutz nehmend. Es sey also nicht zu verwundern, wenn man in Halle davon spreche, daß der dortige Gustav-Adolphverein sich auflösen im Begriff stehe.“

Einen Blick in den Geist der Gustav-Adolphvereine läßt endlich auch das Ministerialschreiben an die Römisch-Katholischen Bischöfe des Preussischen Staates vom 25. Februar d. J. thun. Stünden die Vereine auf evangelischem Grund und Boden, wäre Bekenntniß und Geist der Evangelischen Kirche ihr Bekenntniß und ihr Geist, so hätte der Gedanke gar nicht entstehen können, durch einen solchen Erlaß den „Besorgnissen“ der Römischen Bischöfe „vorzubeugen, als könnten, oder sollten die Vereine irgendwie die Interessen der Katholischen Kirche beeinträchtigen oder verlegen,“ wie das Circular sich ausdrückt. Die bloße Existenz der Evangelischen Kirche verlegt ja schon die Interessen der Römischen Kirche, wie die Römischen Bischöfe diese auffassen. Aber so wie diese Existenz selbst solcher Rechtfertigungen bei den Römischen Bischöfen nicht bedarf, so auch alles das nicht, was die Evangelische Kirche in legitimer Entwicklung ihrer Principien thut. Selbst über eine Evangelische Propaganda würden diese Bischöfe nicht klagen und keine Entschuldigung derselben erwar-

ten können; eine solche aber wollen die Vereine nicht einmal seyn, wie das Cirkular den Bischöfen eröffnet. Dagegen mußten allerdings Vereine, welche der Römischen Einheit eine Evangelische gegenüberzustellen unternehmen, gleichwohl aber von dem Bekenntnisse der Evangelischen Kirche abstrahiren, wie überhaupt, so insbesondere der Römischen Kirche gegenüber als sehr gefährlich erscheinen, und es sind gewiß, bei diesem Charakter der Vereine, die triftigsten Gründe vorhanden gewesen, „die Vermischung von Empfindungen, die mit den allen Confessionen gemeinsamen Lehren des Christenthums nicht übereinstimmen,“ scharf in's Auge zu fassen, und, wie das Cirkular thut, „entschieden zu mißbilligen und als etwas möglichst zu Verhütendes“ zu bezeichnen. Wie dies freilich, bei der oben dargelegten Tendenz jenes Aufrufs, wenn die Vereine sich im Geiste desselben gestalten, möglich seyn soll, ist schwer einzusehen, und daher auch nicht zu verwundern, daß, nach dem Cirkular, „falsche Richtungen und Regellosigkeiten an einigen Orten sich wirklich gezeigt haben.“ So bezeichnet dieses Cirkular treffend die inneren Gefahren, welche unserer Kirche aus den Vereinen drohen, und die mißliche, einer Entschuldigung allerdings bedürftige Stellung, in welche unsere Kirche, wenn sie sich zu den Vereinen bekennt, zu der Römischen gerathen muß.

Man sieht aus obiger Darlegung, daß die Bedenken, welche ausgesprochen worden, gegen den anfänglich löblichen Zweck der Gustav-Adolphvereine, nämlich die Unterstützung armer evangelischer Gemeinden, nicht gerichtet sind.

Aber dennoch kann denen nicht beigepplichtet werden, welche meinen, die Befenner der Lehre der Evangelischen Kirche hätten sich dieses Werkes bemächtigen, hätten es denen, die es begonnen, aus den Händen nehmen sollen. Dies wäre wohl mit der natürlichen Gerechtigkeit, mit dem Worte des Herrn: „Was du nicht willst, daß dir die Leute thun, das thu du ihnen auch nicht“ schwer vereinbar gewesen. Der Gedanke, der Name gehört den Unternehmern, und denen, die ihres Geistes Kinder sind.

Wir haben Dr. Zimmermann's Aufruf als Einheitspauzier der Evangelischen Kirche angegriffen. Seinen wohlmeinenden Absichten, seiner Thätigkeit lassen wir gern alle Gerechtigkeit widerfahren. Ist es aber wohl recht, ist es wohl der evangelischen Lauterkeit und Wahrheit gemäß, wenn so Mancher der Unserigen im vertraulichen Gespräche die Gustav-Adolphvereine nur mit bedenklichen Mienen nennt, nur Bedauern und Besorgniß ausspricht im Hinblick auf ihre die Kirche und den Glauben bedrohenden Tendenzen, auf den Radikalismus, der hier und dort darin zu rumoren anfängt, und dann doch öffentlich scheinbar mit Freuden, ohne von allem diesem sich etwas merken zu lassen, ihnen beiträgt, und seinen Namen hergibt zu ihrer Anpreisung und Verbreitung, um diese „großartige Unternehmung“ doch nicht ganz in den Händen der Rationalisten, Pantheisten u. s. w. zu lassen? Fleisch ist ja nicht unser Arm und der kleinen Herde ist das Reich beschieden.

Lassen wir jene doch ihre Kräfte versuchen; gönnen wir, wenn ihr Werk gedeiht, dessen Segen den armen Evangelischen, die sie unterstützen, und allen Gliedern der Vereine, die ihnen

wohlthun aus treuer Meinung. Keinen Becher kalten Wassers den Seinen gereicht will der Herr unvergolten lassen. Möge seine Vergeltung in geistlichem Segen bestehen! Diesenigen, denen der Inhalt des Glaubens ein dubium ist, verläugnen nichts, wenn sie ihn als dubium anerkennen. Möge ihr Zweifel in selbige Gewissheit übergehen! Richten sie recht viel aus, desto besser. Sie würden uns beschämen, und dessen bedürfen wir. Wir würden uns sagen müssen: „Das thun diese ohne das weltüberwindende Bekenntniß der Evangelischen Kirche; was sollten wir mit diesem Bekenntnisse thun?“ Uns bleiben viele, angebaute und unangebaute, Felder christlicher Liebesthätigkeit, und selbst dieses Feld ist uns, auch wenn wir den Gustav-Adolphvereinen nicht beitreten, nicht verschlossen, so wie es auch bisher schon nicht brach gelegen hat. Wer hindert uns, statt für 10 Egr. jährlich Mitglieder zu werden, zehn mal zehn Silbergroschen jährlich, ohne Mitglieder zu werden, den armen Evangelischen in der Heimath und in fremden Länden zuzufießen zu lassen? Ja, was steht entgegen, uns dazu, wenn wir keinen besseren Weg wissen, und die Gustav-Adolphvereine weise und mit Erfolg operiren, dieser Vereine selbst zu bedienen? Sie werden unser Geld nicht zurückweisen, wenn wir auch nicht Mitglieder sind. Bleiben unsere Namen unbekannt, nun — so wissen wir, daß, wo von Almosen die Rede ist, dies das Verfahren ist, welches der Herr selbst geboten hat. Aber grade in diesem Augenblick desselben Zwecks, desselben Plans, derselben Devise uns zu bemächtigen, das wäre doch dem Verfahren zu ähnlich, welches wir an den Römisch-Katholischen zu rügen gewohnt sind, wenn sie in der weiten Heidenwelt grade die von Evangelischen besetzten Posten, z. B. jetzt Otahiti, für ihre Missionen ausersuchen.

Der König von Baiern hat allen seinen Unterthanen, namentlich den protestantischen Kirchengemeinden, jeden Verkehr mit den Gustav-Adolphstiftungen und jede Annahme einer Gabe von Seiten derselben bei Strafe und bei Vermeidung der Beschlagnahme der Gaben untersagt. In wie weit diese Strenge gerechtfertigt ist, soll hier nicht untersucht werden; sie greift tief ein in die Freiheit der protestantischen Unterthanen; der Umstand allein, daß verfassungsmäßig von Seiten des Staats auch für die evangelischen Gemeinden gesorgt wird, scheint sie nicht zu motiviren. Das Verbot erinnert schmerzlich an das die Gewissen bedrückende Gebot der Kniebeugung evangelischer Soldaten vor der Hostie, und steht in traurigem Contrast mit der Aufforderung, die, nach den Zeitungen, an die evangelischen Geistlichen in Baiern von Seiten der Regierung ergangen seyn soll, Beiträge zum Eölnner Dombau einzusammeln und einzusenden. Aber verkennen läßt sich nicht, daß der Name Gustav Adolph's, den die Vereine tragen, einen starken Reiz zu beschränkenden Maßregeln enthielt. Er wird nicht ohne Grund in dem Königl. Baierschen Rescript, welches die Motive derselben entwickelt, als Ankündigung einer „Partei Verbindung“ bezeichnet, welche „geeignet sey, Gegenvereine hervorzurufen und so den kirchlichen Frieden und die Eintracht von Deutschland zu stören.“ Die Vereine hätten sich im Voraus sagen sollen, daß dieser, nicht bloß Religion, sondern auch Krieg, und zwar Religionskrieg gegen Landsleute, andeutende

Name nicht geeignet war, ihnen die Straßen nach Baiern und Oesterreich zu öffnen und zu ebnen. Man liest in den Zeitungen von „Ignatiusvereinen,“ die den Gustav-Adolphvereinen gegenüber beabsichtigt werden. Dies ist jedoch ein kirchlicher Name, er bezeichnet einen Orden. Was würde man aber in Holland zu einem Vereine zur Unterstützung dortiger Katholiken sagen, der sich etwa in Belgien unter dem Namen „Albaverein“ bildete, oder in Norddeutschland zu einem in München gebildeten „Tillyverein“ — schon nennen Römisch-Katholische Blätter diesen Namen — zur Unterstützung Magdeburger Katholiken? Wir gehören nicht zu denen, welche es den Deutschen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts verdenken, daß ihnen die Kirche, die göttliche Wahrheit, mehr galt als die Einheit des Vaterlandes, — allen Schaden, den sie dadurch genommen, wird der Herr selbst ihnen ersetzen. Ja, wir sind überzeugt, daß auch heute noch die Confessionen, wenn sie einander mehr liebten, einander auch mehr bekämpfen würden. Kämpfe des evangelischen Deutschlands mit dem katholischen sind unvermeidlich, sie sind nothwendig, aber sie sollten mit geistlichen Waffen, mit dem Schwerte des Wortes Gottes geführt werden, nicht mit Devisen aus dem dreißigjährigen Kriege, die, unfirchlich und unpatriotisch zugleich, indem sie den Frieden von Deutschland bedrohen, den rechten Kampf der Confessionen nicht um einen Schritt weiter fördern.

Wir hoffen, durch diese Entwicklung unserer Bedenken dargethan zu haben, daß nicht Parteigeist oder Streitsucht, sondern unser Gewissen es ist, welches uns von den Gustav-Adolphvereinen zurückhält, so lange die feindlichen Gegensätze in ihrem Schoße mit einem falschen Frieden übertüncht sind. Diese Gegensätze beziehen sich auf die wesentlichsten, fundamentalsten Wahrheiten unseres Glaubens. Ja, die Wahrheit, die allein Wahrheit genannt zu werden verdient, die seligmachende Wahrheit steht dabei auf dem Spiele. König Friedrich II. wollte jeden seiner Unterthanen „nach seiner Fason selig werden“ lassen. Aber hier ist nicht bloß von der Fason die Rede, sondern von Seligkeit oder Unseligkeit, von Leben oder Tod.

Wir glauben, nach der Schrift, daß der Kampf, zu dessen ehrlicher offener Auskämpfung wir auffordern, kein Kampf auf's Unge-
wisse, daß Einigkeit in Lehre und Glauben, — unser waltes und ewig neues Panier und das Ziel unseres Kampfs — kein Phantom ist. Unser Herr und Haupt kämpft diesen großen Kampf mit. Er hat verheißen, daß Ein Hirt und Eine Heerde seyn wird. Damit gibt Er uns keine ungewisse Anweisung auf die Zukunft. Die, welche bleiben in Seinem Worte, welche als Glieder Ihm anhangen, erfahren die Erfüllung dieser Verheißung, haben und genießen die Einheit Seines Leibes schon jetzt, und lassen sich in dieser seligen Gewißheit und Gemeinschaft dadurch nicht irre machen, daß diese Einheit unvollkommen, daß sie eine werdende ist. Sie beherzigen sein Wort: „Selig sind die da nicht sehen, und doch glauben.“ Weil sie aber glauben, gehen ihnen die Augen auf, und sie sehen, dem Anfange nach, die Herr-

lichkeit Gottes; dieser Anfang verbürgt ihnen, daß sie größeres sehen werden. Sie wissen, daß die Kirche ein Kreuzreich, daß Sein Leib in den Seinen hier auf Erden in Knechtsgestalt und voller Schmerzen und Krankheit ist; sie wissen, daß dies die Gestalt ist, die der Sohn Gottes selbst angenommen und zu ihrem Heil getragen hat; sie wissen aber auch, daß auf den Kampf der Sieg, auf die Knechtsgestalt die Verklärung folgen wird.

Die Plymouthbrüder oder Darby und seine Anhänger im Kanton Waadt, ihr Verhältniß zu den Dissidentengemeinden und zur Nationalkirche. Von J. J. S. in L.

(Fortsetzung.)

Phil. 1, 18.

Es läßt sich nicht läugnen, daß diese Grundsätze nicht nur unter den Dissidenten, sondern auch in den frommen Kreisen der Nationalkirche einen empfänglichen, tüchtig vorbereiteten Boden fanden. Die Ansichten über den jetzigen Zustand der Kirche, welche Manche als vernichtet erklären, über ihr Verhältniß zum Staate, welches den Begriff der Kirche ganz und gar aufhebe, über die *vocatio ordinaria* der Geistlichen, welche Manche als bloß äußere Convenienzfache, in keinem Zusammenhange mit der christlichen Sanktion derselben stehend, erscheint, diese selbst in den gebildeten Kreisen der Nationalkirche und von eifrigen Dienern derselben ausgesprochenen Ansichten erinnern nur zu deutlich an die genannten Abirrungen, und beweisen aufs Neue, daß Darby mit viel Klugheit grade das Waadtland zum Hauptsitze seiner Wirksamkeit auserkoren hat. Scheinen doch einige Diener der Nationalkirche nur noch vermöge einer glücklichen Inconsequenz derselben ihre Kräfte zu weihen. Hin und wieder geht man so weit, daß man die Stellung, welche inmitten der Nationalkirche jede religiöse Erweckung nehmen müsse, mit derjenigen der ersten Christen gegenüber der Heidenwelt vergleicht. Eine compromittirende Stellung, welche ein gewisser Durst nach Märtyrertum die Erweckten von Anfang an erstreben hieß, gilt noch immer bei Vielen als ein unzweideutiges, ja fast unentbehrliches Kennzeichen eines lebendigen, entschiedenen Christenthums; sie gilt es auch bei den Darbyisten, welche eine Art von Werkheiligkeit damit treiben. Wenn man überdies bedenkt, welch ein übertriebener Werth den religiösen Privatversammlungen beigelegt wurde, so daß jeder Pfarrer, der nicht alsbald dieselben einführte, gradezu als ein Abtrünniger erschien, wenn man jene Versammlungen so ansah, als hätte sich, was noch von Leben in Kirche übrig, als hätte sich die Kirche selbst in dieselben geflüchtet, wenn in diesen Versammlungen unbedingte Redefreiheit eingeführt wurde, so scheint der Darbyistische Plan, die ganze Kirche in Versammlungen ohne alle einheitliche Leitung aufzulösen, nur als die in's Extrem getriebene Tendenz der ersten religiösen Erweckung. —

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 10. April.

N^o 29.

Kniebeugung in Baiern.

Die Baierschen Soldaten, Katholiken und Protestanten, sollen vor dem Sanctissimum, wenn der Priester die Hostie den Gläubigen zur Anbetung erhebt, auf das Kommando des Offiziers die Knie beugen. Die Protestantische Kirche sieht darin eine Verletzung ihrer verfassungsmässigen Rechte.

Es ist viel darüber verhandelt, und die an sich sehr einfache Rechtsfrage durch Herbeiziehung und Aufhäufung irrelevanter Punkte verdunkelt oder verschoben worden. Der, auf dessen Seite das Recht ist, hat alle Ursache, einem Gegner auf solche Nebenwege nicht zu folgen, auch wenn er hier wie dort ihn zu überholen im Stande zu seyn glaubt. Man muß nicht mehr Recht haben wollen, als man braucht.

Bei der vorliegenden Frage ist das Recht in thesi klar und unbestreitbar, da es durch den Buchstaben der Baierschen Verfassungsurkunde getragen wird. Diese enthält zwei Vorschriften, um deren Anwendung es sich hier handelt (Beilage II. zu Tit. IV. §. 9. der B. U. §. 1. 2. 82.):

„Jedem Einwohner des Reichs ist durch den 9. §. des IV. Titels der B. U. eine vollkommene Gewissensfreiheit gesichert. Er darf demnach in Gegenständen des Glaubens und Gewissens keinem Zwang unterworfen werden.“

„Keine Kirchengesellschaft kann verbindlich gemacht werden, an dem äußeren Gottesdienste der anderen Antheil zu nehmen.“

Was in Frage dabei kam, ist nur die Anwendung dieser beiden Vorschriften auf die Kniebeugung des Militärs vor dem Sanctissimum. Es ist aber ferner vollkommen hinreichend, wenn auch nur eine dieser Vorschriften auf den vorliegenden Fall anwendbar ist, um die Nöthigung des protestantischen Militärs zur Kniebeugung zu einer Verfassungsverletzung zu machen.

Die Anwendbarkeit setzt voraus, und zwar für die zweite Vorschrift

1. daß der Akt, um den es sich handelt, ein gottesdienstlicher ist;
2. daß die Soldaten ungeachtet dieser ihrer Eigenschaft noch immer Glieder der Kirchengesellschaft sind, der sie ohne den Soldatenstand angehören;

für die erste Vorschrift ist die Voraussetzung

3. daß die vorgeschriebene Kniebeugung ein Gegenstand des Glaubens und Gewissens sey, und somit der Zwang dazu allerdings die Gewissensfreiheit verlege.

Die Existenz der ersten Voraussetzung kann nicht bezweifelt werden. Man erzählt, daß Einige von dem Beisatz: äußerer Gottesdienst im Gesetz den Gebrauch machen: es sey damit die ganze Vorschrift auf die liturgischen Handlungen außer der Kirche

beschränkt. Abgesehen von dem widersinnigen Inhalt, der dem Gesetz dadurch zugeschrieben werden würde, abgesehen ferner von der sprachlichen Unstatthaftigkeit dieser Erklärung, setzt sie voraus, daß der Verfasser des Gesetzes von dem canonischen Recht durchaus keine Kenntniß gehabt habe; denn für den Canonisten hat der fragliche Ausdruck eine bestimmte, geläufige Bedeutung, und niemals noch hat ein solcher die Eintheilung in inneren und äußeren Gottesdienst vom Gottesdienst innerhalb und außerhalb der Kirche verstanden (vgl. z. B. Sauter fundamenta jur. eccl. cathol. P. I. c. 1. §. 2.: [Cultus Dei] vel animo tantum continetur, vel verbis actibusque corporis declaratur, et propterea in internum et externum distinguitur).

Das Daseyn der zweiten Voraussetzung wird ebenfalls nicht in Abrede gestellt werden können. Wollte man sagen, der Soldat sey überhaupt oder wenigstens im Kommando kein Christ, kein Katholik, kein Protestant, so müßte man auch sagen, er ist kein Unterthan. Ja nur unter jener Voraussetzung ist die Kniebeugung des Militärs eine religiöse und kirchliche Möglichkeit. Es wäre wohl nicht sehr weit von einer Gotteslästerung entfernt, wenn man z. B. Automaten in der Kirche aufstellte, deren Knie auf das gegebene Zeichen durch das Näherwerk gebeugt, oder Thiere, die zu demselben Akt abgerichtet würden.

Mit dieser Anwendbarkeit der einen von jenen beiden Vorschriften ist die Verfassungswidrigkeit der in Frage stehenden Verordnung entschieden. Für die praktische Erledigung des vorliegenden Rechtsfalls ist es gleichgültig, ob er überdies auch unter die andere gestellt, ob eine Verletzung der Gewissensfreiheit angenommen werden kann.

Bei dieser Gewissensfrage, mit der man sich in einer für den vorliegenden Fall unnöthigen Ausführlichkeit beschäftigt hat, ist der merkwürdige Umstand eingetreten, daß ein katholischer Theologe sich mit einem widerlich leidenschaftlichen Eifer für competent darüber erklärt, und die Protestanten vor seinen Beichtstuhl geladen hat. Die Beantwortung der Frage würde natürlich nicht dem subjektiven Urtheil des Einzelnen überlassen werden können, das allgemeine Bewußtseyn der Kirche müßte entscheiden. Man hätte die zu vernehmen, welche dieses Bewußtseyn vorzugsweise repräsentiren. Ein Regent, welchem daran läge, sein eigenes Gewissen zu salbiren, würde in einem solchen Fall das Gutachten der theologischen Collegien seines Landes, und sofern diese vielleicht als zu nahe theilhaft erscheinen möchten, des Auslandes erfordern. In unserem Fall freilich wäre theils durch seine Beschaffenheit, theils durch die bestimmten Ausdrücke der Baierschen B. U. die Entscheidung sehr einfach. Denn diese sagt, daß kein Einwohner in Gegenständen des Glaubens und Gewissens einem Zwang unterworfen werden darf. Daß die

Transsubstantiation ein Gegenstand des Glaubens ist, wird nicht zu bestreiten seyn, eben so wenig, daß die Kniebeugung vor dem Sanctissimum ein Akt des Glaubens ist. Tausende mögen seyn, denen sie kein Akt des Glaubens, deren Herz fern davon ist, dies hindert nicht, daß die Katholische Kirche sie als einen Glaubensakt fordert und als solchen fordern muß, wenn sie überall noch eine Kirche seyn will. Jedem, dem sie die Kniebeugung zumuthet, muß sie sie als einen Glaubensakt zumuthen, ja die absichtliche Vornahme der äußeren Handlung mit dem Bewußtsein einer entgegengesetzten Gesinnung muß sie als eine Verletzung ihres Heiligthums erkennen. Daher fällt der Einwand weg, daß der protestantische Soldat ein militärisches Kommando befolge, ein militärisches Kommando aber keine Glaubensvorschrift sey, etwa wie das Niederknien des ersten Gliedes beim Feuern nach den älteren Erzerzierréglements. Wenn es denkbar wäre, daß ein protestantischer Herrscher seine katholischen Soldaten zur Theilnahme an dem protestantischen Abendmahl kommandiren ließe, mit der Bemerkung, es stünde ihnen frei, Brod und Wein als einen kleinen Imbiß zu genießen, so würde die Protestantische Kirche die Beschwerde dieser Katholiken nicht abwarten, um gegen ein solches Verfahren zu remonstriren. Entweder vollziehen die Kommandirenden durch den hier in Rede stehenden Befehl eine kirchliche Vorschrift, oder es ist ihnen in Baiern gestattet, was in keinem christlichen Staat für zulässig erachtet werden kann. Unter solchen Umständen zu behaupten, das Gewissen der protestantischen Soldaten und das Recht der Evangelischen Kirche sey vollkommen dadurch gewahrt, daß die Nöthigung von den militärischen Obern ausgehe, ist eine der ärmlichsten Erfindungen, mit denen noch die sophistische Kunst dem natürlichen Gefühl und dem Wesen der Dinge entgegengetreten ist.

Wir haben neulich bei Gelegenheit der betrübenden Differenz, deren juristischer Gehalt hier betrachtet worden ist, die Äußerungen eines Mannes gehört, der ein Unterthan Sr. Majestät des Königs von Baiern in dessen ersten Regierungsjahren und diesem Herrn persönlich verpflichtet war.

Er schilderte auf anziehende Weise die Liebe und Zuversicht, mit welcher der denkende Theil des Volks die Thronbesteigung des Königs begrüßt habe, als Nachfolger seines Herrn Vaters, den man nachher von gewissen Seiten her mit so besonderem Nachdruck den Ungeliebten zu nennen liebte. Er erinnerte daran, wie jene Gesinnung in einem Theile der Hochlanden bald eine entschiedene Aenderung erfahren habe, in denen nämlich, die sich in gewissen egoistischen oder feindseligen Erwartungen getäuscht gefunden hätten, wie ferner eine zweite Partei, die man damals in üblicher Nachahmung Französischer Zustände den *parti prêtre* genannt, zwar äußerlich ihrer Loyalität nichts vergab, dennoch aber unter sich ihre Unzufriedenheit mit einem König, der sich bald selbstständiger, als sie geglaubt hatte, erwies, nicht verhehlte, daß aber die Phalanx aller derer, die in ihren Hoffnungen von keinem, dem geistigen und leiblichen Wohl des Reichs fremden Interesse geleitet worden waren, ihre Gesinnung unerschüttert festhielt, und in dem edlen, der Kunst und Wissenschaft und

allen geistigen Gütern zugewandten Sinn des Herrschers fortwährend die Morgenröthe eines Tages erblickte, der bisher dem Lande noch nicht erschienen gewesen war.

Diese Übereinstimmung zwischen dem König und diesen getreuesten seiner Unterthanen habe dem Lande das geistige Ansehen in Deutschland zu geben angefangen, das es weder unter der Herrschaft des Pfaffenthums, noch des religiösen Indifferentismus besessen habe. Das übrige Deutschland mußte sich gewöhnen, so neu dies war, Baiern als eine *pars magna* des Deutschen geistigen Lebens zu betrachten, und der Name, an den als Mittelpunkt dieser Umschwung sich anknüpfte, war der des Königs Ludwig.

Unser Gewährsmann verweilte mit Liebe bei dieser schönen Zeit, die er, ohne selbst auf eine irgend bemerkenswerthe Weise in jene Regungen einzugreifen, mit erlebte. Keine der abweichenden Richtungen war durch äußere Macht unterdrückt, am wenigsten die ultrakatholische, die auf einer breiten Basis die ihr etwa innewohnende Produktionskraft hätte erproben können. Wie wenig auch dieselbe eine solche wahrhaft und in selbstständiger Weise zu erkennen gab, sie hatte einen Beruf und ein Recht gegenüber den alten Überbleibseln einer früheren gottesleeren Zeit, die eines solchen Gegengewichtes wohl zu bedürfen scheinen mochten. Wer aber hätte ernstlich fürchten sollen, daß jene Partei die Regierung aus der eingeschlagenen Bahn drängen werde, eine Regierung über ein confessionell gemischtes Land, eine Regierung endlich, welche die trübseligen Früchte einer früheren Herrschaft dieser Partei und den glorreichen Aufschwung der Gegenwart mit einander zu vergleichen im Stande war? War es nicht eine schöne Zeit, in welcher der König mit einer von Herzen gehenden gleichwägenden Gerechtigkeit seinen katholischen und protestantischen Unterthanen ein König war?

Aber König Ludwig ist in Beziehung auf seine protestantischen Unterthanen mehr als bloß König, er ist der Regent ihrer Kirche, er übt den obersten Episkopat der Verfassung gemäß zwar durch ein selbstständiges Ober-Consistorium aus, aber nur so, daß er selbst in allen Sachen von einigem Belang entscheidet.

Für den Gewissenhaften eine unendlich schwierige Stellung. Welche Verantwortlichkeit ist mit dem höchsten Amt der Kirche verbunden, und wie sehr wird sie durch die Anomalie vergrößert, daß der das Amt Übernehmende dieser Kirche selbst nicht angehört, daß er Glied einer anderen, einer Gegenkirche ist.

Es ist hier unvergänglicher Ruhm zu gewinnen, aber auch ein in anderen Kreisen wohlverdienter Ruhm zu verlieren. Wir werden an das Vertrauen erinnert, womit Ludwig der Baier seinem Gegner, Friedrich dem Schönen, die Verwaltung seines Landes überließ, an die hochherzige Gesinnung, mit der dieser sie übernahm und führte. „Wahrlich, so ist's. Es ist wirklich so, man hat mir's geschrieben,“ rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm. Wie, wenn Friedrich den Rathschlägen der Satelliten des Pontifex Gehör gegeben hätte?

Die geistlichen Rathgeber des Königs könnten es mit seinen Pflichten als Sohn seiner Kirche unverträglich finden, nicht daß er auch seinen akatholischen Unterthanen ein gerechter und

gütiger Herrscher sey, sondern daß er dem Wohl der Protestantischen Kirche seine Sorgfalt zuwende. Wenn sie diese Ansicht haben, so ist es nur Ein Rath, den sie ihm geben können, nämlich: das Amt des obersten Episkopats über diese Kirche niederzulegen, ein Amt, das ihn verpflichtet, die kirchlichen Interessen der Baierschen Protestanten in aller Weise zu schützen und zu fördern. Jeder andere Rath würde eine Ehrlosigkeit der Rathgeber und eine Beleidigung der Majestät seyn, an die er gerichtet ist.

Die Stellung des Königs von Baiern zu den Protestanten seines Landes ist noch eine ganz andere, als die eines protestantischen Landesherrn zu seinen katholischen Unterthanen. Die Handlungsweise beider ist nach den landesherrlichen Pflichten, die des ersteren aber überdies nach den Pflichten eines Oberhauptes der Kirche zu bemessen.

Die Plymouthbrüder oder Darby und seine Anhänger im Kanton Waadt, ihr Verhältniß zu den Dissidentengemeinden und zur Nationalkirche. Von J. J. S. in L.

(Fortsetzung.)

Phil. 1, 18.

Aber am meisten ist die auf einige der genannten Ansichten erbaute Dissidenz dem Darbyismus geöffnet. Wenn gleich die Dissidenten die Ernennung und Berufung der Geistlichen zu regularisiren sich bemühen, so geschieht es doch, daß diese von ihren Gemeinden bisweilen cavalierement behandelt werden. Was bei den Dissidenten am meisten dem Darbyismus entgegensteht, ist die Kirchenzucht; doch grade diese Hauptwaffe wußte der Darbyismus, im Widerspruche zwar mit seinen obersten Grundsätzen, der Dissidenz aus den Händen zu winden.

Lausanne kann eigentlich als die Hauptstadt des Darbyismus, mithin der Plymouthbrüder auf dem Kontinente von Europa, angesehen werden. Lausanne ist der Hauptsitz seines Wirkens seit nunmehr vier Jahren; hier zog Darby am meisten Mitglieder der Nationalkirche, selbst einen ihrer Geistlichen an sich. Hier wurden die Darby'schen Grundsätze am consequentesten verwirklicht. Da Darby öfters auf Reisen sich begab, so mußten Andere das Wort führen. Bei dieser Gelegenheit wurden die alten Geistlichen der Dissidenten so behandelt, als ob sie zuvor eigentlich sich ihrer geistlichen Würde, als einer bloß angemessenen Sache, als einer weltlichen, fleischlichen prééminence begeben hätten und in die demüthige Stellung von einfachen Brüdern zurückgekehrt wären. Um sie zu ersetzen, um seine weiteren Zwecke zu verfolgen, errichtete Darby in seinem Hause eine Art von kleiner Akademie, wobei die Leute, oftmals auf seine und seiner hiesigen und Englischen Freunde Kosten unterhalten, in seine Auffassung der Schrift durch ihn selbst eingeführt wurden. So geschah es, daß Mehrere in den Versammlungen das Wort nahmen, und daß die einheitliche Leitung des Kultus aufgegeben wurde; selbst der kleine erhöhte Tisch, vor

dem die alten Geistlichen gestanden, mußte verschwinden, um das vollkommene Nivelirungssystem durchzuführen. Als einer der alten Geistlichen einmal diesen einfachen Tisch wieder an seine Stelle hatte setzen lassen, sagte einer der eintretenden fanatischen Darbyisten: „Was soll dieser Kamin hier?“ und ließ ihn fortschaffen. Wenn man aber die in Darby's Abwesenheit dirigirenden Häupter der Versammlungen befragte: wie macht ihr es, um die Sachen zu leiten, in Ordnung und im Gange zu halten, so antworteten sie: „Wir sitzen eben zusammen und berathschlagen uns über die zu ergreifenden Maßregeln,“ so daß die Gewalt der Dinge die Leute in einen Ansaß von kirchlicher Organisation wieder hineingetrieben. Ja, selbst die Kirchenzucht wird unter ihnen geübt. Je nach den verschiedenen, sich manifestirenden Gaben werden die Rollen für die Funktionen, die zur Administration der Kirche gehören, verschieden ausgetheilt, doch alles auf unorganische Weise. Frühzeitig befaßten sich Darby und seine Helfer, durch erbauliche Traktate die Vorträge zu ergänzen, und dadurch zugleich ihre Wirksamkeit auszudehnen. Die vorzüglichsten dieser Traktate, die zugleich neue Proben der Darby'schen Predigtweise geben, ohne jedoch alle aus Darby's Feder gestossen zu seyn, sind Naeman le Syrien, eine Ermahnung in Christo Reinigung von der Sünde zu suchen; l'école de Dieu ou quelques remarques sur 1 Sam. 17., eine Ermahnung, in der Stille mit Gott zu verkehren, ehe man vor dem Volke auftritt, die Glanzseite der Darby'schen Auffassung des geistlichen Amtes darstellend; le chrétien Nazaréen, welcher zur Weltentfugung einladet; le progrès par la vérité, 1 Petr. 2, 1 — 6., welcher geschickt die Gemüther auf Darby's Lehre vorbereitet; sur l'épître aux Hébreux, et particulier sur chap. 12, 25., welcher die Gläubigen auf Belehrungen vom herrlichen Erlöser hinweist, und la résurrection, vérité fondamentale de l'évangile, und Basis der Verherrlichung der Jünger Christi.

Durch solche Mittel, so wie durch Darby's häufige Wanderungen verbreitete sich der Darbyismus frühe in der Nachbarschaft von Lausanne. Eine Zeitlang wurde die Dissidentengemeinde Bourg de four in Genf dadurch in Unordnung gebracht; den Geistlichen wurde auch jene entehrende Zumuthung gemacht. An einen derselben schrieb Darby einen langen Brief, worin er ihn aufforderte, sich seiner Pastoralwürde und aller Oblichkeiten derselben zu begeben; unter dieser Bedingung wolle er ihn dann wieder als Pastor anerkennen, d. h. als Pastor, allein von Gott berufen und eingesetzt. Jetzt haben sich die Streitigkeiten dahin ausgeglichen, daß der Bestand der alten Gemeinde unter ihren bisherigen Geistlichen wieder gesichert ist, und daß vierzig Mitglieder derselben zu einer Darby'schen Versammlung zusammengetreten sind. Im Waadtlande wurden sehr viele, ja die meisten Dissidentenhäuslein durch denselben angegriffen. Aber auch in den meisten Gemeinden der Nationalkirche, wo eine religiöse Erweckung begonnen hat, haben sich die Darby'schen Prediger eingenistet und ihren Spuk getrieben. Groß und vielfach sind die Klagen so vieler würdigen Pfarrer, daß sie bei den Seelen, die sie am weitesten gefördert glaubten, deren ganzes

Vertrauen sie früher besaßen, seitdem Darby's Sendlinge bei ihnen Eingang gefunden, einen widerlichen Geist des Hochmuthes und Mißtrauens wahrnehmen müssen. Sie beklagen sich über die Frechheit und Listigkeit der Sendlinge Darby's: ihre Unverschämtheit und Prahlerei hält mit ihrer Unwissenheit der Schrift oftmals gleichen Schritt. Doch zeichnen sie sich aus durch eine materielle Bibelfenntniß, und durch eine gewisse Gewandtheit in Sandhabung derselben, wodurch sie den Leuten imponiren und ihnen Sand in die Augen streuen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht über eine neu zu gründende protestantische Pfarrei im Königreich Baiern.

Eine der wesentlichsten Aufgaben, die alle lebendigen Glieder der Evangelischen Kirche mit gleicher Liebe zu umfassen haben, ist unstreitig die, die Glieder ihrer Kirche festzuhalten und sie zu schirmen vor der Versuchung zum Abfall, indem sie ihnen den Genuß des evangelischen Unterrichts und der kirchlichen Gnadenmittel auf jede Weise erleichtern. Um so größer wird diese Verpflichtung, wo sich ein eifriges Streben bisher verwaister protestantischer Brüder zur Bildung einer Gemeinde kund gibt, und wo sich trotz der aufopferndsten Bemühungen dennoch die dazu nöthigen Mittel nicht wollen finden lassen. Dies ist der Fall mit den evangelischen Bewohnern des Königl. Baierschen Dorfes Unteraltanbernheim. — Zwischen Nürnberg und Mothenburg gelegen, nahm diese Gemeinde gleich im Anfang der Reformation das evangelische Bekenntniß an. Bis gegen Ende des Jahrhunderts erzeute sie sich eigener protestantischer Geistlichen, als im Jahre 1594 der Commethur von Birnsberg, unter dessen Oberhoheit der Ort theilweise gehörte, der Gemeinde einen katholischen Meßpriester ausdrang. Der Widerspruch des bei weitem größeren Theils der Ortsbewohner, so wie die kräftige Verwahrung ihres Gutsberren, des Freiherrn v. Seckendorf, war vergebens. Das protestantische Pfarrrecht war nicht wieder zu erwerben, und so blieb der Ort bis auf die neueste Zeit der katholischen Pfarrei unterworfen. Nichts desto weniger blieben die Bernheimer dem Glauben ihrer Väter treu, was in jenen Zeiten, in denen der Evangelischen Kirche ganze Provinzen verloren gingen, um so mehr anzuerkennen ist. Verschiedene Versuche, zum wenigsten neben der katholischen eine protestantische Gemeinde zu gründen, scheiterten an dem Mangel gehöriger Hülfsmittel. Endlich im Jahre 1828, unter dem Schutz eines Königs, der auch bei seinen evangelischen Unterthanen ächte Frömmigkeit auf alle Weise befördert, und gestützt auf die Bestimmungen der Baierschen Verfassung, beschloßen die Bernheimer, einen neuen Versuch zu wagen. Sie wandten sich an das Consistorium zu Ansbach und erhielten den Bescheid, daß ihrer Bitte entsprochen werden solle, sobald sie sich über die nöthigen Mittel zur Befoldung eines Geistlichen würden ausweisen können. Das Consistorium zeigte in dieser ganzen Sache die wohlwollendste Bereitwilligkeit; allein es konnte bei den in Baiern bestehenden Rechten keine andere Antwort erteilen.

Wie manche Gemeinde gibt es leider, der auf diese Bedingung hin der Muth sinken würde. Wie zehren die meisten von den Stiftungen, die ihre Väter gemacht haben, ohne sich auch nur die Frage vorzulegen, was sie selbst wohl für die Wohlthat der evangelischen Predigt zu geben bereit seyen! Nicht so die Bernheimer. Arm, wie sie sind und in Folge der schweren Zeiten größtentheils in Schulden versunken, zeigten sie sich dennoch bereit, ihr Bestes zu opfern, um ihren Kindern die Wohlthat des evangelischen Unterrichts, sich selbst auch in kranken und gebrechlichen

Tagen den Segen der Predigt und des heiligen Sacraments zu verschaffen. Wohlhabendere steuerten für ihre einzelne Person bis 300 Fl. bei. Aber die Zahl dieser Wohlhabenden ist gering. Das Meiste fließt durch die Beiträge der Unbemittelten zusammen. Arme Gütler, die sich und ihre Kinder nur mit heißer Anstrengung durchbringen, machten sich antheilhaftig, in Zinsentzahlungen 20, 30 Gulden beizusteuern. Und so schwer es ihnen wurde, — sie haben Wort gehalten. — 2716 Gulden hat diese arme Gemeinde für ihren heiligen Zweck zusammengebracht. Gewiß eine hohe Summe für eine Gemeinde von fünf und neunzig, fast durchgängig verarmten Familien. Allein was wollen 2 bis 3000 Gulden sagen, wenn es sich darum handelt, eine Kirche, ein Pfarrhaus, ein Schulhaus zu bauen, und aus den Zinsen des fundirten Kapitals einen Pfarrer und einen Schullehrer zu besolden!

Gewiß hat man die Sache am rechten Ende angegriffen. Vor allen Dingen suchte man für die dringendsten geistlichen Bedürfnisse zu sorgen. Man berief einen Candidaten des Predigtamtes als Seelsorger und Schullehrer; richtete ein besonderes Lokal für die gottesdienstlichen Zusammenkünfte ein, und sorgte demnächst für den Ankauf eines Pfarrhauses, so wie später für den eines Schulhauses. Der aufmerksame Leser wird denken, daß diese verschiedenen Zwecke auch bei den bescheidensten Ansprüchen mit der oben erwähnten Summe von 2716 Gulden nicht zu bestreiten waren. Vielmehr mußten dazu die Wohlthätigkeit christlicher Freunde und die Mittheilungen wohlhabenderer Gemeinden vielfach in Anspruch genommen werden. Dazu kam denn noch der Ertrag eines zum Besten der Gemeinde herausgegebenen Predigtbuches. So wurde es mit Gottes Beistand möglich, die Gemeinde Unteraltanbernheim vorläufig mit dem Nothdürftigsten zu versorgen. Noch aber stehen die Sachen so: Für das Pfarrhaus schuldet die Gemeinde noch 600 Gulden. Der Kauffchilling des Schulhauses ist gar noch nicht bezahlt. Die Gemeinde haftet dafür mit einer Schuldenlast von nahe an 2000 Gulden. Das Lokal, worin der Gottesdienst gehalten wird, ist nichts weniger als eine Kirche. Es ist vielmehr nichts Anderes, als eine ganz gewöhnliche Bauernwohnung, in der man die Zwischenwände ausgebrochen und die niedrige Decke mit hin und wieder aufgestellten Pfosten gestützt hat. Der dadurch gewonnene Versaal befindet sich unter einem und demselben Dache mit einer baufälligen Scheune, ausgezeichnet durch nichts weiter, als durch ein kleines bretternes Thürmchen auf dem Giebel des Daches, worin sich das von einem Wohlthäter der Gemeinde gestiftete Glocklein befindet. Denn eine Glocke war eines der nothwendigsten Bedürfnisse, da die katholische Pfarrei den Gebrauch ihrer Glocken nicht nur, wie natürlich, zum sonntäglichen Gebrauch, sondern auch bei Begräbnissen verweigern durfte. Endlich, und das ist das Wichtigste, hat die Gemeinde trotz ihrer fast übermäßigen Anstrengungen doch ihren Hauptzweck noch nicht erreicht. Immer noch fehlen nämlich bei weitem die Mittel zur Begründung einer selbstständigen Pfarrei. Diese Mittel aber müssen nach den Bestimmungen der Baierschen Verfassung herbeigeschaft werden, bevor die Erlaubniß zur Stiftung einer Pfarrei ertheilt wird. Und daß eine katholische Regierung zum Besten der Protestanten weiter gehen sollte, als sie durch die Verfassung gezwungen, ja befugt ist, steht nicht zu erwarten. Es fragt sich also: Hat die Evangelische Kirche Eifer und Kraft genug, aus eigenen Mitteln eine neue Gemeinde zu gründen? Die Liebe unserer Brüder innerhalb und außerhalb Baierns wird diese Frage beantworten.

Zur Annahme von Beiträgen für diesen von der Redaktion aufs Wärmste empfohlenen Zweck haben sich Herr Kaufmann Elsner, Spandauer-Straße Nr. 40. und Herr Candidat Kirsch im Missionshaus bereit erklärt.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 13. April.

N^o 30.

Die Plymouthbrüder oder Darby und seine Anhänger im Kanton Waadt, ihr Verhältniß zu den Dissidentengemeinden und zur Nationalkirche. Von J. J. S. in L.

Phil. 1, 18.

(Fortsetzung.)

Es verdient beides Beachtung, daß die Darbystischen Prediger hauptsächlich und fast ausschließlich an die bereits erweckten Leute sich wenden, und daß diese sich so leicht in ihr Netz fangen lassen. Wenn dieser zweite Umstand unsere obige Bemerkung über die geistige Atmosphäre des Landes bestätigen möchte, so erkennen wir im ersteren Umstande auch wieder ein charakteristisches Kennzeichen des Darbysmus. Er geht weniger darauf aus, die Seelen der Verderbten der Welt zu entreißen, als die schon bekehrten, die Kinder Gottes, zu vereinigen, darin ganz unähnlich dem von ihm so bitter befeindeten Methodismus, der damit anfangt, in die ver-ruchtesten Straßen Londons das Wort von der Buße und vom Glauben an Christum ertönen zu lassen. Er will weniger die eigentlichen Heilswahrheiten verkünden, — denn daran war kein Mangel im Waadtlande, — als gewisse Lieblingsmeinungen, betreffend die Kirche und die bevorstehenden Schicksale derselben verbreiten. Ja, da die Ökonomie des Neuen Bundes eventuell zu Ende ist, so sollte eigentlich an keine Bekehrung der Seelen weiter gedacht werden. Höchstens sollte man bloß darauf ausgehen, die bereits als solche bekannten und manifestirten Kinder Gottes zu vereinigen, da mit dem faktischen Ruin der Ökonomie auch die Zeit der Gnade für die Unbekehrten abgelaufen zu seyn scheint. Darby selbst bekennet, daß er die beiden Zwecke verfolge, Bekehrung der Seelen, und Vereinigung der bekehrten unter die Fahne der Plymouthbrüder. Es ist aber ganz natürlich, ja fast nothwendig, daß in der Praxis der zweite Zweck mehr im Auge behalten und verfolgt wird, als der erste, der oftmals völlig außer Acht gelassen wird. Darby's Sendlinge aber gesiehet ganz offen, wenn man ihnen darüber Bemerkungen macht, sie gingen dahin, wo sie eben die Thüren geöffnet fänden. Es läßt sich leicht begreifen, daß diese, so wie überhaupt seine Anhänger, in Ausmalung des messianischen Reiches, der Verherrlichung der Kinder Gottes, der in der nächsten Zukunft eintretenden Erscheinung des Herrn, den Meißer, wie so oft geschieht, zu überbieten suchen und hauptsächlich diesen Hebel anwenden, um eine Gemeinde aus ihren Fugen zu reißen. Bald, sehr bald, so lauten die Aussagen einiger, werden die Gläubigen in der Luft dem Herrn entgegenkommen, und das

schauerlichste Verderben alle diejenigen ereilen, welche den Darbystischen Versammlungen sich entziehen. Daß Darby bis zu diesem Grade des Fanatismus fortgeschritten ist, darüber hat bis dahin nichts verlautet. Sicherlich aber hat er den Grund dazu gelegt, so wie er auch in vertraulichem Gespräche geäußert hat, daß er bestimmt hoffe, die Wiederkunft des Herrn zu erleben. Ein Muster seiner Äußerungen darüber ist uns in seinem Traktat: *Le cordon écarlate*, eine Ausführung über die Einnahme von Jericho und die Rettung der Hure Rahab, gegeben. Jericho ist die Welt, welche der Zukunft des Herrn spottet; in kurzer Zeit (*encore un peu; très-peu de tems*) wird der Herr erscheinen, und der Glaube an das Blut Christi wird das rothe Band seyn, welches die Seelen, wie damals Rahab, vor dem allgemeinen Untergange bewahrt. Andere Beispiele seiner Lehrweise hierüber sind gegeben theils in einer tabellenartigen Form, unter dem Titel: *Le dessein de Dieu*, welcher den Inhalt der Vorträge über *l'attente actuelle de l'église* zu veranschaulichen bestimmt scheint, theils im Traktat: *Jérusalem ou l'homme de péché*, welcher ebenfalls eine kürzere Darlegung des Inhalts derselben Schrift ist. Was das Abendmahl betrifft, welches die Darbysten sehr oft genießen, so fangen Anordnungen an, in die Feier desselben einzuschleichen, nicht in Lausanne selbst, sondern auf dem Lande. Es sind Beispiele vorgekommen, daß zwei oder drei der im Namen des Herrn Versammelten plötzlich, ohne alle Vorbereitung, ja selbst ohne das Aussprechen der Einsetzungsworte, mit Gläsern und Flasche und einem Brotteller das Abendmahl genossen haben. Der Wahlspruch: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen, galt statt aller speciellen Abendmahlsfeier. Was die Taufe betrifft, so ist Darby nicht bis zur nothwendigen Konsequenz seines Systems, der Wiedertaufe, fortgeschritten. Er ist Pädobaptist, und hat auf Verlangen schon Kinder getauft. Consequenterweise hätte er die Eltern ermahnen sollen, ihre Vorrechte zu gebrauchen und ihre Kinder selbst zu taufen. Der Grund, warum er es nicht that, ist unschwer zu errathen. — (Die Gemeinden der Dissidenten sind aus Pädobaptisten und Baptisten gemischt.) Weiterhin keimt in dem sich entwickelnden Darbysmus eine antinomistische Richtung, die durch unsere obigen Ausführungen über den Alten Bund, über das Premiren des *salut par grâce*, über die Verachtung der herrschenden Predigtweise ihre Bestätigung finden möchte. Es sind schon einigen Darbysten verächtliche Äußerungen über das Alte Testament entschlüpft. Ja, sie fangen an, den Christen der Nationalkirche vorzuwerfen, daß sie bei Christo dem Gekreuzigten

stehen bleiben; sie müßten zum verherrlichten Erlöser ihre Gedanken erheben, der bald kommen wird, die Seinen zu sich zu nehmen. Darby selbst hat sich ganz am Anfange seines Aufenthaltes in Lausanne in einer Gesellschaft so ausgesprochen, daß wir dahin gelangen müssen, Christum nicht mehr bloß von unserer Seite, sondern auch von Seiten Gottes zu betrachten, so daß wir im Geiste über ihn hinaus zwischen ihn und Gott hineintreten, womit das specifisch Christliche von der Erkenntniß Gottes in Christo eigentlich wegfiele. Doch, wie gesagt, das sind nur Keime, die je nach den Umständen eine weitere Entwicklung erhalten können. — Noch muß angeführt werden, daß der Einfluß dieser Neuerungen sich nicht auf das Waadtland und auf Genf beschränkt. Auch die Dissidentengemeinde in Bern wurde dadurch eine Zeitlang in Unordnung gebracht. Neuerdings aber hat der alte Geistliche seine Funktion wieder begonnen, und der Darbyismus ist auf einen kleinen Kreis zurückgedrängt worden. Selbst in Lyon und an einigen Orten des südlichen Frankreichs hat der unermüdlche, von unruhigem Wanderungstribe erfüllte Darby Versuche gemacht, seine Ansichten zu verbreiten. Doch sind bis dahin nur ganz vereinzelte, unbedeutende Erfolge seiner Bemühungen in jenen Gegenden zu unserer Kenntniß gekommen.

Eine bedeutende Reaktion von Seiten der Dissidenten selbst gegen all dieses Treiben konnte nicht lange ausbleiben. Auf diese Reaktion richten wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit, um eben dadurch eine neue Phase der Entwicklung des Darbyismus kennen zu lernen. Die Dissidenten befanden sich Darby gegenüber in schwieriger Lage. Er hatte ihnen durch Befestigung des Methodismus große Dienste geleistet. Durch seine feindselige Stellung gegen die Nationalkirche, durch seine kirchlich-demokratische Richtung war er mit ihnen innig verschwägert. Wie groß war ihr Erstaunen und ihre Unzufriedenheit, als nun das Schwert, das sie zur Befestigung der äußeren Feinde angewendet wissen wollten, unversehens gegen sie selbst gerichtet wurde. Mehrere ihrer Geistlichen schütteten ihr Herz darüber aus selbst gegen Geistliche der Nationalkirche, mit denen sie schon seit längerer Zeit keine Verbindung gepflogen hatten. Der Abscheu vor dieser anarchischen Richtung des christlichen Lebens erweckte in ihnen längst erstorbene Sympathien für die geregelteren Verhältnisse der Nationalkirche. Schon im Jahre 1841 trat einer ihrer angesehensten Geistlichen in einer Brochüre gegen Darby auf, der ihm die schon genannten développements nouveaux u. s. w. entgegensetzte. Hauptsächlich aber unter einander theilten sich jene Geistlichen ihre Klagen und ihre Besorgnisse mit. Im September 1842 hielten sie nun eine Generalversammlung in Lausanne, mit dem bestimmten Zwecke, eine Prüfung darüber anzustellen, ob die Ansichten von Darby über das, was er die Apostasie der gegenwärtigen Ökonomie genannt, der Schrift gemäß seien. Es ist dies der erste öffentliche Schritt gegen Darby, den sich die Dissidenten des Waadtlandes erlaubt haben. Darby wurde, wie die anderen Geistlichen, eingeladen; so sanft die Opposition gegen ihn in der Angabe des Zweckes jener Versammlung sich

ausgesprochen, so behagte sie doch keineswegs dem hochfahrenden Sinne des Mannes, der schon seit längerer Zeit keinen Widerspruch mehr gewohnt war, und dessen Worte mit unbedingt Verehrung angenommen wurden. Er weigerte sich in ziemlich verwundenden Ausdrücken zu erscheinen. Man drang in ihn; endlich kam er, umgeben von zehn Jünglingen, erklärte aber zugleich, er müsse gegen die ganze Sache protestiren; er wolle unter seinen Brüdern erscheinen, aber nicht als zu der bestimmten Versammlung geladen und daran Theil nehmend; denn diese Versammlung sey nicht von Gott; allerdings war sie thatsächlich eine mild ausgedrückte Opposition gegen das einflußreiche Sektenhaupt. — Er weigerte sich ebenfalls eine Zeitlang, an den Diskussionen Theil zu nehmen; man drang in ihn, man hielt ihm vor die Pflicht der christlichen Liebe, sich über so wichtige Angelegenheiten auszusprechen. Mehr überwunden, als freiwillig nachgebend, ließ er sich nun in die gewünschte Besprechung ein, und machte alle Anwesenden, selbst seine Verehrer stutzig durch seine gewagten, sich widersprechenden Behauptungen, seine unbestimmten Ausdrücke, sein listiges Abspringen von einem Gegenstande zum anderen. Bald verlor die Diskussion allen Schein der Ordnung und löste sich in einem Wirrwarr auf. Was aber am meisten auffiel, war der Geist selbst, den Darby dabei offenbarte. Was nur irgend Hartes, Herrisches, Hochfahrendes, Unverträgliches in ihm lag, kam damals zum Vorschein; die Gedanken seines Herzens wurden offenbar selbst einigen seiner Verehrer. Die Achtung gegen seinen moralischen Charakter erhielt eine Wunde; der bis dahin von einem gewissen heiligen Nimbus umgebene Mann trat nun in die Linie der gewöhnlichen Menschen ein. Das war der wesentliche Gewinn jener Besprechungen, wie wir aus dem Munde eines glaubwürdigen Augenzeugen selbst vernommen haben; die Verehrer Darby's, wie bei dergleichen Diskussionen immer geschieht, schrieben ihm den Sieg zu; doch waren in manchen Christen Zweifel theils geweckt, theils bestätigt worden.

Nach diesem bedeutungsvollen Vorspiele folgten bis auf diesen Tag mehrere andere Schritte; einerseits nämlich begann einer der ehemaligen Dissidentenprediger von Lausanne wieder einen Kreis von Zuhörern um sich zu sammeln, die er eben dadurch Darby entzog, doch ohne die Feier des Abendmahls in diesem kleinen Kreise einzuführen, andererseits wurde der literarische Kampf, der auch schon früher angefangen, rüstig fortgesetzt, und entwickelte sich erst jetzt mit ziemlicher Lebendigkeit. Die beiden Wortführer der alten Dissidenten, die Seele der Opposition sind die beiden angesehensten und gebildetsten Geistlichen, August Rochat und François Olivier.

August Rochat, einst in der Waadtländischen Nationalkirche, nach vollendeten Studien an der Akademie zu Lausanne, konfessirt, wirkt schon seit einer Reihe von Jahren als Pfarrer des kleinen Dissidentenhäufleins von Rolle, der Vaterstadt General La Harpe's und Pfarrer Manuel's. Diese seine Wirksamkeit ist sehr beschränkt, dagegen ist er vom ganzen religiösen Publikum des Landes und auch außer Landes als reli-

gißter Schriftsteller sehr geschätzt und geachtet. Verschiedene Sammlungen von méditations über einzelne Theile der Schrift und über bestimmte Schriftwahrheiten zeugen von großer Kenntniß der Schrift und des menschlichen Herzens. Vor einiger Zeit gab er auch quelques appergus simples et bibliques über das Wesen der Kirche und ihre Organisation heraus. Als der Darbyismus von Lausanne aus im Lande seine Äste ausbreitete, trat er bald gegen denselben auf in seiner ersten polemischen Brochüre, er wachte sorgfältig darüber, daß diese Neuerungen in seiner Gemeinde keinen Eingang finden sollten. Darby wurde darüber sehr ungehalten und soll einst geäußert haben: „Wenn Rochat nicht wäre, so wären wir Meister des Landes.“ Doch, so groß sein Ansehen und seine Autorität besonders unter den Dissidenten in Rolle ist, so konnte er nicht verhindern, daß der Darbyismus drei Weiblein ergriff, welche, ohne im mindesten von der Gemeinde dazu veranlaßt zu seyn, unter sich das Abendmahl genossen haben. Solche Erfahrungen hinzukommend zu so vielen anderen an anderen Orten spornten den Eifer des Mannes um so mehr an. Daher er die quelques développements nouveaux, welche ihm Darby schon 1841 entgegengesetzt, im Jahre 1842 angriff durch un fil pour aider les simples fidèles à se retrouver ou reponse à la brochure etc. Darby blieb ihm seine Antwort nicht lange schuldig, und schrieb seine remarques sur l'état de l'église, servant de réponse à la brochure etc. —

Was gleich beim Eingange dieser Polemik auffällt, ist die persönliche Wendung, welche Darby derselben zu geben sucht. Rochat's Schrift, sagt er in seinen quelques développ., mache ihm den Eindruck, daß sie von einem Manne verfaßt sey, der die Gewohnheit habe, mit Anderen nicht auf gleichem Fuße (d'égal à égal) zu verkehren, sondern seine Aussagen als ausgemachte Wahrheit angenommen zu sehen. Auch in anderer Beziehung herrscht in Darby's Schriftchen ein liebloser Ton, der mit den untermischten Äußerungen von brüderlicher Liebe in schneidendem Contraste steht. Rochat beklagt sich wie billig über dieses sauerfüße Wesen, über diese unter dem Mantel der christlichen Liebe sich versteckende Gehässigkeit. Auch erklärt sich Rochat ganz richtig gegen das Darby'sche Princip, daß es nicht passend sey, eine Stelle der Schrift durch die andere zu erklären. Gerade das Entgegengesetzte, sagt Rochat, ist die einzig richtige Methode. Und alle unhaltbaren Systeme kommen nur daher, daß man die verschiedenen Schriftstellen von einander isolirt. Vorzüglich aber in der eigentlichen Beweisführung zeigt sich Darby als tief unter Rochat stehend. Der Umstand, daß dieser auf dissidentischem Standpunkte sich befindet, kann ihm, einem Dissidenten gegenüber, natürlich weniger schaden; eben so wenig das Congregationsystem, welches er, seiner Stellung halber, vertheidigen mußte, da Rochat nur in kleinerem Maßstabe die Grundsätze anwendet, welche bei Betrachtung der Kirche im Ganzen ihre Anwendung finden, und sich ganz folgerichtig in die Idee der geistigen Einheit der Kirche zurückzieht. Davon geht er eigentlich aus, und behauptet, daß Darby durch seine

Ausführungen über die unité sociétaire der ersten Kirche jene geistige Einheit wenigstens implicite läugne. Darby behauptet wirklich, daß die wahre Einheit der Kirche, nicht bloß die äußere, sondern auch die innere aufgehört habe, seitdem das einigende Band der apostolischen Autorität verschwunden; doch läßt er die Ansicht durchschimmern, daß wieder eine Zeit kommen dürfte, wo die apostolische Autorität hergestellt würde. Auf jeden Fall ist vermöge der unité sociétaire jeder Theil der Kirche für den anderen verantwortlich, so daß der Abfall eines Theiles der Kirche den Ruin der ganzen Ökonomie mit sich geführt. Rochat berichtigt diese Idee von der Kirche und von der Apostasie der gegenwärtigen Ökonomie. Darby nimmt sonderbarer Weise Rochat's Definition von der Kirche, als der Versammlung der Auserwählten, an; ja er möchte glauben machen, daß er nicht die faktische Abolition der gegenwärtigen Ökonomie gelehrt habe, und hier verwickelt er sich in wahrhaft skurrile Widersprüche, die ihm von Rochat besser hätten dürfen nachgewiesen werden. Ja, sonderbarer Weise spricht Darby viel von der Kirche als noch bestehend und von den partikulären Kirchen; Rochat führt sogar an, daß seine Anhänger an mehreren Orten sich ja die Kirche des Ortes, die alten Dissidenten nachahmend, genannt haben, indeß sie den Anderen vorwarfen, es sey nicht möglich, noch erlaubt, neue Kirchen zu stiften. So wie Rochat die Kirche in ihrer Integrität, in ihren Rechten aufrecht hält, so auch das Ministerium, welches zum Dienste derselben bestimmt ist. Er widerlegt mit leichter Mühe den Darby'schen Grundsatz: le culte doit se faire par le moyen du s. esprit et non par le moyen d'un président. Eben so leicht wird ihm die Widerlegung jener anderen Behauptung, daß pasteur und ancien im N. T. verschiedene Personen seyen, daß jene eigentlich dons Gottes wären, Ephes. 4., daß um deswillen die Wahl derselben der Kirche nicht zukommen könne, daß, sie erwählen, hieße zu einem dons Gottes wählen, daß die anciens, weil sie keine dons Gottes wären, von Menschen gewählt worden seyen u. s. w. Rochat weist ihm nach, daß Darby nur vermöge einer wahren Verleugung seiner Grundsätze die Gläubigen noch könne zusammenreten lassen, und daß er insbesondere durch seine Forderung, den Kultus durch des frères graves leiten zu lassen, sich der alten, von ihm verpönten Weise wieder bedeutend nähere. Ja Darby wird schon so sehr gebrängt, daß er sich beklagt, man werfe ihm vor, daß er das Aufhören der Kirche und die Abschaffung des Predigamtes läugne. In dieser Beziehung fühlte er sich bald zu einem weiteren Schritte, seiner Schrift über le ministère veranlaßt, zu deren Abfassung ihn aber auch der Kampf mit François Olivier bewegen haben mag.

Dieser Mann, ein Bruder des genannten Heinrich Olivier, ebenfalls einst in der Nationalkirche konsekriert, nachdem er eine Reihe von Jahren hindurch unter den Dissidenten von Nyon und Lausanne als Pfarrer gewirkt hatte, zog sich zuletzt, unzufrieden mit der demokratischen Richtung, die er in der Lausanner Gemeinde antraf, und von welcher er zu leiden hatte, von derselben zurück, um in einer gewissen Abgeschlossenheit in

Lausanns zu leben, doch ohne sich dem Abendmahl und überhaupt dem Besuche der Versammlungen zu entziehen. Er nahm auch sehr fleißig Theil an den Versammlungen im oratoire der Nationalkirche und trat in denselben sehr oft redend auf. Er predigte an diesem Orte eben so scharf als unter den Dissidenten; nur geschah es wegen der herrschenden Duldsamkeit in der Nationalkirche, daß ihm keine Einsprache gethan und sein Gastrecht als Prediger nicht verkürzt wurde, indeß die Dissidentengemeinde eben wegen seiner scharfen Predigten erklärte, ihn nicht mehr hören zu wollen, und ihn dadurch bewogen hatte, seine Entlassung zu nehmen. Wenn wir auch das Benehmen dieser Gemeinde keineswegs billigen können, und uns zum Theil dadurch erklären, daß sie ohne große Mühe zerrüttet werden konnte, so ist doch nicht zu läugnen, daß in Herrn Olivier's Vorträgen jene Salbung, wie möchten sagen, jene apostolische Würde fehlte, welche die Liebe Christi auch in ihrem größten Eifer dem Liebenden einhaucht. Hr. Olivier ist ein heftiger Prediger der Masse, und unterscheidet sich darin nicht gar zu vortheilhaft von seinem Bruder, von Herrn Rochat und von Herrn Darby, durch dessen Ansprachen sich die Gemüther allerdings weit mehr angezogen fühlen mußten. In Hinsicht der theologischen Bildung aber und in Hinsicht der Schärfe des Verstandes steht er über den genannten Männern. Daher seine Ansprachen oft einen streng didaktischen, dialektischen Charakter nahmen, welcher, verbunden mit den scharfen Auserwählungen, für die Meisten eben nichts besondere Wohlthuendes darbot.

Als sein Bruder in den Wesleyschen Methodismus versiel, erhob er seine Stimme, doch mit zarter Berücksichtigung seines Bruders. Eine kleine Brochüre, die er damals über die völlige Befreiung von der Sünde in Beziehung auf Röm. 7. erscheinen ließ, suchte zu beweisen, daß jenes Capitel auf die wiedergeborenen Christen gedeutet werden müsse. Die Argumentation für den uns richtig scheinenden Satz war im Ganzen gut; doch versiel sie manchmal in Subtilitäten, und ließ allerdings noch andere Angriffe gegen die Wesley'sche Doktrin wünschen. Damals hätte es bei ihm gestanden, die verlassene Pfarrstelle wieder einzunehmen; er lebte die dargebotene ab, um nicht in unangenehme Verhältnisse, seinem Bruder gegenüber, verflochten zu werden. Die methodistischen Bewegungen mochten den scharfblickenden Mann auf's Neue überzeugen, daß auch im Kreise der Dissidentengemeinden Sünde und Irthum ihre Behausung haben. Dadurch zeichnet sich Hr. Olivier aus. Obgleich schroffer Dissident dem Princip nach, das Princip der Nationalkirchen entschieden verwerfend, und dieselben sehr scharf, ja sehr ungerecht beurtheilend, steht er doch nicht minder die Gebrechen der Kirche ein, die aus der Dissidenz der Kirche hervorgegangen sind,

und hat sich neulich in seiner Schrift gegen Darby darüber ausgesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geistlichen der Preussischen Landeskirche als Steuereinnnehmer.

Die Anstalten zur Erlernung der Hebammenkunst waren am Anfange unseres Jahrhunderts bei uns sehr unvollkommen. Die Regierung beschloß daher Hebammen-Institute zu errichten. Doch woher sollten die Kosten zur Bestreitung dieser nützlichen medicinischen Anstalten kommen? Mittels Allerhöchster Kabinetts-Resolution vom 9. Februar 1803 wurde genehmigt, daß die Geistlichen von jeder Taufe eine Abgabe von 1 Groschen und von jeder Trauung 2 Groschen erheben und abführen sollten. Gegenwärtig beträgt, wenigstens im Departement des Einsenders, die Hebammen-Instituts-Steuer für die Taufe die unbegrenzbare Summe von 1 Sgr. 10½ Pf. und für eine Trauung 3 Sgr. 9 Pf.

Wer vermöchte nicht den Zusammenhang aufzufinden, in welchem das Sakrament der heiligen Taufe und die kirchliche Trauung mit einem Hebammen-Institut steht? Es hängt Trauung und Hebammenkunst in gewisser Hinsicht so eng zusammen, daß der Prediger schamroth werden muß, wenn sich ein Brautpaar bei ihm anmeldet, und er nach Beendigung der den Ehepaar betreffenden Gespräche auf die Frage nach den Gebühren antworten muß: das Brautpaar hat auch noch 3 Sgr. 9 Pf. für das Hebammen-Institut zu entrichten. Nach neueren Verfügungen scheinen diese Gelder nicht sowohl für jene medicinischen Anstalten, als zur Unterstützung von Hebammen verwandt zu werden, welche wenigen Verdienst haben.

Bedarf es wohl des Beweises, daß es dringend zu wünschen wäre, die Diener der Kirche möchten von der Erhebung einer Steuer für Zwecke, welche mit der Kirche nicht das geringste gemein haben, entbunden werden? Da Steuereinnnehmer natürlich unter scharfer Controle zu halten sind, so gewinnt das im Regierungsbezirk des Emi. gültige Kirchen-Verordnungs-Reglement vom 16. April 1816 den Superintendenten nachzugehen, ob für die im Kirchenbuch verzeichneten Gemeinen und Gemeinten die Hebammen-Instituts-Gelder von dem Pastor genau abgetragen und abgeliefert worden seien. Würdiger Gegenstand einer Kirchen-Vision! Wozu ist die zu dem in Rede stehenden guten Zwecke erforderliche Summe nicht mit der Kreis-Municipal-Steuer aufzubringen?

E.

M.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 17. April.

N^o 31.

Die Ordnung Gottes in der Familie.

„Ihr sollt nicht wännen, daß Ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.“

Die Menschwerdung des Sohnes Gottes und die Ausgießung des heiligen Geistes sollte nicht eine Auflösung der von Gott eingesetzten und in der Welt bestehenden Ordnungen und Einrichtungen des menschlichen Lebens zur Folge haben; im Gegentheil, erst durch Christum, in ihm und in seiner Kirche, sollten sie die vollste Wahrheit und lebensreichste Wirklichkeit erreichen.

Die göttlichen Ordnungen des Familienregiments, der weltlichen und der geistlichen Obrigkeit, waren in der Welt vor der Erscheinung Christi. In den Tagen seines Fleisches erkannte er sie an in ihrer damaligen Erscheinung, und, sofern er persönlich ihnen unterworfen war, als Sohn irdischer Eltern, als ein Beschnittener unter dem Gesetze u. s. w., erfüllte er ihre Bedingungen. Als der von den Todten Auferweckte und zur Gottes Rechten Sitzende ist er die lebendige Verkörperung und ewige Verwirklichung der göttlichen Ideen, die diesen Ordnungen vom Anfange an zu Grunde lagen. Er ist der Vater der neuen und geistigen Creatur, der zweite Adam, der Vater der Gläubigen, er ist der König aller Könige, er ist der ewige Hohepriester. Seine Kirche aber ist sein Leib, von seinem Fleische und von seinem Gebeine, von seinem Leben belebt, von seinem Geiste erfüllt; in ihr muß seine unendliche Fülle geoffenbart werden, — und somit finden in ihr und durch sie jene Ordnungen Gottes, deren Hauptträger und ewige Quelle Er ist, eine Ausprägung und Darstellung, womit verglichen, alle vorhergehenden, oder nebenbei noch fortlebenden Verkörperungen derselben göttlichen Ideen sich als bloße Schatten und Buchstaben herausstellen müssen.

Bei unserer jetzigen Betrachtung wollen wir uns auf die göttliche Ordnung der Familie beschränken.

Die Familie war in der Welt vor dem Königthume und Priesterthume im eigentlichen und engeren Sinne, aber sie schloß die Elemente dieser beiden in sich. Der Vater war von Anfang an König und Priester in seinem eigenen Hause. Als Haupt der Familie hatte er von Anfang an das Regiment von Gott über die übrigen Familienglieder, und als solcher verrichtete er alle priesterlichen Funktionen, die am Hausaltare zu verrichten waren.

Unter dem Neuen Bunde heißt es: „Die Weiber seyen unterthan ihren Männern, als dem Herrn. Denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus das Haupt ist

der Gemeinde, und er ist seines Leibes Heiland. Aber wie nun die Gemeinde Christo unterthan ist, also auch die Weiber ihren Männern, in allen Dingen. Ihr Männer, liebet eure Weiber, gleichwie Christus auch geliebet hat die Gemeinde, und hat sich selbst für sie gegeben, auf daß er sie heiligte, und hat sie gereinigt durch das Wasserbad im Wort, auf daß er sich ihm selbst darstellte eine Gemeinde, die herrlich sey, die nicht habe einen Flecken, oder Runzel, oder deß etwas, sondern daß sie heilig sey und unsräftlich. Also sollen auch die Männer ihre Weiber lieben, als ihre eigenen Leiber. Wer sein Weib liebet, der liebet sich selbst. Denn Niemand hat jemals sein eigenes Fleisch gehasset, sondern er nährt es, und pfleget seiner, gleichwie auch der Herr die Gemeinde. Denn wir sind Glieder Seines Leibes, von seinem Fleische, und von seinem Gebeine. Um deswillen wird ein Mensch verlassen Vater und Mutter, und seinem Weibe anhängen, und werden zwei ein Fleisch seyn. Das Geheimniß ist groß: ich sage aber von Christo und der Gemeinde. Doch auch ihr, ja ein Jeglicher habe lieb sein Weib, als sich selbst. Das Weib aber fürchte den Mann“ (Eph. 5, 22. 33.).

Christus mit seiner Gemeinde ist die vollkommene Erfüllung und Ausprägung der göttlichen Idee der Familie. Wollen daher wir, die wir an Christum glauben und seinen Namen bekennen, die Ordnung Gottes in der Familie erkennen, müssen wir sie aus dem Verhältnisse zwischen Christo und der Gemeinde entwickeln.

Die Stellung, die dem Manne in der christlichen Familie zukommt, ist die, die Christus in der Gemeinde einnimmt. Christus ist das Haupt der Gemeinde und die Quelle alles Segens für Seine Kirche; der Mann ist das Haupt der Familie und durch ihn soll die Familie an Leib und Seele gesegnet werden.

Der Herr, als Haupt der Gemeinde, ist der wahre und ewige Melchisedek, der König aller Könige und der Hohepriester, „der Pfleger der heiligen Güter, der wahrhaftigen Hütte, welche Gott aufgerichtet hat und kein Mensch.“ Der Mann und Vater der christlichen Familie ist Haupt, nicht nur in irdischen, sondern auch in himmlischen Dingen, und das nicht aus eigener Kraft, oder wegen eigener Gerechtigkeit, sondern weil der Herr ihn als Haupt hingestellt hat. Als Glied am Leibe Christi ist der christliche Familienvater in Christo und Christus in ihm, und, so wie der Herr überhaupt in jedem Einzelnen seiner Jünger ist, um das Werk zu vollziehen, wozu er sie berufen hat, und seinen Namen durch sie zu verherrlichen, so ist er im Haupte und Vater der Familie, um durch ihn seinen Segen über jedes Glied der Familie zu spenden, und seinen Namen als Herr und Vater zu offenbaren. In diesem Glauben soll

der christliche Ehemann leben und wirken, und nur insofern er in diesem Glauben steht, wird der volle Segen Gottes sich über die Seinigen verbreiten. Der Mann soll nicht nur für den Leib, sondern auch für die Seele aller Glieder der Familie sorgen. Gott hält ihn für den inneren und geistlichen Zustand der Familie nicht minder, als für ihre äußere Lage verantwortlich. Der Herr hat Weib und Kinder in seine Hand gegeben, daß er für sie sorge, so wie der Herr selbst für die Gemeinde sorgt, daß er zuerst das Reich Gottes in ihnen, das neue und ewige Leben aus Christo, das Leben des Geistes schütze, pflege und nachher ihnen alles Andere zukommen lasse.

Die Herrschaft des Mannes in der Familie, wenn sie sich auch über Leib und Seele der übrigen Familienglieder erstreckt, ist keine selbstsüchtige und lieblose; im Gegentheil, so wie der Herr erst, nachdem er sich in den Tod für seine Gemeinde gegeben hatte, zum Haupte der Gemeinde gesetzt wurde (Eph. 1, 22.), so setzt die Ordnung Gottes in der Familie die vollkommenste, die aufopferndste Liebe im Haupte voraus. Wer die Stellung eines Mannes und Vaters auf gottgefällige Weise behaupten und ausfüllen will, der fange damit an, daß er sich selbst verläugne, daß er sich für seine Familie hingebe, daß er ihr, ihrem Glück und Wohlfeyn, seine eigenen, persönlichen Genüsse, seine Bequemlichkeit, Gemächlichkeit, seine Wünsche und Begierden zum Opfer bringe, daß er alle Glieder mit der innigsten und reinsten Liebe umfasse, daß er sie schütze vor aller Gefahr von außen und von innen, daß er ihnen vorangehe, so wie der Herr der Gemeinde, auf dem Wege des Glaubens, in dem Kampfe gegen die Sünde, die Welt und den Teufel, mit einem hellleuchtenden und ermunternden Beispiele, daß er sie stärke und aufrechthalte durch seinen Glauben und sie immer auf seinem Herzen im Gebet vor dem Herrn trage. Dann erst beweist er sich als ein wahres christliches Haupt, als ein Nachfolger und Vertreter des göttlichen Hauptes.

Jede Ordnung Gottes, wo er unter den Menschen Einzelne auswählt und sie über ihre Mitmenschen setzt, ist, dem göttlichen Willen nach, zum Heile, zum Segen, und nicht zur Unterdrückung oder Erniedrigung der Untergebenen. Diese Wahrheit, wie jede andere, hat in Christo ihre vollkommenste Erfüllung und Verwirklichung. Er ist der Auserwählte Gottes (Jes. 42, 1.), den Gott erhöht und gesetzt zu Seiner Rechten über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht und Herrschaft, auf daß in ihm und durch ihn alle Creaturen, im Himmel und auf Erden gesegnet werden. Ihm untergeordnet, und in derselben allgütigen Absicht auserwählt und erhöht sind auf Erden seine Diener in der Kirche, die weltliche Obrigkeit im Staate, das Familienhaupt in jeder Familie. Sie sind da zum Heil, zum Schutz, zur Erlösung derjenigen, über die der Herr sie gesetzt hat, und, nur in dem Maße, in dem sie sich selbst verläugnen, sich selbst erniedrigen und sich für das Wohlfeyn Anderer hingeben, erfüllen sie ihre Bestimmung, und wird der Herr die Herzen ihrer Untergebenen ihnen zuwenden und unterwürfig machen. Klagst du über den Ungehorsam deiner Frau und deiner Kinder, dann gehe in dich selbst, und untersuche erst, wie du deinen

Beruf erfüllet hast, ob du dich wie Christus für die Deinigen hingegeben hast, ob du ihm in Demuth, Geduld und Langmuth nachgeahmt hast, oder ob du in der Kraft des Fleisches dein Regiment geführt hast? Wenn das letztere der Fall gewesen ist, wenn, statt dem Herrn an deiner Stelle zu dienen und ihn zu verherrlichen, du deine eigene Ehre und deinen eigenen Vortheil gesucht hast, so darfst du nicht erwarten, daß Er dir die Herzen der Deinigen in die Hand geben will; denn er gibt nicht seine Ehre einem Andern.

Wenn auch der Hausvater in seinem eigenen Hause König und Priester ist, und, als solcher, daselbst Pflichten und Rechte hat, die ihm ausschließlich angehören, so ist und bleibt er doch mit seiner Familie seinem Seelsorger in geistlichen, und der weltlichen Obrigkeit in weltlichen Dingen verpflichtet. Die Gemeinde besteht aus Familien, und der Pfarrer hat zunächst mit Familienhäuptern zu thun — nicht daß die übrigen Familienglieder von seiner geistlichen Amtsthätigkeit ausgeschlossen sind, aber er soll gegen sie als dem Familienvater unterworfen und ihm angehörend verfahren, in der Regel keine Mittheilung von ihnen empfangen und ihnen nichts mittheilen ohne das Wissen oder gegen den Willen ihres Herrn und Hauptes. Der Pfarrer soll den Herrn, dessen Diener er auch ist, in dem Familienvater ehren, die väterliche Autorität aufrechtthalten und zu befestigen suchen und daher sich wohl hüten, diese Autorität zu usurpiren. In der Römischen Kirche, wo das kirchlich-priesterliche Amt auf Kosten jeder anderen Ordnung Gottes hervorgehoben worden ist, hat die göttliche Ordnung der Familie nicht die volle Anerkennung ihrer Berechtigung finden können. Der Priester verlegt die hausväterlichen Rechte und usurpiert die väterliche Autorität, namentlich bei der Beichte und Seelsorge; er ignoriert den priesterlichen Charakter des Hausvaters und behandelt Weib und Kind, als wären sie unabhängige und alleinstehende Personen. Die Folge solcher Verachtung und Herabsetzung einer göttlichen Ordnung ist der niedrige Standpunkt des ehelichen Lebens und die Lockerheit der Familienbände, die Römische Länder charakterisiren. Aber auch unter uns kommt es wohl vor, daß der Geistliche den Hausvater in seinen Rechten verlegt, statt ihn in seine Stelle herauszuheben, daß er ihn wenigstens in der Unwissenheit läßt, statt ihn über seine hohe und herrliche Stellung in seinem eigenen Hause zu belehren. Wie selten ist heutzutage, selbst unter den Gläubigen, der Anblick einer Familie, wo Gottes heilige Ordnung uns lebendig entgegentritt, wo Frau und Kinder im Manne und Vater dem Herrn gehorchen, den Herrn ehren und lieben, wo der Vater, im Namen des Herrn, segnend, heilend, schützend, liebend, selbstaufopfernd da steht. Wie selten ist in den Familien diese organische Einheit, die nichts mit den Einerleitheorien der modernen Freiheitsträumer gemein hat, sondern die aus der weisen Abstufung und vollkommenen Gliederung der heiligen Ordnung Gottes hervorgeht. Wie oft wird diese Ordnung verlegt! Die Frau schiebt den Mann bei Seite, weil sie meint besser zu wissen und besser thun zu können als der, den Gott über sie gesetzt hat; die Kinder folgen dem Beispiele der Mutter, und der Vater, aus Trägheit, Gutmüthigkeit

und Unwissenheit, läßt sich Alles gefallen, so lange man seinen persönlichen Neigungen und seiner persönlichen Bequemlichkeit nicht zu nahe tritt. Wie wenig christliche Väter gibt es unter uns, die sich ihres hauspriesterlichen Charakters bewußt sind, die täglich ihre Familie um sich sammeln und an ihrer Spitze den Herrn anrufen, ihm die Dankfagungen der Familie für seine Güte und Gnade darbringen, und im Gebet alle Bedürfnisse der Familie ihm darlegen; die ihre Familien im Namen des Herrn segnen, sie in göttlichen Dingen belehren, etwa über das, was in der Kirche gesprochen worden ist; — sagt nicht der Apostel, „wollen die Weiber etwas lernen, so laßt sie daheim ihre Männer fragen“ (1 Cor. 14, 35.). Das letzte Überbleibsel der öffentlichen Anerkennung des Herrn in der Familie, das Gebet am Tisch, wird oft, selbst in christlichen Familien, ausgelassen, oder so verrichtet, daß Gottes Ordnung dabei verletzt wird. Der Vater tritt zurück und läßt ein unmündiges Kind an seiner Stelle dem Herrn die Dankfagung der Familie darbringen. Wie sehr thut es also Noth, daß die Pfarrer ihre Gemeinden in diesen Stücken besser belehren, und daß sie selbst ihren Pfarrkindern in der Aufrechthaltung von Gottes Ordnung vorangehen. Man klagt darüber, daß das geistliche Amt heutzutage in der Gemeinde kein Ansehen hat, daß das Gebot des Apostels „Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen, denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen“ (Hebr. 13, 17.), gar wenig geachtet wird; aber, so lange Gottes Ordnung in der Familie darniederliegt, kann es in der Gemeinde nicht anders aussehen. Die Familie ist die Grundlage der Gemeinde und die Pflanzschule aller christlichen Tugenden. Wird der Herr da anerkannt und geehrt, ist da jedes Glied an seiner Stelle, und das eine dem anderen um des Herrn Willen unterthan, blühen da christliche Liebe, christlicher Gehorsam, wahre Demuth und Selbstverläugnung, dann wird der Aufbau und Ausbau der Gemeinde nicht ausbleiben.

Ist die Stellung des Mannes in der christlichen Familie die des Herrn in der Gemeinde, so ist die Stellung des Weibes die der Gemeinde gegen den Herrn. Gehorsam, aus frommer, dankbarer, ehrfurchtsvoller Liebe, ist ihre erste Pflicht, und zwar, wie der Apostel sagt, „in allen Dingen.“

Gibt es eine Pflicht, die ganz besonders der jegigen Generation fremd und zuwider ist, so ist es gewiß die des Gehorsams. Daß man sich einer Autorität in Fleisch und Blut „in allen Dingen“ unterwerfen soll, ist eine Lehre, die heutiges Tages gar wenig Anhänger hat. Selbst unter den Gläubigen kommt es einem oft vor, als wären die Worte der Apostel: „Seid unter einander unterthan in der Furcht Gottes — gehorchet euren Lehrern und folget ihnen — Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat,“ und ähnliche Aussprüche, ihnen eine fremde, wenn nicht unwillkommene Rede. Man bedenkt gar zu wenig, daß Gehorsam gegen die, die Gott über uns gesetzt hat, der einzig zuverlässige Prüffstein unseres Gehorsams gegen Gott selbst ist, daß wer Christum liebt und fürchtet und ehrt, auch diejenigen liebt, fürchtet und ehret, die er mit seiner Macht, mit seiner Würde bekleidet hat, daß

der kein Menschendiener ist, der sich den Menschen um Gottes Willen und dem Herrn zu Ehren unterwirft, sondern vielmehr derjenige, der ohne Rücksicht auf Gottes Ordnung sich nur denjenigen unterwirft, die ihm gefallen und nach seiner Meinung Gutes und Großes an sich haben. Auch sollten wir, die wir Christo angehören und zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sind, uns nicht so oft irre machen lassen durch die flachen Consequenzmachereien der weltlich und fleischlich Gesinnten, die, wenn die Rede vom Gehorsam ist, gleich mit einer Reihe von unnatürlichen Vätern, tyrannischen Königen und herrschsüchtigen Priestern heranrücken, um Gottes Ordnung zu bekämpfen und ihren eigenen Ungehorsam zu rechtfertigen; sondern vielmehr bereit seyn zu bekennen, daß unser Unglaube und unsere Abgötterei, weil wir den Menschen und nicht dem Herrn die Ehre geben, weil wir Alles von der sichtbaren, sündigen Creatur und nichts vom Herrn der Creatur erwarten, die Ursache ist, daß es nicht an Beispielen fehlt, wo das, was zum Segen gegeben war, in Fluch sich verwandelt hat. Glauben wir nicht, daß der Herr in und mit denen ist, die er über uns gesetzt hat, um uns durch sie zu segnen — suchen wir nicht den Herrn in ihnen und geben wir Ihm nicht die Ehre für das, was sie zu Stande bringen, so können wir von ihnen nichts Gutes erwarten, sondern nur das, was im natürlichen Menschen wohnt, Tyrannei, Selbstsucht, Grausamkeit, Thorei und Schwachheit.

(Schluß folgt.)

Die Plymouthbrüder oder Darby und seine Anhänger im Kanton Waadt, ihr Verhältniß zu den Dissidentengemeinden und zur Nationalkirche. Von J. J. S. in L.

(Fortsetzung.)

Phil. 1, 18.

Als Darby nach Lausanne kam, und Anspruch darauf machte, eine gründlichere Erkenntniß der Heilswahrheiten und der biblischen Weissagungen anzubahnen, freute sich seiner Fr. Olivier und wurde sein eifriger Zuhörer. Uns aber ist es immer unbegreiflich vorgekommen, daß ein Mann, wie Olivier, Darby zu seiner Mission für befähigt halten konnte. Mag er nicht durch den Strom zum Theil fortgerissen worden seyn? Dem sey nun, wie ihm wolle, so konnte unmöglich die große Bereinigung des Mannes gar zu lange dauern. Darby's unlogische Redeweise mußte sich ihm bald in seiner Blöße zeigen. Die Verwirklichung seiner Grundsätze in den Versammlungen zu Lausanne gab ihm den besten Maßstab an die Hand zur Beurtheilung derselben. Er mußte mancherlei unangenehme Dinge erfahren, und ist nach langem Stillstehen in eine Opposition gegen Darby fortgerissen worden, die wahrscheinlich ihr Ende noch nicht erreicht hat. Wenn seine Gegner sein Benehmen aus unreinen Motiven erklären, so kann man sich darüber nicht verwundern. Das Urtheil aller Unbefangenen muß darin übereinstimmen, daß Olivier seine Pflicht gethan und Darby noch ziemlich milde beurtheilt hat. Olivier mag ein um so ruhige-

res Gewissen haben, als er ja ein aufrichtiger Verehrer Darby's gewesen und es zum Theil noch ist. — Er ist der oben erwähnte Geistliche, welcher im verfloffenen Winter wieder eigene Zusammenkünfte anlang, doch nicht zu derselben Stunde wie Darby und ohne das Abendmahl auszutheilen. Er rechtfertigte diesen Schritt damit, daß Darby's Predigtweise ihm nicht allen Bedürfnissen zu genügen scheine. Grund genug, daß er sogleich von den Darbyisten gehässig beurtheilt und als ein wahrer Schismatiker angesehen wurde.

Im verfloffenen Frühjahr begann er den literarischen Kampf mit dem hochangesehenen Sektenhaupte. Sein *essai sur le royaume de Dieu, suivi d'un examen rapide des vues publiées par M. John Darby sur l'apostasie de l'économie actuelle* sollte den Darbyismus durch die Idee des Reiches Gottes bekämpfen. Darby ließ bald darauf seine *remarques sur la brochure de M. Fr. Olivier, intitulée essai sur le royaume de Dieu* erscheinen, wonach Olivier binnen kurzer Zeit mit seiner *défense des principes exposés dans la brochure etc.* hervortrat.

Was gleich von Anfang in diesem Kampfe auffällt, ist, wie der wie Nochat gegenüber, die persönliche Wendung, die Darby demselben gibt. „Ich begreife,“ sagt er, „daß Herr Olivier gewohnt ist, den Kultus zu leiten und daß er es zu thun wünscht; aber ich glaube nicht, daß er mir im N. L. etwas Analoges nachweisen kann.“ Noch andere lieblose Insinuationen finden sich in Darby's Schriftchen zerstreut, auf welche Olivier mit Mäßigung und Würde, aber auch mit Ernst, Entschiedenheit und dem Muthe eines guten Gewissens antwortet. Ubrigens spricht Olivier von Darby mit der größten Verehrung, besonders in der ersten Schrift; er bekennt, daß seine Wirksamkeit sehr gesegnet gewesen sey, daß er die Mission hatte, ihn und die Anderen in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi wachsen zu machen; es sey aber schade, daß er eine so schöne Mission durch seinen Sekteneizt compromittirt habe. Was nun aber die dogmatischen Punkte des Streites betrifft, so steigt Olivier zur Idee des Reiches Gottes auf, so wie Nochat seine Vertheidigung der Dissidentengemeinden an die Idee der wahren, unzerstörbaren Kirche angelehnt hatte. Im Reiche Gottes ist die Kirche; diese beiden Größen decken sich, bis die Verderbniß anfängt; sie bringt in das Reich Gottes ein, aber nicht in die Kirche, welche nicht verderben kann. Man sieht ganz deutlich, der Verf. will in anderer Weise den Unterschied zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Kirche festhalten. So wie die Verderbniß das Reich Gottes ergreift, so ist das Reich Gottes nicht mehr dasselbe was die Kirche; d. h. jener Unterschied kommt dann zur Wirklichkeit. Die einzelnen christlichen Kirchen gehören alle zum Reiche Got-

tes; die wenigsten aber verdienen den Namen einer christlichen Kirche; sie sind ein Werk des Teufels. Der Verf. scheint nur die Protestantischen Sekten als Kirchen anerkennen zu wollen, so daß das Wenigste von dem, was zum Reiche gehört, auch in der Kirche ist, aber v. v. Alles was in der Kirche, auch im Reiche ist. Was hat er nun aber mit jener Idee des Reiches Gottes gewonnen? sehr Vieles; denn Christus ist immer König, ob ihm auch der Gehorsam versagt worden; und jeden Augenblick können die Seelen, zu ihm sich bekehrend, sich zu einer Kirche organisiren und in ihrem Theile die wahre Kirche Gottes verwirklichen. Ist aber eine solche Kirchenbildung noch immer möglich, ja als nothwendig gesetzt, so treten dann für dieselbe die apostolischen Verordnungen hinsichtlich des Kirchendienstes in Kraft. Darby kann Olivier von seiner schwächsten Seite gar nicht angreifen, da er mit ihm auf demselben dissidentischen Standpunkte steht. Er bringt unbedeutende, unbestimmte, sich selbst widersprechende Dinge vor, die ihm denn von Olivier in seiner zweiten Schrift gehörig nachgewiesen werden. Dasselbe gilt von Olivier's ganz begründeten Ausstellungen gegen Darby's Ansichten von der Verantwortlichkeit der Kirche, von der Apostasie der gegenwärtigen Ökonomie; nachdem Olivier den Unsinn dieses Ausdrucks nachgewiesen, versteht sich Darby dazu, ihn ungenau zu nennen. Olivier so wie Nochat hätten Darby noch erfolgreicher bekämpfen können, wenn sie sich nicht auf dissidentischem Standpunkte befänden. In der That, wenn alle Kirchen bis auf einige Sektenversammlungen in Bausch und Bogen verworfen werden, so ist der Schritt bis zur Verwerfung der ganzen christlichen Ökonomie nicht mehr so groß, wie dies Darby Herrn Olivier passend entgegnet hat. Wenn um unbedeutender, sekundärer Punkte willen die Gemeinden berechtigt sind, ihre Separation von den bisherigen Geistlichen und der Mutterkirche zu bewerkstelligen, wie dies die Dissidenten im Verhältnisse zur Nationalkirche gethan haben, so wird diese demokratische, ja wir möchten sagen, diese revolutionäre Richtung des kirchlichen Lebens jeglichem Ministerium nur eine unsichere Stütze gewähren können, und es geht hier das Wort in Erfüllung, „wer Wind säet, wird Sturm ernten.“ Was aber insbesondere Olivier betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß sein scharfer, oft bis zur Subtilität scharfer Geist ihm in Bekämpfung Darby's treffliche Dienste geleistet. Dieser windet sich wie ein Mal, um der gefährlichen Fänge der Dialektik zu zu entgehen; doch weiß Olivier ihn zu fassen und zu fangen, und weist ihm eine ganze Legion von Widersprüchen nach, in deren Aufzählung wir hier nicht eingehen können. Man möchte aber wünschen, die großen, durchgreifenden Widersprüche des Darbyistischen Systems besser dargestellt zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 20. April.

No 32.

Die Ordnung Gottes in der Familie.

(Eding.)

Glaube denn, daß der Herr deinen Mann über dich ge-
setzt hat, daß das Herz deines Mannes in des Herrn Hand ist,
daß der Herr dir durch ihn nach deinem Glauben geben kan-
nen will, was dir nur immer an Leib und Seele Noth thut —
laß dich von dem Menschen, der vor dir steht und richte deine
Augen auf den Herrn, der durch den heiligen Geist in den Zei-
tungen wohnt, und das Wort des Apostels: „wie die Gemeinde
Christi unterthan, also auch die Weiber ihren Männern
in allen Dingen,“ wird für dich keiner willkürlichen Um-
deutung zur näheren Bestimmung bedürfen. In festem Ver-
trauen auf Gott wirfst du dich seiner Ordnung freudig un-
terwerfend. Alles gedenkst du lassen, was er heilige und ver-
boten hat. Du gehst nicht ohne seinen Befehl den gezeigten Wegen
in deinem Herzen aufkommen lassen, sondern von ihm
das Heil erlangen und das Herz auch dich zu seinem Heilande
bedecken und einen neuen Segen über dich ausströhen lassen.

Es ist der unbeschriebene Seiten unserer Zeit, es genügt die allgem. Verdinglichung der menschlichen Betheiligungen der Daseins- und Lebens- und allen Gebieten des menschlichen Lebens, und die Vernichtung der alle menschliche Betheiligungen durchdringender, einheitlichen Lebenskraft, und die durch Zersplitterung entstandene unheimliche, persönliche Entmenschung, welche hervorgerufen, wieder von Gott und Christus nicht länger die Erde zum Tempel, sondern zu der Wüste, Hölle im Hellen von sich selbst. Woher der Zustand und Rechte u. d. m. mit der gegenwärtigen Zeit nachzugehen, um sie auch den Charakter der menschlichen Betheiligungen wieder zu erhalten, sondern sogar die Familie zu zerstören und aufgelöst werden. Die Frauen sollen „emancipirt“, auch die Kinder, wie es heißt, „der freien Betheiligungen“ betheiligten werden. Und nicht die Frauen sondern die Menschen ist es nur eine die Männer? Nicht auch die Kinder, nicht die Eltern, nicht die Väter, nicht die Vorgesetzten? Warum nicht die Frauen nicht zu ihrem Mann an Geist, Bildung und moralischer Kraft? Warum soll die Frau nicht auch gleiches Recht haben wie der Mann — warum nicht gleiche Rechte und Pflichten haben u. s. w. ? — Diese und alle die Fragen, die herabzufragen über die Betheiligungen der menschlichen Betheiligungen, sind es nicht den Frauen allein zu antworten, können nicht auf befriedigende Weise beantwortet werden, wenn wir nicht auf Gottes Ordnung hinweisen, und die Betheiligungen und Funktionen der Männer und weiblichen Rechte geben, wenn wir nicht überhört den Willen im der Familie eine gleiche Betheiligungen geben, auf die, die aus der Betheiligungen des menschlichen Lebens hervorgeht — Erst dann, wenn jedes Mitglied der Familie in seiner Stellung bewegt wird, als einer

von Gott ihm gegebenem, ja als einer Stellung im Herrn, für den Herrn und zu seiner Ehre, erst dann wird völlige Zufriedenheit und vollkommene Einheit unter allen Gliedern erreichbar sein. Gott dann auch es ihnen einleuchtend seyn, daß die Stellung jedes Gliedes in der Familie nur ein Mittel zum Zweck ist, daß der eigentliche Zweck, das, wonach alle ringen sollen, die Verherrlichung des Herrn ist, der Alles im Allen seyn soll, und daß dieser Zweck von jedem Gliede, in welcher Stellung es auch seyn mag, erreicht werden kann. Denn der Herr wird nicht nur verherrlicht durch die christliche Herrschaft und Fürsorge des Mannes, sondern eben so durch den vollkommenen Gehorsam der Frau: ihm ist die demüthige, ehrfurchtsvolle, stille Seele der Frau ein eben so wohlgefälliges Opfer als der festbegründete, thatkräftige Geist des Mannes: er sieht in beiden Wirkungen desselben heiligen Gehors. der ihn verhört (Joh 16, 14.), Früchte desselben göttlichen Lebens, das von ihm ausgeht. — Freilich gelüftet den natürlichen Menschen immer noch Herrschaft; er hat kein Auge, keinen Geschmack für die stillen, verborgenen, unsichtbar wirkenden Kräfte des menschlichen Lebens, sondern er sucht und lobt nur: was äußerlich ist, was Gehör macht und Menschenaugen auf sich zieht. Die untergeordnete, anerkennende und demüthige Stellung einer christlichen Frau steht daher dem Fleische immer sehr zuwider, und in der Welt darf sie nicht viel Ehre und Anerkennung erwarten; aber für das innere Leben und die stille Gemeinschaft mit Gott ist ihre Stellung eine gar günstige und befördernde; „vor ihm,“ heißt es, „ist ein sanfter und stiller Geist köstlich“ (1 Petr. 3, 4.), und sein Wohlgefallen an unserem Thun bleibt doch immer die höchste Ehre und die wahre Freude des Herzens. —

Ist die Stellung des Mannes in der Familie die des Herrn in der Gemeinde, und die des Weibes die der Gemeinde dem Herrn gegenüber, so können wir die Stellung der Kinder als die der einzelnen Gemeindeglieder, dem Herrn und der Gesamtheit gegenüber, bezeichnen.

Der Herr ist der Vater der neuen und geistigen Schöpfung; die Kirche die Mutter. Als Kinder Gottes sind wir im Leibe der Kirche durch den Geist Gottes erzeugt worden und in ihrem Schoße werden wir genährt und gepflegt. So wie nichts in der Welt dem einzelnen Christen, zur Erhaltung und Förderung seines geistlichen Lebens, das seyn kann, was ihm die Kirche, nach Gottes Ordnung, seyn soll, so kann keine menschliche Erfindung oder Einrichtung, keine Erziehungs-, Pensions- oder sonstige Anstalt zur Entwicklung und Bildung des Charakters der Kinder das leisten, was das elterliche Haus, was insbesondere die Mutter, vermag. Damit aber der volle Segen des Herrn den Kindern da zu Theil werde, müssen sie sich ihren Eltern in

allen Dingen unterwerfen, und diese bei ihrem Verfahren gegen ihre Kinder den Herrn vor Augen haben, ihm nachfolgen. So wie er mit uns Sündern umgeht, um uns für sein Reich zu bereiten, so müssen die Eltern mit ihren Kindern umgehen. Das ewige Heil ihrer Kinder soll ihre erste Sorge seyn. Durch Wort und That, durch heiliges Leben und stete Anerkennung und Verherrlichung des Namens des Herrn in der ganzen Hausordnung, durch Beten und Wachen, und durch eine reine, christliche Zucht, in zarter Liebe und unermüdeten Geduld, sollen die Eltern die Macht der Sünde in ihren Kindern zu bekämpfen und die Keime des neuen Lebens aus Gott zu entwickeln suchen. Unmöglich ist es aber, daß sie diese hohe und heilige Pflicht erfüllen können, wenn sie nicht glauben, daß ihre Kinder Kinder Gottes sind, daß sie mit Christo in der Taufe begraben und wieder auferstanden und seines Lebens theilhaftig geworden sind. Als Christen glauben und bekennen wir, daß der natürliche Mensch nur sündigen kann. Halten wir nun unsere Kinder nur für natürliche Kinder, so können wir ja von ihnen nichts Gutes verlangen: die Bekämpfung der Sünde und die Früchte des heiligen Geistes dürfen wir ja in ihnen gar nicht erwarten. Es wäre thöricht, das von unseren Kindern zu verlangen, wozu, wie wir selbst gestehen, ihnen noch nicht die Kraft gegeben ist! — Dieser Punkt ist von der allergrößten Wichtigkeit und die erste Bedingung für eine ächt christliche Kindererziehung. Glauben die Eltern nicht an das durch den Geist Gottes im Geiste des Kindes gewirkte Werk des Herrn, so haben sie im Herzen des Kindes keinen guten Boden, auf dem sie arbeiten, keinen festen Grund, auf den sie bauen können. Statt die im Kinde schon vorhandenen göttlichen Lebenskeime durch ihren Glauben zu befruchten und das Kind allmählig in alle Rechte und Verpflichtungen des Neuen Bundes einzuführen, suchen sie ängstlich nach den Spuren dieses Lebens, um daran glauben zu können, lassen die Kinder in Zweifel und Ungewissheit ihres göttlichen Berufs aufwachsen, bis daß der alte Mensch den Sieg davon trägt und die Kinder sich als solche beweisen, wofür ihre Eltern sie hielten, als Kinder des Fleisches, als Kinder der Welt.

Die Familie besteht aus Mann, Weib und Kindern; außer ihr, aber doch ihr angehörig, ihrem Dienste gewidmet und an Gottes Segen in der Familie theilnehmend, steht die Dienerschaft. „Ihr Knechte,“ sagt der Apostel (Eph. 3, 22. 23., 4, 1.), „seyd gehorsam in allen Dingen euren leiblichen Herren, nicht mit Dienst vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern mit Einfaltigkeit des Herzens und mit Gottesfurcht. Alles, was ihr thut, das thut von Herzen, als dem Herrn und nicht den Menschen. Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habet.“ Der Dienerschaft gegenüber steht der Hausvater als Herr da. Es ist aber der Herr, der im Himmel ist, dessen Namen er trägt und dem er, als Herr, nachfolgen soll — dem Herrn, der gerecht und gnädig ist, der von Niemanden mehr fordert als er leisten kann, der sich herabläßt und durch seine Liebe, Freundlichkeit und Gnade das Herz seiner Diener zu gewinnen sucht, so daß der Dienst ein freiwilliger und freudiger

wird. Die Klasse der Dienenden ist (wir müssen es mit großem Schmerz gestehen), namentlich in größeren Städten, innerlich schrecklich verfallen und verdorben. Wahre Treue und Anhänglichkeit an ihre Herrschaften ist selten noch unter ihnen zu finden. Sie dienen, weil sie dienen müssen; ihre Herzen aber sind voll Neid, Unzufriedenheit, Hochmuth und Eitelkeit; leichtsinnig und gleichgültig wechseln sie ihre Herrschaften oft aus bloßer Laune und suchen bei all ihrem Verfahren nur ihren eigenen Vortheil und die Befriedigung ihrer bösen Lüste. Die Schuld ist aber nicht ausschließlich auf ihrer Seite: die Herrschaften haben das Ihrige dazu beigetragen, diesen Zustand hervorzurufen. Durch schlechtes Beispiel, durch Nichterfüllung ihrer Pflicht, durch stolzes, rohes, liebloses Benehmen, haben sie die Kluft zwischen Herren und Dienern immer mehr und mehr erweitert, haben sie die Herzen des Gesindes gegen ihre Herren verhärtet und verstoßt und eine trogige, empörerische, feindselige Gesinnung in ihnen erzeugt: die zwei Klassen sind allmählig als zwei feindselige Mächte einander gegenüber getreten, und suchen bei jeder Gelegenheit, durch List und Macht, einander allerlei Vortheile abzugewinnen. Soll dieser Zustand gründlich geheilt werden, so muß das Verhältniß zwischen Herren und Dienern als ein von Gott verordnetes und gesetztes anerkannt werden, als eine heilige Ordnung, wodurch er für die Bedürfnisse beider Klassen gesorgt und Herren und Dienern eine Gelegenheit gegeben hat, ihm zu dienen und seinen Namen zu verherrlichen. Die Herren müssen sich als Nachfolger und Vertreter des himmlischen Herrn beweisen und bewähren, das Heil ihrer Diener suchen, auf ihre Herzen zu wirken bemüht seyn, damit die Liebe thätig und der Dienst frei und leicht werde. Die Diener müssen sich um Gottes willen ihren irdischen Herren unterwerfen, ihre Liebe und Treue gegen ihren himmlischen Herrn dadurch beweisen, daß sie ihre irdischen Herren ehren, lieben und ihnen unterthan sind. Sie müssen ihre tägliche Arbeit dadurch heiligen und verklären, daß sie Alles, was sie thun, als einen Auftrag des himmlischen Herrn verrichten, dadurch daß sie ihn immer vor Augen haben, und seines Versprechens eingedenk seyn, daß in dem Maße, worin er sie jetzt treu in dem Kleinen und Niedrigen findet, er sie einst erhöhen wird und sie setzen über Großes und Herrliches (Matth. 25.).

Die Plymouthbrüder oder Darby und seine Anhänger im Kanton Waadt, ihr Verhältniß zu den Dissidentengemeinden und zur Nationalkirche. Von J. J. S. in L.

(Fortsetzung.)

Phil. 1, 18.

Auf der anderen Seite sind Olivier's subtile Disinktionen auch nicht über allen Tadel erhaben und namentlich möchten seine Ansichten über das Reich Gottes in seinem Verhältniß zur Kirche und v. v. einer tüchtigen Revision bedürftig seyn. Hebt er doch seinen Begriff vom Reiche Gottes im Verhältnisse

zur Kirche selbst auf durch Unterscheidung eines äußerlichen und eines geistigen Reiches Christi. Sein Begriff der Kirche ist viel zu eng, und Darby hat es ihm mit Recht vorgeworfen. Olivier's Ansicht von der Kirche wird am deutlichsten dadurch bezeichnet, daß er sagt, die Kindertaufe habe die Idee von der Kirche gänzlich materialisiert, d. h. umgewandelt; auf dieser Basis der Kindertaufe kann nach ihm keine wahre christliche Kirche sich erbauen. Dieser Baptismus hat unter den Dissidenten des Waadtlandes viele Anhänger. Aber auch viele Mitglieder der Rationalistische, namentlich die schroffen Opponenten der Verbindung von Kirche und Staat, entgehen nur durch eine glückliche Inconsequenz dem Baptismus, der zu ihrer Auffassung der Freiheit in der religiösen Entwicklung als integrierender Bestandtheil zu gehören scheint.

Ein sehr wichtiger Theil der Schrift Olivier's über das Reich Gottes ist derjenige, wo er von den üblen Folgen des Darby'schen Anarchismus redet. Sein Zeugniß ist um so gewichtiger, da er als Augenzeuge und Theilnehmer nicht nur, sondern auch als schroffer Separatist redet. Zuerst spricht er ein Wort von den guten Folgen, welche Darby's Theorien haben könnten. Diese guten Folgen reduciren sich auf ein rein Negatives, nämlich die gewaltsame Zerstörung eines menschlichen Werkes durch ein anderes menschliches Werk. Um so ausführlicher und weitläufiger verbreitet er sich über die üblen Folgen. „Ich mache zuerst aufmerksam,“ sagt er, „auf die schmerzliche Unruhe, welche das System in vielen Geistern erregen kann, theils wegen der dunkeln Ausdrucksweise des Verf., theils wegen der kühnen und sonderbaren Behauptungen, woran er Gefallen zu finden scheint. Wie traurig ist es, diese unbegreifliche Phrasologie anhören zu müssen: Die Oekonomie ist ruiniert; Alles ist verfehlt; die Kirche ist in Apostasie gerathen! Da nun aber in diesen Dingen doch etwas Wahres sich findet, vorgetragen mit unwiderstehlicher Superiorität in Hinsicht der Kenntnis der heiligen Schrift,“) so läßt sich leicht begreifen, in welche Verwirrung dieses Gemisch von Wahrheit und Irrthum viele Seelen werfen muß. Ich mache ferner aufmerksam auf die traurigen Spaltungen, welche unter den Christen dieser gefährliche Unterricht hervorruft, enthusiastisch von den Einen aufgenommen, im Verdacht gehalten oder verabschiedet von den Anderen, ist er vom Feinde auf die geschickteste Weise combinirt, um von der einen Seite eine gehässige und unversöhnliche Opposition, von der anderen Seite einen instinktmäßigen und andauernden Widerstand zu veranlassen. Welch ein Verlust für die Frömmigkeit und die christliche Bruderliebe! Welch ein Gewinn für die Feinde! Wie vertheilhaft weiß die Welt diese ärgerlichen Spaltungen zu gebrauchen! Ein anderes Element der Störung, begründet in Darby's Begriff von der Kirche, ist dieses, daß, weil ein Lehrer in der Kirche überhaupt Lehrer ist, und nicht an eine Specialkirche gebunden, man sich für befugt hält, ohne

alle Schonung in das Arbeitsfeld eines Anderen einzudringen, indem man die Rücksichten der Delikatesse sowohl als die apostolischen Ermahnungen 2 Cor. 10, 15. 16. gänzlich bei Seite setzt. Wie viele Thatfachen könnten wir nicht anführen, um diese Behauptung zu erhärten, und welche traurige Vergleichungspunkte könnte man in dieser Beziehung zwischen der Darby'schen Schule und den Predigern einer anderen Gesellschaft *) . . . finden!“

„Und wenn man, vielleicht durch verwerfliche Mittel, dahin gelangt ist, sich inmitten einer Gemeinde einzunisten, was ist öfter der Erfolg davon? Ach! durch dieses anarchische System zieht man an sich durch einen ersten Zug des Reges alle Unzufriedenen, alle diejenigen, welche mit dem Pfarrer oder mit der Gemeinde übel stehen, sodann alle leichtsinnigen, unruhigen, neuerungsfüchtigen Geister, junge Leute ohne Erfahrung, Personen von lebhafter Phantasie. Und welchen Gebrauch macht man mit dieser vulkanischen Materie? Nun, man sucht in den Versammlungen Alles über den Haufen zu werfen, die Pastoralwürde durchzustreichen, mit einem Worte, zu thun, was Herr Darby selbst sehr gut beschrieben, da er, um sich der Ernennung von Leitern des Kultus zu widersetzen, sich also ausgelassen hat: „„das Resultat davon ist dieses, daß, wenn irgend welche wahrhaftige Pastoren- und Ältestengabe sich manifestirt, man den Leiter des Kultus absetzen muß, eine Operation, welche in einer Gesellschaft von Christen die schmerzlichsten Wunden schlagen kann. Eine solche Handlung würde dem Undanke und dem Eigenwillen ähnlich sehen; er dürfte als revolutionär durch sehr viele Mitglieder bezeichnet werden.““ Ach, mein Bruder, ist hier nicht der Ort, dir zu sagen: der du die Anderen unterrichtest, warum unterrichtest du nicht dich selbst? Warum macht ihr, du und die Deinen, euch so wenig Gewissen daraus, grade solche Operationen vorzunehmen?““ — Und was ist denn am Ende der geheime Impuls zu allen diesen Revolutionen? Wäre es nicht derselbe, der allen Revolutionsmännern gemein ist: „„ôte-toi de là, que je m'y mette?““ — Wie benehmen sich auch die Christen, die nach dieser Lehre gemodelt sind, besonders die jüngeren Leute, schon von Natur zur Überschätzung ihrer selbst geneigt, besonders aber diese frühreifen Prediger, welche seit einiger Zeit in unseren Gegenden ihr Wesen treiben! Welche Suffisance bei Vielen! welch ein schneidender Ton! Welche Verachtung alles dessen, was außer ihrem Gesichtskreise liegt!“

„Und wenn wir auch ein wenig davon reden wollen, wie der auf diesen Grundlagen erbaute Gottesdienst sich gestaltet, wie viel haben wir da nicht zu sagen? Vor Allem zeigt sich in gewissen Fällen eine beträchtliche Verarmung in Hinsicht der Gaben, die zur Erbauung dienen; denn dieses System, so trefflich geeignet, um den Mund derer zu öffnen, die besser thäten zu schweigen, hat auch den Nachtheil, daß es den Mund derer schließt, die da reden sollten, indem es zum Stillschweigen die Diener der Gemeinde zwingt, welche man erst dann anhören will, wenn sie thatsächlich ihr Ministerium aufgegeben haben.

*) Dieses ehrende Zeugniß wagt sehr wenig zu Olivier's anderweitiger Darstellung, wodurch er Darby so durchgängige Verdrehung der klaren Botschaften nachweist.

*) Der Verf. scheint die Jesuiten im Auge zu haben.

Ferner, da Niemand für die Leitung des Ganzen verantwortlich ist, da Jeder nach Belieben auftreten kann, was ist das Resultat davon? Dieses ist es: keine Mittel, um die Ordnung aufrecht zu halten, keine, um der Unordnung zu steuern, — Mangel an Sorgfalt, Nachlässigkeit im Reden, — öfter lange Pausen, welche die Andacht ertödteten, indem sie Armseligkeit und Unbehagen verrathen — oftmals Mangel an christlichem Anstande in der Haltung der Versammlung und besonders in der Feier des heiligen Abendmahls, welche Viele ihrer Würde zu berauben suchen. — Leere, was das Lehren betrifft, da Niemand dafür verantwortlich ist, da diejenigen, welche nach gehöriger Vorbereitung wohl im Stande wären, eine Versammlung zu erbauen, glauben, sie müßten sich aller Vorbereitung enthalten, im Wahne, auf diese Weise den heiligen Geist in ihnen kräftiger wirken zu lassen.“*) —

Indem wir hiemit die Darstellung dieser Controverse beschließen, bemerken wir noch, daß auch in dem zuletzt angeführten charakteristischen Zuge des Darbyismus sich eine eigenthümliche Abirrung der ersten Erweckung im Kanton Waadt abspiegelt. Alles, was zur Vorbereitung zum Predigen, von seiner menschlichen Seite betrachtet, zur sorgfältigen Ausarbeitung der Predigt gehört, wurde damals von einigen erweckten Geistlichen, ja selbst von Studirenden für profan gehalten. Durch voreiliges Extemporisiren ist der Predigtweise geschadet worden nicht nur in Hinsicht der äußeren Form und Sprache, sondern auch insofern als gewisse dogmatische Lieblingspunkte auf etwas ungeschickte Weise und ohne lebendige Anwendung, immer wiederholt wurden. Das erkennen gegenwärtig selbst viele Freunde und Theilnehmer der religiösen Bewegung. Ja, die Wahrheit zwingt uns zum Geständnisse, daß unter einigen der jüngeren Erweckten ebenfalls Zeichen von jener Verachtung des kirchlichen Anstandes und Dekorums hervorgetreten sind, welche von den Darbyisten viel weiter getrieben wird.

Noch führen wir an, daß die evangelische Gesellschaft von Genf in ihrem rapport annuel vom Jahre 1841 sich gegen Darby ausgesprochen, welcher ihr in seinen schon angeführten quelques développements antwortete, und daß einer ihrer Zöglinge, Candidat Wolf, im Jahre 1843 thèses sur le ministère öffentlich vertheidigt hat, welche ganz bestimmt die Darbyistischen Abirrungen bekämpften. Herr Wolf gab die Weise zu diesen Behauptungen im Drucke heraus, unter dem Titel: Le ministère en opposition au hierarchisme et principalement au radicalisme religieux. Act. 20, 28. 30. Diese kleine Schrift empfiehlt sich eben so sehr durch genaues Anschließen an die Schrift, geschicktes Auslegen und combiniren der be-

treffenden Schriftstellen als durch logische Ordnung und Klarheit der Darstellung.

Darby fühlte die Nothwendigkeit, allen diesen Angriffen, welche in der Beschuldigung, daß er das geistliche Amt abschaffe, culminirten, auf ganz specielle und direkte Weise entgegenzutreten. Er schrieb daher über le ministère, considéré dans sa nature, dans sa source, dans sa puissance et dans sa responsabilité. 1843. Dieses sein letztes Wort bildet auch den Schlußstein des ganzen von ihm aufgeführten Gebäudes. Er scheint zwar dadurch mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, und allerdings ist ein solcher Widerspruch nicht zu verkennen, aber im Ganzen bleibt er doch der Richtung seines Systems getreu. Was ihm den Anschein der Inconsequenz gibt, ist sein Bemühen, sich an die gewohnten Ausdrücke anzuschließen; aber näher betrachtet gibt er ihnen einen ganz neuen Sinn, eine Operation, die man vorher mit Erfolg angewendet hat, um Neuerungen unbemerkt in das Bewußtseyn der Menge einzuführen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus Ostpreußen. Wir beileben uns, den Lesern der Ev. A. Z. die erfreuliche Anzeige von der Bildung eines „Zweigvereines der evangelischen Pastoral-Hülfs-Gesellschaft in Berlin,“ welcher am 11. Januar 1844 in Königsberg gestiftet worden, zu bringen. Bereits im Mai v. J. traten die Mitglieder des Vorstandes, wie es in der so eben erschienenen Ankündigung und den Statuten des Vereines heißt, zusammen, und nur ganz äußerliche Umstände hielten die angeknüpften Verhandlungen in einer Weise auf, daß erst vor Kurzem die Besätigung der Statuten eingegangen ist. Dennoch halten sie sich überzeugt, weder zu spät gekommen zu seyn, noch ferner zurückbleiben zu dürfen mit einer Stiftung, welche eine Lebensfrage der Evangelischen Kirche unserer Zeit faktisch beantwortet.

Wie sehr ein solcher Verein einem auch in unserer Provinz sich fühlbar genug machenden Bedürfnisse entspreche, geht ebenfalls aus der gedachten Ankündigung aufs Deutlichste hervor. Ihr zufolge gibt es in Königsberg selbst elf Predigerstellen weniger als vor vierzig Jahren. „Blicken wir auf die seit den letzten Jahrzehnten vermehrte, in einzelnen Fällen bis an die Hälfte gesteigerte Population und die in Folge der Separation entstandene Zersplitterung der Wohnsitze in den meisten Landgemeinden, so finden sich in dem Regierungsbezirke Gumbinnen Gemeinden, wie Werden, Heinrichswalde und andere, welche zehn- bis zwölftausend Seelen zählen, und in dem Königsberger Regierungsbezirk Gemeinden, wie Litthauisch-Memel und Prökuls, von denen die erstere 163 und die letztere 102 Ortschaften in sich faßt.“

Vertrauensvoll blicken wir zu dem Herrn und Haupte der Kirche auch in dieser Angelegenheit empor. Unser Zweigverein ist der erste, welcher sich der Berliner Hülfs-Gesellschaft angeschlossen hat: möchten viele bald diesem Vorgange folgen und damit das Leben der Evangelischen Kirche in einem thatkräftigen Wirken auch nach dieser Seite hin bewahren! Möchten viele theilnehmende Herzen sich auch dem neuen Zweigvereine in warmer Liebe zuwenden, dieser aber unter Gottes Beistande und Segen wachsen und gedeihen.

*) Was wir gesehen und gehört haben, bestätigt die Wahrheit dieser Aussagen. Bereits scheint es stehende Sitte zu seyn, daß während der Gebete die einen sitzen bleiben, indeß die anderen aufstehen. Ob dies jenen als ein Rest des Sauertheiges der alten Kirchen erscheine, können wir nicht entscheiden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 24. April.

N^o 33.

Über die Freimaurerei und die Schwedische Kirche.

(Übersetzung eines Schreibens eines Schwedischen Geistlichen.)

Weil ein Artikel in der Ev. K. Z. behauptet, die Schwedische Kirche verdanke einen bedeutenden Theil ihres Ansehens und Einflusses ihrem innigen Verhältnisse zur Freimaurerei, so muß ich, der Aufforderung eines Freundes genügend, meine Überzeugung in dieser Sache aussprechen.

Ich erkläre öffentlich, daß diese Behauptung eine der grundlosesten ist, die ich je über die Schwedische Kirche habe aussprechen hören, und kann versichern, daß es bei uns gewiß nicht mehr als einen Schweden gibt, der etwas der Art aussprechen konnte, wenn auch mehrere Ausländer es haben glauben können.

Erst, nachdem die Schwedische Kirche ihre selbstständigste und achtungsgebietendste Stellung erreicht hatte, erscheinen Freimaurer zum ersten Male in unserer Geschichte. Vor 1730 ist mir dieser Name nicht vorgekommen. Erst 1743 wurde die erste Freimaurerloge in diesem Lande gehalten, als der Russische General Jakob Kirth, als Provinzial-Großmeister, eine solche hielt, wobei Schweden als Freimaurer aufgenommen wurden. Das „Werk“ schritt indessen in aller Heimlichkeit fort, bis des Kronprinzen Adolph Fredrik's erster Sohn, Gustav, nachher König Gustav III., geboren wurde. Da traten die Freimaurer als Gemeinschaft hervor mit einer Gedächtnismünze, deren Gepräge für den Orden charakteristisch war. Neben Minerva und den Ordensemblemen sieht man den Bibelspruch: et exstitit lux (Gen. 1. „und es ward Licht“) und den Geburtstag des Prinzen (XIII Jan. MDCCXLVI). Dies Kompliment wurde mit der Freiheit, öffentlich zu mauern, belohnt. Ein Orden, dessen Licht ward mit der Geburt des Königs Gustav III., konnte nicht von Wichtigkeit für Christi Kirche werden.

Neue politische Verhältnisse gaben dem Orden große politische Bedeutung zu einer Zeit, da die Kirche in Schweden im Begriff war, eine bloße Hofinstitution zu werden; ich meine zur Zeit des Königs Gustav III. Dieser König hatte einen jüngeren Bruder, Karl (nachher König Karl XIII.), der vom Bruder auf dem Throne gefürchtet wurde. Ihn hatten die Freimaurer für sich gewonnen, während Kunst und Genialität Gustav's Seele gefangen hielten. Karl's „Maurerei“ erregte Verdacht, und als die Royalisten die Opposition sich um den Herzog Karl sammeln sahen, gingen sie als „bewachende“ Brüder in den Orden ein. Und der König selbst hielt sich nicht fern von einem Orden, dessen Schutzherr zu seyn sich der Landesherr verpflichtet hatte. Deswegen wurde der Orden auch nicht

der Ausgangspunkt der Revolution, die ein Königsmord abbrach 1792; aber Karl wurde jetzt Reichsvorsteher und umgab sich mit Ordensleuten. Seine „rechte Hand“, Baron G. A. Neuterholm, vertiefte sich mit großem Eifer in die Geheimnisse des Ordens und erhielt, wie behauptet wird, dadurch einen so entschiedenen Einfluß bei seinem hohen Herrn, daß der Günstling allein regierte. Durch Ordenssympathien konnte der, wegen Zueignens der Französischen Kronjuwelen verdächtig gewordene Ordensmann, A. A. Boheman, der vor einem Decennium in Deutschland starb, in das vertraulichste Verhältniß zum Herzog kommen und durch diesen wieder zu dem beschränkten Könige Gustav IV. Adolph, der ohne Zweifel in dasselbe Netz verwickelt worden wäre, hätten nicht einige kühne Männer, Graf Karl Karlsön, Mörner, M. Rosenblad u. A. in aller Schnelligkeit den Bohemann verhaftet und weggeführt, und das grade während der König — der alleinherrschende — sich anzog, um sich in einen von Boheman reformirten Orden aufnehmen zu lassen, wozu auch Frauen Zutritt haben sollten. Unterdessen schloß sich der Orden nach dieser Zeit immer enger an Herzog Karl, bis die Revolution 1809 den König Gustav IV. Adolph entfernte, und den Herzog Karl auf den Thron erhob. König Karl sammelte nun um sich seine Ordensfreunde, die zugleich seine politische und persönliche Freunde waren. Er hatte den Orden reformirt, indem er die uralten neun Grade mit einem zehnten vermehrte, welcher neue Grad nach ihm genannt wurde, und dreißig, darunter drei geistliche Glieder, durften die Ordensinsignien öffentlich tragen und hießen Ritter des Karl XIII. Ordens. Daß von nun an Glücksjäger den Orden umlagerten, versteht sich von selbst, und es gehörte zu der s. g. unschuldigen Fürsorge für seine Zukunft, in den Orden einzugehen, wenn ein junger Mann „sein Glück“ machen wollte, wenigstens das Glück der persönlichen Bekanntschaft mit vornehmen Leuten. In diesem Geiste und von diesem Gesichtspunkte aus beschäftigte man sich mit der Freimaurerei, aber nirgends dachte man daran, dadurch der Kirche oder dem Staate eine Stütze zu bereiten, und die eigentlichen Pfeiler der Kirche haben nie mit Freimaurerei zu thun gehabt (z. B. Balter, Mohrborg, Murbeck, Schartau, Selligren, Enderot, Tolleson und solche Männer).

Natürlich war es, daß der adoptirte Königssohn, der jetzige König, *) in die Lieblingsanstalt seines Vaters und Königs eingehen sollte; aber obgleich er, so wie sein Sohn, der jetzige Kron-

*) Als dies geschrieben wurde, lebte noch der vor Kurzem verstorbene König. Anmerk. des Übers.

prinz, ihre frühere Stellung zum Orden beibehalten haben, so hat doch sowohl der Geist des Christenthums, in Christi Worte wurzelnd: „was ihr höret in das Ohr, das prediget auf den Dächern,“ als der Zeitgeist, dessen Zeichen nicht heimliche Ordensembleme sind, die merkbarste Veränderung in den Verhältnissen des Ordens gewirkt. Man hört weder von Ordensenthusiasten noch von Ordensfeinden. Die alte, vom Staate tolerirte Anstalt steht da als eine Wohlthätigkeitsanstalt mit uralten Ceremonien, die zugleich eine unschädliche Abendunterhaltung einiger unserer Mitbürger bildet, so wie eine Menge private Gesellschaftsorden, W. et W., Neptunorden, Sveaorden u. a. Aber Niemand stiftet neue Orden, Niemand schreibt, kaum spricht man von den alten, und gewiß tritt Niemand hinein, auch bleibt Niemand darin — wenn nicht Einer — um Gott zu dienen oder Christi Gemeinde zu stärken. Die alten Zeitgenossen Karl's XIII. sterben allmählig aus und keine bedeutende Leute treten wieder ein. Als Beweis führe ich an, wie sich die zweite Universität des Reichs, die zu Lund, zu der Sache stellt. Der Bischof und Prokanzler Dr. Fare, 77 Jahr alt, ist Karl XIII. Ritter. Im Domkapitel dürfte man wohl daher viele Freimaurer erwarten. Aber er ist der einzige. Obgleich die Loge fünf Meilen von Lund liegt, in Christiansstad, finde ich in ihrer Matrikel weder den Dompropst Hellstenius, noch die Professoren Ahlman, Bergqvist, Thomander oder Neuter Dahl, auch nicht die Theologen Melin und Bring, auch nicht Cedergren oder den Prof. jur. Dr. Schlyter, also grade nicht die Personen, die kirchliche Bedeutung haben. Und in Upsala ist gewiß das Verhältniß dasselbe. Viele, die in ihren jüngeren Jahren in den Orden eingetreten sind, haben die höchsten Stellen in Kirche und Staat erreicht, aber im Orden sind sie stehen geblieben bei demselben Grade, als Zollbediente und Leute dieser Art. Ich finde z. B. in der Matrikel des Jahres 1839, daß selbst der geistliche Minister, Staatsrath und Bischof, Dr. E. J. Heurlin, noch immer einen Hülfsgeistlichen neben sich, und sechs Lieutenants über sich hat! So verhält es sich auch mit dem Bischof und Botaniker, Magister Agardh. Der Dichter und Bischof Dr. Tegnér besuchte nie den Orden und der Dichter und Bischof Dr. Franzén hat während vierzig Jahre nicht gemauert, noch immer in dem Grade bleibend, den Dienstleute nach Verlauf eines Jahres erreichen können. Den Namen des Theologen und Bischofs Dr. Bruhns finde ich auch nicht in der Liste. Danach beurtheile man, mit welchem Rechte behauptet worden, daß die Bischöfe regelmäßig dem Orden angehören. Einige Dugend Priester stehen wohl in den Matrikeln, aber sollten nur die gerechnet werden, die innerhalb zehn oder zwanzig Jahren Logen besucht, mit Ausnahme derjenigen, die in Städten wohnen, wo Logen sind, so würde man bald damit fertig seyn, und gewiß gibt es keinen Priester, der kirchliches Gewicht, ja kaum irgend ein Gewicht auf seine Mitgliedschaft legt. Alles hat seine Zeit, und die Freimaurer in Schweden haben die ihrige gehabt. Priester auf dem Lande, die in ihren jüngeren Jahren als Stadtbewohner in Freimau-

terlogen eingegangen sind, müssen sogar ihre Mitgliedschaft vor dem gemeinen Manne verschweigen. Die Stimmung des Volks ist immer noch feindselig gegen diesen heimlichen Orden. Vor kaum zehn Jahren hatten einige Handels-Commis in Malmö scherzweise einigen Bauern gesagt, die Freimaurer seyen zur Stadt gekommen und kauften Menschenfleisch zum Pökeln und zur Versendung an die Türken, und der Schrecken war so groß, daß die Bauern nicht zu Märkte kommen mochten und die Aussage mußte förmlich widerlegt werden. Wer dies Faktum und die Stellung des Schwedischen Bauernstandes in der Kirche kennt, braucht nicht mehr, um einzusehen, daß der Orden von keiner Bedeutung seyn kann für die Schwedischen Gemeinden.

Der Orden besteht noch immer aus den hohen Beamten, die zur Zeit des Königs Karl XIII. eintraten, aber er hat jetzt seinen größten Zuwachs und erregt das meiste Interesse unter den Adelligen, die in der Beamten-carrière nicht mehr so leicht fortkommen können, weil bedeutendere Kenntnisse erfordert werden, auch nicht in der Gesellschaft so leicht sich erheben können, weil da mehr auf Ehrbarkeit und feste Grundsätze gehalten wird, und die daher auf eine geheime Carrière ausgehen, wo sie vielleicht den Karl XIII. Orden vor ihrem Sterbetage werden gewinnen können. Diese ziehen dann wieder Nichtadelige nach sich, namentlich solche, denen es schmeichelt, eine Art Gemeinschaft zu haben mit Hochwohlgebornen und Wohlgebornen. Viele Handwerker suchen da die Bekanntschaft guter Kunden zu machen. Viele treten auch ein wegen der Pensionsanstalt, die innerhalb des Ordens organisiert ist.

Vor einigen Jahren trat ein Pastor, E. Bergman, innerhalb und außerhalb des Ordens mit scharfer Polemik gegen diese „mittelalterliche Ruine“ auf. Man hielt aber sowohl die Opposition als die Vertheidigung bei einer Sache, die so unschuldig geworden war, für unbegründet. Daß die Frage im Publikum weder Sympathie noch Antipathie erregte, beweist am besten, wie sehr der Verf. des Artikels in der Ev. K. Z. sich geirrt hat.

Es ergibt sich also, daß ein Freimaurerorden während der am wenigsten selbstständigen und kraftvollen Periode der Schwedischen Kirche entstand, zuerst begünstigt durch Fürstliche Opposition, nachher durch Königliches Interesse und daß er der Form nach noch besteht, im Publikum geltend als eine achtungswerthe Wohlthätigkeitsanstalt, für die Kirche gleichgültig, die nichts Auszeichnendes daran findet, daß Jemand Freimaurer ist, — eine Einrichtung, die man weder rühmen noch tadeln kann, und woraus man schließen muß, daß die Freimaurer entweder die ererbten Formulare nicht verstehen, die vielleicht so alt sind, wie die Eleusinischen Mysterien, und zu einer Zeit katholisirt, zu einer anderen protestantisirt worden, oder auch, daß sie sie verstehen, aber sie mit dem ruhigen Blick eines Geschichtsforschers betrachten und nichts darin finden, was tausend Menschen abhält von einem gemeinschaftlichen Essen, hundert vom Studiren mystischer Formulare, zehn von der Einbildung, darin den Stein der Weisen zu finden und Einen

darin einen Pfeiler für die Kirche zu sehen, während alle gemeinsame Wohlthaten spenden aus den Zinsen der geerbten Fonds des Ordens. Wir haben ein Freimaurerkinderhaus in Stockholm von sehr rühmlicher Wirksamkeit. Dagegen kenne ich Niemanden, der besser oder schlechter, mit einem Worte, der etwas Besonderes deswegen wäre, weil er zu den Freimaurern gehört. Daraus ergibt sich am besten der Charakter der Freimaurerei der Kirche gegenüber.

Die Plymouthbrüder oder Darby und seine Anhänger im Kanton Waadt, ihr Verhältniß zu den Dissidentengemeinden und zur Nationalkirche. Von J. J. S. in L.

(Schluß.)

Phil. 1, 18.

Wir sind an das Ende unserer Darstellung gelangt und freuen uns dessen. So gereicht es uns auch zum Troste, unseren Lesern melden zu dürfen, daß die Darbystische Bewegung im Waadtlande nicht nur ihren Höhepunkt schon erreicht hat, sondern auch bereits, wenn nicht ihrem Ende nahe, so doch im Sinken begriffen ist. An einigen Orten werden die Darbystischen Versammlungen weit weniger besucht als vorher; die Theilnehmer empfinden Ermüdung und Langeweile bei den unverständlichen Ansprachen der Adepten Darby's, und fangen an, sich ihren rechtmäßigen Geistlichen wieder zu nähern. Die Hauptwortführer scheinen unzufrieden mit der gegenwärtigen Stimmung; sie sprechen manchmal ziemlich kleinlaut und mit einer Bescheidenheit, die gegen ihre früheren Äußerungen contrastirt. Darby selbst soll ein gewisses Unbehagen empfinden; und dieses mag zu seiner abermaligen Reise nach Frankreich Einiges beigetragen haben. Er hat die ernste, demüthigende Wahrnehmung machen müssen, daß ein gewisser Nimbus der Heiligkeit und Untrüglichkeit, der ihn früher umgab, seit seinen letzten Manifestationen und den beschriebenen Angriffen auf seine Lehre, zu erbleichen begonnen. Die meisten seiner Verehrer gestehen, daß er zu weit gegangen, daß manche seiner Ansichten unhaltbar seyen, und daß er eben auch menschliche Unvollkommenheiten an sich habe. Ob er es noch lange in einer solchen Atmosphäre aushalten werde, ist zweifelhaft. Man möchte vielmehr erwarten, daß er bald wieder, seinem unruhigen Wanderungstrieb nachgebend, die von ihm gestifteten Versammlungen, wie er es in England sogar mit Katholiken getrieben haben soll, sich selbst überlassen wird. Ob die Bewegung selbst bald aufhören werde, darüber ein bestimmtes Urtheil zu fällen, wäre gewiß unvorsichtig. Vielleicht müssen noch größere Abirrungen zum Vorschein kommen, als die beschriebenen, welche mehr kirchlicher als religiös-moralischer Art waren, um den Leuten die Augen zu öffnen, um sie von ihren ungeschickten Experimenten zu richtigen Grundsätzen, zur ruhigen Besinnung zurückzubringen. Allerdings lassen sich allerlei schlimme Resultate erwarten in Folge des Mangels an kirch-

licher Organisation, in Folge der keimenden antinomistischen und fanatischen Tendenz, welche über dem verherrlichten und die Seinen verherrlichenden Erlöser den gekreuzigten vergißt, der die Seinen durch die Predigt der Buße noch immerfort demüthigt. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit den ersten Anfängen der Wildenspucher Schwärmerie. Die innere Geschichte der Margaretha, Heldin derselben, wie sie dem Schreiber dieses durch glaubwürdige Personen mündlich mitgetheilt worden ist, bezeugt, daß jene unglückliche Schwärmerin damit anfang, den anderen Erweckten in ihrer Umgebung vorzuwerfen, daß sie auf Golgatha verweilten, indeß sie auf den Lator und auf den Ölberg mit dem Erlöser steigen sollten. Bald meinte sie, sich des Gebetes und der Beschäftigung mit der heiligen Schrift überheben zu können. Fleischliche Sünden waren die unmittelbaren Folgen dieses inneren Falles. Ihre Selbstpeinigung ging theils aus geistlichem Stolge, theils aus der Unruhe eines tief verletzten Gewissens hervor. Wir sind weit entfernt, zu behaupten, daß die Darbystische Sektirerei grade solche traurige Abirrungen hervorbringen möchte; der Charakter des Waadtländischen Volkes ist weit weniger dazu geneigt, als derjenige der Völkerschaften der östlichen Schweiz, unter denen schon die Wiedertäuferie in der Reformationszeit ganz ähnliche Ausbrüche herbeigeführt hat. Nur dieses steht uns fest, daß, wenn mitten aus den geregeltesten Verhältnissen der alten Dissidenten der Carbonismus hervorgehen konnte, gewisse arge Schwärmerieen als Folgen des Darbystischen Anarchismus mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten sind. — Was aber außerdem dieser Bewegung keine zu lange Dauer verspricht, ist der Umstand, daß sie einen ausländischen Ursprung hat. So wie heutiges Tages die wildesten politischen Revolutionsmänner in der Schweiz ausländische Flüchtlinge sind, so verhält es sich auch mit dem kirchlichen Revolutionär, der gegenwärtig das Waadtland unterwühlen möchte. Er hat zwar wie jene einen empfänglichen Boden gefunden; so wie aber die radikalen Tendenzen nicht so tief in das Volk eingedrungen, daß sie dasselbe für lange Zeit von der durch die historische Entwicklung vorgeschriebenen Bahn abbringen dürften, so ist auch das Volk, welches sich bei der Promulgation des neuen Kirchengesetzes vom 14. Dec. 1839 so auffallend ruhig verhielt, keineswegs reif, um dem kirchlichen Anarchismus in die Hände zu fallen. Was aber die Dissidentengemeinden betrifft, so möchten sie noch längere Zeit den Einfluß einer Tendenz, die auf der gleichen Basis mit ihnen steht, verspüren. Ihren Untergang im Darbysmus können wir keineswegs wünschen, so verschieden der kirchliche Standpunkt auch seyn mag, auf welchem wir uns befinden. Denn bei der Neigung des Französischen Charakters zur Dissidenz bieten sie weit mehr Garantien dar zu einer wenn gleich mit Engherzigkeit gepaarten, so doch für viele Seelen heilsamen Entwicklung und Nährung des religiösen Lebens.

Unter zwei Bedingungen könnte die Darbystische Bewegung für das christliche Leben überhaupt im Waadtlande sogar von segneten Erfolgen seyn. Die erste Bedingung ist, daß das Bewußtseyn recht lebendig würde von der allgemeinen Schuld, welche

die religiöse Erweckung an diesen Abirrungen trägt. Unsere zerstreuten Andeutungen haben gezeigt, daß gewisse Fehler der Erweckten im Darbyismus zu einer Art von Abschluß gekommen, daß sie zu einer bestimmt abgegränzten historischen Erscheinung herangereift sind. Möchte er doch das Geschwür seyn, das bloß die unreinen Säfte aus dem Körper abführt, und dadurch das eine Zeitlang verhinderte Gedeihen desselben wieder herbeiführt! Möchte der Geist des Rathes und des Verstandes, welcher nicht aufbläst, sondern, mit der Liebe verschwistert, bessert und in die Tiefen des Innern einführt, möchte dieser Geist jene heilsame Erkenntniß in den Gemüthern bewirken! Die zweite Bedingung aber, unter welcher von jener Bewegung heilsame Früchte zu erwarten sind, ist diese, daß die Tendenz auf Kritik der Fehler der Erweckung, welche Tendenz sich unter den Liebhabern des Evangeliums bereits stark geltend macht, nicht vom Darbyismus Anlaß nehme, die Gemüther in Lauheit und Unthätigkeit einzurwiegen, sondern daß der Eifer der christlichen Liebe und die Klugheit der zum Himmelreich Geschickten die lebhaft angeregten, religiösen Bedürfnisse durch alle Mittel, welche eine gesunde Entwicklung der Kirche in Lehre und Leben darbietet, zu befriedigen suchen. Die Kirche des Waadtlandes birgt in sich eine Menge tüchtiger, edler Kräfte. Schöne, gewichtige, praktisch christliche Bestrebungen sind gegeben in der Amtsthätigkeit so vieler dem Herrn treu ergebenen und mit Eifer dienenden Pfarrer, in den nicht officiellen religiösen Vereinen und Anstalten. Aber auch das Bewußtseyn wird in den gebildeten und schärfer blickenden Männern rege, daß die Förderung einer gesunden theologischen Bildung zum Aufbau der Kirche und zur Verhütung von Abirrungen Wesentliches beitragen kann. Ein bedeutungsvolles Zeugniß dieser heilbringenden Erkenntniß ist enthalten in den öffentlich ausgesprochenen Worten eines einsichtsvollen Mannes, der durch die religiöse Erweckung hindurchgegangen, und durch eine innere Umbildung sich eine freie Stellung über denselben errungen hat (s. *Revue Suisse* vom Jahre 1841): „Unsere religiöse Erweckung hat diesen zwiefachen Charakter, sehr dogmatisch zu seyn und zugleich voll von Verachtung der Wissenschaft. Seit zwanzig Jahren haben wir unter uns zum Ueberfluß aufkommen sehen improvisirte Doktrinen, ohne vorbereitende und specielle Studien, ohne wahre Kenntniß der heiligen Sprachen, der Geschichte der Kirche und der biblischen Alterthümer; Doktrinen auf Bibelfstellen gegründet, deren Auslegung mehr durch eine lebhafteste Phantasie, als durch eine gründliche und gewissenhafte Erforschung des Textes geleitet wurde. Man hat sich unterfangen, die ganze Theologie und die ganze kirchliche Institution auf der Basis einiger christlichen Eindrücke wieder aufzubauen, welche Eindrücke, auf diese Weise von ihrem wahren Ziele abirrend, traurigen Mißbräuchen Händreichung geleistet haben. Man hat

die Religion und die Theologie mit einander verwechselt, zum Schaden der einen so wie der anderen. Alles, was die Religion Einfaches, Unmittelbares, Individuelles, von aller Form Unabhängiges in sich hegt und nährt, hat man nicht vermocht innerhalb des Heiligthums der süßen, der heiligen religiösen Eindrücke zu bewahren. Schnell hat man es auf eigentliche und uneigentliche Weise in das Gebiet des Wissens übertragen. So hat man zum Princip erhoben die Verachtung aller Elemente einer gesunden Theologie, und doch hat man es nicht aufgegeben, eine Theologie machen zu wollen, freilich eine auf gut Glück und Zufall gemachte, deren Irthümer öfters bittere Früchte getragen haben.“ Möge der Geist der Wahrheit dieser Erkenntniß zum Siege verhelfen, und die Waadtländische Kirche der ihr vom Herrn angewiesenen, schönen Bestimmung entgegenführen. *) —

*) Es ist in der Ev. K. Z. davon die Rede gewesen, daß bereits eine neue Abart des Englischen Einflusses im Waadtlande sich geltend mache, d. h. daß ein Ansaß von temperirtem Puseyismus sich in einigen Geistlichen spüren lasse. Wir möchten auf dasjenige, was bis jetzt sich gezeigt, kein solches Gewicht legen. Herr Armand de Mestral hat in einer kleinen Schrift: *L'école théologique d'Oxford. Recueil de documents* den Versuch gemacht, den Puseyismus von seiner besten Seite seine Landsleute kennen zu lehren, ohne seine Irthümer annehmen zu wollen. Wie der Puseyismus in England zum Theil aus der Opposition gegen das Sektenwesen zu erklären ist, so hat ihn Herr Mestral auch brauchen wollen, um ihn, von seinen Irthümern gereinigt, manchen falschen Ansichten über diese oder jene Punkte der christlichen Lehre und insbesondere auch Darbyistischen Irthümern, berichtend entgegenzustellen. Wir können uns aber allerdings keinen guten Erfolg von dem wohlgemeinten Unternehmen denken; eine solche Oppositionsstellung möchte leicht den Betreffenden dem Puseyismus näher zuführen als er anfänglich glaubte; zudem könnten grade manche bessere Ansichten, die es Noth thut, geltend zu machen, und die nicht im mindesten zum Puseyismus gehören, ihren Kredit verlieren, wenn sie, unter die Autorität eines mit Recht übel berüchtigten Namens gestellt, vorgetragen würden. Es wäre überhaupt an der Zeit, daß das Waadtland sich vom Englischen Einflusse emancipirte, und daß die Überzeugung entstände: Puseyismus und Darbyismus sind nur zwei verschiedene Seiten derselben Abirrung, wie denn selbst manche Darbyistische Sätze unwillkürlich an Puseyistische, oder wenn man will, an Römisch-Katholische erinnern. Wir wünschen, daß der geehrte Verf. jener Schrift mehr und mehr diese Überzeugung gewinne. — Aus seiner Schrift ersieht man übrigens, daß die Plymouthbrüder auch in Indien ihr Wesen treiben und daß Bischof Wilson von Calcutta in seiner letzten charge vor ihnen warnt. Dasselbe bezeugte dem Schreiber dieses Missionar Schafter aus Tinevelly; auch da wenden sich die Plymouthbrüder nicht an die Unbekehrten, sondern an die bekehrten Heiden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 27. April.

N^o 34.

Bildungsstand der Katholischen Geistlichkeit in Westpreußen.

In Marienburg erscheint seit anderthalb Jahren ein katholisches Wochenblatt, welches von dem Domkapitular und Direktor des bischöflichen Klerikal-Seminars in Pelpin, Ed. Herzog, redigirt wird. Es ist für Leser aller Stände bestimmt und also ein populäres Blatt, an das Niemand höhere theologische Anforderungen machen wird. Dennoch müßte von einem Blatte, das unter der Redaktion und Verantwortlichkeit eines bischöflichen Domkapitulars und Direktors eines Klerikal-Seminars erscheint, billig erwartet werden, daß darin gegen wissenschaftliche und sittliche Bildung keine groben Verstöße vorkommen. Es ist betäubend, daß diese dennoch und zwar besonders da hervortreten, wo das Blatt sich in eine offensive Polemik gegen die Evangelische Kirche einläßt. Gewiß könnte ihm eine von katholischem Standpunkte würdig gehaltene Darlegung des Werthes und der Vorzüge der Katholischen Kirche in Lehre, Kultus und Disciplin gegenüber dem Protestantismus, und eine ruhige, an die Sache sich haltende Widerlegung der Lehren und Formen des letzteren auch in populären Aufsätzen nicht verdacht noch gewehrt werden. Aber das ist nicht würdig, sondern vielmehr eines hohen Würdenträgers der Katholischen Kirche unwürdig, in einem von ihm redigirten Volksblatte übel begründete Schmähungen nicht bloß auf die Meinungen, sondern auch auf die Person und den Charakter Luther's zuzulassen, wie z. B. in Nr. 52. des vorjährigen Jahrgangs, wo von „seiner gewohnten gotteslästerlichen Weise“ geredet und er als ein Mann bezeichnet wird, der „in seiner Verblendung jeder edlen Selbstverläugnung und Charakterfestigkeit fremd, morgen widerufen, was er heute auf seine Seligkeit geschworen.“ Dabei wird dann im Parteeifer ganz vergessen, wie sehr man sich durch solche Herabwürdigung des Gegners selbst herabsetzt; denn, wäre Luther wirklich ein so charakterloser, sich selbst widersprechender Mensch gewesen, wie kläglich schwach müßte es dann mit der Katholischen Kirche stehen, daß ihr ein so schwacher Gegner einen so gewaltigen Abbruch hat thun können. Eine wahre, würdige Polemik ehrt auch im Gegner sich selbst. Unwürdig ist es, bei solchen Invektiven gegen die Reformation sich vor ungelehrten Lesern einen Schein von Gelehrsamkeit zu geben, indem man zum Belege seiner Behauptungen (wie in Nr. 52 und 53.) Citate zusammenhäuft, die man, wie die theils ganz unbestimmten, theils nicht übereinstimmenden, theils völlig unrichtigen Anführungen bezeugen, nicht selbst in den Quellen nachgelesen, sondern nur anderen partiellischen Schriftstellern, die sie selbst schon verdreht und willkürlich aus dem Zusammenhange gerissen haben,

unzuverlässig entlehnt hat. Unwürdig ist es, nach den oberflächlichsten „Andeutungen“ ohne irgend eine einläßliche Würdigung des kirchlichen Lehrbegriffs der Protestanten, es mit prahlender Zuvorsicht als ein „genügend dargethanes“ Resultat auszusprechen, daß „der Gott der Katholiken ein ganz anderer Gott, ein Gott mit ganz anderen Eigenschaften und Forderungen sey, als der Gott der Nichtkatholiken,“ und so vor dem Volke den Zwiespalt der Confessionen als einen völligen, durchgehenden, jede Gemeinschaft zerreisenden hervorzuheben, und das Gemeinsame unter ihnen als nichts zu achten. Das heißt nur feindlichen Sinn haben und zeigen für das Trennende, Scheidende, Spaltende, aber keinen freundlichen für das Verbindende und Versöhnende. Solche Feindseligkeit brüstet sich freilich damit, das Gegentheil eines mit Recht verwerflichen Indifferentismus zu seyn, vergißt aber, daß sie selbst, je ausschließlicheres Gewicht sie auf die Unterscheidungslehren legt, um so gleichgültiger und indifferenter wird gegen die gemeinsamen Grundlehren. Solchen Polemikern gilt es nichts mehr, daß alle Christen eine gemeinsame Taufe haben, die auch bei dem Übertritt aus einer Confession in die andere nicht wiederholt wird, daß über die hohen Artikel von der göttlichen Dreieinigkeit und von der gottmenschlichen Person Jesu Christi nulla est inter nos et adversarios controversia, quum illos utrinque confiteamur (Art. Smalcald. p. I.), daß rechtgläubige Katholiken und Protestanten einmüthig die ökumenischen Symbole bekennen, und daß auch die Augsburgerische Confession einen eigenen ausführlichen Artikel von den guten Werken (Art. 20.) und einen anderen von der Nothwendigkeit des neuen Gehorsams hat (Art. 6.). Sie wollen durchaus einen ganz anderen Gott, einen ganz anderen Glauben als ihre Mitbürger haben und in gar keiner Gemeinschaft des christlichen Namens und Geistes mehr mit ihnen stehen. Wohl zeigen sie zur Rechtfertigung ihrer feindlichen Stellung auf die Ungläubigen und Freigeister unter uns hin, ohne zu bedenken, daß diese nur Nachtreter sind jener unsauberen Geister, die in der Katholischen Kirche Frankreichs geboren, sie bis auf den Grund verwüßt haben. Sich selbst und seine eigene Kirche nur loben und rühmen, alle anderen aber verachten und schmähcn, ist dem natürlichen Menschen sehr natürlich und leicht, hat aber, wie alles Eigenlob, keinen guten Geruch. Wir läugnen nicht die Ärgernisse, die unter uns sind; dürfen und können aber die Schreiber des katholischen Wochenblatts, ohne gegen die Wahrheit gröblich zu sündigen, die entsetzlichen Ärgernisse läugnen, welche ihre Kirche zu allen Zeiten und neuerdings, besonders in Frankreich und Spanien, entsetzt haben? Wir empfehlen ihnen die Demuth, welche den eigenen Balken nicht vergißt.

In Nr. 11. des gegenwärtigen Jahrgangs befindet sich ein

Aufsatz, welcher überschrieben ist: Gebührt der katholischen oder der protestantischen Religion der Vorzug? beantwortet von einem bis jetzt evangelisch-lutherischen Christen. Dieser angeblich von einem „sehr nahen Anverwandten eines hohen evangelischen Geistlichen“ verfaßte, „der ganzen katholischen Welt und allen Lutherischen Mitchristen zur genauesten Beachtung empfohlene“ Aufsatz gibt in Form und Inhalt trauriges Zeugniß von der großen Anmaßung und der noch größeren Unwissenheit seines Verfassers, welcher unter Anderen über das orientalische Schisma vom Jahre 325 sich wörtlich folgendermaßen äußert: „Den absurdesten Meinungen folgend trennte sich im Orient ein Theil der Kirche ab, jetzt die Griechische Kirche genannt, da ihr Sitz vornehmlich das Kaiserthum Griechenland war, und gegen welche abtrünnige Tochter und in Bezug auf den Ort, da der heilige Statthalter Christi auf Erden, der Bischof der Bischöfe und Nachfolger des heiligen Petrus, der heilige Vater in Gnade und Segen thront, die Römische nennt. Ruhig und ungestört blieb von jetzt (325 n. Chr.!) das Gedeihen dieses Baums u. s. w.“ Hierauf wird die Reformation als eine Revolution voll Betrugs, Raubs, Meineids und Verrücktheit gebrandmarkt, dann auf die Spaltungen hingewiesen, in denen auch „nur die rein Lutherische Partei,“ zu welcher Krummacher, Hengstenberg, Schleiermacher gezählt werden, begriffen sey, und dagegen die alleinseligmachende Kirche hochgepriesen, von der es wörtlich heißt: „sie ist auf des Herrn Wort auf einen Felsen gegründet; wer aber dieser Fels anders, als der heilige Petrus, und wer anders noch jetzt die Kraft des Felsens, als der, welcher nachfolgt in der Regierung dem heiligen Petro und der da hat die Schlüssel des Himmels und der Erde, der heilige Vater als die Katholische Kirche“ (sic). Endlich wird flehentlich gebeten, in den Schoß dieser Kirche und in die Arme und an die Brust der heiligen Mutter Maria zurückzukehren und schließlich deren Fürbitte für uns Sünder angerufen. Diesen Aufsatz, der durch seine Ungeschicktheit die Sache, die er vertreten soll, nur compromittiren kann, will zwar, laut einer Note am Schlusse, die Redaktion nicht für einen von ihr ausgehenden Aufruf gehalten haben; doch wünscht sie dem Verf., „der die Wahrheit gefunden und erkannt, Erfüllung seiner Herzensneigung.“ Glaubt die Redaktion, wie es doch scheint, die Erfüllung dieser Herzensneigung durch die Veröffentlichung des Aufsatzes befördern zu können, so müssen wir die Schwäche ihres Urtheils bedauern und können darin nur einen Beweis mehr von dem niedrigen Bildungsstand der Westpreussischen Kleriker erkennen, welche bei diesem Blatte theilhaftig sind. Bei solcher Bewandniß steht der hochfabrende Ton, den das Blatt angenommen, ihm sehr übel an, und diejenigen, die geistig selbst nicht hoch stehen, sind zwar besonders geneigt dazu, ihre Gegner herabwürdigend zu behandeln, sollten aber, um ihre eigene Würde nicht dabei einzubüßen, sich am meisten davor hüten. Wer Ehre einlegen will in redlichem Kampfe, muß auch seinen Gegner zu ehren, ja als Christ ihn zu lieben wissen.

Pastoral-Conferenz zu Gnadau.

Den 17. April, Mittwoch nach Quasimodogeniti, hielt der kirchliche Centralverein der Provinz Sachsen zu Gnadau seine vierte Versammlung. Schon Tages vorher waren gegen achtzig Mitglieder und Gäste angekommen, welche sich gruppenweise auf Spaziergängen bei herrlichem Frühlingswetter, dann in gemeinsamer Abendandacht im Gemeinde-Vetsaale und an den bei einem gemeinsamen Abendessen gehaltenen allgemeinen Gesprächen über Pastoral- und Gemeindeangelegenheiten innig erquickten. Der andere Morgen brachte Glieder und Freunde und wohl auch einzelne Neugierige bis zu einer Anzahl von mehr denn zweihundert und fünfzig.

Die Versammlung begann um 9 Uhr im Gemeinde-Vetsaale mit dem Gesange der ersten zwei Verse von „Wach auf du Geist der ersten Zeugen etc.“ Nach einem kurzen Gebete ging der Präses, Dr. Harnisch, in der Ansprache zunächst zurück auf die Eröffnungsreden der drei ersten Versammlungen, die alle in aller Weise, direkter oder indirekter zur Buße trieben. Solche festlichen Tage sollen auch immer zugleich Bußtage seyn. Wir wollen auch den heutigen dazu machen. Unser Beichtvater ist das Wort Gottes. Zur Buße veranlaßt uns ein dreifacher Stand, in dem wir stehen. Erstlich der Stand gegen diejenigen, die draußen sind, die nicht denselben Glauben mit uns bekennen. Da fehlt uns der Glaube, der Berge versetzt, und die Liebe, die Eis zerschmilzt. Wir ziehen uns leicht entweder zu ängstlich in uns selbst zurück, oder treten mit den Ungläubigen in Gemeinschaft, indem wir verläugnen. Wir müssen durch den Glauben abstoßen, und durch die Liebe zugleich anziehen. 1 Joh. 4, 1—9. Unser zweiter Stand, in Bezug auf welchen wir Buße zu thun haben, ist der in unseren Gemeinden. Wir begnügen uns da bei der Verkündigung des Evangeliums oft mit einem todten Glauben, der nicht Werke hat, oder dringen auf Werke, unbekümmert, ob sie aus dem Glauben kommen. Unser Beichtvater ist hier Röm. 3, 23—28. Die dritte Stellung ist die als Mitglieder dieses Vereins. Da leiden wir oft entweder an einer ungeduldigen Geschäftigkeit, die alle hier besprochenen Dinge unbedingt praktisch ausführen möchte, oder an einer Passivität und Arbeitslosigkeit. Die Tage solcher Versammlungen sind Festtage, denen daheim Arbeitstage vorangegangen seyn und nachfolgen sollen. Unser Beichtvater ist Ephes. 4, 11—16. Die drei Bibelfellen wurden am bezüglichen Orte einfach, ohne allen auslegenden Zusatz vorgelesen.

Hierauf stattete der Präses über seine und des Ausschusses Thätigkeit von der dritten bis zur heutigen Versammlung Bericht ab. Die drei Hefte der „Mittheilungen etc.“ haben erwünschten Absatz gefunden, so daß die pekuniären Bedürfnisse des Vereins hinreichend aus dem Erlöse gedeckt werden. Das letzte, dritte Heft, ist unter andern wieder Seiner Excellenz dem Herrn Minister der Geistlichen etc. Angelegenheiten überreicht worden, der in einer freundlichen Antwort wiederholt seine Zufriedenheit mit dem Geiste und den Grundsätzen des Vereins bezeugt und zu dem segensreichen Fortbestehen desselben den Wunsch

ausgedrückt hatte, der Verein möge sich mit mehr pastoralen Gegenständen beschäftigen, und namentlich die Verfassungsfrage der Erledigung durch die kirchlichen Behörden und den von diesen damit beauftragten Synoden überlassen.

Der Präses hatte sich bemüht, ein Lokal in einem königlichen oder städtischen Gebäude in Halle für die Versammlung zu gewinnen, um den Freunden in dem westlichen Theile der Provinz, in Thüringen, die Theilnahme möglicher und leichter zu machen, aber ohne Erfolg. Erfolgreicher waren seine Bemühungen um die Bildung von förmlichen Zweigvereinen gewesen, so wie das Bestreben, dieselben in Thätigkeit zu setzen.

Nun begannen die Verhandlungen selbst. Die Vorträge über die zu verhandelnden Gegenstände: Gesangbücher, Liturgie, Enthaltensamkeitsache, Candidatenverhältnisse waren von den betreffenden Referenten vorher an den Ausschuss eingesandt worden, welcher aus jedem zehn Fragen gezogen und so viel als möglich vorher verbreitet hatte, so daß ein großer Theil der Anwesenden mit den Gegenständen und ihrer Behandlung schon näher bekannt war. Über die Gesangbuchsache hatte Diakonus Cunz aus Eisleben den Vortrag. Die Gesangbuchsache wurde als anerkannt vorausgesetzt, und eben so kurz als erschöpfend der ganze Stand der Sache dargestellt und jede dahin einschlagende Frage, Textcensur, Anordnung und Anzahl derlieder, Beilagen zum kirchlichen Gesangbuch, Beforgung der Redaktion, Einführung u. s. w. erledigt. Die Versammlung folgte dem Vortrage mit sichtbarer Theilnahme und Beistimmung, und überhob damit die Sache einer Diskussion. Der Präses bat nun, die Theilnahme und Beistimmung thätig zu bezeugen, und den Vortragenden bei der Redaktion eines neuen Kirchengesangbuchs nach den vorgetragenen Grundsätzen und Gesichtspunkten mit Rath und That zu unterstützen.

Den Vortrag über die Liturgie hatte Prof. Schmieder aus Wittenberg. Es waren sieben und zwanzig Thesen, die Ausführungen und Begründungen von folgenden drei liturgischen Grundsätzen: 1. Die Gemeinschaft der Anbetung ist das Lebensselement des Kultus und der Liturgie. 2. Das Leben in der Anbetung ist wesentliche Eigenschaft des christlichen Kultus und aller Liturgie. 3. Der Genuß Christi in der Anbetung ist Gipfel des Kultus und Höhepunkt in der Liturgie. Zunächst erklärte eine Stimme, der manche andere beipflichteten, ihre volle Zustimmung zu dem dritten Grundsatz, aber nicht so zu den beiden ersten, wonach zu dem Wesen und Bestande der Liturgie eine ganz vollkommene Gemeinschaft des Glaubens und Lebens verlangt wurde. Andere wiesen auf die Schwierigkeit hin, in jeder Gemeinde alle Sonntage Abendmahl zu halten und dann die ganze Gemeinde bis zum Schlusse der Feier zusammenzuhalten. Andere erhoben sich gegen die verlangte Beschränkung des Gemeindegangs und des Gebrauchs der Orgel. Aber die lebhafteste Diskussion veranlaßte die These, die sich über das Verhältniß der Liturgie und Predigt im Kultus aussprach. Es war darin für den liturgischen Hauptgottesdienst eine kürzere, homilienartige Predigt in Anspruch genommen, und für die eigentliche, ausführlichere Lehrpredigt die Stelle im Nachmittagsgot-

tesdienste. Eines der Häupter der Versammlung stellte darauf die Frage: Liturgie oder Predigt? sprach sich sehr entschieden gegen das Bestreben aus, die Liturgie auf Kosten der Predigt zu pflegen, und bezeichnete dasselbe als ein unprotestantisches, katholisirendes. Obwohl Schmieder erklärte, er habe gemeint, Liturgie sey Hauptsache und Predigt sey Hauptsache, so schwärzten doch die aufgeregten Geister und Stimmen fort durch einander. Um Ruhe und Sammlung zu gewinnen, wurde auf Aufforderung des Präses der Vers. angestimmt: „Ach bleib' mit deiner Gnade ic.“ Das Mittel verfehlte seinen Zweck nicht. Aber die Zeit drängte; es war schon beinahe vier Stunden verhandelt. Man war daher fast allgemein der Meinung, daß mit dieser Sache jetzt abgebrochen, aber bei der nächsten Versammlung damit angefangen werde.

Nach einer Pause von einer halben Stunde wurden die Verhandlungen noch zwei Stunden lang, bis 3½ Uhr, fortgesetzt. Nachdem der Präses das von ihm entworfene Antwortschreiben des Vereins an die Konferenz zu Trieglaff mitgetheilt hatte, hielt Pastor Schiele aus Neuhaldensleben den Vortrag über die Enthaltensamkeitsache. Er behandelte in der Kürze alle dahin einschlagenden Fragen. Soll man Mäßigkeits- oder Enthaltensamkeitsvereine gründen? Orts- oder Kreisvereine? Sollen die Geistlichen an die Spitze treten? Was ist von den monatlichen Versammlungen zu halten? Soll man eigentliche Gelübde thun lassen und wie? Die geringen Differenzen in den Ansichten glichen sich bald aus. Interessant war die Mittheilung eines Geistlichen, daß er von einem erklärten Trunkenbolde selbst auf das Dringendste zur Stiftung eines Mäßigkeitsvereins aufgefordert worden war. Da er aber noch zu neu in der Gemeinde gewesen, habe er noch kein rechtes Vertrauen dazu gehabt und dem Menschen das Gelübde der Enthaltensamkeit abgenommen. Als er dasselbe später gebrochen und darüber zur Rede vom Seelsorger gesetzt worden, habe er die Strafrede nicht lange angehört, sondern dem Pfarrer eine gehalten, daß er keinen Verein gegründet und ihn nochmals dringend dazu aufgefordert. — Der Präses stellte die beiden Fragen: 1. Muß von uns in der Sache etwas geschehen? 2. Was muß geschehen? Die erstere wurde allgemein bejaht. Nun schlug er vor, daß der Verein sich zugleich zu einem Mäßigkeitsvereine constituiren, und die Glieder in ihren Orten und Kreisen sich mit den Behörden in Kommunikation setzen und die Sache betreiben möchten. Allein dieser Vorschlag fand keinen großen Anklang; es wurde angeführt, diese Erklärung in corpore werde nicht entsprechende Resultate haben, es komme bei dieser Sache Alles auf unmittelbare persönliche Einwirkung an. Da entwarf der Präses in der Eile folgende Erklärung zum beliebigen Beitritte, die auch von einer Anzahl sogleich unterzeichnet wurde. Sie lautet so: „Folgende verbinden sich zu einem großen Enthaltensamkeitsvereine in der Provinz Sachsen, ernennen den Pastor Schiele in Neuhaldensleben zu ihrem Vorsteher, verpflichten sich, in ihrem Hause keine gebrannten Wasser zu nehmen, nehmen zu lassen und zu geben, und alles Mögliche zu thun, um, so viel sie können, in der ganzen Provinz Sachsen Enthaltensam-

keitsvereine zu gründen, zunächst aber damit in ihrem Wohnorte anzufangen.“

Auf den Vortrag über die Verhältnisse der Predigtamts-Candidaten konnte nicht weiter eingegangen werden, da Pfar- rer Fliedner aus Kaiserswerth noch um einige Augenblicke Gehör bat für die Diakonissinangelegenheit. Er sprach einfach, herzlich über die Bedeutung und den Segen des Diakonissin- amtes, theilte erfreuliche Nachrichten mit über neu begründete, oder in der Gründung begriffene Diakonissinanstalten zu Paris, Straßburg, Berlin, Dresden u. s. w., die Anerkennung, welche die christliche Krankenpflege in immer weiteren Kreisen finde, dankte für die Theilnahme und Unterstützung auch der Provinz Sachsen durch die Verbreitung des christlichen Kalenders der Kaiserswerther Anstalt, von dem dieses Jahr 18,000 Exemplare abgesetzt worden sind, nahm einige Wünsche in Bezug auf den- selben freundlich auf, und bat dringend um die fernere Unter- stützung der Diakonissinsache, namentlich um Zuführung christ- licher Jungfrauen, die sich dem Diakonissinamte widmen wollen.

Der Präses zeigte nun die vom Ausschusse unmaßgeblich bezeichneten Gegenstände der Besprechung für die nächste Ver- sammlung an, und forderte die Mitglieder des Vereins auf, sich darüber zu äußern. Zunächst soll die Liturgie noch einmal und dann die Hausbesuchung der Geistlichen mit Rücksicht auf die Liebetrutschen Mittheilungen darüber in der Ev. K. Z. be- sprochen werden. Wenn noch Zeit übrig ist: Kindergottesdienste und Verhältniß von Kirche und Schule. Leider ging der An- trag, die Versammlung zwei Tage hinter einander zu halten, nicht durch. Für die nächste, fünfte Zusammenkunft wurde wie- der der Gnadau und der 25. September d. J. festgesetzt.

N a c h r i c h t e n.

Schreiben an den Herausgeber.

Genf, den 4. März 1844.

Die evangelische Gesellschaft von Genf sieht sich trotz wie- derholter Aufrufe, die sie seit zwei Monaten erlassen hat, Ende laufenden Monates in einer Schuld von 45,000 Fr.

Dieser Zustand ist drückend. Das ist nicht eine einfache Geld- verlegenheit. Wenn keine Hülfe kommt, sind wir genöthigt, un- sere evangelische Wirksamkeit entweder aufzugeben, oder doch zu verringern, und die heiligsten Interessen werden an vielen Punk- ten verletzt seyn.

Gleichzeitig, während der Gegensatz von Außen, besonders

Seitens der Römischen Kirche, mehr und mehr sich bewaffnet, bieten sich neue und mächtige Hindernisse im Inneren der Ver- waltung dar.

Mehrere von denen, welche anfangs so gut liefen, stehen still, ermatten, erschlaffen.

Andere, deren Bestrebungen wir nicht weiter verdächtigen wollen, bringen Zwiespalt in die Gemeinden, indem sie ein Sy- stem durchzusetzen suchen, welches das geistliche Amt, die Kirche, wie sie das heilige und unumsößliche Wort des Herrn geord- net hat, aufhebt; und dieser Irrweg ist um so trauriger, als er die Gemeinden, die ihn gehen, abzieht von den Fortschritten des Reiches Gottes.

Andere Brüder endlich, deren Charakter wir sonst achten, sind durch eine übertriebene Liebe für Verfassungen, welche in Sachen des Glaubens dem geistlichen Stande unbedingte Voll- macht ertheilen, kalt geworden für die evangelische Sache und entziehen ihr die Hand.

Sollen wir stehen bleiben? Sollen wir um dieser Hinder- nisse willen nicht ferner der Fahne des Fürsten des Lebens fol- gen, auf welcher die Worte stehen: Prediget das Evange- lium aller Creatur!

Brüder, es gibt für alle diese Unfälle eine mächtige Hülfe bei dem allmächtigen Gotte. Alles Gold der Erde ist fein, er kann die Kirche von äußeren und inneren Übeln erlösen, die da hemmen wollen seine Offenbarungen und hindern seine Siege.

Aber bitten, rufen müssen wir. Wir rufen zu dir, um unserer Angst willen. Bevor sie rufen, spricht der Herr, will ich sie erhören.

Das General-Comité der evangelischen Gesellschaft ruft auf zu gemeinsamer Fürbitte den 14. März, den von ihm be- sonders festgesetzten Tag, den 23. März, den von unseren Freun- den in Paris festgesetzten Tag.

Wie jetzt die Sachen des Reiches Gottes stehen, sind zwei Tage des Gebetes nicht zu viel.

Der allmächtige Gott versammle uns in seinem Geiste, er erhöhe unser Rufen um Christi willen, des Fürsprechers, der sein Volk vor Gottes Thron vertritt und der allezeit mächtig ist, um alle die zu retten, welche sich Gott durch ihn nahen.

Sie genehmigen unsere herzlichen und brüderlichen Grüße.

Im Namen des Comité.

Merle d'Aubigné.

Zur Annahme von Beiträgen für diese wichtige Angelegen- heit hat sich Herr Candidat Kirsch im Missionshause bereit erklärt.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 1. Mai.

N^o 35.

Dies Buch gehört dem König. 2 Bde. Berlin, C. G. Schröder, 1843. 8.

„Dilettantismus, eitle Zweifel, müßige Grübeleien, eine Art von Amateur-Trieb nach Wahrheit, Tändeln und Kokettiren mit der Wahrheit — das ist die schwerste Sünde; das ist die Wurzel aller denkbaren Sünden.“ Das sagt ein Mann, der selbst, obwohl kein Deutscher, die Irrgänge der Deutschen Philosophie durchlaufen hat; das sagt ein Mann, der, obwohl selbst, wie es scheint, nach manchen Seiten mit allen aktuellen Dogmensystemen zerfallen, doch über die Nothwendigkeit und Unmittelbarkeit des Glaubens einsichtiger spricht, als tausende unserer Gottesgelehrten; und eben weil er keine theologische Autorität ist, sondern weil bei ihm solche Aussprüche daher rauschen, als brächen wilde Wasser aus dem innersten Felsen eines Gebirges, glauben wir den Satz an die Spitze eines Artikels stellen zu dürfen, der das Buch eines eben so talentvollen und reichbegabten Schriftstellers betrifft, als jener ist, nur daß diesem der stille, gefasste Ernst völlig fehlt, der jenen nicht bloß auszeichnet, sondern gradehin unvergleichbar höher stellt. Ohne daß jener an unseren Schriftsteller denkt, spricht er in dem angeführten Satze ein wahres Wort des Gerichts über ihn aus, ein Verdikt von einem ebenbürtigen Genossen.

Unser Schriftsteller nun weiß besser als unzählig andere, daß aller Glaube ein Unmittelbares ist; denn seine ganze Anschauung lebt und webt in diesem Grundtriebe des unmittelbaren Verhaltens; aber er behandelt diesen Trieb gotteslästerlich, und gibt das ganze reiche Pfund, das Gott ihm geschenkt, für Holzkundermännchen aus, so daß alles um ihn herum Purzelbäume schlägt, und kaum ist etwas auf die Beine gekommen, so steht es wieder auf dem Kopfe; es ist wie bei einem Menschen, dem Gott eine Fähigkeit zarter Mittheilenschaft und der Teufel den Hohn darüber, daß er um Anderer Leiden mitweinen müsse, in die Seele gegeben hat; — nun liegt er dem Freunde am Herzen und tröstet ihn, und kaum faßt dieser dann ein Vertrauen zu ihm, so streckt er ihm die Zunge heraus. O welche Höllestrafe für die armen Menschenkinder bist du doch, Unruhe und Ungleichartigkeit der Seele, du Mutter zugleich und Kind der Sünde — der innersten, tödtlichsten Sünde: des zuchtlosen Talentes! — Wem das so das erste Mal geschah, daß er in einer satanischen Anwandlung dem trauernden Freunde die Grimasse machte, der wird darüber bittere Thränen vergossen haben. In der Regel helfen die Thränen aber solchen Leuten wenig; es sind ihnen nur Thränen des Gerichts. Deren Geschmack ist bei jeder Wiederholung weniger bitter, bis das ganze Herz ver-

wüstet und der ganze Mensch eine Frage ist, der es (wie allen alten Sündern) eine wahre Hölleluft gewährt, mit ihrer haltlosen Verwaschenheit anzustecken Alle, die nur irgend ansteckungsfähig sind, denn die, so den irrigen Geistern glauben, je länger je narrichter werden.

Da lesen wir prächtig, wie einem kleinen Menschen der Glaube des Gehens kömmt (denn auch dazu braucht's einer Art des Glaubens) — „und wie nun das Kind auf einmal ohne alle Hülfe mit einer großen Courage auf freiem Fuß dem Vater zwischen die Beine gelaufen ist, mit einem freudigen schallenden Gelächter, da hat sein Vater auch gelacht, obschon es ihm an's Herz gegriffen hat u. s. w.“ und unmittelbar nachher wird uns die Zunge herausgestreckt: „Nun! dacht ich — macht's dem Vater so eine große Freude sein Kind ohne Leitseil auf freien Füßen daher laufen zu sehen, warum soll es den himmlischen Vater nicht freuen, den Menscheng Geist aus freien Stücken ihm zulaufen zu sehen.“ — O! gewiß — aber nur auf den Gliedmaßen, die ihm der himmlische Vater dazu geschaffen hat, auf den Beinen nämlich — und nicht, wenn das große, gelangweilte Kind in seiner Ede meint, es könne dem Vater auch noch eine neue Freude durch Verkehrung seiner Schöpfung machen, und dann auf den Händen, die ihm dazu nicht geschaffen sind, einherstakt, die Beine hoch in der Luft in unehrbarster Stellung — das aber ist der Fall hier mit dem „Nennen des freien Geistes“, denn das ist ein Hanswurst- und Quacksalberfünklein, um die Narriichten um sich zu sammeln, daß sie mit dem Hexengebräu als mit Arznei betrogen würden. — Daß die Philister solch „Nennen des freien Geistes“ anfeindeten, weil dabei zu befürchten war, „daß dieser Geist die Welt aus den Angeln höbe;“ und dann überhaupt der ganze Sturm auf die Philisterschanze, ist nur ein tändelndes, kokettirendes Fechten gegen einen selbstgemachten Riesen aus Papiermaché, wobei aber, ehe man sich's versieht, im Grunde der gläubige Christ als der besiegte Riese verspottet wird; ihm hat am Ende die Heldenthats gegolten — nämlich in den Augen des den Quacksalber umstauenden Pöbels. In Wahrheit aber ist der gläubige Christ eine ganze Strecke weit weg und sieht ruhig zu. Niemand besser nämlich als er weiß, daß dieser „freie Geist“ nun und nimmer mehr die Welt aus den Angeln hebt, daß diese auch nicht einmal dann aus den Angeln gehoben wird, wenn Reiche brechen, und Völker untergehen; der Christ weiß, daß dieser Geist vielmehr ein Stück dieser Welt und zwar nicht ein Kind, auch nicht ein Freier, sondern ein recht gefesselter Sklave, durch den eigenen Übermuth ein Sklave Gottes ist, dem er nur dient „selbst aus dem Abgrund der Lüge die Wahrheit aufzubauen,“ und die Sünde hinter dem Ofen hervorzulocken, damit die Kinder Gottes wissen,

wem sie aus dem Wege zu gehen haben. Immerhin mit Eurem freien Geiste! — aus Furcht nennt ihn schwerlich Jemand beim rechten Namen; sondern aus Liebe für die, die Ohren haben und vielleicht noch hören, ob sie Gott etwa behüten wollte vor Verunreinigung. Was für ein Italienscher Salat von Worten ist aber bei unserem Schriftsteller! der wieder etwas ganz Richtiges sagen würde: „daß der freie Geist ohne Sünde sey,“ wenn er nicht unter dem freien Geiste immer wieder jenen rennenden, oder vielmehr auf den Händen einherstappenden statt auf den Beinen gehenden, wenn er nicht darunter den sich in Hochmuth überhebenden Geist verstünde. Er mischt so Alles, was wir dem in Gott freien Geiste zugesellen müßten, und mischt es so ganz in das, was diesem rennenden Geiste angehört, daß es eine wahre Hexenjagd ist, wie rasch Wahrheit und Lüge, scheinbar ehrlich Gesicht und Grimasse einander folgen; von solchem Denken kann man in Wahrheit sagen: es sey ein „verpelztes.“ Zuweilen scheint irgendwo ein Nagel auf den Kopf getroffen; im Umsehen verkehrt er sich; der Nagel hat vielmehr eins auf die Spitze bekommen, daß er wieder aus dem Loche fährt, da er doch hinein sollte. Ja wohl! der Teufel ist auch noch etwas Anderes als „das Abwenden von der Wahrheit“ — auch das freche Spielen und Kokettiren mit der Wahrheit, auch das Verbunden und Verblenden der Wahrheit ist ein Teufel.

All dies kokettirende Wahrheitsgeplapper nun ist von unserem Schriftsteller angeknüpft an eine Protestation gegen den Glauben an die sieben Schöpfungstage. Während der Schalk recht gut weiß, daß der Christenglaube eine unmittelbare Gewißheit ist der wahrhaftigen Erlösung durch Christum, daß der Glaube also, im religiösen Sinne, eine Kraft ist der Menschen aus Gott, wird er hier genommen als historischer Glaube, d. h. als ein Verhalten der menschlichen Überzeugung zu äußerlich vorgefallenen Dingen. Der Schriftsteller weiß recht wohl, daß diese durch den mangelhaften Sprachgebrauch veranlaßte Verwechslung ziemlich allgemein ist; statt aber die Wahrheit zu suchen, statt den Unterschied des religiösen und historischen Glaubens darzulegen, wird vielmehr die Wahrheit gewürgt und bei Seite verscharrt, oder uns einer Phrase unseres Autors zu bedienen: „in's Loch der Albernheit eingebuddelt;“ wird vielmehr ein Objekt gewählt, wo möglicher Weise jene Kraft dies Verhalten bestimmen kann; wo sich also auch beide vermischen und scheinbar als identisch behandeln lassen; wo sich am Ende durch eine Art geistiger Taschenspielererei oder vielmehr Taschendieberei die wirklichen oder vermeintlichen Siege des rennenden Geistes gegen den historischen Glauben proklamiren lassen als Siege über den religiösen Glauben. Da heißt's: „Nein der Glaube soll kein stehender Sumpf werden für die Denkfähigkeiten, daß die am End drinn verwesen und verdumpfen“ — d. h. anders ausgedrückt: „ein Eirkel soll keine Ecke haben“ — aber der Autor weiß recht gut, daß er auch keine haben kann; daß der religiöse Glaube, eben weil er eine unmittelbare Kraft ist, weil er eine lebendig sprudelnde Quelle des Geistes ist, nie ein Sumpf werden kann — während der historische Glaube allerdings faul seyn kann, und oft genug ist, wie Sumpfwasser. Religiöser Glaube

ist lebendig, ursprünglich, aus dem tiefsten Grunde sprudelnd, den ein Mensch hat, — oder er ist gar nicht. Daß das unser Schriftsteller recht gut weiß, spricht er wenig weiterhin aus, wo er sagt: „Nur Wahrheiten kann man glauben; aber die kann man auch nicht läugnen, man sitzt mitten drin als wär man hinein geboren“ — da ist einmal scheinbar der Nagel auf den Kopf getroffen, denn daß das nur vom religiösen, nicht vom historischen Glauben (als welcher sich nicht nur von je, sondern auch dermalen täglich, z. B. durch unsere gefinnungsvollen Zeitungen, zu den schändlichsten Lügen bestimmen läßt) gesagt seyn kann, sieht Jeder — aber ein Paar Zeilen weiter macht uns der Vortrefflichste sofort wieder die Grimasse. Und so ist's unzähligemal — wie oft meint man, wie im Frankfurter Kirchwäldchen, frische prächtige „Kirschen wie die schönsten Rubinen im smaragdnen Blätterschmuck“ in diesem Buche zu finden; so wie man aber näher tritt, oder gar sie genießen will, verwandeln sich die Dingerchen in Faulbeeren, und wer sie gar in sich aufnimmt, der kriegt die Kränke.

Zum Schluß des ersten Abschnittes läßt der Autor seine Frau Rath erzählen, wie sie in ihrer Jugend einem pietistischen Vereine angehört habe. Da hätten sie einmal einer Zusammenkunft wegen über Land fahren wollen nach einem Wirthshaus; von Weitem hätten sie eine weiße Nachtmüge, die ein vor Freude trunkenen Bräutigam auf die Wirths-Schildstange geworfen, für den heiligen Geist angesehen; dann aber die Wahrheit gefunden. „Von unsrer Vision war die Rede nicht mehr; wir wurden wegen unsrer schlichten Kleidung gleich recht herzlich eingeladen, und tanzten die ganze Nacht durch in einer gemischten Gesellschaft mit den lustigen Hochzeigästen herum. Unsere Andacht war auseinandergeflogen wie Spreu und von dem Datum an hat die Brüderschaft ein stillschweigend End-genommen.“ — Das ist nun eigentlich ein Bild des ganzen Buches; denn dies enthält auch eine Vision nach der anderen vom Geiste; wer sie aber genau beschaut, findet immer nur wieder die Schenke mit der Tanzmusik und die Nachtmüge (weiße — wollen wir nicht einmal immer dazu setzen) und die freie Nacht mit freiwilligen Kerlchen aller Art bis zum Kehraus; und wer sich auf diesen ganzen Tanz so einläßt, daß er ihn mitmacht, von dem würde man auch sagen können, daß seine Andacht auseinanderfliegen müsse, wenn das Wort nicht an dieser Stelle gemißbraucht und (wie überhaupt im Buche viele heilige Namen an völlige Nullen) so an eine wahre Null-Andacht verschwendet wäre. Da meinen die armen Seelen, sie hätten sich über gläubige Kreise mit solchen Geschichtchen lustig gemacht, während sie immer nur die eigene Armuth zum Besten geben und über die eigene Beschränktheit lachen, die ihnen ein x für ein u macht; denn bleiben sie einfach dabei stehen, jene dummen Menschen zu verhöhn, die in schönster, glänzendster Kirchenparade-Uniform kriegerisch sich auf den moralischen Krückenstock stützen, um nicht auszuruutschen, denen der heilige Sonntag nur als commodor Ruhesessel u. s. w., denen Anderes zu Anderem, aber immer Außerliches zu Außerlichem nur unter höheren Namen dient, so hätten sie Recht; denn das allerdings ist zum Lachen, „den verschlafenen

nen Einbildungen der Leute das Daunenkissen unterm Kopfe aufzuschütteln, und das Religion zu nennen;“ nun aber indem sie solch Spottwesen und Krückenwesen, um nur spotten zu können, als Coulisse vor die heiligsten Namen und Kräfte der Menschheit schieben, sind sie nicht nur selbst wie jene Philister, die die leere Schale für den Kern nehmen, sondern boshaft, herengiftig und mechanisch obendrein.

Der Glaube eines Menschen wohnt in ihm als ein immantestes Maß und Geschick, als eine immanente Kraft seiner Seele, als der magnetische Punkt, wo er mit seinem Gott in unsichtbaren Fäden verkettet ist; ist dieser Gott ein Abgott, ist er ein zeitlicher, vergänglicher, gebrechlicher Gott, so ist auch der Glaube, der demselben gilt, und eine Kraft ist aus dem Gedanken von ihm, obwohl immer noch eine Kraft der Seele, doch nur eine vergängliche und gebrechliche Kraft der Wahrheit; etwa wie die Gottheit der alten Römer nur wahr war für sie und verging mit ihrem zeitlichen Daseyn, jedoch für sie ein Abschimmern war der rechten Wahrheit; ist der geglaubte Gott aber der ewige, in dreieiniger Macht stets Alles durchdringende, so ist auch der Glaube an ihn die Kraft ewiger Wahrheit, die im Widerspruche nur neue Kräfte gewinnt und im Unterliegen erst die rechten Siege davon trägt. — Wie eine rechte Weizenähre streut dieser Glaube, wo er zu sterben scheint, seine Samen für hundert neue Ähren; und so wogt der Christenglaube in immer neuer Verjüngung nun in weiten Erntefeldern über die Erde, die er ganz mit seinen Saaten überziehen wird, bis der letzte Schnitter kommt und dann der Worsler, der das Getreide auf der Tenne segt von Spreu und Naden. Wie kann aber ein Mensch von dem Glauben an diesen Gott und folglich von ihm selber reden, der da sagt: „Die Natur ist der allumfassende Begriff von Gott“ — oder: „Wo Gott ist, da ist die Natur, wo die Natur nicht ist, da ist kein Gott“ — in solcher blindfahrender Verwirrung von dem Gotte unseres Glaubens schwagen, heißt doch wahrhaftig: ohne Augenlicht zu haben und gehabt zu haben, von den Farben diskuriren — und aus solcher Stockblindheit rührt denn auch das kokette Geschwätz vom Glauben her, wie sich's bei unserem Autor präsentirt, der wohl weiß was Glauben, aber nicht, was der wahre Glaube ist, weil er an einen Natur-Gott oder an eine Gott-Natur glaubt, aber von der sittlichen Welt, folglich von der Sünde und der Erlösung, folglich vom Christenthum auch die ersten Rudimente nicht faßt, obwohl er sündhaft daherkommt, wie einer der des süßen Weines der Eitelkeit ein übergefülltes Faß ist. „Nur was mit dem göttlichen Geiste zusammenklingt, das vermag ihn zu berühren“ — was aber mit dem Natur-Gott zusammenklingt, wie vermag das den Mensch gewordenen Gott, den ewigen, dreieinigen Gott zu berühren, welcher der Natur ihre Gewalt abgesprochen hat an seinen Kindern? Solch Natur-Gott ist ein irriger Geist, und wir sagen es nochmals: die so den irrigen Geistern glauben, je länger je narrichter werden! wobei wir durch das lebendige Beispiel unseres Autors wenigstens nicht widerlegt werden, denn dessen Werke, wie sie der Zeit nach in der Reihe ausgebrütet worden, sind immer das spätere narrichter als das frühere; und sogar

in dem uns vorliegenden Buche enthalten die ersten Abschnitte, deren herumirrender Inhalt an die Fahrt der Frau Rath an Hof nach Darmstadt anknüpft, noch weise zu nennende Sachen, in Vergleich mit den folgenden; obwohl unser Naturambler auch in denen ersteren gar keinen Hohl hat, daß er (und das ist wenigstens consequent von seinem Standpunkte) unser aktuelles Staats- und Kirchenwesen im Grunde für wahre Teufelsinstitute hält. Die Eingeweihten keßerischer Geheimbünde des Mittelalters spieen auch dem Bilde des Gefreuzigten in's Antlitz, und küßten dafür das Baffometusbild an unehrlicher Stelle. Das ist dieselbe Consequenz.

Was die nächstfolgenden Gespräche der Frau Rath mit einem Herrn Pfarrer anbetrifft, so sind sie schon der Form nach weit unter der Darmstädter Fahrt und unter deren Ankeren geblieben; denn solche Bambocciaten, wie das in Einem fortlaufende, erzählende Geschwätz der Frau Rath in tausend Schnörkeln, Arabesken und Grottesken, mit Thierfiguren und Menschenfragen untermischt, diese bunte, sprühende Phantasieweberei, das ist recht eigentlich das Excellente an unseres Autors Werken — drängte sich die profane Malerei nicht auf die Wände des Heilighums, frevelte das trügliche Farbenspiel nicht an ehrwürdigen Dingen, man könnte sich vielleicht wonnig in dem wechselnden Spiele schaukeln lassen; — aber ein Dialog, ein Dialog mit einem Pfarrer über die höchsten Ziele der Menschheit, das geht nicht bloß dem Inhalt, das geht auch der Form nach über unseres Autors Kräfte, so daß in der That der Pfarrer eine jämmerliche, wie ein Hund den Schwanz einziehende, Rolle spielen muß — nicht etwa weil seine Gegnerin so überaus Vortreffliches spricht, und weil man in seiner Lage an einer besseren Rolle desperiren müßt, sondern lediglich weil die Zeugungskraft des Schriftstellers zu einer würdigen, kräftigen Persönlichkeit, die zu widerlegen der Mühe werth wäre, anbetrachlich der Pfarrerrolle, nicht zugelangt hat. Die Natur war zu kurz! und so ist ein pedantisches, superkluges Kerlchen herausgekommen, wie der Mechanikus Kunstlieb in des Schultheißen Wagner zu Maichingen Repräsentantenvwahl zu Dipplisburg — kein Herr Pfarrer, sondern nur eine lederne Kunstfigur — und da ist es denn kein Wunder, wenn man Recht behält, sobald man sich den Gegner unter den geistig lahmsten aussuchen muß! Die Bambocciaten der Frau Rath sehen sich aber nicht halb so klug und lustig an, als wenn ein solcher hölzerner Balken die Reihe der Malerei durchbricht, wie der langweilige Esel, der hier mit dem Pfarrerröcken bekleidet wird. Und was nun den Inhalt anbetrifft, so ist da Nichtiges und Falsches so wild verfigt und verpelzt, daß man's eben nur noch als Curiosum, als einen wahren Rattenkönig religiösen Denkens, betrachten kann. Am Ende läuft alles auf die Verfehrung des Göttlichen hinaus; darauf: daß Glaube ist, was Ihr (Herr Pfarrer!) Unglaube nennt und Unglaube ist Euer Zwangsglaube. Glaube ist eine physische Geisteskraft, er ist die Reizbarkeit für Wahrheit, es sind die fünf Sinne des Geistes, es ist das Hören des Geistes, sein Fühlen, Sehen, Schmecken und Wittern. Ich glaub wenn ich nicht weiß, aber einer meiner Geistes Sinne muß mich dazu

bewegen durch seine Wahrnehmungskraft, sonst wäre es Aberglaube, selbst wenn es die Wahrheit wäre, die mir außer dieser Vermittelung aufgebürdet würde.“ — Was auf der Welt läßt sich gegen solche Gewaltthatsversuche an Begriffen sagen? — Die Worte müssen freilich still halten; aber so still haltende Worte sind eben leere, keinem Begriffe entsprechende Worte — man sieht's am Resultat, wo selbst das zuerst noch richtige, daß der religiöse Glaube eine Kraft des Geistes sey, wieder verwaschen und religiöser und historischer Glaube wieder nicht nur, sondern auch das Glauben im Sinne des Meinens noch oben drein in einer Brühe eingekocht wird, indem es heißt: „Ich glaub, wenn ich nicht weiß, ich glaub aber nicht mehr, wenn ich weiß, das war der einfach (warum nicht: einfältig?) Glaubensartikel den ich wolst entfalten!“ Auf thörichte Sätze keine Widerlegung! — so wenig wie unser Herr Gott auf thörichte Gebete eine Erhörung hat; von diesem Unterschiede freilich des thörichten Bittens vom rechten hat unser Autor auch so wenig eine Ahnung, daß er seinen Herren Pfarrer dermaßen verblüfft dastehen läßt, daß mit Danziger Goldwasser nachgeholfen werden muß, als ihm die Frau Rath anführt: „So! und während mit Erschrockenheit unsrer Eingeweide unser ganz zukünftig Heil auf dem Spiel steht, sind uns von der Religion falsche Würfel in die Hand gelegt und werfen in unsrer Sitz allemal eine Niete. Nein, entweder ihr bittet um gar nichts, — und dann ist es albern zu bitten; oder ihr steht um's Erhörtwerden, dann ist das Nichterhören des Flehens, und doch dulden und fordern, eine Schmähung und eine Schmach.“ — Consequent freilich ist's vom Naturanbeter, daß er, auch um natürliche Dinge bittend, von seinem Gott erhört seyn will — bei Christenmenschen nennt man das: einen Pakt mit dem Teufel eingehen, daß er einem die Wünsche des Reichthums erfüllen muß.

Es ist wohl gar nicht der Mühe werth, genauer zu untersuchen, ob Mangel an Erfindung anderer Motive es war, was unseren Autor bestimmte, um seine Frau Rath im zweiten Gespräch im tolltrunkenen Natur-Freiheits-Enthusiasmus daherstürmen lassen, den Pfarrer aber ganz verpönseln zu dürfen, zu dem Mittel einer Art Orgie zu greifen, in welcher die Frau Rath dem Pfarrer zwei Flaschen Tokayer vortrinkt; oder ob ein Rest von Schamgefühl ihm dies Mittel angab, weil er noch fühlte, daß in dem Munde einer nüchternen Frau sich dies Brausegeschwätz doch gar zu empörend ausgenommen haben würde, dessen steter Refrain ist, daß im Staat wie in allen allgemeinen Beziehungen der Menschen der Geist frei müßt rennen können, wie und wohin's ihn triebe. Von der einfachen, sonst bei jedem sittlichen Menschen zu findenden Einsicht, daß Adam's Geschlecht seit dem Sündenfalle nie und nirgends ohne Zucht ein Algemeines, einen Gemeinwillen, ein Gemeinwesen dargestellt hat und hat darstellen können; daß also die Zucht die Grundlage alles nicht der Willkühr anheimfallenden Lebens sey; daß die Zucht die Grundlage aller wahren Freiheit (auch der

des Geistes) ist; *) daß aber Zucht ohne einen Gesamtglauben, auf dem sie ruht, aus dem sie ihre Berechtigung herleitet, daß Zucht ohne Strafe und Züchtigung der Willkühr des Einzelnen, die sich ihr nicht fügen will, gar nicht bestehen kann — diese einfache, wohlfeile Einsicht hat unser Autor nicht, und kann sie auch nicht haben — denn daß er sie haben sollte, hieß die Forderung an ihn stellen, er solle der eigenen tollen Laune und Willkühr, solle seinem rennenden Geiste und der sichtbaren Entzückung über die eigenen poetischen Leistungen **) entsagen; hieß ihm eine Selbstverläugnung zumuthen, die bei der Freude an der Sünde, wie sie hier aus dem trunkenen Auge blüht, gar nicht statthaben kann — oder ist es etwa keine trunkene Freude an der Sünde, wenn die Frau Rath an das Thema von der Nützlichkeit der Sünde in gotteslästerlichem Übermuth anstreifend sich also gegen ihren Pfarrer vernehmen läßt: „Sie denken an die Lieb Gottes, wie die dem großen Sünder in Ihnen zu Leib geht“ — „das ist die Nährung Ihres Weinrausches;“ — „je sünderiger der Mensch sich fühlt, desto christlicher!“ — „das ist das Behagen im Wein der hier in Ihrem Rausche als Trost Sie überkommt!“ — „ja die Sünd reizt die Liebe der Gottheit!“ — „ruft Ihnen der aufgeregte Feuergeist des Weins ins Herz.“ — „Und es liegt ein Zweck in der Sünde verborgen, der immer lebendiger wird, und endlich aus ihr hervorbricht, wie die Ananas aus dem Mistbeet!“ — „Das ist das Letzte was Sie im Schwung Ihrer Weinbegeisterung vom hohen Himmel als segensreiche Offenbarung auf sich herabregnen fühlen und haben Stoff zu einer mächtigen, Balken biegenden Rede.“ Wo so dithyrambischer, geiler Drang des Naturgeistes das Scepter führt, da ist freilich die Lehre von der Göttlichkeit der Leidenschaften, von der Sublimität alles Zuchtlosen am Ort, und natürlich auch das Bedauern darüber, daß Napoleon die Hoffnungen der rennenden Geister seiner Zeit betrogen, und lieber auf leidliche Disciplin gehalten, als sich selbst zum „Erlöser aus dem Gewaltszustand der Geistes Tyrannie“ bequem hat. Von jeher hat sich so losgelassenes Wesen in dem Sage zusammengefaßt: „Was bedarfs der Form, wo der Kern gilt?“ Als wenn irgend etwas ohne Form gedacht werden könnte außer jenes graufige Gedankending, das schlechte, leere Allgemeine, das Nichts? —

(Schluß folgt.)

*) Die Frau Rath schlägt dem richtigen Götheschen Sage, daß Freiheit und Knechtschaft in der Politik polarisch existiren und sich überall in Gleichgewicht setzen, mit dem Gegensatz grade in's Gesicht: „Die Freiheit Aller macht den Einzelnen frei.“ Von der geistigen Freiheit ist das allerdings richtig; aber in der Politik heißt's vielmehr: „Freiheit können Alle nur haben, wenn der Einzelne unter strenger Zucht steht.“

**) S. 479.: „Wenn ich einstens bloß aus dem Geist hervorgehe, als die kühnste Anschauung ihres (der Stadt Frankfurt) eigenen Geistes, dann kann sie stolz seyn auf mich als der stolze Denker! — Denn der veraltet zwar nicht, der mit der Zeit geht; der ihr aber voran schreitet, hat die Zeitlichkeit überwunden.“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 4. Mai.

N^o 36.

Dies Buch gehört dem König. 2 Bde. Berlin,
C. G. Schröder. 1843. 8.

(Schluß.)

Doch hier heißt ja Form nur irgend eine Art Rücksicht und Schranke, welche vom Standpunkte der Zucht dem zuchtlosen Talente, der Willkühr, zugemuthet wird; und da ist also im Munde unseres Autors auch das Schelten und Toben ganz am Ort über „die heillosen Fallbrücken aller einfachen Verhältnisse der unschuldigen Menschheit zu ihrem Herrscher, über die Fußangeln und Wolfsgruben und tausend Nordschlingen der Wahrheit, die erwürgt werde, von der man meine, sie entstellt über die Seite bringen zu können, während doch alles das der himmlischen Klarheit des Genius nichts anzuhaben vermöge.“ Wenn der himmlischen Klarheit des Genius nichts etwas anhaben kann, wozu, o Geniusanbetender Schriftsteller, eiferst du dich so im Jorne gegen die Schranken, die dem rennenden Geiste gesetzt werden? Wer recht an eine Wahrheit glaubt, der wird allenfalls sich für sie ereifern, damit einem einzelnen Menschen, oder allen Menschen, die er liebt, diese Wahrheit auch zugänglich werde, aber um die Wahrheit selbst wird er nicht Angst seyn. — Bei unserem Autor werden nun freilich dessen Freunde Anlaß haben zu dem Wunsche, daß es doch möglich seyn möchte, ein Theil der ihn betreffenden Wahrheit auf die Seite zu bringen — wir Andern haben nur das Interesse, daß die volle Wahrheit liegen bleibe am Sonnenlichte, denn noch hat sich kein zuchtloser und dabei doch in einem gewissen Sinne seiner Geist so in seiner Trunkenheit selbst verwundet und verhauen wie dieser. Grade deshalb wünschen wir auch die kleinen hübschen, eingewebten Bilder aus dem Kleinleben der Natur, aus dem Haus- und Gartenleben, und das Hinüberplagen aus der Begeisterung für den rennenden Geist in die Empörung über den Mißbrauch der Zucht, über die Unzucht der Zucht, über den Federabschub, der zuweilen auch unter dem Namen des Christenthums mitlaufen muß, möchten von Niemandem übersehen werden, weil jedes Herz ein Bedürfniß fühlen wird, an irgend etwas sein Mitleid mit so verwildertem, schwankendem Gedanken Träger anknüpfen zu können, und weil ohne solche Dafen die Liebe vor sich selbst nicht einmal eine Rechtfertigung des Mitleids fände. So aber kann man sogar von Danke reden, den man wegen einzelner Bemerkungen dem strafenden Gegner schuldig geworden.

Freilich besonders verweisen läßt uns die Frau Rath nicht bei freundlicher Stimmung — sie schlägt einer solchen sofort in's Gesicht; da vollzieht namentlich gleich die Fortsetzung der Gespräche im zweiten Bande die trunkenen Andeutungen von

der Nützlichkeit der Sünde zu dem nüchternen pantheistischen Sage von der Nothwendigkeit der Sünde zur Vervollkommenung des Menschen. „Naturen, die sich selbst kreuzigen und segnen vor der Missethat und in sich hinein das Nichtverbrechen als Unschuld anerkennen — was aber nur leerer Raum ihres Daseyns ist, — kommen nie zur Besinnung über sich und also nicht zur Rechtfertigung gegen die Sünde, die nothwendig ist, um den Menschen vollkommen zu machen.“ Dies wird später in dem Gespräch mit einer Französischen Agel noch weit fester variirt, und die Agel behauptet geradezu, „der Teufel sey der Erlöser.“ Die consequente politische Anwendung dieses pantheistischen Satzes läßt sich sofort übersehen: sobald die Sünde des Grauens, das vor ihr herging, entkleidet wird, kann consequent eigentlich von Strafe nicht mehr die Rede seyn — um so weniger aber da, wo alle Berechtigung in das Subjekt, in die rennenden Geister gelegt, und der Zucht alle Berechtigung abgesprochen wird. Auch wir glauben, daß die Sünde eines Verbrechens nicht vom Verbrecher allein, sondern vermöge der unbewußten oder bewußten Mitleidenschaft und Mitschuld an einem sündlichen Zustand der Menschheit überhaupt und des Kreises, in welchem ein Verbrechen begangen wird, insbesondere auch von allen Nebenmenschen näher oder ferner mitgetragen werde; aber auch die Strafen werden ja, wenn man sie mit dem Auge des Geistes beschaut, nicht bloß am gestraften Verbrecher vollzogen — oder was ist wohl beneidenswerther, einerseits als Richter die Hinrichtung eines Mörders vollziehen zu lassen, wenigstens als Schauer oder Hörer sie mit dem Bewußtseyn zu begleiten, während man in sich den Vorwurf fühlt, daß man näher oder ferner den Mörder zur That gereizt oder getrieben, oder andererseits selbst hingerichtet zu werden mit dem Bewußtseyn, im eigenen Haupte ein Unterpand wahrer Buße vor Gottes Thron niederlegen zu können? — Jene höhere Gerechtigkeit, die die innere Strafe (und eine andere gibt es vor Gott nicht, denn alles Übrige ist nur Unglück) abmißt nach dem inneren Maße des Verbrechens, sie ist auch nur bei Gott; und daß sich doch die Menschen nie in diese Gott allein vorbehaltenene Gerechtigkeit gemischt hätten! — Das menschliche Strafrecht aber ruht auf ganz anderen Fundamenten, nämlich auf nationalen, politischen. Kein Gemeinwesen kann seyn ohne einen feststehenden sittlichen Grund, und dieser kann nicht seyn ohne Zucht, und diese nicht ohne Strafe. Es ist das ewige Grundgesetz alles Bestehenden, daß es eine Form, folglich Schranken habe. Ohne Schranken existirt nichts. Die Schranke ist der rechte Grund aller Existenz; und sittliche Schranken nennen wir Zucht. Was jenen Grund und jene Zucht angreift, verfällt der Strafe, wie sie sich in dem sittlich bestimmten Leben

der Nation festgesetzt hat, wie sie diesem sittlichen Wesen Genugthuung gibt. Diese Genugthuung richtet sich zum Theil nach den frischeren oder mattern Nerven einer Nation; sie hat eine Seite der Äußerlichkeit, die ganz von der Natur bedingt wird, und bei einer Nation so, bei der anderen anders ist; auch nach den Zeiten wechselt. Die Frage nach der höheren Berechtigung zur Strafe ruht aber ganz in der Frage eingeschlossen nach der Berechtigung, welche Nationen, Gemeinwesen, sittliche Verbände irgend einer Art vor Gott haben. Nun kann aber alles das, was wir Göttlich-Bedingtes in unserem sittlichen Leben fordern, gar nicht, weder in einem abstrakt-menschheitlichen, noch in einem subjektiv-atomistischen Zustande bestehen — wir müssen, auch vom Standpunkte des Glaubens, Kirche und Staat und Nationalität und wie die vermittelnden Gliederungen weiter heißen mögen, fordern und für ihr Bestehen kämpfen; folglich auch für das kirchlich und staatlich bestimmte nationale Strafrecht. Die Frau Rath sagt also, indem sie etwas Entsetzliches auszusprechen meint, vielmehr eine der erhabensten Wahrheiten in Folgendem: „Der Staat hat seine religiös-moralischen Anlagen, seine Abgränzung erlaubter Begriffe, die Entwicklung unserer Seelenkräfte, auf der Tenne; er drischt wechselweise drauf los, und gewinnt eine unreine Saat der Moral, der Gottheitslehre und verpfuschter Geseze. Der Staat säet sie aus und ist allein verantwortlich für die Verbrechen, die daraus erwachsen. Das Beil in der eisernen Faust auf dem Markt zückt gegen ihn die Schneide. Und dies Beil ist die öffentliche Meinung, die mündig geworden ist, und ihn verdammt.“ — Nur müssen wir hinzufügen, diese s. g. mündig gewordene öffentliche Meinung ist nichts Anderes als ein Auflösungs- und Fäulniszustand der sittlichen Grundfesten, auf denen ein gesunder Staat, d. h. ein Staat, der wirklich einen Glauben an sich hat, selbst steht, und das Beil führt und die öffentliche Meinung selbst bestimmt. Allerdings stellt uns das Christenthum auch die Aufgabe, darin zu wirken, daß die Todesstrafe und überhaupt alle Strafe ein Ende finde, aber (wohlverstanden!) nicht dadurch, daß Strafe und Zucht etwa aufgehoben, oder blau und grau menschheitlich, also in verwaschener Sentimentalität bestimmt würden, sondern dadurch, daß mehr und mehr der Geist christlicher Freiheit, der wahrhaft freie Geist, der die Zucht und Strafe nicht fühlt und erfährt, weil er aus Liebe und Weisheit dasselbe leistet, was Zucht und Strafe von den unfreien Geistern zu erzwingen haben, — daß dieser Geist herrschend werde und Alles durchdringe. — Die pantheistische Salbaderei der Frau Rath aber ist nicht geeignet, diesen Geist zu verbreiten, sondern nur irre zu führen und gegen die Zucht und zum Haß, und zur Lockerheit und zu sündlich ungebundenem Wesen zu reizen. Die armen, verleiteten Jüngens, welche geistige Nahrung und Ausdrucksweisen für ihre sündlichen Freiheitsgelüste aus den Gesprächen der Frau Rath schöpfen, daß sie vollends zu Buben werden in dieser pantheistischen Naturanbetung, in diesem geilen Freiheitsfeiern, sie werden einst vor Gottes Thron den Schöpfer der Frau Rath umsehen und werden dieses Kind geistigen Unflaths anklagen und der Schöpfer wird mit Heulen und Zähneklappen

schreien: „Meine schweren Sünden sind erwacht und mit Haufen mir auf den Hals kommen, daß mir alle meine Kraft vergehet. Der Herr hat mich also zugerichtet, daß ich nicht aufkommen kann. Der Herr hat zertreten alle meine Starken, so ich hatte; er hat über mich ein Fest ausrufen lassen, meine junge Mannschaft zu verderben.“ — Raum aus Französischen Plaidoyers und Gefängniszellen hat man je schon so freche Schutzrede des Verbrechers vernommen, wie die Frau Rath sie liefert in hysterisch-sich steigender Anlagewildheit — und es gehört wenig Phantasie dazu, um in ihr die schauerhafte Alte wieder zu finden, die bei der Frankfurter Zeughausplünderung „unterm Sattel hervor die würdigen Beamten so verhöhnste.“ — „Weitling“ und „dies Buch gehört dem Könige“ sind Symptome einer und derselben Krankheit, des Zuchtlosigkeitseifers, woran unsere Zeit theilweis krankt — in Zürich scheint indeß die Zucht noch auf etwas festeren Füßen zu stehen. *) Oder unterscheidet sich Weitling's Spitzbubenanarchie wirklich so sehr vom Ausspruch der Frau Rath: „Das Heiligthum des Nationalgefühls in seiner ursprünglichen Kraft wieder herzustellen, dazu ist bloß der sittenverwilderte, aller Verfeinerung glücklich entwischte, freibelde, vogelfreie, besiglose Erdenbürger geeignet.“ „Si les bons doivent leur vie à la société comme un service, les méchants la lui doivent comme exemple,“ sagte Donald 1825 in der Deputirtenkammer — und wahrhaftig ein schauerliches Exempel statuirt uns unser Schriftsteller an sich selbst — möge es der Deutschen Nation zum Besten dienen, und sie ja recht klar einsehen, daß die den irrigen Geistern glauben, je länger je narrichter werden.

Was wir bisher angezogen haben, mag genug seyn, um das elementarische Quacksalbern der Frau Rath zu charakterisiren. Noch bleibt uns ein anderer Punkt zur Besprechung übrig. Ein Buch nämlich, wie das vorliegende, entsteht nicht aus ihm selbst. Wie eine Pflanze zusagenden Boden, günstige Lüfte, rechte Sonne haben will, ohne welche sie sich nicht entwickeln kann; so legt auch ein solches Buch von geistigen und sittlichen Bodenarten, Lüften, Beleuchtungen, Erwärmungen ein Zeugniß ab; — das bloße Daseyn dieses Buches bezeugt, daß ein gewisser Theil unserer gebildeten Zeitgenossen allen festen sittlichen Boden verloren hat, vagat per eremum; was man sonst unbefinnlich am Griffe hat, wird hier in Frage gestellt, alles, was sonst zusammenhielt, erscheint zerrissen. Siegt dies, so haben wir auf Deutsches Leben und Daseyn zu verzichten; die Nation geht in Fäulniß über und endet elend, jämmerlichst wie

*) An Einer einzigen Stelle hat zwar auch die Frau Rath eine Äußerung, die aussieht wie ein Lob der Zucht, nämlich S. 457., wodem Gemeinfinne nachgerühmt wird, aus ihm entspringe die strengste Zucht; aber erstens muß man bedenken, daß es eben zu der Zuchtlosigkeit der Reden der Frau Rath gehört, daß sie in Einem Athem das Widersprechendste von sich gibt, und zweitens ist auch dieser Ausspruch nur dann wahr, wenn vorher der Gemeinfinn selbst disciplinirt, in die Zucht genommen worden ist. Eine ausgelassene Rotte, eine Räuberbande kann vermöge eines gewissen Gemeinfinns allerdings auch auf eine Art Zucht halten — aber auf welche?!

das alte Griechenland, in inneren, geistig machtlosen Zuckungen, bis sich ein nervenstärkerer, frischerer Nachbar des sittlich gebrochenen Hauses annimmt, die Rolle Roms zu Griechenland übernimmt, und der bürgerlichen Rotte, zu der bis dahin die Nation geworden seyn wird, mit Gewalt eine Art *Raison* wenigstens wieder beibringt. Soll es dahin kommen? Ist auch nur einige Aussicht der Wahrscheinlichkeit dazu da? — Wir denken nicht. Wie Rom sein mächtiges, sittlich festes (eben weil beschränktes) Volksbewußtseyn gehabt hat, und von ihm gehalten und gehoben worden ist, bis es allen seinen inneren Reichtum entfaltet und dargelegt hatte, und dann in den barbarischen Reichen auf seinem Boden weniger bewältigende Feinde, als (mit Ausnahme zweier) Adoptivvölker seiner Bildung und Kraft, in dem einen, dem Fränkischen, sogar einen regenerirenden Adoptivvölker gefunden hat — so ist auch noch Aussicht vorhanden, daß sich das sittliche Erbtheil aus dem regenerirten heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation über die fahelnden Bücher der Art, wie wir eben eines näher betrachteten, hinaus wird behaupten lassen; zumal in dem Hause des kräftigsten, rührigsten Kindes jenes Reiches und Hauses der Ehren, in Preußen, was nun seit zwei Jahrhunderten dasteht, mit immer steigender Bedeutung dasteht, als eine *columna Germaniae*. Aber dies auch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß der Geist, der in solchen Büchern und in der Rotte ihrer Schreiber und Anhänger lebt, und hinwiederum der Geist, der Preußen groß gemacht, der es selbst zu einem mächtigen Hause der Ehren ausgebaut hat, einander nicht nur fremd, sondern innerlichst feindlich, glaubensfeindlich entgegenstehen. Preußen hat neben mächtigen — bei jedem Schritte seiner Ausdehnung neben immer mächtigeren Nachbarn sich behauptet; es ist nun bei einer Bevölkerung, die nicht einmal die Hälfte erreicht der Volkszahl des kleinften der übrigen Europäischen Großmächte, doch sittlich-mächtig, politisch-mächtig in gleicher Linie mit den mächtigsten anderen allen. Das Fundament aber dieser Macht, das Fundament dieser *columna Germaniae* heißt und hieß seit zwei Jahrhunderten: Ordnung und Gehorsam; feste sittliche Zucht, so weit sie den Staat angeht; unbefrittener Glaube der Unterthanen an die öffentlichen Gewalten. Das sind die Talismane, das sind die Edelsteine der geistlichen Krone Preußens — wehe! und dreimal wehe, wenn die Einsicht, daß sie es sind, wenn der Glaube an die eigenen sittlichen Grundfesten einmal wanken sollte; wenn man (in der Meinung, bequem thun zu können, was die reicheren Nachbarn thun) libertinische, zuchtlose Gesinnung, wenn man eine Rotte des rennenden Geistes in seinem Inneren einen breiteren Einfluß der Lüge und Anstiftung gewinnen ließe, als jetzt dies Völkchen mit der vorkämpfenden Alten, die unter dem Sattel hervorgrinst, hat. Der Welt Ende wäre freilich auch dann noch nicht; auch nicht einmal Preußens Ende; aber hingedrängt würde dies durch solche libertinische Überzeugungen, wenn sie sich der Massen oder auch nur der Masse der Gebildeten bemächtigten; hingedrängt würde es nothwendig, sich gegen diese Masse oder Massen, denen es jetzt ein Staat ihres Glaubens und ihrer Liebe ist, zu wenden und ein Staat der Gewalt zu werden. Wer seine Kinder

mit fester Hand allezeit in Ordnung und Gehorsam hält, braucht ihnen später nicht wehe zu thun; wer jenes versäumt, wird zu letzterem gezwungen, wenn er sich nicht selbst aufgeben will. „Dieweil du lebst und Odem hast, untergib dich nicht; denn es ist besser, daß deine Kinder dein bedürfen, denn daß du ihnen müßtest in die Hände sehen. Bleibe du der oberste in deinen Gütern, und laß dir deine Ehre nicht nehmen. Den Knecht aber halte zur Arbeit, so hast du Ruhe vor ihm; lässest du ihn müßig gehen, so will er Junker seyn.“ Noch hat's nirgends weder Noth, noch Angst mit libertinischer Junkerei der Knechtsseelen — aber an dem Tage, wo man vergessen oder bezweifeln ließe, daß Preußens Lebensodem Zucht und Gehorsam ist, würde man sich auf ein schweres Krankenlager legen.

H. L.

Mittheilungen aus der Kirchenchronik einer Landgemeinde in Pommern.

„So ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit.“ 1 Cor. 12, 26. Den Segen solcher Mitfreude recht vielen Gliedern der Kirche zu bringen, ist dieser Mittheilungen Zweck und Ziel; so gebe der Herr Gnade, daß sie alle Leser der *Ev. K. Z.* beschämen, erquickten und kräftigen mögen.

Zuvor muß gesagt werden, auf welche Weise diese Mittheilungen aus der Chronik der Pommerschen Landgemeinde ihren Weg hieher gefunden haben. Vor einiger Zeit ward Ref. ein Brief mitgetheilt, in welchem der Pastor jener Gemeinde über das in derselben wunderbar erwachte Leben einem Amtsbruder Bericht erstattet. In diesem Briefe war die öffentliche Verbreitung seines Inhalts ausdrücklich verboten. Ob nun wohl dies Verbitten seinen weisen Grund hat und, nach einer Seite hin, an das häufige Verbitten des Heilandes nach erzeugten Wundern seiner Gnade erinnert, so konnte Ref. dennoch des Wunsches sich nicht erwehren, es möchten, gleich ihm, noch viele Amtsbrüder für sich und ihre Gemeinden Segen schöpfen aus diesem „guten Gerüchte, welches wie kaltes Wasser ist einer durstigen Seele.“ Die Redaktion theilte diesen Wunsch, und auf unsere Bitte hat der theure Bruder, dessen Gemeinde den Lesern hier vor Augen gestellt werden soll, in die Mittheilung des folgenden Berichts gewilligt, auch durch Übersendung der in Form eines Tagebuchs von ihm geschriebenen Chronik, welche jenen Brief ergänzt, Ref. in den Stand gesetzt, getreu und ausführlich zu erzählen. In welchem Sinne er von den Wundern, die der Herr in seiner Gemeinde gethan hat, geredet haben will, mag er selber uns sagen. In einem Briefe an Ref. schreibt er unter Anderem: — „Jedoch reden Sie so, daß dem Herrn allein die Ehre bleibt; denn ich bin mir bei dem, was hier geschehen, nur zu klar bewußt, daß mit unserer Macht Nichts gethan sey, und daß wir nur den Winken und unabweislichen Forderungen des Herrn aufmerksam und hingebend folgen dürfen, ja daß das, was etwa von Menschen dabei und dazu gethan, auch den Charakter des Menschlichen und Mangelhaften der ganzen Bewe-

gang aufgedrückt und zu mancherlei krankhaften Auswüchsen und Ubertreibungen Veranlassung gegeben hat.“

Um nun dem Leser einen klaren Einblick in das seit etwa einem Jahre in der Gemeinde Geschehene zu verschaffen, wird es nöthig seyn, zuvörderst über die äußeren Verhältnisse und den früheren Zustand derselben einige Andeutungen zu geben; sodann soll die Erweckung in der Gemeinde, und endlich einzelne besonders merkwürdige und charakteristische Züge aus dem Leben derselben beschrieben werden.

Die Gemeinde ** ist ein Unicum, bestehend aus drei zusammengepfarrten Amts-Bauerndörfern, mit nahe an 1500 Einwohnern, die meist wohlhabend, wenigstens nicht von zu bitterer Armuth gedrückt sind. Die Zähigkeit des Pommerschen Charakters, das beharrliche Festhalten an altem Brauch und Herkommen, im Guten wie im Bösen, findet sich auch in dieser Gemeinde wieder. „Eben so schwer, wie sie sich von ihren uralten Häusern und Rauchkathen ohne Schornstein, von ihrer alten Tracht (den langen Zöpfen, rothen Jacken, blauen Kragen und eigenthümlichen Gottedistichröcken) — von ihren alten Gewohnheiten bei Ausrichtungen, von ihren abergläubischen, halb katholischen, halb heidnischen Gebräuchen bei Krankheiten, Taufen, Hochzeiten *) und Begräbnissen, — von ihrem Glauben an Zauberei, Hexerei u. dgl. trennen konnten: eben so fest hielten sie auch am alten Menschen, aber auch an den alten guten kirchlichen Gewohnheiten und acht Lutherischen Gebräuchen, so daß der Unglaube verhältnißmäßig weniger und nur allmählig eindringen, desto mehr aber das todte Gewohnheitswesen und der finsternste Aberglaube hier wuchern konnte.“ Die alten, in hohen Ehren gehaltenen Predigtbücher von Müller, Schubert, Arndt u. A., das Porstische und Bollhagensche Gesangbuch und der Lutherische Katechismus bargen Lebenskeime, die noch nicht völlig zertreten waren. Besonders und immer noch spürbaren Segen mißt unsere Chronik auch der alten Bugenhagenschen Kirchenordnung für Pommern bei, deren Anordnungen sich hier zum Theil länger als irgend anderswo erhielten. Der kirchliche Sinn der Gemeinde gab sich z. B. in den häufigen und bedeutenden Geschenken und Collekten für die Kirche kund. So hat sie seit 1797 durch gesammelte Beiträge von 100 — 200 Thlr. einmal die Kirche ausmalen, zweimal die große Glocke umgießen lassen, und im Jahre 1836 zur Erbauung einer Orgel 200 Thlr. beigetragen. Die Collekten und Opfergaben für die Kirche waren gewöhnlich so beträchtlich, daß in den meisten (im Ganzen todt)

*) Aber auch manche schöne, vom Glauben der Väter zeugende Sitte hat sich erhalten; so kommt z. B. in einer langen Standrede, welche der Hochzeitbitter den Brautleuten hält, das 31ste Capitel der Sprüche in Reimen vor; in derselben Rede heißt es unter Andern: „Den Ehestand hier auf Erden man billig ehren soll; wo Mann und Weib Eins werden, da geht es immer wohl: da will auch Christus selber seyn, aus Wasser machen rothen Wein u. s. w.“

Gemeinden, z. B. Sachsens und der Mark, wohl in funfzehn Jahren nicht so viel einkommen möchte, wie hier in Einem.) Aber auch in Betracht äußerlicher Kirchlichkeit fing die Gemeinde an einer hangenden Mauer zu gleichen, als im Jahre 1835 der gegenwärtige Pastor zu ihr berufen ward. Er fand z. B. — was in Landgemeinden eins der traurigsten Zeichen kirchlichen Verfalls ist — das Tischgebet in vielen Häusern abhanden gekommen. Ja, auch der Unglaube in moderner Gestalt hatte hier und da Eingang in die Gemeinde gefunden; es konnte vorkommen, daß eine Frau erklärte: „Der Mensch ist nach dem Tode wie ein Vieh.“ Wehe unseren armen Landgemeinden, wenn erst Gott und Ewigkeit ihnen nicht einmal mehr Namen bleiben, sondern zu Fabeln werden, wenn der Pilatusfynn, der jetzt die vornehme Welt regiert, auch in dem Volke Wurzel faßt, und unsere Bauern ihrem Pfarrer achselzuckend den Rücken zukehren und sprechen: „Was ist Wahrheit!“ Doch dahin war es im Ganzen in unserer Gemeinde noch nicht gekommen; dies wäre ärger gewesen, als die Lasterhaftigkeit auf der einen, und die Selbstgerechtigkeit auf der anderen Seite, welche hier herrschten. Als mitwirkende Ursachen an dem Versinken der Gemeinde bezeichnet die Chronik die Separation mit ihrem Gefolge von Streitigkeiten und Prozeßen, die Nähe der Stadt mit ihren unzähligen Wirthshäusern, vor Allem aber ein fast dreijähriges Interim, in welchem die Gemeinde ohne alle geistliche Führung war, da zwei Gnadenjahre kurz hinter einander folgten, der Vorgänger des zeitigen Pastors Krankheits halber fast nie sein Amt selbst verwaltete konnte. (Diesen letzten Satz möchten wir gern vor katholischen Augen zu leben.) „Die Schulen lagen unter drei alten Lehrern gänzlich im Argen. Auch hatte der Kirchenbesuch, namentlich des Nachmittags Gottesdienstes, schon bedeutend abgenommen. Während im Jahre 1709 die Zahl der Abendmahlsgäste 1608 betrug, waren im Jahre 1836, bei weit höher gestiegener Bevölkerung, nur 1136 — für unsere Zeit freilich relativ immer noch eine erfreuliche Zahl —.“ (Im Jahre 1843, um dies gleich hier zu erwähnen, waren 1346.) „Die kirchliche Katechisation der erwachsenen Jugend, die Beichtmeldung, die Trauung der Geschwächten ohne Kranz und dergleichen alte Gebräuche waren abgekommen. Unter 21 Bauerhöfen waren mindestens 12 — 13 von der Branntweinspest inficirt. Uneheliche Kinder kamen 8 — 12 jährlich vor, während vor hundert Jahren nur 2 — 4. Zwei wilde Ehen fand ich vor, woran die Gemeinde kein Argerniß nahm, auch fehlte es nicht an ehebrecherischem Umgang. Die Handelsucht trug auch viel zur Zerrüttung und Entartung der Gemeinde bei.“ —

(Fortsetzung folgt.)

*) Jedoch darf nicht verschwiegen werden, daß in der Chronik die merkwürdige Notiz sich findet: „Im Jahre 1843 sind für die Kirche 10 Thlr. weniger, als im Jahr zuvor, einkommen — weil der Aberglaube abnimmt.“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 8. Mai.

N^o 37.

Mittheilungen aus der Kirchenchronik einer Landgemeinde in Pommern.

(Fortsetzung.)

Der Pastor hat manche Seufzer in sein Tagebuch eingeschrieben über vergebliche Arbeit, über die Herzenshärte der ihm vertrauten Gemeinde, deren roheste Glieder, die Säufer, ihn oft mit Rästerworten verfolgten — auch Seufzer über seine eigene „Trägheit zu glauben und zu zeugen.“ In solchen kummervollen Tagen erquickte ihn aber auch der Herr durch Erfahrungen wie die, daß ein Bauer ihm das erste Blatt in seiner Bibel zeigte, worauf stand: „Heute, am 26. Juli 1835, hat unser neuer Pastor seine Antrittspredigt gehalten und habe ich heute früh Jer. 31, 3. aufgeschlagen, wo es heißt: „Ich habe dich je und je geliebet, und habe dich zu mir gezogen aus lauter Güte.“ Mit zunehmender Antsfreudigkeit predigte er der Gemeinde das lauter Evangelium von der freien Gnade Gottes und, wie er selbst sagt — „das wachsende Vertrauen der Leute ermuthigte mich, ihnen schärfer und eindringlicher das zweischneidige Schwert des Geistes in's Herz zu bohren.“

Die große Erweckung in der Gemeinde, welche im Winter v. J. geschah, war außer durch die Predigt des Evangeliums wohl noch durch manche mitwirkende Umstände vorbereitet worden; wiewohl unser lieber Bruder selbst mit Recht sich bescheidet, das Geheimniß dieser Erweckung zu errathen; denn es gilt auch hier das Wort des Herrn: — „Aber du weißt nicht, von wannen er kommt“ (Joh. 3, 8.). In der Nachbarschaft der Gemeinde regte sich schon länger viel christliches Leben, und mancher Bauer konnte es schwer vergessen, wenn er in N. oder in M. von den Leuten gefragt worden war: „Hoffst du, so wie du bist, selig zu werden?“ Wenn ein Bauer den anderen so fragt und vor ihm zeugt mit Wort und Wandel vom Wege zur Seligkeit: das wirkt mehr, als wenn zehn Prediger zeugen. Durch die Missionsfeste wurden nun manche Gemeindeglieder mit Gläubigen benachbarter Orte: zusammengeführt, und so übten jene Feste doppelt und dreifach heilsamen Einfluß. — Es ist in der That wahrhaft herzerquickend zu sehen, wie auch an dieser einzelnen Gemeinde sich erweist, was die Kirche im Großen erfährt, daß die Mission den Glauben und das Gebet schaffen hilft, wodurch sie zu den Heiden mit dem Evangelio kommt — Friedensgebiet und Friedensboten. Wie thöricht und blind sind doch die, welche für Afrika kein Herz haben wollen, weil in Deutschland noch genug zu thun ist! Doch sie sagen nur so; im Grunde geschieht ihnen zu Hause bereits zu viel. —

An der Weihnachtsfeier in der Schule (eine Einrichtung, über die wir am Schlusse noch einige Worte sagen werden) nahmen Eltern und Kinder mit Freuden und zum Segen Theil (1842); auch machte die in der Kirche vollzogene, feierliche Vereidigung des von der Gemeinde sehr geliebten Küsters (im Januar 1843) einen viele Herzen ergreifenden Eindruck. Dieser Küster und Schullehrer (von dessen Hand uns auch ein Bericht über die Ereignisse in der Gemeinde vorliegt), ein Lehrer und Custos nach dem Herzen Gottes, hielt treue Gemeinschaft mit einem Kirchenvorsteher, der nach jahrelangem Suchen den Frieden gefunden (1841), und nicht lange hatten diese Weiden zu klagen, daß sie „so ganz einsam ständen“; es sammelte sich ein kleiner Kreis von Leuten, besonders Büdnern, denen ihr bisheriges werthvolles Wesen nicht mehr genügte und die aufrichtig nach Gott fragten. Ein Mann unter diesen Erfindlingen ward gleich anfangs durch sein böses Weib tüchtig im Glauben geübt; ein hochbetagter Greis hatte sich bekehrt, weil ihm die Frage eines Anderen: „Bist du bereit zu sterben?“ keine Ruhe gelassen. Nach diesen Vorböten, wozu auch noch einige erschütternde Predigten benachbarter Brüder kamen, und nachdem auch der zunehmende Kirchenbesuch eine bessere Zeit angekündigt, wehete nun im Februar v. J. der Geist des Herrn in Pflingstkraft durch die Gemeinde. „Es war, als wenn der Geist Gottes wie ein Pfingstregen reichlich und täglich ausgegossen werde. Viele Gemeindeglieder (auch in dem einen eingepfarrten Dorfe) wurden ernstlich beunruhigt über ihren Seelenzustand, kamen zur Erkenntniß ihrer Sünden, bezeugten aufrichtig ihr früheres, weltliches, selbstgerechtes und gottvergessenes Leben und erfuhren eine wunderbare Umwandlung ihres Herzens. Täglich wurde ich angelaufen mit Fragen, Zweifeln und Bekenntnissen, theils Neugieriger, theils beunruhigter Gewissen, so daß ich an manchem Tage von früh Morgens an bis spät in die Nacht mit Suchenden und Besuchenden zu reden hatte.“ Reich gesegnet war namentlich die Missionspredigt am ersten Sonntage nach Epiphania und die am Sonntage Septuagesima. „Ganze Bauerhöfe wurden von dieser Bewegung ergriffen, und die Väter glaubten mit ihrem ganzen Hause; es ging wie ein Feuer von Hof zu Hof; von ein und zwanzig Bauerhöfen wurden mindestens siebzehn dafür gewonnen, waren wenigstens nicht im Widerspruch dagegen.“ Ein höchst günstiger Umstand war, daß gleich anfangs gerade die Vorsteher der Gemeinde, Lehrer, Gerichtsleute, auch der Schulze, der sich zwar in pharisaischem Hochmuth zuerst dawider stemmte, von dem Geiste des neuen Lebens ergriffen und erfüllt wurden. Der frühere Schulze, ein arger Säufer und erbitterter Feind

des Pastors, war abgesetzt worden und tobte nun noch eine Weile fort; von ihm werden wir weiter unten noch hören. Aus den vielen Befehrungsgeschichten Einzelner, welche in der Chronik erzählt sind, heben wir folgende hervor, die auf die Gemeinde einen besonders mächtigen Eindruck machte. Ein Bauer und Gerichtsmann, der früher ein sehr wüthes Leben geführt hatte, war schon seit längerer Zeit durch den Umgang mit dem erwähnten Kirchenvorsteher, seinem Nachbar, auf andere Gedanken gekommen, doch hatte er sich mehr mit dem Verstande, als mit dem Herzen auf die „neue Weise“ geworfen. Er las seitdem fleißig in seinem alten Müllerschen Predigtbuche, welches er für 8 Sgr. auf einer Reise in einem Wirthshause angekauft hatte. „Da hört er, daß sich auch sein anderer Nachbar, der Pfarrpächter, ein früher sehr einfältiger Mensch von beschränkten Verstandeskräften, belehrt habe und kräftig zeugen und beten könne. Nun ist er zwischen zwei Feuern. Er geht zu dem Pächter hin, redet mit ihm und staunt, als er diesen einfältigen Mann, der früher immer klagte, daß er nichts von meinen Predigten behalten und wiedererzählen könnte, so kräftig vom Wege der Seligkeit reden hört, und sagt zuletzt zu ihm: „„Hast Du mein Predigtbuch gelesen? Du sprichst ja accurat so, wie mein Predigtbuch!““ und als ihm der Andere versichert, er kenne sein Predigtbuch nicht, geht er beschämt mit den Worten weg: „„Nun muß ich auch anders werden.“““ Er gerieth nun in große Aufregung, so daß eines Sonntags Morgens der Pastor zu ihm gerufen wurde, weil man für seinen Verstand fürchtete; er wäre ganz außer sich, sagte der Küster, und wollte Haus und Hof verkaufen. „Als ich zu ihm kam, fand ich ihn schon weit ruhiger und wie verklärt. Er sagte: „„Mein Haus ist eine Mördergrube gewesen, nun soll es ein Bethaus werden. Wenn ich sonst aufwachte, dachte ich immer zuerst an meine Pferde, die ich abgöttisch liebte!““ — der Küster erwähnt in seinem Berichte, daß er sich besonders anklagte, seinen vielen Dungen mehr geliebt zu haben als Gott — „„Jetzt will ich zuerst an Gott denken.“““ Die Karten, die er noch kurz vorher zu einem Kindelbier angeschafft hatte, wurden in's Feuer geworfen und allen weltlichen Lüsten abgesagt. Seine stolzen, gottlosen Brüder saßen da und staunten ihn an, wurden aber bald so ergriffen, daß auch sie ganz demüthig und von Herzen bußfertig wurden. Dieses Ereigniß machte einen lebhaften Eindruck auf die Gemeinde, Viele wurden stugig und unruhig, und die Abendversammlungen, die schon vorher in einzelnen Häusern angefangen hatten, wurden nun immer häufiger und zahlreicher, namentlich im Hause des Gerichtsmannes, der wie ein Wunder angestaunt wurde.“ Vielleicht fangen manche Leser an, etwas bedenklisch zu werden; dem Pastor der Gemeinde ging es auch so — doch davon hernach. Zunächst haben wir zu berichten, daß das neuerwachte Leben in der Gemeinde keineswegs bloß in die Blätter geschossen ist, sondern gute Früchte zur Reife gebracht hat. Die noch feindlich Gesinnten sagten: „Es muß den Frommen etwas eingegeben seyn, was diese Veränderung in ihrem Wandel hervorbringt!“ Der Branntwein verschwand bald aus mehreren Häu-

fern, und was in dieser Beziehung in der Gemeinde geschehen ist, verdient so besondere Beachtung, daß der „Umwandlung der Trunkenbolde“ noch ein eigener Abschnitt in unseren Mittheilungen gewidmet werden muß. Die Holzdiebe stahlen nicht mehr. Ein ganz armer Mensch, der vom Holzdiebstahl fast seinen einzigen Lebensunterhalt hatte, indem er aus dem Königl. Forst die Birkenreiser zu seinen Besen stahl, kam eines Sonntags weinend zu dem Pastor, und fragte, ob ihm diese schweren Sünden wohl noch vergeben werden könnten. Er war auch aus freiem Antriebe zum Oberförster gegangen und hatte ihm offen seine Schuld eingestanden; dieser Mann versprach ihm von nun an so viel Holz zu schenken, als er zum Besenbinden gebrauchte, und der bekehrte Holzdieb preist den himmlischen Vater, der ihn nun doch nicht Hunger leiden läßt. Viele Leute wollen keine Birkenreiser zu Besen mehr kaufen, weil sie wissen, daß es gestohlenen Gut ist, auch bitten manche Bauern den Oberförster um Gottes willen, ihnen Deckelstöcke (zum Decken der Häuser) zu verkaufen, weil sie dieselben nicht mehr stehlen könnten. Andere machen sich ein Gewissen daraus, auf der Dorfstraße zu rauchen, weil man aller menschlichen Ordnung unterthan seyn müsse. Leute, die früher mit Zauberei und Besprechung sich abgaben, haben dem Pastor erklärt, sie könnten nun den Namen Gottes nicht mehr so schändlich mißbrauchen. Am Osterfeste äußerte der eine Krüger des Dorfs: er wolle gern einen halben Thaler darum geben, wenn er nur einen einzigen Musikanten zum Tanz austreiben könnte; aber vergebens, es wollte sich keiner dazu finden lassen, und früher gab es solche Leute zum Überfluß im Orte. Die Puppenspieler, die eines Sonntags sich sehen lassen wollten, mußten unverrichteter Sache wieder abziehen, weil keine Zuschauer sich einstellten. Aus freiem Triebe des heiligen Geistes änderten sich auch viele alte sündliche Gewohnheiten bei Feierlichkeiten, Ausrichtungen u. s. w. „Als ein Bauer ein neues Gebäude richten ließ, kam der Kirchenvorsteher zu mir und fragte um Rath, wie sie sich dabei verhalten und die übliche Feierlichkeit des Kranzaufsetzens einrichten sollten; Tanzmusik und Narrentheilung, die früher dabei nicht fehlen durften, könnten sie nicht mehr dulden. Ich schlug ihnen vor, Loblieder zu singen und 1 Petr. 2. zu lesen: „„Und auch ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause u. s. w.““ oder auch Eph. 2, 19 — 22. und 1 Cor. 3. — was sie auch gern thaten. Als man in dem einen eingepfarrten Dorfe diesem Beispiele folgen wollte, hatte es zwischen zwei Parteien großen Kampf gekostet, die Einen hatten nicht weiter Hand anlegen wollen — endlich trug aber doch die gute Sache den Sieg davon.“ Der Kirchenbesuch zeugte von der Begierde der neugeborenen Kindlein nach der lauternden Milch des Evangeliums. „Ein armer, aber in Gott reicher Hirt muß täglich die Kühe hüten, und kann auch Sonntags nicht in die Kirche kommen, weil Keiner ihn ablösen will. Seine Liebe zum Gotteshause ist aber so groß, daß sie ihn früh Morgens, ehe er die Kühe ausjagt, in die leere Kirche treibt, um da sein stilles Gebet zu thun und das liebe Gotteshaus wenigstens anzusehen. Dann geht er weinend in's Feld

hinaus und feiert da seinen Sonntag mit seinem Starkfchen Gebetbuche." Von diesem Hirten hier gleich noch folgende Geschichte. Er sitzt eines Tages in der Haide und liest in seinem lieben Sonntagsbuche. Da kommt der Förster und redet ihn an: „Höre mal, bei Euch werden ja wohl die Leute jetzt alle fromm?“ — „Nein, alle werden sie wohl nicht!“ — „Nun, ich habe nichts dawider; so werden sie mir kein Holz mehr stehlen. Aber sag', ihr redet da immer vom Glauben; was für ein Ding ist denn der Glaube eigentlich?“ — „Das will ich Ihnen wohl sagen. Sie haben da ein Gewehr auf der Schulter; wenn Sie nun zu mir sagten: Entweder Du weist wieder so, wie Du früher warest, oder ich schieße Dich todt! — da würde ich antworten: Nur her mit der Kugel, denn ich will lieber sterben, als wieder werden, was ich vorhin war! Sehen Sie, das ist der Glaube!“ — Abendmahls Gäste waren von Ostern bis Pfingsten 489; obwohl am Charfreitage 150 communicirten, so beehrte die Gemeinde doch am ersten Ostertage abermals die Austheilung, und es gingen wieder 39 Personen zum Tische Gottes. Am 4. Februar dieses Jahrs kamen zum ersten Male die Abendmahls Gäste fast Alle vor der Beichte zur Meldung auf die Pfarre, *) nicht allein die, welche schon auf dem rechten Wege waren, sondern auch solche, die fast wider Willen durch die Anderen vom Kirchhofe mit fortgezogen wurden. Am Charfreitage 1844 gingen 174 Communicanten zum heiligen Mahl. — Die Sache der Mission und Bibelverbreitung findet willige Herzen und Hände in der Gemeinde; bei Taufen und Hochzeiten werden reichliche Collekten dafür gesammelt (im Jahre 1843 kam für die Mission ein: 26 Thlr. 4 Sgr. 2 Pf.; für die Bibelgesellschaft: 9 Thlr. 19 Sgr. 4 Pf.; im Monat März dieses Jahrs wurden für die Bibelgesellschaft durch ganz freiwillige Beiträge 14 Thlr. zusammengebracht). Mit besonderem Dank gegen den Herrn erwähnt der Pastor noch dies, daß die Gemeindeglieder anfangen, bei wichtigen Angelegenheiten in ihrem häuslichen Wesen seinen seelsorgerischen Rath einzuholen; so ist er schon zweimal bei Verheirathungen um Rath gebeten worden, was sonst nie vorkam. Mehrere Frauen freuen sich, daß sie sich von ihren lüderlichen Männern nicht haben scheiden lassen; ja, die Frau eines wahnsinnig gewordenen Säufers will sich doch nicht scheiden. — Auch in dem zweiten eingepfarrten Dorfe fing endlich mehr Leben sich zu regen an. Vier bis fünf Widner halten ein Philobiblikum zusammen, da sie den Galatrerbrief lesen. Sie kamen auch eines Tages zu dem Pastor, um

über das Verhältniß von Gesetz und Evangelium sich belehren zu lassen, worüber sie bei dem Lesen jenes Briefes viel disputirt hatten. — Unter dem 24. Mai steht in der Chronik: „Heute vor acht Jahren, am Himmelfahrtstage, predigte ich zum ersten Male in unserer Kirche. Wie anders ist es seitdem! Ich danke Gott, daß er sein Wort bekräftigt hat durch mitfolgende Zeichen.

Wir theilen nun noch einige besonders merkwürdige und lehrreiche Züge aus dem Leben der Gemeinde mit, in folgenden Abschnitten: 1. Die Umwandlung der Trunkenbolde; 2. die Versammlungen; 3. der Separatismus; 4. die Dorfjugend und die Sonntagschule; 5. die Hausverhöre; 6. die Weihnachtsfeier.

1. Die Umwandlung der Trunkenbolde.

Das Wort des Apostels: „Ihr waret weiland Finsterniß, nun aber seyd ihr ein Licht in dem Herrn“ (Eph. 5, 8.), hat in der Gemeinde vor allen Dingen an den belehrten Trunkenbolden seine Wahrheit. Die Trunksucht hatte in diesem Orte auf eine schauerliche Weise um sich gegriffen und das Familienwohl zerrüttet. Ein Säufer hat gar den Verstand verloren und mehrere gingen diesem Abgrunde raschen Schrittes entgegen. „Die Säufer waren kaum zu zählen in der Gemeinde,“ sagt die Chronik. Von den ersten Tagen der wunderbaren Bewegung an lesen wir nun in der Chronik die Berichte von der allmählichen Flucht dieses Feindes. „Und wär' er wie ein Bär, er wird zum Lamm,“ das ist uns oft in's Gedächtniß gerufen worden. Nicht allein die ärgsten Lasterknechte kehrten um und wurden, gleich dem Gadarener, sitzend zu den Füßen Jesu „vernünftig“ gefunden (Luc. 8, 35.), sondern der Branntwein verschwand auch je mehr und mehr bei den festlichen Gastmählern; ja sogar bei der Erntearbeit, wo sonst der Branntwein eine Hauptrolle spielte, wurde in manchen Bauernhöfen ohne Branntwein fröhlich und frisch handtiert. Am Osterfeste kam eine Bauerfrau mit freudeglänzenden Augen zu dem Pastor und erzählte, daß dies das erste Fest gewesen, wo kein Branntwein in ihr Haus gekommen sey. Besonders erfreulich ist es aber, daß grade in neuester Zeit, also nachdem das erste Feuer des Geistes längst sich gelegt hat, die größten Wunder der Barmherzigkeit Gottes an umgewandelten Trunkenbolden geschehen sind. Der oben schon erwähnte abgesehte Schulz sogar, ein tief gesunkener Mensch, hat dem Trunke abgesagt, und wiewohl er mit seinem alten Menschen harte Kämpfe zu bestehen hat, so hofft die Gemeinde doch, daß ihn der Herr wie einen Brand aus dem Feuer errettet hat. Unter dem 24. November heißt es in der Chronik: „Heute fand bei meinem Nachbar die erste christliche Hochzeitsfeier statt, wo kein Branntwein auf den Tisch kam, keine Tanzmusik war, die Knechte und Mägde, fröhlich im Herrn, ihre Sonntagsglieder (vgl. unten) sangen, der Bräutigam selbst das Tischgebet aus dem Herzen sprach und für die Mission über 4 Thlr. gesammelt wurden.“ Unter dem 28. desselben Monats heißt es: „Die heutige Hochzeit bei dem Kirchenvorsteher N. wurde eben so gefeiert, wie die vorige, ohne Musik und Branntwein. Das junge Volk sang abwechselnd mit den Alten geistliche Lieder, und am Schluß

*) Wie nöthig diese persönliche Meldung der Communicanten ist, das mag man z. B. aus einem Beichtgespräche abnehmen, welches der Pastor am grünen Donnerstage d. J. mit einem (außwärts geborenen) Mädchen hielt. Sie wußte nicht, was das heilige Abendmahl zu bedeuten habe, was sie sich daraus holen wolle, wußte nicht, daß morgen Charfreitag sey und antwortete auf die Frage: was an diesem Tage geschehen? „Unser Herr Christus ist geboren“ — und auf die Frage: „Was bringst Du mit?“ — „Einen Groschen!“ — „Weiter nichts?“ — „Noch einen Sechser und einen Pfennig in den Klingelbeutel.“

der Mahlzeit wurden, während das Lied: „Eine Heerde und Ein Hirte“ gesungen ward, 2 Uhr. 27 Sgr. 3 Pf. für die Mission gesammelt.“ Und nun vernehmen wir weiter (4. Februar dieses Jahrs): „Auch solche Säufer, die sich nicht grade gründlich bekehren, werden doch von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen, enthalten sich des Brantweins und fangen wenigstens ein ehrbares Leben an. Es sind jetzt etwa nur noch drei bis vier eigentliche Säufer in der Gemeinde. Die städtischen Gastwirthe können sich nicht genug darüber verwundern. Auch kommt dadurch Friede in die Häuser, und ich hörte in diesen Tagen oft das erfreuliche Bekenntniß: „Jetzt vertragen wir uns weit besser, erzürnen uns weit seltener.“ Auch zwischen Herrschaften und Diensthofen ist weit mehr Einigkeit. Also ohne Mäßigkeitsverein die erfreulichsten Resultate! Die Gemeinde selbst ist der Mäßigkeitsverein.“ Die entschiedenen Freunde der Mäßigkeitsvereine werden freilich sagen: „In Gemeinden, wie diese, kommt ein Verein zu spät; aber in anderen dient die Zucht des Gesetzes, welche in den Vereinen geübt wird, als Pflug zum Zubereiten des Bodens für die Aussaat des Evangeliums!“ Mögen sie Recht haben; doch wir können uns nimmer damit befremden, daß die Diener des Evangeliums an diesen Pflug als Vorsteher und Leiter von Mäßigkeitsvereinen die Hand legen. Die Kirche dürfte sich herzlich freuen, wenn die Mäßigkeitsvereine, polizeilich gehandhabt und daher von der weltlichen Behörde geleitet, ihr kräftig in die Hände arbeiteten; wie jetzt die Sache steht, kann ihre Freude nur eine schüchterne und bedenkliche seyn, denn es liegt am Tage, daß die einseitige Anwendung des Wortes: „Saufet euch nicht voll Weins, sondern werdet voll Geistes,“ wobei anstatt des „sondern“ unvermerkt ein „so“ sich einschleicht, einem gefährlicheren Feinde die Thür aufthut, während sie den Feind der Böllerei austreibt, indem die Kirche dadurch in Gefahr geräth, mit Pharisäergebeten angefüllt zu werden. Der uns Predigern des Evangeliums recht ziemende Kampf gegen die Trunksucht hat die Lösung: „Werdet voll Geistes, so saufet ihr euch nicht mehr voll Weins!“ (Die Leser der Ev. K. Z. mögen sich hiebei an die Stellung des trefflichen Schwedischen Predigers Björn zur Mäßigkeitsfrage erinnern, wie sie ihnen Jahrg. 1842 in den Mittheilungen über die Schwedische Kirche geschildert worden.)

Wir können hier eine besonders merkwürdige Geschichte aus unserer lieben Pommerschen Gemeinde nicht übergehen, nämlich die Umwandlung des Kruges. Früher war in diesem Trinkhause fast sonntäglich Tanzmusik und Puppenspiel, und die Trunkenbolde hielten hier bei Kartenspiel und Narrentheißen ihre Zusammenkünfte. Die Krügersfrau, früher selbst leichtsinnig und weltlich gesinnt, hört nun aus der Wohnung des ihr benachbarten Rüstlers die lieblichen Gesänge der Gläubigen, und es treibt

sie, Trost bei diesen zu suchen, denn sie hat von ihrem gottlosen Manne, einem Säufer, viel zu leiden. Die Besuche beim Kirchenvorsteher und Rüstler werden ihr zwar von ihrem Manne untersagt, doch sie darf zuweilen zum Pastor gehen. Sie findet nach vielen Thränen und Kämpfen Frieden, aber das Hauskreuz nimmt ihr der Herr noch nicht ab, so daß sie oft mit dem Gedanken umgeht, sich scheiden zu lassen; der Pastor aber rath ihr, lieber für ihren Mann zu beten. Und das half. Eines Abends kam sie mit ihrem Manne — ihrem Nikodemus, wie sie ihn nannte — zusammen auf die Pfarre, und diese Abendbesuche wiederholten sich dann öfter. Zuerst konnte der Mann es nicht vertragen, wenn ihm seine Sünden vorgehalten wurden, und ging weg; aber er kam doch immer wieder. Einmal sagte er zum Pastor: „Herr Pastor, Sie sind ja auch nicht fromm, denn Sie halten ja keine Versammlungen; und wenn wir fromm werden, dann werden wir Alle S...isch“) und klüger als Sie!“ Ein anderes Mal äußerte er: „Ich möchte wohl frommer seyn und besser beten können als „„all to hope““ im ganzen Dorfe; ich kann man nicht!“ Also gleich von vorn herein war seinem Befehls- und Verführungsstrieb ein unlauteres Element beigemischt, welches auch später noch an ihm sich gerächt hat. Er fing nun an die Kirche fleißig zu besuchen und ward oft kräftig angefaßt. Vier Wochen vor Ostern kam es bei ihm zur Entscheidung. Eines Sonntags Abends bittet er seine Frau, doch auch einmal „die Frommen“ einzuladen. „Die Frau läuft außer sich vor Freude in's Dorf, und die Leute lassen sich das nicht zweimal fagen. Bald erklingt der Krug, was seit Menschengedenken unerhört war, von geistlichen, lieblichen Liedern und Gesprächen. Der Krüger bricht in Thränen aus, fällt auf seine Knie und betet mit, und fragt nachher, ob er wohl noch werth sey, daß Gott ihn zu Gnaden annehme. Von Stund an entsagte der Krüger völlig dem Trunke, ließ sich auf den bald hernach einkallenden Viehmärkten auch nicht zum Genuß eines Tropfen Brantwein verleiten, fühlt sich nun sehr glücklich, besucht regelmäßig das Gotteshaus, lebt in Frieden und Eintracht mit seiner Frau und liebt nun diejenigen mit großer Innigkeit, die er sonst haßte und verspottete. Nur daß er noch nicht so kräftig beten kann, wie die Anderen, macht ihn oft irre daran, ob er wirklich im Glauben stehe, und ich und der Rüstler haben viel Mühe gehabt, ihn zu trösten und an den Früchten seines schwachen Glaubens, der schon Berge versetzt hat, ihm zu beweisen, daß er Glauben habe.“ Es sey gleich hier bemerkt, daß der bekehrte Krüger später etwas ermatete, aber vom Herrn wieder aufgerichtet ist, die Gemeinde hofft, um in tieferer Demuth zu wandeln.

(Fortsetzung folgt.)

*) In S. nämlich trieb der Separatismus sein Wesen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 11. Mai.

N^o 38.

Mittheilungen aus der Kirchenchronik einer Landgemeinde in Pommern.

(Fortsetzung.)

„Seitdem ist der Krug wie umgewandelt; die Gottlosen fliehen ihn, und man hört statt Fluchens und wüsten Lärms, Gebet und Lobgesang. Am ersten Ostersfesttage Nachmittags besuchte der Pfarrer mit seiner Frau den Krug, sonst etwas hier Unerhörtes. Es war leer und still darin, nur ein alter Säufer saß am Tische, und zwar nur bei einem Glase Bier, war auch noch ziemlich nüchtern.“ Er wird nun als ein Lasterknecht sonder Gleichen, der in wilder Ehe gelebt, Ehebruch getrieben u. s. w., beschrieben. „Dieser Mensch klagte, daß er nun gar keinen Kameraden mehr zum Kartenspiel finden könnte. Ich bot mich ihm zum dritten Mann an, dann wollten wir aber ein anderes Spiel vornehmen. Ich hielt ihm nun sein lasterhaftes Leben vor, und er gab mir zum ersten Male zu, daß er ein verdorbener Mensch sey, und, wie er meinte, noch schlechter als die Juden, die doch noch äußerlich Gottes Gebote hielten, er aber habe sie alle übertreten. Neue war jedoch bei ihm nicht zu merken, denn er rühmte sich noch, daß er mehr als 10,000 Quart Branntwein im Leibe habe, und sie hätten ihm nichts geschadet. Es war ihm ein Räthsel, daß der Krüger „das Zeug gar nicht mehr sehen“ möchte. Nach einer Weile kam zufällig ein anderer bekehrter Säufer in die Stube. Auf seine Frage: „Trinkst Du auch nicht mehr?“ hieß es: Nein! Es dauerte nicht lange, da trat noch ein dritter gebesselter Säufer herein, zu einem neuen Zeugniß über den alten verstockten Sünder, der den Kopf schüttelte und sagte: er könne den Branntwein nicht lassen; so räumte er das Feld, ohne einen Tropfen Branntwein bekommen zu haben.“ Ein anderer Trunkenbold hat, zunächst durch die unermüdblichen Bitten und Fürbitten seines Sohnes, eines Knaben von vierzehn Jahren, überwunden, dem Trunke abgesagt, am vorigen Weihnachtsfeste die zwei Quart Branntwein, die er sich angeschafft hatte, aus dem Hause gebracht und seitdem — bis Anfang April — keinen Tropfen mehr angerührt. „Bei einer späteren Versammlung in diesem Krüge war ein Knecht bei dem Gesange des Liedes: „Mir nach! spricht Christus unser Held“, bis zu Thränen gerührt worden bei dem Gedanken, daß er nun an derselben Stelle und an demselben Tische, wo er früher gesucht, gespottet, getrunken und Karten gespielt hatte, so ganz anders sitzen und geistliche Lieder singen könne.“ Als der Pastor später einmal die Krügerfrau fragte, ob sie irdischen Verlust davon hätten, daß nun ihr Krug nicht mehr wie sonst besucht werde, antwortete sie: „Aufsrichtig, nein! Herr Pastor, denn mein Mann vertrank früher grade so viel, als wir am Schnapschen-

ken verdienten, nicht gerechnet, was er sonst in der Wirthschaft versäumte.“ Sie betete von nun an fleißig für den anderen Krug, wo die Gottlosen sich trohig zusammenrotteten; und ihr Gebet muß gewirkt haben, denn am vergangenen Weihnachtsfeste wollte die andere Krügerfrau keine Musik in ihrem Hause dulden.

2. Die Versammlungen.

Der Herr hat der Gemeinschaft, namentlich auch dem gemeinschaftlichen Gebete der Gläubigen, große Verheißungen gegeben; doch nicht zufällig hat er seine Jünger nur „je zweien“ ausgesandt, nicht zufällig gesagt: „Wo Zwei Eins werden in meinem Namen,“ und: „Wo Zwei oder Drei zusammen sind in meinem Namen.“ Zwar, wie sollte er nicht mitten unter der ganzen Schaar der Gläubigen zu Jerusalem gewesen seyn, als sie „aufhoben ihre Stimme einmüthiglich zu Gott,“ und „da sie gebetet hatten, die Stätte sich bewegte, da sie versammelt waren!“ (Apostelgesch. 4.). Aber es ist gewiß, daß der Feind, der bei großen Erweckungen auch auf dem Plan ist, besonders bei den zahlreichen „Gebetsversammlungen“ seine Rechnung sucht. Es ist ihm auch in dieser Gemeinde gelungen, hie und da in die vom Weine der Gemeinschaft trunkenen Herzen sein Unkraut zu säen. Doch will uns der theure Seelsorger der Gemeinde irgendwo gestatten, thöricht zu reden und ihn zu rühmen, so müssen wir es hier thun. Darin vor Allem haben wir erkannt, wie er von den Augen Gottes sich hat leiten lassen in dieser schwer verantwortlichen Zeit der Heimsuchung, daß er mit Furcht und Zittern, mit nüchternem Blicke über den anfangs sehr stürmischen Versammlungen sich zu halten gewußt und seine Gemeinde in wahrhaft apostolischem, ächt Lutherischen Sinne geweidet hat. Hören wir ihn berichten. Besonders Sonnabends und Sonntags fanden sich in der ersten Zeit der Bewegung an funfzig bis sechzig Personen zu abendlichen Zusammenkünften in verschiedenen Bauerhöfen ein. Zwar wurden diese Versammlungen von einzelnen Kirchen- und Gemeindevorstehern geleitet, deren christliches Leben ein durchaus gesundes war, und die Leute rauchten bei der Unterhaltung ihre Pfeife; doch ward die Aufregung durch die bis tief in die Nacht dauernden Gespräche, Gesänge und Gebete zuweilen so groß, daß methodistische Verirrungen vor der Thür lagen. Die Beschreibung einer solchen Versammlung in dem Berichte des Küsters versteht uns lebendig in die Seele des Pastors, dem bei der Sache angst und bange ward. (Der oben erwähnte Gerichtsmann war hier in einer Art Verzükung; als ein Lied gesungen werden sollte, rief er: „Der Herr sagt: Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ Auf die Frage: wo das stände, rief er wieder: „Der Herr sagt: Nr. 834.“ Merkwürdiger Weise ist es auch in

der Gemeinde des Ref. einige Male vorgekommen, daß angelegte Leute behaupteten, der Herr habe ihnen dies oder jenes Lied „eingeschenkt,“ und zwar grade in der Art: „Der Herr sagte mir Nr. —.“ Eines Sonntags Abends ward der Pastor von eben diesem Gerichtsmann in die Versammlung geholt; die Leute, sagte er, seien unaufgefordert zu ihm gekommen und er könne ihnen doch nicht die Thüre weisen; sie hätten Alles großes Verlangen, den Pastor zu sprechen. „Als ich hinüberkam“ erzählt nun dieser — „sah ich eine große Menge Männer und Frauen, getrennt von einander sitzend, auch Greise und sogar Schulkinder vor, so daß fast der ganze Raum der eben nicht sehr großen Stube angefüllt war, einige Frauen sogar an der Erde saßen und auf dem Flur standen, so daß eine große Hitze den Aufenthalt im Zimmer höchst unbehaglich machte. Sie sangen, als ich eintrat, grade ein Lied, welches der Sohn des Hauses in Abwesenheit des Wirths ziemlich undeutlich vorsprach. Melodie und Inhalt waren mir unbekannt; Vieles blieb mir und auch der Versammlung ganz unverständlich, denn sie sangen es eben so falsch, wie es vorgesprochen wurde; die Melodie war eintönig und wahrscheinlich selbst gemacht. Nach Beendigung des Gesanges machte ich sie darauf sogleich aufmerksam, und erinnerte an das Wort des Apostels: „Lasset Alles ordentlich zugehen — Gott ist kein Gott der Unordnung“ — und das sey doch eigentlich nur in kirchlichen Versammlungen möglich, deren sie ja sonntäglich zwei und außerdem in der Woche manche Leichenpredigt besuchen könnten. Darauf entgegnete mein Pächter bescheiden, aber freimüthig: „Herr Pastor, der Herr versteht uns doch; wenn wir auch nur lallen.“ Ich wies ihn auf 1 Cor. 14. hin: „So ihr nicht deutliche Rede gebet, wie kann man wissen, was geredet ist; ich will beten im Geist, aber auch beten und Psalmen singen mit dem Sinn, auf daß die Gemeinde gebessert werde.“ Die kleineren Kinder schickte ich, da es schon spät war, nach Hause, und wandte mich nun an Einzelne und fragte sie auf's Gewissen, was sie bewogen habe, in die Versammlung zu kommen, ob Neugierde, oder Liebe zu Gottes Wort? Auch wies ich auf das polizeiliche Verbot derselben und ihre Gefahren hin, auf das Aergerniß der Schwachen daran, auf das Einschleichen der Separatisten, auf die Überschätzung der Versammlungen als Kennzeichen der Frömmigkeit, auf die Mißlichkeit des lauten Vorbetens Einzelner, die doch vielleicht nicht dazu berufen und befähigt seyen (z. B. der Knechte) und gab den Versammelten den Rath, künftig in kleineren Kreisen, mehr besuchsweise und vertheilt an verschiedenen Orten, sich zu versammeln und zu unterhalten, und da ich ihnen zugleich meine Freude über das neu erwachte Leben kund gab, so schienen sie beruhigt; der Hausvater selbst erklärte sich mit mir einverstanden und sagte zu den Leuten: sie möchten nur nicht glauben, daß sie durch die Versammlungen selig würden, er sey auch dadurch nicht bekehrt worden. Nachdem ich ihnen noch die Hauptstücke der christlichen Lehre und die Bedingungen der Seligkeit nachdrücklich vorgehalten, verließ ich die Versammlung und fand später, daß durch diese freundlichen Vorhaltungen die Herzen mir nicht entfremdet waren, Viele mich nach wie vor

besuchten, die Kirche nicht versäumten und alle Angriffe der Separatisten zurückschlügen. Dennoch ließen anfangs die Versammlungen nicht nach.“ Über das Vorbeten der jungen Knechte, welches auch fortging, äußerte der Pastor den Leuten seine Bedenken wiederholtlich; verständige und ältere Christen versicherten ihm aber, die Gebete der Knechte seyen so schön gewesen, und man hätte es spüren können, daß ihnen der Mund von dem vollen Herzen übergegangen. Einer dieser Knechte aber, der im Drange der ersten Liebe auch zu den Heiden gehen wollte (mit noch zwei anderen), hat sich durch sein Vorbeten dermaßen heruntergebetet, ist in geistlichen Hochmuth gerathen und wollte „wie der verlorene Sohn ferne über Land ziehen,“ was er späterhin aber wieder bereute. Auch andere junge Leute haben jetzt dem Pastor bekannt, daß sie durch ihr früheres dreifaches Vorbeten innerlich heruntergekommen seyen, — und sich jetzt schwer dazu entschließen könnten. Die meisten Leiter der Versammlungen hat Gott bisher vor dem Fall in geistlichen Hochmuth gnädig behütet. Ein Schneider in dem einen eingepfarrten Dorfe antwortete auf die Warnungen des Pastors: daß er oft tief beschämt und weinend hinausgehen müßte, wenn so Viele zu ihm kämen, indem er dann erst recht seine eigene Schwachheit und Unwürdigkeit fühle. Allmählig haben sich die Versammlungen zu kleineren Zusammenkünften umgestaltet, die als „geistliche Ausrichtungen,“ bei welchen der Hausvater Alles und Neues, ohne bestimmte Formen und Regeln, mittheilt, segensreich wirken. In einer solchen Zusammenkunft haben neulich die Leute den Beschluß gefaßt, unter einander über die „un-nützen Worte“ sich zu strafen. Gewiß, da werden ganz neue Kleider genäht! Häufig und gern besuchen die Leute auch die Pfarre. Am 2. December v. J. kamen sechs Leute aus dem einen eingepfarrten Dorfe zu dem Pastor, um, wie sie sagten, den letzten Abend des alten Kirchenjahres bei ihm zuzubringen, sich noch einmal zu prüfen und Gott zu danken für den Segen des vergangenen Jahres.

3. Der Separatismus.

Es gehört zu dem unlutherischen Charakter des Lutherischen Separatismus, daß seine Anhänger das „hin und her in die Häuser Schleichen“ als Profession treiben. Der Fall möchte höchst selten seyn, daß durch Separatistenpredigt ein Sünder aus dem Tode aufgeweckt wird; desto häufiger werden die Gewissen der Erweckten von jenen Schleichhändlern verwirrt und gefangen geführt. In dieser traurigen Gestalt zeigt sich der Separatismus auch in der Geschichte unserer Gemeinde. In der Umgegend hatte Kindermann separirt, und im Januar 1842 kam in der Gemeinde der erste — aber auch der letzte Fall vor, daß ein Glied von der Kirche sich lossagte. Es war ein Bauernsohn aus dem Dorfe, der in H., einem benachbarten Orte, wo der Separatismus schon weit um sich gegriffen, als Knecht diente. Er hatte dem Pastor brieflich seinen Austritt aus der Kirche angezeigt und kam darauf eines Tages zu ihm, um sich einen Taufschein zu holen. Bald verwickelte er sich in allerhand Lügen. „Als ich ihn hat, mir zu erklären, was unirte und was

Lutherische, wahre und falsche Kirche sey, zeigte er völlige Unwissenheit, hob drohend die Hand auf, lachte und meinte, das werde ich wohl besser wissen. Ich ermahnte ihn darauf freundlich, ein Bekenntniß seines Glaubens abzulegen nach dem Worte der Schrift: „Jedermann sey bereit u. s. w.“, aber er verweigerte höhnisch auch dies, und erwies sich als ein bedauernswerthes Opfer separatistischer Verführung, da auch keine Spur lebendigen Christenthums bei ihm zu finden war, und er nur mit dem Troste wegging, er wolle sich erst Bescheid holen und mir dann Rede und Antwort stehen. Er ist aber nicht wiedergekommen. In der Zeit der Erweckung in der Gemeinde hielt sich dieser Mensch wieder bei seinen Eltern auf und suchte besonders die schwachen, aber schon angeregten Leute an unserer Kirche irre zu machen, indem er sie „einen Schweinstall“ nannte und andere Lästerungen redete.“ Mehr als durch diesen unlauteren Menschen wurden die Gemüther durch andere „Eindringlinge“, welche es für sich aufrichtig meinten, beunruhigt. Es imponirte auch den Leuten, daß die auswandernden Separatisten um des Glaubens willen Haus und Hof und Vaterland verlassen könnten. Ein lieber und treuer Mann aus der Gemeinde gestand dem Pastor, daß er allerdings unruhig geworden sey, weil ihm ein „Lutheraner“ gradezu gesagt hätte: „Du wirst bei deinem Glauben nicht selig!“ In vorigem Herbst kamen Remonte-Fusaren durch das Dorf, unter ihnen ein gebildeter separirter Lutheraner, ein wohlgesinnter Mann. „Er hat mit dem einen Kirchenvorsteher gesprochen und gemeint, wir wären doch eigentlich reformirt, auch beispielsweise einige Lutherische Lehren und Formeln angeführt, die bei uns nicht gepredigt und gebraucht würden; da hat ihm aber der Kirchenvorsteher gesagt, daß grade diese Lehren und Ausdrücke immer von mir gebraucht würden, und ist dadurch von neuem in der Überzeugung bestärkt worden, daß wir auch innerhalb der Landeskirche Lutherische seyn und bleiben können.“ Ein alter Mann, der mit Büchern handelt und die Gemeinde zuweilen heimsucht, um dann dies und jenes den Leuten zu verdächtigen, ist ihnen bald zum Ekel geworden, weil sie merken, daß er aus der Gottseligkeit ein Gewerbe macht, auch von der Bibel nichts wissen will, die er (unlutherisch genug!) in seinem Herzen zu haben meint. So ist denn bisher die Gemeinde vor dem Separatismus bewahrt geblieben, und ihr Pastor hofft zu Gott, daß sie in dem allmählig in ihr ersiekenden confessionellen Bewußtseyn einen immer festeren Damm diesem Feinde entgegensetzen werde.

4. Die Dorfjugend und die Sonntagschule.

Der hervorstechendste und lieblichste Zug in dem Bilde unserer Gemeinde ist wohl das neu erwachte Leben unter der erwachsenen Jugend des Dorfs. Während in den meisten Gemeinden, wo der Geist Gottes erfolgreich zu wirken beginnt, die erwachsene Jugend, besonders die jungen Burken, den härtesten Widerstand thut, indem die Herzen sich verderben in Fleischesfreiheit, welche „macht die Seele kalt und sicher, frech und stolz; frist hinweg des Glaubens Ole, läßt nichts als ein faules Holz“: — geht in dieser Gemeinde das Wort des Propheten

Joel in Erfüllung, daß der Geist Gottes auch über Knechte und Mägde ausgegossen werden soll, und mehr als einmal ist es schon geschehen, daß die Herzen der Väter bekehrt worden sind zu den Herzen der Kinder. — Der Confirmandenunterricht ist für die jungen Leute des Dorfs gewiß nicht ohne nachhaltigen Segen geblieben; aber den nächsten Anstoß zu der allgemeinen Bewegung unter ihnen gaben die geistlichen und lieblichen Lieder, welche sie von den Schulkindern singen hörten. Durch den Gesang der Kinder bei der Weihnachtsfeier (1842) angeregt, begehrten einzelne Eltern mehr solche Lieder für ihre Kinder, wie das: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“ Der Pastor theilte dem Kirchenvorsteher, der viel Sinn für Musik hat, noch einige andere mit (z. B. das von Hey: „Weißt du wie viel Sterne stehen“), und dessen Kinder sangen sie bald sehr hübsch. Die Knechte und Mägde stimmten mit ein, und jenes Lied ging bald von Haus zu Haus. Der Pastor erfuhr den Wunsch der jungen Leute, noch mehr dergleichen Lieder zu lernen, und ließ ihnen sagen, sie möchten nur zu ihm kommen. „Da versammelte sich am nächsten Sonnabend Abend eine Schaar von dreißig bis vierzig jungen Leuten von achtzehn bis zwanzig Jahren aus freiem Antriebe und bat um Unterricht und Übung in geistlichen, lieblichen Liedern.“ So entstand die Sonntagschule, auf die der Herr besonders reichen Segen gelegt hat. Die Lerner werden es nicht ungern sehen, wenn wir die Einrichtung derselben kürzlich beschreiben. Sobald der Sonntag-Nachmittagsgottesdienst zu Ende ist, so können die jungen Leute kaum die Zeit erwarten, bis die Sonntagschule angeht, die jetzt ihr höchstes Vergnügen ist, und ihnen hinreichenden Ersatz bietet für alle sündlichen Lustbarkeiten. (Im Winter ist die Schule auf die Abendstunden von 7 — 9 verlegt worden und wird in der erleuchteten Schulstube gehalten; die jungen Leute brachten freiwillig 2 Thlr. 25 Sgr. für Lichte zusammen.) „Hier wird ihnen nun zunächst an der Wandtafel das neu einzulübende Lied mit Melodie und Text angeschrieben. Von da schreiben sie es sogleich in ihre Liederbücher ab, und werden so zugleich im Schreiben geübt, was sie sonst gar zu leicht wieder verlernen.“ Ein reger Eifer, sich noch im Lesen und Schreiben zu üben, geht jetzt durch das junge Volk. „Die Mädchen, welche nicht schreiben können, pflücken inzwischen auch wohl Charpie für die Kaiserswerther Diakonissenanstalt. Dann wird das Lied gelesen, erklärt und endlich mit Begleitung der Violine einstudirt. Darauf folgt Vorlesung irgend einer volkethümlichen Geschichte“ (z. B. machte die Erzählung von Schubert: Der Krüppel zu Rottenstein, einen besonders erbaulichen Eindruck) — „und Mittheilung von Missionsnachrichten, wobei ihnen an der großen Wandkarte zugleich geographischer Unterricht erteilt wird. Dann wieder Gesang und Vorlesung, und zuletzt wird die Schule mit Gebet geschlossen.“ Zuweilen werden auch passende Bilder vorgezeigt, z. B. Indische Götzen und Büßende darstellend. Auch ältere Leute besuchen zuweilen die Sonntagschule; neulich hat der Schulz die Jugend über das Verbot des Nachtigalleneinfangens belehrt. Von einigen Alten wurde der Wunsch geäußert, die Sonntagschule möchte einen

entschiedener ascetischen Charakter annehmen; aber der Pastor hält grundsätzlich daran fest, dieselbe ein Volksvergnügen seyn zu lassen, wir glauben, zum großen Gewinn für die Gemeinde. So hat sich denn hier ein freier Jünglings- und Jungfrauenverein gebildet, der auch sonst treu zusammenhält; „an den Sommerabenden erklingen vor den einzelnen Bauerhöfen die fröhlichen Gesänge dieser Dorfjugend, wogegen der wüste Lärm der wenigen Andersgesinnten, welche von ihnen „die andere Kalb“ genannt werden, kaum noch auskommen kann und am Ende beschämt schweigen muß.“ Eines Tages zogen die jungen Leute aus dem Mutterdorfe zum Besuch nach dem einen eingepfarrten Orte hinüber. Hier hörte man schon von ferne ihren Gesang und die jungen Leute dieses Dorfs zogen ihnen auch singend entgegen. Unterdessen hatten sich die Gottlosen vor dem Dorfe aufgestellt, um ihnen den Weg zu versperren. Als sie aber ruhig fortsingend in langem Zuge ankamen, da gingen die Anderen scheu und beschämt davon. Die Eltern und Herrschaften können ihre Freude nicht genug ausdrücken über das ordentliche, züchtige und unterthänige Betragen ihrer Kinder und Dienstkleute. Den Nachmittagsgottesdienst, der in der Form einer Bibelfunde und Kinderlehre gehalten wird, besuchen besonders die jungen Leute fleißig, und der Pastor hat die Freude, daß dieser Gottesdienst, der früher schon auf den Ausflerbe-Etat gesetzt war — die Leute sagten: „Eine Wessling ist genug“ — jetzt fast eben so besucht wird, als der des Vormittags. Am letzten Neujahrstage fühlte sich der Pastor so angegriffen, daß er den Nachmittagsgottesdienst ausfallen lassen wollte; aber der Küster kam mit der Nachricht, die Kirche sey schon wieder ganz voll, und da gab denn der Herr auch neue Kraft zum Predigen. Durch die Sonntagsschule hat auch der liturgische Gesang in die Gemeinde verpflanzt werden können. — In dem eingepfarrten Dorfe, das vorher erwähnt wurde, ist unter den jungen Leuten auch viel Leben erwacht. Mehrere junge Burschen, die früher ein sehr wüstes Leben führten, sind umgewandelt und ziehen fröhlich ihre Straße. Von Einem unter ihnen hieß es, er habe Visionen gehabt. Als ihn aber der Pastor fragte, ob er irgend etwas gesehen hätte, antwortete er: „Nein, Herr Pastor, ich habe weiter nichts gesehen, als daß ich ein armer Sünder bin!“ Eine Magd erzählte, daß es jetzt so schön still im Dorfe sey; viele Mädchen nähmen sich ihr Gesang- und Predigtbuch zum Schutz mit in die Bleichhütten und sangen Psalmen; die Herrschaft hörte von ferne zu und freute sich. In den Pferdeställen hört man manche Nacht die Knechte beim Futtern geistliche Lieder singen. Einem Dienstmädchen war vor mehreren Jahren durch Gottes Hülfe das Leben gerettet worden, indem ihr der Pastor, als sie schon besinnungslos am Scharlachfieber daniederlag, Blutigel ansetzte. Als sie genesen war, hatte sie den Dank vergessen. Nun kommt sie zur Erkenntniß ihrer Sünden und auch des Undanks gegen den Pastor. Weinend kommt sie zu diesem, erkennt, daß der Herr sie so lange gespart habe, damit sie nicht in Sünden sterben möge, und fragt dann, was sie ihm schuldig sey? Als der Pastor ihr Geld ablehnte, gab sie einen Beitrag zur Mission, ein Geschenk an die Kirche und kaufte eine Bibel und ein Gebetbuch. — Da jetzt

auch in den umliegenden Gemeinden eine große geistliche Bewegung sich kund gibt, so kommen junge Leute aus denselben zuweilen in die Sonntagsschule, von welcher das Gerücht sich weit hin verbreitet hat. — Einige Besucher der Sonntagsschule sind allerdings nicht treu geblieben, da der Pastor die entschiedene Forderung an die jungen Leute macht, der Weltlust und dem Krüge abzusagen, um nicht zweien Herren zu dienen. Merkwürdig ist das Bekenntniß eines Knechts, der sich der Schule ab- und dem Krüge wieder zugewandt hatte: „es sey ja doch nichts Rechtes mit ihm geworden.“ Man sieht daraus, daß Etliche von diesen und ähnlichen Versammlungen eine magische Wirkung zu ihrer Bekehrung erwarteten, und als die ausblieb, die Sache aufgaben. Andere konnten's im Krüge nicht mehr aushalten und kamen bald wieder. Doch beträgt die Zahl der Besucher noch immer in der Regel sechzig bis siebzig, zuweilen (am letzten Palmsonntage) zwei bis dreihundert, wenn die Auswärtigen dazu kommen, und die Schule erblüht immer fröhlicher als eine Pflanze dem Herrn zum Preise.

Höchst merkwürdig und wahrhaft rührend ist, was kürzlich unter den Kindern der Gemeinde sich ereignet hat. Schon im Herbst v. J. that sich eine große Bewegung unter ihnen hervor. Sie hatten förmliche Gebetsversammlungen gehalten, sich Predigten vorgelesen, einander und dem Küster ihre Sünden bekannt u. s. w. Der Pastor war bei der Sache sehr bedenklich und ermahnte die Kinder in der Schule zum Kämmerlein und zur Übung des vierten Gebots; doch erkennt er an, daß manches Göttliche in den mächtig angefaßten Kleinen sich regte, was z. B. entschieden daraus erhellt, daß ein Knabe über sein Fluchen hinter dem Vieh, ein anderer über einen Apfeldiebstahl sich anklagte u. s. w. Im März d. J. nun geschah Folgendes. Die kleine Tochter des Pastors kam eines Nachmittags ängstlich gelaufen und sagte: „Vater, die Kinder sind in der Schule ganz allein und beten!“ Als der Pastor hinüberkam, fand er eine ganze Anzahl versammelt; der Küster war nicht zu Hause. „Ich fragte, was sie machten. Anfangs wollten sie mit der Sprache nicht heraus. Endlich sagten sie: sie hätten sich etwas abgeschrieben und dann hätte Einer gebetet auf den Knien. Als ich ihn fragte, was ihn dazu bewogen, antwortete er: „Ich konnte es nicht überkommen!“ Ich hielt ihnen den Spruch vor: „Wenn du betest, so gehe in's Verborgene!“ und schickte sie, da sie ganz ohne Aufsicht waren, nach Hause. Nachher erzählte mir mein kleiner A. mit kindlicher Unbefangenheit den Hergang: Der Küster hätte sie heute beim Evangelio stark vermahnt; da hätten viele Kinder geweint und wären nachher wieder in die Schule gekommen, um noch fleißig etwas nachzuholen. Zuletzt wäre W. W. auf die Knie gefallen und hätte gebetet: „Ach, lieber Herr Jesu, erbarme dich doch über unsere Schule, wir haben dich und unsere Lehrer hier so oft betrübt, erbarme dich doch über uns u. s. w.“ und die Anderen alle hätten dabei sehr geweint.“ — „Er segnet, die den Herrn fürchten, bei den Kleinen und Großen! Der Herr segne euch je mehr und mehr, euch und eure Kinder!“ Ps. 115.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 15. Mai.

N. 39.

Mittheilungen aus der Kirchenchronik einer Landgemeinde in Pommern.

(Schluß.)

5. Die Hausverhöre.

Erst vor Kurzem wieder hat ein Amtsbruder in diesen Blättern den Segen dieser Einrichtung gepriesen; auch in unserer Pommerschen Gemeinde ist sie eingeführt worden und wir müssen ihrer mit einigen Worten gedenken. Der Pastor fing im November v. J. an, von Sonnabend zu Sonnabend, einzelne Familien zu einem „Hausverhör“ zu besuchen. Der eigentliche Zweck dieser Besuche, die Familien immer näher kennen zu lernen und auf ihre besonderen Bedürfnisse seelsorgerisch einzugehen, ward anfangs durch das Zufließen der Nachbarn und anderer Leute vereitelt. Der Pastor mußte es daher förmlich geheim halten, wenn am folgenden Sonnabend die Reihe des Besuchs treffen sollte. Aber auch dadurch konnte nicht immer dem Zudrang der Leute gewehrt werden; denn im Nu verbreitete sich das Gerücht durch's Dorf: „Der Pastor ist bei N's.“ — und bald war die Stube voll Menschen, und wenn der Pastor verwundert fragte: Wie habt Ihr das erfahren? antworteten sie: „Herr Pastor, die Liebe ist ein schneller Bote!“ Und was sollte er auch machen, wenn der Hausvater in seinem ehrlichen Platt sagte: „Verdenke Se dat doch de Lüde nich, se wille doch so geren Gott's Woort höre!“ Diese Hausverhöre nun, welche bisher namentlich zur Stärkung der Schwachen und Bewahrung der Bankelmüthigen sichtbar gesegnet gewesen sind (zur Ermahnung des Krügers, der — wie oben erwähnt ist — lau geworden war, hat ein Hausbesuch bei ihm besonders mitgewirkt), werden in folgender Art gehalten: „Die Hausgenossen setzen sich um den Tisch, holen ihre sämmtlichen häuslichen Erbauungsbücher, Bibel, Gesangbuch, Katechismus und Predigtbuch hervor, und dann wird darüber und über den Zustand der Herzen und des häuslichen Lebens eine Unterhaltung angeknüpft, die Kinder, Knechte und Mägde, von den Kleinsten bis zu den Größten, werden geprüft und Verse, Sprüche und Katechismusstücke u. dgl. aufgesagt, der Hausvater über den Gehorsam der Kinder und Diensthoten, über den Hausfrieden, den Zustand der Wirthschaft u. dgl. befragt. Darauf wird ein Gesang angestimmt, ein Bibelabschnitt, auch wohl das Evangelium oder die Epistel des morgenden Sonntags gelesen und geprüchsweise erklärt“ — in dem Hause des Kirchenvorstehers ward z. B. 1 Petr. 5., in dem eines bekehrten Büdnern, wo Vieles neu geworden, aber auch noch Vieles zu erneuern war, Sir. 25 und

26. betrachtet; das erste Hausverhör ward an Matth. 10, 11 — 42. geknüpft — „ein Gebet gesprochen, Alles in Bezug auf das häusliche Leben, und zum Schluß dem Hause Friede und Segen gewünscht.“ — Nun, wir Pastoren, in deren Gemeinden noch nicht so viel Leben geschaffen ist, wie in dieser, wollen uns doch nicht verzagt machen lassen, daß wir nicht — ein Jeder auf dem ihm gewiesenen Wege — auf die Einführung dieser Hausverhöre hinarbeiten sollten.

6. Die Weihnachtsfeier.

Über die Feier des vorigen Weihnachtsfestes in der Gemeinde mag zum Schluß unserer Mittheilungen noch Einiges gesagt werden, auch zu dem Ende, daß die Leser noch einmal den Eindruck bekommen: nicht eine vorübergehende Aufregung, sondern eine befruchtende Zeit der Erquickung sey über diese gesegnete Gemeinde gekommen.

Schon die Adventszeit mit ihrem: Siehe, dein König kommt zu dir! fand in der Gemeinde, besonders in dem einen eingepfarrten Orte, manche Herzen, welche ihrem Herrn und Könige aufgrünten zu stetem Lob und Preis. Die Frommen sagten: „Es gehen Viele in der Reue, Manche schon in der Freude.“ Am heiligen Abend, als die Glocken das Fest einläuteten, entströmten Vielen die Thränen aus den Augen. — Am Abend war Christfeier in der Schule. Die Kinder hatten die Schulstube mit Kränzen von Tannenlaub ausgeschmückt. Zu beiden Seiten brannten die Kronenleuchter und in der Mitte der Weihnachtsbaum; an den Seiten waren Transparente angebracht und an der Wand waren dreißig große Bilder, von der Kaiserswerther Anstalt herausgegeben, welche die biblische Geschichte darstellten, in der Mitte „die Geburt Jesu“ befestigt, welche auf Große und Kleine einen unbeschreiblich freudigen Eindruck machten. Ein Mann sagte: beim Anblick des verlorenen Sohnes sey ihm das Herz gebrochen, und vom Vater meinte er: „Ach! he schmitt em nich mal vör!“ (er rückt es ihm nicht einmal vor). Es wurden mehrere liebliche Lieder gesungen: „Die kleines Bethlehem erklang“ — „Du lieber, frommer heil'ger Christ“ — „O du fröhliche“ u. a. m. Darauf katechisirte der Küster, und endlich wurden die Kinder beschenkt. — Am ersten Festtage früh Morgens erklangen abwechselnd mit dem Geläut Weihnachtslieder, von den Knechten gesungen. Beim Frühgottesdienste war die erleuchtete Kirche so voll, wie man es im Orte noch nie erlebt hatte. In der Sonntagschule wurden heute den jungen Leuten die biblischen Bilder erklärt, woran sie sich nicht satt sehen konnten. Tanzmusik wollte im Feste

Niemand haben; zwar hatten vorher Einige gemeint, es könne doch nicht ganz ohne das abgehen, aber sie waren nach dem Gottesdienste anderes Sinnes geworden. Der Fiedler des einen Orts hat auch sein Handwerk niedergelegt. Die köstlichen Früchte dieses Weihnachtsfestes werden noch immer in der Gemeinde geerntet. Trunkenbolde, an deren Umkehr auch die Gläubigen fast verzweifelt waren, wurden von der Botschaft, daß Gott also die Welt geliebt habe, daß auch sie nicht verloren zu gehen brauchten, sondern um seines lieben Sohnes willen noch selig werden könnten, zu armen und bußfertigen Sündern umgewandelt. In mehr als ein Haus lehrte der Friedefürst ein, mehr als ein lau gewordenes Herz lehrte zurück zu der ersten Liebe, that Buße und that die ersten Werke. Bei der lieben Krügerfrau, welche in der Stadt das Bein gebrochen hatte, versammelte sich das halbe Dorf, als sie in der Fastenzeit zurückgebracht wurde, und die Theilnahme der Leute offenbarte sich auf eine, ihnen früher ganz fremde, innige und zarte Weise. — Bei dieser erneuerten gewaltigen und allgemeinen Bewegung wiederholten sich denn auch die großen Abendversammlungen (auch in dem zweiten eingepfarrten Dorfe, wo bisher nur Einzelne aufgeweckt worden waren), deren Gefahr jetzt desto größer ist, da häufig Leute aus anderen Gemeinden daran Theil nehmen. Ward doch sogar der Lehrer eines Dorfes eines Abends durch einen reitenden Boten in die Versammlung eines Nachbarortes geholt, um mit zu beten! Doch bisher hat der Herr die Gemeinde immer wieder auf den stillen, nüchternen Christenweg zurückgeführt: „der das hat angefangen, der wird es auch vollenden.“

Der theure Bruder, von dessen Gemeinde den Lesern der *Ev. K. Z.* nun ein vollständiges Bild vorliegt, hat Ref. ermahnt, „auch die Schattenseiten dieses Bildes zu erkennen,“ und wir sind gewissenhaft bemüht gewesen, darin Nichts zu verschönern und Nichts zu verhüllen. Die Gefahren, welche einer jeden solchen Erweckung im Großen anhaften, sind auch dieser Gemeinde nicht erspart worden. Es kann nicht anders seyn, als daß viele Sünder durch den allgemeinen Sturm wohl mit umgerissen, aber nicht gründlich aus dem alten Lebensboden entwurzelt werden; und die fangen denn bald zu klagen an, „daß bei ihnen die erste Liebe verloren gegangen sey — natürlich, weil sie sich nicht immer in derselben starken Aufregung, die zu Anfang herrschte, erhalten können.“ Doch es ist besser, wenn sie so klagen und anstatt des Gefühls der Gnade einen festeren Grund, die Verheißung des festen prophetischen Wortes, in Demuth suchen und im Glauben finden lernen, als wenn sie mit Gewalt in jene erste Aufregung sich wieder hineinarbeiten zu müssen meinen, um in der Gnade zu stehen. Auf die Herzensträgheit folgt in so mächtig aufgeregten Gemeinden wohl eine Art Bekehrungssucht, und die Frömmigkeit fängt an ein Ehrenpunkt zu werden; einige Spuren davon haben sich auch hier gezeigt. Doch Gott der Herr, welcher die Gemeinde durch die Scheu der Schmach hindurch getragen hat, wird sie ja auch zu bewahren und zu behüten wissen vor dem Sauerteige der Pharisäer der Heuchelei. — Das sey der Dank,

den wir dem theuern Bruder für das Aufstehen des Schages seiner reichen Erfahrung bringen wollen, daß wir seiner und seiner Gemeinde, die wir gewiß liebgewonnen haben, nicht vergessen vor dem, der da hält aller seiner theuer erkauften Gemeinden treue Hirten wie Sterne in seiner Hand und wandelt unter den goldenen Leuchtern. Die Kunde aber, welche diese Mittheilungen bringen, mag der Herr der Kirche in Gnaden dazu gebrauchen, in allen unseren Gemeinden das Feuer je mehr und mehr anzuzünden, von welchem er selbst gesagt hat: „Was wollte ich lieber, denn es brennete schon!“ — auf daß Gottes Reich zu uns komme und auch wir mit Augen sehen, daß seine Verheißung gewiß sey: „Der Herr tröstet Zion, er tröstet alle ihre Wüsten, und macht ihre Wüsten wie Lustgärten und ihre Gefilde wie einen Garten des Herrn, daß man Wonne und Freude darin findet, Dank und Lobgesang.“ Jes. 51.

Zu dem Berichte über die Conferenz in Gnadau.

Als Nachtrag zu diesem Berichte (im Aprilhefte) theilen wir die von Herrn Prof. Schmieder vorgetragenen Thesen über Liturgie vollständig mit, in der Hoffnung, daß dieselben eine recht vielseitige Besprechung ihres wichtigen Gegenstandes auch in diesen Blättern veranlassen werden.

1. Liturgie ist festgesetzte Ordnung des Kultus, als gemeinschaftlicher Anbetung Gottes, und setzt daher die Gemeinschaft in der Liebe und Erkenntniß Gottes, im Glauben und in der Demuth vor Gott als dem Herrn, auch ein dadurch vermitteltes Einverständnis unter einander, religiöse Bruderliebe, voraus.

2. Wo eine entschiedene Trennung in der Überzeugung von Gott, ein allzu großer Unterschied in dem Grade der Inbrunst und Liebe Gottes, oder ein die Bruderliebe zerstörender Zwiespalt im Leben einer religiösen Gemeinschaft eintritt, da wird der Kultus gestört und die Liturgie, als festgesetzte Ordnung des Kultus, verliert ihre herzenverbindende Kraft, ihren Sinn und ihre Bedeutung, wird eine drückende Fessel für diejenigen, welche dem Geiste der Liturgie, dem Kultus selbst, fremd geworden sind, und als Gesamthandlung der Gemeinde ein Lippendienst vor Gott, dem Herzenskündiger.

3. Wenn sich solche Trennungen im Glauben, solche Unterschiede in der Inbrunst, solche Zwiespälte im Gemeindeleben fixiren, so löset sich die Kultusgemeinschaft auf und es treten verschiedene Kulte mit verschiedenen Liturgien auseinander, durch Confessionsstreit, Separation oder Schisma.

4. Die christliche Kirche als die Gemeinschaft derer, die Gott in Christo und durch Christum anbeten, hat dieses vielfältig erfahren: so hat der Zwiespalt im Leben das Schisma der Griechischen und Römischen Kirche, der Confessionsstreit die Absonderung der Evangelischen Kirchen von der Römischen, der Unterschied in der Inbrunst zum Herrn die eigenthümliche Gestaltung der evangelischen Brüdergemeinde hervorgerufen. Bei

allen diesen Trennungen sind zugleich getrennte Kulte und wesentlich verschiedene Liturgien entstanden, welche die Trennung befestigt und verstärkt haben.

5. Die Evangelische Kirche Deutschlands, die Lutherische, wie die Reformirte, war durch allgemeine Verbreitung des Unglaubens, durch Laueheit in der Liebe Christi und durch das dadurch herbeigeführte Erlöschen der christlichen Bruderliebe größtentheils in eine vorherrschende Gleichgültigkeit gegen ihren Kultus verfallen, den man „die äußere Gottesverehrung“ nannte, und in Folge dessen wurde die alte kirchliche Liturgie, die trotz ihrer Mängel kernhaften Stoff enthielt, lästig: die Kirche wurde mit verwässerten Liedern und Gebeten überhäuft und die alte festgesetzte Ordnung willkürlich aufgelöst.

6. Der neu erweckte Glaube, die neue Inbrunst der Andacht und die neue christliche Bruderliebe wollen einen Kultus, in dem sie sich abspiegeln und als Geist der Gemeinschaft bethätigen können, und verlangen deshalb nach einer erneuerten Liturgie.

7. Aber diese Erneuerung der Liturgie findet zunächst eine große, nicht genug beachtete Schwierigkeit in dem Charakter der neuen Erweckung selbst: a) in Beziehung auf das Fundament des gemeinsamen Glaubens. Der Trieb des heiligen Geistes zu Christo hin ist zwar allen Erweckten gemein: aber in der Lehre und Überzeugung sind sie noch sehr verschieden, und ihr Herzensbekenntniß, frei ausgesprochen, würde, wenige allgemein gehaltene Fundamentalartikel ausgenommen, nicht wie ein harmonischer Gesang, sondern wie ein gemeinschaftliches Stimmen der Instrumente klingen: dieß erzeugt aber keine Liturgie.

b) In Beziehung auf die Inbrunst der Andacht. Eine Gradverschiedenheit der Anbetenden wird dabei immer obwalten: aber gegenwärtig bilden die erweckten Individuen noch eine Diaspora in der Evangelischen Kirche, die sich nicht absondern kann und will, aber eben so wenig den noch schlafenden Gemeinden den Ausdruck ihres eigenen Glaubens und ihrer Andacht aufdringen wollen oder können wird.

c) In Beziehung auf die christliche Bruderliebe. Eine große Menge von Mitgliedern der Kirche kennt dieses innige Band der Liebe fast gar nicht mehr: die es aber kennen, die Erweckten, sind zum Theil durch Zwiespalt über den Glauben unter sich selbst getrennt. Diese Zeit ist noch nicht reif, den Kultus zu regeneriren und eine neue Liturgie zu erzeugen. Sie muß sich auf vereinzelte Versuche, auf Vorarbeiten, auf Sammlung und Produktion liturgischer Stoffe beschränken.

8. Dem fleischlichen Israel des N. T. wurde der Bund mit Gott in der Form des Gesetzes, der Kultus in einer fertigen Liturgie verliehen: das geistliche Israel im N. T. empfing statt des Gesetzes das Evangelium und den heiligen Geist, und die gemeinschaftliche Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit sollte den Kultus nach Stoff und Form lebendig erzeugen: die nach und nach fest und stetig gewordene Ordnung des Kultus ergab die Liturgie.

9. Das normale Verhältniß zwischen Kultus und Liturgie in der christlichen Kirche ist daher dieses, daß nicht die Liturgie den Kultus gestaltet, sondern der Kultus, nachdem er flüssig und lebendig aus dem Geiste entsprungen, sich zur Liturgie nach und nach verfestigt, jedoch nicht verhärtet und versteinert. In der Griechischen und Römischen Kirche ist die Liturgie versteinert: in den Evangelischen Kirchen hat sie neben festen Elementen wieder viel Flüssigkeit und Beweglichkeit gewonnen.

10. Da der Kultus nicht dazu bestimmt ist, daß die Gemeinde lerne, sondern daß sie handle, nämlich Gott in Christo anbetet, so muß auch in der Liturgie der Charakter gemeinschaftlicher Handlung vorherrschen: lange Lehr- und Strafpredigten, besonders auch Controverspredigten, finden in dem Kultus und der Liturgie keine Stelle, sie stören und zerstören den Kultus und müssen, wenn sie nöthig sind, einen anderen Platz finden. Die alte Kirche unterschied richtig Homilia und Tractatus; letzterer gehört nicht in den Kultus, wo dieser wesentlich und ausschließlich Akt der Gemeinde seyn soll. Er kann sehr nöthig und heilsam seyn, muß auch durch Anbetung Gottes geheiligt werden, bildet aber, wie die Katechese, wegen zu vielfältiger und zu anstrengender Fixirung der Aufmerksamkeit auf Nebensachen, kein reines Bestandtheil des Kultus.

11. Da der Kultus eine Handlung der Gemeinde ist, so darf die Liturgie auch in ihren festen Theilen nicht der Gemeinde lehrhaftig vorhalten oder in den Mund legen, was man ihr erst einprägen und aufdringen will: sie muß aus dem Herzen der Gemeinde gesprochen seyn. Das Athanasianische Glaubensbekenntniß ist unliturgisch.

12. Die Reformatoren haben nach dem Bedürfniß der Zeit, aber nicht mit liturgischem Sinne gehandelt, indem sie Formulare und Predigten im Kultus zur Belehrung des Volks und zu Controversen übermäßig benutzten: sie haben aber in rechtem liturgischem Sinne gehandelt, indem sie dem Volke christliche Kernlieder in den Mund legten.

13. Der Gemeindegesang muß kurz, einfach und faßlich seyn, keine langen, lehrhaften, sentimentalen Lieder: nicht über sechs kurze oder drei lange Verse auf einmal; die Zahl der Lieder so, daß die Gemeinde sie alle auswendig wissen kann. Die menschliche Stimme muß im Gesange vorwalten, die Orgel ist in ihrem Gebrauche sehr zu beschränken.

14. Auch die Melodien müssen einfach und faßlich seyn: ihre Menge ist jetzt zu groß, und eine strenge Kritik muß die zurückweisen, die keinen kirchlichen Charakter haben. Figurirter Gesang ist höchst mäßig im Kultus zuzulassen. Der Chor muß dadurch reformirt werden, daß erwachsene, fromme und gesungkundige Mitglieder der Gemeinde in denselben eintreten. Übrigens wäre die Anlegung einer Musterschule für Organisten und für Kirchengesang zu wünschen, ähnlich, wie solche unter Ludwig dem Frommen in Metz und Orleans bestanden.

15. Die Wiederherstellung der Altar-Liturgie in der neuen Preussischen Agende, in welcher vorzüglich der Akt der Anbetung sich concentrirt, ist dankbar anzuerkennen; nur ist es sinnlos daß

der Liturg, indem er mit der Gemeinde und in ihrem Namen zum Herrn betet, mit vorgehaltenem Buche sich der Gemeinde zuwendet, als wolle er ihr etwas vorlesen.

16. Die ächt liturgische Produktivität ist bei uns fast ganz untergegangen, und, was producirt wird, ist gewöhnlich unbrauchbar, wenn es nicht, und oft auch, wenn es bloße Wiederholung alter Liturgiestücke ist.

17. Zur Wiederherstellung des liturgischen Tactes für das Kirchenlied sollte man sich nicht bloß an den kräftigen Liedern der Reformationszeit bis auf Paul Gerhardt herab, sondern auch an den alten Kirchenhymnen und Sequenzen der Griechischen und Römischen Kirche bilden. Zur Wiederherstellung dieses Tactes für Gebete und Gebetsprüche sollte man auch die alten Lateinischen und Griechischen Liturgien studiren, die überdies noch eine reiche Ausbeute von einzelnen gesalbten Gebeten geben. „Alles ist euer: ihr aber seyd Christi.“

18. Aller Kultus ist Handlung von Seiten der Menschen gegen Gott: er empfängt aber erst seine Fülle und seinen Reiz durch den Glauben an ein entgegenkommendes Handeln Gottes und durch den Genuß, den Gott selbst in der Anbetung gewährt. Dieser Genuß ist nirgends höher als im christlichen Kultus: der christliche Kultus erreicht seinen Gipfel im Genuß Gottes in Christo Jesu.

19. Der christliche Kultus ist die vom Genuße Gottes und seiner geistlichen Gaben durchflochtene Anbetung Gottes in Christo Jesu. Man hat dies neuerlich so ausgedrückt, daß man als geistliche Bestandtheile des Kultus Sacrificium und Sacramentum genannt, was in ganz allgemeinem Sinne dieser Worte, wobei ihre eigentliche kirchliche Bedeutung erweitert wird, gelten kann. Genauer wäre Adoratio und Communio.

20. Die neue Agende entspricht in ihrer Altarliturgie diesem Begriffe, indem sie 1. den ganzen Kultus als Adoration behandelt; 2. diese als Sündenbekenntniß, Glaubensbekenntniß, Doxologie, Gebet und Dankagung (am Schlusse des heiligen Abendmahls) gliedert; 3. dieselbe mit dem Genuß der Menschwerdung Christi (Ehre sey Gott in der Höhe u.), des Wortes Gottes (Epistel und Evangelium), der Gemeinschaft des heiligen Geistes (Predigt), endlich des Leibes und Blutes Christi durchflüßt.

21. Nur fehlt es dieser Liturgie an Frische, an Kraft, an Fülle und Beweglichkeit, weil sie bloß aus Compilation alter liturgischer Elemente entstanden und nicht aus dem Geiste der Gemeinde hervorgegangen ist, was nach dem Zustande der Kirche in unserer Zeit unmöglich war.

22. Sie ist aber weit besser als die Lutherische und reformirte Liturgie, welche von ihr verdrängt worden ist, da in der einen, wie in der anderen, die Adoration zurückgedrängt ist und die Lehrhaftigkeit sich übermäßig breit gemacht hat. Das Lutherische Absingen von Collekten ist eine isolirte verfeinerte Ruine, die den ersten Zweck des Singens, das Verständniß und Aneignen der Worte, mehr hindert als fördert. Die Abendmahlsliturgie, wo das Gebet des Herrn und die Einsetzungsworte bloß starr neben einander stehen, ist ebenfalls so todt als möglich, indem beides beziehungslos neben einander gestellt wird und kein Wort hinzukommt, um der Gemeinde die Aneignung dieses Allerheiligsten zu erleichtern.

23. Dagegen ist die Liturgie der neuen Preussischen Agende einer großen lebendigen Entwicklung fähig, wozu nach dem Maßstabe dessen, was gegenwärtig möglich ist, gemessen, gute Ansätze in der Domkirche zu Berlin seit dem ersten Advent dieses Kirchenjahres gemacht worden sind, wenn man sich nur hütet, den Ohrenschmaus, den die Musik gewährt, nicht ein zu großes Gewicht gewinnen zu lassen.

24. Der Höhepunkt des christlichen Kultus ist das Abendmahl des Herrn, die vollkommene Communio: der Genuß desselben schließt mit Recht auch den Gipfel der Anbetung, die Adoration, in sich, wie dieses auch die Geschichte der Liturgie zeigt. Es ist zu beklagen, daß unserem sonntäglichen Gottesdienst so häufig aus Mangel an Communicanten das heilige Abendmahl fehlt, das bis zur Reformation in allen christlichen Kirchen bei keinem Hauptgottesdienste vermißt wurde: noch mehr zu beklagen, daß die Communio noch viel zu sehr als ein bloßer Zusatz des Gottesdienstes angesehen wird, der auch wegbleiben kann.

25. Es ist fraglich, ob nicht, wenigstens in den Städten, wo die Geistlichen für die Taufen und ähnliche Amtsgeschäfte ordinierte Gehülfen erlangen könnten, die Lehrpredigt in die Besperzeit zu verlegen wäre, um den Kultus der Gemeinde am Morgen nur mit einer kurzen Homilie auszustatten, dagegen die Altarliturgie zu beleben und das heilige Abendmahl zum Hauptziele des Kultus zu machen.

26. Der jetzt so seltene Genuß des heiligen Abendmahls ist gewiß der Stiftung des Herrn eben so sehr, wie der Sitte der ersten Kirche zuwider. Es wäre sehr heilsam, wenn es wieder häufiger und von den Geistlichen sonntäglich genossen werden könnte. Die Beichte gehört nicht nothwendig zum heiligen Abendmahl: sie könnte für Jeden einmal des Jahres, zwischen Invocavit und Pfingsten gesetzlich, und zu jeder Zeit für die, welche es wünschten, gehalten werden. Doch dieser Vorschlag gehört einer anderen Zeit an, als der gegenwärtigen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 18. Mai.

N^o 40.

Darlegung der kirchlichen Zustände zu R. in der Neumark.

Erster Abschnitt.

1. Etliche Jahre vor den ersten kirchlichen Bewegungen und Kämpfen in Pommern, in und um Cammin und um Stolpe, zur Zeit der ersten Bewegungen im Württembergischen, als im Preussischen Vaterlande die heimkehrenden Freiheitskämpfer das weite Reichsfeld der Kirche thränenden Blickes überschauten, und die Stillen im Lande aller Orten eben noch ganz still waren, wurde hier in R. diese Stille plötzlich unterbrochen. Unwissende Landleute versammelten sich um das Wort Gottes bei Einem aus ihrer Mitte; dieser redete sie auf ihre Sünde und den Heiland der Sünder an, mit aller der Frische, welche die Größe der ewigen Wahrheit und die Neuheit der Sache ihm gaben, und — wie mit Blitzesschnelle wurde nicht nur das ganze, große Dorf, sondern bald auch die Umgegend von dem heiligen Feuer ergriffen. Mit den Feuersprützen und Löscheimern der Befremdung und des Spottes eilte man aller Orten im bürgerlichen Gewande und im Talar herbei, doch minderte man nicht die Flamme, und mehrte nur den Rauch. Die geistliche Behörde unterwarf die Sache einer sorgfältigen Prüfung; der von ihr gesandete Commissarius verkannte das Gold in seinen Schlacken nicht, sondern wies mit Liebe und Innigkeit darauf hin, als auf einen Schmuck der Kirche. Die „Basler Sammlungen“, damals noch das einzige Organ öffentlicher Besprechung auf dem Gebiet der Kirche, gewahrten diese Vorgänge mit lebhafter Freude, und aus unserer Mitte trat gegen die aus Nähe und Ferne sich erhebenden Mißdeutungen und Dämpfungen des sich regenden Geistes in Berlin ein erleuchteter Laie durch eine besondere Druckschrift für die Versammlungen in R. auf, wie auch bald die „Nachrichten aus dem Reiche Gottes“.

So stand die Sache unter den Augen einer, wenn auch nicht unbeforgten, doch nicht ohne Liebe wachenden geistlichen Behörde bis in's siebente Jahr ihres Beginns. Es war die Zeit, wo, wie einst im alten Israel, weit und breit „kein rechter Gott, kein Priester, der da lehrte, und kein Gesetz“ war. Das Häuflein der geistlich Aufgewachten war sich selbst überlassen. Was der selige J. M. Sailer von der gefährvollen Arbeit des Erziehers unübertrefflich bezeichnend sagt: „Vielleicht würde ein schwacher Knabe ein Meisterwerk von Raphael, das er frei und unbedeckt, auf öffentlicher Straße einer Stadt, in Mitte eines großen Volksgebranges, hindurchtragen müßte, vor dem Staube, der überall aufsteigt, vor den Betastungen der Neugierde, vor den Zerdrückungen der Menge, die überall herbeiströmt, vor den Rothwürfen des Ruthwillens, vor der Raubgier des Eigennuzes sicherer bewahren können, als der Erzieher

das Bild Gottes in der zarten Leinwand eines Knaben“ — das muß noch als matte Zeichnung erscheinen für die Gefahren, welchen dieses Häuflein und jeder Einzelne in ihm ausgesetzt war; denn es fehlt darin noch jenes Meer von Gefahren für das göttliche Bild in der zarten Leinwand der geistlich Erwachten, welches aus dem dunkeln Schoß des eigenen, sündigen Herzens aufsteigt. — Der damalige Orteschulze S., ein Mann in den rüstigen Jahren, von schöner, männlicher Gestalt und entschiedenster geistiger Überlegenheit, war das Mittel der Erweckung gewesen. Bald von den Kanzeln der Umgegend von den matten Fehlschüssen des Rationalismus beschossen, die er verlachte, bald durch das Rauchwerk unerwogener Beifallsbezeugungen hochgestellter Personen betäubt, überhaupt aber von den außerordentlichen, ihn selbst aufs Höchste überraschenden Erfolgen seines Beginnens berauscht, war er in kurzer Zeit zuerst in den gefährlichsten Stolz und von diesem in ein mehrseitig ärgerliches Leben verfallen. Sievon lag jedoch in dieser Periode noch nichts öffentlich zu Tage; vielmehr stand S. in großem Ansehen sowohl bei seinen weltlichen Vorgesetzten, als im Pfarrhause, von welchem aus meist er die kirchlichen Gemeindeangelegenheiten lenkte; daher er auch nur fälschlich des Separatismus beschuldigt wurde; denn mit wenigen Ausnahmen gehörte der Ort eben so sehr der Kirche, wie den Privatversammlungen an; zur Trennung von der Kirche drängte entweder sie nichts, oder sie hatten nicht Redlichkeit genug, sie zu verlassen. Ein großes Bauernhaus war für die Versammlungen eingeräumt, und S. predigte in diesen, Sonntags Abends und zu zweien Malen Sonntags, vor einer aus dem Orte und aus weiter Ferne herbeiströmenden, zwei Zimmer und den Hausflur erfüllenden, nicht selten auch noch das Haus umlagernden Menge. Aber die treuen Handreichungen der Brüdergemeinde durch den sorglichen Anders wurden als überflüssig abgewiesen; denn S. war, wie dieser sagt, „zu laut und zu lange Rabbi genannt“, und den seligen Niquet in Stettin bangte sehr um Führer und Geführte.

2. Im siebenten Jahr dieser Bewegungen trat ich in den Ort ein. Je schwerer meine Aufgabe mir erschien, je mehr Freudigkeit hatte ich zugleich für sie; denn ich wußte, wer sie mir übertragen. Aber — es war noch die Zeit nicht vorüber, wo's öde war, und niemals öder auf dem Weg nach Kanaan — und das war das Schwerste, was ich zu empfinden und zu überwinden hatte. Es kostete eine volle, beschwerliche Tagereise, um einen beratenden Freund zu finden, und Erfahrung auf dem Gebiete geistlicher Erweckungen suchte man noch meist vergebens. Gern nahmen gläubige Christen jeden begierig erspähten Schein für Glanz des lauternden Goldes. Mein Kommen war der Gemeinde das erwünschteste. Die Räume der

Kirche konnten die Kirchgänger eben so wenig fassen, wie das Versammlungshaus die Hörer des S., unter denen ich, durch die Arbeit in den Filialen behindert, nicht, so oft ich wünschte, mich finden lassen konnte. Während also, obwohl prüfenden Auges, doch mit freudiger Vorliebe ich der Sache des S. zugehan war, die Erweckten auf bemerkte Übelstände in und außer den Versammlungen, z. B. das gegenseitige Küssen der beiden Geschlechter, aufmerksam machte, auf Reubelebung kirchlicher Ordnung und Zucht bedacht war, besonders und öffentlich auf die Arbeit des liebethätigen Glaubens in den verschiedenen Richtungen hinzuweisen anfang, und einer nahen schönen Zukunft der Gemeinde entgegenzueilen meinte, legte S. sein Schulzenamt nieder, predigte häufiger in und außer der Gemeinde, und mußte ich mich Schrecken gewahren, daß er aller Orten insgeheim mir entgegenarbeitete durch Verdächtigung und Verläumdung.

Schon seit Jahren hatte gegen ihn selbst im Stillen sich eine kleine Partei gebildet; es handelte sich da um das Recht des öffentlichen Wortes, den von S. ausschließlich behaupteten Vorrath in den Versammlungen, um an ihm wahrgenommenen anstößigen Umgang mit dem anderen Geschlecht, insbesondere mit einer Frauensperson, um eigenmächtig von ihm allein gehandhabte Zucht und eben so verwandte Geldsammlungen. Ich konnte mich, von dem andern Theil gedrängt, dem Eingehen in diese mich höchst befremdenden widrigen Dinge nicht auf die Dauer entziehen. Ich verdoppelte meinen Umgang mit S.; er wurde zurückhaltender. Ich belehrte und ermahnte besonders und öffentlich über die wahre Gestalt des Glaubens; aber ich erkannte bald: von mir erwarte man so wenig Belehrung als Ermahnung; der zu Belehrende war vielmehr ich selbst, der Neuling unter ihnen, und bald brach ein im Finstern schleichender Geist der Lüge, des Widerstrebens und der Läsierung hervor. Wie S. bei meinem Eintritt in's Amt den Superintendenten wegen seiner Einweisungsrede durch anonymes Schreiben hatte insultiren wollen, so erging es nun mir, wenn auch nicht immer durch Schrift, in Schmähungen, bald der hämißlichsten, bald der größten und schmutzigsten Natur. Das Mißtrauen gegen die Diener der Kirche, und die ihnen, als einem dumm gewordenen Volke gezeigte tiefe Verachtung sollten auch mir gelten, der ich zu ihnen gehörte. Mein christlich gesinntes Dienstmädchen drängte S. so lange mit der Rede, sie werde in meinem Hause ewig verloren gehen, bis sie, unter genommenem Vorwand, unerwartet den Dienst kündigte. Die Sprache Kanaans im Munde, die Welt und, noch mehr, die rohe, türkische Bauernnatur im Herzen und Leben, das war das Christenthum des großen Hausens.

Von den Vorträgen des S. hatte während eines halben Jahres vielleicht dreien ich beizuhören können. Das Äußere derselben hatte für mich eben so wenig etwas Neues als Verlesendes. Ich bewunderte das Schriftgemäße, Praktisch-herbe und die schlagende Kraft ihres Inhalts. Gefährliches und Schädliches erkannte ich erst da in ihnen, als ich, auf ihre Früchte gewiesen, mich von ihnen zurückhielt. Nun sah ich, daß, was ich gehört, ein eben so einseitig abgetrenntes, gewaltsames Predigen des Gesetzes, als der unbedingt, d. i. ohne lebendige Verbindung, daneben

gestellten Gnade, also das gefahrvollste Mißverstehen und Mißbrauchen sowohl des Gesetzes als des Evangeliums war, dabei am schmerzlichsten der Mißbrauch des letzteren hervortrat, daß das Blut Christi unrein geachtet, Christus zum Sündendiener gemacht wurde; — auch die nebenhergehende, stürmische Predigt der Buße erschien dabei als ein fleischliches, unevangelisches Eigenes Genugthun. Vernommene Äußerungen, wie: „Man muß durch alle seine Sünden sich in den Himmel glauben“, oder: „Schweig, Gewissen, Niemand mahnt!“ sah ich jetzt in dem Sinne, darin sie gebraucht worden. — Nun konnte es mich nicht mehr befremden, zu erfahren, S. lasse mit eines Anderen Weibe bei Tag und bei Nacht an den einsamsten Orten sich blicken; mache mit ihr, ohne andere Begleitung, mehrtägige Reisen; er lehre in vertraulichen Kreisen, es gebe eine leibliche und eine geistliche Ehe, Christus selbst habe vertraute Frauen um sich gehabt; Unrecht, das man gethan, dürfe man, wo es an den Tag kommen möchte, entschieden und beharrlich abstreiten u. s. w. — So lag die roheste Behandlung der evangelischen Perle mir vor Augen, und die Versammlungen erschienen als geistliche Marktschreierbuden.

Ich suchte Abends ein Häuslein, und unter ihnen S., um mich zu versammeln, aber es hielt nicht lange beisammen, weil ich die getrennten Parteien darin einigen wollte. Ich fuhr fort, in der Predigt die Übelstände zu rügen, aber man fand nichts als Beleidigung, und war nahe daran, den Gottesdienst gewaltsam zu verlassen. Wer von meinen Brüdern heute noch Ähnliches erfahren möchte, der vermag es, sich in meine Lage zu versetzen; er kennt die herzzerreißenden äußeren und inneren Kämpfe, unter denen das irdische und sündige Gefäß den Schatz Gottes herumträgt, „gleichwie ein Häuslein in den verstorbenen Städten“; — aber ihm dürfte doch die Verlassenheit von brüderlichem Rath und Zuspruch der damaligen Zeit abgehen. So wird es ihn nicht befremden, wenn zu dieser Zeit es Tage und Wochen gab, wo ich völlig rathlos, und ohne einen Durchweg zu sehen, da stand, und, wenn auch nicht die Gesehtafeln des Herrn erzürnt an den Fels werfen wollte, doch Haupt und Hände muth- und hoffnungslos zur Erde senkte. — Aber — in der Tiefe dieser Nacht erkannte ich, daß es hier nicht Zeit sei, zu streiten, sondern: von Grund aus zu bauen. So zeigte es mir ein christlicher, jetzt bereits heimgegangener Freund, den ich mehr als sieben Meilen weit aufsuchte.

Ich unterwarf mein ganzes Verhalten einer neuen, gründlichen Prüfung, lebte nur in der Gemeinde und für sie, und änderte insbesondere meine ganze Predigtweise. Meine Predigt, welche bis daher mehr ein Herzenserguß, durch die mich berührenden, schmerzlichen oder freudigen Erfahrungen im Leben der Gemeinde geleitet, gewesen, und eben sowohl dogmatisch als moralisch reformatorisch zu Werke gegangen war, sah nun von jeder Nebenrücksicht ab, und wollte nichts als rein und lauter die Milch des Evangeliums bringen. Dazu behandelte ich sie, mehr als bisher geschehen, als das Centrum meines ganzen Wirkens; die ganze Woche über wurde sie erwogen, dafür das der Gemeinde benötigte Thema und die einfachste

und überzeugendste Disposition gesucht, die Predigt niedergeschrieben und fast wörtlich also gehalten, weil ich von jedem Worte mußte Rechenschaft geben können. Außerdem mußte sie ganz kurz seyn, denn langen Predigten konnte fast Niemand folgen; ein gedrängtes, in der Fülle eigener Überzeugung gesprochenes, schlagendes biblisches Wort ernster, evangelischer Liebe war es, das ich mir suchte.

Es währte nicht lange, so gewahrte ich die Früchte. Man konnte nicht läugnen, das sey die biblische Wahrheit, das Evangelium Christi. In meinen Ausdrücken fanden die Hunde nichts mehr herumzuzerren, und für sein Handeln ließ ich, ohne der Treiber zu seyn, Jeden selbst das Seinige sich nehmen. Zwar hörte deswegen, und nun noch viel weniger, S. nicht auf, hinter dem Rücken mir das Christenthum abzusprechen, wie er stets gethan, so oft und viel er konnte; doch konnte er meine Predigten nicht mehr Geseß- und Moralspredigten nennen, sondern sie waren ihm nur noch aus Büchern entnommen; und in seinen Versammlungen konnte er nicht mehr für von mir auf der Kanzel gestrafte Sünder speciell und ausdrücklich Ablass ertheilen, wie zuvor geschehen. Mehr als ein und ein halbes Jahr arbeitete ich mich auf diesem Wege vor, verhehlte auch nicht, wo mein Herr es gebot, die eigene Sünde, und — die Gemeinde hörte, schwieg und — schämte sich. Mir aber wird von unaussprechlichem Lobe das Herz hienieden zu schlagen nie aufhören für die Arbeit und den Segen jener großen Zeit, und die Ewigkeit soll dies Lob vollenden. Es war der erste Sonnenblick nach langer, schauerlicher Winternacht. Die Zeit der heiligen Festfeiern von Weihnacht bis zu Ostern, da der Herr mit seinem Arbeitschweiß schon manches Herz sich genommen, sollte auch hier die Bahn der Herzen ebnen.

Von nun an trat die Sache des S. in der Gemeinde als Parteisache hervor, und bald als Sache einer Partei, die von Tage zu Tage schwand, wie Frühlings Schnee. Die Zeit war erschienen, wo die Gemeinde als meine Heerde ich ansehen und weiden konnte. Der Widersacher wurde, je mehr er schmähete, erkannt und entlarvt ohne mein directes Zutun. Jetzt drang man aus der Gemeinde von Seiten seiner nächsten Freunde in mich, nicht ferner so glimpflich mit S. zu verfahren, sondern mit dem ganzen Ernst des göttlichen Wortes ihn in besonderen Gesprächen wegen der immer lauter und größer werdenden Argernisse seines Wandels zu strafen. Das Resultat dieser mehrmaligen Bestrafungen, darin ich ihn anwies, eben so wohl Buße zu thun wegen seiner gegebenen Anstöße und des der Gemeinde geraubten Segens meiner Predigt, als in Gemeinschaft mit mir weiter zu gehen, war endlich bei ihm zunächst Mark und Bein ergreifende Erschütterung; dann Abkehr und Verhärtung. Er verließ mein Haus, um es binnen siebzehn Jahren freiwillig nicht wieder zu betreten, und wandelte mit dem Ausspruch: Stoße sich, wer sich stoßen will! des betretenen Weges weiter. Ich aber durfte nun auch wieder öffentlich strafen, und verließ die Fesseln meiner bisherigen Predigt. Die Versammlungen wurden nur noch von einer ganz kleinen Anzahl besucht, und auch unter diesen von dem achtbaren größeren Theil nur aus alter Anhänglichkeit, und in Hoffnung der Sinnesänderung

des S., also voll des Schmerzes über diesen, und mit mir in derselben Hoffnung besserer Zeiten. Auch der Versuch, eine Feuersbrunst, die mehr als die Hälfte des Ortes in Asche gelegt hatte, für die Versammlungen auszubeuten, blieb ohne Erfolg. Die Gemeinde war orientirt. Aber hier schließt diese Periode ab, d. i. mit dem Spätsommer 1825, und ganz anders wurden die Ergebnisse der Zukunft, als ein menschliches Auge zu sehen vermochte. Eine jahrelange schwere Krankheit traf mich, den Diener dieser Gemeinde. Doch ohne Wanken steht des Herrn Wort: „Der Herr tröstet Zion. Er tröstet alle ihre Wüsten, und macht ihre Wüsten wie Lustgärten, und ihre Gefilde wie einen Garten des Herrn, daß man Wonne und Freude darin findet, Dank und Lobgesang.“ (Jes. 51, 3.)

(Fortsetzung später.)

Vollsblatt für Stadt und Land. Zur Belehrung und Unterhaltung, redigirt von Fr. v. Tappelskirch, Pastor zu Siebichenstein bei Halle a. d. S. — Halle, bei M. Mühlmann.

Niemand kann bei dem jetzigen Zustand der Dinge bezweifeln, daß die Tagespresse unter uns zu einer Macht herangewachsen ist, von deren Beschaffenheit viel Heil oder Unheil abhängen muß. Leservuth und Zeitungsflood stehen auf gleicher Höhe. Aber was für eine Tagesliteratur haben wir! Wir wollen hier nicht bei einer Charakteristik dieser charakter-, kraft-, last- und lebenslosen Tagesfliegen unschuldigerer Gattung verweilen, noch die Zerrzüge der gefährlicheren Geister der Verneinung entlarven, jedem gesunden Sinn und Geschmack ekelst vor ihnen, zumal dem, der in allen Dingen nach der reinen und kräftigen Würze des Evangeliums sucht. Vielmehr müssen wir es als eine Schmach und Schande der besseren Geister unserer Nation bezeichnen, daß sie diesem Treiben müßig zusehen, daß sie träge die Kinder der Finsterniß klüger seyn lassen in ihrer Art, und vergessen, wie auch in diesen Dingen ein reicher Segen liegen muß zum Dienst des Reiches Gottes, vergessen in einer Zeit, wo das hoch aufwuchernde Unkraut doppelt zur Arbeit mahnt. Freilich ist es erklärlich, wenn sich die wahren Gelehrten und wahren Gebildeten mit einem vornehmen *odi profanum vulgus* von den Zummelpfählen unserer Don Quixotte-Literatur fern halten, aber dennoch ist es ein schreiendes Unrecht, einen edlen Kampfpfeiler und ein gutes Schwert darum gering halten, weil des Preises unwürdige Schwächlinge es schmachvoll geführt. Die Feder ist das Schwert unserer Tage, und es gilt heilige und große Güter zu erstreiten und zu behaupten, den guten Geist unserer Nation: Glaube, Gesittung, rechte Wahrheit und wahres Recht, ein gelobtes Land im eigenen Lande. Schmach über die, welche in solchem Kreuzzug die Waffen ruhen lassen, die sie führen können, die ihren Brüdern und Volksgenossen Gift über Gift reichen sehen, und halten den heilsamen Trank zurück, den sie besitzen; die es gewahren, wie durch die Aern des Volkes statt frischen und kräftigen Lebensblutes matte Todesfälle sich

zu ergießen beginnt, und sie halten die lauterer Quellen verstopft, die den Sterbenden wieder beleben können.

Es ist gewiß höchst rühmlich und anerkennenswerth, daß der Herausgeber des oben genannten Blattes sich entschlossen hat, Hand an ein solches Werk zu legen, und mit Genugthuung ersieht man aus der Anzeige, daß bedeutende Männer auf allen Gebieten des Wissens ihre Betheiligung verheißen haben. Das Blatt wandte sich bei seinem Erscheinen im Anfange dieses Jahres mit dem Wunsche „Gott zum Gruß und Jesum zum Trost!“ an das „gute, treue, kernhafte, Deutsche Volk, dem seine Bibel und sein Christenthum, dem Zucht und Ehre, dem Treue und Glauben, dem Wesen und Wahrheit und bewährte Wirklichkeit mehr gilt, als das Durcheinanderschwirren der Meinungen des Tages,“ und gibt als seine Tendenz an: „wahre Aufklärung, d. h. ein richtiges, in Schrift und Erfahrung begründetes und bewährtes Urtheil über göttliche und menschliche Dinge bilden zu helfen in allen Lebenskreisen des Volkes.“ Wenn man bedenkt, daß die Gabe wahrer und ächter Popularität eine so seltene ist, und daß dieses Blatt einen noch unbetretenen Weg zu gehen hat, so wird man sich nicht wundern können, in den Anfängen noch auf manche Mängel zu stoßen. Auf eine angemessene Weise indessen sind wichtige Interessen des Tages popular behandelt worden, wie z. B. Kinderbewahranstalten, Laiendiakonen, das Princip der Evangelischen Kirche, eine Predigerversammlung in Magdeburg, der Gustav-Adolphsverein u. s. w.; der „Kritikus“ gibt kurze Notizen über Zeitungsnachrichten aller Art, manche kleinere Erzählungen und Gedichte sind ansprechend, und in „geschichtlichen Monatsberichten“ werden die politischen Ereignisse aller Länder mit einer so ausgezeichneten Klarheit und so tief gegründetem Urtheil referirt, daß man viele superfluge Raisonneure hierauf zu ihrer Belehrung verweisen kann. — Man wird von längeren Erfahrungen sich das Beste versprechen können; das Blatt hat schon hier und dort zu einem Strauß angebunden, und wir können das für die Zukunft nur reichlicher wünschen, denn es hat eine missionarische Aufgabe, und kann unter Kämpfen nur gewinnen. Vornehmlich aber wollen wir alle Wohlgesinnten dringend auffordern, dieses Unternehmen nach Kräften zu unterstützen. Der mäßige Preis von $\frac{1}{2}$ Thlr. für das Vierteljahr, wofür wöchentlich zwei halbe Bogen erscheinen, macht die äußere Unterstützung sehr leicht, und mit der weiteren Verbreitung werden sich auch immer mehr fähige Arbeiter an diesem Werke finden.

Gedanken beim Lesen der Schrift: „Der Calvinismus Unionsvehikel und Kirchenkrücke“, von Prof. Dr. Guerike.

(Von einem Mitgliede der Englisch-Bischöflichen Kirche.)

Prof. Guerike ist wieder aufgetreten als Vertheidiger des absoluten Lutherthums. Wir wählen diesen Ausdruck, weil wir keinen milderen finden können, um eine Richtung zu bezeichnen, die, wie schon oft und mit Recht über sie geurtheilt worden, mit völliger Verkennung der Aufgaben und geistigen Bedürfnisse un-

serer Zeit, und jede lebendige und geschichtliche Entwicklung und Vervollkommenung des Reiches Gottes auf Erden verläugnend, sich krampfhaft am Buchstaben und an der todten Form der großen geistigen Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts anklammert; und, während ihre Vertreter sich geistige Kinder eines Mannes nennen, dessen größtes Verdienst das war, daß er keinen anderen Namen bekannte und keine andere Autorität gelten ließ, als die seines Herrn zur Rechten Gottes, sind sie wieder Sklaven menschlicher Autorität und menschlicher Einseitigkeit und Eigenthümlichkeit geworden und bauen ihr Haus nicht auf den ewig neuen und unendlich reichen Grund, den Gott in Christo gelegt hat, sondern auf Traditionen und Schriften und vergöttern menschliche Persönlichkeiten der Vergangenheit.

Wenn wir auch mit Recht das Andenken derjenigen Männer verehren, deren unser Herr und Gott sich vor dreihundert Jahren bediente, um große Dinge für seine Kirche auszurichten, sollten wir, die wir doch noch immer gegen die Abgötterei und den Menschiendienst der Römischen Kirche protestiren, am wenigsten dazu geneigt seyn, diese Männer, als unfehlbare Lehrer aufzustellen, oder von einem Einzelnen unter ihnen zu halten, er habe die ganze Fülle der Wahrheit Gottes erschöpft, und nach ihm bleibe für seine Nachkommen nichts Anderes zu thun, als ihn zu hören, sich ihm zu unterwerfen, und alle anderen Menschen, Getaufte und nicht Getaufte, für ihn und sein Maß der Wahrheit zu gewinnen. — So glauben und so verfahren aber vor unseren Augen die absoluten Lutheraner!

Es ist nicht unsere Absicht, hier eine dogmatische Abhandlung zu liefern, nur ein Paar Gedanken, die beim Lesen der oben genannten Schrift hervorgerufen worden, mitzutheilen.

Wer will es läugnen, daß das große Verdienst der Lutherischen Auffassung der heiligen Sakramente und namentlich der Eucharistie besonders darin liegt, daß sie den objectiv realen Charakter dieser göttlichen Geheimnisse der Kirche festhält und einfach und treu das Wort der heiligen Schrift, wo sie sich über die Sakramente ausspricht, glaubt. Aber hiemit ist nicht Alles gethan, und es kann nicht geläugnet werden, daß z. B. die Lutherisch-dogmatische Begründung des Glaubens an die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Altarssakrament in einigen Stücken wesentlich mangelhaft ist und der Ergänzung und Berichtigung bedarf. Fragt man einen Lutherischen Theologen, wie er seinen Glauben, daß bei der jedesmaligen Feier des heiligen Abendmahls der Leib und das Blut Christi gegenwärtig sind, begründet, so antwortet er, daß dies geschieht kraft des allmächtigen Wortes, das der Herr bei der Einsetzung ein für allemal ausgesprochen hat und indem der Geistliche bei der kirchlichen Feier bekennend dies wiederholt. Prof. Guerike drückt sich S. 14. folgendermaßen aus: „Sie (die Lutherische Kirche) glaubt so, dem festen Worte der Einsetzung gemäß, ein sakramentliches, von Gottes Allmacht um seines ein für allemal wahrhaftig gesprochenen und nun zu seiner Ehre frei zu bekennenden und nach seiner Ordnung segnend zu wiederholenden Verheißungswortes willen, bewirktes Vorhandenseyn des Leibes und Blutes Christi in den Abendmahls-elementen.“ (Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 22. Mai.

N^o 41.

Gedanken beim Lesen der Schrift: „Der Calvinismus Unionsvehikel und Kirchenkrücke“, von Prof. Dr. Guericke.

(Von einem Mitgliede der Englisch-Bischöflichen Kirche.)

(Fortsetzung.)

Nun fragt man aber mit Recht: wo bleibt bei dieser Auffassung eine Stelle übrig für die besondere und persönliche Thätigkeit des heiligen Geistes? So wie die Römer, so haben die Lutheraner, bewußt oder unbewußt, ihn so ziemlich von der heiligen Handlung ausgeschlossen; — wenigstens müssen sie nach ihrem Bekenntnisse und ihrer Art und Weise, das Abendmahl zu feiern, seiner recht gut entbehren können. Der Römer bedarf seiner nicht, weil er meint, sein geweihter Priester habe die Macht, die Wandlung (wie er sich ausdrückt) zu bewirken, woraus die gotteslästerliche Ausdrucksweise, daß der Priester am Altare Gott macht, entstanden ist. Der Lutheraner trauet zwar dem Priester nicht so viel Macht zu, aber um so mehr dem, was er Wort Gottes nennt, wobei er auf sonderbare Weise das geschriebene und vom Geistlichen wiederholte Wort mit dem lebendigen, Fleisch gewordenen Logos identificirt und dem ersteren die Kraft des letzteren beilegt.

In den Liturgien der alten Kirche kommt bei der Feier des heiligen Abendmahls ein Gebet um die besondere Thätigkeit des heiligen Geistes auf die Elemente des Brotes und des Weines vor, welches Gebet folgende dogmatische Begründung hat. Der heilige Geist, der vom Vater und vom Sohne ausgeht und in der Kirche als im Leibe Christi wohnt, er vollzieht in der Kirche den Willen Christi und Gottes. Er nimmt aus der Fülle, die im auferstandenen und verherrlichten Herrn zur Rechten Gottes wohnt und theilt uns mit, wie geschrieben steht: „Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ihm selber reden, sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen. Derselbige wird mich verkünden; denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen,“ Joh. 16, 13. 14. Wenn der Herr daher in seiner Kirche uns seinen Leib und sein Blut gibt, thut er es durch den heiligen Geist, und zwar auf diese Weise, daß der Geist auf eine geheimnißvolle, für die Sinne unerkennbare und für die Vernunft unbegreifbare Weise, in Erfüllung des Willens Gottes und Christi, und als Antwort auf unser Gebet, so bei der heiligen Handlung thätig ist, daß der gesegnete Kelch, den wir segnen, die Gemeinschaft des Blutes Christi, und das Brod, das wir brechen, die Gemeinschaft des

Leibes Christi wird, 1 Cor. 10. 16. 17. Die Thatsache, daß in der Kirche beim heiligen Abendmahl zu jeder Zeit und an allen Orten der Leib und das Blut Christi gegenwärtig ist und wir daran theilnehmen, wird folglich nicht dadurch bewirkt, daß der Herr unmittelbar ein vor achtzehnhundert Jahren gesprochenes Verheißungswort erfüllt, indem der Geistliche in seinem Namen dies Wort wiederholt; — auch nicht dadurch, daß er mit der priesterlichen Weihe die Macht zur Wandlung der Elemente gegeben hat; — sondern dadurch, daß der heilige Geist, der lebendige Gott, der in der Kirche wohnt, nach Gottes Ordnung und in Erfüllung seines Gebots, von dem nimmt, was Christi ist und es uns gibt, und zwar in diesem Falle es so macht, daß, während wir mit unseren Augen Brod und Wein sehen und in unserem Munde Brod und Wein schmecken — während die Elemente von Brod und Wein in der Integrität ihrer Substanz und Erscheinung unverletzt bleiben — wir dennoch essen und trinken den Leib und das Blut Christi zu unserem ewigen Heil.

Während nun die Lutheraner weder dogmatisch noch liturgisch für die besondere Thätigkeit des heiligen Geistes beim heiligen Abendmahl ein klares und bestimmtes Zeugniß abgelegt haben, sollten wir anerkennen, daß die Reformirten, und namentlich die Calvinisten, in diesem Punkte recht eigentlich die Wahrheit auf ihrer Seite haben. Ja, man urtheilt gewiß recht, wenn man annimmt, daß ihr Eifer für die Gegenwart und Thätigkeit der dritten Person der heiligen Dreieinigkeit bei allen Thaten Gottes in der Kirche viel mehr als Feindschaft gegen die Wahrheit, der positive Grund ihrer Opposition gegen die Lutherische Auffassung der Abendmahlslehre war und ist. Nicht als wären sie sich selbst immer dessen völlig bewußt gewesen, oder als hätten sie es immer klar und gründlich geltend gemacht, oder als hätten sie nicht, in ihrem Ringen nach dieser Wahrheit, andere Wahrheiten theils zurückgedrängt, theils eingebüßt; — nur das behaupten wir, daß sie von dieser Wahrheit weit mehr innerlich durchdrungen waren, daß sie sie weit tiefer und lebendiger ergriffen haben, als die Lutheraner; — ja, ihre ganze Auffassung der Heilsordnung Gottes, ihr Dringen auf eine Wiedergeburt, die die Kraft des Geistes spüren läßt, auf ein neues Leben im Geiste, auf ein thätiges, in der Bekehrung der Sünder und in Werken der Liebe sich bezeugendes Christenthum, selbst ihre mehr negative Seite, ihre Furcht vor und Abneigung gegen jede Veräußerlichung und feste Darstellung der Wahrheit, gegen liturgische Formen und Formeln, gegen Objectivität der Sakramente, alles dies zeugt dafür, daß sie, vor allen Anderen, von der Wahrheit ergriffen sind, daß „der Geist ist's, der

da lebendig macht.“ Dies sollten wir, die wir nicht in der Hitze und Einseitigkeit der Controversen des sechzehnten Jahrhunderts befangen seyn sollten, anerkennen und hervorheben und nicht durch Überschätzung eigener Rechtgläubigkeit unsere Augen für die Schätze, die unsere Brüder in dem heißen Kampfe errungen haben, zugeschlossen halten.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Der Gustav-Adolphverein zu Königsberg.

Wenn wir Altpreußen, als der Stamm des gesammten Preussischen Vaterlandes, nach den Ereignissen der letzten Jahre dazu ausersehen zu seyn scheinen, daß der tiefe Zwiespalt, der durch das Bewußtseyn der ganzen Zeit geht, so weit derselbe für Preußen von Bedeutung ist, sich bei uns zumeist in entsprechender That manifestire: so hat hiezu in religiöser und kirchlicher Beziehung bei uns die Sache der Gustav-Adolphstiftung dienen müssen. Harmlos und edel, wie sie ursprünglich war, ist sie durch rohes Zufahren bei uns zu einem zweideutigen Gebilde geworden, und hat seit ihrer ersten Anregung unter uns die Gemüther in eine nicht gewöhnliche Bewegung gesetzt. Dieselbe ist nun zwar dem wahren noch zu keinem völligen Abschlusse gekommen, aber doch zu einem gewissen Stillstande, der einen zusammenfassenden und prüfenden Rückblick auf das durchlaufene Stadium möglich macht. Und diesen zu thun wollen wir in Nachstehendem sine ira et studio versuchen.

Von vorn herein schien sich die Gustav-Adolphsache bei uns mehr als eine Sache der Kirche, denn als Angelegenheit freier Vereinsbätigkeit gestalten zu wollen. Unserem Provinzial-Consistorium gebührt unstreitig die Ehre, das erste anregende öffentliche Wort in dieser Sache geredet zu haben. In zwei innerhalb eines Zeitraums von dreiviertel Jahren veröffentlichten Rundschreiben an die diesseitige Geistlichkeit „ermunterte“ es zur Bildung von Gustav-Adolphvereinen und hob ausdrücklich die Bedeutung derselben als einer „Bethätigung des einheitlichen Gesamtbewußtseyns der Evangelischen Kirche“ hervor. Gleichzeitig aber wurde hierbei der Blick auf die eigenthümlichen Verhältnisse unserer Provinz hingelenkt: es gebe auch hier noch evangelische Gemeinden gewissermaßen *à la diaspora*, deren Miß- und Nothstände im Auge behalten und nicht über fernher Liegendem übersehen werden müßten. In Folge dessen ward auch eine Unterwerfung unter solche Statuten unratksam gefunden, welche die Selbstständigkeit der unter uns sich bildenden Vereine sowohl in der Stellung zur Direction des Gesamtvereins und den Hauptversammlungen, als auch in der Verwendung der gesammelten Beiträge in einer Weise beeinträchtigen könnte, die der freien und lebendigen Fortentwicklung der Vereine hinderlich wäre.“ So war also der Anschluß an die Frankfurter Statuten (denn diese waren doch wohl eigentlich gemeint) vorweg gemißbilligt, und es schien den Gustav-Adolphvereinen in unserer Provinz etwa eine solche Stellung zum Leipziger Centralvereine angewiesen werden zu wollen, wie sie auf einem zur Vergleichung (und wohl auch Berücksichtigung) nahe genug liegenden Gebiete die Missionsgesellschaften unter einander einnehmen, welche durch Einheit des Zweckes und der Weise ihrer Wirksamkeit unlösbar zu einer realen Gemeinschaft auch ohne äußeren centralisirenden Organismus verbunden, jede für sich in freiester Weise thätig sind und eben auf diesem Wege die bedeutendsten Erfolge zu Stande gebracht haben.

In diesem Sinne wurde nun auch mit dem Anfange dieses Jahres von dem General-Superintendenten Dr. Sartorius die Gründung

eines Gustav-Adolphvereines in Königsberg unter Zuziehung sämmtlicher Geistlichen der Stadt vorbereitet. Das war aber nicht im Sinne aller dieser und mancher Nichtgeistlichen. Daher noch ehe diese Vorbereitungen völlig beendet waren, traten mehrere Geistliche, unter denen Pred. Voigt und Dr. Rupp auszuzeichnen seyn möchten, in Verbindung mit mehreren Nichtgeistlichen, unter welchen wiederum der Gouverneur von Königsberg, General-Lieutenant v. Jaski, die erste Stelle einnahm, in der hiesigen Partungschen Zeitung mit der Erklärung hervor, es habe sich hier bereits ein Gustav-Adolphverein gebildet, und Männer und Frauen möchten sich demselben recht zahlreich anschließen.

Wenn nun schon diese Aufforderung, in deren Unterschriften der Name so manches Geistlichen vermißt wurde, von dem man wohl voraussetzen durfte, er würde sich, hätte man ihn anders haben wollen, nicht lange haben suchen und nöthigen lassen: so zeigte noch mehr ein bald darauf in derselben Zeitung erscheinender Aufruf, der wiederum nur von Geistlichen, und zwar von allen denjenigen (mit Ausnahme eines Einzigen) unterzeichnet war, die jenen ersten Aufruf nicht unterzeichnet hatten, daß irgend etwas vorgekommen seyn müsse, das auch eben in derjenigen Erscheinung, in welcher der Protestantismus sich noch einmal zur Darstellung seines einheitlichen Bewußtseyns hatte emporraffen wollen, seine Zwiethätigkeit ihn wenigstens hier zu Lande nicht hatte überwinden lassen, also der Miß doch wohl zu tief seyn müsse, als daß sich eine wahre Einigung hoffen lasse. Flugs war man auch in der Provinz bei der Hand, je nach individueller Neigung und Stellung für die eine oder andere Erklärung Partei zu nehmen; wobei es merkwürdig war, die unterschiedlichen Reute mit größter Entschiedenheit sich auf die erste Seite stellen zu sehen. Ja, schon fehlte es nicht an solchen, welche in dem Zusammentreten der Unterzeichner des ersten Aufrufes das Zeichen zu einer auch äußerlichen Vereinigung aller Männer der freieren Richtung, gegenüber dem hin und wieder schon mit Furcht von ihnen wahrgenommenen festen Zusammenhalten der Männer von strengem kirchlichem Bekenntnisse, freudig begrüßten. Vorläufig schien diese Hoffnung zu voreilig zu seyn, und die Gustav-Adolphsache wirklich ihre auch Disvergirende zur Einheit bringende Macht betheiligen zu wollen. Denn beide Fraktionen vereinigten sich noch zu einem gemeinsamen Zeitungs-Erlasse, in welchem auf den 7. Februar d. J. eine öffentliche Versammlung in Königsberg für alle einheimischen und auswärtigen Freunde der Sache zu Berathung über Begründung eines solchen Vereines für die Provinz Preußen angesetzt wurde. Allein Verlauf und Erfolg dieser Versammlung thaten dar, wie kraftlos auch selbst die schöne dem Gustav-Adolphvereine zu Grunde liegende Idee gegenüber dem tiefen, den Protestantismus zerreißenden Gegensatz ist, und wie dieser Verein, wenigstens hier zu Lande, von nicht Wenigen als eine willkommene Form angesehen wird, in welche sie ihre, der ursprünglichen Idee fremden, Gedanken hineintragen können.

Als es nach einem gehaltvollen und würdigen Vortrage des Prediger Voigt, der an einer theilweise auf eigener persönlicher Anschauung beruhenden Schilderung der gedrückten Verhältnisse evangelischer Gemeinden in katholischen Ländern, den Zweck und die bisherige Wirksamkeit des Gustav-Adolphvereins den Versammelten klar machte, zur Diskussion kommen sollte über das Wie, und dabei sich Ansichten entwickelten, die nicht im Sinne des gros der Versammlung waren, gewannen die Verhandlungen einen tumultuarischen Anstrich. Consistorialrath Dr. Dörner und General-Superintendent Dr. Sartorius, welche nach einander das Wort nahmen, der Erstere hervorhebend, wie definitive Beschlüsse, also förmliche Constituirung eines Hauptvereins für diesmal noch nicht rathsam schienen, weil z. B. aus Westpreußen und Litthauen keine Abgesandte erschienen wären, und diese Landestheile doch auch Vertritt-

sichtigung verbieten, der Andere aber sich gegen den schlechthinigen Anschluß an die Frankfurter Statuten erklärend, für den zu stiftenden Verein Bewahrung einer gewissen Selbstständigkeit fordernd und hiemit im Zusammenhange auf den Zustand vieler evangelischen Gemeinden Westpreußens, die er gradezu ecclesias pressas nannte, hinweisend — wurden kaum einmal gehört, sondern summarisch mehr durch vielseitiges Durcheinanderreden abgewiesen, als durch klare, vernünftige Gründe widerlegt.^{*)} Nachdem nun auch noch der Regierungs-Präsident v. Rauwer in einem sogleich näher zu besprechenden Vortrage sich für den unbedingten Anschluß an die Frankfurter Statuten erklärt, und der Versammlung auf Genehmigung und Gutheißung eines solchen Seitens der Staatsbehörde Hoffnung gemacht hatte, schritt man zur Berathung der zu entwerfenden Statuten des zu begründenden Vereines, bei welcher jedoch die beiden ersten gedachten Sprecher und wer etwa es mit diesen hielt, sich entfernten. Von einer eigentlichen Berathung der Statuten war aber nicht die Rede; denn dieselben waren von den Unterzeichnern des obgedachten ersten Aufrufes nicht bloß schon entworfen, sondern sogar schon gedruckt worden, und wurden beim Beginn der Versammlung ausgelegt. Sie wurden nur den einzelnen Paragraphen nach vorgelesen und unter allgemeiner Aklamation angenommen. Einreden wurden nicht erhoben, und so weit sie, wie z. B. gegen den letzten, die Zweigvereine zu völliger Bedeutungslosigkeit herabdrückenden Paragraph erhoben wurden, ist ihnen auf Gestaltung des Statutes kein Einfluß gestattet worden; was vielleicht auch nur daher kam, daß dasselbe schon gedruckt, Änderungen nicht mehr gestattete, sondern nur unbedingte Gutheißung forderte. Schließlich schritt man noch zur Wahl des Vorstandes durch Ballotement. Den Vorsitz erhielt der Ober-Bürgermeister Krah, dessen Stellvertretung der Bürgermeister Sperling. Sekretär ward Divisionsprediger Dr. Rupp, Stellvertreter Pred. Voigtz Schatzmeister Kaufmann Broschy, Stellvertreter Comm.-Rath Burdach. Die sechs unbeamteten Mitglieder des Vorstandes: Prof. Neumann, Pred. Detroit, Gymnasial-Direktor Ellendt, Consistorialrath Desterreich, Dr. med. Dinter und Regierungs-Präsident v. Rauwer.

So hatte sich der Verein constituirt; aber er hatte der Besorgniß Raum gegeben, als ob es ihm nicht leiblich um die Sache, die die erste Idee solcher Vereine hervorgerufen hatte, zu thun sey, sondern auch noch nebenher Anderes und zwar Trübes sich einmischen wolle.

Wir erkennen das tief Christliche, das der Idee dieser Vereine zu Grunde liegt und durch Gal. 6, 10. ausgesprochen ist, so wie auch das Bedenkliche, das diese Richtung als eine Bethätigung, wenn auch eben nicht von der Einheit, so doch von der noch vorhandenen Lebendigkeit des evangelischen Bewußtseyns und Gemeingefühls hat; allein wir können uns nicht überzeugen, daß das Letzte verloren gehe, wenn man sich nicht einer irgendwo in Deutschland constituirten Centralbehörde zu unbedingtem, willenlosen Gehorsam unterwerfen, sondern in der freieren Weise brüderlicher Gemeinschaftlichkeit sich anschließen will; wir können eben so wenig begreifen, daß das Erste, der christliche Charakter, schwinde, wenn man etwa sagt: „Außen, in den vorherrschend nicht-evangelischen Ländern, leiden unsere evangelischen Glaubensbrüder unter einem oft schweren Drucke der Dürftigkeit, so daß sie ihren kirchlichen und Schulbedürfnissen nicht selbst abhelfen können: — wir wollen uns herzlich freuen, wenn ihnen geholfen wird, aber was euch Brüdern in Sachsen und

Preßen nur aus der Ferne bekannt ist, das schauen wir hier in unmittelbarer Nähe; wir haben in unserer Provinz noch Landstriche, wo unsere evangelischen Glaubensbrüder unter denselben Hülfe ersehenden Umständen leben; auch diese glauben wir von der Barmherzigkeit nicht ausgeschlossen, sondern ihr recht nahe gelegt; wir wollen daher zunächst ihnen helfen.“ In der That, wer Berichte über die Zustände evangelischer Gemeinden in Westpreußen, wie die Königsberger Allgem. Zeitung Nr. 66. d. J. S. 309. einen solchen brachte, gelesen hat, und die Noth evangelischer Brüder wirklich zu Herzen, und nicht bloß als prächtige, christlich und evangelisch klingende Phrase in den Mund nimmt, der konnte den Vorschlag, daß der für Preußen zu stiftende Gustav-Adolphverein von vorn herein und ausdrücklich sein Auge und Herz und seine Mittel auf Abhülfe jener Noth wende, also in seine Statuten eine durch die lokalen Verhältnisse gebieterisch geforderte Modifikation des allgemeinen Zweckes aufnehme, unmöglich so absurd finden, daß er nichts weiter verdiene, als brevi manu abgewiesen zu werden, weil er ja die Freude und Ehre der unbedingten Unterwerfung unter die Centralmacht vermittele. Das Danziger Dampfboot wenigstens, ein Blatt, das in Hinsicht auf Freisinnigkeit doch gewiß auch skrupellosen Gemüthern genügen wird, hält es für ganz sachgemäß, wenn der Preussische Gustav-Adolphverein seine Thätigkeit vornehmlich auf jene Gemeinden wendete.^{*)} Und wir können es uns sogar nicht denken, daß der Leipziger Centralverein jede Verbindung mit einem anderen Vereine, der sich in freierer Weise, aber für denselben Zweck, den er verfolgt, constituiren wollte, verschmähen sollte; und thäte er dies, so wäre das ein unwiderleglicher Beweis, daß auch für ihn die christliche Barmherzigkeit nur etwas Ne-

^{*)} Es konnte dem Antrage auf Berücksichtigung auch inländischer Bedürfnisse keine bessere Begründung gegeben werden, als diese Aufforderung von dieser Seite her. Wir halten daher für sachgemäß, das Wesentliche aus demselben hier mitzutheilen. „In den vier Kreisen, Neustadt, Kenthauß, Berent und Stargard, oder dem sogenannten Kassubenlande, können die armen evangelischen Glaubensgenossen wegen Mangel an Kirchen und Predigern nicht belehrt, nicht im Glauben befestigt werden und den Gottesdienst üben, oder doch nur höchst dürftig, weil die Kirchen und Geistlichen zu entfernt sind. Auch die katholischen Kirchspiele sind hier sehr groß, aber doch nicht so ausgedehnt, wie die wenigen evangelischen, wo die meisten evangelischen Glaubensgenossen erst mehrere Meilen weit reisen müssen, um sich in einer Kirche erbauen und den Trost und die Lehren der Religion empfangen zu können, und wo Kranke und Sterbende dieser Entfernung wegen den Trost und den Zuspruch des Geistlichen entbehren müssen. — Es hat der Berenter Kreis auf einer Fläche von 22 Q. M. 12,938 evangelische Einwohner und nur vier Kirchen; der Kenthäuser Kreis auf der Fläche von 24 Q. M. 9511 evang. Einwohner und nur drei Kirchen; der Neustädter Kreis auf der Fläche von 25 Q. M. 12,498 evang. Einwohner und sechs Kirchen, und der Stargardter Kreis auf einer Fläche von 14½ Q. M. und 10,842 evang. Einwohner nur drei Kirchen. Es befinden sich also in einem 35½ Q. M. großen Lande, in welchem 45,780 evang. Einwohner leben, nur sechzehn Kirchen. — Das Uebste aber ist, daß diese 45,780 Evangelische größtentheils auf dem Lande sehr zerstreut leben, denn es sind in diesem ganzen Landstrich nur sechs kleine Städtchen, deren Bevölkerung zum großen Theil aus Katholiken besteht. Ferner liegen die Evangelischen Kirchen so unregelmäßig, daß z. B. die drei Kirchen des Kenthäuser Kreises nicht entfernt von einander sind, und dagegen die entferntesten Bewohner des Kreises sechs Meilen bis zur Kirche haben; aber dasselbe Mißverhältnis findet auch in den übrigen Kreisen, wenn auch in einem geringeren Grade, statt; aber ein Kirchweg von drei bis vier Meilen ist sehr häufig. Endlich sind die Evangelischen größtentheils arme Landleute, für welche eine Kirchenreise sehr schwierig und oft kostbar wird, so daß sie solche nur selten unternehmen können. Ist es da ein Wunder, wenn die Eltern es vorziehen, ihre Kinder, statt sie Meilen weit zum evangelischen Geistlichen in den Unterriß durch Schnee und Sturm, oft auf ungebahnten Wegen zu senden, sie dem nahe und oft am Orte wohnenden katholischen Pfarrer überweisen und katholisch werden lassen? Es ist vielmehr ein Wunder, daß die Evangelischen noch so treu an ihrem Glauben hängen und die Entfernung der Kirchen und der Geistlichen nicht scheuen, um zu ihnen zu eilen, wenn es nur Weg und Wetter erlauben. Hier ist also ein fruchtbarer Feld für die Bestrebungen und die Wirksamkeit der Gustav-Adolphstiftungen.“

^{*)} Dr. Sartorius hat seine Ansicht in einem aus dem ersten Hefte des diesjährigen Provinzial-Kirchenblattes besonders abgedruckten Aufsatze: „Über die Bildung von Hülfsvereinen der Gustav-Adolphstiftung in unserer Provinz,“ offenbar zu seiner genügen Rechtfertigung auch der Öffentlichkeit übergeben.

benhergehendes, gleichsam nur das gewinnende Aushängeschild sey, die Hauptsache aber etwas Anderes, das nicht klar ausgesprochen ist.

Diese Besorgniß entsteht nun in Betreff der Königsberger Stiftung auf eine sehr dringende Weise; denn bei Gelegenheit Ihrer öffentlichen Proklamation und weiterhin sind Dinge zur Sprache gekommen, welche die äußerste Beachtung fordern, indem sie der Sache des Gustav-Adolphvereins, wenigstens provinziell, eine Wendung zu geben scheinen, die entschieden desavouirt werden muß.

Am Morgen des Tages, an welchem die konstituierende Versammlung zu Königsberg stattfinden sollte, brachte die Hartung'sche Königsberger Zeitung in Nr. 32. d. J. einen längeren anonymen Artikel, der offenbar die Absicht hatte, die Gemüther für die allein richtige und würdige Ansicht von der zu proklamirenden Verbindung vorzubereiten. Derselbe stellte die Gustav-Adolphsache unter einen neuen, bis dahin wenigstens noch nicht öffentlich ausgesprochenen Gesichtspunkt. Das Hülfreiche, Unterstützung Gewährende wurde gänzlich mit Stillschweigen übergangen und dem Gustav-Adolphvereine gradezu Ausbreitung des Protestantismus als Zweck beigelegt; derselbe wurde kurzweg als „Propaganda des freien Geistes“ gegenüber der katholischen Congregation de propaganda fide proklamirt. Der Protestantismus nämlich (so wurde räsonnirt), — ein „Kind der Kritik, nicht der genialen Schöpferkraft, keine Stiftung, sondern nur Reinigung, daher ein Werk lediglich nur der Negation — habe eine kümmerliche Jugendzeit gehabt und „dreihundert Jahre gebraucht, sich aus seiner Verkommenheit zu erholen, nun aber fühle er sich zu mithandelnder Lebensfülle in Kraft des endlich mit sich versöhnten (!) Geistes der freien Wahrheit genug erstarkt, um seinen vielköpfigen Feind selbst aufzusuchen und zu bekämpfen. Wie er (der Protestantismus) entspringen sey aus der Vermählung des christlich Germanischen Bewußtseyns mit dem Griechischen Feuer wissenschaftlicher Begeisterung, welches weder der Griechischen noch der Römischen Kirche eigen sey, so sey der Kampf des Protestantismus in der That ein Kampf des Griechischen mit dem orientalischen Geiste. Es lasse sich erwarten, daß der Verein auch bei seiner Organisation das Bewußtseyn dieses großen Zweckes, namentlich bei der Wahl seiner Vorsteher bethätigen werde. Es sey die große Aufgabe des Protestantismus, nicht das Geistliche, sondern das Geistige zu pflegen, daher müßten geistige Lebens Elemente in das Gebiet des Katholicismus verpflanzt werden, damit der freie Geist auch dort, wie schon bei uns, aufhöre, ein Privilegium der Geistlichen zu seyn. Demnach sey bei der Wahl der Vorsteher ja nicht auf den Unterschied von Geistlichen und Laien zu sehen, denn den ächten Geist der protestantischen Glaubensfreiheit brauche man nicht mehr ausschließlich oder auch nur vorzugsweise bei den Geistlichen zu suchen.“

Dieser seinem wesentlichen Inhalte nach mit den authentischen Worten hier mitgetheilte Ausruf, wie er am Morgen des 7. Februars gelesen wurde, während am Nachmittage die Versammlung gehalten werden sollte, und wie überdies noch, vielleicht nur durch Veranlassung der Zeitungs-Redaktion, die Ankündigung jener Versammlung sich demselben unmittelbar angeschlossen, schien als ein Programm für die Verhandlungen angesehen werden, und den Geist, in welchem dieselben zu pflegen seyen, andeuten zu wollen. Es war daher ganz zur Sache, wenn Jemand, der nicht die Ansicht des prographirenden Anonymus theilte, und dieselbe auch von dem Vereine fern gehalten wissen wollte, die Versammlung zu einer offenen und öffentlichen Erklärung aufforderte, ob sie in jenem Sinne

sich zu konstituiren gedanke, oder nicht; und es war dann der letzteren unabweisbare Pflicht, diese Erklärung redlich und unumwunden so oder so zu geben. Jenes Erste geschah nun wohl. Ein Mitglied der Versammlung (Regierungs-Vizepräsident v. Raumer) erklärte in ehrenhafter Gesinnung und mit klaren, treffenden Worten, wie er der im bezogen Zeitungsartikel lautgewordenen Auffassung des Gustav-Adolphvereins aufs Bestimmteste entgegenzutreten müsse, weil sie „sich von dem Urquell des Protestantismus, von dem ewig wahren Boden des Evangeliums mit Bewußtseyn entferne;“ und „müßte angenommen werden, der gedachte Artikel spreche die Ansicht der Versammlung aus, und der hiesige Gustav-Adolphverein gedanke in jenem Sinne zu wirken, so könne er, der Redner, unter keinen Umständen Mitglied des Vereins werden. Dies offen und ohne Rücksicht auszusprechen sey ihm und der Versammlung gegenüber seine Pflicht; und es wäre Feigheit, wenn er darüber schweige.“

Dieses „gute Bekenntniß vor vielen Zeugen“, wie es in so kritischen Augenblicken, als jene Versammlung unter den bezeichneten Umständen geworden war, Jedem geziemt, der mit festem Glauben und entschiedenem Bewußtseyn in dem großen Kampfe der Gegenwart den negativen und destruktiven Tendenzen gegenübersteht, und weiß, daß zum lebendigen Glauben auch das treue Bekenntniß gehört — wurde nun aber von der Versammlung sehr lau aufgenommen. Einzelne Stimmen erklärten sich wohl als außer Beziehung zu jenem Artikel stehend; dagegen bekannten sich Andere gradezu zu den von ihm vertretenen Ansichten, und eine große Anzahl der Anwesenden wies die Aufforderung des Redners als eine ungehörige zurück. Wer sieht aber nicht, daß hinter dieser Ausflucht nur eine wesentliche Übereinstimmung mit dem Programme sich verbarg, die nur nicht aufrichtig genug war, auch als solche hervorzutreten. Eben so wird die Sachlage auch von dem Verf. des erwähnten Artikels angesehen.

Denn nachdem der gedachte Redner den wesentlichen Inhalt des von ihm am 7. Februar Gesprochenen, um ein begründetes Urtheil möglich zu machen, auch der Hartung'schen Zeitung einverleibt hatte, nannte sich als Verf. des angegriffenen Artikels der bei einer Schule Königsbergs als Lehrer fungirende Predigtamts-Candidat Wechsel in einer zu Vertheidigung seiner Ansicht abgefaßten Brochüre.* Hier läßt er es sich vor allen Dingen angelegen seyn, die Meinung des Gegners, als ob die konstituierende Versammlung jenen Tendenzartikel nicht gutgeheißen habe, in ihrer Nichtigkeit darzustellen. Er weist zu dem Ende hin nicht bloß auf die ganze Haltung der Versammlung, sondern auch auf das Benehmen des Ordners, der ja auf den Antrag des Redners gar nicht eingegangen sey, sondern ihn beseitigt habe; ja zum Ueberfluß — welche Mühe habe es nicht gekostet, den Redner auch nur zu allererst, als ein großer Theil der Versammlung sich entfernt hatte, auf — und dann mit wie wenigen Stimmen durch die Wahl zum Vorsteher des Vereins zu bringen; woraus dann doch deutlich genug hervorgehe, daß die überwiegende Mehrheit der Versammelten seine, des Verf. Ansicht von Charakter und Zweck des Protestantismus, wie des Gustav-Adolphvereins, vollkommen getheilt habe; und wenn Manche geschwiegen hätten — nun, Schweigen sey ja nicht immer Zeichen der Zustimmung.

(Schluß folgt.)

*) Sie führt den Titel: „Charakter und Zukunft des Protestantismus. Ein Beitrag zur Geschichte des Gustav-Adolphvereins zu Königsberg von G. W. A. Wechsel. Königsberg, bei Mangelsdorf, 1844. 31 S. 8.“

Gedanken beim Lesen der Schrift: „Der Calvinismus Unionsvehikel und Kirchenkrücke“, von Prof. Dr. Guerike.

(Von einem Mitgliede der Englisch-Bischöflichen Kirche.)

(Schluß.)

Die Calvinisten haben Unrecht, wenn sie die Thätigkeit des heiligen Geistes beim heiligen Abendmahl so auffassen, als wäre sie, so zu sagen, unabhängig von, oder als geschehe sie neben den Elementen von Brot und Wein, als wären diese bloß äußere Zeichen von einem geistlichen Segen, der gleichzeitig dem Gläubigen durch die Wirkung des heiligen Geistes zu Theil wird. Hier gehen sie zu weit und trennen das, was Gott vereint hat; denn, nach Gottes Ordnung, wirkt der heilige Geist nicht neben und außer den Elementen, sondern vielmehr auf sie, so daß sie, durch seine Wirkung, objektiv und unabhängig vom subjektiven Glauben des Empfängers das werden, wofür Gott sie bestimmt hat; — weswegen der Apostel Paulus sich so ausdrückt: „Der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brot, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi?“ 1 Cor. 10, 16, 17.

Aus der Lutherischen Auffassung der Abendmahlslehre folgt als nothwendige Consequenz die Theorie von der unmittelbaren Ubiquität des Leibes und Blutes Christi, die man jedenfalls als eine Neuerung in der Kirche bezeichnen muß, und die, man mag dagesegen sagen was man will, ganz gewiß auf die Eutychianische Häresie, die im Concilium zu Chalcedon 451 verdammt wurde, einführt. Die orthodoxe, ewig wahre Lehre ist, daß unser Herr und Heiland „unus omnino: non confusione substantiae, sed unitate personae“ ist. Sein Leib und Blut aber gehören der menschlichen und nicht der göttlichen Natur an; erklären wir die für allgegenwärtig, dann vermischen wir mit Eutyches die zwei Naturen.

Nur dadurch, daß wir in unserem Glauben Gott dem heiligen Geiste die Stelle einräumen, die ihm gebührt, können wir diesem Irrthume entgegen.

Als der Herr noch persönlich und leiblich auf Erden war, versprach er diese seine leibliche und persönliche Gegenwart durch den heiligen Geist vertreten zu lassen. „Und will den Vater bitten, und er soll euch einen anderen Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich“ (Joh. 14, 16.); und wieder, „aber ich sage euch die Wahrheit: es ist euch gut, daß ich hingehe. Denn so ich nicht hingehe, so kömmt der Tröster nicht zu euch. So ich aber hingehe, will ich ihn euch senden,“ Joh. 16, 7. Diesen Tröster hat er gesandt, Gott, den heiligen Geist, der in uns und unter uns ist, während wir fortwährend von dem Auferstande-

nen und gen Himmel Gefahrenen bekennen, daß er zur Rechten Gottes sitzt und daß er nicht wieder kommen wird, bis er richten wird die Lebendigen und Todten. Bis dahin ist er nicht leiblich und unmittelbar unter uns gegenwärtig, sondern er ist unter den Seinigen durch den heiligen Geist; — durch ihn kommen wir zum Glauben, durch ihn werden wir von neuem geboren, durch ihn werden wir mit Christo begraben und stehen wieder auf zum neuen Leben; durch ihn wird unsere Gemeinschaft mit Christo und Gott dem Vater erhalten und gestärkt, durch ihn nehmen wir zu an innerer Kraft zur Überwindung der Sünde, der Welt und des Teufels, durch ihn werden wir mit dem Leibe und Blute unseres Herrn zum ewigen Leben gespeist. Nicht als ob bei dieser Thätigkeit des Geistes, wie es die Quäker und andere Sektirer haben wollen, die Mittel und Ordnungen ausgeschlossen wären, die von Gott verordnet sind, als z. B. das gepredigte Wort bei der Erweckung zum Glauben, oder das Wasser bei der Wiedergeburt, oder das Brot und der Wein bei der Speisung mit dem Leibe und Blute Christi: der heilige Geist bedient sich dieser, nach Gottes Ordnung, um Gottes und Christi Willen zu vollziehen. Halten wir dies fest, dann brauchen wir keine Theorie von der Allgegenwärtigkeit des Leibes und Blutes Christi; denn der Geist, der allgegenwärtig und allmächtig ist, er kann und wird, überall und zu allen Zeiten, von dem, was Christi, und zwar Christi zur Rechten Gottes ist, nehmen und uns mittheilen. Schließen wir aber die Thätigkeit des Geistes aus und begnügen uns mit der unmittelbaren Einwirkung des verherrlichten Herrn zur Rechten Gottes, so müssen wir allerdings, um überhaupt etwas Göttliches fortwährend in der heiligen Handlung auf Erden zu haben, uns denken, daß der Leib und das Blut des Herrn allgegenwärtig sind und jedesmal bei der Wiederholung der Einsetzungsworte hervorgeufen und mitgetheilt werden.

Indem wir ein Paar Fälle aufgewiesen, worin die Lutherische Lehre Ergänzung bedarf und zugleich den Calvinisten eingeräumt, daß sie in diesen Punkten den Vortheil auf ihrer Seite haben, ist es nicht unsere Absicht gewesen, alte Controversen auf alte Weise wieder hervorzurufen. Wir glauben vielmehr, daß Controversen mit denjenigen, die sich in ihrer confessionellen Besonderheit abgeschlossen haben und die da meinen, sie können nur geben und haben nichts zu empfangen, die bei sich selbst lauter Vollkommenheit und unter den Brüdern lauter Mängel sehen, daß solche Controversen für die Kirche im Allgemeinen und für das Werk des lebendigen Gottes unter uns mehr schädlich und hinderlich, als nützlich und fördernd sind. Soll etwas positiv Wahres und Ewiges für die Gegenwart und Zukunft gewonnen werden, soll das Wort des Herrn und nicht bloß die

Sache dieser oder jener Confession gefördert werden, dann müssen wir alle, Lutheraner, Calvinisten, und wie wir uns sonst nennen, Buße thun, unsere Sünde und die Sünde unserer Väter, unsere Schwachheit, Untreue, Engherzigkeit und Einseitigkeit, wodurch eben die eine Familie des Einen Gottes und Vaters getrennt und in Streit und Uneinigkeit gerathen, bekennen, und vor allen Dingen bereit seyn anzuerkennen, daß die Fülle der Wahrheit nicht in dieser oder jener Confession ist, als ob z. B. Lutheraner nur Wahrheit und alle Wahrheit hätten und Calvinisten nur Irrthum, als ob der Geist des Herrn auf diese oder jene Confession beschränkt gewesen wäre, als ob die Erfahrung der letzten drei Jahrhunderte eine solche Behauptung rechtfertigte, sondern vielmehr dies anerkennen, daß die Trennung der verschiedenen evangelischen Confessionen eben darin ihre tiefste Begründung hat, daß in dem mächtigen Ringen nach Wahrheit, die gleichzeitig unter allen Nationen und in allen Ländern nach einem langen Todeschlummer sich kundgab, jede Confession, neben den Wahrheiten, die alle gemein haben, besondere Wahrheiten klarer, lebendiger und mächtiger sich aneignete, als ihre Nachbarn und im Bewußtseyn dieses Besizes lieber getrennt bleiben wollte, als das besondere Kleinod aufzugeben. Dies muß anerkannt werden von denen, die mit dem Herrn für die Einheit seiner Kirche beten (Joh. 17, 21.), und eine Union der Confessionen im Geiste und in der Wahrheit als die von Gott gegebene Aufgabe unserer Zeit und als das Krönungswerk der Werke unserer Väter eifrigst suchen. Auf die Entdeckung eigener Mängel und Unvollkommenheiten und der Vortheile der von uns Getrennten muß unser Auge gerichtet seyn, und sind wir erst so weit gekommen, daß wir zur gegenseitigen Würdigung und Anerkennung gelangt sind, dann ist der erste und schwierigste Schritt zu einer wahren Union gethan. Arbeiten wir darauf hin, Jeder nach dem Maße, das der Herr ihm gegeben, in stetem und festem Vertrauen auf den, der alle Gewalt hat im Himmel und auf der Erde, und der Herr, unser Gott, wird uns freundlich seyn und das Werk unserer Hände fördern.

N a c h r i c h t e n .

Der Gustav-Adolphverein zu Königsberg.

(Schluß.)

Wichtiger noch für eine Charakteristik der Wendung, welche die Gustav-Adolphvereinsache unter uns angenommen hat, ist dasjenige, was Wechsler weiter zu Motivirung seiner Ansicht vom Charakter und der nothwendigen Wirksamkeit des Vereins beibringt. Zwar insofern limitirt er seine früheren Äußerungen, als er das Propagandistische der Stiftung durchaus nicht als ein solches angesehen wissen will, das gleich von vorn herein bei Begründung derselben den Stiftern hier oder dort in's Bewußtseyn getreten wäre; alle eigentlich proselytenmacherische Tendenz, als die sich ja überhaupt für den Protestantismus nicht schicke, sucht er vom Vereine ferne zu halten; doch aber bleibt er dabei und führt es nun erst recht aus, daß wenn derselbe sich selbst verstehe, er allmählig auch mit Bewußtseyn in dasjenige eingehen müsse, was mit Nothwendigkeit in seiner Natur liege — nämlich den Katholicismus in seinen

Gränzen aufsuchend, ihn dort zu bekämpfen und zu verdrängen durch das Mielum des „freien Geistes“. Wie ja, so argumentirt der Verf., weltgeschichtliche Unternehmungen gewöhnlich ganz andere Folgen haben, als ihre Urheber bezwecken, so werde es auch dem Gustav-Adolphvereine ergehen. Derselbe wolle ja offenbar keinem bloßen Wohlthätigkeitstriebe genügen; diesen zu befriedigen, wäre ein solcher Bund weder nöthig noch zu billigen. Vielmehr sey es der evangelische Gemeingeist, der mit diesem Vereine in Wirksamkeit trete; und zwar auch in dieser Beziehung wolle er dem evangelischen Geiste nicht da, wo er schon in ungehörter Fortentwicklung begriffen sey (also auch den innerhalb der vaterländischen Gränzen sich zu *διασπορά* befindenden Gemeinden nicht), eine jedenfalls entbehrliche Pflanze zuwenden; sondern es sey gradezu der evangelische Gemeingeist im Gegensatz gegen andere christliche Confessionen, dem der Verein seine Gründung verdanke. Eine Fürsorge für die Verstärkung und Behauptung der in's Gebiet eines fremden Bekenntnisses vorgeschobenen Posten, die man bisher für verlorene Posten ihrem Schicksale überließ, setze ein Fortstreben in die Breite voraus, möge man sich desselben bewußt seyn oder nicht. Es sey ein aktiver Widerstand, den der Protestantismus hier zum erstenmale im Großen dem Katholicismus und seinem unermüdlichen Befehrungseifer entgegensetze. Das werde unfehlbar zu einem Kampfe führen, aber nur auf dem der Wahrheit allein gezeimenden Wege friedlicher Belehrung und Unterstützung. Offene Darstellung des gereinigten evangelischen Glaubens in Leben, Lehre und Kultus, das sey die Weise, in welcher die Fortsetzung, resp. Verbreitung des Protestantismus geschehen müsse. Dann sey derselbe wirklich eine gereinigte, d. h. also doch höhere Form des Christenthums: so werde es nicht fehlen können, daß er alle die für sich gewinne, in denen sich auf einer niedrigeren Stufe christlicher Entwicklung ein Bedürfnis nach der dort dargestellten Steigerung schon regte und diese wendeten sich dann von selbst durch das Gefühl der bisherigen Nichtbefriedigung fortgetrieben, der edleren Form zu, welche sie anziehe. Es bedürfe für den Protestantismus also nur einer intensiven Verstärkung der außer seiner geographischen Umgränzung gelegenen Elemente, um von diesen Punkten aus, kraft der natürlichen Wablanziehung, welche im Reiche des Geistes herrsche, allmählig auch extensiv zu gewinnen. Solche (propagandistische) Hoffnungen aber für den Verein zu hegen, sey dem Deutschen Patriotismus natürlich, denn der Protestantismus könne nie aufhören, nach einer Verbreitung über ganz Deutschland, aus dessen eigenem Geiste er geboren sey, zu streben und eher sey an eine dauernde Ruhe des kirchlichen Zustandes in Deutschland nicht zu denken, als bis der unnatürliche confessionelle Gegensatz gehoben sey, der seit der politisch gewaltsamen Unterbrechung das südliche Deutschland vom nördlichen losriß.

Diese „Deduktion“, durch welche Cand. Wechsler seiner Theorie des Gustav-Adolphvereins als einer Propaganda des freien Geistes alle Spieße und Nägel genommen zu haben meint, hat vielmehr dieselben erst recht heraus geföhrt. Denn was zuerst die Stellung betrifft, in welche der Verein nach ihr dem Katholicismus gegenüber geräth, so ist dieselbe äußerst mißlich. Denn ob bewußt oder unbewußt, thut hier nichts zur Sache, immer enthält diese Richtung eine Kriegserklärung gegen den Katholicismus. Und die Deutschen Gustav-Adolphvereine mögen nun wohl zusehen, entweder wie sie es dem Verf. Dank wissen, daß er sie mit einem Male über das, was sie wollen und sollen, so klar zu Verstande gebracht hat, und so unvorsichtig und rücksichtslos damit herausgeplatzt ist, oder wie sie sich dieses Freundes mit Erfolg erwehren können. Denn so ungeschmälert ihm auch die Ehre bleiben muß, der Erste gewesen zu seyn, der von der propagandistischen Tendenz des Gustav-Adolphvereins öffentlich gesprochen hat, den Gedanken einer solchen

haben viele Andere neben, vielleicht vor ihm schon gehabt, und diese werden sich freuen, daß er ihnen die Mühe erspart hat, davon noch zu reden.

Für's Zweite aber weckt diese Theorie auch auf Seiten der Evangelischen Kirche deren protestantische Natur. Die Kategorie des „freien Geistes“, dessen Propaganda die Gustav-Adolphvereine werden sollen, ist zwar zunächst noch eine ziemlich unbestimmte und leere, und man ist es in unseren Tagen gewohnt genug geworden, mit Begriffen spielen zu sehen, so daß wenn man Jemanden an einem solchen festhalten will, nichts gewöhnlicher, aber auch nichts leichter ist, als daß er sagt, man thue ihm Unrecht, das Wort habe einen ganz anderen Sinn, so hätte man's nehmen müssen, dann wäre es unverfänglich gewesen; und es sollte uns gar nicht wundern, wenn auch für jene Kategorie uns zugemuthet würde, einen völlig unverfänglichen Sinn aufzusuchen. Indessen, wie die Sachen nun einmal stehen, so ist der „freie Geist“ dermalen überdeutlich geworden, indem es von einer Seite her als völlig ausgemacht angesehen wird, Freiheit des Geistes bethätige sich in der Negation alles christlich Positiven. Und wenn man nun jene Sätze liest, daß die Reformation nur ein negatives Werk gewesen sey, ein Werk der Kritik, entsprungen aus der Herübernahme des Griechischen Geistes der Wissenschaftlichkeit in das Christenthum, vermöge dessen dem Protestantismus die Aufgabe erwachsen sey, nicht das Geistliche, sondern das Geistige zu pflegen; wenn jenes für eine aufzuhebende und seit hundert Jahren aufgebundene, also unwahre Form des Geistes erklärt wird; wenn man erwägt, daß der Verf. immer und immer nur vom Protestantismus und dem protestantischen Princip der Reformation redet, aber, daß dieselbe auch eine Seite hat, nach der sie auf dem Evangelium beruht, und evangelisch gewesen ist, seyn will und bleiben wird, ganz außer Acht läßt; dann kann wohl für Verständige weiter kein Zweifel obwalten, was das für ein freier Geist ist, der hier präkonisirt wird. Es ist der Geist, der in der Freiheit, mit welcher Christus uns befreit, indem er uns das sanfte und leichte Joch des Glaubens an ihn und sein Wort auflegt und uns gefangen nimmt unter seinen Gehorsam, welcher die wahrhaftige Freiheit, weil das ewige Leben ist, für Knechtschaft und Dummheit hält, aus der er sich daher nicht geschwind genug zu emancipiren weiß; — es ist der Geist, der, weil er nur in der Verneinung sein Leben hat und fristen kann, nicht sieht oder so thut, als sähe er nicht, daß, was der Reformation das Leben gab, zunächst nicht die Negation, sondern die lebenskräftigste Position war, daß die Reformatoren zuerst jene tiefen Grund- und Lebenslehren des Evangeliums von der Sünde und von der Gnade, von dem menschlichen Verderben und von der Versöhnung in und durch die gottmenschliche Person des Erlösers, von dem Unzureichenden alles menschlichen Thuns und von der allein wirklichen Rechtfertigung durch den Glauben in Kraft des heiligen Geistes, ergriffen, und dann erst und von hier aus im Zusammenhange mit der Lehre des Evangeliums vom menschlichen Verderben und menschlicher Untüchtigkeit gegen alle menschliche unevangelische Sägung, die sich mit der Prätension der göttlichen Ebenbürtigkeit an die göttliche Wahrheit gehängt und diese theilweise verdrängt hatte, protestirten, also zuerst evangelisch, und dann und darum nur protestantisch waren und wurden; es ist der Geist, der das Protestantische zu seiner Lösung erwählt, um von ihm aus in unhistorischer Umkehrung sofort auch das Evangelische als das Unwahre, als die niedere zu überwindende und überwundene Form der christlichen Entwicklung negiren zu können; der Geist, welcher, wie er nichts von einem heiligen Geiste Gottes, ohne welchen der von der Sünde entweihte und entzweite Menschengeist bei allem scheinbaren Reichthum vor innerer Dürftigkeit verkommt, sondern nur von sich selbst etwas will

und sich vergottet und vergöttet, so auch nun das aus dem heiligen Geiste geborene, ihm so widerwärtige Geistliche sofort negiren muß, weil er sich durch dasselbe gerichtet fühlt; — dieser böse Geist der Negation ist es, den wir hier vor uns haben. Von Unbeginn der christlichen Kirche obwohl in ihr, doch wesentlich außer ihr, als ihr Widerspiel da: und unter verschiedenen Gestalten wirksam gewesen, ist derselbe in unseren Tagen, als das eine neue Entwicklungsstufe der Kirche mit vorbereitende Moment besonders erstarkt und gewissermaßen eine Macht geworden, indem er viele Gemüther ergriffen und nicht selten auch an sich edle Kräfte sich dienstbar zu machen gewußt hat. Wohl fühlend nun, daß er, um den angestrebten Sieg erringen zu können, auch in der concreten Gestalt einer äußeren Gemeinschaft auftreten müsse, zu Bildung einer solchen aber in sich nicht die Kraft habe, indem dieselbe nur der Position, und zwar dem Positiven, was es gibt, nämlich dem Evangelium und dem Glauben an dasselbe eignet, versucht er es jetzt, des Gustav-Adolphvereins, der wie seinen Ursprung, so seinen Halt nur in der evangelischen Idee der Liebe gegen Jedermann, allermeist aber gegen des Glaubens Genossen hat, sich zu bemächtigen, um hinter dieser Idee, die er eigentlich verspottet (denn wolle man, so meint er, dem Wohlthätigkeitstrieb genügen, so könne man das ja zu Hause, und müsse es so thun, ohne daß man frage, ob Jude oder Samariter), sein zerstörendes Werk treiben und sich selbst ausbreiten, d. h. also die Evangelische Kirche als solche zuerst da, wo sie als „vorgeschobener Posten“ eine leichte Beute für dreisten Angriff steht, überwältigen und in die Gemeinde des „freien Geistes“ verwandeln zu können.

Zwar das ist eine thörichte Hoffnung, daß von jenen „vorgeschobenen Posten“ aus der freie Geist leicht und schnell und weit in den Katholicismus eindringen und ihn überwältigen werde. Denn wer aus den bisherigen Erfahrungen hat lernen wollen, muß wissen, daß diejenigen protestantischen Gemeinden in der Zerstreuung, die, wie z. B. viele in Österreich und besonders Ungarn und Siebenbürgen, ein bedeutendes Element des „freien Geistes“ in sich hatten, mit der von ihnen auszuübenden „Wahlanziehung“ so gut wie gar nichts ausgerichtet haben. Wohl aber hat sich ergeben, daß wo sich ein anderer, als der belobte „freie Geist“ regte (man denke nur an Martin Boos und Gallneufkirchen, ja an die letzte Übersiedelung der Zillertaler): da Erscheinungen zu Tage traten, durch welche die Evangelische Kirche ihre diesfälligen Hoffnungen eher genährt sehen dürfte. Jedoch das muß zugegeben werden, daß für die propagandistischen Hoffnungen der Gemeinde des freien Geistes viele jener „vorgeschobenen Posten“ ein erfreulicher Anblick seyn müssen.

Noch was hat nun der Gustav-Adolphverein überhaupt und der zu Königsberg gestiftete insbesondere mit jenem Geiste und seinem Propagandismus zu schaffen? Es ist ja nur die Stimme eines Einzelnen, die in der oben gedachten Broschüre *) laut geworden ist — dürfen wir sie als den Ausdruck der Gesamtheit ansehen? Hat nicht noch kürzlich Dr. Zimmermann — an dessen Aufrichtigkeit doch Niemand zweifelt — es in seinem Promemoria an den König von Baiern freierlich erklärt, daß lediglich Unterstützung evangelischer Glaubensgenossen in nicht protestantischen Ländern Zweck seiner Stiftung sey? Ist es also nicht wieder ein pures zelotisches Geschrei, das zionswächterliche Engherzigkeit

*) Der Verf. hat zwar noch einen „Zweiten Beitrag zur Charakteristik des Protestantismus“ herausgegeben; indes derselbe enthält wesentlich nichts Erfreulicheres als der erste. Er beschäftigt sich vielmehr großentheils mit einer grammatischen Erdörterung über die Deutschen Beiwörter in *ig* und *ich*, um zu zeigen, daß der Geistliche nur ein untergeordnetes verschwindendes Moment in nicht protestantischen Ländern Zweck seiner Stiftung sey? Ist es also nicht wieder ein pures zelotisches Geschrei, das zionswächterliche Engherzigkeit

hier erhebt? Dieses zu denken, können wir Niemandem wehren, und Viele werden sich in solchem Denken gefallen; allein man erwäge nur Folgendes. Erstlich sind auch wir ferne davon, in der ursprünglichen Idee der Stiftung und im Stifter selbst bis auf diesen Augenblick etwas von Propagandismus vorauszusetzen. Indes man sage doch, was man wolle, so ist es unlängbar — dieser allgemeine Applaus, der die Gustav-Adolphstiftung bei ihrem Entstehen begrüßte und noch immer von den verschiedensten Seiten her urchrauscht, ist nur von einer Seite her — und diese dürfte entschieden als Minorität angesehen werden müssen — aus christlicher Liebe herzuleiten und zu erklären, bei Anderen aus einer ihrer Berechtigung meistens wohl nicht einmal bewußten Opposition gegen den Katholicismus, womit sich eine meistens gewiß sehr unklare Freude verbindet, nun doch irgendwie einen Einigungspunkt für die so vielfach zersplitterten Evangelischen, dem als compacte Masse dastehenden Katholicismus gegenüber, gegeben zu sehen, endlich bei noch Anderen und gewiß nicht Wenigen, aus dem schlechten Protestantismus, der nicht bloß gegen das Römische, sondern, wie bemerkt, auch gegen das Evangelische protestirt. Letzteres wird man nicht läugnen wollen, wenn man gesehen hat, wie diejenigen, denen Kirche und Christenthum, vielleicht sogar selbst Religion, ganz fremd sind, grade als die wärmsten Freunde und lauteften Vertheidiger der Gustav-Adolphstiftung aufzutreten. Diese letzte Fraktion hat nun in der aus Königsberg laut gewordenen Stimme erklärt, daß sie nicht bloß an diese Richtung sich angehängt habe, sondern dieselbe auch ihren Ansichten und Zwecken dienstbar machen wolle. Und solche Erklärung ist unter den dermaligen Verhältnissen zu bedeutsam, als daß sie von dem Vereine überhaupt, von dem Königsberger aber insbesondere ignorirt werden dürfte. Hier würde Schweigen eher als Zustimmung, denn als Widerspruch angesehen werden müssen; denn nur das Absurde und Leere darf man durch verachtendes Schweigen abweisen. Daß aber der beregte Propagandismus seine sehr ernste Seite hat, und für die evangelischen Gemeinden in der Diaspora den Gustav-Adolphverein eher zur Quelle des Grams als des Segens machen könnte, lehren die Baierschen Vorgänge. Derselbe hat also, wenn er wirklich mit jenem nichts zu thun haben will, dies je eher je lieber und recht unumwunden und nachdrücklich zu erklären. Dies liegt dem Königsberger Verein am ersten ob, da jener freigeistliche Propagandismus öffentlich die Miene angenommen hat, von ihm gutgeheißen zu seyn; er hat sich von vorn herein als das organische Gefäß desselben proklamirt. Daß dies ein eitles Vorgeben sey, hat die Haltung der konstituierenden Versammlung keineswegs dargehan; und auch das von derselben angenommene Statut ist bei aller Übereinstimmung seines §. 1. mit dem ersten Paragraphen der Frankfurter Statuten, wonach „Unterstützung bedrängter protestantischer Glaubensgenossen in oder außerhalb Deutschland“ allein als Zweck angegeben wird, nicht geeignet, jede Befürchtung, daß doch ein Zusammenhang zwischen dem Vereine und dem „freien Geiste“ und seinen Tendenzen obwalte, zu zerstreuen. Wenn es nämlich in §. 8. der Königsberger Statuten heißt: „Zu allen Stellen des Vorstandes sind Geistliche und Nicht-Geistliche gleich befähigt. Von den letzteren müssen mindestens sechs [also mindestens die Hälfte] in demselben sich befinden: so ist es überhaupt schon befremdlich, hier den Standesunterschied, der ja für den Verein und seinen Zweck gar keine Bedeutung haben soll, so gesonnen-

lich eingeführt zu sehen, und offenbar nur, nicht etwa, um etwa den sogenannten Laien den Eintritt in den Vorstand möglich zu machen — denn dem stand überall nichts im Wege — sondern um ein Überwiegen von Geistlichen unmöglich zu machen. Von solcher Tendenz läßt kein Statut irgend eines anderen Vereines, namentlich aber des Frankfurter, das doch zum Synodoth erwählt worden war, irgend Etwas merken. Wird man nicht mit Nothwendigkeit darauf geführt, daß für solches in Königsberg geschah, einen besonderen Grund zu suchen? Hält man nun hier mit diejenige Stelle des Wechselerischen Programmes zusammen, welche dringend empfiehlt, bei der Wahl der Vorsteher ja nicht auf den Unterschied von Geistlichen und Laien zu achten [woran auch Niemand gedacht hat], da man den Geist protestantischer Freiheit dormalen nicht einmal mehr vorzugsweise bei Geistlichen zu suchen habe, zumal der Protestantismus es ja nur mit dem Geistigen und nicht mit dem Geistlichen zu thun haben dürfe; erwägt man ferner, daß dieser Rath vor der öffentlichen Promulgation der Statuten niedergeschrieben, also nicht durch diese veranlaßt worden ist: dann kann man, ohne grade argwöhnisch zu seyn, gar leicht auf den Gedanken kommen, diese Übereinstimmung der letzteren und der Art, wie nachher wirklich die Zusammensetzung des Vorstandes erfolgte, mit jenem Rathe, sey keine zufällige, *) und sey mit der Gründung dieses Vereins auf noch etwas Weiteres, als bloß Unterstützung bedrängter evangelischer Glaubensgenossen abgesehen gewesen, und der „freie Geist“ habe sollen das wesentliche Bindemittel der Mitglieder seyn. Jedenfalls ist diese Besorgniß in nicht Wenigen vorhanden, und sie haben geglaubt, um des Gewissens willen sich von einem Vereine ferne halten zu müssen, der unter so zweideutigen Umständen in's Leben trat, weil sie, ruhend auf dem unerschütterlichen Felsen des göttlichen Wortes, und eins in ihrem Glauben mit dem aus jenem gesoffenen Bekenntnisse der Evangelischen Kirche, den beides negirenden „freien Geist“ irgendwie zu befördern, oder auch nur gutheißen zu wollen nicht scheinen mögen. Wo es gilt, die Pflicht christlicher Liebe gegen die Brüder (das Wort im weitesten Sinne genommen) zu erfüllen, da werden diese Leute, wie die Missionsfrage und andere dergleichen Institute dathun, sich immer in der vorberstehenden Reihe finden lassen, nach Vermögen mit vollen Händen und mit willigem Herzen gebend, und dabei nichts zu nah und nichts zu ferne achtend, auch keinen Unterschied zwischen Jude und Samariter machend. So sind ihre Hände auch ausgereckt, um der Noth evangelischer Glaubensgenossen in der Nähe oder Ferne abzuhehlen. Aber sie müssen wissen, daß das Reich Christi dabei gebaut, oder wenigstens doch nicht gestört werden solle. Darauf sehen sie jede noch so glanzvolle Erscheinung an; denn die treue Bewahrung des Kleinods evangelischen Glaubens in unverfälschter Reinheit geht ihnen über jeden anderen Ruhm, selbst über den, für Protestanten im Sinne der Gemeinde des freien Geistes zu gelten; denn sie leben nicht sich, sondern dem Herrn und sind „Gebundene Christi.“

*) Ob auch die große Hant, mit der man, obwohl wissend, daß Dr. Sackorius in Gemeinschaft mit der Königsberger Geistlichkeit die Gründung eines Gustav-Adolphvereins vorbereite, dieselbe, als von Seiten der Nicht-Geistlichen bereits erfolgt, durch die öffentlichen Blätter proklamirte, mit der dargelegten Antipathie gegen das Geistliche und die Geistlichen in Zusammenhang setze, lassen wir, bei allem Reiz zu einer solchen Annahme, dahingestellt.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 29. Mai.

N^o 43.

Zu dem Vorworte der Ev. K. Z. für 1844.

Zum Streite gegen die Philister, soll er nachdrücklich und erfolgreich geführt werden, gehört auch das, daß Israel seine Mauern und Thürme ausbessere und herstelle, daß die, welche in's Feld ziehen, ihre Rüstung sorgfältig prüfen, die Scharten aus den Schwertern wehen und an ihrer Sache nicht zweifeln, sondern derselben gewiß seyn in dem Herrn. Mit einer Hand thaten sie die Arbeit und mit der anderen hielten sie die Waffen. Und ein Jeglicher, der da baute, hatte sein Schwert an seine Lenden gegürtet und baute also. Neh. 4, 17 und 18.

Ein streitbares Geschlecht will in den Waffen geübt seyn, daheim Bruder gegen Bruder, Freund gegen Freund, um nicht zu erschlaffen, sondern zu erstarken, draußen Feind gegen Feind.

Es wird nicht schädlich seyn, wenn die Bekenner des heiligen Evangeliums, welche doch gegen die Verläugner desselben für Einen Mann stehen, sich unter einander anfechten, um ihre eigenen Blößen zu entdecken, ihre Schwächen zu erkennen und zu überwinden, einander in den Waffen zu üben. Nur, daß sie es als Freunde und Brüder thun und nicht den Zeug des allmächtigen Gottes vor seinen Feinden zu Spott machen.

In diesem Sinne und in dieser Weise, meine ich, stehen sich heut zu Tage unter Anderem Gegner und Freunde der in Preußen eingeleiteten Union innerhalb desselben Kirchenverbandes gegenüber, prüfen ihre Waffen und Kräfte, und scharren für's Erste die Nisse in der Mauer ihrer gemeinsamen Feste zu Tage. Ein gutes Werk, wie es mir scheint.

Schreiber dieses gehört zu der auf gewisse kleine Landstriche, nach dem in der Überschrift bezeichneten Vorworte, beschränkten Minorität der sogenannten Gegner der Union. Und doch auch wieder nicht, denn er ist von diesem Vorworte in so hohem Maße erfreut worden, und weiß sich mit dem überwiegenden Theile des Inhalts desselben so völlig einig, daß ihm bei Lesung desselben eben zu Muth war, wie Einem, dem ein Geübterer für seine Wünsche, Sorgen und Gebete Worte leiht, und so seinem beschwerten Herzen Luft macht.

Nur Einiges ist übrig geblieben, welches diese Zustimmung in ihm nicht finden konnte. Für dasselbe wird hier ein Räumlein, ein freundliches Ohr und eine freundliche Erörterung erbeten.

Gegner der Union ist doch fast zu viel gesagt. Die Leute in dem Striche, in welchem Schreiber dieses wohnt, und welche die betreffenden Stellen des Vorwortes mit vielem und lebhaftem Danke auf sich beziehen können, möchten doch unter diesem

Namen nicht zu finden oder zu erkennen seyn. Daß sie nicht Gegner der Union überhaupt sind, versteht sich von selbst und will freilich wenig sagen. Sie sind aber auch nicht schlechtthin Gegner der in Preußen eingeleiteten Union. Sie meinen, die Zeit und ihre Zeichen so weit verstanden zu haben, daß sie das Naturgemäße, die durch den Entwicklungsgang eben dieser Zeit gegebenen Momente, welche in diesem Unionsversuche nach einer Gestalt und Consolidation gerungen haben und noch ringen, begreifen und würdigen. In einen Conflikt mit dem Unionsversuche überhaupt, oder gar in einen Gegensatz zu demselben werden sie daher schwerlich gerathen, denn sie leben in demselben, nicht außerhalb desselben, und werden den ganzen Prozeß in der Kirche mit durchleben.

Von der Frage nach dem Gelingen oder Nichtgelingen ihrer Bestrebungen kann deshalb abgesehen werden. Das Ruder der Kirche und der Zukunft führt der Herr, und sie werden ihm folgen, wohin er die Kirche führt. An eine zweite Lutherische Separation und Ablagerung wird demnach eben so wenig zu denken seyn. Wären ihre verderblichen Begleiter und Folgen nicht ohnehin klar genug, so würden sie es durch die erste, bereits erfolgte Ablagerung geworden seyn. Selbst die einzige Möglichkeit derselben, welche darin liegen würde, daß die Kirche sie von sich austrieße, ist eine völlig ferne, weil einerseits ihre Opposition nicht von solcher Art ist, daß die Kirche sie nicht füglich innerhalb ihres Schoßes dulden könnte, andererseits ihre Opposition nicht eine so jähe oder erstarrte ist, daß sie, in ehrlichem Kampfe überwunden, sich nicht leicht den überwindenden Tendenzen hingeben und mit denselben verschmelzen sollte.

Also nicht Gegner einer organischen, lebendigen und den Ordnungen der Kirche gemäßen Fortbildung und Fortentwicklung des angefangenen Unionsversuchs, wiewohl er derselben fähig ist. Hiernach muß, so viel Schreiber einsieht, Pastor Nagel verstanden werden, wenn er an einigen Stellen seiner kleinen Schrift Gegner der Union nennt, nicht sich selbst damit charakterisirend, sondern nur einen Standpunkt bezeichnend, auf dessen nähere Bestimmung es eben dort nicht ankam.

Die Opposition richtet sich hauptsächlich gegen eine Anzahl von Maßregeln, welche zur Einführung der Union in Anwendung gebracht sind und noch gebracht werden, sofern dieselben der Vorwurf trifft, daß sie das Außenwerk der Union übereilen, weil dem inneren Verwachsen beider Schwesterkirchen vorausstreben, daß sie von außen, durch eine dem Gedeihen und Leben der Kirche nachtheilige Gewalt, der Kirche aufgedrungen werden, ohne sich lebendig aus ihr zu entwickeln.

Die Opposition richtet sich ferner und folgerichtig gegen Sätze und Behauptungen, welche diesem, ihrer Überzeugung nach unrichtigen und gefährlichen Gange der Dinge zur Stütze und zur Decke dienen.

Sie wünscht in jenen Maßnahmen mindestens einen Stillstand, für diese Sätze eine sorgfältige Erörterung, für die Kirche aber Einrichtungen, durch welche es ihr möglich wird, die in ihr liegenden Lebenskeime überhaupt und unirenden Elemente und Kräfte insbesondere organisch zu entwickeln.

Ein Satz, der in unseren Tagen kräftig zu seyn scheint, ist der auch in dem Vorworte vorkommende, daß die Union ein Faktum sey, daß sie im Besitze sey, der zum Rechte werden könne. Diese Behauptung in ihrer Allgemeinheit zugestanden fordert zu bedeutenden Konsequenzen auf, und wir meinen in ihr eine Basis zu haben, wo wir sicher stehen und fortschreiten können. Aber ist denn die Union in Preußen schon wirklich ein Faktum? Sehen wir die Sache von der anderen Seite an. Ist denn das Faktum, welches uns dabei vorschwebt, wirklich Union? Ist es nicht vielmehr etwas ganz Anderes, höchstens ein wiederholter Anfang oder Versuch zur Union? Und ist die Union wirklich im Besitze? Ist nicht vielmehr bis heute noch eine nur zu große Confusion sich vielfach durchkreuzender, einander widersprechender Richtungen, Nationalismus, Hegelianismus, Orthodorie nebst vielen anderen Halbheiten und Ganzheiten eben so sehr im Besitze? Ist nicht der Besitz und Rechtstitel der gesonderten Confessionen, der Lutherischen und reformirten, bis heute ein, wenn auch mannigfach gekränkter und geschmälerter, doch immer noch viel besserer, als der der Union, welche es bis heute noch nicht wagen kann, ihrem vermeintlichen Besizthume ihren Namen zu geben? Würden bei einer sachgemäßen Vertretung der Kirche, etwa durch Synoden, die auch von Laien besichtigt würden, diese letzteren die Autorität der Symbole so leicht preisgeben, wie es gegenwärtig den meisten Theologen geläufig ist? Diese Laien, welche mit dem Preisgeben der Symbole der Lehrwillkühr der Theologen anheimfallen?

Allerdings kann der Besitz der Union ein wirklicher werden, kann zum Rechte auch formell werden, und möchte er es! aber nicht, so lange sie gehalt- und wesenlos bloß in den Köpfen umherschwebt, sondern wenn sie zu einer Weseneinheit aus Gottes Wort geboren und erwachsen seyn wird. Wir würden sonst zugestehen müssen, daß auch der Besitz des Nationalismus, des Hegelianismus u. zum Rechte werden könnte; denn was kann auf Erden nicht alles zum Rechte werden! —

Und wie ist diese Union in den Besitz, — denn einen gewissen Besitz hat sie allerdings, — gekommen?

Alle Macht, aller Einfluß, welcher der Kirche in ihrer Gesamtheit gebührt, war in die Hände des Kirchenregiments übergegangen, und dieses mit der Staatsgewalt mehr als verbunden, fast vereinsamt; die Kirche ermangelte aller Organe, sich auf legitime Weise zu äußern, und wenn man die Kreis-Sy-

noden noch als solche geltend machen, oder anerkennen wollte, so ging doch der Unionsversuch keineswegs von diesen aus, sie wurden nicht einmal gehört, oder zu einer gutachtlichen Äußerung aufgefordert; die ganze Autonomie der Kirche war somit aufgehoben, mindestens suspendirt und in die Hände der staatlich-kirchlichen Verwaltung übergegangen, — ein faktischer Besitz, der ebenfalls zum Rechte werden könnte, wenn er nicht in die unveräußerlichen Rechte der Kirche eingreifend zugleich die Kirche selbst als solche vernichten würde, indem er sie zu einer Staatsanstalt herabsetzte; — in der Kirche selbst wucherten und überwogen in numerischer Beziehung die bekannten destruirenden Richtungen; nicht in der Kraft des Glaubens und der Liebe, sondern in der Kraft des Unglaubens und des Indifferentismus war das Bewußtseyn und die Bedeutung des Zwiespalts für die Massen beider Schwesterkirchen verloren gegangen; nicht im klaren Bewußtseyn des Zwiespalts, sondern im Gefühl der in demselben gegebenen Nachtheile und der vor der Hand liegenden Noth beider Schwesterkirchen ergriffen die meisten Gläubigen in beiden den Unionsplan. Er wurde der Kirche gegeben, nicht aus ihr geboren. Die Unionsidee überhaupt war zwar durch den Entwicklungsgang beider Kirchen vielfach vorbereitet, sie hatte in ihnen starke Wurzeln geschlagen, sie würde ihr Werk fortgesetzt und zu ihrer Zeit volles Leben und Gestalt gewonnen haben; aber die leitende Gewalt griff dem langsameren Gange der Dinge voraus, und gab der Union vor ihrer Reife eine Form, ein äußeres Daseyn, durch welches ihre wirkliche Vollendung mehr gefährdet, als gesichert, mehr gehemmt, als gefördert seyn dürfte. Ähnlich, als wenn eines Kindes Geburt vor seiner richtigen Zeit herbeigeführt wird, und nun der Säugling das Leben außerhalb des Mutter Schoßes nicht ohne Gefahr, nicht ohne lange nachwirkende Schwächen erträgt, wenn überhaupt erträgt.

In diesem Verfahren ist zugleich die Nothwendigkeit mannigfacher Reaktionen gegeben. Es ist gewiß nicht an der Zeit, wie das Vorwort sagt, diese Union sprengen zu wollen. Es könnte ja der Barmherzigkeit des Herrn gefallen, die Übereilung, welche das Menschenwerk an ihr zu seyn scheint, zwar zu strafen, die Sache selbst aber dennoch gelingen zu lassen. Nicht das erste Mal würde es in der Geschichte der Kirche Christi seyn, daß der Herr so in Segen verwandelte, was von den Menschen zu seiner Ehre und in guter Meinung zu eilig und zu ungestüm begonnen und getrieben worden ist. Aber an der Zeit wird es ohne Zweifel seyn, die Basis des begonnenen Werkes sorgfältig zu prüfen, ob sie auch fest genug seyn werde, das beabsichtigte Gebäude zu tragen.

Dies geschieht nach der Natur solcher Dinge am sichersten in öffentlichem, doch freundlichem, ja brüderlichem Kampfe.

Nothwendig ist hiebei, daß das Bewußtseyn des alten Zwiespalts wieder klar und lebendig werde. Nur im Angesichte desselben läßt sich ein gesunder Friede stiften; anders wird es ein fauler und der Kirche für die Folgezeit verderblicher.

Ist aber, wie Schreiber dieses sich überzeugt hält, die Auf- richtung einer äußeren, formellen Union dem Entwicklungs- gange der wahren und lebendigen Union zwischen Lutherischer und reformirter Kirche vorausgesetzt, so folgt von selbst, daß die, welche dieser Überzeugung leben, welchen sie durch bittere Erfahrungen in den Gemeinden begreiflich und unvergesslich ge- macht wird, von der Barmherzigkeit des Heren erbitten, und am betreffenden Orte inständigst erbitten, daß man mit den ge- troffenen Maßregeln ein wenig zögere, inne halte, wo möglich hie und da zurückschreite, oder vielmehr vorschreite mit Maß- regeln, welche die Zeit jetzt mindestens eben so laut fordert, als sie vorher entgegengesetzte Maßregeln gefordert haben mag. Auch das Vorwort redet davon mit großem Nachdruck. Wir weisen hin auf das, was in demselben von dem, von den Candidaten zu vollziehenden Revers so treffend gesagt wor- den ist. *)

In Betreff der Symbole dringt dasselbe auf Feststellung der unveränderten Augsburgerischen Confession für beide zu verei- nigenden Kirchen. Kein besonderes Gewicht will es auf die Kabinetts-Ordre von 1834, so weit sie die Symbole betrifft, gelegt wissen. Wir können nicht wünschen, daß die Augsbur- gische Confession auf dem Wege, auf welchem es jetzt allein möglich ist, d. h. durch ein von der bestehenden, absoluten Kir- chenregierung zu erlassendes Gesetz zur vollen, symbolischen Au- torität gebracht werde. Dies würde implicite eine Abrogirung der übrigen Symbole, und somit sowohl in Bezug auf diese als auf jenes ein neuer Eingriff dieser Kirchenregierung in die Rechte der beiden Evangelischen Kirchen seyn, eine neue Aufe- rung des territorialistischen Systems. Wir wünschen vielmehr, daß vor Allem der Kirche Raum und Möglichkeit gegeben werde, sich auf legitime Weise zu äußern und auf lebendige Weise fortzuentwickeln. Da dies aber möglicher Weise längere Zeit erfordern könnte, und doch einstweilen ein fester Bestand vorhanden seyn muß, der status quo aber der ungenügendste von allen seyn würde, wofern man von dem Inhalte der Ka- binetts-Ordre von 1834 abstrahirte; so können wir uns nicht entschließen, die dort gegebene Erklärung für so unbedeutend an- zusehen. Sie ist von derselben Gewalt ausgegangen, von wel- cher alle früheren, zur Einleitung der Union gethanen Schritte ausgegangen sind. Sie ist daher die natürlichste Erläuterung, Ergänzung und Beschränkung der früheren Maßregeln. Sie führt den wogenden und in seiner Fluktuation bedrohlichen Zu-

stand der unbeständigen Gegenwart, auf den früheren Bestand der Dinge, der von ihr erschüttert zu seyn schien, wenn auch nicht mit ganz sicherer Hand, zurück. Wäre es nun etwa nach Lage der Dinge nicht möglich, die Verwaltung und Leitung der kirchlichen Angelegenheiten nach den in solcher Zurückfüh- rung gegebenen Principien der Sonderung beider Evangelischen Kirchen und ihrer Bekenntnisse durchzuführen, so möchten wir von der Kirchenregierung am liebsten die offene Erklärung hören, daß ihr dies nach Lage der Dinge unmöglich sey, und daß sie einstweilen und bis dahin, daß die Kirche durch eine lebendig organisierte Verfassung befähigt seyn werde, sich selbst zu rathen, außer den allgemeinen Symbolen nur die unveränderte Augs- burgerische Confession als Bekenntniß der Landeskirche in vollem Rechte und Ansehen erhalten werde. Auf dieselbe würden dann alle anzustellenden Prediger nicht allein, sondern auch die Do- centen an den Universitäten zu verpflichten seyn. Sie wür- den bei Klagen über Irreligie zur entscheidenden Norm dienen. Bis dahin aber, daß eine solche Erklärung erfolgt ist, wer- den sich die Blicke der Prediger, wie der Gemeinden, immer am natürlichsten auf die Erklärung von 1834 heften, und alle derselben zuwider laufenden Willkürlichkeiten eben nur als Willkürlichkeiten betrachten müssen. Daß jene Erklärung nur zur Beruhigung der Gemeinden gegeben sey, und gebraucht werden solle, scheint uns eine Verkennung des Verhältnisses der Gemeinden zu dem ganzen Unionswerke und wiederum der Prediger zu den Gemeinden zu involviren. Wie sollte doch ein Prediger seine Gemeinde mit einer Sache beruhigen kön- nen, welche ihn selbst unruhigt ließe? Wir erkennen in dieser Kabinetts-Ordre vielmehr, wenn nicht eine unbefangene und ein- fache Geltendmachung der Symbole beider Evangelischen Kir- chen, so doch mindestens die Erklärung, daß über das Gel- ten oder Nichtgelten sämtlicher oder einiger der bisher gültig gewesenen Symbole durch die zur Einführung der Union ergreif- nen Maßregeln nichts entschieden seyn solle. Die Unionsmaß- regeln sollen die Beantwortung dieser Frage nicht enthalten. Steht nun dieses Zurückziehen jeder Entscheidung auch mit den Unionsmaßregeln selbst in Widerspruch, so war es doch jeden- falls weiser und besser, diesen Widerspruch zu begehen, als sich durch consequente Fortführung der vorher eingeschlagenen Rich- tung in noch viel größere Conflictte zu verwickeln.

Finden wir also in dieser Kabinetts-Ordre mindestens so viel erklärt, daß durch die Unionsmaßregeln in der Symbol- frage nichts entschieden seyn solle, so führen wir die Entschei- dung dieser Frage mit gutem Rechte und mit Nothwendigkeit auf die früheren Bestimmungen, namentlich auf die älteren Kir- chenordnungen und die ältere Praxis zurück. Daß wir dabei den Rechten und Anforderungen der Gemeinden gegenüber den einzig sicheren Weg gehen, haben uns nur zu bittere Erfahrun- gen im Übermaße gelehrt. Aber auch in Betracht des ganzen Zustandes der kirchlichen Gegenwart findet die aus der Arche gestogene Taube sonst nirgend, wo ihr Fuß ruhen könnte. Eine

*) Ob es eine List sey, wenn man den Revers dahin ausdeutet, daß er nicht eine Beitrittserklärung zur Union, sondern nur eine Ge- neigtheit zu derselben enthalte, wird sich am besten prüfen lassen, wenn wir den Revers selbst vorlegen. Er lautet: „Vor dem Unterzeichneten hat der Candidat des Predigtamtes, Herr N. N., die Erklärung abge- geben, daß er geneigt sey, der Union der beiden evangelischen Confessio- nen beizutreten, und diese Erklärung durch seine eigenhändige Namens- Unterschrift bekräftigt.“

Union auf Grund der unveränderten Augsburgerischen Confession könnte uns etwa genügen; aber ist dieselbe nicht ein großes Problem? Werden denn die Reformirten sich das gefallen lassen? Und wenn, werden sie es offen und ehrlich thun, ohne ihre der Augsburgerischen Confession fremde Deutung derselben unterzuschieben? Werden denn die übrigen Symbole mit ihrer einmal geschichtlich gewordenen Lehrentwicklung und mit ihrer einmal zu altem Rechte gewordenen Geltung so leicht vergessen werden können? Wird der Entwicklungsgang der Kirche in der Gegenwart sich den Resultaten vergangener Jahrhunderte entziehen können? Große Entwicklungsperioden wiederholen sich zuweilen in der Kirche, neu, doch in ihren Grundzügen den früheren ähnlich. Wir stehen jetzt vielleicht bei 1530; aber wir können dabei nicht stehen bleiben. Wir werden die im sechzehnten und den folgenden Jahrhunderten durchwanderten Irrgänge vielleicht vermeiden, aber der aus Gottes Wort zu Tage geförderten Wahrheit uns nicht entziehen können. Also keine durch erlassenes Gesetz auf die Augsburgerische Confession kurz hin gesetzte und gemachte unirte Kirche, sondern schonende, doch auch feste Bewahrung der alten Grundlagen; Förderung aller kirchlichen Lebensentwickelungen, in der Wissenschaft, so wie in den Ämtern unter dem Volke Gottes, deren Fürbitten den Forschern, den Bauleuten, den Bergleuten, welche die Schätze des göttlichen Wortes zu Tage bringen sollen, sehr zu statten kamen; Suchen nach der in Gottes Wort unzweifelhaft zu findenden Einigung in der ewigen Wahrheit; Ertragen und Erwärmen in der Liebe; das sind die Unionsgedanken, welche die Herzen der Glieder Christi entzünden, erheben und weit machen können, welche die Union näher führen, als jede leere und betrüglische Einförmigkeit, welche sie in festeren Besitz setzen, als eine wenn auch juristisch verjährte, doch todte und mechanische Combination.

So wird es denn allerdings keine Eile mit Beseitigung der Union haben, aber Eile dürfte es haben, mit der Fortführung des formellen Unionswerkes Stillstand zu machen, bis sich ergeben haben wird, ob auch die Überwindung des inneren Zwiespalts schon möglich seyn wird, oder ob derselbe wirklich schwach genug geworden ist, um im Schoße der Kirche getragen, und somit bei Gestaltung der äußeren Verhältnisse unbeachtet gelassen werden zu können. Wo man, wie es hier scheint, vorausgeeilt ist, und die Kirche aus der Bahn ihrer naturgemäßen Entwicklung gerissen hat, da muß man so weit zurückschreiten, daß dieser naturgemäßen Entwicklung wieder Raum gegeben werde. Die Entwicklung würde sonst, wo sie sich anders wendet, als man erwartet hat, zu einer bedrängnißvollen Verwicklung für den Vorausgeeilten werden.

Wenn endlich das Vorwort den Standpunkt eines ruhi-

gen Beobachters für den Gang dieser Dinge einzunehmen für möglich und gut hält, so können wir nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß dies eben nur da möglich seyn wird, wo man von dem Andränge gekränkter und sich geltend machender Rechte unangefochten ruhig beobachten kann; wo man aber mit Nackenschlägen von allen Seiten bedacht, ja mit in's Herz schneidenden Streichen versorgt wird, da geht das ruhige Beobachten nicht an, sondern man muß sich einen Standpunkt erringen, auf welchem man den Anläufen Stand halten kann. Können doch die theologischen Zeitschriften, deren Verhältniß in dieser Beziehung ein sehr freies ist, nicht umhin, in der Unionsfrage nach und nach eine fixirte Stellung zu ergreifen. Sie werden dies noch mehr zu thun genöthigt seyn, wenn die Frage lebhafter, der Kampf ernstlicher werden wird. — Was soll nun gar ein armer Pfarrer in seiner Gemeinde thun, wenn ihm die Lutherische Separation dieselbe vor seinen thränenden Augen und von seinem blutenden Herzen in Stücke zerreißt? —

Das Kommen und Gehen des heiligen Geistes scheint freilich nicht durch das Daseyn oder Nichtdaseyn dieser Union bedingt gewesen zu seyn. Das Gehen nicht, aber das Kommen auch nicht. Die Sache ist noch zu jung, um in dieser Art sichere Resultate der Erfahrung liefern zu können. Wenigstens liegt die Erfahrung eben so nahe, daß das Walten und Wirken des heiligen Geistes durch die in dem Unionsversuch gegebenen, vorläufig unlösbaren Differenzen, namentlich in der Bekenntniß- und Verfassungsfrage, vielfach gehemmt worden ist. Eine solche Hemmung aber ist zugleich ein Gehen des heiligen Geistes. Hat nun z. B. das Königreich Sachsen eine Stunde länger am Markte müßig gestanden, als einige Preussische Provinzen, so hat die Union oder Nichtunion daran ebenfalls keinen Theil. Die Frage wird sich vielmehr dahin stellen, ob die Regeneration des gesamten kirchlichen Lebens dort, wo die alten Formen stehen geblieben sind, nicht schneller und kräftiger von statten gehen wird, als in Preußen, wo die Formen zum Theil zerbrochen und beseitigt sind. Nicht grade in den ersten Stadien der kirchlichen Regeneration können die in dem Unionsversuch liegenden Schwierigkeiten als Hemmungen dieser Regeneration hervortreten. Sie treten erst auf, wenn das Fundament gelegt und Manches gebaut ist. Sie fangen in Preußen erst an Bedeutung zu gewinnen, die Aufgabe ihrer Lösung liegt noch vor uns. Es wird sich fragen, ob wir nach Verlauf eines Decenniums, wenn wir auf dem bisher eingehaltenen Wege fortgehen, in der Vergleichung mit Sachsen so bestehen werden, als heute.

C.

T.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 1. Juni.

N^o 44.

Der gesellschaftliche Separatismus.

Jedes Härcchen meines Geistes, seine eigne Straße zieht,
Bei dem Mahl der Einheit sammle mein zerstreut Gemüth!

Drum Einzelseyn ist Schein nur und nicht Wesen,
In aller Zahl ruht ein gezähltcs Wesen.

Sekten zwei und siebzig auf der Erde sind,
Insgesammt die Sekten in der Brust dir sind.

Nur ich und du die Sekten all erzeugen.
Dies ich und du ist nur dem Theilsein eigen.

Haft ohn' Kipp' und Gaumen du, einmal hier getrunken,
Ist dir flugs das Ich und Du allesammt versunken.
(Tholu d's Blütenfammlung aus der Morgenländischen Mythik.)

Woher kommt es, daß unsere Gesellschaften meist so zerfahren, zerstreut, ja sogar bei dem reichlichsten Vorhandenseyn an einzelnen interessanten Menschen und Gegenständen — als ein Ganzes betrachtet — doch oft so langweilig sind? Antwort: Vom Separatismus! Wir meinen aber nicht, was man oft fälschlich so nennt, was sich mit dem Gleichartigen concentriert, um dann das abgetrennte Ungleichartige erobernd zu durchdringen; wir meinen, wie unser fünffaches Motto lehrt, den wirklichen Separatismus: das „Nebeneinander“, „das Geseß dieser Welt“, welches das „Ineinander“, das „ewige Geseß der Geisterwelt“ flieht (Göschel's „Zerstreute Blätter“); wir meinen den „Egoismus“ dem „Euis mus“ gegenüber (Sartorius „Moral Theologie“); wir reden von der subjektivistischen, unorganischen Vereinzelung und Zerrissenheit; der F. Thieremin in seinen vortrefflichen „Abendstunden“ den Dialog heilend gegenüberstellt.

Ob schon es bei dieser klägerischen Behauptung hauptsächlich auf das christliche Publikum abgesehen ist, so wollen wir doch versuchen, das gesellige Treiben des nordöstlichen Deutschland, wie es sich in abendlichen Erholungsfunden abdämmernd bewegt, nach seiner eigensten Weltförmigkeit, in wenigen Zügen hinzustellen, und wir Christen können dann aus dem vorgehaltenen Spiegel ersehen, in wie weit, als Kinder dieser Zeit, auch unser Bild hier zu finden ist.

Also, ein Mitglied der höheren, gebildeten Stände gibt eine Theegesellschaft. Es waltet dabei die umfassende Absicht, alles Bekannte, Bekannte, Bekantmacherstrebende u. s. w. heranzuziehen. Ja Alles, was der Bediente an der Thüre, in der mannigfaltigsten Abstufung, von der wahrsten Verneinung bis zur unwahrsten Verläugnung, abgefertigt hat, — Alles, was sich durch das „Ich will mal nachsehen, ob der Herr auch zu Hause ist“, am Ende doch noch durchgeschlagen hat, — ja Alles,

was durch Abgabe einer Visitenkarte die Identität des Seyns und des Nichtseyns angestrebt hat, soll nun auf's Versöhnlichste abgefunden werden. Unser Theewasser, das geistige wie das materielle, ist in seiner Verdünnung ja so unendlich dehnbar, daß alles gesellig Unbehagliche, was sich wochenlang zusammengehäuft hat, durch dies Spülwasser überfluthet, ertränkt oder weggespült werden kann.

Unser Abend beginnt. Im richtigen Gefühl, durch das vereinzelte Erscheinen eines Einzelwesens die große Leere nicht zuerst fühlbar machen zu wollen, will keiner der Gäste gern der Erste seyn, und die Räume füllen sich so spät als möglich — möglichst zugleich. Die Damen im Kreise um die unter der Theemaschine brennende Opferflamme, bilden mit der Wirthin für's Erste eine Art Einheits- und Mittelpunkt, von dem gesellschaftlichen Chaos umkreist, das aber, da der Geist über den Wassern fehlt, vergebens nach einer Gestaltung ringt. Die Opferflammen, die Astrallampen thun zwar das Ihrige, um das Licht als Erleuchtungspotenz zu Ehren zu bringen, bringen es aber selten weiter, als daß man sich unterhält, wie sich Wachlicht, Talglicht, Lampenöl und Gasprit als Leuchtfähigkeiten im Preise zu einander verhalten. Dies wechselt mit Familiennachrichten und Erfundigungen, die neuester Zeit, auch im Damenkreise, durch Gespräche über den Cours der Bahnaktien, Litera a und b, gesteigert und überboten werden. Einige Herren treten aus dem äußeren in den inneren Kreis, und fragen nach Dingen, die, obwohl lieb und interessant, sie aber grade für diesmal nicht wissen wollen. Denn die Antwort ist wie die Frage, da der Frager, freiwillig oder gezwungen, schon mit einem Ohre einem anderen Gespräche zugewendet ist. In einigen Fensternischen bilden sich etwa einige Conventikel, zu denen irgend ein schönes Organ zusammenläutet. Aber da etikettenmäßig die Anarchie die legitime Form dieser Gesellschaften ist, so hält sich jeder Vorüberstreifende für berechtigt, mit einer gleichgültigen Frage gedankenlos dazwischen zu fahren, und das künstliche, oft mühsame Gewebe dieser Eckspinnen zu zerstören. Einige sitzen allein wie Mondsuchtge da, und halten einen unhörbaren Monolog, und es ist nicht zu läugnen, daß sie sehr im Vortheile gegen diejenigen sind, die nur aus Furcht vor der Pause ängstlich ein Gespräch fortspinnen. Solche sieht man oft zu zweien, den Absatz drehend, bei einander stehen, bis der Eine von ihnen, der vorsichtig seine leere Tasse behalten hat, *) durch das Wegsetzen derselben, den Anderen erlöst. Einige gehen auch wirklich umher und suchen Wellenschlag zu erregen, in der Hoffnung, daß doch auch durch eine Friction von Worten irgend ein Gedanke,

*) Der Eins. braucht fast immer diese Vorsichtsmaßregel.

wie Venus aus dem Schaum des Meeres, emporsteigen könnte. Nach einiger Zeit liegen denn auch eine Menge angefangene, aber nicht fortgeführte Themas, wie angebissene Butterbrote herum, die aber begreiflicher Weise Niemand zu einer neuen Mahlzeit auffammeln will. *)

Ist unser Wirth ein Ausbund von humaner Aufmerksamkeit, so behält er das Wohnzimmer im Auge, und sucht vorzugsweise die auf, die sich schon vor der Zeit nach ihrem Hut ängstlich umsehen, oder er detaschirt einige nähere Bekannte, um einigen einsam Sitzenden die Conversation zu machen. Sehr gut gemeint, aber vergeblich! Selbst Separatist und Nebeneinander-mensch, kann er auch als Wirth das einsam Schmachtende zu keiner Herde führen, da alles vereinzelt in dieser Wüste umherirrt. So verläuft sich unser Abend, und man hält ihn für gelungen, wenn Ein- und Abfütterung einiges Gleichgewicht dargestellt haben!

Man preist es gewöhnlich an diesen Gesellschaften, daß sie Veranlassung geben sich kennen zu lernen, sich einzeln zu sprechen, etwas Neues zu hören u., und es kann nur auf's Dankbarste erkannt werden, wenn namentlich höher Gestellte, vielleicht durch Amt und Beruf noch besonders veranlaßt, durch Zusammenkunftsgelassenheiten einem wesentlichen Bedürfnis abhelfen. Im besten Fall kann aber doch immer nur im Einzelnen und für Einzelne etwas geleistet werden. Denn bei dem vorbeschriebenen Zusammen-sein fehlt grade das Gesellschaft Bildende, das Einigende, die Handhabe, der Schaft, — und die Meisterhand, die ihn handhabt. Was soll auch der geschickteste Leiter, was soll der Wirth machen, wenn kein Glied der Gesellschaft sich als einen Theil des Ganzen fühlt, noch weniger zur Belebung des **Ganzen** etwas beitragen will!

Was man auch erfunden haben mag, um diese leere Totalität auszufüllen, vom Tabakqualm (der schon die Delphische Pythia auf Gedanken brachte), von allerlei Spielart mit und ohne Gedanken, bis zu der Musik, die das Leben (?) aus Kopf und Herz in die Beine treibt, und diese in Bewegung setzt, wir finden uns in diesem Fall nicht veranlaßt, diesen Produkten der fuga vacui klägerisch gegenüber zu treten. Und wie oben angedeutet, ist es ja diesmal nicht unsere Absicht, die durch ihren Fall zerfallene Welt als solche anzuklagen, sondern uns weltgeborene Christen, in diesem geselligen Treiben, nachdrücklich an dieses unser Verwandtschaftsverhältnis zu erinnern. Indem wir also von der Schale wieder zu Kern und Wesen vordringen, rufen wir namentlich den gebildeten Christen des nördlichen Deutschland zu:

Wie sieht's um „die Ordnung der Liebe“? die Augustinus bekanntlich als „die Tugend“ definiert! — Wie

zieht man die Liebe an, „die da ist das Band der Vollkommenheit“?

„Ihr Kinder des Hóchsten, wie sieht's um die Liebe, Wie folgt man dem wahren Vereinigungstrieb?“

Ja da müssen wir beschämt die Augen niederschlagen, denn schon die Muhamedanischen Pantheisten können gegen uns indifferentes Separatistengeschlecht auftreten, und uns verklagen. Denn:

Denn einspinnen wie Raupen in sich sie sich ein,
Wie Schmetterling stürzen in's Licht sie hinein!

Im Winkel sie sitzen und doch wie bekannt
Sind all' ihre Kräfte zur Arbeit verwandt,
Wie Stein sind sie schweißsam und preissend zugleich,
Wie Wind sie flüchtig und kräftereich,
Die Füße sind staubig, es brennet das Herz,
Die Welten regiert ihr liebender Schmerz.

(Eholud's Blütenfamml. a. d. M. M.)

Und auch wir können daher in den vorgehaltenen ungeschmeichelten Zügen nur zu bald das eigene Bild wiedererkennen.

Wenn aber, wie billiger Weise anzuerkennen ist, die oben geschilderte Geselligkeit nur ein Reflex unserer großen socialen, politischen und kirchlichen Verhältnisse ist, so gereicht dies einerseits zu unserer Entschuldigung — andererseits ist aber die Mahnung nur um so dringender, aus diesem Labyrinth einen Ausweg zu suchen. Denn wo Brot hernehmen in dieser Wüste?

So wissen wir denn nur einen Ausweg, nur ein fern-nahes Ziel: die apostolische Gütergemeinschaft im Geiste, — im Geiste der „ersten Liebe“! Diese Gemeinschaft bestand bekanntlich nicht darin, daß man Alles, in communisticcher Willführ (zu jakobinischer Ungleichheit führend) mechanisch nach Zahl, Maß und Gewicht, in ganz gleiche Portionen theilte, sondern: „Die Menge aber der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele, auch keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein.“ Und: „Legten es zu der Apostel Füßen und man gab einem Jeglichen was ihm Noth war“ (Apostelgesch. 4, 32 ff.).

Ja diese erste Liebe, die zum himmlischen Speisemeister aufblickt, der bei keinem Liebesmahl fehlt, der zur rechten Zeit auch Wasser in Wein verwandeln konnte, die besitzt auch die nöthige Kraft, um überall die Geist entsprechenden Formen zu schaffen, in denen er sich frei-dienend bewegen kann.

„Brennt das Weltall nun heiß in Liebes Gluthen
Fort die Schal', stürz dich hinein in des Wesens Fluthen.“

(Eholud's Blütenfamml. a. d. M. M.)

Ach, wie schmerzlich ist es aber, wenn man so oft die Gesellschaften lebendiger Christen so in Vereinzelung versunken sieht, daß sie bei den großen Fragen, die Kirche und Staat in fieberhafte Spannung versetzen, daß auch sie ohne ringende Antwort auf diese Fragen, mit dem ganzen Jahrhundert dämmernd vorüberträumen! — es ist schmerzlich, wenn man sieht, wie bei diesen großen Controversen, die uns schwachen Christen aber recht eigentlich den Fehel in die Hand drängen, um, gestützt auf den ewigen Felsen, einmüthig: die Welten in liebendem Schmerz zu bewegen, — wenn man diesen

*) Eins. zählte an einem Mittagsstische, der mit den lebenswürdigsten Gästen besetzt war, meistens geistreich bis zum Exceß, circa dreißig ganz vorzügliche, aber so angefangene und abgebrochene Themas. Natürlich stand er mit abgestumpftem Appetit, aber geistig hungrig vom Tische auf.

Hebel nur als Tangente sieht, wie er vereinzelt angefaßt, überall an der äußersten Oberfläche aller Dinge vorüberstreift! — Man wird an die vorsündfluthliche Stille erinnert, die keine Cassandra aufschrecken kann, — und unsere Jahre fahren dahin, wie ein Geichwäh!

Wahrlich, das Pennsylvanische Schweige- und Absperresystem, das erst künstlich in unsere Gefängnisse eingeführt werden soll (?), florirt schon in unserer freisten Geselligkeit, nur daß eben der helle Mittelpunkt fehlt, der alles Einzelne belebt. Es müßten gesellschaftliche Bußtage und psychische Fasttage angelegt werden, um uns aus dieser Babylonischen Gefangenschaft der Langenweile *) zur wahren Freiheit der Liebe zurückzuführen, die immer mehr wächst, je mehr sie gibt, die immer freier regiert, je mehr sie dient und sich unterordnet.

Die Welt hat nicht die schöne Welt genossen,
Seit dem die Weltluft sie gefangen nahm.
O welch ein Mönchsgeist, welch ein Fastengram
Hat sich im Weltsein durch die Welt ergossen.

Das ist die Welt, die arme Welt,
Die nicht den Sinn erkennt,
Den Gottes Werk im Grund erhält,
Nicht ihn, den Alles nennt.
Sie schauet nichts in seinem Licht,
Erkennt in seiner Güte nicht
Der Dinge Element.

Man liebt die Zeit und liebt sie nicht
Im Grund als Ewigkeit;
Man liebt die Welt, doch nicht im Licht
Das sie erhellet und weihet.
Man liebet nur; der Selbstbetrug
Der Weltluft ist ein großer Fluch
Der Oberflächlichkeit.

(V. Lange.)

Inzwischen knüpfen wir an diese allgemeine Betrachtung schließlich noch einige wenige zerstreute Bemerkungen:

1. Schelling sagt in seiner ersten Berliner Vorlesung: „Die geistige und moralische Welt ist in sich so zertrennt, so zur Anarchie geneigt, daß man froh seyn darf, wenn auch nur für den Augenblick ein Vereinigungspunkt gegeben ist.“ Solche Augenblicke zu fixiren, solche Vereinigungspunkte mit „flammenden Organen“ zu halten und zu befestigen, um von dort aus den socialen Separatismus nach allen Seiten, und auf welchem Felde er auch erscheinen mag, zu bekämpfen, — das ist die nächste Aufgabe für die erobernde Liebe.

2. In Kriewel's „Reisefitzgen“ (Leipzig, bei Tauchnitz, 1843) finden sich sehr anziehende Schilderungen von der überall formell ausgeprägten politischen und religiösen Gestaltung in England, aus der gewiß viel zu lernen und anzunehmen ist. Und auch die geselligen Kreise, die nur irgend einen Zweck haben, sind dort gleich vereinigt gegliedert mit einem Präses an

der Spitze u. s. w. *) In seinem Gesichtskreise kennt Einf. fast nur Landtagsversammlungen und einige landwirthschaftliche Vereine, die gehörig geformt und von Gemeinfinn belebt, Anspruch auf den Namen Gesellschaft machen könnten, — als wahre gefellige Muster aber nur die vom Geiste Gottes besetzten und regierten Predigerversammlungen. Was man auch über gesellschaftliche Formen sagen und vorschlagen mag, eine Grundform muß immer bleiben; militärisch ausgedrückt heißt sie: „Nach der Mitte in Colonne!“ Vorwärts! — biblisch ausgedrückt aber heißt sie: Aufwärts! „Alle Augen warten auf dich.“ (Psalm 145, 15.)

3. Das gemeinsame Tischgebet bildete vormals von vorn herein ein gemeinsames Band für die Tischgenossen, jetzt sind noch die Trinksprüche und Trinkreden **) geblieben, die als Rettungsanker, um in weiter Ode auf wässerigem Element doch noch irgend wo landen zu können, keineswegs zu verachten sind. — Feuerbach nennt das Tischgebet, in seiner Weise ganz richtig: das Mafagebet des Egoismus! Welche gewaltige Strafpredigt für unsere, durch viele Jahrhunderte von den Agapen separirte, — separatistische Christenheit! Dem Herrn Feuerbach selbst und seinem „Geist des Christenthums“ geben wir aber sein Tischgebet mit der Randglosse zurück: O dummgewordenes Viehsalz, ausdrücklich zurecht gemacht, daß es nur unnünftige Creaturen genießen können!

4. Schreiber dieses hält die herrliche Gottesgabe Musik, die geringste wie die kunstreichste, die ernste wie die heitere, unter allen Umständen sehr hoch, besonders auch als Mittel zum geselligen Einklang. Aber „so die Posaune einen undeutlichen Ton gibt, wer will sich zum Streite rüsten?“ Oder: „es sey eine Pseife oder Harfe: wenn sie nicht unterschiedliche Töne von sich geben, wie kann man wissen, was gepfiffen oder geharset wird?“ (1 Cor. 14, 8. 7.) Also, eine solche Musik ist kein Mittel zum Einklang, höchstens ein Deckmantel für den Separatismus. Wie sich z. B. christliche Taschenbücher vergebens abmühen, die Knechtegestalt des Christenthums durch Belinpapier u. zu vertuschen, so ist's aber auch vergeblich, einen wesentlich zur Erbauung bestimmten Gesang, unter musikalische Kunstproben zu verstecken. Nur immer raus mit der Sprache! Will eine Gesellschaft ihren erbaulichen Charakter in solcher Weise ertönen lassen, so muß sie's auch drauf wagen, daß die Töne gegen die Wände des Nachbarn anprallen. Durch furchtsame Unsicherheit entsteht ein heiseres Gezwitscher und man thut besser zu schweigen, oder ein Lied, wie „Guter Mond du gehst

*) Nur die großen Thee- und Abendkreise (Rounts) beschreibt Kriewel als den unsrigen ganz ähnlich, und sagt dabei: „Es scheint fast, als unternähme der Engländer dergleichen, um durch das Unerträgliche und Langweilige einer solchen Menschenpresse, wobei alles comfortable schwindet, den hohen Werth und das behagliche Gefühl seines häuslichen, ordnungsmäßigen comforts zu steigern.“

**) Die Erfahrung lehrt, daß diese doch nicht immer in Gemeinplätzen, Schmeicheleien u. s. w. bestehen.

*) Der „Zbiot“ über „Conventikel“ nannte diese Gesellschaften auch: die Wohnstätten der Langenweile.

so stille" anzustimmen. Wie überall so auch hier: nur in der festen sicheren Stimme ist Metall!")

Darum: die Posaune gebe einen deutlichen Ton, — die Mauern des Separatismus werden fallen, Jericho ist erobert!

5. Ist aber eine Gesellschaft ganz rathlos, und findet nur noch darin einen Vereinigungspunkt, daß sie sich gemeinsam, in anständiger Verzweiflung, nach einem realen Gegenstand zur beratenden Unterhaltung sehnt, der legen wir unsere obige Frage noch einmal vor. Wir fragen, — aber nicht für die Langeweile, — wir schieben unsere Frage wo möglich in das innerste Herz und Gewissen:

Woher kommt es, daß unsere Gesellschaften meist so zerfahren, zerstreut, ja sogar bei dem reichlichsten Vorhandenseyn an einzelnen interessanten Menschen und Gegenständen, als ein Ganzes betrachtet, doch oft so langweilig sind?

Warnung und Bitte in Bezug auf herumreisende Proselyten aus dem Judenthum.

Da schon viele gläubige und wohlthätige Christen von herumreisenden Proselyten oder Juden, die es werden wollen, betrogen sind und ich das Unwesen von zwei derselben (der eine, B. aus Sondershausen, hatte viele Prediger in Hannover belogen und betrogen, der andere A. B. G., aus Polen bei Warschau gebürtig, hatte dieselbe Heuchelei in Posen, Pommern, Mecklenburg und Hamburg getrieben) erst kürzlich entdeckt habe, so kann ich nicht unterlassen, über diese Angelegenheit ein Wort zu reden. Es schmerzt mich nämlich nicht allein, daß Viele der Wohlthaten, die sie besser anwenden könnten, von nichtswürdigen Menschen beraubt werden, sondern vornehmlich, daß die Güte diesen zum Verderben gerichtet, und die gewöhnlich nachfolgende Entdeckung, daß man betrogen sey, auch dazu beiträgt, die Liebe und Theilnahme für die Juden überhaupt und namentlich die Wahrheit suchenden unter ihnen, zu schwächen; so daß, weil die Liebe für Israel überhaupt nicht so groß und allgemein unter den Christen ist, als sie seyn sollte, wirklich aufrichtige, aber arme Proselyten nicht so reichlich und willig Unterstützung erhalten, als sie deren bedürftig und würdig sind. Ich empfehle daher folgende Punkte der Beachtung christlicher Freunde:

1. Nur mit großer Vorsicht schenke man reisenden Proselyten Vertrauen, und zwar auch dann, wenn sie die Sprache Canaans noch so vortrefflich reden, die besten Zeugnisse von christlichen Männern haben, oder ihr Wesen den vortheilhaftesten Eindruck macht. Die schlechtesten wissen öfters so zu heucheln, daß sie auf den ersten Anblick einfältig, aufrichtig und kindlich erscheinen. Auch werden Empfehlungsschreiben nur zu allgemein leicht und schneller gegeben, als es seyn sollte. Man forsche also einen solchen Proselyten genau aus, lasse sich seinen Taufschein, Paß u. s. w. zeigen. Sind die Empfehlungen alt, oder rühren von solchen her, die er nur auf der Reise besuchte, so hat man Ursache, vorsichtig zu seyn; auch fordert dazu auf die öfters schon mißbrauchte Angabe, daß der Proselyt nach England wolle oder von daher komme; dies war auch das lägenhafte Vorgeben der zwei oben Bezeichneten.

*) Wer z. B. auch nur einmal den einmüthigen Gesang einer größeren Predigerversammlung mit angehört hat, wird verstehen, was Eins. hier sagen will.

2. Will man aber, ohne in viel Weltläufigkeiten sich einzulassen, eine kleine Gabe mittheilen, so steht das ja Jedem frei; aber niemals sollte man nach den Erfahrungen, die in dieser Sache gemacht sind, einem Proselyten auf Grund der guten Meinung, die man von ihm durch den Umgang von einigen Stunden oder Tagen gefaßt hat, ein Zeugniß oder einen Empfehlungsbrief geben, oder auch einen vorgezeigten unterschreiben, da vermittelt dessen viele Andere, die vielleicht, wenn ein solcher nicht von bewährten Männern vorgezeigt werden könnte, offeneren Augen hätten, getäuscht werden. So empfing A. B. G., als er schon in Berlin, Hamburg und London als ein ausgelehneter Taugenichts bekannt war, in Preußen einen Empfehlungsbrief, dem dann immer neue und stärkere Empfehlungen hinzugeschrieben wurden, z. B. „Nachdem ich mit dem Manne viel und ausführlich gesprochen, gewann er bei mir immer mehr. Der Herr lasse die Seinen nicht verkannt werden!“ Darauf folgt: Was Bruder S. schreibt, glaube ich bestätigen zu müssen, er war vom 17 — 19. bei mir und ich hatte Gelegenheit, durch seinen Umgang seine Liebe zum Herrn zu bemerken. Ja hiesige christliche Männer, denen es an Urtheil nicht fehlt, waren ganz erstaunt, als sie seine Schändlichkeiten hörten; sie sagten, sein Blick habe ihnen sehr gefallen, und er habe gar keine fromme Redensarten gemacht u. s. w., und doch ging seine Frechheit so weit, daß er mit dem erwähnten Empfehlungsbrief zum Missions-Inspektor Brauer, den er voriges Jahr belogen, wieder zu kommen wagte und ihm in's Angesicht läugnete, daß er derselbe A. Zuckermann Goldschmidt sey, so daß dieser sich veranlaßt fand, im Bergeborfer Boten öffentlich vor diesem Betrüger zu warnen, was ich denn hiemit auch gethan haben will, da er nicht, wie er mir versprochen, diesem und einem anderen Freunde in P., den er betrogen, seine Sünde abgetreten, auch nicht zu mir zurückgekehrt ist, daß ich ihm an Arbeit hülf, wozu ich ihn ermahnte, sondern heimlich weggegangen ist, und wieder umherreisen wird, um auf's Neue sich durch Lügen zu ernähren.

3. Da nach der Londoner Proselytenanstalt aus allen Gegenden Juden herzuströmen, so können nicht alle sich meldenden aufgenommen werden, und gerathen, wenn sie weder Mittel noch gute Empfehlungen mitbringen, in London in Verlegenheit und durch diese leicht auf schlechte Wege. Es ist daher den Juden noch nicht damit geholfen, daß man ihnen nach England, wo sie gewöhnlich sich goldene Berge träumen, Reisegeld gibt. Viel besser ist, man adressire sie an den nächsten Juden-Missionar oder Verein für Israel in Deutschland und den angrenzenden Ländern und veranlasse sie, dahin ihren Weg zu nehmen. Da nicht allen Lesern die nöthigen Namen bekannt sind, so füge ich einige bei: Posen: Missionar Bellson; Königsberg: Miss. Nöbgen; Frankfurt a. d. D.: Miss. Hartmann und Graf; Breslau: Miss. Teichler und Carow; Berlin: Pred. Runke, Miss. Pauli; Leipzig: Licent. Dr. Delitsch; Frankfurt a. M.: Miss. Hiskof und Poper; Kreuznach: Miss. Stockfeld; Strasburg: Miss. Hausmeister und Lichtenstein. — Vereine sind außer denen in einigen der genannten Orte zu Basel (Sekretär Pfarrer Bernoulli), Eßln (Past. Küper), Cassel (Pf. Lohr), Bremen (Past. Voel), Bremerlehe (Rektor Dreter). Man benutze die Hülf, welche die Vereine für Israel und die Missionare bieten werden, um aufrichtigen Juden und Proselyten Unterricht und Arbeit zu verschaffen und Betrüger zu entlarven, und man wird auch immer mehr die nur zu viel übersehene Nothwendigkeit erkennen, daß Anstalten und Männer da seyn, die sich der irrenden Schafe aus dem Hause Israel vorzugeweihe annehmen.

Hamburg, April 1844.

G. Gehrwald, Miss. unter den Juden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 5. Juni.

N^o 45.

Die neuesten Versuche auf dem Gebiete des philosophirenden Epos.

(Zweiter Artikel.)

Lenau.

Gehen wir mit Berufung auf die früher dargelegten allgemeinen Ansichten zu einer näheren Betrachtung der hieher gehörigen Dichtungen Lenau's über, so können wir — wir wissen in der That nicht, ob zum Vortheil oder Nachtheil des Dichters — von vorne herein auch bei vielen unserer Leser auf eine Bekanntschaft mit dem Dichter, wohl gar auf ein günstigeres Vorurtheil für denselben rechnen. Daß Lenau's poetisches Talent jedenfalls auf lyrischem Gebiet und in dem balladenartigen Anflange des Epos, sich als eines der bedeutendsten bewährt hat und er in dieser Beziehung wohl höher steht als Moser, können wir als bekannt und zugeben voraussetzen. Wir rechnen aber hieher unter anderen Eigenschaften vor allen Dingen auch die poetische Form, die Behandlung der Sprache. Eben so setzen wir als bekannt voraus, wie schön Lenau meistens seine Ansichten und Gefühle an Erscheinungen der Außenwelt anzuknüpfen, und dadurch der Materie Seele und der Seele einen poetisch lebendigen Körper zu geben weiß. Es wird diese Art der poetischen Darstellung nicht selten (so zumal von Freiligrath) bis zur Manier, ja zur Karrikatur getrieben; aber dieser Mißbrauch darf der vollkommen berechtigten Sache selbst, und die Sünden Anderer, dem Unschuldigen nicht zum Nachtheil gereichen. Grade Lenau überschreitet selten die Gränzen der ächten poetischen Sophrosyne. Der große Vorzug eines gewissen Kerngeschmacks frischer, eigenthümlicher Nationalität, hie und da in wirklich volksthümlichen Zügen hervortretend, würde überdies bei ihm auch dann schwerlich zu verkennen seyn, wenn man nicht wüßte, daß Magyarisches Blut in seinen Adern fließt.

Was aber Lenau's Ansichten, Überzeugungen, Gefühle, Gesinnung, Charakter und ganze Bildung betrifft, womit wir es hier näher zu thun haben, so werden wir wohl nur die allgemeine Meinung aller wahrhaft Gebildeten aussprechen, wenn wir seine Erscheinung in sittlicher Hinsicht edel, ernst und lebenswürdig, Vertrauen erregend, in geistiger Hinsicht umfassend, mannigfaltig und reich nennen. Ein gewisser, von dem Weltleben seines Standes kaum zu trennender Mangel an Tiefe und Zusammenhang in seiner geistigen Bildung, besonders sofern deren Elemente eben nicht aus dem Leben selbst geschöpft sind oder seyn können, kommt theils bei dem Lyriker wenig in Betracht,

theils wird sie eben durch die, wieder mit jenen äußeren Verhältnissen zusammenhängende, größere Freiheit, Fülle und Mannigfaltigkeit der äußeren Lebenserfahrungen, oder doch Eindrücke mehr oder weniger compensirt. Daß in Lenau's Gedichten sich von vorne herein und bei aller Freude am Einzelnen der Erscheinung eine sehr trübe, melancholische, ja hoffnungslose Lebensanschauung — ein vielfach, zumal durch die gesellschaftlichen und politischen Zustände verletztes Gefühl und verworrenes, getrübtetes Urtheil ausspricht, liegt am Tage. Die Thatfache aber, daß grade in dem Vaterlande und unter dem Grade der Bildung und dem Stande, dem unser Dichter angehört, dieser Wurm vielleicht am allertiefsten und um so mehr in die Breite und Tiefe gefressen hat, je mehr in geistigen und sittlichen, wie in kirchlichen und politischen Dingen die Erhaltung des äußeren Scheins, der leeren Form, oder der bloßen materiellen Thatfache die Aufgabe des Staatslebens, wie es bisher verstanden wurde, zu seyn scheint — daß dort mehr wie irgend wo die Atmosphäre der gebildeten und halbgebildeten Welt (katholisch wie protestantisch) von dem kältesten, flachsten und im besten Falle nur durch eine gewisse Wärme, Frische und Behaglichkeit des gemüthlichen, oder auch wohl bloß des animalischen Lebens temperirten Nationalismus, und dem entsprechenden vulgären Liberalismus imprägnirt und durchdrungen ist, wird jedenfalls das Maß der Schuld des Einzelnen auf das nach den Principien christlicher Ethik überhaupt irgend annehmbare Minimum reduciren. Das Gefühl der schmerzlichsten Theilnahme aber, wenn wir die Spuren des Giftes an einer so edlen Dichtergestalt erblicken, wird unter allen Umständen ein vollkommen berechtigtes seyn. Lenau's Himmel hat keine Sonne, die einzelnen Sterne oder Meteore, welche hie und da einzelne Punkte seiner Welt, besonders im Gebiete des eigentlichen Naturlebens, so glücklich beleuchten, können den düsteren Hintergrund nur auf Augenblicke vergessen machen, in den der Dichter selbst sich immer wieder mit wehmüthig grübelnder Selbstpeinigung verliert. Grade darin aber liegt die sicherste Bürgschaft dafür, daß er nicht zu dem beschränkt dumpfen, oder leichtfertig frechen Geschlechte derer gehört, die entweder gar keines Lichtes bedürfen, um sich in ihrer rohen Behaglichkeit breit zu machen, oder jedes Irlicht, jeden Glühwurm — ja jedes von ihnen selbst oder Ihresgleichen angestrichelte Talglichtlein als Sonne anbeten. Dieser Unterschied aber kann nicht genug hervorgehoben werden — zumal seit die Dummsten oder Frechsten unter jenem Haufen ein Spiel begonnen haben, was man freilich in Schenken und schlimmeren Lusthäusern, auch in Bagnos und anderen Straßkörnern alle Tage

sehen kann; daß sie nämlich den Schmerz, die Trauer der Besseren oder Klügeren als Feigheit oder Dummheit verhöhnen.

Belege für diese Charakteristik Lenau's aus seiner früheren, mehr lyrischen Periode könnten leicht gehäuft werden. Folgende (aus der neuesten Ausgabe seiner Gedichte bei Cotta 1841) mögen genügen. Da spricht z. B. „der trübe Wanderer“:

Am Strand des Lebens irr' ich, starre düster
In's Todesmeer, umhüllt von Nebelflor;
Und immer wird der Strand des Lebens wüster,
Und höher schlägt die Fluth an ihm empor. —
D strömt ihr Thränen, strömt u. f. w. u. f. w.
Das Christuskreuz, vor dem in schönen Tagen
Ein Kind ich, selig betend, oft gekniet,
Es hängt hinab vom Strande nun, zerschlagen.
Darüber hin die Todeswelle zieht.
Seltsame Stimmen mein' ich nun zu hören:
Bald kommt's, ein wirres Plaudern, meinem Laufchen
Meerüber her, bald tönt's in leisen Chören,
Dann wieder schweigt's, und nur die Wellen rauschen.
Ein ernst'er Freund, mein einziges Geleite,
Weist stumm hinunter in die dunkle Fluth;
Stets enger drängt er sich an meine Seite:
Umarme mich, du stiller Todesmuth!

Und doch — welcher christliche Leser weiß es nicht und fühlt es nicht — wie viel näher steht dieses halbgebrochene Herz dem Siegesjubel, worin der Christ fragen darf: „Hölle, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?“ als die erheuchelte oder erzwungene Zuversicht, das verlegen ironische Lächeln oder die laute fleischliche Lust derer, die den Weg und die Wahrheit und das Leben gar nie gekannt, oder ganz vergessen, oder verläugnet haben. Weniger entschieden, obgleich eben so trostlos, sprechen sich „die Zweifler“ aus:

Der eine von den Freunden sann
Hinunter in den Wogenbrang
Und seine Stimme nun begann
Zu tönen ernst, wie Grabgesang:
Vergänglichkeit, wie rauschen deine Wellen
Dahin durch's Lebenslabyrinth so laut!
In deine Wirbel flüchten alle Quellen u. f. w.
Doch stehn an deinen Ufern frohe Thoren,
In ihren Traum „Unsterblichkeit“ verloren.
Am Ufer? Nein, es ist von deinem Bronnen
Tiefinnerst jede Creatur durchzornen;
Es braust in meines Herzens wildem Taft,
Vergänglichkeit, dein lauter Ratarakt! u. f. w.
Dann ist des Todes großes Werk vollbracht;
Dann stoßt und starrt zu Eis die graue Fluth,
Worin der Wunsch des finstern Gottes ruht;
Er wandelt auf der Fläche und erwischt,
Wie Alles nun so still, so dunkel ist;
Er lächelt dann voll selbstzufriedener Freude
In seine Welt, in seine Nacht hinein,
Und es erglänzt des Eises stille Haide (?)
Nur noch von seines Lächelns Widerschein.

Der andre sprach: mir gilt es gleich,
Ob Leben — Tod — im Schattenreich!
Strahlt jenseits auch ein mildes Licht,
So fehlt gewiß der Donner nicht,
Der, was das Licht in Liebe hegt,
Mit seinem Borne niederschlägt.

Daß solche Klagen die ganze, ungetheilte Stimmung und Ansicht des Dichters aussprechen, sind wir weit entfernt zu behaupten, und wir haben schon angedeutet, daß es auch an mehr oder weniger heiteren Tönen nicht fehlt. Wohl aber ist dies der bei weitem vorherrschende und auch in den heitersten Weisen meistens noch durch- oder nachklingende Ton. *) Oft zwar hat seine Schwermuth, mehr in männliche Indignation übergehend, einen vorherrschend politischen Grund, dessen relative Berechtigung Niemand weniger zu läugnen gesonnen seyn kann als wir — zumal in solchen Fällen, wo er sich (wie hier bei den meisten und jedenfalls besten dahin gehörigen Gedichten der Fall ist) auf den Untergang der Polnischen Nationalität bezieht. Denn allerdings, wenn irgend ein Schmerz des Männerlebens unserer Tage in seinen allgemeineren Beziehungen, der Art war, daß er nur auf dem höchsten Standpunkte christlicher Weltanschauung seine harmonische Lösung finden konnte, so war es dieser, und zwar nicht bloß trotz, sondern gerade auch wegen der Schuld, die so überhart gebüßt wurde. Daß solche Anklänge, welche mehr oder weniger nur der „alten Feier“ selbstgeschaffener, oder rein theoretischer Schmerzen und Ärgernisse des (in Österreich noch viel mehr als bei uns) trivialen Liberalismus angehören, und an denen es auch hier leider nicht fehlt, sehr wenig Sympathien bei uns erregen, versteht sich wohl von selbst. Wie dem aber auch sey, jedenfalls fließt dieser politische Schmerz des Dichters mit jener allgemeinen Weltanschauung genau zusammen und wir brauchen ihm in seinen lyrischen Ausbrüchen um so weniger eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

*) Was soll man aber sagen, wenn die Hauptautorität und Quelle der gewöhnlichen Bildung der liberalaufgeklärten Majorität der Zeit, das Brockhaus'sche Conversationslexikon die Lenau'sche Lyrik folgendermaßen charakterisirt: „Alles ist frisch, kühl und duftig, ein gesundes Leben, nativ und unschuldiger Urvegetation der Empfindung befeuchtend.“?! Beiläufig ist dann nachher freilich doch noch von „zu weichlich düsterer Ausspannung der Reflexion“ die Rede! Wer nicht merkt, warum man dort die traurige aber lehrreiche Wahrheit nicht sehen oder nicht sagen will — wer nicht versteht, welche Gesinnungen und Ansichten hinsichtlich der wichtigsten Punkte der heiligsten Interessen der Zeit, der Menschheit überhaupt, solchem überbrachten Geschwätz zum Grunde liegen, aus welcher Quelle solche und ähnliche Urtheile und Darstellungen fließen, den zu belehren haben wir freilich hier weder Zeit noch Beruf. Wer aber irgend mit einiger Sachkenntniß einiges Nachdenken verbindet, der wird uns zugeben, daß dies nur eins von den tausenden von überflüchteten Gräbern ist, welche falsche Aufklärung, falsche Freiheit, falsche Mäßigung, falsche Humanität, falsche Religiosität, falsche Wissenschaftlichkeit auf jenem weiten und breiten Todtenacker errichtet haben.

den, da wir ihn auch im Venauschen Epos, welches der eigentliche Gegenstand unserer Betrachtungen ist, wieder finden werden, und zwar in der würdigeren Form einer, wenn gleich falschen, welthistorischen Ansicht.

Wenn wir nun die in Venau's erstem epischen Gedicht, dem Savonarola, überwiegende Idee und Tendenz eine vorherrschend und wesentlich, ja in gewisser Hinsicht eine beschränkt christliche nennen, so wird der Leser nicht ohne Befremden fragen: wie kommt Saul unter die Propheten? — Wie kommt Venau dazu? — Wo sind die Übergänge von der trostlosen Stimmung und Ansicht des Lyrikers zu einem christlichen Standpunkt, dem es an der Fülle alles Trostes, aller Freude nicht fehlen kann? Diese Fragen können wir nicht beantworten und brauchen es um so weniger, da sie, aus der wohlwollendsten Theilnahme an der Person des Dichters entsprungen, zwar sittlich vollkommen gerechtfertigt, aber doch kritisch zunächst wenigstens nicht zur Sache gehören. Genug es ist so — ein Blick in das Gedicht wird den Leser überzeugen. Savonarola, der edle Märtyrer evangelischer Wahrheit und Reinheit, wie ihn noch neuerdings Meier und Rudelbach historisch dargestellt haben — ja Savonarola, der bis zum Fanatismus ascetische Feind aller weltlichen Kunst, Wissenschaft und Bildung, ist der Held — der vom Dichter mit Liebe und Verständnis adoptirte Held des Gedichtes. Die von ihm gepredigte, verfochtene, auf dem Scheiterhaufen versiegelte Welt- und Lebensanschauung ist die, welche der Dichter ganz offenbar als die welthistorisch berechtigte hinstellt. Daß dabei Savonarola, der Republikaner, nicht vergessen, sondern mit Wohlgefallen hervorgehoben wird, ist vielleicht die einzige Seite, auf welcher die Continuität der uns von früher bekannten Ansichten des Dichters bestimmt hervortritt. Besonders charakteristisch zusammengebrängt erscheint alles dies z. B. in der Unterredung zwischen Savonarola und dem sterbenden Lorenz, dem Medicäer. Denselben Geist, dieselben Gesinnungen und Ansichten finden wir dann in den Predigten, die Savonarola hält, mehr oder weniger weit und emphatisch ausgeführt, wobei, zumal bei der Vertreibung der Medicäer und in den Verhandlungen mit Karl VI. von Frankreich, die Idee, Florenz zu einer theokratisch evangelischen Republik umzuwandeln, bestimmter hervortritt. Als deren extremer Gegensatz wird uns dann natürlich das päpstliche Rom unter einem Alexander VI. und mit allen Borgheffischen Gräueln vorgeführt. Sein geistlicher Schildknappe, Mariano, tritt dann auch als Controversprediger gegen Savonarola auf, dem er auf diesem Gebiete unterliegen mußte, auch wenn der Dichter ihm würdigere, stärkere Argumente für die damalige Katholische Kirche in den Mund gelegt hätte. Alles dies, so wie der weitere Verlauf und wie Savonarola auf dem Gebiete politischer Intriguen um so sicherer besiegt wurde, wird dann im Ganzen mit wenigstens eben so großer historischer als poetischer Wahrheit in einer Reihe von Bildern dargestellt. Doch möchten wir allerdings hier fragen, warum der Dichter das Moment der Visionen und was damit in

dem Treiben und der Partei Savonarola's zusammenhängt, so gut wie ganz ignoriert hat? Daß dies eine schwache, ja eine sehr bedenkliche Seite der sonst in sittlich-religiöser Hinsicht so guten Sache war, ist jedenfalls kein historischer Grund für diese Lücke und dürfte bei dem sichtbaren Bestreben historischer Treue nicht in Betracht kommen. In poetischer Hinsicht aber wurde damit offenbar ein sehr fruchtbares Motiv aufgegeben. Ferner: warum hat der Dichter in dem Zusammentreffen mit Karl VI. das politisch-nationale Moment, die im Ganzen über alle Erwartung tüchtige Haltung der Reste alter republikanischer Elemente, die bekannte Antwort des wackeren Capponi auf die Drohungen des Französischen Kriegsobersten, ganz ignoriert, und die Ehre so ausschließlich dem Savonarola gegeben? Daß sie ihm in der That wenig oder gar nicht gebührte, da sein und seiner eigentlichen Anhänger Verhalten, zumal in diesen Beziehungen der äußeren Politik, mindestens gesagt, sehr unvorsichtig war und ohne die Besonnenheit und Energie mehr weltlicher aber auch welterfahrener Patrioten gar leicht die Republik unter Französische Herrschaft hätte bringen können — diese Anforderungen der historischen Wahrheit wollen wir nicht einmal geltend machen; aber da Savonarola oder durch ihn der Dichter dem Medicäer die Vernichtung der Freiheit so schwer anrechnet und thut, als wenn es sich um ein ganz einfaches Genommenhaben und Wiedergeben handelte, so wäre es wirklich für die innere Consequenz des Gedichtes sehr erwünscht, wenn gezeigt werden konnte, daß noch Elemente, Bedingungen, Möglichkeiten dieser Freiheit vorhanden waren. Abgesehen aber davon hätte auch schon die poetische Ökonomie es rathsam gemacht, solche Elemente nicht unbenutzt zu lassen, welche der, bei allem Bestreben nach Mannigfaltigkeit, unlängbaren Monotonie des Gedichts sehr wesentlich hätten entgegenwirken können. Monotonie — bei aller poetischen Wahrheit und Würde, Mangel an poetischer Bewegung und Organisation — damit haben wir nun doch einen Tadel anticipirt, der, sofern er ein bloß ästhetischer wäre, für unseren Gesichtspunkt wenig in Betracht kommt, und den wir jedenfalls bis zuletzt hätten ersparen können. Doch mag es um so mehr dabei bleiben, da in der That auch die Seiten der Sache, die uns hier vorzugsweise beschäftigen, mehr oder weniger mit jenem ästhetischen Mangel oder Charakter zusammenhängen.

Geben wir nämlich nicht bloß zu, daß der Dichter seinen Helden zwar in etwas zu günstigem Lichte, doch im Ganzen historisch richtig dargestellt hat, sondern daß auch Savonarola (trotz mancher Schwächen und Unvorsichtigkeiten) in den gegebenen Verhältnissen und solchen Gegnern gegenüber im Ganzen und Wesentlichen Recht hatte — wollen wir hier jedenfalls über das Mehr oder Weniger nicht streiten; so können wir doch nicht umhin, seine Ansicht und Gesinnung, den Geist seiner politisch-kirchlichen Reformation, seine Welt- und Lebensanschauung als eine relativ sehr einseitige, beschränkte, starre, abgeschlossene — ja in gewissem Sinne welthistorisch unfruchtbare zu bezeichnen. Wir begnügen uns, nur auf den Fortschritt der

reformatorischen Bewegung von Savonarola zu Luther, auf den Unterschied zwischen dem Geist und Standpunkt des Einen und des Anderen (zumal hinsichtlich des Verhältnisses des Christenthums und der Kirche zu Wissenschaft, Kunst, Welt und Staat) zu verweisen. Daß Savonarola's Standpunkt ein relativ berechtigter, ja nothwendiger Durchgangspunkt dieser Entwicklung war, ist kein Grund zu läugnen, eben so wenig, daß sie nicht auf dieser Stufe stehen bleiben durfte, wenn sie nicht ihre welthistorische Bedeutung aufgeben wollte, daß wer den christlichen Standpunkt unserer Zeit verläßt, und sich auf den Standpunkt Savonarola's begibt, zwar nicht im Wesentlichen, im Kern des christlichen Bewußtseyns, aber doch in mancher anderen Beziehung einen großen Rückschritt thut — daß er seinen geistigen, sittlichen und politischen Horizont sehr wesentlich beschränkt und zum Theil trübt. Daß aber unser Dichter sich jedenfalls in diesem Gedichte auf diesen Standpunkt stellt, ist nicht zu verkennen, wenigstens findet sich nirgends eine Äußerung, die uns schließen oder ahnen ließe, daß er über seinem Stoff steht. Müssen wir ein solches Stehen über dem Stoff und der Zeit, dem dieser angehört, schon von dem bloßen Historiker verlangen, und zwar ganz unbeschadet der eben so unerlässlichen Forderung, daß er sich in seinen Stoff und in dessen Zeit zu versenken und zu versetzen wisse — wie viel weniger können wir dann dem Dichter, dem philosophirenden Dichter diese Forderung erlassen. Damit wollen wir nun freilich nicht behaupten, daß gerade bei unserem Dichter jener Standpunkt gegen den in seinen lyrischen Gedichten ausgesprochenen nicht als ein großer Fortschritt erscheinen müßte, und der beste Beweis ist die Hoffnung, womit er seinen Savonarola schließt im Vergleich mit der Hoffnungslosigkeit seiner früheren Klagen. Die Frage ist nur, inwiefern er auf diesem rechten Wege weiter gegangen ist, und das wird sich in den Albigensern zeigen.

Vorerst aber sey uns noch ein Blick auf den politischen Standpunkt gestattet, auf den der Dichter auch hier so großes, ja entscheidendes Gewicht legt! Denn in der That eine Erklärungsweise seiner Adoption des evangelisch-reformatorischen Savonarola möchten wir jedenfalls in der Zugabe des Republikaners Savonarola finden. Wie dem aber auch sey, so bleibt es auch dann nur um so unbegreiflicher, wie der Dichter von dem Standpunkt des modernen Liberalismus zu dem der theokratischen Republik gelangen konnte, die Savonarola träumte. Oder sollte er so sehr sich von den vagen Stichwörtern der Zeit blenden lassen, daß er nie bedacht, wie ihm und Gleichgesinnten wohl in einer solchen Republik zu Muth seyn dürfte? Er denke doch nur an Genf unter Calvinischer Kirchenzucht! Und doch meint man überall, in Prosa und Versen, in Theorie und Wirklichkeit solche Phrasen als gute baare Münze absetzen zu können, deren Werth und Gepräge man selbst jeden Augenblick verändert und verläugnet, oder ganz

ignoriert! Aber freilich ein Anderes ist es, wenn Savonarola den sterbenden Medicäer mit seiner Freiheit bedrängen kann, und ein Anderes, wenn es gälte, diese Freiheit dann wirklich in's Leben treten zu lassen — und ein Anderes wäre es wiederum, wenn der moderne Liberalismus diese selbe Freiheit genießen soll! Doch abstrahiren wir von der politischen und gehen zu der anderen, zu der religiösen Seite der Sache über, wo (wie gesagt) ein Fortschritt in der Erkenntniß des Dichters kaum zu verkennen scheint.

Wie es nun kommt, daß trotz dieses Fortschrittes, trotz der wirklichen Erweiterung, oder doch Berichtigung des geistigen Horizonts durch Schwächung, Beseitigung der Trugbilder, welche ihn bisher schreckten, oder ihm die Sonne der wahren Hoffnung verhüllten, der Dichter sich in diesem Standpunkte mehr oder weniger fremd und beengt fühlt, läßt sich auf mancherlei Weise psychologisch erklären. Und so liegt z. B. die Vermuthung nicht ganz fern, daß doch wirklich die Ahnung oder das Bewußtseyn des eigentlichen Wesens theokratischer Republik, den liberalen Dichter beengt und ängstigt und ihm auch das Evangelium Savonarola's innerlich und ihm unbewußt verdächtig und widersireksam macht. Grade dies Gefühl erklärt vielleicht die oben gerügte Monotonie und Schwerfälligkeit des Gedichts. Jedenfalls aber lag hier durchaus kein Grund, die Hoffnung aufzugeben, daß er sich nicht nur auf dieser Entwicklungsstufe des christlichen Bewußtseyns festsetzen und einheimisch machen, sondern auch zu einer höheren, freieren Stufe erheben werde, von wo aus sein poetischer Genius die lebendigen Beziehungen des geistigen Kerns, den er gewonnen, zu den weiten Kreisen der Weltgeschichte, und diese selbst in ihrem wahren Lichte, Leben und Wehen hätte erkennen und darstellen können.

Diese Hoffnung ist aber leider nicht erfüllt worden. Welche Einwirkungen hier stattgefunden haben, wissen wir nicht zu sagen; aber die Thatfache, daß Lenau sich, seit seinem Savonarola nicht nur nicht auf einen höheren Standpunkt der christlichen Weltanschauung erhoben, sondern sich auch nicht einmal auf jenem behauptet hat, liegt in seinen Albigensern zu klar zu Tage. Und wäre er wenigstens zu dem Standpunkte aufrichtigen wohlbegründeten Welt Schmerzes (man gestatte uns den Ausdruck in seiner besten und nur zu berechtigten Bedeutung) zurückgefunken! Aber, obgleich dieser Ton auch in den Albigensern vorherrscht, so tritt doch als Summe, als Spitze dieser Entwicklung der Versuch ziemlich deutlich hervor, sich mit der großen Lüge der Zeit über den wahren Jammer der Zeit zu trösten. Je mehr wir geneigt sind zu hoffen, daß schon der reine Adel des Dichtergeistes diesen Angriff des Versuchers zu Schanden machen wird, desto weniger können wir umhin, die Gefahr aufs Bestimmteste zu bezeichnen.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 8. Juni.

N^o 46.

Die neuesten Versuche auf dem Gebiete des philosophirenden Epos.

(Fortsetzung.)

Auch dies Gedicht ist eine bloße poetisch ausgeschmückte, in einigen Bildern zusammengefaßte Darstellung der bekannten Begebenheiten, welche im dreizehnten Jahrhundert den Untergang der im südlichen Frankreich blühenden religiösen und weltlichen Bildung durch einen Kreuzzug, der zunächst gegen gewisse von der Kirche als keßerisch bezeichnete Sekten gerichtet war, aber durch die materiellen, politischen, nationalen Interessen der (größtentheils nordfranzösischen) Kreuzfahrer seine Wirkungen viel weiter ausdehnte. Daß wir aber dennoch vollkommen berechtigt sind, auch hier einen Versuch im Sinne des philosophischen Epos zu sehen, durften wir wohl schon aus der Buchhändleranzeige schließen, welche uns zuerst auf das Gedicht aufmerksam machte. Hier heißt es: „Dem Genius des berühmten Dichters war es vorbehalten, in einem welthistorischen Gegenstand die Ideen unserer Zeit zu erfassen und in einer neuen Form durch die eindringende Gewalt der Poesie zur Anschauung zu bringen.“ Dennoch aber wird man den „Geist der Zeit“ keineswegs von vorne herein, und überhaupt nicht so leicht in dem Gedicht finden — wenigstens nicht den Geist der Philosophie, welche bisher hauptsächlich sich der Mühe unterzog, für die Zeit zu denken, oder doch zu spekuliren. Lesen wir den Anfang; aber lassen wir uns durch die theilweisen Anklänge, welche wenigstens an gewisse (freilich sehr schnell in die brutalste Praxis überschlagende) Extreme jener Philosophie erinnern, nicht irre machen — es ist damit noch lange nicht Alles gesagt, und wir würden sehr Unrecht thun, wenn wir danach schon über ihn aburtheilen wollten.

In einem einleitenden Nachtgesang wendet der Dichter die (etwas weithergeholte) Notiz von dem Tigergenienkultus der Chinesen auf sich an, sich selbst einen solchen Tigerschutzegeist wünschend.

Gegen solches Wüthen erhebt sich zwar im Traum eine warnende, milde Stimme der Liebe. Aber eine andere Stimme ruft dagegen:

Haß! herzhaft! rüste dich zum Streite!
Liebe die Natur, die treu und wahr
Ringt nach Licht und Freiheit immerdar,
Wenn auch unter ihren heil'gen Füßen
Graun und Schmerz und Tod aufwirbeln müssen.

Waffen braucht die Welt, kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen lächeln,

Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
Auf dem Kreuze zu Jerusalem.
Jener Tod hat nicht verfangen wollen,
Gott soll wieder in Gewittern tosen,
Blitze müssen in die Dächer fahren,
Schlachtgetöse muß ihn offenbaren u. s. w.

Haß! herzhaft! Rüste dich zum Streite!
Eh' die Kräfte dir zum Tod erschaffen.
Guten Morgen, Freund, und gute Waffen!

Nicht nur die nächstfolgenden Verse, sondern das ganze Gedicht lassen aber keinen Zweifel, daß diese letzte Stimme bei dem Dichter Recht behält. Auf Einzelnes können wir uns um so weniger einlassen, da eine Auswahl zur Charakterisirung dieses Standpunktes des Haßes des natürlichen Menschen gegen Alles, was ihm als Zwang, als Tyrannei erscheint, theils unnöthig, theils durch den Reichthum und die Fülle der Beispiele zu sehr erschwert wird. Dasselbe gilt freilich, wenn wir (wovon aber hier ohnehin nicht die Rede ist) Beispiele für die Kraft der poetischen Darstellung im Einzelnen und zumal nach den durch den Standpunkt und den Stoff einmal gegebenen Anforderungen einer Poesie des physischen und moralischen Entsetzens hervorheben sollten. Auch an lieblicheren Bildern, zumal wenn die Provenzalischen Zustände vor dem Kreuzzuge geschildert werden sollen, fehlt es zwar nicht; doch herrschen Gräuelpics aller Art so sehr vor, daß wir ein solches Übermaß aus irgend einer in der Sache (auch nach des Dichters Auffassung) liegenden Nothwendigkeit nicht zu erklären oder zu rechtfertigen, sondern nur aus einer krankhaften Stimmung zu begreifen vermögen. Wie weit unter solchen Umständen die ästhetische Berechtigung einer so langen Reihe solcher Bilder geht, auch wenn jedes einzelne in seiner Art ein Meisterstück wäre, überlassen wir denn auch der ästhetischen Kritik zu entscheiden. Was aber den eigentlichen Kern der moralischen, die philosophische, die religiöse Frage betrifft, so hat der Dichter offenbar nicht bedacht, daß von dem Augenblick, wo wir die christliche Weltanschauung, und zumal die christliche Lehre von der Sünde und die davon unzertrennliche Lehre von der Gnade und Erlösung aufgeben, der unheilbare Schmerz, der tödtliche Jorn des natürlichen Menschen über das, was Folge der Sünde ist, über den Jammer des Lebens, der Welt, eben so viel Grund und Nahrung in einem Unglücklichen finden muß, als in Millionen — sofern es wirklich Ernst damit ist. Ja die Ungerechtigkeit wäre gegen einen Unglücklichen unter Millionen Glücklicher eigentlich noch viel schreiender! Dasselbe gilt auf dem specielleren Gebiete der historischen, der politischen Gerechtigkeit. So weit der Kreuzzug

gegen die Albigenſer nach den Geſetzen der Sittlichkeit in ihrer Anwendung auf das politiſche und nationale Leben unbedingt nicht zu rechtfertigen war, kommen zwar allerdings bei dieſem Urtheil die unvermeidlichen Umſtände und Folgen der Unternehmung mit in Betracht; aber wenn die Hälfte der hier geſchilderten Gräuel zur Begründung deſſelben nicht hinreichte, ſo reichte das Doppelte eben ſo wenig hin — woraus wir jedenfalls das folgern dürfen, daß der Dichter keine Verpflchtung hatte, ein vollſtändiges Inventarium der Art zu geben, ſondern unter der nur zu großen Fülle, welche ihm die Geſchichte bot, mit unbegrenzter äſthetiſcher Freiheit (d. h. hier Beſchränkung) herausgreifen konnte, was zur poetiſchen Charakteriſtik nöthig war.

Daß aber der Dichter, nach der in jenen einleitenden Tropen ausgeſprochenen Anſicht und Stimmung, dieſen Kreuzzug unbedingt verkannt, kann uns nicht befremden, und bedarf es dazu gewiß nicht einmal eines ſo hoch geſteigerten Gefühls für jeden Mißbrauch der Gewalt. Ob dieſe Anſicht in ſolcher Unbedingtheit bei näherer Betrachtung ſich als eine wirklich objektiv unbefangene, hiſtoriſch allſeitig begründete bewähren dürfte — ob und in wie weit auch auf Seiten der Albigenſer, und der ganzen Probenſalſchen Bildung der Zeit, Elemente und Tendenzen vorhanden waren, welche die Kirche nicht dulden konnte noch durfte, wenn ſie nicht ihre eigene Exiſtenz preisgeben oder doch höchlich gefährden wollte — und zwar nicht etwa bloß in ihrem ſchlimmen Mißbrauch, Anmaßung und Vernachläſſigung, ſondern auch in ihrem guten Brauch, Recht und Pflicht — ob unter den gegebenen Umſtänden und nach Recht, Sitte und Anſicht der Zeit andere Mittel der Ausführung vorlagen oder vorgeschrieben waren — ob nicht auch bei den materiellen, politiſchen, nationalen Kräften, welche (nach Recht und Brauch der Zeit) die Ausführung übernahmen (wenigſtens von vorne herein und abgeſehen von der allſeitigen Verwilderung des Kampfes ſelbſt), mehr oder weniger berechtigte ſittliche und religiöſe Momente einwirkten — ob z. B. Erſcheinungen, wie Simon v. Montfort, richtig beurtheilt werden, wenn man in ihnen excluſivlich nur Antriebe der Selbſtſucht, des Ehrgeizes, der Herrſchſucht, ohne alle religiöſe Überzeugung, ohne alle höhere politiſche Einſicht erblickt? — Dieſe und hundert andere Fragen mögen Gegenſtand hiſtoriſcher Controverſe ſeyn. Was wir aber verlangen können, vom Dichter ſogar noch mehr als vom Hiſtoriker, iſt Conſequenz in der Entwicklung nach den Vorausſetzungen des einmal eingenommenen und verkündigten Standpunktes.

(Schluß folgt.)

Röthener Convent der „proteſtantiſchen Freunde“ am 29. Mai 1844.

Unterzeichneter hat geſtern dem Rötheniſchen Haupt-Convent der ſ. g. proteſtantiſchen Freunde beigewohnt, über den er nicht umhin kann einige Worte zu referiren.

Beim letzten Gnadauer Convent ſah ich unter Anderen auch den Paſtor Uhlich aus Pömmelte, den fortwährenden Präſes,

man kann ſagen Cheſ, der proteſtantiſchen Freunde. Seine Anweſenheit in Gnadau, wo er ſich als Gaſt nur paſſiv verhielt, machte mir Muth, in kirchenhiſtoriſchem Intereſſe auch einmal gleicherweiſe einer Rötheniſchen Hauptzuſammenkunft der vormalſ ſ. g. Lichtfreunde beizuwohnen, und meine Anſfrage an Paſtor Uhlich, ob dieſes geſtattet ſey, bejahte derſelbe unbedingt. Jene Abſicht nun führte ich geſtern aus, zum erſten wie zum letzten Male.

An dreihundert Perſonen oder mehr noch *) mochten in dem großen, mit lauter antik heidniſchen Nuditäten bemalten Saale der Reſtauration am Bahnhofe verſammelt ſeyn, zu wenigſtens drei Viertel Nicht-Theologen, und unter ihnen meiſt Rötheniſche und Anhaltiſche Handwerker, Bürger und Bauern, wie es die nachher vorgeleſene Liſte der Gegenwärtigen ergab. Aus Halle waren unter Anderen zugegen die Herren Prof. Dr. Wegſcheider, Oberpfarrer und Prof. Dr. Franke, Paſtor Ehrich, Paſtor Wiſlicenus, Domprediger Neuenhaus, Diaconus zu St. Moriz Böhme, einige Kirchväter der Morizkirche, Prof. Steinberg, Blindeninſtitutsvorſteher Krauſe (der auch in dem beim Mahle dirigirenden Sängerkhore mit figurirte), einige Lehrer, mehrere Bürger u. ſ. w.; aus Magdeburg die Prediger Sintenis, Klufemann, Dr. Erler u. ſ. w.; aus Berlin Prediger Rückert, aus Quedlinburg Gymnaſial-Direktor Richter u. ſ. w.

Ein Willkommen allen dieſen „dicht geſchaarten“ Freunden des Lichts aus dem Munde des Archidiaconus Dr. Fiſcher zu Leipzig, der in eine Art von Gebet, doch ohne das Amen, ausging, eröffnete um 9 Uhr den Conſeß. Es folgte ſodann ein Vortrag des Paſtors Uhlich, der von jezt an mit anerkennenswerthem Geſchick und in anſprechendſter Weiſe das Präſidium führte; ein Mann, den ſchöne Gaben auszeichnen, und der von den „proteſtantiſchen Freunden“ (einer nannte ihn ſpäter öffentlich den „proteſtantiſchen Apoſtel“) ausnehmend verehrt und geliebt wird, der auch in verſtändigſter, thatkräftigſter, zugleich anſcheinend biederſter Weiſe die Zwecke der Geſellſchaft verfolgt. Er ſprach klar, faßlich und anziehend über das Treffliche und das Verwerfliche in dem „alten Glauben“, ſchied dabei unter den Vertretern des letzteren eine pietiſtiſche, myſtiſche, kirchliche und wiſſenſchaftliche Fraktion, und bezeichnete dieſen vier Richtungen gegenüber als das Verwerfliche die Lehre von der Erbſünde und Verſöhnung durch Jeſu Blut, die Lehre von der Dreieinigkeit und Gottheit Chriſti, die Lehre von der Kirche geradezu (denn „die Kirche“ ſey an allem Unheil in der Welt ſchuld), und jede Wiſſenſchaft, die nicht auf der geſunden Vernunft baſire, d. h. auf dem Ergebnisse der Bildung der Gegenwart. Widerſpruchslos ward dieſes alles gehört. Nachdem ſodann der Zuſtuzrath Jfenſee aus Köthen einen Bericht erſtattet hatte über Röthener Bürgerverſammlungen, die ganz im Sinne der proteſtantiſchen Freunde gehalten würden, und die, von vier bis fünf-hundert beſucht, Religiöſes und Anderes behandelten, beſtieg Prof.

*) Doch Niemand weiblichen Geſchlechts, wie in Gnadau ſeltſamerweiſe ſo viele, wo dieſe von P. Gliedner neulich ſelbſt apoſtrophirt wurden.

Franken den Ratheder, und setzte in sehr trockener Weise den Bildungsgang und die gegenwärtigen Verhältnisse des Gustav-Adolphvereins, insbesondere in der Provinz Sachsen, aus einander, woran eine Art von Diskussion durch den Prediger Silkenhagen und eine von Berlin ausgehende dringende Empfehlung zum Anschluß an die Rückert'sche Missionsanstalt, zum Behuf der Wahrung der Autonomie der protestantischen Freunde, sich anknüpfte. Nach einer Pause folgten mehrere interessante Mittheilungen des Präses, auch ein Aufruf des Prof. Franken zur Förderung der von ihm und Prof. Dr. Niemeyer zu Halle für die protestantischen Freunde redigirten theologischen Zeitschrift, und endlich ein Vortrag des Pastor Wislicenus zu Halle über die Frage: „Ob Schrift? Ob Geist?“, der in Bezug auf das allgemeine Formalprincip der Protestantischen Kirche so nackt und frech es aussprach, daß ihnen (der Redner sprach immer mit Wir) nicht die Schrift, sondern der Geist (der heilige Gemeingeist), Norm des Glaubens sey, daß jedes noch irgend in keine schriftgläubige Herz erzittern mußte, und eine wenigstens formale Opposition nicht nur des theuren Dompredigers Neuenhaus, sondern auch selbst einiger protestantischen Freunde, eines Laien namentlich, der die Schrift nicht aufgeben wollte, und eines mir unbekannten Theologen, der in tiefster Bewegung die „richtig ausgelegte Bibel“ für die bleibende Norm des Glaubens erklärte, offen hervorbrach. Der Hallische Pastor Wislicenus hatte unter Anderem offen erklärt: „Wir glauben nicht, daß Jesus empfangen sey vom heiligen Geiste und geboren von einer Jungfrau, sondern glauben, daß er eben so entstanden ist, wie jeder andere Mensch;“ wir erklärten offen und furchtlos, wenn man uns mit der Schriftautorität entgegentritt, daß unsere Lehre nicht schriftgemäß sey, u. dgl. Dies und Ähnliches gab auch einem Juristen Anlaß, einen Antrag auf Abschaffung des apostolischen Symbols vorbereitend zu formuliren. Doch die Aufregung ließ das fast unbeachtet. Umsonst bemerkte ängstlich Archibald. Dr. Fischer aus Leipzig, Diskussion dürfe ja hier nicht stattfinden, umsonst (irre ich nicht) Pred. Klusmann, jeder Opponirende müsse (den Weg dazu durch die Massen hindurch sich bahnend) vom Ratheder herab in ausführlicher, ununterbrochener Rede sprechen: die Opposition, so schwach und verkümmert sie sich auch zeigte, hatte ihr Recht sich erworben. Mit einigen möglichst versöhnenden Worten und einem Amen schloß der Präses um halb 3 Uhr.

Die wohlbesetzte Tafel, der ich nothgedrungen, doch unvorsichtig genug noch beiwohnte, und das Unisono einiger Rundgesänge zur Feier des freien Deutschen Geistes (da „auf Menschenwahn, auf starrgewordene Leichen“ sich doch kein Himmel baue) und „unseres D'Connel's“, *) verscheuchte vollends

*) „Auf, unser D'Connel soll leben,
Hat er auch noch keinen Prozeß;
Er nahm doch, wie jener, von Herzen
Bei Männern und Frauen Possen!“

Nicht Wümmelte hat zum Vertreter
Gesandt ihn in's Parlament;

alle Disharmonien, und in tiefer Wehmuth, wiewohl getröstet nicht nur durch den Austausch des Entschlusses, zum ersten und letzten Mal hier gewesen zu seyn, mit einem jungen zu mir sich gesellenden Schullehrer, der von Gnadau her mich kannte, sondern durch das Bewußtseyn einer neu gekräftigten Einheit mit Allen, die am „alten Glauben“ halten, verließ ich das arme Köthen.

Guerike in Halle.

Nachrichten.

Der Streit über die Wiedereinführung des apostolischen Glaubensbekenntnisses in Leipzig. *)

Statt jenes ehrwürdigen Heiligthums der christlichen Kirche, statt des apostolischen Glaubensbekenntnisses, ist vor etwa vierzig Jahren ausschließlich für Leipzig zu dem Akte der Confirmation durch den Superintendenten Rosenmüller eine Bearbeitung desselben eingeführt worden, deren Verfasser ein gewisser Dr. Zaspis gewesen seyn soll, welche zwar nichts absolut Unchristliches enthält, aber doch den wichtigsten Punkt des Glaubens, die Vergebung der Sünden und mehrere andere, mit Stillschweigen übergeht, oder doch wenigstens nicht ausdrücklich hervorhebt, und nichts als eine abgeschwächte, weilschweifige, in den allgemeinsten Phrasen und Wiederholungen sich ergehende Umschreibung des alten kräftigen Kernworts ist. Sie erschien fast zu gleicher Zeit mit jenem überaus kläglichen, geschmacklosen Leipziger Gesangbuche, welches jetzt durch ein neues, besseres verdrängt ist, und worin man es sich zur Aufgabe gestellt zu haben schien, aus den alten trefflichen Liedern unserer Kirche den Ausdruck christlichen Glaubens und christlicher Demuth zu verbannen, worin man sich z. B. nicht schämte, statt „Seyd fröhlich ihr Gerechten, der Herr hilft seinen Knechten,“ „Seyd fröhlich ihr Getreuen, einst wird euch Gott erfreuen,“ statt „Ihn preise, was durch Jesum Christ im Himmel und auf Erden ist,“ „Ihn preise, wer durch Jesum Christ Freund und Verehrer Gottes ist“ zu setzen. Derselbe artige Conversationsston für den Umgang mit Gott herrschte in beiden Produkten dieser schmiegsamen letzten Windung der Deutschen Pöpsperiode.

Schon längst war das Halbe und Flache auch in der Glaubensbekenntnißparaphrase vielen Freunden der Kirche widerwärtig gewesen, als endlich im März des vorigen Jahres ein junger Geistlicher, nicht aus Leipzig gebürtig, der damals zugleich Lehrer an der ersten Bürgerschule daselbst, den Confirmandenunterricht für die Abgehenden aus den drei

Er schuf sich den Sprechsaal in Köthen,
Den Wollack und sein Regiment.

Das Volk, wie es um ihn sich schaaert!
Die Geilichkeit hält seine Spur,
Der König selbst folgt seinem Zuge,
Wär's auch der von Anderbeck nur“ u. s. w.

Die letzten Worte, die Anspielung auf den wohlbeleibten, glühenden Pfarrrer König in Anderbeck, den Verfasser der Schmähchriften auf den Herrn Bischof Dräseke, wurden mit namenlosem Jubel aufgenommen. —

*) Wir geben diese Nachricht nur als Vorläufer eines eingehenden Artikels. Die jämmerliche Blöße, die sich in dieser Angelegenheit der aufgäre Nationalismus gegeben, darf nicht unbenuzt bleiben.

oberen Knabenklassen ertheilte, diese Gesinnung in einem Privatbriefe an den Dr. Großmann, Superintendenten in Leipzig, offen aussprach. Er machte darin, zwar lediglich aus eigenem Antrieb, aber des Einverständnisses seiner übrigen Kollegen an der Schule gewiß, auf den großen Unbestand eines doppelten Glaubensbekenntnisses in Schule und Kirche aufmerksam, darauf, daß die Kinder, während der Confirmationalehrer noch mit Auslegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses beschäftigt sey, wieder ein anderes Bekenntniß in die Hände bekämen, daß der erste Alt der Kirche, womit sie die neuen Glieder empfangen, der sey, ihnen den historischen Grund und Boden des christlichen Glaubens, auf welchem sie während ihrer ganzen Schulzeit aufgebaut würden, unter den Füßen wegzuziehen, statt sie darin zu befestigen. Der Brief schloß mit der Bitte im Namen vieler Freunde der Kirche, statt des Bastards das ächte Kind, das apostolische Glaubensbekenntniß, wieder einzuführen. Dr. G., damals gerade in Dresden mit dem Landtage vielfach beschäftigt, ließ mündlich durch eine dritte, ihm nahestehende Person erwidern: auch sein Wunsch sey dies schon längst gewesen, nur möchte er dieses Bedürfniß gern noch durch Mehrere aussprechen hören; für diesmal jedoch sey es jedenfalls zu spät. Doch schickte Dr. G. jenen Brief noch an seinen Episkopieverweser, Dr. Klinckschmidt, mit dem Bedeuten, wo möglich noch die Wiedereinführung des apostolischen Glaubensbekenntnisses in den Kirchen Leipzigs zu bewerkstelligen, was aber, vielleicht schon wegen der Kürze der gegebenen Zeit, unterblieb. Nun ruhte vor der Hand die Sache, und wurde auch durch jenen jungen Mann, der unterdeß vom Vesperprediger an der Peterskirche zum Diakon an der Meutkirche befördert worden war, nicht wieder angeregt, da derselbe nicht gern gleich beim Eintritt in sein neues Amt auch als Neuerer auftreten wollte, obwohl seine Gesinnung völlig dieselbe geblieben war. Als jedoch in diesem Jahre abermals die Zeit der Confirmation herannahte, so erhielten sieben Lehrer der Bürgerschule, den Direktor an der Spitze, abermals an Dr. G. ein Writtschreiben desselben Inhalts, wie der im vorigen Jahre an ihn gerichtete Privatbrief. Hierauf berief Dr. G. am 22. Februar das geistliche Ministerium von Leipzig zu einer Konferenz, in welcher nach mannigfachen Debatten mit überwiegender Stimmenmehrheit beschlossen wurde, statt der bisher bei der Confirmation üblich gewesenen Rosenmüller'schen Umschreibung wieder das apostolische Glaubensbekenntniß selbst einzuführen.

Dieser Bescheid, welcher seiner Natur nach der Gemeinde nicht verborgen bleiben konnte und durfte, aber jedenfalls erst durch den Superintendenten selbst ihr hätte bekannt gemacht werden müssen, war auf eine aufregende Weise unter das große Publikum gebracht worden, so daß er gleich in den nächsten Tagen stadtkundig war. Durch wen? läßt sich nicht mit juristischer, wohl aber mit moralischer Gewißheit behaupten. An allen Vierteln wurde für und gegen das apostolische Glaubensbekenntniß gestritten; das Leipziger Tagesblatt, und andere Flug- und Schmierblätter wimmelten von zum Theil höchst unanständigen Ausfällen gegen den Beschluß und die Beschließenden; doch fehlte es auch nicht an Vertbeidigungen. Die Sächsischen Vaterlandsblätter, ein sonst doch auf etwas höherer Stufe stehendes Oppositionsblatt, hatten sich lässigen lassen, und zum Tummelplatz verdächtigender anonymen Anschuldigungen hergegeben. Man nannte den Beschluß einen kirchlichen Rückschritt, und machte die Geistlichen, die unbedingt für denselben gestimmt hatten, als Männer des Rückschritts, Dr. G. an ihrer Spitze, namhaft. In den Lärm dieser zum Theil pöbelhaft sich kund gebenden

den Aufregung lönte das Wort Dr. G.'s, welches am 1. März im Leipziger Tagesblatt erschien, und in welchem er mit großer Ruhe und Milde die Bürger Leipzigs über Grund und Zweck des Beschlusses aufklärte, und die Eltern herzlich ermahnte, ihren Kindern kein Ärgerniß zu geben. Aber die künstlich durch Parteigänger hervorbrachte Aufregung war schon zu hoch gestiegen, die Partei der unberufenen Schreier schon zu mächtig, als daß ein wahrhaft vernünftiges Wort noch hätte Eingang finden können. In derselben Nummer des Tagesblatts fand sich über der Großmann'schen Erklärung eine Einladung an die Stadtverordneten, sich recht zahlreich zu einer Versammlung einzufinden, um über den Antrag eines gewissen Herrn Pohlenz, „eine Petition beim Rath einzureichen, damit die Wiedereinführung eines veralteten Glaubensbekenntnisses verhütet werde,“ abzustimmen. Diese Petition ging mit 59 gegen Eine Stimme (Herr Kaufmann Hercher) durch. Der Rath der Stadt Leipzig erklärte sich, wie man erwarten konnte, für incompetent, in der Sache zu entscheiden, die ja doch auch gänzlich außer dem Bereich einer weltlichen Behörde lag. Doch machten der Bürgermeister Dr. Groß, und der Präsident der Stadtverordneten, Appellationsrath Dr. Haase, dem Superintendenten eine confidentielle Mittheilung von diesen Vorfällen, und ersuchten ihn, dahin zu wirken, daß fernere Aufregung verhütet werde. Dr. G. berief jetzt eine neue Konferenz der Leipziger Geistlichen, und man kam überein, die Entscheidung dieser wichtigen Sache dem evangelischen Landes-Consistorium zu überlassen. Dieses entschied, wie sich fast voraussehen ließ, für einstweilige Beibehaltung der bisher in jeder Kirche üblich gewesenen Formen. Der Alt der Confirmation ging in den verschiedenen Kirchen nun ohne Störung vorüber. Ein einziger Geistlicher, der als Seelsorger, Prediger und Erzeuger höchst ehrenwerthe Licentiat der Theologie, Pastor Hensel, hatte das seit vierzehn Jahren in seiner Kirche eingeführte apostolische Glaubensbekenntniß auch diesmal beibehalten. Ein anderer jedoch konnte es nicht unterlassen, unmittelbar noch vor der Einsegnung der Kinder in eine kleine Philippika für das Rosenmüller'sche Zaspidsche auszubringen.

Seit dieser Zeit hat sich das Toben der Menge wieder einigermaßen beruhigt. Die Gebildeten und das eigentliche Volk waren ohnehin gleich von Anfang an für das apostolische Bekenntniß; nur eine gewisse Mittelsklasse von Halbgebildeten hatte sich verführen lassen von solchen, die die Gelegenheit benutzten, um sich einmal ohne große Mühe wichtig zu machen. Auf die zahlreichen Schriftchen für und wider, die seitdem, größtentheils anonym, erschienen sind, näher einzugehen, liegt außer den Gränzen dieses Berichtes. Nur daß selbst ein Professor der Theologie in seiner neugegründeten Zeitschrift über den Vorfall einen Aufsatz unter dem Titel „das Leipziger Ärgerniß“ erscheinen ließ, in welchem er die für das apostolische Bekenntniß stimmenden Geistlichen als die Ärgerniß Gebenden darstellte, bleibe nicht unerwähnt. Wenn irregeleitete Bürger statt des Besseren, was man ihnen geben will, das Schlechtere behalten wollen, bloß weil es vierzig Jahre alt ist, so sind sie zu beklagen; wenn fanatische Nationalisten sich mit Hand und Fuß gegen die biblische Lehre und gegen die christliche Überzeugung wehren, so ist das kein Wunder; wenn aber ein protestantischer Professor der Theologie den Versuch zur Feststellung der Einheit in der Kirche auf Grund des Evangeliums, die Rückkehr zu apostolischer Einfachheit ein Ärgerniß nennt, so gibt er selbst das größte, und man weiß nicht zu sagen, ob daran mehr seine Dreistigkeit oder seine Beschränktheit schuld ist.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 12. Juni.

N^o 47.

Die neuesten Versuche auf dem Gebiete des philosophirenden Epos.

(Fortsetzung.)

Diese Consequenz vermissen wir aber durchaus. Wenn wir es nun Lenau zum Vorwurf machen, daß er einestheils den Kreuzzug als ein scheußliches Verbrechen gegen die Menschheit unbedingt verdammt, andererseits aber dessen Hauptanstifter, den Papst Innocenz III. und Peter v. Castelnau, viel mehr als edle würdige Menschen darstellt, und auch auf Seiten der Albigenfer und Provençalen tiefe geistige und sittliche Gebrechen keineswegs ganz ignoriert, so könnte der Leser auf den ersten Augenblick sich befugt halten, uns selbst der größten Inconsequenz zu zeihen. Unsere Rechtfertigung ist indessen nicht schwer. Wir müßten nämlich allerdings das, was wir als Inconsequenz des Dichters tadeln, als Höhe historischer Objectivität und Wahrheit rühmen, wenn nicht (um damit anzufangen) hinsichtlich des Papstes und (sofern er sie darstellt) der Kirche alle psychologische Begründung und Erklärung dieser Thatfachen, oder vielmehr dieser bloßen Behauptungen fehlte. Wir müssen hier des Raumes wegen durchaus auf weitere Citate verzichten; wer aber den „Traum“ überschriebenen Gesang liest, und an die Schilderung Alexander's VI. im Savonarola denkt, wird uns zugeben, daß Lenau den Unterschied eines persönlich würdigen und eines unwürdigen Papstes sehr wohl zu erkennen und darzustellen weiß. Allein die Stellung des Papstes Innocenz zu den Albigenfern ist (nach des Dichters Standpunkt und Darstellung) wesentlich dieselbe, wie jene des Papstes gegen Savonarola, seine Sache ist eben so schlecht und gottlos, und was zur Rechtfertigung dieser Sache vom Papste selbst und seinen Dienern und Boten gesagt wird, ist jedenfalls im Sinne des Dichters völlig unzulänglich. Es ist, mit einem Worte, nichts als Pfaffenstrug, Pfaffenherrschaft, wie es denn auch gelegentlich mit dürrer Worten heißt. Unter dieser Voraussetzung aber ist jeder Papst, als solcher, entweder ein Dummkopf oder ein Bösewicht, oder beides, und ein Geist, ein Gemüth, ein Charakter, wie sie hier bei Innocenz angedeutet werden, sind völlig unerklärliche, jedenfalls unerklärte Anomalien und Widersprüche. In einem Gedicht aber, was so ernst und feierlich auftritt, ist dergleichen als bloß poetische Spielerei, als Exercitium in der Darstellung, als lapsus des Gefühls oder der Phantasie durchaus nicht zu entschuldigen. Dasselbe gilt von Pierre de Castelnau.

Was aber weiter die andere Seite, die Provençalen, die Albigenfer betrifft, so können wir unmöglich annehmen, daß der Dichter die gänzliche Trivialität der Fleisches- und Weltlust, welche

sich gleich von vorne herein in dem Troubadour ausspricht, oder die brutale Ruchlosigkeit, der er in „Foir“ einen Repräsentanten gibt, oder die politische Gesinnung, welche mit dem Mord des päpstlichen Legaten die ganze Handlung eröffnet, irgend wie vertreten möchte; dann aber müßte er nothwendig, wenn er auf poetische oder sonstige Consequenz und Gerechtigkeit Anspruch macht, auch sein Urtheil über das Gericht, welches diese Sünden trifft, modificiren. Anders freilich gestaltet sich die Sache hinsichtlich der Albigen'schen Ketzereien im engeren Sinne, welche jedenfalls officiell (wenn wir uns so ausdrücken dürfen) der Hauptgrund des Kreuzzuges waren. Diese legt der Dichter in dem Gesang „die Höhle“ (in schönster poetischer Fassung und in einem ergreifenden Moment) in ihrem noch am wenigsten anstößigen Kerne ausführlich und im Wesentlichen (wie wir glauben) richtig dar. Daß nun darin Vieles, ja die Hauptpunkte, z. B. die Lehre:

Der volle Christus ist erschienen nicht auf Erden,
Sein göttlich Menschenbild muß noch vollendet werden.

Einst wird das Heil der Welt, Erlösung sich vollbringen,
Wenn Gott und Mensch im Geist lebendig sich durchdringen.

Mag auch das Jesusbild, der Widerschein den Sinnen,
Im regen Strom der Zeit vergittern und zerrinnen.

Wenn alle Zeugnisse von Jesu auch zerschellen,
Der Gottmensch ist der Kern, das Herzlicht aller Welten. u. s. w.

daß diese Lehren — so verstanden, wie sie im Gegensatz zu der Kirchenlehre gemeint waren, und nicht wie sie in ihrer vagen Fassung allenfalls gedeutet werden könnten — nicht bloß von der damaligen Katholischen, sondern von jeder Kirche, die den Namen verdient, als Ketzereien angesehen werden und werden müssen, wird der Dichter wahrscheinlich sehr gering anschlagen. Jedenfalls würde er es uns wohl nicht verdenken, wenn wir aus der Art, wie er diese Dinge vorbringt, den Schluß ziehen, daß er selbst diese Lehren als vollkommen berechtigt, sogar der Kirche, dem Evangelium gegenüber als die höchste Weisheit — ja vielleicht sogar als die höchste christliche Weisheit ansieht. Aber auch unter dieser Voraussetzung müßten wir ihn fragen: ob er es denn verantworten könne, dieser Weisheit und Wahrheit gegenüber die Irrthümer und Thorheiten der Katholischen (ja der ganzen christlichen) Kirche als Folgen und Beweise völlig unberechtigter Thorheit, oder vorbedachter, teuflischer Bosheit anzusehen? Thut er dies nicht, gibt er zu, daß hier vielleicht nur von einer niedrigeren Entwicklungsstufe, von einem nothwendigen Durchgangspunkt die Rede seyn kann; so wird er uns vielleicht weiter zugeben, daß auch dieses Stadium, besonders da es nun einmal in bekannter Weise auch äußerlich zur politischen

Erscheinung, zum materiellen Besitz und Begründung gebiehn war, einiges Recht hatte, diese Existenz zu behaupten. Dann aber möchten wir weiter fragen: ob er denn wirklich glaubt, die weitere ungehinderte Entwicklung Albigenfischer Lehren, in Verbindung mit den materiellen Interessen, Bestrebungen und Kräften, welche sich auch hier theils schon angeknüpft hatten, theils nothwendig angeschlossen haben würden — ob dies Alles nicht der Kirche und allen in ihr wurzelnden, mit ihr verbundenen Interessen und Rechten über kurz oder lang solche Gefahr gebracht haben würde, daß der Kampf in der That nur eine Zeitfrage war? Ist es seiner Dichterphantasie so schwer, sich die Möglichkeit auszumalen, daß, wenn die Kirche irgend lange zögerte, die ihr zu Gebote stehenden Mittel zur Unterdrückung des heranwachsenden Feindes zu benutzen, der ausgewachsene gegen sie selbst einen Kreuzzug — gleich viel unter welchem Namen — veranstalten würde? Doch wir wollen in dieser Weise um so weniger fortfahren, da wir wirklich in der Voraussetzung, von der wir ausgingen, gar nicht ganz sicher und gerechtfertigt sind, obgleich wir allerdings eine Menge prägnanter Stellen des Gedichts anführen können, welche wir nur als Variationen Albigenfischer Thematika ansehen können, da wir sie nicht als bloße rohe Blasphemie gegen den Heiland deuten wollen. Wenn aber der Dichter wirklich allen Ernstes hier auf Albigenfischem, wie im Savonarola auf dessen Standpunkt stünde, so könnte er zwar den Untergang der Albigenfischer beklagen, aber er würde jedenfalls mit derselben freudigen Zuversicht in die Zukunft blicken — er würde vor allen Dingen nicht, wie er hin und wieder und besonders in dem „Schlachtfeld“ thut, den ganzen Kampf von beiden Seiten als einen zwecklosen, grundlosen, thörichten und deshalb um so entsetzlicheren charakterisiren. Ein solches Gefühl ist bei jedem Kampfe auf einem Schlachtfelde ein menschlich und lyrisch vollkommen berechtigtes; aber episch kann und darf es nur ein vorübergehendes Moment seyn, und als Summe der Weltanschauung, als Standpunkt des philosophischen Weltepos ist es völlig ungenügend. Und dennoch können wir nicht umhin, grade aus solchen Äußerungen der Verzweiflung an Gott, Welt und Menschen auf den eigentlichen Standpunkt des Dichters zu schließen; denn eigentlich sind sie nur die nothwendige Folge der Stimmung, in welche der Dichter uns, wie sich selbst, von vorne herein versetzt hat. — Wer aber in irgend einer Epoche der Geschichte, wer vor allen Dingen in unserer Zeit nichts sieht als Tyrannen und Sklaven — nichts als Willkühr (und darin schon von selbst nur Thorheit und Bosheit) — nur die Alternative, zu hassen oder zu lieben (als wenn nicht die Liebe auch den heiligsten, berechtigtesten Zorn und Haß in sich schloße!), dem wird für jede Epoche, für jede, nach den angenommenen Prämissen mögliche Entwicklung keine andere, bessere Aussicht bleiben als jene. Was er jetzt Willkühr, Tyrannei, Sklaverei nennt, das würde und könnte nie und nimmer fehlen, wenn es wirklich zu irgend einer Zeit so vorhanden gewesen wäre — höchstens werden die Rollen wechseln können, und der Sklave von heute ist der Tyrann von morgen.

Wir wollen es hier nicht unternehmen zu beweisen, daß diese Ansicht der Geschichte, der Gegenwart und Vergangenheit — sogar nach rein menschlicher Weise, nach dem Maße einer sehr leicht zu erlangenden historischen Erkenntniß und ganz abgesehen von dem Glauben, der Hoffnung des christlichen Bewußtseyns — eine ganz verworrene, unbegründete, triviale, oberflächliche, und vor allen Dingen eine völlig unreife, unpoetische oder doch unepische und unphilosophische ist, daß ein solcher Standpunkt ein so niedriger ist, daß so lange er nicht weit überwunden, auch für den höchstbegabten Dichter von einer irgend würdigen Lösung der Aufgaben des philosophischen Epos gar nicht die Rede seyn kann. Nur in Beziehung auf einen zwar untergeordneten, aber doch in der Ansicht des Dichters fest vorherrschenden Punkt mögen einige Bemerkungen hier ihren Platz finden.

Tyrannei! — Tyrannen! — Es ist eine fixe Idee unseres Dichters — ein Alp, der ihn erdrückt — der sogar seine poetische Kraft lähmt und ihn bis zum falschen Pathos, bis zur Trivialität sinken läßt. Wir können und wollen ihn deshalb nicht mit der Rote leichtfertiger Vuben zusammenwerfen, welche dieses Stichwort (wie jedes andere, womit man grade Lärm machen kann) nach allen Melodien zu singen wissen, ohne sich ein graues Haar drum wachsen zu lassen, ob Etwas und wie viel eigentlich dran ist, während es ihm offenbar das Herz abfrisst. Und doch können wir kaum umhin, das bekannte Wort eines freilich übelberufenen, leichtfertigen Historikers und Politikers von den Karlisten auf die Tyrannen anzuwenden und zu fragen: Qu'est-ce que c'est qu'un tyran? Qui est-ce qui pourrait m'en faire voir un? Nicht als wenn wir in abstracto die Möglichkeit der Existenz des Tyrannen läugneten. Wir geben sogar zu, daß es hin und wieder Tyrannen in jedem Sinne gegeben hat; und wo von fremder, einer Nation durch Gewalt und Eroberung aufgedrungener Herrschaft die Rede ist, muß der Begriff sogar ganz unabhängig von allen sonstigen etwanigen Verdiensten eines solchen Regiments gelten. Aber abgesehen davon — wie in aller Welt denkt man sich bei solchen Deklamationen die Entwicklung politischer Verhältnisse? Meint man, die Tyrannen fallen ihren Sklaven vom Monde herab oder aus blauem Himmel auf die Köpfe? Von völlig brutalen, orientalischen und noch schlimmeren Zuständen, an denen gar nichts zu halten oder zu verderben ist, kann hier ohnehin nicht die Rede seyn; außerdem aber entwickelt sich die Tyrannei nur als eine organische Krankheit, und da gibt es freilich endlich ein Stadium, wo das von dem Krankheitsstoff gebildete oder beherrschte Organ als ein fremdes, feindseliges dem übrigen Organismus gegenübersteht, faktisch schon von ihm getrennt ist, oder die Verbindung doch nur benutzt, um ihn aufzuzehren zu tödten. Aber dies ist ein so äußerster Punkt der Entwicklung, daß er, wie alle Extreme der Natur, der Sache nach nur sehr selten vorkommen kann. Bis die Sache aber so weit gebiehn ist, auf jedem früheren Stadium der Entwicklung ist es gar nicht möglich, das Krankheitsorgan zu treffen, ohne den Organismus, in und auf dem es sitzt, mitzutreffen. Ob dieses Treffen nun von Urtheil, Tadel und Klage, oder vom medici-

nischen oder chirurgischem Verfahren gemeint ist, gilt gleich; versetzen wir aber das Gleichniß vom Gebiet des physischen und individuellen Lebens auf jenes des moralischen und nationalen, so ergibt sich von selbst, daß auch Schuld und Unschuld nicht so geschieden werden kann, wie es bei jener Ansicht so bequem geschieht. Die Anwendung auf wirkliche historische Zustände überlassen wir dem Leser — ja wir provociren dreist auf das gesunde Urtheil und die Sachkenntniß unseres Dichters selbst, sobald er nur unseren Vergleich und unser darin liegendes Princip gelten lassen will. Nun aber gar in unseren Tagen! Wir glauben die Leiden und Mängel unserer Tage ungefähr so gut zu kennen, als der Dichter; wir bedauern und fühlen sie so tief wie er, und wenn wir vielleicht Manches nicht so schlimm ansehen als er, so beurtheilen wir andere Dinge vielleicht härter; aber auch wenn wir uns Alles zurückrufen, was er nur irgend — als vernünftiger, ehrlicher Mann — im Sinne haben kann, so müssen wir bekennen: wir begreifen nicht, wen und was der Mann in aller Welt nur meinen kann, wenn er von Tyrannen spricht, als kenne er sie zu Duzenden, ja zu Hunderten und Tausenden — als wüchsen sie wie Brombeeren an allen Hecken. Wir lassen das aber auf sich beruhen, wir bescheiden uns, in diese Geheimnisse nicht eindringen zu können. Wir nehmen sogar mit dem Dichter an: daß alle die hohen, höheren, höchsten und allerhöchsten Herrschaften, die wir in den verschiedenen Regimenten Deutscher und undeutscher Zunge beschäftigt sehen — die wir bisher keineswegs für Ausbünde aller Weisheit und Tugend zu halten Ursache fanden — über die wir gelegentlich weiblich zu räsonniren sehr große Ursache zu haben vermeinen — die uns aber doch im Ganzen nach bestehendem Recht, nach hergebrachter Sitte, mit vielem handgreiflichem, gutem Willen, nicht ohne vielfachen Erfolg, im Ganzen mit Liebe und Vertrauen zum Volk und vom Volk ihre nicht leichten Pflichten zu erfüllen schienen — wir nehmen an, daß diese Alle Tyrannen sind, daß dies Alles nichts als Tyrannei und Sklaverei ist. Wohlan — auch so können wir doch begreiflich von dem oben angedeuteten Grundsatz zur Beurtheilung der Genesis der Tyrannei kein Titelchen ablassen, und der Dichter wäre mit seinem unbedingten, einseitigen Haß, mit seiner ganzen, von diesem Haß insicirten, verschrobenern, beschränkten Anschauung der Gegenwart und der Welt, des Lebens überhaupt, nicht im mindesten besser berechtigt. Nach wie vor könnten wir diesen Haß nur als ein vorübergehendes lyrisches Moment bei einem sehr jugendlichen Dichter gelten lassen, nicht aber als Kern und Angelpunkt eines philosophischen Epos. Welche Garantie der Dichter zu haben meint, daß die Sklaven jener Tyrannen, nach seinem Sinne frei geworden, nicht ihrerseits Tyrannen seyn würden, wollen wir nicht einmal fragen, bis wir wissen, was er eigentlich unter Freiheit versteht, sobald sie mehr seyn soll als eine poetische oder politische Floskel?

Wir haben gesehen, daß Lenau gleich von vorne herein, neben jener desperaten Ansicht von der Geschichte, eine große Zuversicht auf die Natur ausspricht, „die treu und wahr immerdar nach Licht ringt.“ Zwar warnt die Stimme seines guten

Dämon auch vor dieser Täuschung; aber daß er nicht dennoch daran hängen geblieben seyn sollte, ersen wir wenigstens nicht aus irgend einer ausdrücklichen Verneinung. Sollen wir ihm nun auch hier folgen? Sollen wir ausführen, daß und warum uns diese Art von Naturansicht, welche aus der Natur nicht etwa vorübergehenden idyllisch-lyrischen, sondern vorhaltenden, in der Summe der Lebensrechnung entscheidenden Trost zu finden vorgibt, den schlagendsten, trivialsten Thatsachen gegenüber so völlig unbegreiflich erscheint, daß wir sogar bei einem Lenau von vorne herein große Mühe haben, an ihre Aufrichtigkeit zu glauben. Er gestatte uns mit Ausdrücken des christlichen Bewußtseyns an Thatsachen zu erinnern, die er jedenfalls als solche nicht in Abrede stellen wird, wie er „die sich nach Erlösung sehende Creatur“ auch erklären oder bezeichnen mag. Er wird nicht läugnen, daß die Natur zwar voll von Lust und Friede, aber auch voll Jammer und Kampf ist — von dem Wurm, der sich im Schnabel des Sperlings windet, bis zu dem Erdbeben, was ein irdisches Paradies verschlingt. Die unheimliche Tücke der Naturkräfte ist sogar von Dichtern nicht weniger anerkannt und besungen, als irgend eine böse geistige Macht, welche in der Geschichte wirken mag. Daß der Tod in der Natur herrscht, lehrt jeder Moment millionenfach. Daß die Sünde in der Natur herrscht — daß der Sündenfall auch auf die Natur ihren Einfluß ausübt, muß der Dichter entweder zugeben, oder er muß eine andere und zwar seinem Optimismus (allen jenen Folgen der Sünde zum Troß) genügende Erklärung geben. Wäre dem aber auch nicht so — wäre die Natur wirklich nur Reinheit, Treue, Liebe, Friede — was in aller Welt könnte das dem Menschen helfen, so lange er eben all den Jammer der Sünde zu tragen hat, gegen den der Dichter selbst so ganz und gar keinen Halt und Trost findet. Ist denn nicht eben jene Verzweiflung an der Geschichte der sicherste Beweis, daß es mit dem Trost aus der Natur eben gar nichts ist als — Phraße, im besten Fall flüchtige, vorübergehende Selbsttäuschung? Oder, warum versetzt sich denn der Dichter nicht ganz in diese treue Natur, warum identificirt er sich nicht mit ihr und tröstet sich, wie er meint, daß sie sich selbst tröstet und frei weiß von dem Jammer der Menschheit? Weil er als Mensch nicht kann, nicht darf, nicht will! Also was soll das Alles? Und nun gar, wenn wir einmal näher zusehen wollten, wie die Sachen eigentlich und wirklich stehen! Oder sollte der Dichter allen Ernstes meinen, die Natur, die menschliche Natur habe nichts zu schaffen mit den Gräueln der Weltgeschichte? Die Natur, d. h. die Leidenschaften, hatten also keinen Theil an den Grausamkeiten, welche Kreuzfahrer und Albigenser um die Wette begingen?! Doch genug — wenigstens für uns — um keinen Augenblick länger dran zu denken, daß der Dichter hier nachhaltigen Trost finden, oder auch nur suchen könnte. Nein — das kann es nicht seyn! Der Dichter selbst mit seinem ganzen Gedicht würde dagegen protestiren, wenn wir uns damit abfinden und trösten lassen wollten. Also — was dann?

In der That bleibt uns nun nichts übrig, als daß wir uns verweisen lassen auf einige Anklänge des Tones, der uns

freilich von anderen Seiten her bekannt genug ist, den wir auch in dem verworrenen Getöse der Lyrik der Zeit gelegentlich vernommen haben, den wir aber hier zum erstenmal mit der Präsenzen einer orpheischen Einwirkung auf das Chaos der Weltgeschichte und auf die schöpferische Zauberkraft zur Hervorbringung eines philosophischen Epos und aus dem Munde eines der Edeln und Fürsten unter unseren Dichtern vernehmen. Hauptstelle ist folgende in dem „Gelage“, welches uns das Treiben der Pariser akademischen Jugend (etwas weit und gewaltsam hergeholt) vorführt. Die Studenten singen:

Was wir mit dunkeln Worten nennen
Die göttliche Dreifaltigkeit,
Das sind drei Stufen in der Zeit,
Wie wir den einen Gott erkennen u. s. w.

Auch Christi Zeit, die Gott verschleierte,
Vergeht, der neue Bund zerreißt,
Dann denken Gott wir als den Geist,
Dann wird der ew'ge Bund gefeiert.

So wird in Dreien Eins genommen,
Und Gott von uns in seiner Macht
Geglaubt, empfunden und gedacht;
Es will die Zeit des Geistes kommen;

Die Zeit, in der mit seinen Strahlen
Der Menscheng Geist zusammenströmt
In Eines, ohne Kreuz und Schrift,
Und selig ruht nach langen Qualen.

Von Tisch zu Tisch hineinlt das große Wort
Und reißt die jungen Herzen mit sich fort;
„Der Geist ist Gott!“ so schallt es hin mit Macht,
Ein Freudendonner durch die Frühlingsnacht.

Eben dahin gehört auch eine Stelle in dem Gesang „Ritter und Mönch“, wo der Mönch auf dem Schlachtfelde zu der Erkenntniß kommt:

Gottmensch, Erlöser, Christus ist die Seele
Der Welt, der Menschheit innerstes Geschick;
Doch Dunkel hüllt es noch vor unserm Blick,
Kein Buch erklärt's, es klang aus keiner Kehle.

Das Leben bricht der Kirche düst're Schranke;
Die heilige Geschichte ist geschehn,
Doch war auch sie nur Abglanz und Vergehn;
Wollenden wird Erlösung der Gebante.

Das klingt zwar wieder mehr Albigenfisch und wir legen überhaupt, da der Dichter selbst es nicht deutlich gemacht hat, keinen großen Werth darauf, ob er sich schon die Albigenfer als Hegelsche Philosophen denkt, oder erst hier nach deren Untergang am Schluß des Gedichts das neue und wahre absolute Licht der Zukunft hereinleuchten lassen wollte. Genug — an diese große Entdeckung des welterlösenden Geistes und Gedankens knüpfen sich nun die besseren Aussichten für die Zukunft, womit der Dichter uns nun doch wirklich im „Schlußgesang“ entläßt:

Wosfür sie muthig alle Waffen schwangen,
Und singend in die Todesfeuer sprangen,

Was war es? trohte hier ein klarer Blick
In's Herz der Freiheit jedem Mißgeschick?
War's Liebe für die heilige, erkannte,
Die heißer, als die Scheiterhaufen brannte?
War's von der Freiheit nur ein dunkles Ahnen,
Dem sie gefolgt auf allen Schreckensbahnen?
Mehr nicht! — doch soll die Edlen darum eben
Bewunderung und Wehmuth überleben.
O ernste Lieb' zur Freiheit, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben!

Das Andenken an diese, wenn auch nur ahnenden und sieglosen Streiter der Freiheit soll dann alle nachfolgenden Freiheitskämpfer begeistern, zumal in unserer Zeit.

Woher der düst're Unmuth unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungebuld;
Serb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen u. s. w.

Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken
Den Haß von solchen, die uns heute kränken;
Doch vor den schwächern, späterzeugten Kindern
Des Nachgeistes wird die scheue Furcht sich mindern,
Wenn ihr die Schrumpfgestalten der Despoten
Vergleicht mit Inno cenz, dem großen Todten,
Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen,
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kitten;
Den Albigenfern folgen die Fußtiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Fuß, nach Biska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Ewmenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter.

Sollte nicht dieser entseflich triviale, prosaische Schluß mit „und so weiter“ den Dichter stutzig machen wenigstens über die poetische Berechtigung und Fruchtbarkeit des Standpunktes, auf den er sich verloren hat? Uns möge er jedenfalls gestatten, uns an diese Seite der Sache zu halten, wo wir am ehesten hoffen können, uns mit ihm zu verständigen. Denn in der That, welchen Grund könnten wir haben, hier ausführlicher die bodenlose Verworrenheit, die gänzliche Nichtigkeit einer solchen Ansicht der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft nachzuweisen? Und zwar ist hier nicht bloß die Rede von dem Maße christlicher und historischer Wahrheit, sondern wir könnten es auch dreist der Hegelschen oder jeder Philosophie, die irgend den Namen führt oder fordert, überlassen, dagegen zu protestiren, wenn ihr etwa zugemuthet werden sollte, eine solche Auffassung des Gedankens, des Geistes der Weltgeschichte zu vertreten, wonach Gedanke und Ungedanke sich in jeder Periode und Krise der Geschichte wie Feuer und Wasser schiebe, in geistliche und weltliche Tyrannen und Sklaven.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 15. Juni.

N^o 48.

Die Französische Besitznahme Tahiti's.

(Ein Vortrag, gehalten in der Conferenz der Missionsfreunde in Berlin.)

Es ist nicht zu verkennen, daß durch die Französische Besitznahme die so herrlich aufgeblühte Mission auf Tahiti in die größte Gefahr des Verderbens, ja des Untergangs gesetzt worden ist. Denn leider kann man zunächst sich darüber nicht täuschen, daß diese Besitznahme der Hauptsache nach vollendet ist, obgleich der Übergang von der Schutzherrschaft zum eigentlichen Besitz noch nicht anerkannt und sogar zurückgenommen worden ist. Schon die physische und moralische Überlegenheit der Europäer über die schwachen Eingeborenen reicht hin, das Übrige zu vollenden.

Die Franzosen sind aber den bekehrten Tahitiern in doppelter Hinsicht gefährlich. Einmal durch ihren Leichtsinnsinn und ihre Verdorbenheit. Man schaudert, wenn man von dem Feste liest, was sie bei Gelegenheit der ersten Unterwerfung am Bord ihres Schiffes gegeben haben, eingeständenermaßen aus Trotz gegen die Missionare. Sodann durch die, die Eroberer begleitende Römische Kirche, welche durch ihre Außerlichkeit und Accommodation, was viele evangelische Missionsberichte selbst einräumen, für dieses sinnliche Volk sehr verführerisch ist. Der Tadel gegen den Rigorismus der Protestanten ist in vielen Römisch-Katholischen Missionsberichten zu finden. Sie verböten ihren Beichtkindern die unschuldigsten Dinge, wie Tanz, Branntwein, Tabak, und strafen sie auf das Härteste für jede Übertretung. Überall tritt in diesen Berichten die eben so falsche als weiche Ansicht hervor, wonach sie diese heidnischen Völker wie naive und unschuldige Naturkinder ansehen, und sie demgemäß behandeln. — Außerlich ist bisher aber in Tahiti noch nichts von den Franzosen gegen die protestantischen Missionen unternommen worden, indem das mächtige England durch einen dort angestellten Consul alle ihre Schritte bewacht und diesem, wie die Londoner Missionsblätter melden, aufgegeben hat, über jeden Eingriff in die Gewissensfreiheit sofort zu berichten. Die Macht Englands kann aber nicht gegen die Verführung durch Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen schützen. Dagegen sind nur die Waffen des Geistes und des Gebets wirksam, und besonders die letztere anzuwenden, müssen alle Missionsgemeinden auf das Dringendste ermahnt und gebeten werden.

Bis jetzt sind nach den Londoner M. B. nur zwei Römische Priester auf den Gesellschafts-Inseln angekommen, die eine kleine katholische Gemeinde von Chilesen, Irländern und Franzosen um sich versammelt, aber noch keinen einzigen Eingeborenen zu sich hinüber gezogen haben. Ja die Missionare sind der

Meinung, daß jetzt sogar der Papismus weniger gefährlich sey als früher, wo man ihn nicht so kannte, und er durch die, die Römischen Priester begleitenden Französischen Gewaltthaten sich noch nicht so verhaßt gemacht hatte, als jetzt. Diese Ansicht kann ich aber nicht theilen; der erste üble Eindruck wird sich verwischen, und das Verführerische, was in seiner Außerlichkeit und seiner Accommodation liegt, wird bleiben. Zuverlässiger ist das Vertrauen, was die Missionare in die Kraft der Wahrheit und in die Bekanntschaft ihrer Beichtkinder mit der heiligen Schrift setzen, da sie, wie sie sagen, ihren Gemeinden die Bibel nicht allein in die Hände, sondern auch in die Herzen gelegt haben, denn dieses Mittel wird hier so wenig, wie in den früheren Kämpfen gegen Rom, seine Kraft verläugnen.

Wenden wir uns aber von Tahiti zu den Missionsunternehmungen der Römischen Kirche im Allgemeinen, so ist der feindselige Charakter derselben gegen die evangelischen Missionen, und die Gefahr, die sie diesen bringen, nicht zu verkennen. Fast alle lebendige Thätigkeit der Römischen Missionen geht von der eifrigen und thätigen Missionsgesellschaft in Lyon aus. Von den evangelischen Missionen hat sie das unmittelbare Einsammeln von Beiträgen von Laien angenommen, und selbst die Einrichtung ihres Missionsjournals, Jahrbücher der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens, welches in mehrere Sprachen übersetzt wird, erinnert an die evangelischen Missionsjournale. Die Einnahme der Lyoner Gesellschaft, welche in der ganzen Römischen Kirche auf Empfehlung von Papst und Bischöfen eingesammelt wird, beträgt nahe an eine Million Thaler, was freilich noch lange nicht die Hälfte von dem ist, was in England allein für die evangelischen Missionen zusammengebracht wird. Frankreich steuert zu dieser Million fast die Hälfte bei, und demnächst geben verhältnismäßig die Engländer und Irländer Katholiken das Meiste. Alljährlich wächst die Anzahl der Missionare, der Missionsbischof und Vikariate. Die Unterfügungen, welche den Anhängern der Römischen Kirche in Amerika, in den Britischen Kolonien u. s. w. gewährt werden, sind hier mit eingerechnet, so daß die Opfer, die gebracht werden, bis jetzt freilich noch nicht als sehr imposant erscheinen.

Wenn man die Römisch-Katholischen Missionsberichte durchliest, so tritt einem überall das äußerliche Wesen in ihren Missionen entgegen, der Werth, den die Missionare auf die Taufe kleiner Kinder und Sterbender legen, so daß sie eingeständenermaßen oft List anwenden, um den Taufakt ausüben zu können, der sehr verdächtige Unterricht durch Bilder, da wo sie die Sprache gar nicht verstehen und nicht einmal durch einen Dolmetscher mit ihren Zuhörern sprechen können, Bekehrungen, deren sie sich rühmen, ehe sie unterrichtet und gepredigt haben, dann das Aus-

wendiglernen gewisser Gebete und das Anpreisen des Eindrucks, den die Ceremonien ihrer Gottesdienste hervorgebracht haben, bevor die Heiden den Sinn derselben nur irgend auffassen konnten. Dagegen sind die Märtyrergeschichten ihrer Missionen in Korea, Tonkin, Cochinchina wahrhaft erbaulich und bilden einen oft tief beschämenden Gegensatz mit dem Benehmen der evangelischen Missionare, die, weil sie sich immer nur als Lehrer betrachteten, sich auch gar nicht für verpflichtet halten, die Verfolgungen und Leiden ihrer Beichtkinder zu theilen. So verließen alle Missionare die unglücklichen Madagassen bei dem Anfange der Verfolgung, so erzählen die Amerikanischen Missionare bei den unabhängigen Nestorianern im Kurdischen Gebirge ganz unbekannt, daß sie sofort nach Mosul geflüchtet wären, als die Türkischen Paschas gegen Zulamek vorrückten, obschon diese gefürchtet hätten, daß sie ihre Schlachtopfer mit Rath und That unterstützen würden. Die Römisch-Katholischen M. B. sagen daher auch sehr höhnisch, daß die Protestanten ihnen wohl das weite Missionsgebiet, wo es darauf ankäme, mit den Bekehrten Noth und Tod zu theilen, unweigerlich überlassen würden.

Auf der anderen Seite ist aber nicht zu verkennen, wie besonders in der neuesten Zeit die Römisch-Katholischen Missionen es sich zum Grundsatz gemacht haben, statt zu den Heiden, die noch nichts vom Heiland vernommen, dahin zu gehen, wo die evangelischen Missionare in der gesegnetsten Wirksamkeit stehen. So sind sie, um von Indien, Siam u. s. w., wo sie schon länger sind, zu schweigen, in der neuesten Zeit nach dem Cap, nach Liberia in Westafrika, nach Rangoon in Birma, vorzüglich aber nach Australien gegangen, was sie sich ganz zu unterwerfen trachteten. Die Gambier-Inseln, deren Bevölkerung sie auf 2000 Seelen, die Engländer aber nur auf höchstens 500 angeben, haben sie angeblich ganz bekehrt, und eben so die kleine Insel Wallis in der Nähe der Schiffer-Inseln. In den Sandwich-Inseln, auf Neu-Seeland, auf den Marquesas-Inseln und auf Tahiti sind sie in das schon besetzte Gebiet der evangelischen Missionen gefallen und die beiden letzten Stationen haben sie gleichzeitig mit Gewalt der Waffen erobert, was ihnen auf Neu-Seeland und auf den Sandwich-Inseln nicht gelungen ist, da die Engländer ihnen zuvorkamen. In den Römisch-Katholischen M. B. wird auf das Deutlichste ausgesprochen, daß sie die Evangelischen mit den Heiden ganz gleich stellen, z. B. diese Insel ist von 2000 Heiden und Calvinisten bewohnt, das Volk liegt in den Banden des Heidenthums und der Ketzerei u. s. w. Den protestantischen Missionaren machen sie die gehässigsten, unsinnigsten und widersprechendsten Beschuldigungen, sie gingen müßig und sammelten Reichthümer für sich, ihre Frauen und Kinder, ihr Zweck sey, Handel zu treiben und Schätze zu erwerben, höchstens vertheilten sie Bücher, und diese wären voll Irthümer. Auf der einen Seite sagen sie, daß die Missionare Jeden, der sich taufen ließe, bezahlten, auf der anderen, daß sie Geld für die Taufe erpreßten. Einmal nur räumt ein katholischer Missionar in Ostindien ein, daß das Lesen der von den Evangelischen vertheilten heiligen Schrift die Gemüther wohl für die Religion empfänglich machen könnte, aber, setzt er sogleich hinzu,

die protestantischen Bibelübersetzungen seyen so schlecht, daß die heiligen Bücher dadurch nur dem Spott und der Verachtung der Heiden preisgegeben würden. — Den protestantischen Missionaren in der Südsee geben sie schuld, daß sie ihre Beichtkinder mit empörender Strenge behandelten, sie wegen der kleinsten Vergehen prügeln und ihnen die unschuldigsten Vergnügungen versagten. Auf den Sandwich-Inseln erzählen sie von den graulichsten Verfolgungen, welche die von ihnen bekehrten Insulaner hätten ausstehen müssen, Folter, Hunger, Schläge u. dgl., bis daß ein Französisches Kriegsschiff diesem Zustande der Dinge ein Ende gemacht hätte. Manche dieser Geschichten lassen sich erklären, wenn man annimmt, daß sie Alles, was von den dortigen Obrigkeiten geschieht, den Missionaren zur Last legen, von denen sie voraussetzen, daß sie die Fürsten nach ihrem Willen lenken können. Manches sieht aber gradezu wie erfunden aus. — Man muß mit Lob anerkennen, daß die evangelischen Missionare diese bösen Nachreden in ihren Berichten sehr selten erwidern, obschon in den Erzählungen unparteiischer Reisenden seltsame Dinge auch wieder von den katholischen Missionaren vorkommen, wie unter andern, daß sie auf den von ihnen bekehrten Gambier-Inseln in der Südsee alle Einwohner zu Sklaven gemacht hätten, um mit ihnen die sehr einträgliche Perlenfischerei zu treiben. Die untergegangene Jesuiten-Mission in Paraguay ist noch immer das Ideal der jetzigen Römischen Missionen. Dabei ist nicht zu verkennen, wie sich in ihre Ansichten ein sehr weltlicher und oft eitler Französischer Patriotismus einmischt. — Es kamen auch Streitigkeiten über die Lehre vor, wo sie sich dann gegen die Beschuldigungen des Bilderdienstes, die Verehrung der Heiligen u. s. w. in der gewöhnlichen Art rechtfertigten, der Mariendienst bleibt aber stets stehen. Sie geben den evangelischen Bekehrten sehr dreist Unwissenheit schuld. Diese wußten nichts, erzählen sie, von der Dreieinigkeit, nichts vom Sohne Gottes u. s. w. Einmal erzählen sie auch, wie ein bekehrter Hindu die Frage, wer der Nachfolger des heiligen Petrus sey, nicht hätte beantworten können, was denn freilich sehr glaublich ist. Den Baptisten und den evangelischen Missionaren überhaupt geben sie schuld, daß sie die Taufe für unwesentlich halten, weil sie dieselbe erst nach geschehenem Unterricht ertheilten, und einmal sind sie sogar darüber empört, daß in einem Traktate über die zehn Gebote stünde, wie der Glaube an Jesum Christum das wieder gut mache, was der Christ an der Erfüllung der Gebote fehlen ließe. Diesen, wie sie sagen, höchst gefährlichen Satz bekämpfen sie dann mit den gewöhnlichsten rationalistischen Gründen. Außerdem stößt man auf die lächerlichsten Prahlereien. Ihre Beichtkinder würden älter, als die der Protestanten, auf einer ihrer Stationen in Neu-Seeland wäre noch nie Jemand gestorben und deshalb hießen sie die Unsterblichen u. s. w. — Mir ist nur ein Fall vorgekommen, und das in Westafrika, wo die evangelischen und Römischen Missionare zusammen gehalten haben, um die Neger zur Arbeit anzuhalten, und dieser wird von den evangelischen erzählt. — Eine sehr betrübte Geschichte ist es, wie die Römischen Priester auf den ganz kürzlich von den Franzosen in Besitz genommenen kleinen In-

feln, nördlich von Madagaskar im Kanal von Mozambique, die kleinen Gemeinden, welche geflüchtete Madagassen um sich gesammelt hatten, zerstört haben.

Was ist gegen diesen neuen Feind der evangelischen Missionen zu thun? Zunächst zu beten und zu wachen, daß er nicht Macht gewinne und Unkraut unter den kaum ausgestreuten Samen säe. Dann aber nach der Verheißung, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten reichen, durch Eifer, Liebe, Entfagung dafür zu sorgen, daß die Römischen Katholiken nicht in die Weinberge einbrechen, wenn die trägen Knechte und Diener des Herrn schlafen; endlich aber auch von ihnen zu lernen und das von ihnen anzunehmen, was sie Gutes haben. Überall behaupten die Römer: die verheiratheten, paarweise ankommenden Missionare mit ihren weitläufigen, bequemen Einrichtungen gäben den Heiden einen Anstoß, und schon durch den unverehelichten Stand würden die Römischen Priester überall mit mehr Achtung als die evangelischen Missionare behandelt. — Wir sind überzeugt, daß es zum wahren Heil der Mission gereicht, wenn auf jeder Station ein verheiratheter Missionar ist, und daß die Missionare den Heiden auch das Beispiel eines heiligen Familienlebens geben müssen, aber eben so gewiß ist es, daß es einem wahren Streiter Christi auch möglich seyn muß, des Herrn wegen unverehelicht zu bleiben, daß er weder durch Weib noch durch Kind bewogen werden darf, den Sorgen Raum zu geben und daß er nicht vor dem Leiden zurückschrecken soll, was der Herr schickt, endlich daß Wohlleben und Luxus sich für keinen Christen, am wenigsten für einen Missionar, ziemen.

Ein wirksames Mittel wäre es noch, dem unlauteren Bunde der Französischen Nationalität mit dem Papstthume dadurch entgegenzuarbeiten, daß die so thätige evangelische Missionsgesellschaft in Paris nach den bedrohten Punkten, wie z. B. nach den von den Franzosen occupirten Inseln bei Madagaskar und nach den Marquesas-Inseln evangelische Missionare schickte, die nach der bestehenden Französischen Verfassung für sich und ihre Weichkinder auf vollständige Gewissensfreiheit Anspruch machen könnten.

Zuletzt möchte ich hier noch auf eine m. E. sehr weise Einrichtung aufmerksam machen, die sich bei dem Missionswesen der Römischen Kirche vorfindet, und die sich bei dem jetzigen Stande der evangelischen Missionen mit großem Erfolge ebenfalls einführen ließe, nämlich auf die Einrichtung des Collegium de propaganda fide in Rom. Diese weitläufige und großartige Anstalt hat die Bestimmung, Priester für ferne Völker zu bilden, welche der Herkunft nach zu diesen Völkern selbst gehören. Die Missionen senden fähige junge Leute, welche Brauchbarkeit zum geistlichen Amte hoffen lassen, nach Rom, von wo sie dann, nachdem sie im Collegium die gehörige Ausbildung erhalten haben, als Geistliche zu ihren Landsleuten zurückgesandt werden.

Von allen evangelischen Missionsplätzen hört man das Verlangen nach Nationalgehilfen und von allen zugleich die Schwierigkeit, welche zu bilden, so wie von der Unmöglichkeit, ihnen

bei ihrem unsicheren Charakter eine selbstständige Wirksamkeit zu übertragen. Daß eine völlige Bekehrung Indiens nur durch Einheimische bewirkt werden kann, sagen alle Missionsberichte, auch daß man dort schon sehr viele Nationalgehilfen, besonders um Dinnevelly, in Thätigkeit gesetzt hat, obgleich man über die Unzuverlässigkeit derselben klagt. Ja in den Schulen hat man aus Mangel an christlichen Lehrern zu dem verzweifeltsten und sehr bedenklichen Ausweg gegriffen, heidnische anzustellen. Die Missionen an der ungesunden Küste von Westafrika müssen aufgegeben werden, wenn die Versuche, die jetzt gemacht werden, Neger-Missionare aus Westindien dorthin zu senden, wider Erwarten mißlingen sollten. Nach den neuesten Berichten der Londoner Gesellschaft sind auf ihren Stationen in Südafrika außerhalb der Kolonie zwei und zwanzig Nationalgehilfen in Arbeit. Es springt in die Augen, daß diese Nationalgehilfen eine ganz andere Brauchbarkeit erlangen würden, wenn sie in einem christlichen Lande, wo sie christliche Sitten, Verfassungen, Einrichtungen um sich sehen, unter der Aufsicht und Anleitung von Personen, welche die Bekehrung der Heiden sich zum Lebensberuf gemacht haben und bald selbst dorthin gehen wollen, vier bis fünf Jahre gründlich unterrichtet worden wären. Eben so ist nicht zu verkennen, daß der Verkehr mit diesen künftigen Nationalgehilfen, der ihnen zu ertheilende Unterricht, das Leben mit ihnen unsern Missionszöglingen eine Bildung für ihren künftigen Beruf, z. B. bei Erlernung der Sprachen, geben würde, wie sie ihn jetzt gar nicht erlangen können. Ja das Interesse für die Missionen müßte nothwendig wachsen, wenn die Missionsfreunde wahrhaft bekehrte Heiden lebhaftig vor sich sehen, und mit eigenen Augen die ursprüngliche Nationalität und dann zugleich die mächtigen Wirkungen des Evangeliums an ihnen betrachten könnten.

Ich übergebe diesen Vorschlag dem Nachdenken und der Berathung der Versammlung und möchte vorschlagen, ihn besser ausgearbeitet und durchdacht zunächst wenigstens den mit uns befreundeten Deutschen Missionsgesellschaften mitzutheilen.

Berlin, 3. Junius 1844.

L. v. G.

Über diesen letzteren Vorschlag wurde im Laufe der Debatten bemerkt, daß das Collegium de propaganda fide in Rom in großem Verfall und von geringem Einfluß auf die katholischen Missionen sey. Bei dem Mangel eigener Anschauung kann ich diese Ansicht nicht widerlegen, obgleich sie nichts gegen das Princip beweist, was dessenungeachtet gut seyn kann. Auch erinnere ich mich, in den Missionsberichten gelesen zu haben, daß noch kürzlich zwei junge Abessinier darin unterrichtet und dann nach ihrem Vaterlande zurückgesandt sind. Ebenso werden meines Wissens die maronitischen Priester und manche andere orientalische, die mit der Römischen Kirche vereinigt sind, dort erzogen. — Mit der Syrischen Kirche scheint man in England einen ähnlichen Weg einzuschlagen.

Sodann wurde eine interessante Erfahrung über einen völlig mißlungenen Versuch einer Deutschen Missionsgesellschaft mit einem Hindu vorgetragen und dann hervorgehoben, daß überall

die Anregung von Europa ausgehen und die Nationalgehülfen in ihrem Vaterlande selbst erzogen werden müßten. Hiezu bemerke ich, daß ich ebenfalls überzeugt bin, daß die Anregung nur von Europa ausgehen, aber mich nicht überzeugen kann, daß eine Bildung der Nationalgehülfen im Schoße der christlichen Kirche nicht wirksamer seyn sollte, als in der Heidenwelt. Alle angeführten Schwierigkeiten müssen dort im höheren Grade stattfinden, aber freilich muß nach dem Nationalcharakter besonders auf die Bestimmung des Alters zum Eintritt in ein Europäisches Seminar Rücksicht genommen werden. In der Regel wird die Erziehung sehr früh beginnen müssen, selbst auf die Gefahr, daß einer oder der andere Schüler sich nicht zum geistlichen Beruf eignen sollte, wo er dann immer noch einem andern übergeben werden kann. In dem Baseler Missions-Seminar ist, wenn ich mich nicht irre, auch ein Versuch mit Erziehung eines Negers gemacht worden.

Die neuesten Versuche auf dem Gebiete des philosophirenden Epos.

(Fortsetzung.)

Uns kann es ziemlich einerlei seyn, was Hegel's Philosophie der Geschichte dazu sagt; aber Lenau dürfen wir wohl auf diese Autorität verweisen, damit er sich wenigstens dort darüber tröste und beruhige, daß Rom und die Kirche, daß Alles, was er als Pfaffenhum und Tyrannen brandmarken und hassen zu müssen meint, dem infamirten Geiste und Gedanken (wie ihn seine Jünger seiner Zeit ansahen) auch ihres theils als Träger des Gedankens, des Geistes erschienen — daß nicht bloß die Besiegten, sondern auch die Sieger an dem wehen, was Göthe „der Gottheit lebendiges Kleid“ nennt. Das wenigstens ist dieser Philosophie nachzuräumen, daß sie in ihrem Kreise und in ihrer Weise den Standpunkt des Hasses überwinden hat, oder zu überwinden strebt, wenn auch nicht in der wahren Liebe, die es allein vermag. — Des Hasses, der Lenau eigentlich zuletzt als das einzige klare, bestimmte Moment, als die Summa Summarum seiner ganzen Entwicklung und Poesie übrig bleiben dürfte, wenn es ihm nicht gelingt, sich bald aus den Banden zu befreien, in die er jetzt schlimmer wie je versinkt liegt. Denn daß ihm, dem Dichter, dem warmen, gemüthvollen, nur zu tief fühlenden Menschen, die dürre Abstraktion: Gedanke, Geist — wobei er sich nicht einmal das klar zu denken vermag, was die Schule sich darunter denkt — daß ihm dies jedes Sinnes, oder doch jedes schöpferischen Zauders baare Scholoth nicht lange genügen wird, darüber sind wir keinen Augenblick in Sorgen oder Zweifel. Er versuche es nur einmal in der Weise und da fortzufahren, wo er jetzt stehen geblieben ist — er versuche es einmal, diesen Gedanken, diesen Geist zu fassen und poetisch zu reproduciren! Er wird eben haben und finden und geben, was er bisher gehabt, gefunden und gegeben: poetische Bearbeitungen einzelner historischer Momente (oder immerhin der ganzen Geschichte!), in so unhistorischer Weise, daß sie zuletzt auch aufhören müssen poetisch zu seyn. Insofern aber der Haß ein lebendiges poetisches, ja ein in gewissem Sinne sehr berechtigtes Gefühl ist, und einen lebendigen, positiven Gegenstand voraussetzt, würden wir sogar darin einen Fortschritt gegen jenen Abstraktionsanfall erblicken, wenn der Dichter wirklich zuletzt darauf reducirt bliebe.

Wenn es nur Worte und Aushängeschild thäten, so würden wir freilich, indem wir uns von Lenau's Haß zu Duller's letzter poetischen Produktion wenden, aus der finsternen Todesnacht in das hellste Licht der wahren Lebenssonne treten. Duller's „Fürst der Liebe“ ist in der That kein anderer, als der Erlöser — wie Duller und nur zu viele Zeitgenossen mit ihm sich ihn denken — wenn das Denken heißt! Und — gesehen wir es — nicht nur der Titel, oder was wir uns darunter denken zu können meinten, sondern auch der erste Blick in das Buch, die Anlage des Gedichts, wie wir wir sie aus den ersten Seiten zu erkennen glaubten, gab uns ein günstiges Präjudiz. Die prachtvolle äußere Ausstattung des einladenden Kleinfoliobandes (wir erinnern uns kaum schöneren Druck und Papier aus Deutscher Presse gesehen zu haben) thut auch das Ihrige und bewies jedenfalls, daß die bibliopolische Industrie auf reichlichen Absatz und war unter den höhern, wohlhabenderen Kreisen gerechnet habe. Und da wir in einer Hinsicht eine sehr hohe Meinung von diesem industriellen Instinkt haben, so konnte schon die Voraussetzung der Richtigkeit dieser Berechnung uns in unserem kritischen Beruf nicht nur berechtigen, sondern sogar verpflichten, den Gegenstand so kostspieliger Spekulation und präsumtiven weiten Abfages näher zu betrachten. Das Resultat dieser Untersuchung spricht nun leider nur zu sehr für die Richtigkeit jener bibliopolischen Voraussetzung — dies ist nur zu sehr willkommenes Nachwerk für Tausende der sogenannten gebildeten Christen unserer Zeit! Und eben darin liegt die Bedeutung eines sonst freilich philosophisch und im Ganzen auch poetisch gleich elenden Nachwerkes, welches neben den früher Besprochenen Dichterverken allerdings gar nicht genannt zu werden verdient. Es ist gut und nöthig zu sehen und zu wissen, wie sich der flachste sentimentale Nationalismus gebärdet, wenn er sich auf die Höhen philosophischer Poesie verirrt. Denn auf ein Eeringeres ist es hier in der That nicht abgesehen. Das lehrt uns die „Sendung“, womit das Gedicht beginnt.

Wir haben hier eine Reihe von etwa dreißig poetischen Erzählungen oder Bildern, ohne allen inneren Zusammenhang; und wenn wir nicht sehr irren, auch meist ohne Beziehung zu einander entstanden, dann hinterdrein aus allerlei belletristischen Journalen und Almanachen hier zusammengestoppelt! Aber soll das ein gemeinsamer Geist seyn, daß in den meisten irgend wie, jedenfalls aber in einem völlig absurden, wo nicht lästerlichen Sinne von göttlicher Liebe die Rede ist? Der Werth oder Unwerth, der diesen Gedichten in anderer Beziehung von der bloß ästhetischen Kritik zuerkennen seyn möchte, thut eigentlich hier nichts zur Sache; doch können wir nicht umhin, beiläufig zu bemerken, daß sie, zwar mit Unterschied, doch größtentheils durch triviale Sentimentalität, durch falsches Pathos, durch taktlose Überfülle der Bilder und Objektiva, durch schleppende, oft gemeine Sprache kaum bis zur Mittelmäßigkeit sich erheben. Greifen wir übrigens, als ein Beispiel statt aller, mitten heraus die „Hungersnoth“.

Der Buch'rer sitzt behaglich am Kamin;
Er streckt die Sohlen nach dem Feuer hin;
Er schlürft vom Glühwein, den die Frau ihm brunt,
Überrednet schmunzelnd was er heut'
Beim Kornverkauf gewann. „Nun, Frau,“ so spricht
Er zu der Gattin, „'s ist ein hübsch Gewicht.
Reich' noch mal her die Beutel!“ u. s. w.

Doch um zu beweisen, daß hier von Poesie nicht die Rede ist, reichen wohl die Paar Verse hin. —

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 19. Juni.

N^o 49.

Verhandlungen der in Berlin am 5., 6. und 7. Juni 1844 gehaltenen Pastoral-Conferenz. *)

Mittwoch den 5. Juni, von 9 — 12 Uhr.

Die Versammlung ward eröffnet mit dem Gesange des Liedes: O heil'ger Geist, lehr bei uns ein. Der Vorsitzende, Herr Consistorialrath Sneathlage, ersuchte darauf in herzlichem Gebet den Segen des Herrn und ging dann zu der Einleitungsrede über, welcher er die Worte des heiligen Apostels Paulus Röm. 1, 12. zum Grunde legte. Er stellte die Frage auf: Was sollen unsere Pastoral-Conferenzen? Wir wollen unseren gemeinsamen Glauben stärken, dazu kommen wir zusammen. Wir wollen es uns zum Bewußtseyn bringen, daß, so viel Hindernisse auch da seyn mögen, doch in keiner Zeit so viel Anlaß und Hülfsmittel dageseyen, das Wort zu verkündigen. Neben der Erwägung der Hindernisse, die uns in unserer Amtsthätigkeit entgegentreten, haben wir auch die Lichtseite in der Kirche aufzufassen, damit wir gestärkt werden, rüftig fortzuarbeiten. Wir sind immer zu sehr geneigt, zu klagen; es ist uns aber viel mehr nöthig, uns zu ermuthigen; die Freude am Herrn wird unsere Stärke seyn. Wir müssen unsere Blicke hinrichten auf alles das, was der Herr in den letzten Zeiten an der Kirche Großes gethan hat. Vermieden müssen werden die Fragen über die äußerliche Verfassung der Kirche, die nur zum Zwiespalt führen können. Beschlüsse dürften nicht zu fassen seyn, vielmehr Entschlüsse zu fassen. Petitionen sind nicht an die Behörden, sondern nur vor den Thron des Herrn der Kirche zu bringen. Der Vorsitzende erinnerte daran, daß heute die älteste Pastoral-Conferenz, die in Herrnhut, ihr neunzigjähriges Stiftungsfest feiere, und forderte auf, der dort versammelten Brüder in Gebet zu gedenken, wie dies von ihnen uns zugesagt sey.

Herr Consistorialrath v. Gerlach las nun einen biblischen Abschnitt vor, welcher einer darauf folgenden Diskussion zur Grundlage dienen sollte. Es waren die Worte Ev. Joh. 20, 19 u. Der Redner wies darauf hin, wie der Herr bei dieser Gelegenheit nach seinem sichtbaren Scheiden von ihnen, seine Jünger ausdrücklich in ihr apostolisches Amt einsetzte. Er gab ihnen den heiligen Geist zur Führung ihres Amtes. Der Redner ging dann besonders auf die Worte ein: Welchen ihr die Sünden erlasset u. Er erinnerte, wie in der Römischen Kirche dies so verstanden werde, als ob den Aposteln eine besondere oberrichterliche Gewalt eingeräumt sey in der Kirche, und wie

von den Aposteln dies auf die Bischöfe übertragen worden sey. Es frage sich, was damit gemeint sey, daß der Herr seinen Jüngern die Macht ertheilt, die Sünden zu erlassen, ob damit bloß die Verkündigung des Evangeliums gemeint sey, oder zugleich eben damit die Macht, eben dadurch eine Scheidung in der äußeren sichtbaren Kirche hervorzubringen. Die Predigt der Vergebung der Sünden wird hier den Aposteln befohlen. Was ist diese Predigt? Nicht ein Vortrag, den einer nach seinem Verstande in der Gemeinde hält, sondern die Rede des lebendig wirkenden Wortes, weniger ein Wort, als eine That, durch welche der heilige Geist schöpferisch in der Gemeinde wirkt. Es liegt also mehr in diesen Worten, als bloß die Einsetzung in ein äußerliches Lehramt. Die Privatbeichte ist zwar eine menschliche Einrichtung, aber gegründet auf diesen Ausspruch; die Losprechung nicht eine menschliche Gewalt, nicht so, daß von dem Menschen ein Gericht gehalten wird, sondern eine concentrirte Predigt an den Einzelnen. In der Römischen Kirche liegt der Nachdruck auf dem Bekenntniß der Sünde, das ganz speciell seyn muß; in der Evangelischen Kirche liegt Alles daran, daß das Evangelium dem einzelnen Sünder verkündigt werde. Der Einzelne stellt sich vor dem Geistlichen ein, um von ihm insbesondere aus seinem Munde die Vergebung zu hören. — Wie wünschenswerth wäre es daher, wenn die Gelegenheit gegeben würde, jedem Einzelnen vor dem Genuß des heiligen Abendmahls die Vergebung der Sünden nahe zu bringen. — Unser ganzer Auftrag liegt in dem Erlassen und Behalten der Sünde; zuerst in dem Erlassen, denn wir haben nicht zunächst das Amt des Geseges; dann aber auch dieses insofern, als wir die gescharfsten Strafen Gottes denen, die der Verkündigung des Evangeliums widersprechen, ankündigen. Obgleich wir selbst schwache Sünder sind, vielleicht tiefer stehen, als der, welcher vor uns seine Sünden bekennt, so haben wir doch vermöge unseres Amtes die göttliche Kraft. Der Hinblick auf dieses Wort des Herrn wird uns mächtig stärken in unserem Berufe. — Viele Ausleger sind der Meinung, dieses Wort gehe nur die besonderen Gnadengaben der Apostel an und beziehe sich nicht, wenigstens nicht unbedingt, auf die folgenden Zeiten, so daß keiner der gegenwärtigen Diener der Kirche es auf sich anzuwenden habe. Diese Ansicht, nicht bloß Eigenthum der Rationalisten, sondern selbst von denen aufgestellt, die das Heil in Christo nicht zu verringern gemeint sind.

Prof. Schmieder aus Wittenberg erklärte, daß er die evangelisch-kirchliche Auslegung dieser Stelle sehr ehre, — es habe ihm aber geschienen, als könnten die Worte nicht ohne Zwang so verstanden werden, als handle es sich hier nur um Verkündigung der Vergebung. Der Herr rede von der beson-

*) Ein Aufsatz, welcher Geist und Haltung der Conferenzen charakterisirt, wird nachfolgen.

deren Gabe, die Geister zu unterscheiden, welche die Grundlage der richterlichen Losprechung sey; die Apostel haben auch einzelnen Sündern die Sünden behalten mit richterlicher Gewalt. Der, welcher die Vergebung oder Behaltung ausspricht, hat den Zustand des Herzens des Beichtenden erkannt, und spricht nun ein göttliches Urtheil aus.

E.-R. Pischon meinte, diese Stelle müsse in weiterem Sinne verstanden werden; die Ertheilung des heiligen Geistes an die Apostel sollte dazu dienen, daß sie erkennen sollten, wer in die Gemeinde könne aufgenommen werden. Es beziehe sich aber nicht bloß auf die Apostel, sonst würde Paulus nicht dazu gehören. Fühlt der Diener des Evangeliums in sich den heiligen Geist, so wird er in diesem Geiste erkennen, ob die, welche zu ihm kommen, aufrichtig Gnade suchen. Die Päpste haben Sünden vergeben u., ohne den heiligen Geist zu haben, haben weltliche Gedanken hineingemischt und danach losgesprochen oder verurtheilt.

Past. Liebetrut wollte auch den Ausspruch in seiner Einfachheit festhalten, damit nicht die Kraft, die darin liege, durch gekünstelte Erklärungen verloren gehe. Der in höherem Maße mit apostolischem Geiste Gesegnete werde den Ausspruch nicht allein im eigentlichen Sinne verstehen, sondern auch anwenden können, dürfen und sollen. Der Herr meint die eigenthümliche Macht, nicht bloß im Allgemeinen Vergebung zu predigen, sondern auch die einzelnen, besonderen Sünden zu erlassen, welche sich auf Erkenntniß der Geister gründe.

E.-R. Journier äußerte, daß ihm die Kraft des Wortes zu entscheidend sey, als daß er nicht der Meinung beistimmen sollte, daß die Apostel die ganz besondere Kraft gehabt, Sünden zu vergeben. In welchem Verhältniß wir nun aber zu den Aposteln stehen? ob wir daher, was den Aposteln gegeben sey, auch im vollen Maße auf uns anwenden könnten? Er müsse das letztere, was in der Römischen Kirche festgehalten worden sey, läugnen. Wie könnten nur die Macht haben, zu verkündigen, zu sagen: wenn du Buße thust, so habe ich den Auftrag dir zu sagen, daß der Herr dir die Sünde vergibt. Nicht aber: weil du Buße thust und bekennst, so ertheile ich dir Vergebung. Inwiefern aber das Charisma der Geisterprüfung von den Aposteln vermittelt Handauflegung auf ihre Schüler fortgepflanzt, und wie weit dies sich erstreckt, dies zu bestimmen, darauf wolle er sich nicht einlassen. Aber auf die Rückkehr zur Privatbeichte müsse er dringen.

Past. Besser meinte, man müsse auf die Stelle Matth. 16. zurückgehen, wo der Herr dem Petrus die Vollmacht ertheilt zur Vergebung u., gegründet auf sein Glaubensbekenntniß, daß also nicht von subjektiver Befähigung vermöge einer Geistesgabe die Rede sey.

Sup. Büchel fragte, welcher Unterschied übrig bleibt zwischen dem Geistlichen und jedem Mitgliede der Gemeinde, wenn es bloß auf Verkündigung ankomme. Das könne Jeder aus dem Worte Gottes sich selbst sagen. Es liege in diesem Worte ein besonderer Auftrag an den Geistlichen; die Stellung dessen, der Vergebung sucht zu dem, bei dem er sie sucht, müsse festgehalten werden. Wir könnten nicht die Herzen erforschen; es komme auf das Bekenntniß an, woran wir uns halten müßten.

Past. Mehring aus Stettin äußerte, das Bekenntniß sey die Hauptsache und man müsse darauf bringen, daß die Gemeindeglieder ihr Herz gegen ihren Beichtvater aussprechen. Ein unwürdiger Geistlicher könne die Sakramente verwalten; die Absolution, welche er ertheile, gründe sich nicht auf die Gabe, die Geister zu unterscheiden, sondern er ertheile sie in der Kraft seines Amtes. Wo ein Geistlicher fehle, könne jeder Nichtgeistliche die Sakramente aushändigen, und die Vergebung sprechen, das liege in dem allgemeinen Priesterthum.

Past. Dr. Harnisch meinte, die Gemeindeglieder seyen wohl ge-

neigt, im Allgemeinen sich als Sünder zu bekennen, aber nicht auf's Einzelne einzugehen; das sey aber nothwendig zu gründlicher Besserung; die Sünde müsse herausgesprochen werden, es liege daher in dem Streben der Katholischen Kirche, die einzelnen Sünden bekannt zu sehen, etwas Heilsames.

Past. Pöfener: Nur in dem Worte liege die Kraft — abhängig habe es der Herr gemacht von der Verkündigung Seitens des Geistlichen und von der Annahme von Seiten der Hörer.

Past. Kirche: Man müsse die Stelle auffassen als bestimmt zu den Aposteln gesprochen; die ihr erkennt als würdig aufgenommen zu werden, die sind aufgenommen. Es stehe nicht in Bezug auf die Beichte.

Past. Kaufmann: Die Gemeindeglieder, die ihre Sünden bekennen, erlangen nicht Ankündigung, sondern bestimmte Vergebung der Sünden an Christi Statt. Das sey ein Bedürfniß des Herzens. Die Ankündigung könne Jeder sich selbst sagen. Das Predigtamt müsse daher bestimmte Handhabung der Gewalt seyn, zu vergeben.

E.-R. Journier: Aus dem Bedürfniß der Gemeinde heraus könne man nicht die Exegese bilden. Dadurch könne man für und wider schließen; denn eben so seyen, besonders in der reformirten Gemeinde, Viele dagegen, die Vergebung der Sünden empfangen zu wollen vom Geistlichen. Der Geistliche übrigens stehe im Auftrage des Herrn, der durch die Gemeinde ihm geworden sey, allein der Gemeinde gegenüber, ohne deshalb so bevorzugt zu seyn, wie in der Römischen Kirche.

Prof. Schmieder: Ohne vielfaches Urtheilen und Richten könnten die Geistlichen keinen Tag leben, z. B. bei der Aufnahme von Proselyten und Confirmanden — wir müssen uns daher die Gabe vom Herrn erbitten, die Geister zu unterscheiden, übrigens, wenn wir Sünden behalten, so verdammen wir den Sünder nicht, erklären nur, für jetzt seyen ihm sie nicht erlassen.

E.-R. v. Gerlach faßte die Debatte zusammen. Zunächst das Exegetische. Er meint, der Schärfe der Worte werde nichts entzogen, wenn man sie von der Vergebung der Sünden in der Predigt verstehe. Eine göttliche Vollmacht werde verliehen; durch das Wort und durch Gott, der in dem Worte wirkt, werde in der That das Verliehen, was ausgesprochen und erklärt werde. Das Evangelium sey ein Geruch des Todes zum Tode; das Behalten der Sünden behält seine volle Kraft, auch wenn es nicht mit dem Charisma der Geisterprüfung verbunden sey. Das könne nicht angenommen werden, sonst müßte man den Aposteln göttliche Allwissenheit zuschreiben; daß die Apostel solche befaßen, sey nirgends nachzuweisen; der Fall mit Ananias habe nur typische Bedeutung in Beziehung auf die Kirchenzucht. Die Apostel haben mehrfach sich geirrt, z. B. 2 Tim., wo der Apostel Paulus Viele gefunden, die Gesetze der Unehre waren, und die er nicht ausgeschlossen, die er daher bei der Aufnahme nicht erkannt. Eben so bei Simon Magus. — Ferner: der Einwand, daß der Geistliche die Vergebung der Sünden nur anzukündigen habe, sey zurückzuweisen; die Verkündigung des Evangeliums an die Gemeinde und an die Einzelnen unterscheide sich nicht wesentlich von einander. Die Predigt in der Gemeinde erscheine den Reformatoren als ein göttliches Werk; Gott selbst ist, während gepredigt wird, in der Gemeinde wirksam. Der Geistliche vergibt an Gottes Statt und insofern, als sein Wort nicht Menschen-, sondern Gottes Wort ist. In der Absolution in der Beichte geschehe diese Zueignung persönlich. Der Prediger trägt nicht bloß die Lehre von der Vergebung der Sünden auf der Kanzel vor, sondern Jeder, der es hört und im Geist es aufnimmt, empfängt dadurch die Vergebung und erfährt an seinem Herzen die göttliche Kraft. —

Prof. D.-C.-R. Twetten begann seinen Vortrag: Überblick über die erfreulichen Erscheinungen in der theologischen Wissenschaft. Das Bewußtseyn einer Zeit schwankt hin und her zwischen Überschätzung des Vorhandenen und Muthlosigkeit und Verzagtbeit. Beides bringt keine erwünschten Früchte. Es ist schwer für den, der in der Zeit steht, sich zu einer unbefangenen Gesamtanschauung zu erheben. Dies dürfte erleichtert werden, wenn man den Zeitraum der Betrachtung ausdehnt, auf die letzten vierzig bis fünfzig Jahre zurückblickt und dann die Gegenwart damit vergleicht.

Noch immer ist die Meinung nicht als ausgestorben zu betrachten, nach der das Christenthum seinem Ende entgegengeht, nicht um einer neuen Religion, sondern um einer neuen Entwicklung der Wissenschaft Platz zu machen, die den Platz einnehmen müsse, den bisher der Glaube sich angemaßt.

Die ewige Dauer des Christenthums erkennen Andere mit uns an; aber die Schale müsse durchbrochen werden, damit der Kern, das, woran alle Völker vermöge ihrer Menschennatur Antheil haben, herauskomme, und das Christenthum zur Weltreligion sich ausbilde. Wer diese Ansicht hat, wird es als einen Rückschritt betrachten, wenn man zu den symbolischen Büchern zurückkehrt u.

Ganz anders, wenn man in der zurückgelegten Zeit eine Zeit des Abfalls sieht. Die Aufgabe ist die Rückkehr zu dem früheren Zustande der Gesundheit. — Es erscheint als bedenklich, wenn man mit den neueren Ansichten zu unterhandeln sucht.

Vierte Ansicht: Die frühere Zeit ist ein Krankheitszustand; der normale Zustand aber nicht der der Krankheit unmittelbar vorangehende. In diesem muß schon ein Krankheitsstoff gelegen haben. Die überstandene Krankheit gehört zu den Entwicklungskrankheiten; die Genesung nicht bloß Wiederherstellung, sondern Erneuerung, Evolution des christlichen Lebens.

Wie soll nun diese erfolgen? Sollen wir auf außerordentlichen Beistand hoffen? Sollen wir auf neue Propheten hoffen? Dann ständen wir nur am Vorabend einer besseren Zeit; alles bisher Gewirkte wäre nur provisorisch. Aber es fehlt unserer Zeit ja nicht an Mitteln, das Rechte zu finden; alle Elemente sind vorhanden, aus denen ein neues Leben sich entwickeln kann. Aber noch sind Krankheitsstoffe untergemischt. Wie sind diese auszuschneiden? Soll eine gewaltsame Erschütterung dies bewirken, oder eine gelinde, sanfte Auflösung? Dem Bedenken scheint d's Letzte der Fall zu seyn. Kann die Wissenschaft dies bewirken? Nein, das rechte Mittel ist das lebendige Christenthum. Die Wissenschaft soll nur folgen, nicht als Magd, sondern als notwendige Freundin, die uns vor den falschen Ärzten bewahrt.

Dies die allgemeinen Gesichtspunkte.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Versuche auf dem Gebiete des philosophirenden Epos.

(Schluß.)

Was aber die Idee betrifft, so genügt ein kurzer Auszug der durch einige dreißig Seiten hingeschleppten Geschichte. Der Wucherer treibt es so arg, daß die Frau ihn (mit seiner Einwilligung) verläßt und als Bettlerin den Ertrag freunder Wohlthaten an die armen Opfer des Wuchers vertheilt. Bei solcher nächtlicher Wanderung hört sie des Mannes Stimme um Hilfe rufen, und findet ihn tödtlich verwundet, ein Opfer der Völkerache. Ehe er stirbt, fällt ihm noch ein Kind ein,

was ihm ein von ihm zu Grunde gerichteter Verhungerner vergeblich zur Erweckung seines Mitleidens dargereicht habe. —

„Wo ist's, wo ist's? o reich' mir's her geschwind!
Sanft sterben möcht' ich gern, gefüßt und rein;
Gib mir das Kind, es will mein Säbner sehn!“ u. f. w.
Da liegt er nun, das Herz durchbohrt, verachtet,
Verflucht; bei Nacht hat ihn die Behm' gefunden;
Zu seines Wuchers letzten Zinsen — Wunden,
Und doch noch reich; denn vor dem Sterben fand
Er ja den Weg, den ihm die Neu' gebahnt,
Und da er stirbt, steht ihm die Bettlerin
Zur Seite stehend; jetzt noch zieht Gewinn
Er — aus dem Wahn, der ihn zum Glauben lind
Geleitet; denn er faßt das todt' Kind.
„Was Dein, bleibt Dein!“ so flammelt er, „du weißt
Den besten Brauch! Die Armen — — —“ Und den Geist
Auszugt er reuig, u. f. w.

Die gute Frau ist denn auch vollkommen beruhigt über des sauberen Gemahls Rechnung mit der Ewigkeit — und bebend

Preist sie den Tod, der ihm das Aug' erschloß,
Nicht schloß. Sie betet fromm: „Serr, du bist groß!“ u. f. w.
Das Herz in allem Schmerz, in aller Qual
So froh, wie damals, da zum erstenmal
Sie Lieb' für ihn empfand. Er ist in Frieden,
Dies weiß sie ja, von dieser Welt geschieden,
Und, seine Sühne zu vollenden,
Theilt sie, was er ihr ließ, mit vollen Händen u. f. w.

Doch wir würden die Geduld des christlichen, ja des nur verständigen und nicht alles poetischen Sinnes entbehrenden Lesers mißbrauchen, wollten wir diesen Platteiten irgend mehr Raum geben. Man spreche noch von Jesuitenmoral, von den verderblichen Folgen der katholischen Absolution in Theorie oder Praxis — man wärme noch die rationalistische Absurdität auf, daß die Pietisten, die Mystiker (oder wie man sonst die heutigen evangelischen Christen nennen mag) im Glauben ein Rubesfissen für die Sünde suchen! Hier (und nicht bloß in dieser, sondern in mehreren anderen Erzählungen) finden wir, wenn irgend einen Sinn, den: daß es zu völliger Beruhigung über die Zukunft des scheußlichsten Sünders hinreicht, wenn er in articulo mortis irgend einen guten Gedanken, irgend ein wohlwollendes Gefühl zu erfassen weiß! Von dieser Erlösung durch jenes Kind wollen wir gar nicht einmal reden! In anderen Erzählungen zeigt sich freilich ein gewisses philosophisches Streben, wo es denn nicht auch an pantheistischen Trivialitäten fehlt, die bei der Fiktion eines Besuchs des Hellsands in einem Irrenhaus in der Osterzeit etwas wahrhaft Empörendes, Lächerliches bekommen. In anderen Gedichten spricht sich wieder mehr das hohle Pathos der falschen Freiheitsapostel aus — worauf wir aber ohnehin gar nicht eingehen mögen.

Und man täusche sich nicht — wir wiederholen es — dies Geschwäg findet bei einer großen Masse der Gebildeteren, ja der Besseren, besonders im südöstlichen und südwestlichen Deutschland, ohne allen Zweifel den größten Anklang und Beifall — der uns denn freilich nicht hindern kann, uns weniger dessen zu erfreuen, daß der nach dem Maße christlicher und philosophischer Erkenntniß niedrige Standpunkt hier auch poetisch sich am allerohmächtigen erwiesen hat.

Sollen wir nun aber allen diesen, in diesem oder jenem Sinne mehr oder weniger bemerkenswerthen Versuchen auf dem Gebiet des philosophischen Epos gegenüber, die Hoffnung auf eine glücklichere Lösung der Aufgabe fallen lassen? Sollen wir an dem Beruf der Zeit verzweifeln auf 'dem Wendepunkt, den sie jetzt erreicht, ein Denkmal zu errichten, würdig ihrer selbst und würdig neben jenem zu stehen, was Dante vor einem halben Jahrtausend der gewaltigen Idee des Mittel-

alters errichtete? Wir sehen keine Veranlassung zu solcher Resignation. An poetischen Kräften, sogar in einzelnen Individuen vereint, fehlt es nicht, oder braucht es nicht zu fehlen — sie sind da, oder es ist kein Grund abzusehen, weshalb sie nicht kommen könnten. An lebendigem Glauben fehlt es eben so wenig, und weshalb nicht der Glaube einmal statt des Unglaubens sich mit der Gabe der Dichtung verbinden könnte, um auch auf diesem Gebiete dem Herrn zu dienen, und seinen Ruhm zu wehren — um auch poetisch die Welt zu überwinden, ist am allerwenigsten abzusehen. Fehlt es doch unter den bedeutendsten Dichtern schon jetzt nicht an Gläubigen! Oder hat der Fels, auf dem Dante stand, auf dem die Gläubigen aller Zeiten stehen, seine Kraft verloren, die Welt zu tragen — hat der Quell, der ihm entspringt, seine Kraft verloren, die Welt zu heiligen für den Gläubigen? Würde seine Welle nicht jetzt wie vor fünfhundert Jahren (Dante Paradiso XXX.) das Auge des Dichters öffnen, daß er die Welt über- und durchschauen könnte? Sind die Kräfte des Wissens und Vermögens, welche die Zeit zu beherrschen wähen, wirklich so mächtig, daß der Urgrund ewiger Liebe, ewiger Gerechtigkeit und ewiger Weisheit sie nicht mehr zu tragen vermöchte, wie die Mutter das stehende Kind trägt? Nein — woran es fehlt, bei gläubigen wie bei ungläubigen Dichtern, das ist der tiefe, heilige Ernst, der feste Wille, die Beharrlichkeit, die Aufopferung, die jede große Sache und Aufgabe fordert. So groß ist die Leichtfertigkeit, Flüchtigkeit, Verworrenheit, Zerstreuung, Weichlichkeit, daß sogar die Idee, der Plan eines solchen Gedichts nicht zu klarer, fester Anschauung, geschweige denn zu begeistertem Entschluß gedeihen kann. So lange diese Hindernisse nicht überwunden sind, ist freilich an nichts Großes irgend einer Art zu denken; aber warum nicht auch in unserer Zeit irgend ein Dichter zu einer solchen, nicht einmal nothwendig und zunächst streng christlichen Regeneration seines geistigen und sittlichen Wesens geführt werden könnte, ist nicht abzusehen. Man blicke doch auf das Gebiet der bildenden Künste, der Malerei — auf die Schöpfungen eines Cornelius, eines Schnorr, eines Hess, eines Kaulbach. Wie weit hier zuletzt auch der Geist christlicher Wiedergeburt schon jetzt mitwirkt, oder doch über kurz oder lang mitwirken muß, mag auf sich beruhen. Auch ein gehöriges Maß von heidnischer Tugend würde jedenfalls hinreichen, um einen ganz anderen Ernst, eine ganz andere Kraft des Willens, Reinheit und Höhe der Entschlüsse und Gedanken zu erzeugen, als wir jetzt auch bei den besseren und begabteren Dichtern sehen. Das Eintreten, den Verein dieser keineswegs außer dem Gebiete der Möglichkeit liegenden Bedingungen vorausgesetzt, sehen wir aber nicht ein, weshalb ein hohes, ja auch das höchste Ziel nicht erreichbar seyn sollte — weshalb irgend begabte und berufene Dichter nicht ein solches Ziel in's Auge fassen sollten? Die Verschiedenheiten der Zeiten — wenn wir z. B. unsere mit dem Anfang des vierzehnten Jahrhundert vergleichen, die in mancher Hinsicht, und zumal durch den viel größeren Umfang und Reichthum des Stoffs, größeren Schwierigkeiten verkennen wir keineswegs. Sie sind notorisch, handgreiflich. Aber auch an Compensationen mancher Art — z. B. an der größeren Fülle und Kraft der wissenschaftlichen Hülfsmittel und der poetischen Darstellungsmittel — fehlt es auch nicht. Denn daß es für einen Dichter, der in unserer Zeit eine irgend höhere Stufe zu erreichen strebt, uner-

läßliche Bedingung ist, sich auch durch ernste Studien auf die Höhe wahrer Bildung zu stellen — daß es da mit bloßem Sinn und Herplättern und spielendem Naschen an den grade zunächst hängenden und lockendsten Blüten und Früchten des Baumes der Erkenntniß der Natur und Geschichte, nicht gethan ist, versteht sich ohnehin von selbst. Die Gränzen, den Unterschied zwischen der Aufgabe des Dichters auf diesem Gebiet und jener des Gelehrten brauchen wir hier nicht näher zu untersuchen — genug, daß dieser Unterschied nicht in geringerem Ernst der Gesinnung, in schwächerer Liebe zur Sache liegen darf. Wer möchte läugnen, daß auch dies zu den Gaben des wahren Dichters gehört, daß er mit einem Blick den inneren Zusammenhang, das wahre Leben und Seyn der Dinge durch- und überschaut, den weniger beglückte Sterbliche mühsam zu erforschen suchen? Auch der Unterschied der Stimmung, der Kunst, die Empfänglichkeit der Zeiten ist keineswegs so groß, daß daraus etwas gegen die Möglichkeit des Gelingens gefolgert werden könnte — im Gegentheil fehlt es auch nicht an Analogien. Daß auch die großen Dichter aller Zeiten, daß vor Allen Dante selbst Gegenstand des gründlichsten Studiums, nicht bloß des poetischen Genusses, oder gar bloßer flüchtiger Degustation seyn dürfen, braucht kaum erinnert zu werden. Es kann hier durchaus nicht unsere Aufgabe seyn, alle diese Punkte und so Manches sonst, was hier in Betracht käme, auch nur einen Schritt weiter zu verfolgen; aber es wäre keine uninteressante und eine noch keineswegs erschöpfte Aufgabe, einmal darzulegen, was Alles ein Dichter unserer Zeit, der irgend berufen wäre, sich über den dahinsrauschenden Strom in einem bleibenden Denkmal zu erheben, aus Dante's großer Trilogie lernen könnte. Aber wem fällt es heut zu Tage auch nur ein, daß ein Dichter schon als solcher etwas zu lernen hat, wie jeder Künstler — daß die Poesie auch ihre (wir wollen das derbste Wort immerhin gebrauchen) handwerksmäßige Grundlage hat — daß es gar viele Dinge, Griffe, Geheimnisse gibt, die der Lehrling den Meistern absehen kann und soll! Oder kann z. B. der heutige Dichter, der sich berufen meint, auf dem Gebiete des philosophischen Epos sich zu versuchen, nichts dabei lernen, wenn es ihm klar wird, welchen unermesslichen Vortheil Dante von vorne herein daraus zog, daß er die Fiktion, die Ökonomie, das Argument seines Gedichts so anlegte, daß er den historischen und natürlichen Grund und Boden nach Umständen und Bedürfnis im weitesten, großartigsten Sinne umfaßt und festhält und aus dem ganzen Gebiete der Geschichte und der Mythe, aus der Geister- und Menschenwelt und der Natur schöpft, und auch in fast unmerklichem Übergange sogar die Allegorie heranziehen konnte? —

Doch genug — ja ohne Zweifel viel zu viel, wenn unsere Leser uns etwa nicht zugeben sollten, daß ein solches Werk, ja daß auch nur das Streben nach einem solchen Ziel der Poesie ein Gewinn für das Reich Gottes, ein Sieg des Evangeliums wäre. Gibt man dies aber zu, so gilt es umgekehrt auch für die Entwicklung der poetischen Bildung des Deutschen Volkes, die Erkenntniß des Geistes zu fördern, der „Alles erkennt, auch die Tiefen der Gottheit,“ und der Liebe, welche Alles belebt und lenkt:

L'amor, che muove 'l sol e l'altre stelle. (Dant. Par. XXXIII.)

B. A. S.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 22. Juni.

N^o 50.

Verhandlungen der in Berlin am 5., 6. und 7. Juni 1844 gehaltenen Pastoral-Conferenz.

(Fortsetzung.)

Der Redende ging hierauf zur Betrachtung der wichtigsten Erscheinungen im theologischen Gebiete insbesondere über.

1. Stellung der Theologie zur Kirche im Allgemeinen.

Als Schleiermacher 1799 seine Reden über die Religion schrieb, war es die Überzeugung vieler, daß fortan neben Moral und Spekulation für Religion kein Raum mehr bleiben werde. Fichte sprach aus, was Viele dachten; der wissenschaftliche Nachlaß der zu Grabe getragenen Theologie falle der Philologie und Geschichte anheim. Welcher Umschwung ist seitdem eingetreten! Selbst die, welche nicht in den Principien des Christenthums stehen, beweisen durch die Achtung, welche sie demselben zollen, welche Macht es ausübt. Die andern Redenden finden wenig Anklang. Wie schüchtern traten zu Anfang dieser Periode die Bibelschriften auf! Jetzt hört man nicht bloß auf den Kanzeln, sondern auf den Kathedern die Sprache der Bibel und Kirche.

2. Stellung der einzelnen Disciplinen der Theologie.

In der exegetischen Theologie findet der hyper-kritische Kitzel weniger eine Stütze in der Abneigung gegen das Wort Gottes. In der Bibelauslegung wurde im Anfange dieser Periode mehr auf das Grammatische Rücksicht genommen, oder man deutete nur seine eigenen Ansichten heraus. Jetzt findet sich mehr Achtung vor dem Gedankeninhalt; Ernst, in die Tiefe der biblischen Wahrheit einzudringen; Streben, das Einzelne aus dem Ganzen zu verstehen. Was die Kirchen- und Dogmengeschichte betrifft, — so findet sich überall Anerkennung der göttlichen Kräfte, die zu keiner Zeit die Kirche verlassen haben; früher sah man darin eine Geschichte menschlicher Thorheiten. Alles zeugt von Empfänglichkeit für christliche Ideen. Auf dem Gebiete der systematischen Theologie findet sich die merkwürdige Erscheinung, daß die Grundlage derselben, die Apologetik, lange keine eigenthümliche Bearbeitung gefunden; seit den achtziger Jahren bis in die ersten Decennien des jetzigen Jahrhunderts — dies ist nur daraus zu erklären, daß man die Begriffe von übernatürlicher Offenbarung und Gnade aufgegeben. Der frühere Zustand der Dogmatik wird dadurch bezeichnet, daß im Anfang dieser Periode die Dogmatik von Wegscheider als normgebend angesehen wurde. Die Polemik war ganz zu Grunde gegangen; wie konnte man Gewicht legen auf die confessionellen Unterschiede, wo man die Offenbarung aufgegeben? Katholiken, Lutheraner und Reformirte vereinigten sich darin, daß ihre beiderseitigen

Lehren nicht haltbar seyen. Jetzt sind in der Evangelischen Kirche Viele aufgetreten, welche die Lehre der Evangelischen Kirche mit Kraft vertheidigen. Am längsten hat die Bearbeitung der christlichen Moral hintenan gestanden. Die Ansicht wirkte entgegen, daß die theologisch-dogmatischen Ansichten ohne Einfluß darauf seyen. Hierin sind die Römischen Katholiken uns vorausgeeilt. Neuere Bearbeitungen weisen auf die Verbindung der Offenbarung und der Sittenlehre besonders hin.

In der praktischen Theologie beschäftigte man sich früher nur mehr mit der Form der Religionsvorträge; man stellte als Princip auf, als ob der Inhalt des Christenthums schon im Gemüthe liege, daß er nur fragend herausgeholt werden müßte. Die Homiletik ging von Grundsätzen aus, die eben so für Quin-tilian's Zeit Geltung haben möchten. Es fehlte ihr die Anerkennung des Kirchlichen. In dem Maße, als dies kirchliche Leben sich christlich restauriren wird, wird auch die Wissenschaft ihm zur Seite gehen.

Wir können nicht den neuen Lebensgeist verkennen, mit dem der Herr seine Kirche in der jetzigen Zeit begnadigt hat. Er wird uns nicht verlassen. Punkte, die für die Folgezeit nicht aus den Augen zu lassen, sind folgende:

1. Alle diese Veränderungen erfolgten nicht durch menschliche Mittel, sondern durch die innere Macht der Wahrheit. Wie allgemein war der Widerstand gegen das Religionsedikt! Jetzt, wie viel mehr ist erreicht, als die Freunde desselben auf ihrem Wege zu erreichen hofften.

2. Der Beifall der Gemeinde hat nie denen gefehlt, welche die christliche Wahrheit wieder verkündigten. Dieselbe hatte noch ein Fundament im Volke. Wir haben also auf ganz etwas Anderes zu rechnen, als was von menschlicher Weisheit ausgeht. Die Gemeinden wollen sich falsche Lehren nicht aufdringen lassen. Gott hat es den Unmündigen geoffenbart. Darin liegt eine Warnung vor theologischem Stolz, als machten wir es; dann aber eine Mahnung, es an uns nicht fehlen zu lassen, da der Herr es an sich nicht fehlen läßt, und die Gemeinden es fordern.

3. Der Unterschied zwischen dem Entwicklungsgang der Theologie bei uns und in England und Amerika ist wohl zu beachten. Dort sind es gewaltige Gegensätze gegen die herrschende Kirche gewesen, welche der Kirche neues Leben gegeben haben. Man könnte wünschen, daß auch bei uns die streitenden Elemente mehr aus einander treten möchten. Allein sehen wir, es hätten früher die Rationalisten sich zu eigenen Gemeinden getrennt, würden nicht Viele, die jetzt auf unserer Seite stehen, uns fehlen. Das Streben nach christlicher Union hat viele Gefahren, aber es ist doch ein Weg für uns, der großen

Egen mit sich führt. Nicht allen Völkern hat Gott denselben Weg vorgezeichnet.

Gott ist in unserer Kirche, und er wird sie auch ferner nicht verlassen.

Die Versammlung ward mit Gesang und mit einem von Herrn Pastor Volkering gesprochenen Gebete geschlossen.

Donnerstag den 6. Juni, von 9 — 2 Uhr.

Die Versammlung wurde eröffnet mit dem Gesange des Liedes: Wach auf du Geist der ersten Zeugen! etc. Past. Arndt hielt eine Ansprache über die Worte: Verflucht sey, wer des Herrn Werk lässig treibt! Er zeigte, daß das Werk, welches der Herr meint, bestesie in der Reformation, Union und Mission der Kirche; sodann, daß die Lässigkeit in dem Betreiben dieses Werkes sich darin zeige: in der Zeit, daß man muthig anhebt und dann nachläßt, in den einzelnen Theilen, daß wir das Eine treiben, das Andere nicht, in der Art und Weise, daß wir es nur äußerlich, nicht innerlich treiben, in dem Gegenstande, daß wir über dem Werke an unseren Gemeinden uns selbst vergessen, oder mit uns selbst und nicht mit unseren Gemeinden uns beschäftigen. Gewirkt soll werden durch Beten, Zeugen, untadelhaften Wandel. Der Redner forderte dann die Brüder auf, sich hierin zu prüfen, schärfte die Drohung ein, welche der Herr gegen die Lässigen ausspricht und flehte zuletzt den Herrn um seine Gnade an.

Super. Segemund beantragte, daß die Confessionsfrage statt morgen heute besprochen werde, und die Conferenz mit dem heutigen Tage geschlossen werde, da viele Brüder abreisen würden. Der Vorsitzende, D.:E.:R. Snetlage, bemerkte, daß nach dem auf der vorjährigen Versammlung gefaßten Beschlusse, diese Frage, als mehr in die discordia hineinfallend, von der eigentlichen Conferenz ausgeschlossen und auf den Freitag für die, welche daran Theil nehmen wollen, ausgesetzt werde, und beantragte, nicht von der Tagesordnung abzuweichen. Auf den Wunsch Mehrerer wurde beliebt, daß die Conferenz morgen zu einer früheren Stunde ihren Anfang nehmen möge.

Past. Dr. Couard eröffnete die Verhandlung der ersten Frage: Wie sind die evangelischen Gemeinden zum Bewußtseyn ihrer Vorzüge, die sie als evangelische Christen der Römischen Kirche gegenüber haben, zu erheben. Er erinnerte, wie dies Bewußtseyn in unserem Lande fast ganz erloschen sey; Viele könnten nicht Rechenschaft geben von ihrem Glauben, viel weniger von den Gegensätzen; ja bei den sogenannten Gebildeten fände sich in Bezug auf diesen Punkt eine besondere Gleichgültigkeit. Das sey um so trauriger den Anstrengungen gegenüber, welche die Römische Kirche macht, um durch Gewalt oder List die Evangelische Kirche zu unterdrücken. Als Hirten haben wir unsere Heerden vor dem Eindringen des Wolfes zu schützen. Wie könne nun das bewirkt werden?

1. Durch die Wirksamkeit der Geistlichen im Katechumenenunterricht; das reicht aber nicht hin; wir bekommen die Kinder sehr unwissend, wir vermiffen die Bekanntschaft mit Bibel und Katechismus; ja die auf den Gymnasien gebildeten stehen denen aus der Volksschule noch nach, wir haben daßer genug zu thun, die Kinder nur im Glauben zu unterrichten, ohne die Gegensätze zur Sprache zu bringen. 2. Die Predigt hat nicht zunächst diesen Zweck; Controverspredigten reichen nicht hin, das schnell gesprochene Wort verhallt eben so schnell. 3. Mehr würde wirken die Feier eines besonderen Reformationsfestes am 31. Oktober. 4. Bibelstunden, wenn sie überall eingerichtet wären, könnten viel dazu beitragen. 5. Abfassung eines Katechismus, der die Scheidelehren hervorhebt mit Eifer, Wahrheit und Treue. 6. Verbreitung der Augsbургischen Confession, namentlich mit erklärenden Anmerkungen.

Sup. Büchsel meint, die Feier eines besonderen Reformationsfestes

werde nicht gewehrt werden; ein Jeder könne das nur an gewöhnlichen Sonntagen in seiner Gemeinde thun. Die Verbreitung der Augsburgischen Confession scheine ihm sehr wichtig; wir hätten nur die alte Kirche zu bauen; es könne gar nicht in Frage gestellt werden, ob die Augsburgische Confession Geltung bei uns haben könne oder nicht. Das Lebensprincip der Kirche sey der Kampf; wer aber das Schwert zur Hand nehme, müsse seine Hand zweimal waschen, einmal in den Thränen der Buße, sodann im Blute des Lammes. Was hindere uns zu sagen: die gehören nicht zu uns, die nicht zur Augsburgischen Confession sich bekennen, ja sogar das apostolische Symbolum uns rauben wollen.

Past. Besser theilte einen Bericht aus der Ev. R. Z. über den Verlauf der Versammlung der protestantischen Freunde in Rötthen mit, abgefaßt von Prof. Guerike. — Es war dort rundweg das Schriftprinzip geläugnet und auf Abschaffung des apostolischen Symbolums angetragen, besonders durch den Pred. Wislicenus aus Halle, indem erklärt wurde, daß die Versammelten nicht mehr an die Gottheit Christi, die Empfängniß vom heiligen Geist und die Geburt von einer Jungfrau glaubten. Herr Besser knüpfte an diese Vorlesung eine Reihe von Bemerkungen.

Sup. Büchsel fuhr, an diese Bemerkungen anknüpfend, fort zu zeigen, was Noth thue, um unsere Gemeinden zum Bewußtseyn ihrer Vorzüge zu bringen. Diese Vorfälle wirkten gewiß in Rom große Freude. Man erwarte immer alles von den Behörden; aber hat uns der Herr nicht zu Wächtern gesetzt? Jeder möge bekennen vor der Welt, daß er keine Gemeinschaft mit jenen habe. Er forderte auf, daß alle Versammelten, nicht als Verein, sondern Jeder für sich, überall Protest aussprechen sollen gegen die genannten Richter. Solcher Protest möge auch dem Herrn Pred. Wislicenus in Halle an die Kirchthür geschlagen werden, damit auch seine Gemeindeglieder davon Kenntniß bekommen.

Prof. Piper bemerkte, es könne scheinen, daß das Vorgetragene ein Beleg sey dafür, daß es in der Katholischen Kirche besser sey, da dort solcher Skandal nicht vorkommen könne. Indeß hindere das in der Katholischen Kirche nur die gebietende Hand der Bischöfe, die alle Irreligie und unsittliches Leben nur äußerlich zudecke. Es gehöre zu den Vorzügen der Evangelischen Kirche, daß dergleichen vorgehen könne, ohne zu schaden. Um zum Bewußtseyn der Vorzüge zu kommen, sey es nöthig, zuerst zum Bewußtseyn des Unterschiedes zu kommen. Controverspredigten seyen früher üblich gewesen, haben aber geschadet. Hingewirkt müßte darauf werden in der Zeit der Confirmation, und der Zeit nach der Confirmation in der Kirche durch Examina, in Jünglingsvereinen; der öffentliche Gottesdienst dürfe der Hinweisung darauf nicht entbehren; für ein Reformationsfest seyen die stärksten historischen Anknüpfungspunkte; in den Sächsischen Provinzen sey der 31. October ein halber Festtag; in der Mark im siebzehnten Jahrhundert angeordnet und nicht abgeschafft, sondern nur eingeschlafen.

E.:R. Snetlage bemerkte, daß schon in diesem Jahre das Reformationsfest als ein bestimmter Festtag in der Evangelischen Kirche gefeiert werden solle, was mit Dank aufgenommen wurde.

Prof. Piper: Den Gemeindegliedern müßten die Hauptymbole der Kirche zum Bewußtseyn gebracht werden, nicht bloß das apostolische, sondern auch das Nicäische. Den Gemeinden müßten die großen Gegensätze, die zu allen Zeiten in der Kirche bestanden haben, nahe gebracht werden; der Grundgegensatz zwischen Christenthum und Judenthum und Heidenthum kehre stets wieder.

Past. Kirche verlangte, daß an dem Reformationsfeste die Augsburgische Confession am Nachmittage vorgelesen werden möchte. Man möchte aussprechen, daß künftig den Gesangbüchern dieselbe angehängt werden möge.

Past. Müllenfiefen beantragte, daß die Traktatgesellschaft die Augsburgische Confession abdrucken lassen möchte. Past. Arndt erwiderte, er werde in der Gesellschaft darauf antragen. Dr. Couard: Allen Confirmirten solle ein Exemplar davon mitgetheilt werden.

Der Vorsikende: Das Buch müsse nicht bloß der Gemeinde in die Hände gegeben, sondern es müsse darüber gepredigt werden.

Past. Kofel schlug vor, am Nachmittage nach der Confirmation die Gemeinde zu versammeln, um sie über den evangelischen Glauben zu belehren.

Past. Rothlieb aus Stockholm: Es sey bisher das Augenmerk gerichtet auf die Ungebildeten. Für die Brüder in den Stadtgemeinden sey ein Mittel zu finden, das auf Gebildete berechnet sey; es seyen Schriften nothwendig, die in anziehender Weise diesen Gegenstand behandelten.

Nach einer Zwischenpause wurde die Versammlung durch einen Vers des Liedes: Eine feste Burg ic. wieder eröffnet.

Sup. Büch sel beantragte, einen Protest in der Ev. R. Z. gegen die protestantischen Freunde niederzulegen und gegen die Anträge und Beschlüsse, die in Köthen gefaßt worden seyen. Er las einen solchen vor und bemerkte, daß derselbe zur freiwilligen Unterschrift vorgelegt werden würde.

Der Vorsikende: Er halte es für ungeeignet, daß wir, indem wir eine Privat-Conferenz haben, uns als eine öffentliche Behörde geriren; es sey schlimm, wenn Einige unterschrieben, Andere nicht. Ein Zeugniß von einem Einzelnen sey viel kräftiger, als wenn es heiße, Einige der Konferenz haben unterzeichnet. Solche Schritte können nur von Synoden ausgehen.

Dr. Harnisch: Wir seyen nicht die Gärtner, sondern die Pflanzgen; es sey Unkraut da; das sey gekommen, weil wir nicht genug gewachsen; wir müßten Buße thun; der Herr müsse das Unkraut ausjäten; wir dürfen nicht zu weit greifen.

Past. Kaufmann: Wir müßten Vertrauen haben zu unserer Kirchenbehörde, daß sie diesen Fall nicht ungerügt lassen werde.

Past. Besser: Ein solches Zeugniß geben sey eben das Wachsen, das Dr. Harnisch fordere.

Der Vorsikende: Freunde möchten zu solcher Unterschrift zusammentreten, es könne hier nicht weiter darüber berathschlagt werden. Wir sollten uns demüthigen und fleißig zum Herrn der Ernte beten.

Past. v. Tippelskirch: Es handle sich nicht von Austausch des Unkrauts, etwas anders sey eine Erklärung. Der Ton einer solchen müsse der einer tiefen Wehmuth seyn, eines mitleidigen Bruderherzens, das nicht ausschließt. Jene Brüder gehören zur Kirche und wir dürfen sie nicht ausschließen.

Dr. Harnisch beantragt, daß die ganze Versammlung erklärt, daß sie mit tiefen Schmerz diese Vorgänge vernommen, und den Entschluß fasse, eifriger zu beten und zu wirken. Dies wurde allgemein genehmigt und somit zur zweiten Frage übergegangen.

„Wie ist das erbauliche Element in der Evangelischen Kirche besonders zu heben und zu beleben?“

Past. Bachmann: Es handle sich nicht um Hervorbringung von Gefühlen durch künstliche Mittel. Es gelte auch hier, durch das Wort und seinen Geist eine neue Geburt im Menschen hervorzubringen. Sind die Mittel, die wir in unserer Kirche haben, zu vermehren oder zu vervollkommen?

1. Vermehrung der Mittel zur Erbauung. a) Der öffentliche Gottesdienst ist der Zeit nach so gelegt, daß Viele von dem armen Volke nicht daran Theil nehmen können. Sie haben nur die Abendstunden frei; daher Bedürfniß von Gottesdiensten zu dieser Zeit!

b) Für die Woche feste Stunden des Gebets und der Vorlesung der heiligen Schrift. — Es ist dahin zu wirken, daß an jedem Tage in jeder Kirche eine solche Stunde angesetzt werde.

c) Hausgottesdienst. Die Prediger sollten mit ihrem Vorbilde zur Belebung desselben wirken, damit die, die aus Scheu vor Andern zurücktreten, diese überwinden.

2. Verbesserung der vorhandenen Mittel zur Erbauung. Nicht bloß daß wir das lautere Evangelium predigen, sondern wir sollen lernen, mit unseren Predigten Allen Alles zu werden, die Gebildeten zu locken, daß sie herbeikommen. Stößt das Wort zurück, so ist das nicht zu verhüten; aber wir sollen nicht durch Taktlosigkeit u. s. w. abstößen. — Die Hauptsache: Man hat die Predigt als Hauptsache hingestellt; das muß sie bleiben — aber daß sie fast als das Einzige dastehe, ist nicht recht. Die Liturgie muß in ihre rechte Würde erhoben werden, mehr und besser, als bisher geschehen. Der evangelische Gottesdienst hat wesentlichen Vorzug auch in der Gemeinsamkeit der kirchlichen Handlungen. Die Chöre in der Liturgie, als von einem besonderen Chor gesungen, haben dem Ref. immer Bedenken gemacht; in seiner Kirche singe die Gemeinde die Responsorien, dadurch werde der Gemeinde erst die Liturgie werth gemacht.

Der Vorsikende: Die Angelegenheit sey so umfassend, daß man wohl nur auf einen Punkt sich beschränken müsse; der letzte Punkt, in Betreff der Predigt und Liturgie, möge wohl der interessanteste seyn.

Dompred. Schröder theilte seine Gedanken in einigen Thesen mit. Der Geistliche darf sich nicht abschließen gegen die Bildung der Zeit, auch nicht gegen die Spekulation. Ein Hineinziehen der Kunst in den Kultus sey bedenklich, dadurch werde die wahre Kultusstimmung beeinträchtigt. Die Bekenntnislieder seyen hervorzuheben; der Kreis der Lieder nicht zu weit; für die Feste feststehende Lieder. Die Predigt müsse nicht etwas Zufälliges und ein Anhang seyn.

Past. v. Tippelskirch: Es sey wichtig, daß in Städten alle Tage eine Betstunde sey.

Der Vorsikende: Zu solcher Einrichtung werde von den Behörden gewiß die Erlaubniß gegeben werden. Auch möchten die Kirchen vor dem Gottesdienste eine Stunde früher geöffnet werden.

Prof. Schmieder: Er habe geäußert, daß die Predigt nicht dürfe eine weiltläufige Lehr- und Controverspredigt seyn; damit habe er die Predigt nicht zurücksetzen, sondern nur ausdrücken wollen, daß die Predigt vorzugsweise einen anbetenden Charakter haben müsse und nicht durch zu viele Reflexion dem entgegneten solle. Es müsse auf verschiedene Weise gepredigt werden, auch katechetisch, nach dem Standpunkt der Gemeinden. Unsere Predigten seyen zu sehr nach einem gewissen Schnitt für die verschiedensten Verhältnisse. Die Predigten müssen in vielfacher Form sich den Bedürfnissen der Gemeinde anschließen; wir müßten also mehr Predigt haben.

Past. Weiß: Wird die Predigt nicht nothwendig beschränkt durch Verlängerung der Liturgie? In der Preuss. Liturgie haben wir Alles, was zur Liturgie nöthig ist, wenn wir es nur recht gebrauchen.

Past. Besser: Die Predigt solle mit der Liturgie harmoniren; die Gemeinde solle bekennen, was in der Predigt gelehrt werde. Die Kirche möchte wohl sehr gegen die These protestiren, daß die Sakramente nicht integrierende Theile des Gottesdienstes seyn sollen. Das Sakrament sey der Höhepunkt des Gottesdienstes.

Past. Meier berichtete über Bibelstunden, die in seiner Gemeinde eingerichtet seyen am Sonntag Abend.

Past. v. Tippelskirch: Er habe die Einführung liturgischer Betstunden am Bußtage versucht. Abwechselnd Gesang der Verse des Liedes: Herr, straf uns nicht in deinem Zorn; dann Vorlesung der zehn

Gebote, worauf die Gemeinde sang: Herr neige unsre Herzen, dies Gebot zu halten. Vorlesung von Deut. 28. auszugeweiht. Klagel. 1. — Geschichte des verlorenen Sohns. Dann kurze Rede, Kirchengebet, Schlußgesang; Dauer 1½ Stunden.

Past. Weiß: Es sey in solcher Einrichtung zu viel Kunstreiches; ob die Eßtere Wiederholung eines so abgetheilten Gottesdienstes nachhaltige Wirkung haben werde?

Sup. Rober: Die Bibelfunden, die er eingerichtet, haben tiefer eingegriffen als die Predigten. Es fehle unter uns an Erklärung der Schrift und des Zusammenhangs derselben. Die Gemeinden würden da mit Liebe folgen, wo sie mit rechter Einfachheit eingerichtet würden. Er fordere besonders die Brüder in Berlin auf, solches in den Abendstunden einzurichten.

Past. Kirche: Ob dem dialogischen Element in solchen Stunden, wenn sie in der Schulstube gehalten würden, nicht Raum zu gestatten wäre.

Past. Harnisch: Das könne nicht im Allgemeinen entschieden werden; Manche seyen an Vortrag mehr gewöhnt; Jeder müsse in seiner Weise die Bedürfnisse und Wünsche erforschen.

Der Vorsitzende: Das Zeuggener Monatsblatt von Zeller gebe die schönste Anleitung zu praktischer Bibelauslegung.

Past. Besser: Liturgische Andachten heben den Sinn für Musik und seyen zugleich ein Volksergnügen. Manche meinten, das sey gerade das Bedenkliche bei der Sache.

Past. Straube: Freie Ansprache dürfe darin nicht fehlen.

Past. Volkering: Mit dem musikalischen Element könne viel ausgerichtet werden; es müßte ein besonderes Zimmer dazu bestimmt seyn, was zwischen Haus und Kirche in der Mitte stehe.

Past. Besser: Der größte Raum in Dörfern sey die Kirche, da müssen die Stunden gehalten werden.

Die Versammlung ging zur Erwägung der dritten Frage über: „Über die Vorbereitung der Schulkinder zum Confirmandenunterricht.“

Dr. Harnisch hielt einen erschöpfenden Vortrag. Zur weiteren Besprechung fehlte die Zeit. Der Anfang der morgenden Versammlung wurde auf 7 Uhr angesetzt.

Mit Gesang und Gebet ward die Versammlung geschlossen. Das Gebet sprach Past. Straube aus Werber.

Während der Verhandlungen war durch Wahlzettel die Abstimmung über die Wahl der Commission, welche die nächste Versammlung vorbereiten soll, so wie des Präsidenten und Vicepräsidenten für das nächste Jahr vor sich gegangen. Erwählt wurden zu Mitgliedern der Commission die Herren Arndt, Snehblage, v. Gerlach, Kunze, Bachmann, Couard und Couchon. Zum Präses D. C. R. Snehblage, zum Viceprä. C. R. v. Gerlach.

Freitag den 7. Juni.

Die Versammlung ward von dem Vorsitzenden, C. R. Fournier, mit Gebet eröffnet, in welchem er Gott um den Segen des heiligen Geistes und um die Bewahrung der rechten Einigkeit im Geiste anrief.

Die Frage: „Wie verhält sich die Evangelische Kirche in unserem Lande zu den symbolischen Büchern der Lutherischen und Reformirten Kirche?“ ward zuerst vom Past. Hohlseib beleuchtet. Die gestellte Frage setzt die Union voraus. In der Union, so meinen Viele, sey die Gültigkeit aller Symbole aufgehoben. Von diesem Vorwurf des Indifferentismus aber sey die Union freizusprechen. Denn die unirte Kirche

verpflichte ihre Diener, das Wort, welches in der heiligen Schrift enthalten sey, zu lehren. Auch sollen die symbolischen Bücher genannt werden. Aber welche? Die der Lutherischen oder Reformirten Kirche? Hier hebt die Verwirrung an, welche die Union angerichtet. Der Glaube ruht freilich auf Gottes Wort, aber der Glaube äußert sich im Bekenntniß. Überall hat die Kirche ihren Glauben bekannt und in Symbolen fixirt, ohne darum eine Erweiterung im Gegensatz gegen feindliche Elemente nach Gottes Wort zu verhindern. Auch unsere Symbole tragen die Lehre der heiligen Schrift vor. Die Kirche ist eine sichtbare Gemeinschaft; ihr Bekenntniß muß daher auch ein klares, offen dargelegtes seyn. Welchen Glauben hat nun die Evangelische Kirche Preußens und in welchem Symbole hat sie denselben niedergelegt? Die bloße Berufung auf die heilige Schrift reicht dazu nicht hin, eben so wenig die Aufstellung eines bloß abstrakten Principes. Ursprünglich ist die Kirche unseres Landes dem Lutherischen Bekenntniß zugethan gewesen; später sind die Reformirten dazwischen gekommen. Die lebten aber nur zerstreut unter den Lutheranern, daher mehr als anderswo von Lutherischen Einflüssen beirührt. Dennoch haben beide Confessionen gleichberechtigt neben einander bestanden. Da brachen über beide Kirchen die Zeiten der Gleichgültigkeit herein gegen das Kleinod der evangelischen Wahrheit. Dies hat der Union die Wege gebahnt. Aber wir möchten sie auch als ein Zeichen des neu erwachten christlichen Lebens betrachten. Der Gegensatz gegen sie kam zuerst aus dem Lager der Nationalisten. Inzwischen ist eine neue Ausgießung des heiligen Geistes erfolgt; in dem Maße, als kirchliches Leben an Ausdehnung gewinnt, erwacht auch der Drang nach kirchlicher Gestaltung. Er wolle darunter nicht das Streben nach Verfassung verstehen, darin sey viel Menschliches. Er meine das treuere Festhalten an dem Glauben und Lehrbegriff der Kirche. Es wäre Unrecht, wenn man die heutigen Vertheidiger des kirchlichen Lehrbegriffs mit manchen übertreibenden Vertheidigern der Orthoxie der früheren Zeit vergleichen wollte; sie hielten aber an der Überzeugung, daß eine Kirche ohne Einheit und Reinheit der Lehre nicht bestehen könne. Die Symbole sollen das normative Ansehen der Schrift nicht schwächen, sondern es erheben und bekennen. Auch wollen sie keine Fessel der wissenschaftlichen Forschung seyn, sondern nur Schranke gegen Willkühr und menschlichen Hochmuth. — Wie nun die Kirche ihre Diener im Ganzen verpflichten muß, ihrem Lehrbegriff gemäß zu lehren, so hat auch jede einzelne Gemeinde das Recht, ihren Geistlichen zu fragen: was hast du für einen Glauben? Diese Frage wird jetzt schon gethan und wird immer mehr laut werden. Wodurch wollen wir dem Separatismus entgegenreten, durch welches Mittel die Glieder des Leibes Christi verbinden, wie gegen den Andrang der Römischen Kirche uns wehren, wenn nicht durch Festhalten an dem Lehrbegriff der Kirche? — Nur an dem Lutherischen Lehrbegriff könne die Kirche jetzt ihre feste Grundlage finden, er wolle die hohe Gnade, welche der Reformirten Kirche zu Theil geworden, nicht verkennen. Aber unsere Kirche sey doch in der Mehrheit dem Lutherischen Lehrbegriff zugethan. Auch ist das neue Leben besonders von der Lutherischen Kirche ausgegangen. Die Reformirte Kirche hat sich nie als eine große Einheit gezeigt, wird also jetzt nicht die zusammenhaltende Kraft besitzen. Der Zwispalt innerhalb der Reformirten Kirche sey auch in die hier geltenden drei reformirten Bekenntnisse eingebrungen. Die Conf. Sigismundi bekenne sich zur veränderten Augsburgerischen Confession. Die Theilnehmer des Gesprächs zu Leipzig erklärten sich bereit, die Augsb. Confession zu unterschreiben von 1530. Die des Thorner Convents bekennen sich zu gleicher Zeit zur unveränderten und veränderten Augsb. Confession. Es scheint daher, daß die Zeit zum Lutherischen Bekenntniß hinbrängt, und daß die Kirche in demselben ihre Einigung finden wird. Einstweilen könne die Augsb. Confession als Grundlage dienen. Wir wollen uns die Hände reichen auf dem gemeinsamen Bekenntniß. (Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 26. Juni.

N^o 51.

Über den musikalischen Theil des Kultus in der Domgemeinde zu Berlin.

Es ist bekannt, daß der Gottesdienst im Dom zu Berlin in musikalischer Beziehung neuerdings mit besonderer Sorgfalt gestaltet und sehr bedeutende Mittel hiezu angewiesen worden sind. Die Sache scheint indessen noch nicht die Theilnahme und Anerkennung gefunden zu haben, der sie werth ist, ja nicht einmal so allgemein und gründlich gekannt zu seyn, wie sie es verdient. Wir haben es daher unternommen, sowohl über die Einrichtung selbst zu berichten, als auch den Eindruck zu schildern, den sie auf uns gemacht hat, und endlich hieran einige Bemerkungen und Wünsche zu knüpfen.

Seit dem Eintritt des letzten Kirchenjahres, also seit der Adventzeit 1843, beginnt der Hauptgottesdienst im Dom mit einem Psalm, den, nach einem ganz kurzen Vorspiel auf der Orgel, ein vor derselben aufgestellter zahlreicher Chor vortrefflich vorträgt. Die Ordnung des ganzen Gottesdienstes ist sodann folgende:

Chor. Ein Psalm. — Ehre sey dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste, wie es war von Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Gesang der Gemeinde.

Geistliche. Die Eingangsgebete und das Sündenbekenntniß.

Gemeinde und Chor. Herr, erbarme dich unser! Christe, erbarme dich unser! Herr, erbarme dich unser!

Geistliche. Die Absolution.

Gemeinde und Chor. Amen.

Geistliche. Ehre sey Gott in der Höhe.

Chor. Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. An den Sonntagen: Amen. Amen. Amen. An allen Festtagen: Wir loben dich etc. (Die große Dorothee.)

Gemeinde. Allein Gott in der Höhe sey Ehr' und Dank für seine Gnade, darum daß nun und nimmermehr uns rühren kann kein Schade; ein Wohlgefall'n Gott an uns hat. Nun ist groß Fried' ohn' Unterlaß, all' Feind' hat nun ein Ende.

Geistliche. Der Herr sey mit euch.

Gemeinde und Chor. Und mit deinem Geiste.

Geistliche. Das Gebet vor der Epistel.

Gemeinde und Chor. Amen.

Geistliche. Die Epistel.

Chor. Ein Spruch.

Gemeinde und Chor. Hallelujah! Hallelujah! Hallelujah!

Geistliche. Das Evangelium.

Gemeinde und Chor. Ehre sey dir, Herr!

Geistliche. Der Glaube.

Gemeinde und Chor. Amen. Amen. Amen.

Gesang der Gemeinde.

Die Predigt.

Gesang der Gemeinde.

Geistliche. Ein Spruch. — Erhebet euere Herzen!

Gemeinde und Chor. Wir erheben sie zum Herrn.

Geistliche. Lasset uns danken dem Herrn unserm Gott!

Gemeinde und Chor. Recht und würdig ist es.

Geistliche. Recht ist es und wahrhaft würdig u. s. w.

Gemeinde und Chor. Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth! Alle Lande sind seiner Ehre voll. — Hosanna in der Höhe! Gelobt sey der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe!

Geistliche. Das allgemeine Gebet.

Gemeinde und Chor. Amen.

Geistliche. Das Gebet des Herrn.

Gemeinde und Chor. Amen. Amen. Amen. An den Festtagen, an welchen der Gesang der Gemeinde mit Instrumentalmusik begleitet wird, statt dieses dreimaligen Amen: Herr Gott, dich loben wir etc. (Gesangbuch Nr. 651.)

Geistliche. Der Segen.

Gemeinde und Chor. Amen. Amen. Amen.

Es ist hieraus zu ersehen, daß die Änderung in der bisherigen Liturgie sich auf Folgendes beschränkt:

1. Es ist am Anfang der schon erwähnte Psalm hinzugefügt, an den sich das früher erst auf den Spruch hinter dem Sündenbekenntniß und der Absolution folgende Gloria unmittelbar anschließt. Dieser Spruch ist ganz fortgefallen, da der an den Anfang verlegte vollständige Psalm seine Stelle vertritt. Man hat hiebei die Absicht gehabt, die alte Ordnung, nach welcher an jedem Sonntag ein bestimmter Psalm, dessen Anfangsworte den Sonntagen zum Theil ihren Namen gegeben haben, den Gottesdienst eröffnete, wieder herzustellen und für jeden Sonntag den zu ihm gehörigen Psalm singen zu lassen. Allein dies ist bisher noch nicht ausführbar gewesen, und man hat daher nach bestimmten Abschnitten immer Einen der betreffenden Psalme ausgewählt und so namentlich in der Adventzeit den vier und zwanzigsten, zu Weihnachten den zweiten, nach Epiphaniä den hundertsten, in der Passionszeit den drei und vierzigsten u. s. w. angewendet. Man erwartet aber, daß in einigen Jahren die ursprüngliche Idee vollständig wird ausgeführt werden können. Die Psalmen werden, nachdem man mit der Jorissenschen Bearbeitung einen fehlerhaften Versuch gemacht hatte, nach der Lutherschen Übersetzung vorgetragen.

2. Das Kyrie eleison und die Absolution haben eine andere Stellung erhalten, was durchaus nothwendig war. Denn offenbar war es unpassend, das „Herr erbarme dich“, welches die Absolution doch erst ersetzt, dieser und zwar erst nach dem Gloria folgen zu lassen. Die Ordnung ist jetzt die völlig sinn-gemäße und natürliche, wie denn auch bereits die abgekürzte und mit Chören versehene Liturgie sich dieser Ordnung näherte. —

Hierauf beschränken sich aber auch die in der That kaum als solche zu betrachtenden Abänderungen der Liturgie. Die Stellung der Predigt nach dem Glauben, wiewohl sie selten zur Ausführung gebracht seyn mag, ist bekanntlich in der Liturgie für die Provinz Brandenburg (Ausgabe von 1829) nicht nur nachgelassen, sondern sogar als die erste der beiden gestellten Alternativen aufgeführt, wie denn auch der hochselige König in seiner Kapelle stets nach dieser Ordnung den Gottesdienst halten ließ. Eben so war es bereits in der Liturgie nachgelassen, den Spruch vor dem Hallelujah zu singen. —

Um einen wahrhaft erbaulichen Chorgesang herzustellen, ist ein besoldeter Männerchor von sechzig bis siebzig Männern und Knaben unter der Leitung mehrerer Musik-Direktoren und der Oberleitung des General-Musik-Direktors Mendelssohn-Bartholdy angestellt worden. Die Mittel, die jährlich hierauf verwendet werden, sind äußerst bedeutend, so daß sie das Gehalt sämtlicher Domprediger sehr erheblich übersteigen, und geben einen großartigen Beweis für die Liebe, mit welcher unser König diesem Werke zugethan ist, für den Eifer, mit dem er überall die Kirche aufs Neue zu gründen und zu schmücken sich bemüht. Dürften wir in das Einzelne dieser Anordnungen eingehen, so würden sie zugleich dartun, mit welcher Vorsicht in dieser Angelegenheit verfahren ist, wie sorgfältig man jede Willkür und Übereilung zu vermeiden und überall nur wahrhaft Heilsames zu fördern gestrebt hat. Allein, nur das darf hier noch erwähnt werden, daß aus mehreren hochgestellten Männern eine Commission gebildet ist, welche alle hierher gehörigen Anordnungen zu berathen und namentlich auch die auszuwählenden Gesangstücke zu bestimmen hat.

Die Psalmen sind zum Theil von Mendelssohn's eigener Composition; seit Oftern sind sie von den Herren v. Grell, Reithardt, Braune und Sauer componirt worden. Der Spruch nach der Epistel wird in der Regel, in innerer Verbindung mit dem Psalm, von demselben Componisten behandelt. Die anderen Gesangstücke wechseln nicht und sind theils von Grell, theils (namentlich das gewöhnlich gesungene „Heilig“) älteren Ursprungs. — An hohen Festtagen, höchstens etwa acht Mal im Jahr, wird der Gesang des Chors und der Gemeinde mit vollem Orchester begleitet, wobei die königliche Kapelle mitwirkt. (Der Sängerkhor steht mit dem Theater in gar keiner Verbindung.) Einmal, zu Weihnachten, ist ein Chor aus Handel's Messias auf diese Weise ausgeführt worden, was sich indessen als ungeeignet herausgestellt hat und nicht wiederholt werden wird.

(Schluß folgt.)

Verhandlungen der in Berlin am 5., 6. und 7. Juni 1844 gehaltenen Pastoral-Conferenz.

(Schluß.)

Past. Liebetritt: 1. Das Verhältniß der Kirche zu ihren Confessionen müsse der gestellten Frage zu Grunde liegen. Die Kirche ist

ihrem Wesen nach Confession. Durch das Bekenntniß zu Christo wird die Kirche, der Welt gegenüber, die Gemeinde des Herrn. Die Kirche war ursprünglich eine Confession, die der einen christlich-katholischen Kirche. Lange blieb die Katholische Kirche diese eine Confession, dann wurde sie selbst häretisch, und zwang die Bekenner der Wahrheit zum Protest gegen ihre Irrlehren. Die Protestation wurde selbst confessionell und symbolisch. Seitdem ist die Kirche in zwei Confessionen, die falsch-katholische und christlich-katholische getheilt; beide stellen sich in zwei Hauptformen dar. In ihrer zeitlichen Entwicklung ist die Kirche nur in ihren Confessionen, kann also auch nur durch Entwicklung ihrer Glaubens- und Lebensform auf confessionellem Wege wieder zur Einheit gelangen. Das Verhältniß der Kirche zu ihren Confessionen ist also das Verhältniß der Kirche zu sich selbst. Es gibt keine Kirche außer der Confession.

2. Verhältniß der Confessionen zu ihren Symbolen. Das Symbol ist freies Erzeugniß der Confession; andererseits gelangt die Confession erst durch das Symbol zum Bewußtseyn. Das Verhältniß der Confessionen zu ihren Symbolen ist das Verhältniß der Confessionen zu sich selbst, zu ihrem geschichtlichen Daseyn. Eine Kirche behauptet dies nur in dem Maße, als sie festhält an ihren Symbolen. Die Frage, ob sie ihr Symbol aufgeben solle, kann nur da aufkommen, wo die Confession sich von der Wahrheit entfernt hat. Das Symbol ist um der Confession willen gemacht. — Jede Confession hat die Aufgabe, ihr eigenthümliches Leben nicht aufzugeben, sondern festzuhalten und christlich und kirchlich fortzubilden. So arbeitet sie mit zur Einigung aller Confessionen.

3. Außer aller Frage ist, daß innerhalb der Evangelischen Kirche die Symbole derselben ihre unbedingte Geltung haben; so lange die Confession eine Fortbildung nicht beliebt hat, liegt es nicht in der Willkür des Einzelnen, daran festzuhalten oder nicht.

4. Das Verhältniß der Evangelischen Kirche in Preußen zu ihren Symbolen ist im Wesentlichen dasselbe, welches die Evangelische Kirche überall zu ihren Symbolen hat. Die Evangelische Kirche Deutschlands hat ihr Leben nur auf dem Grunde der Symbole erlangt, und hat nur dadurch rechtliche Existenz. Auch die Union hat in thesi hierin nichts geändert. — Aber die Kirche der Gegenwart kann sich in die Sprache der Symbole nicht recht finden. Die Union hat die Confusion der confessionellen Verhältnisse noch vermehrt. — Im Widerspruch mit jener Auflösung der kirchlichen Verhältnisse ist die Geltung der Symbole objectiv noch in Kraft. Die Gläubigen dieser Kirche sammeln sich immer mehr unter dem Panier derselben. — Wie wird sich das Verhältniß neu gestalten? Überall kann nur von Fortbildung, nicht von einer Reform desselben die Rede seyn. Der Inhalt der Symbole wird bleiben, wo auch ihre Form neu zu gestalten wäre. Namentlich sind die alten kirchlichen Symbole unverändert festzuhalten, eben so die Augsburgische Confession. Möglicherweise kann die Union auch symbolisch gemacht werden. Dies Symbol ist nothwendig den antichristlichen Tendenzen des Rationalismus entgegenzusetzen. Wir haben die Symbole der Evangelischen Kirche weniger nach uns, als uns nach ihnen zu verändern. Zwang, am wenigsten ein rückwirkender, um die ursprüngliche Geltung der Symbole herzustellen, ist nicht anzuwenden; er wäre unmoralisch und unmöglich. Wie die Symbole der Evangelischen Kirche nicht aufgegeben werden können, so würde keine Zeit auch für Veränderung ungeeigneter und unfähiger seyn, als die gegenwärtige. Was auch kommen möge, es liegt uns ob, uns unter dem Panier der Augsburgischen Confession zusammenzuhalten, den Ungläubigen gegenüber. In ihr ist die wahre Union wesentlich vorbereitet. Sie gelte als Sammelplatz der gläubigen Glieder der ungetheilten Evangelischen Kirche. Unter diesem Panier mögen sie beten, arbeiten, forschen, lernen und lehren, und mitwirken, daß

das kirchliche Leben auf dem Grunde der alten Symbole sich verzünge, oder auf dem Grunde der alten ihre Symbole neu erzeugen.

Sup. Seegemund: Mit Übergehung des Kirchenrechtlichen und dessen, was eigentlich zur Wissenschaft gehört, könne man das Praktische hervorheben, d. h. als eine Gewissensfrage. Er wünschte lieber das Thema so gestellt: Über das Verhältniß der Prediger-Conferenz zu dem Symbole. Man sage, man könne voraussetzen, daß wir auf diesem Grunde stehen; aber hier eben wollen wir auf unsere Voraussetzungen zurückgehen und uns derselben von neuem bewußt werden. — Wer glaubt, muß mit dem Munde bekennen, und kann nicht bloß die Bibel hochheben und sagen: hier steht's, was ich glaube. Andere berufen sich nur auf den Geist, der das Nöthige sey. Aber der Geist verlangt einen Buchstaben, in dem er sich ausdrücke. Andere sagen: wir bekennen, wenn wir predigen und durch unseren Wandel. Aber wir sollen Rechenschaft geben von dem Glauben, der in uns ist. Die auf dem rechten Grunde des Glaubens stehen, erleben keinen Widerspruch gegen die Symbole; wer damit nicht einverstanden, mit dem steht es noch nicht recht in der Lehre von der Sünde und Gnade. Man hört sagen: die Rechtfertigung durch den Glauben sey das Nothwendige, aber man erkennt den Glauben nur als die christliche Gesinnung, als den Glauben, der durch die Liebe thätig seyn müsse. Die reine Lehre der Rechtfertigung liegt in der Augsburgerischen Confession. Manche wollen ein anderes Symbol, entweder mehr oder weniger. Aber Alles ist in unserer Kirche auf diesem Grunde erwachsen und sie durchdringt das Leben des Volkes. Zur Union mit den Reformirten ist kein anderer Weg, als der, nicht die Union zu machen, sondern sie zu erkennen, so weit sie da ist, auf dem vorhandenen Grunde uns Hand und Herz zu reichen. Der Redner warf zuletzt die Frage auf, ob die Augsburgerische Confession noch im Wesentlichen das Glaubensbekenntniß der Anwesenden sey. Es genüge, daß wir neben dem apostolischen Bekenntniß diese als Bekenntniß in der Kirche festhalten. Die Entwicklung des Lutherischen Lehrbegriffs bis zur Concorvienformel gehöre mehr der Schule, als der Kirche an. Die Augsburgerische Confession aber nehme er nicht als Nothbehelf oder Provisorisches an, sondern als etwas, woran die Evangelische Kirche festhalten muß, so lange sie festhält an dem Wort vom Kreuz.

Zwei Fragen bieten sich also dar: Ist die Augsburgerische Confession das Bekenntniß unserer Kirche, d. h. nicht: gilt sie dafür? Denn Bekenntniß ohne Glauben hilft nichts. Etwas Großes ist, wenn eine solche Anzahl von Prediger, wie hier gegenwärtig, das bekennen; durch Bekenntniß wird der Unglaube überwunden; auf die Entscheidung durch die Wissenschaft dürfen wir nicht warten; nur durch einmüthiges Zeugniß kann die Kirche gebaut werden; alle Reformpläne der Kirche sind nur Holz, Stroh und Stoppeln, so lange wir uns nicht gründen auf den Grund, der gelegt ist, und darüber uns aussprechen, und feststehen in der Gemeinschaft mit der ganzen kämpfenden und zeugenden Kirche. Sodann: sind die übrigen Bekenntnisschriften der Lutherischen Kirche in gleicher Bedeutung festzuhalten? Die separirten Luthrer unserer Tage sind nicht hervorgegangen aus dem Dissens gegen die Reformirten, sondern aus dem Gefühle der Nothwendigkeit eines Bekenntnisses der Kirche.

Dompred. Schröder: Das Bekenntniß sey Gewissenssache, aber eben deshalb müsse jedes zu schnelle Aburtheilen darüber und Dringen auf zu eiliges Bekenntniß als unevangelisch fern gehalten werden. Die Verpflichtung könne sich nur auf eine Glaubenssubstanz und nicht auf einen Buchstaben beziehen.

Dr. Harnisch: Wenn wir nicht die Union als etwas Wesentliches im Auge haben, so müßten wir bloß bekennen, unsere Kirche sey abgefallen von den alten Schriften des Glaubens, und hätten jetzt nur einfach und in demüthiger Buße zu ihnen zurückzukehren. Jetzt aber müssen

wir von den übrigen Schriften der Lutherischen und Reformirten Kirche absehen, und nur auf den Consensus in der Augsb. Confession zurückgehen.

Past. Williger: Es sey ein großer Nothstand in der Evangelischen Kirche, vielleicht mehr, als zur Zeit des Austritts des Nationalismus, indem das Wort vom Kreuze durch manche philosophirende Systeme heruntergesetzt werde; wenn wir als Glieder der Kirche uns bekennen wollten, so müßten wir zu der Augsb. Confession uns zurückziehen; die Reformirten, denselben Nothstand fühlend, würden beistimmen.

Past. Feldner: Wenn wir bei der Augsb. Confession eine Reduktion machen und uns nur zu den wesentlichen Lehren derselben bekennen wollen, so heißt das mit der einen Hand geben und mit der anderen nehmen. Gegenseitige Klarheit könne nur durch ehrliches Bekenntniß erlangt werden, man bekenne sich dazu oder nicht. Sonst könne man, wie es vorgekommen sey, für wesentliche Lehre der Augsb. Confession ausgeben, daß ein Gott sey.

Past. Eltester aus Potsdam, der Reformirten Kirche angehörig: Man müsse in den wissenschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen ehrlich auf die Bekenntnisse zurückgehen, durch welche die Kirche gegründet sey. Aber gegen Verpflichtung auf symbolische Bücher müsse er sich aussprechen. Dagegen streite 1. die Natur der Symbole. Die Augsb. Confession enthalte das Bekenntniß des christlichen Glaubens in theologischer Form, deren Verständniß bei den Laien nicht vorausgesetzt werden dürfe; man würde eine blinde Unterwerfung fordern. Die Geistlichen nun freilich sollen die theologischen Fragen verstehen, sollen aber nicht Theologie, sondern Glauben predigen. 2. Eine Verpflichtung auf den Buchstaben auch des besten symbolischen Buches sey auch gegen die ausdrückliche Erklärung der Symbole, die Alles nur zurückführen wollen auf Christum und sein Wort; auch sie müssen sich prüfen lassen an der Schrift. 3. Solche Verpflichtung verdecke den Weg des Heils. Durch den Glauben an Christum werden wir selig. Vom Glauben sey unterschieden der Glaubenssatz; mancher habe viele Glaubenssätze, und sey doch nicht geset auf Christum. Die Werke des Glaubens seyen eben so zu verwerfen, als die Werke der Hand, als Grund der Seligkeit. Die Reformirte und Lutherische Kirche seyen einig im Glauben, nur im Glaubenssatz verschieden. Der Redner sprach zuletzt eine Bitte aus: es ist eine üble Lage für den gläubigen Prediger unserer Zeit; sein Wort auf der Kanzel findet kein Echo; bei den Brüdern wird die Hand oft zurückgewiesen, besonders aber, wenn er das Wort wissenschaftlich durchdringen will. Wenn im Kampfe mit dem Unglauben, hervorgegangen aus dem Drang, wissenschaftlich zu überwinden, was aus der Wissenschaft hervorgegangen ist, wir das Herz uns wieder erwärmen möchten, so wirkt der Eifer uns fort, der hochmüthige Stolz stößt uns von sich. Man möge die Brüder nicht zurückweisen, die noch nicht willig der Augsb. Confession beistimmen.

Sup. Büchsel: wir haben den Gesichtspunkt der Frage verloren. Es handelt sich nicht um etwas Subjektives, sondern um die Kirche, wie diese sich verhalte zu den symbolischen Büchern.

Past. Drth: Nicht durch die Augsb. Confession sey er zum Glauben gelangt, und so gehe es Vielen; sie werde von Vielen wie jedes andere Buch angesehen. Jetzt erst sey die Frage nach dem Symbol angeregt. Er glaube, die Elemente, die es nicht mit Christo halten, werden sich ausscheiden; ständen wir aber bei den Symbolen fest, so blieben wir als Sekte zurück.

Past. Engel: Der Pred. Wislicenus habe jedes kirchliche Bekenntniß, welches die Norm der Lehre abgebe, abgewiesen, und nur seinen subjektiven Standpunkt festgehalten. Nach den Ansichten des Past. Eltester müsse dieser als Diener der Kirche stehen bleiben.

Past. Besser stellte den ersten beiden Sätzen des Past. Eltester

folgende Gegensätze gegenüber. 1. Die von demselben ausgesprochene Ansicht über das Verhältniß der Theologie zum Glauben läuft dem Principe, in welchem die Reformatorn lebten und webten, schnurstraks entgegen. Es ist durchaus kein in aut-aut zu fassender Gegensatz: „ob Theologie, ob Glaube gelehrt werden solle in der Kirche.“ Schon das Wort Theologie bezeugt, daß der Glaube eben das Object ist, welches sie lehrt. Freilich sollen nicht die dogmatischen Expositionen so nude erude der Gemeinde hingeworfen werden; aber die Lehrer der Gemeinde sollen allerdings Theologen seyn; was sie lehren, soll aus dem wohl unsichtbaren, aber doch fruchtbaren Boden gründlicher, theologischer Bildung erwachsen seyn. In Summa: Die Gemeinde soll die Arbeit der theologischen Erkenntniß nicht mit machen, aber sie soll die Früchte dieser Arbeit genießen. 2. Es ist schon oft gesagt worden, und wird nimmer widerlegt werden können, daß die Verpflichtung auf Symbole, sofern sie im Sinne des Paß. E. gefaßt wird („ich verpflichte mich, die Symbole nach der Schrift redlich zu prüfen“), ein eitles Spiel ist; in diesem Sinne könnte ich mich auch auf die Bedas der Indier verpflichten lassen. Gegen Paß. Drth wurde bemerkt: 1. Wohl Niemand von uns ist durch die Lektüre der Augsb. Confession zum Glauben an Jesum Christ gekommen; aber die Kirche hat uns geboren und an ihren Brüsteu gefügt, welche gegründet ist auf den Fels des Bekenntnisses Petri, des Bekenntnisses, welches in der Augsb. Confession am lautersten wiederholt und ausgelegt ist. 2. Wenn wir, dem Zeitgeist und seiner Strömung widerstehend, an solch Bekenntniß uns anklammern, so werden wir — sagt der brüderliche Gegner — als eine Sekte übrig bleiben; wöslan, es geschehe also —: „Das bekenne ich aber dir, daß ich nach diesem Wege, den sie eine Sekte heißen, diene also dem Gott meiner Väter, daß ich glaube Allem, was geschrieben steht im Gesetz und in den Propheten.“ Apostelgesch. 24, 14.

Missionspred. Röttcher: Das Beste, was man thun könne gegen die Demonstration der protestantischen Lichtfreunde, sey, feurige Kohlen auf ihr Haupt zu sammeln durch Gebet — worauf die Versammlung kniend das Erbarmen des Herrn über sie herabflehte.

Paß. Couard freut sich, daß Alle, die bisher gesprochen, im Glauben einig zu seyn scheinen. Der Glaubenssatz müsse der theologischen Entwicklung überlassen bleiben. Der Satz, den Paulus auf dem ersten Convent zu Jerusalem aussprach, und in dem die Juden- und Heidenchristen sich untrien: Sie glauben durch die Gnade unseres Herrn Jesu selig zu werden gleich wie auch wir, sey auch jetzt das Untrienne.

Pred. Nothe: Es sey ein Irrthum der Reformirten Kirche, daß sie Gemeinde und Kirche nicht gehörig von einander scheide. Der Gemeinde sey Verpflichtung auf Symbole nicht zuzumuthen, wohl aber den Dienern der Kirche, in denen der Glaube der gegenwärtigen Kirche mit dem Glauben der früheren Zeiten sich verbinden müsse.

E.-R. Pischon: Er sey auf die Conf. Sigismundi, die Gespräche zu Leipzig und Thorn verpflichtet. Die reformirten Theologen haben sich schon auf dem Gespräch zu Leipzig zu dem ganzen Inhalte der Invariata erklärt; auch im zehnten Artikel haben sie das Wort der Aug. zugestanden; aber bei näherem Eingehen erklärten die Reformirten, Leib und Blut Jesu werde genossen auf geistliche Weise; die Lutheraner dagegen, er werde oraliter, aber nicht äußerlich genossen, nicht capernaitisch. Wegen dieses Punktes zerstrug sich die Union. Ob nun jetzt dieselben

theologischen Spaltungen wieder eine Scheidewand aufrichten sollten? Wir müssen die Aug. annehmen in der Überzeugung, daß der wahre Glaube der Schrift in ihr enthalten sey. Der Artikel vom Abendmahl sey dunkel und dürfe nicht scheiden.

Dr. Harnisch: Es sey die Versammlung in zwei Lager getheilt. Die Einen wollten Freiheit in der Bewegung, die Anderen Geschlossenheit in den Reihen. Zur Augsb. Confession bekennen sich drei Arten Brüder. 1. Die Einen glauben, weil es die Kirchenlehre ist, obgleich sie selbst in einigen Punkten sich nicht klar sind. 2. Die Anderen haben untersucht, sie glauben, darum bekennen sie. 3. Wir erkennen, sagen die Dritten, daß wir in einigen Punkten nicht ganz mit ihr übereinstimmen, aber es ist die Urkunde unserer Kirche, darum werden wir nichts Anderes lehren, als was darin steht.

Paß. v. Schwen von Rügen: Bekenne man sich quatenus, so sey es in das Belieben des Subjektes gesetzt. Doch sey Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden; die Form sey vom Inhalte zu sondern, sonst mache man todte Menschen. Das Formelle falle dem Subjekt anheim.

Paß. Thomas: Die Verpflichtung der Geistlichen könne nicht weiter gehen, als auf das, was der Inhalt des Glaubens der Gemeinde seyn solle.

Paß. Petersen: Es könne nicht darauf abgesehen seyn, sich hier zur Unterzeichnung der Confession zu vereinigen, denn dadurch würde zugestanden, sie sey bis jetzt abgeschafft gewesen.

Paß. Regenspurg: Das Bekennen zur Kirche gehöre zur Stellung eines Dieners derselben; — wer nicht das wolle, müsse sein Amt niederlegen.

Paß. Kaufmann: Die zerstreuten Bausteine könnten nur durch Aufgeben der Subjektivität gesammelt werden. Man müsse sich heransarbeiten an die Bekenntnisschrift. Es sey tief innerlicher Hochmuth, daß Jeder sich herannähern wolle, diese erst zu prüfen. Es komme darauf an, sie recht zu verstehen und zu erkennen.

Der Vorsitzende erklärte: Wir sind zu dem Schluß gekommen, daß wir Jesum immer mehr Gestalt gewinnen lassen wollen in uns und den Gemeinden, auf daß diese Gestalt zu seiner Zeit im Bekenntniß sich ausspreche, sey es in dem alten oder in einem neuen, wenn es vom Geiste des Herrn gegeben werden sollte.

Mit dem Gesange des Verses: Das Wort sie sollen lassen stahn etc. und dem von dem Vorsitzenden gesprochenen Gebete wurde die Versammlung geschlossen.

Ergänzung.

Mit Bezug auf meinen Aufsatz: „Der evangelische Verein der Gustav-Adolphstiftung und der Hauptverein desselben in der Provinz Sachsen“ im Januarheft (Nr. 7. 8. 9.) dieser Zeitung erkläre ich nachträglich:

Daß die schon dort als wahrscheinliche Fabel bezeichnete, in zwei politischen Zeitschriften abgedruckte Nachricht, daß der Herr Domherr Dr. Großmann in Leipzig in den ständischen Versammlungen die Gestattung von Ehen zwischen Juden und Christen beantragen wolle, glaubwürdigen Versicherungen zufolge eine erdichtete ist.

X. Y. Z.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 29. Juni.

N^o 52.

Über den musikalischen Theil des Kultus in der Domgemeinde zu Berlin.

(Schluß.)

Erwägt man nun diese großartigen, in der Evangelischen Kirche bisher unerhörten Anstalten, um den Gottesdienst zu heben, zu schmücken, zu heiligen, so wird man gewiß diesem Bestreben das vollste Anerkenntniß nicht versagen können, sobald man nicht von vorne herein sich auf den Standpunkt der Reformirten stellt, und alle Kunst aus den Kirchen und dem Gottesdienst verbannen will. Allein je lebendiger dieses Anerkenntniß ist, desto enger wird auch die Frage nach dem, was jene Anstalten wirklich leisten, was mit diesen großen Opfern und Mitteln ausgerichtet ist. Der Eindruck, den wir durch den musikalischen Theil dieser Gottesdienste trotz des großen mit hinzugebrachten Interesses immer aufs Neue empfangen haben, wir müssen es gestehen, er ist durchaus nicht befriedigend. Es wird zwar sehr schön gesungen, auch sind die Gesangstücke, die wir hörten, in ihrer Art sehr tüchtig, allein uns wehte — und wir glauben hiemit einen sehr allgemein in der Gemeinde empfundenen Eindruck zu bezeichnen — stets eine fremde Luft aus den Gesängen an, so daß wir uns ganz entschieden nicht heimisch darin fühlen und finden konnten. Es ist uns dies, bei der festen und lebendigen Hoffnung, die wir auf dieses Institut als einen vorbildlichen, zur Nachahmung reizenden Typus für viele ähnliche, die Kirche schmückende Anstalten gesetzt hatten, ein tiefer Schmerz gewesen und deshalb glaubten wir, unsere Ansichten und Wünsche aussprechen zu dürfen, hoffend, daß eine hiedurch veranlaßte öffentliche Berathung aller Kundigen zur Erkenntniß und zur Beseitigung der vorhandenen Uebelstände führen werde.

I. Das Erste, was wir vermessen, ist eine klare Einsicht in das Wesen des Chorgesanges, in seine eigentliche Bestimmung und Bedeutung. Wir haben deshalb oft hören müssen, daß man die Existenz eines solchen als ein nothwendiges Übel bezeichnete, das nur als Surrogat so lange zu dulden sey, bis die Gemeinde auch diese dem Chor zugetheilten Sachen zu singen fähig seyn werde. So hat man, wie wir vernehmen, beim Dom es ausdrücklich in Aussicht genommen, alle Gesangstücke und namentlich auch den Psalm am Anfang des Gottesdienstes von der Gemeinde mitsingen zu lassen, wie denn in einige liturgische Gesänge schon jetzt hier und in anderen Kirchen die ganze Gemeinde, denn die Liturgie gestattet dies ausdrücklich, mit einstimmt. Noch Andere gehen so weit, wie die neuliche Pastoral-Conferenz in Berlin dies bestätigte, auch solches temporäres Surrogat nicht dulden, und den Chor, mit dem sie nichts anzufangen wissen, der sie

wohl gar nur an katholische Zustände erinnert, ganz aus der Kirche verbannen zu wollen. So fehlt es denn in der That an einem inneren Princip, welches eine bestimmte Scheide zieht zwischen dem Chor und der Gemeinde, und es macht durchaus den Eindruck der Willkür, wenn dieser Satz dem Chor, jener der Gemeinde, ein dritter beiden gemeinsam zugetheilt ist. Hieraus folgt, daß auch das Bewußtseyn der Gemeinde hierüber unklar bleibt, daß sie nothwendig das Unsichere und Unbehagliche dieser Unklarheit fühlt, und im Ganzen, wie wir zuversichtlich aussprechen, je lebendiger sie dem Gottesdienst bewohnt, desto mehr überall selbst an dem Gesange Theil zu nehmen wünscht und den Chor gleichfalls nach und nach zu beseitigen trachtet. Wäre dies richtig, hätte der Chor wirklich keine selbstständige Berechtigung im evangelischen Gottesdienste, so wäre es unseres Erachtens äußerst gefährlich, ihm eine Stelle zu gewähren, die ihm nicht gebührt, und gewiß thäte man wohl, sofort ihn nur als Grundlage und Stütze des Gemeindegesanges in Anwendung zu bringen, oder ihn ganz zu beseitigen. Es ist daher jetzt unsere Hauptaufgabe, die Berechtigung des Chors im evangelischen Gottesdienst zu erweisen, woraus sich seine richtige Benützung von selbst ergeben wird. —

1. Wir gehen davon aus, daß es das Wort ist, welches Gesang wird; daß ferner nur da der Gesang Wahrheit ist, wo ein inneres Bedürfniß das Wort zum Gesang erweitert, wo die Fülle des Geistes sich nicht fassen läßt in dem Zeichen des Wortes, sondern schaffend einströmt in den Leib, den die Welt der Töne dem Leben des Geistes bietet, das im Worte noch nicht vorhandene Ebenmaß herstellend zwischen dem Inneren des Geistes und dem Äußeren der Erscheinung. Das ist eine Jedem offen da liegende Thatsache, daß das Wort die Regel ist für unsere Äußerung und daß nur ausnahmsweise und in gesteigelter Gemüthsstimmung der Gesang an seine Stelle tritt. Auf diese ganz einfache Wahrheit ist vor allen Dingen auch im Gottesdienst zu achten. Soll der Gesang nicht etwas völlig Unnatürliches seyn und von seiner eigentlichen Lebenswurzel abgelöst, mithin dem inneren und meist dann auch dem äußeren Tode preisgegeben werden, so ist dieses sein natürliches Verhältniß zum Wort im Auge zu behalten. Der Gesang muß Wahrheit, er muß nothwendig, er muß mit dem gesprochenen Wort organisch verbunden seyn. Die Probe, ob dies im Gottesdienst der Fall ist oder nicht, liegt ganz einfach in der Theilnahme, in der Liebe und Begeisterung, mit der gesungen und der Gesang gehört wird. Denn damit sind wir keineswegs zufrieden, daß der Gesang von einer Gemeinde nicht gradezu abgewiesen wird, daß man gern singen hört und gerne singt, am Ende es aber auch eben so gern läßt und sich namentlich darum, wie und was

gesungen wird, nicht eben viel kummert. Das ist ein sehr trauriger Zustand, um so trauriger, als er sich fast überall findet. Wo Gesang Wahrheit ist, da begeistert er durch und durch, da ergreift er die ganze Seele und reißt sie mit sich fort in unwiderstehlicher Gewalt, da muß der Gesang selbst hiedon Zeugniß geben und jede Laune und Faulheit muß aus ihm verschwinden. Das vor Allem möchten wir gern zum Bewußtseyn bringen, welch ein hohes Gut der Gesang ist, wie die tiefsten Schichten des Gemüthes, alle Schleusen des Herzens sich ihm aufthun können und sollen und wie unverständlich dieses Gut unter uns wohnt, wie selten es uns ein wahres und unabweisliches Bedürfnis ist. Ist es nicht eine Entweihung dieses hohen und heiligen Gutes, ja ist es nicht unverständlich, zu singen, wo das Herz nicht dazu treibt, nur der Gewohnheit halber, und um den gemeinsamen Ausdruck des Wortes zu erleichtern? Wie würde im gewöhnlichen Leben ein solcher Mensch betrachtet werden, der Dinge, die er eben so gut und besser sagen würde, plötzlich und ohne innere Wahrheit zu singen begünne! Wir müssen dies in seiner ganzen Schärfe fassen, denn diese Erkenntnis, dieses Bekenntnis allein kann die Quelle eines neuen Segens werden.

2. Der Gesang im Gottesdienst beruht also gleichfalls auf seiner organischen Verbindung mit dem Wort. Wo dieses dem inneren Leben genug thut, da bedarf es keines Gesanges, der erst da eintritt und Wahrheit ist, wo das Wort nicht mehr der genügende Ausdruck des Geistes ist. Der Gottesdienst ist hierbei durchaus dem vollen wahren Leben jedes Einzelnen, nicht aber einer künstlerischen Leistung, bei der auch das Alltägliche vom Lichte der Kunst verklärt wird, die aber eben deshalb von der Wirklichkeit bestimmt geschieden ist, gleichzustellen. Es ergibt sich hieraus, daß die Momente im Gottesdienst für den Gesang herauszusuchen sind, in denen die Begeisterung, die Gluth der Andacht den höchsten Gipfel erreicht und deshalb das zwingende Bedürfnis hat, sich nicht bloß im Wort, sondern im Gesang auszuströmen. Es ergibt sich ferner, daß, da das Wort im Gottesdienst zweifacher Art ist, und theils an die Gemeinde ergeht — als Predigt, theils aus ihr selbst hervorbeht — als Gebet, der Gesang in dieser doppelten Beziehung von dem inneren Leben erfaßt und also in organische Verbindung theils mit der Predigt, theils mit dem Gebet gesetzt werden kann. Deshalb, vorausgesetzt, daß das predigende Wort die gleiche Berechtigung, die gleiche innere Nöthigung mit sich führt, Gesang zu werden, wie das betende, deshalb ist hiemit die Scheide gezogen zwischen dem Gesang, der der Gemeinde predigen, folglich an sie ergehen soll, und dem, der als Gebet aus ihr selbst hervorquillt, — zwischen dem Chorgesang und dem Gemeindegang. Hat aber wirklich die Predigt solchen Zug zum Gesange in sich, bedarf sie einer solchen Krönung durch die Musik, ist sie sich nicht völlig selbst genug, ja wird ihre Wirkung nicht geschwächt, die gewonnene Sammlung der Zerstreuung preisgegeben werden, sobald ein Gesang des Chors ihr irgend nahe tritt? Diese Frage ist mit einer zweiten eng verbunden, nämlich der, ob es dem Chorgesang jemals gelingen kann, eine der Predigt gleiche, ja sie versiegelnde und befestigende Wirkung hervorzu bringen? — Diese zweite Frage ist auf dem Gebiete der Erfahrung zu beantworten und muß unbedingt bejaht werden. Es gibt solche Gesänge, die grade von diesem Geist durchdrungen sind, der der Gemeinde predigt, die auf das Herrlichste dieses Amt der Predigt üben. Jeder, der sich hineingelegt hat in die reichen kirchlich-musikalischen Schätze des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, der die unsterblichen Werke eines Palestrina, Lotti, Leo, Lasso, Bach und vieler Anderer nicht bloß zum Kunst-, sondern zum Lebensgenuss, zur Stärkung des Glaubens mit heilsbegierigen Ohren vernommen hat, der muß bestätigen, was wir behaupten. Der Friede, der höher ist als alle Vernunft, die Seligkeit, die das Leben der Gläubigen ist, wird recht eigentlich in

unseren Herzen ausgegossen durch diese Töne, deren gewaltige Predigt nicht leicht übertroffen werden mag. Wahrlich, dieser Genossen braucht das predigende Wort sich nie und nirgend zu schämen. Weit entfernt, zu zerstreuen, sammeln und verbinden sie vielmehr alles Zerstreute, und weit entfernt, die Wirkung der Predigt zu schwächen, befestigen und verstärken sie sie grade um so viel, als der Ton die Gewalt und Macht des Wortes erhöht. Es ist indessen kaum zu hoffen, daß dieses aus der Erfahrung manches mit diesen Schätzen vertrauten Herzens gesprochene Zeugniß viel Glauben finden werde. Man hat sich, durch den jetzigen Standpunkt unserer Musik verleitet, daran gewöhnt, sie mehr als Spiel, selbst in der Kirche mehr als schönes Spiel des Geistes zu betrachten. Deshalb ist man so bedenklich dabei, und zwar auf sehr ehrenwerther Seite. Man hat sich gewöhnt, ihr höchstens die Wirkung zuzuschreiben, daß sie vorbereitend das Gemüth zurüsten könne, das Wort aufzunehmen und zu bewahren. Man verlegt sie daher an den Fuß des Berges, den die Andacht ersteigen soll, und meint, auf dessen Höhen wehe ein Geist, der das Gebiet der Kunst weit überfliege. Für unsere heutige Musik ist dies auch völlig richtig. Sie steht durchaus nicht auf der geistlichen Höhe, hat nicht die geistliche Weihe, welche ihr eine andere, als untergeordnete Stellung im Gottesdienste sichern könnte. Mit Nichten gilt dies aber von der Musik überhaupt. Und bevor man den Versuch nicht gemacht, und sich mit Herz und Sinn der Wirkung wahrhaft heiliger und deshalb auch heiligernder Musik im Gottesdienst nicht hingegeben hat, hat man kein Recht, hierüber abzusprechen. Gibt es nun aber solche Musik, die das Amt der Predigt unterstützt, ja die die Predigt des Wortes zu verstärken und in den Herzen zu besiegeln vermag, so glauben wir, wäre es völlig unbegründet, daran zu zweifeln, daß das Wort der Predigt selbst einen Zug zu solcher Versiegelung durch den Gesang in sich trage. Denn erstens liegt es überhaupt in der Natur jeder die Flügel der Begeisterung schlagenden Rede, daß sie nach der Musik sich hindrängt. Wie viel mehr noch gilt dies von der Predigt, die den ganzen Menschen in den Wurzeln seines Wesens, in den Tiefen des Gemüthes erfassen muß. Sollte es hier anders seyn, so wäre diese sonderbare Ausnahme besonders zu begründen. Dann aber können wir auch darauf hinweisen, wie groß die Wirkung und die Anhänglichkeit dafür in der Gemeinde ist, wenn das Wort des Predigers wirklich zum Gesang wird, wie es hier und da namentlich bei der Verkündigung der Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls noch üblich ist; wie in der That hierin eine Verklärung des Wortes offenbar wird, die uns die Ahnung einer großen Herrlichkeit, zu der wir berufen sind, in das Herz pflanzt und uns mit geheimnißvoller und wunderbarer Klarheit erfüllt.

3. Wir glauben hiemit dargehan zu haben, daß dem Chorgesang allerdings seine selbstständige Stellung im Gottesdienst gebührt, daß diese sich aber nur durch ihre Verbindung mit der Predigt rechtfertigt. Unter Predigt verstehen wir hier jede an die Gemeinde gerichtete Verkündigung des Wortes im Gegensatz zu dem aus ihr hervorgehenden Gebete. Namentlich also auch die Verlesung des Evangeliums und der Epistel, vor allen Dingen aber freilich das freie Wort des Geistlichen, mit dem er Evangelium oder Epistel in das Herz der Gemeinde hinein zu gründen und hineinzubauen sucht, mit dem er sie fortreißt von einer Stufe der Klarheit zur anderen, und sie also zu dem Ziele führt, wo die Rede an dem Gipfel der Begeisterung anlangt und zur Musik sich zu gestalten strebt. Hier ist diese dann volle Wahrheit und wird in dieser inneren notwendigen Verbindung mit dem Wort die ergreifendste Wirkung ohne allen Zweifel hervorbringen. Wir erinnern uns, vor Jahren in der hiesigen Parochialkirche bisweilen unmittelbar nach der Predigt, und nicht erst nach dem Segen ein dreimaliges Amen des Chors gehört zu haben. Selbst dieser kleine Anfang des hier Erstrebten konnte einen

großen unbergesslichen Eindruck nicht verfehlen. Ein schlagender thatsächlicher Beweis, daß dies die Stätte des Chorgesanges sey, war uns dies schon damals. Leider haben wir seitdem nie Ähnliches gehört. Festhaltend an dem Grundprincip, daß der Chorgesang in dem Herzen der Gemeinde volle Wahrheit seyn, daß diese also ihm ein tiefes und zwingendes Bedürfnis entgegenbringen muß, welches seine volle Befriedigung nur durch den Chorgesang erhält, also Jeder fühlen und anerkennen muß, hier sey das Nützliche und Nothwendige gegeben, festhaltend an diesem Princip können wir daher dem eigentlichen Chorgesang, dem, der nicht bloß den Gemeindegesang vertreten und ihn anbahnen, sondern wirklich ein selbstständiges Amt führen und verrichten soll, nicht anlegentlich, nicht dringend genug diese ihm gebührende Hauptstellung hinter der Predigt hinstellen, wodurch nicht ausgeschlossen, vielmehr gerechtfertigt wird, daß jede sich sonst im Gottesdienst findende Verfündigung des göttlichen Wortes gleichfalls von einem freilich verhältnismäßig eingerichteten, und etwa nur in einem Almen oder Hallenjah bestehenden Chorgesang gekrönt wird. Die Hauptstelle werde aber unmittelbar hinter die Predigt gelegt, und wir sind fest überzeugt, daß in diesem Boden allein dieser göttliche Baum zu gedeihen und Frucht zu bringen und seine Zweige über das gottesdienstliche Leben auszubreiten vermag, also daß wir in seinem Schatten wahre Labung und Stärkung empfinden. Man sage nicht, dies fordere eine wesentliche Änderung der Liturgie. Die jetzt vorgenommene ist um nichts unwesentlicher. Und gewiß würde das Kirchenregiment zu so wichtigen Versuchen gern die Genehmigung erteilen. —

II. Fragen wir nun aufs Neue, was die im Dom gesungene Musik vermischen läßt, warum sie uns fremd bleibt, so ist die Antwort zum Theil im Obigen enthalten. Es ist die Vermischung des Wesens des Chorgesanges mit dem des Gemeindegesangs, die Unklarheit, an der in dieser Hinsicht die getroffenen Anordnungen leiden. Zweitens aber ist es nicht minder die gesungene Musik selbst. Wir sprechen hier nicht als Musikverständiger, wollen vielmehr ausdrückliche das Urtheil in rein musikalischer Beziehung völlig suspendiren. Wir sprechen nur als Glied der Gemeinde, das berechtigt ist, jeden unkirchlichen Geist wie aus der Predigt, so auch aus der gottesdienstlichen Musik verbannt zu wünschen, ja zu fordern. Wir machen aber zugleich, in aller Bescheidenheit zwar, doch auch in aller Bestimmtheit darauf aufmerksam, daß nicht jeder Gläubige als solcher sich hierin schon ein richtiges Urtheil zutrauen darf, daß vielmehr die genaue Kenntniß der großen kirchlich-musikalischen Schätze der Vergangenheit und die Fähigkeit, mit ihnen die Leistungen der Gegenwart zu vergleichen, dazu gehört, um hier nicht irre zu gehen. Denn wir sind heut zu Tage so tief eingetaucht in theils barocke, theils sentimentale Musik, die ja so unbewußt in unser innerstes Wesen hineingiebt und schon das süße Gist in die Adern gießt, wo wir noch die herrlichste und reinste Labung zu genießen glauben; wir haben so sehr für die gesunde und kräftige, die wahrhaft heilige Speise der Musik den Geschmack verloren, daß wir nur zu geneigt sind, uns über die eigentliche Qualität der dargebotenen Nahrung völlig zu täuschen, daß wir erst nach langer und vertrauter Gemeinschaft mit den Werken heiliger Musik allmählig fähig werden, den Unterschied zu fassen. Es ist also nicht geizig mit dem Urtheil über die jetzigen Eindrücke des jetzt Gehörten, sondern es gehört eine nicht geringe und ausdauernde Arbeit dazu, zu einem richtigen Urtheil sich in unseren Tagen erst wieder fähig zu machen. Wer in größeren oder kleineren Kreisen den Übungen heiliger Musik lange beizuwohnen Gelegenheit gehabt, wird dies aus vollem Herzen bestätigen. Er wird es erfahren haben, wie erst nach und nach die Schuppen von den Augen fallen, und wie man recht eigentlich mit dem wachsenden Sinn für diese Musik von einem Gefühl der Genesung durchdrungen wird. Wir bitten also nochmals zu beherzigen, daß der kranke Geschmack einer

franken, musikalisch kranken Zeit nicht zu richten vermag über das, was zur vollen Gesundheit des musikalischen Lebens erforderlich und ihr eigen thümlich ist. — Aus eben diesem Grunde wäre es nun freilich auch ein vergeßliches Unternehmen, denen, die noch also kranken, den Unterschied zwischen der modernen und der heiligen Musik verständlich oder gar so erweislich machen zu wollen, daß sie consentiren müßten. Es kommt eben hiebei auf das eigene Organ und dessen Bildung an, die Musik zu fassen, das Verhältniß der Form, die sie gibt, zu dem kirchlichen, ja heiligen Geist, der sich in diese Form ergießen soll, zu verstehen. Wir können daher nur **Zeugniß geben**, daß es eine andere Musik gibt, in der ein anderer Geist weht, und die nichts von modern-weltlicher Empfinden, nichts von weltlichem Schmerz und weltlicher Lust an sich trägt. Wir können nur darauf hinweisen, daß die Zeugnisse aller derer, die wahrhaft gelebt haben in solcher Musik, hierin übereinstimmen bis auf unsere Tage. Wir können nur auffordern, dringend auffordern, den Versuch zu wagen, und selbst herzutreten, selbst zu sehen, selbst zu prüfen. Gewiß, man wird es nicht zu bereuen haben. „Wir heben nicht die Welt des Menschen aus den Angeln und schleudern ihn urplötzlich etliche Jahrhunderte rückwärts, wenn wir die Weise eines Palestrina, Lasso und Anderer zum Muster für kirchliche Compositionen aufstellen, sondern besinnen uns damit nur zu der alten Wahrheit, daß jene acht klassischen Werke eben so wenig altern können, als die Erzeugnisse der antiken bildenden Kunst, und sind dabei gewiß überzeugt, sie zu allen Zeiten in ihrer wahrhaft majestätischen Größe und acht kirchlichen Würde anerkannt zu sehen, so grimmig sich auch die Freunde moderner Musik dabei begehren mögen.“ So Thibaut in dem trefflichen Büchlein „Einheit der Tonkunst“. Und wie hoch den evangelischen Kirchengesang v. Winterfeld in seinem neuesten Werke *) stellt, wie lebendig er wünscht, ihn in der Kirche wieder heimisch zu sehen, das denken wir bald in einer ausführlichen Anzeige dieses leider noch nicht vollendeten Werkes den Lesern der Ev. K. Z. vor die Seele zu führen. „Die wahre Heimath solcher Werke ist die Kirche; erst wenn sie es ihnen wieder geworden ist, werden wir eine heilige Tonkunst besitzen.“ Und hienit meint er die reichen Schätze, die auf Deutschem Boden der unendlich reiche Strom der evangelischen Kirchenmusik über uns ausgegossen hat. Wir wollen hier nur zwei Namen nennen: Johannes Eccard, der durch v. Winterfeld's Bemühungen erst jetzt der Vergessenheit wieder entzogen ist, und Sebastian Bach, dessen größtentheils gleichfalls für den Gottesdienst geschriebenen Gesangswerke wir nicht einmal vollständig sammeln, geschweige denn durch Aufnahme in die Kirche zum wahren Leben und Wirken bringen. Was greifen und suchen wir denn umher nach immer neuen Dingen, deren Kraft wir noch nicht kennen, deren evangelischer Geist nicht bewährt ist, da wir doch eine wahre Schatzgrube der großartigen, herrlichsten, acht evangelischen Musik besitzen! Eccard hat Festgesänge geschrieben, wie sie nicht passender und trefflicher gedacht werden können. Da ist kein falscher Pomp, keine Unruhe und Angst, keine Sentimentalität und liebende Weichheit, sondern der tiefste, heiligste Ernst, der vollste Frieden des Geistes, da ist recht eigentlich das, was uns Noth thut, diese Gesundheit, diese Einfachheit, diese Pracht ohne Eitelkeit, diese Zartheit ohne weibliches Wesen, diese Kraft ohne Lärm und Geschrei. Die trefflichste Ausgabe dieser Lieder ist in den Beilagen zu dem erwähnten Werke Jedem zugänglich. Warum gehen wir denn nicht hinzu und lassen unsere Seele speisen und laben von diesem Meister, der überdies in Preußen lebte und wirkte und grade hier in Berlin unter dem Churfürsten Johann Sigismund sein

*) Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsetzes. Leipzig 1843.

Leben beschloß. Und Seb. Bach mit seinen Vorfahren Johann Christoph und Johann Michael Bach, wie haben auch sie in so reichem Maße grade das uns dargereicht, was uns erbauen kann! Seb. Bach hat bekanntlich Jahrgänge von Kirchenmusikern für jeden Sonntag geschrieben. Nur wenige hiebon sind veröffentlicht. Warum lassen wir sie im Staub der Bibliotheken unbenuzt liegen und dem völligen Ruin entgegenmodern! Gewiß, die Schätze dieser Deutschen, die Schätze der Italienischen und Niederländischen Schulen bieten eine solche Fülle von Gesängen, wie sie grade für unseren Gottesdienst geeignet sind, daß nicht der Mangel, sondern höchstens der Reichthum die Wahl schwierig machen kann. —

Fassen wir unsere Wünsche zusammen, so sind sie folgende:

1. Man scheide klar Chor- und Gemeindegang und gebe Alles, was dem letzteren gehört, diesem wirklich und vollständig zurück, wobei allerdings nicht ausgeschlossen ist, daß der Chor den Gesang der Gemeinde anführt und leitet.

2. Eben so gebe man dem Chor zu seinem selbstständigen Wirken das hierzu geeignete Feld und lasse ihn nur da auftreten, wo die Gemeinde innerlich ganz vorbereitet dazu, wo der Chorgesang für sie ein wahres Bedürfnis ist. Man lasse auf Coangelium und Epistel ein Gloria, Amen, Hallelujah oder andere kurze Gesänge folgen. Der Hauptgesang des Chors schließe sich aber an die Predigt an, sie erklärend und trönend. *)

3. Man lasse nur bewährte, in der Kirche bewährte Gesänge singen und traue hiebei dem heutigen Geiste weniger als dem Geist der großen Zeit, der wir überhaupt unser evangelisches Erwachen verdanken. Man wähle z. B. das unschreiblich herrliche, noch neulich in einem Concert in der Garnisonkirche ausgeführte Gloria von Palestrina, oder wenn ein Orchester da ist, das bekannte Gloria von Lotti mit dem tief ergreifenden et in terra pax, in dem sich eine unendliche Fülle des Friedens in Herz und Seele gießt, und man wird eine Glorie um das verlesene Gotteswort ziehen. In der Passionszeit lesen sich statt dessen die großartigen Crucifixus von Lotti, das Adoramus von Vetti, das Adoramus von Palestrina und wirklich Unzähliges von gleicher Heiligkeit zur Ausführung bringen. Sinter der Predigt aber nehme man Deutsche Musik, deren charakteristischer Unterschied von der Italienischen darin besteht, daß, während jene eine geistige Glorie um das Wort zieht, diese sich in das Wort versenkt und die Tiefe seines geistigen Gehaltes vor die Seele malt. Während dort die Bestimmtheit und Klarheit des speciellen geistigen Gehaltes nicht herausgehoben, vielmehr immer nur die Grundtöne des ewigen Lebens angeschlagen, der tiefste Friede, die seligste Freude im heiligen Geist der Seele eingegeben werden, ist es hier eben die Bestimmtheit und Klarheit des Wortes, die von den Tönen ausgeht, durch sie zum Verständnis gebracht wird. Wie oft ist es uns begegnet, daß ein Wort der Schrift durch eine Sachliche Cantate eine ganz neue Bedeutung für unser Herz bekam, daß neue Liebe dafür geweckt, durch das Ergreifen von seiner Vermählung mit den Tönen ein neues Verständnis gewonnen wurde! Und so ist es Vielen ergangen, wie wir aus Erfahrung wissen. So kann es der ganzen Gemeinde ergehen, wenn sie sonntäglich Gelegenheit findet, in diese Schätze sich hineinzuleben und hineinzulieben. —

Wir könnten jetzt schließen, da unsere eigentliche Aufgabe gelöst ist. Allein zweierlei möchten wir in verwandter Beziehung wenigstens noch andeuten, die nähere Ausführung vielleicht einer anderen Gelegenheit vorbehalten.

Das Erste betrifft den Gemeindegang und das Orgelspiel. Wir können nicht laut genug rühmen, wie sehr wir im Dom dadurch erbaut wurden. Nicht als wenn das Singen der Gemeinde so sehr schön klänge. Gewiß, da bleibt noch unendlich viel zu wünschen. Ja, es singen sogar leider noch viel zu Wenige ordentlich und kräftig mit. Manche schweigen ganz, Andere scheinen es wie eine Privatsache zu behandeln, als ob der Nachbar nichts davon zu hören brauchte. Dies ist sicher Unrecht. Das Lob Gottes im Gesang der Gemeinde muß ein recht ge-

meinsames, ein recht volles und frisches seyn. Wer es nicht also mit anstimmt und nicht grade der Gemeinschaft dabei froh wird, der beraubt sich selbst und die Gemeinde eines großen Segens. Was uns aber erbaute, ist der erste Schritt, der hier gethan ist zu einer wahren Belebung des Chorals, durch Fortlassen der Zwischenspiele, durch etwas rascheres Tempo, durch würdige Behandlung der Orgel. Wir sind der festen Überzeugung, daß der Choral, falls er wieder wahres Leben gewinnen und von seinem todtten und faulen Wesen auferstehen soll, ganz umgestaltet werden muß. Wir wissen aber wohl, daß dies bei der jetzigen Gewöhnung der Gemeinden nur sehr allmählig geschehen kann. Der gemachte Anfang ist als solcher völlig ausreichend. Der zweite Schritt wird etwa der seyn können, daß man bei Liedern, die zwiefachen Takt haben, wie z. B. „Eins ist noth“, den dreitheiligen Takt nicht, wie wir das im Dom hörten und in mehreren anderen Kirchen ebenfalls, nach den einzelnen Schlägen, sondern nach den ganzen Takten in der Bewegung dem viertheiligen gleichstellt, so daß die einzelnen Schläge im dreitheiligen Takt rascher werden und hiedurch der Charakter des Triplastischen mehr heraustritt. Es werden ferner ganze Lieder und oft im Triplastischen, und in einem Tempo, der diesen schon im Takt liegenden Rhythmus recht heraushebt, zu singen seyn, um die Gemeinde zu einem wahren Singen, nicht der einzelnen Sylben wie jetzt, sondern der Zeilen nach Sinn und Rhythmus zu gewöhnen. Endlich wird man sie und da auch einen ursprünglichen Rhythmus durch den Chor vortragen, und somit die eigentliche wahre Gestalt der Melodien wieder in's Leben rufen können. Die Gemeinde wird sich gewöhnen, dem vorfindenden Chöre allmählig auch hierin zu folgen. Allein dies Alles ist noch in weiter Ferne. Muß man doch jetzt schon hie und da hören, man könne im Dom nicht mehr ordentlich mitlingen, da es zu rasch gehe. Ein sehr trauriges Zeichen vom Untergang eines wahrhaft lebendigen Gemeindegangs und des Sinnes dafür! —

Das Zweite betrifft die liturgischen Gottesdienste, welche hie und da, freilich nur sehr vereinzelt, am Dom aber leider, so viel wir wissen, noch gar nicht in's Leben getreten sind. Wir halten nichts für geeigneter, den Sinn der Gemeinde für Kirchenmusik wieder zu wecken und sie vorzubereiten, auch größere Werke künftig nicht nur mit Geduld, sondern mit wahrer Erbauung im Gottesdienst anzuhören. Allein, so sehr wir diesen liturgischen Gottesdiensten das beste Gedeihen und die allgemeinste Theilnahme wünschen, so sehr wir namentlich hoffen, daß am Dom recht oft sich wiederholende, regelmäßige Gottesdienste der Art eingerichtet werden möchten, *) so müssen wir doch auch hier sehr bestimmt warnen, den jetzigen Standpunkt der Gemeinde nicht zu verlassen. Das Maß, das sie zu fassen vermag, ist nur gering. Es würde daher sehr übel angebracht und der guten Sache schädlich seyn, wenn man sie durch zu lange Dauer des Gottesdienstes überfüllen wollte, zumal wenn die freie Rede, Predigt oder Gebet, ganz davon ausgeschlossen seyn sollte. Kurz und kräftig möge er daher seyn und ja von Allem sich fern halten, was den Charakter der Willkür und Spielerei an sich trägt. Vor allen Dingen aber Sorge man auch hier dafür, daß der Chorgesang Wahrheit werde und bleibe, daß er seine richtige Stellung erfülle, ja daß er nie ohne innere Vorbereitung, ohne inneres Bedürfnis in der Gemeinde angewendet werde. Nicht als bestimmtem Rath, sondern mehr als Frage wollen wir schließlich die Bemerkung hinzufügen, daß die Aussetzung der Sakramente ganz besonders geeignet seyn möchte, diesen Gottesdiensten den wahren Kern und Gehalt zu geben, der ihnen jetzt zu fehlen scheint. Während der Austheilung des heiligen Abendmahls, während des Taufaktes würden selbst größere Chorgesänge von der ergreifendsten Wirkung seyn, und sicher in den höchsten Lebensakt der Gemeinde auf das innerlich Harmonischste einfließen. Gewiß hat Jeder schon erfahren, wie tief ein Chorgesang grade in diesem Augenblick, da man zum Tisch des Herrn tritt, ergreift, wie ganz empfänglich dann die Seele dafür ist. Die großartigen Gesänge der Italienischen Schule würden in dieser Beziehung den reichsten Stoff zur Auswahl bieten. —

Und so sey denn dem Herrn diese gewiß nicht geringfügige Angelegenheit seiner Kirche besohlen!

*) Dies erfordert natürlich, daß die Geistlichen, wie die Gesänge der Gemeinde, so auch die des Chors auswählen, damit sie mit der Predigt im Einklang stehen. Die hierzu nöthige Kenntnis solcher Chorgesänge dürfte nicht schwer in besonderen Übungen des Chors zu erwerben seyn.

*) Wir können hiebei den Wunsch nicht unterdrücken, daß dieses ganze Institut des Sängerkorps noch großartiger und fruchtbringender gestaltet und namentlich eine Schule für Organisten und Cantoren, überhaupt ein geistliches Conservatorium damit in Verbindung gesetzt, also nicht bloß das gegenwärtige, sondern auch das zukünftige Bedürfnis, nicht bloß das der Domgemeinde, sondern das Bedürfnis der ganzen Kirche in's Auge gefaßt werden möge. —

Evangelische Kirchen = Zeitung.

H e r a u s g e g e b e n

von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., d. letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Funfunddreißigster Band.

J u l i b i s D e c e m b e r 1 8 4 4 .



Berlin,

bei Ludwig Dehmgte.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 3. Juli.

N^o 53.

Die sogenannten protestantischen Freunde und die Evangelische Kirche.

Der Gerechte wird seines Glaubens leben, das ist das Wort, das unserem Luther im tiefsten Grunde seines Herzens geschrieben stand. Die Gerechtigkeit aus dem Glauben ohne des Menschen Verdienst, das ist Kern und Stern der Evangelischen Kirche, und um diesen Mittelpunkt allein haben sich von je her ihre Bekenner gesammelt, und können sich auch in Ewigkeit nur um diesen Punkt einigen. Wo je dieses Licht verdunkelt wurde, oder wo man einen Schleier menschlicher Weisheit darüber zog, da mußte die Kirche leiden und in Verfall gerathen. Lange genug ist von der Kirche wenig mehr die Rede gewesen. Man begnügte sich mit subjektiver Frömmigkeit und subjektiver Redlichkeit, und die Art und Weise, wie die Einzelnen zur Befehring oder zum Glauben kamen, subordinirte sie nicht dem Glauben der Kirche. So wie der Geistliche sich berechtigt hielt, seine subjektive Ansicht auf der Kanzel vorzutragen, so war sich die Gemeinde ihrer Stellung zur Kirche völlig unbewußt. Wenn nun in unseren Tagen wieder von der Kirche die Rede ist, so kann auch nur wieder die Gerechtigkeit aus dem Glauben der Einigungspunkt seyn, um den sich die Glieder sammeln. Man hat der Evangelischen Kirche kein größeres Unrecht thun können, als wenn man sie dargestellt hat, als allein aus der Negirung katholischer Irrthümer entstanden. Wenn man dadurch ein Glied unserer heiligen Kirche würde, so wären auch alle die rechte evangelische Christen, die schon längst mit dem Aberglauben der Katholischen Kirche, den wahren und lebendigen Glauben abgelegt, die das Kind mit dem Bade ausgeschüttet haben, und jetzt in der Irre nach eigener Weisheit oder, was dasselbe ist, nach ihres Fleisches Lust wandeln. Es ist schon oft ausgesprochen und nachgewiesen, daß der Nationalismus und Katholicismus im Wesentlichen, in ihrem Principe, übereinstimmen, nämlich darin, daß dem Worte Gottes seine alleinige Gültigkeit geraubt wird, daß es nicht die alleinige Norm in Glaubenssachen seyn soll, und daß Christi Verdienst nicht der alleinige Grund unserer Seligkeit, sondern daß der Menschen Werk und Verdienst gelten solle; daher hat der Satan auch der Evangelischen Kirche keine tieferen Wunden schlagen können, als dadurch, daß er menschliche Vernunft und eigene Gerechtigkeit hat predigen lassen auf Kanzel und an Altären. Es ist offenbar, die Evangelische Kirche will sich ermannen, und wenn auch ganze Landesstriche noch in des Todes Banden liegen, und wenn auch ganze Gegenden der Wüste ähnlich sind, da kein Same gesät wird, und keine Frucht gedeihet, so erheben sich doch immer mehrere Stimmen, und kündigen den nahen Frühling an; ja es ist klar, die Nacht ist ver-

gangen, Zeit und Stunde ist da, aufzustehen vom Schlaf. Aber am Morgen kämpft Licht und Finsterniß, und im Frühlinge Kälte und Wärme. Der Kampf ist das Lebenselement der Kirche. So wie nun aber durch das neu erwachende Leben die Lehre der Kirche wieder mehr in den Vordergrund geschoben ist, so hat auch die Opposition eine andere Stellung und Wendung angenommen. Wir sehen daher, daß die sogenannten protestantischen Freunde auf ihrem Convent zu Rötten am 29. Mai d. J. ihre Angriffe direkt auf die Kirche richten. Der von ihnen hoch verehrte Vorsteher des Vereins, Pastor Uhlisch, ist der Meinung, daß die Kirche an allem Unheil in der Welt schuld sey, und verwirft die Grundlehren der Kirche: von der Erbsünde, von der Versöhnung durch Jesu Blut, von der Dreieinigkeit und von der Gottheit Christi. Als in Berlin in der Pastoral-Conferenz am 6. Juni, der in der Ev. K. Z. Nr. 46. von dem Prof. Guericke erstattete Bericht über den Rötthener Convent von einem Mitgliede vorgelesen wurde, ging ein Gefühl der Trauer und des Unwillens durch die ganze Versammlung, und Einer nahm das Wort und stellte folgende Gesichtspunkte auf, unter welchen diese Angelegenheit zu betrachten sey. Er sagte:

1. Diese sogenannten protestantischen Freunde sind Glieder der Kirche; sie sind mit demselben gnadenreichen Wasser der Taufe besprengt, sie sind durch die Ordination mit demselben Bischofsamte betrauet wie wir, und sollten de jure mit uns bekennen und zeugen. Wir dürfen sie nicht vornehm verachten, als hätten wir nichts mit ihnen zu thun, das würde aus dem Fleische seyn.

2. Diese Männer sind leidende Glieder der Kirche. Wenn in diesen Tagen der Erquickung vom Angesicht des Herrn, das unseres Herzens Freude ist, daß wir spüren, wie der Herr sich zu uns bekennt, so muß ein tiefer Schmerz uns durchdringen darüber, daß jene armen Nichtchristen nicht unter uns seyn und mit uns sich freuen können. Weil sie sich zum Herrn nicht halten, kann sich auch der Herr zu ihnen nicht halten.

3. Dieser Schmerz wird zu dem rechten Mitleiden dann werden, wenn wir, was sie gethan haben, zugleich als eine Klage wider uns betrachten. So lange schon treiben die armen, in der Irre gehenden Brüder in Rötten ihr Wesen; wir haben schon vielfach darüber geredet — aber auch vielfach gebetet, geweint, gezeugt? Wo ist die Synode, die gegen dies abtrünnige Volk in heiligem Eifer öffentlich Zeugniß abgelegt hätte? Wo ist in unseren, in der Gläubigen Herzen die Liebe, die sich schier zu Tode geeifert hat über diese armen Seelen? Wenn wir ihre Seelen brünstiger liebten, so würden wir ihre Sünden ernstlicher hassen.

4. Wir haben in diesen Tagen in unserer Missions-Con-

ferenz das Wort vernommen, das wir gewiß wie einen Pfeil im Herzen mit heim nehmen werden: „Wenn die Stummen lernen werden zu reden, dann werden die Tauben lernen zu hören.“ So möge denn der Herr die Jungen seiner stummen, lieblosen und feigen Knechte lösen, daß wir recht reden und zeugen! Ob unser Zeugniß bei den Tauben ein Hören zum Leben oder zum Tode wirke, das legen wir in des Herrn Hand. Eins sollen wir wollen, daß sein Name geheiligt werde; ob in denen, die er befehrt von der Finsterniß zum Licht und sie annimmt wie der Vater den verlorenen Sohn — ob an denen, die widerstehen und darum zu Schanden werden, ein Mann dem Herrn sehn müssen, das legen wir in seine Hand, wir thun es aber als solche, die der Bischöfe Eigenschaft an sich haben, daß sie die Bösen nicht tragen können (Offenb. 2, 2.), aber nur, indem wir sie mit desto dringenderer Fürbitte dem auf die Achseln legen, dessen Geduld wir achten sollen für unsere Seligkeit.

5. Das Wort des Propheten Ezechiel, das uns so eben in's Herz gerufen ist: „Du Menschenkind, ich habe dich zum Wächter gesetzt über das Haus Israel, du sollst aus meinem Munde das Wort hören und von meinem Wege warnen, wenn ich dem Gottlosen sage, du mußt des Todes sterben, und du warnest ihn nicht u. s. w.“ K 3, 17., weist uns die rechte Stellung an zu den armen Gemeinden, welchen jene Männer mit reinem Wort und Sakrament dienen sollen. Wir sind freilich zunächst über unsere einzelnen Gemeinden zu Wächtern gesetzt, aber es ist separatistisch und streitet gegen den Begriff unseres Amtes, wenn wir unbekümmert zusehen, wie vor unseren Augen theuer erkaufte Seelen um ihrer Seelen Seligkeit betrogen werden, so sollen wir ihnen denn bezeugen „mein Volk, deine Tröster verführen dich.“ Jes. 3, 12.

6. Das aber ist unsere Freude mitten in unserer Klage, daß der Kirche des Herrn auch diese Schmach, welche über sie gehäuft wird, Früchte der Ehre tragen, daß es geschehen wird vor unseren Augen: Speise wird ausgehen von diesen Treßern in Köthen und Süßigkeit von den Gewaltigen! —

Wenn nun auch zu erwarten steht, daß das Consistorium diese beklagenswerthen Auftritte in Köthen näher untersuchen wird, so scheint es doch eine Pflicht und ein Recht der treuen Glieder der Kirche zu seyn, entschiedenen Protest gegen solche öffentliche und freche Verhöhnung des Glaubens einzulegen. Preußen hat einst Deutschland gerettet von leiblicher Tyrannei und Knechtschaft, und merkwürdig ist es, daß grade in den Jahren, als der Feind im Lande war, und das Vaterland brandschagte und kläglich drückte, daß grade in dieser Zeit der gewaltige Umchwung in unserer Civil- und Militärverfassung geschah, so daß, als der König rief, das ganze Volk wie ein Mann aufstand und sich um die alten berühmten Fahnen sammelte, und den Feind zum Lande hinaustrieb. Die sogenannten protestantischen Freunde haben nach dem oben erwähnten Bericht sich recht als die Feinde der Protestantischen Kirche bewiesen. Vielleicht hat Gott Preußen ersehen, noch einmal für die Deutsche Sache zu kämpfen, denn das Evangelium und Deutschland gehören zusammen und

Deutschland wird immer das Herz der Evangelischen Kirche bleiben. Wer aber ein Streiter in diesem heiligen Kriege seyn will, muß wieder zu der alten Fahne schwören, und wir müssen wieder die alte Fahne, die heilige Augustana hochheben, und uns redlich und treu zu ihr bekennen. Die Evangelische Kirche ist aus dem Kampf gegen den Papiismus hervorgegangen, und kann nur im Kampf ihr Kleinod bewahren. Wenn aber der Herr spricht: Ich bin nicht gekommen zu bringen den Frieden, sondern das Schwert, so darf man nicht überhören, daß er auch gesagt hat, daß das Reich Gottes nur durch Buße und Glauben kommt, wer daher ein Streiter für die Sache des Herrn seyn will, der muß, ehe er zu den Waffen greift, seine Hände zweimal reinigen, einmal durch die Thränen der Buße, das anderemal durch das Blut der Versöhnung, denn wir haben kein anderes Schwert, als das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes.

Am frechsten und unverhohlensten scheint der Pastor Wislicenus aus Halle in Köthen seinen Unglauben bekannt zu haben. Zuerst bewirft er das formale Princip der Kirche, läugnet die Autorität der Schrift und erklärt, daß seine Lehre nicht christlichgemäße sey; sodann greift er die Lehre der Kirche von der Person Christi an und untergräbt damit auch das materielle Princip der Kirche. Es ist klar und einleuchtend, daß er in dieser Art sich und die Kirche von einander geschieden hat. Mit welchem Herzen mag dieser Mann auf der Kanzel stehen und das Wort Gottes vor Augen haben, das da spricht: „Wer da nicht glaubet, der wird verdammt werden.“ Mit welchem Herzen mag dieser arme Mann an dem Altare des Herrn stehen und die Sakramente verwalten, denn Christus ist ihm „entstanden wie jeder andere Mensch“. Die Co. R. 3. hat schon einmal wider den Unglauben, der in Halle sein Haupt erhob, wacker gekämpft, daher mag sie denn noch einmal ihren Mund aufthun und zeugen von dem, der der Sohn des lebendigen Gottes ist und Worte des ewigen Lebens hat, in dem die Hülle der Gottheit wohnte und durch den Gnade und Wahrheit von Gott geoffenbaret ist.

Der Vater Ventura vergleicht in einer Predigt zu Anfang dieses Jahres den Protestantismus mit dem verlorenen Sohne, welcher aus dem väterlichen Hause noch einen großen Borrath mitgenommen habe; jetzt, wo er nun diesen beinahe ganz vergeudet, siehe er auf dem Punkte zu hungern und zu darben, und sich nach dem Vaterhause zurück zu sehnen. Er sagt: die Protestanten glaubten nicht mehr an den Inhalt der Augsburgerischen Confession, der 39 Artikel u. s. w., sondern völliger Unglaube, völlige Anarchie und Auflösung sey der herrschende Zustand. Welch ein Triumph mag in der Katholischen Kirche sich regen über die Vorgänge in Köthen, denn bessere Bundesgenossen wider unsere Kirche kann der Papiismus sich nicht wünschen, als er an diesen protestantischen Freunden hat. —

Es gehört in unseren Tagen zu der Knechtgestalt der Kirche, daß selbst die, die es sonst recht tren und redlich meinen, sich zu der Confessio Augustana nicht entschieden und bestimmt bekennen. Aber Unrecht ist es und bleibt es doch immer, wenn

man die verbindende Kraft derselben will in Frage stellen. Wenn die Symbole sind wie die Mauer um die Kirche, so ist in Köthen der Angriff nicht mehr auf diese gerichtet, sondern auf das Herz im Reibe der Kirche selbst, auf die Person des Herrn der Kirche; das kommt aber davon her, daß man die Mauern so schlecht vertheidigt. Wenn wir auch den Verfall und die Zerrissenheit der Kirche beklagen, so dürfen wir uns doch nicht stellen, als ob der Grund und Boden derselben verloren gegangen sey. Jeremias, der weinend auf den Trümmern Jerusalems saß, und die Füchse über den wüsten Berg Zions laufen sah, reissagte doch von der Herrlichkeit der Stadt Gottes. Wenn in unseren Tagen über die Geltung der Augsburgerischen Confession hin und her gesprochen wird, so sollte man vor allen Dingen die Frage untersuchen, ob nicht jeder Diener der Kirche verpflichtet sey, sich zu ihr zu bekennen und sich ihr zu subordiniren, oder ob die Kirche je ihre Diener von dieser Verpflichtung habe freigesprochen. So viel Demuth muß ein Kind gegen die Mutter haben, daß es wenigstens schweigt, wo es die Mutter nicht begreift und versteht. Wir dürfen uns nicht stellen, als wollten wir die Kirche erst gründen und bauen; sie ist lange vor uns dagewesen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwinden. Die Kirche hat es nie gestattet, und kann es auch nie zulassen, daß Jeder seine eigene Weisheit oder seine subjektive Überzeugung, darum weil es ihm Weisheit zu seyn scheint, oder ihm zur Überzeugung geworden ist, lehre und predige, wir sind nicht Herren der Kirche, sondern Diener der Kirche und sollen den Gemeinden sagen, was uns als Dienern aufgetragen ist.

Zum Schlusse möchte ich den Pastor Wislicenus noch recht ernstlich bitten, sich in der Stille aufrichtig zu prüfen, ob er bei seinem, in Köthen ausgesprochenen Unglauben wohl noch ein Prediger in der Evangelischen Kirche bleiben kann, oder ob es nicht besser ist, sein Brod in anderer Art zu essen, als durch Heuchelei und Unwahrheit? — Wie mag es ihm um's Herz seyn, wenn er mit dem Munde spricht: Ich glaube an Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, der empfangen ist von dem heiligen Geiste und geboren von der Jungfrau Maria u. s. w., und in seinem Herzen denkt, es ist nicht wahr, und er muß doch so sprechen sonntäglich und bei jeder Taufe am Altare des Herrn, der das Herz ansieht. Herr General-Superintendent Röhr meinte zwar, es gehöre ein General-Pächter-Vermögen dazu, um des Glaubens willen sein Amt niederzulegen. Aber Herr Röhr hat doch schon aufgehört, eine so große Autorität zu seyn, wie er früher war. Wenn Herr Pastor Uhlich sein Kirchenkleid anlegt, und denkt, die Kirche ist an allem Unheil schuld, und ist sich doch alle Tage am Tisch der Kirche satt, so dünkte ich, solche Leute müßten sich doch heraushehnen aus einem Amte, das sie, von ihrem Standpunkte aus, nöthigt, Wahrheit und Ehrlichkeit mit Füßen zu treten, und lieber in anderer Art ihr Brod zu erwerben suchen. Freilich viel schöner wäre es, wenn alle Lichtfreunde das Irthum verließen, und sich sammelten um den, der allein das Licht der Welt ist, und der, der die Herzen der Menschen regiert, wolle auch an ihren Herzen arbeiten, damit sie er-

fahren, wie selig es ist, den Herrn zu lieben und ihm zu dienen im Geist und in der Wahrheit.

B.

B.

Nachrichten.

Bericht über die Generalversammlung der Norddeutschen Missionsgesellschaft zu Moskau vom 14. bis 18. Juni 1844.

Am 13. Juni hatten sich die stimmbfähigen Deputirten der Vereine der Norddeutschen Missionsgesellschaft, einige zwanzig an der Zahl, so wie eine noch größere Zahl beratender Mitglieder der Gesellschaft und Missionsfreunde aus Mecklenburg und den benachbarten Ländern in Moskau zur diesjährigen Generalversammlung eingefunden.

Den 14. Juni nahmen die Versammlungen ihren Anfang unter Gesang und Gebet, gesprochen von dem erwählten Präsidenten Prof. Dr. Krabbe. Nachdem derselbe die Tagesordnung bekannt gemacht hatte, wurde zuerst der Bericht des Verwaltungsausschusses, der in Hamburg seinen Sitz hat, vom Schriftführer desselben, Dr. Sübbe, verlesen. Mit Dank gegen Gott konnte sich die Gesellschaft ihres Wachstums erfreuen, indem die Zahl der stimmbfähigen Vereine auf elf gestiegen und zuletzt noch Glückstadt hinzugezogen war. Ihre Missionsthätigkeit hat die Gesellschaft auf Neu-Seeland und in Ostindien begonnen. Dorthin sind zwei ordinirte Missionsprediger, Wohlers und Kiemen-schneider, und zwei Missionsgehülfen, Heine und Trost, gesandt worden. Ihr Wohnort ist im Norden der südlichen von den beiden Inseln, wo die Gesellschaft ein Stück Land, 201 Englische Morgen groß, gekauft hat. Nach Ostindien ist der Candidat Balett als Missionsprediger gesandt worden und den 2. October 1843 in Madras angelangt, von wo er sich in das Tellugebiet begeben wird. Die Bemühungen der Gesellschaft, einen zweiten Candidaten zu berufen und ihm nachzusenden, sind bis jetzt vergeblich gewesen.

Mit Theilnahme war die Norddeutsche Missionsgesellschaft der Einladung der Berliner Missionsgesellschaft zu ihrer General-Conferenz gefolgt, da die von derselben zur Besprechung und Berathung aufgestellten Fragen auch in ihrer Mitte schon früher angeregt worden waren. Namentlich war von dem Stader Comité der Antrag gestellt worden, einen allgemeinen Missions-Bettag für die bedrängten Tahitier anzusetzen, ohne daß es zu einem Beschlusse darüber gekommen war; und die Schwierigkeiten bei dem Versuche, Candidaten für den Missionsdienst zu gewinnen, hatte die Gesellschaft aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Eine innigere Verbindung der verschiedenen Missionsgesellschaften anzuknüpfen, war auch ihr Wunsch, und ist eine solche zunächst mit der Berliner Missionsgesellschaft durch die gegenseitige Beschickung ihrer Generalversammlungen angebahnt worden.

Herr Inspektor Brauer stattete sodann Bericht ab über die Verhandlungen und Beschlüsse der Berliner Missions-Conferenz; das Trost- und Ermahnungsschreiben, das nach dem Beschlusse der Berliner General-Conferenz an die Tahitier gesandt werden soll, so wie die Aufforderung an alle Theilnehmer der Deutschen Missionsgesellschaften zur Fürbitte für die Christen, welche unter den Verfolgungen der Heiden und dem Eindringen Römischer Missionare in die von Evangelischen besetzten Länder leiden, wurde der Versammlung vorgelegt und dieselbe aufgefordert, es zu übernehmen, ein drittes Schreiben an die Pariser evangelische Missionsgesellschaft zu richten, mit der Ermunterung, nach den bedrohten Punkten hin, namentlich Madagaskar, Mauritius und den Marquesas-Inseln protestantische Missionare zu senden, wofür man

ihr mit außerordentlichen Sammlungen in Deutschland zu Hülfe kommen wolle. Es wurde mit der Abfassung dieses Schreibens der Verwaltungs-Ausschuß beauftragt.

An der Tagesordnung war jetzt die Beschlussfassung über die Nennsdorfer Conferenz-Anträge. Es handelte sich hier um die innerhalb der Norddeutschen Missionsgesellschaft schon vielfach besprochene confessionelle Frage. Auf der letzten Generalversammlung zu Altona, vom 9. bis 13. Juni 1843 gehalten, war von Herrn Pastor Mallet aus Bremen vorgeschlagen worden, zu dem Punkte, von welchem man ausgegangen sey, zurückzukehren, und die Gesellschaft wieder unter das Panier der Augsburgischen Confession zu stellen. Handle es sich später um Einführung von Lehrbüchern unter den Heiden, so könne dazu der kleine Lutherische Katechismus genommen werden. Es wurde von den reformirten Mitgliedern zugestanden, daß, um jedem Mißtrauen im Voraus zu begegnen, ausdrücklich die unveränderte Augsburgische Confession genannt werde. Alle Deputirte hatten sich mit dem Vorschlage einverstanden erklärt, jedoch sollte es zur Fassung eines Beschlusses erst auf der jetzigen Generalversammlung zu Rostock kommen, nachdem die Deputirten mit ihren Vereinen Rücksprache genommen hätten. Zur Vorbereitung einer Beschlusnahme war eine Commission, bestehend aus den Pastoren Mallet und L. Müller in Bremen, Past. Hugues in Celle, Past. Kriesoth in Lubwigslust, Past. Nievert in Altona, Prof. Hofmann in Rostock und Past. Sager in Dorum, am 24. October 1843 in Nennsdorf zusammengetreten, um die in den Statuten der Gesellschaft vorzunehmende Veränderung zu beraten und speciell die künftige Fassung des §. 2. der Statuten vorläufig zu redigiren. Dieser zweite Paragraph lautet also: „Diese Gesellschaft, bestehend aus Lutherischen und Reformirten Glaubensgenossen, will die bestehenden Verhältnisse der beiden Evangelischen Schwesterkirchen in keinerlei Weise beeinträchtigen, hält sich aber in Hinsicht auf die Ausbreitung des Wortes Gottes unter den Heiden an die Anweisung des Herrn, Matth. 28, 18—20., in der Überzeugung, daß der bei uns geschichtlich entstandene Confessionsunterschied nicht in die Heidenwelt zu verpflanzen ist, sondern daß sich durch die Predigt des Evangeliums, unter der Leitung des Herrn und seines Geistes, unter den Heiden die Kirche eigenthümlich gestalten wird.“

Es handelte sich nun darum, ob dieser §. 2. unverändert beibehalten und die neue Bestimmung dem Mallet'schen Antrage gemäß hinzugefügt, oder ob er aufgehoben und an seine Stelle die neue Bestimmung gesetzt werden sollte? Die Nennsdorfer Conferenz war in Verbindung mit der Commission, welche aus dem Verwaltungs-Ausschuße zur Begutachtung der Anträge niedergesetzt worden war, der Meinung, daß §. 2. beizubehalten sey, weil der Geist der Gesellschaft kein anderer geworden; sie wolle sich nur auf das Bekenntniß der Kirche stellen, und das, was sie früher gewollt, statutarisch niederlegen; das könne in einem neu hinzuzufügenden Paragraph geschehen. Die Diskussion darüber wurde mit großem Ernst und Eifer geführt. Von der einen Seite trug man darauf an, den letzten Theil des Paragraph, wo von der eigenthümlichen Gestaltung der Kirche unter den Heiden die Rede sey, wegzulassen, weil er zu mancherlei Mißverständnissen Veranlassung gegeben habe, von der anderen Seite, namentlich von Past. Mallet, wurde gegen die geringste Veränderung des Paragraph protestirt, weil er nicht mißverstanden, sondern sehr gut verstanden worden sey, und nur ein falscher kirchlicher Sinn sich daran stoße; es heiße, die Macht und Herrschaft des Herrn längen, wolle man nicht zugeben, daß er seine Kirche eigenthümlich gestalten werde unter den Heiden; auch dürfe, was einmal als Statut festgestellt sey, nicht in charakterlosem Schwanen wieder aufgehoben werden. Auch Past. Rautenberg erklärte, es sey zuzugeben, daß der letzte

Satz des Paragraphen, nach der Norm eines Statuts betrachtet, nicht in den Statuten zu stehen brauche. Wie er aber dasiehe, sey die Polemik dagegen nur dann gerechtfertigt, wenn er etwas Irrthümliches enthalte. Daß man eine neue Kirche stiften wolle, liege keineswegs darin; wenn von der eigenthümlichen Gestaltung der Kirche die Rede sey, so werde das nicht auf Verfassung und Lehre bezogen, sondern auf das Bekenntniß, womit der lebendige Glaube auf die Frage antworte: Hast du mich lieb? Ders: Was dünket dich um Christo? Darin werden sich dort die Christen in eigener Weise wie in eigener Sprache vernehmen lassen; und wenn gesagt sey, man wolle dort dem Herrn nicht vorgreifen, so vindicire man den Heiden kein anderes Recht, als was jeder Protestant habe. Es sey also kein Bedenken, jenen Passus stehen zu lassen; aber auch darum dürfe man ihn nicht wegnehmen, weil die Sache nicht mehr eine integra sey; ließe man ihn weg, so würde das Mißverständniß übelwollender gerechtfertigt erscheinen. Obgleich dagegen erwähnt wurde, daß durch Hinzufügung der neuen Bestimmung doch einmal die Statuten verändert würden, daß auch jene letzten Worte des Paragraphen, welche die frohe Christenhoffnung aussprechen, daß zuletzt eine Herde und ein Hirte seyn werden, nicht in ein Statut gehören, so waltete doch die Meinung für die gänzliche Beibehaltung des Paragraphen vor, und bei der Abstimmung war die Majorität dafür, ihn beizubehalten, wobei aber der Hamburger Deputirte, Past. Mönkeberg, erklärte, daß er von seinem Vereine zu solchem Nachgeben nur aus Rücksicht auf die Brüder vom Bremer Vereine instruit sey.

Ehe die Fassung der hinzuzufügenden Bestimmung wegen der Verpflichtung zur Augsburgischen Confession zur Berathung kam, wurde es nöthig erachtet, festzustellen, ob in derselben auch die Ordination auf dieses Bekenntniß erwähnt werden dürfe. In Betracht dessen, daß die Gesellschaft nur die Befugniß habe, darauf zu verpflichten, die Ordination aber nicht von ihr gegeben werde, daß es aber hauptsächlich auf die Verpflichtung ankomme, wurde beschlossen, in dem Statute die Ordination nicht zu erwähnen, in dem begleitenden Berichte aber hinzuzufügen, daß die Gesellschaft die Ordination für ihre Böglinge bei einer solchen Kirchenbehörde nachsuche, welche auf die Augsburgische Confession verpflichte, und zwar ausschließlich auf dieselbe. Obgleich gegen das „ausschließlich“ vom Herrn Ober-Appellationsrath v. Schröter das Bedenken erhoben wurde, daß alsdann ein Bögling, der auch auf die übrigen Bekenntnißchristen der Evangelisch-Lutherischen Kirche verpflichtet seyn wolle, oder etwa ein Candidat, welcher in Mecklenburg die Ordination empfangen wolle, nicht ausgesendet werden könne, daß es sich auf diese Weise also nicht klar herausstelle, ob sowohl der Reformirte als auch der Lutheraner als solcher die Missionsthätigkeit im Heidenlande treiben könne, welchem Bedenken Past. Salfeld aus Grambow sich anschloß, so war die Majorität doch dafür, das „ausschließlich“ zu erwähnen. Der Anstoß, welchen die beiden in verschiedenen Kirchen vollzogenen Ordinationen der Missionare Riemschneider und Wohlers gegeben haben, nöthige zu dieser Feststellung, und solle eben künftig die Ordination nur da vollzogen werden, wo ausschließlich auf die Augsburgische Confession verpflichtet werde, wie in Stade.

Über den in den Statuten aber als §. 3. hinzuzufügenden Zusatz vereinigte man sich zu folgender Fassung: „Die Gesellschaft legt bei ihrer gemeinsamen Missionsthätigkeit die auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530 übergebene Confession zu Grunde; ihre Sendboten werden also dieser gemäß unterrichtet und auf dieselbe verpflichtet.“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 6. Juli.

N^o 54.

Der Leipziger Bekenntnißstreit.

„Es ist ein seliger Unfriede, Aufrehr und Rumor, den Gottes Wort erweckt.“ Mit diesem Worte und Sinne Luther's muß man auf den Streit sehen, der in der Passionszeit d. J. in Leipzig um das apostolische Symbolum anhub. Bei der im Jahre 1803 daselbst eingeführten öffentlichen Confirmation der Katechumenen hatte der Superintendent Dr. Rosenmüller ein von einem M. Jaspis aufgesetztes Bekenntniß eingeführt, welches wie eine Umschreibung des apostolischen aussehens will, aber im zweiten und dritten Artikel die meisten Glaubenssätze desselben ausmerzt. *) Es hatten nun in diesem Jahre sieben

*) Es lautet so: „Zrñh schon durch die Taufe zum Christenthum gewelht, bekennen wir hier vor Gott und diesen Zeugen, daß wir die Lehre Jesu für göttliche Wahrheit halten, und verpflichten uns zu deren Annahme und Befolgung, als Mitglieder der christlichen Gemeinde.“

„Wir glauben an Gott, den allmächtigen Schöpfer, göttlichen Erhalter und weisen Regierer der ganzen Welt und unserer Schicksale. Wir geloben heilig, ihn als unseren Vater mit Ehrfurcht und Gehorsam, mit Liebe und Vertrauen durch unser ganzes Leben zu verehren.“

„Wir glauben an Jesum Christum, Gottes Sohn, unseren göttlichen Lehrer, Vorgänger, Erlöser und Herrn, der uns von Irthum zur Wahrheit, von Unwissenheit zur Erkenntniß, von Sünde und Laster zur Tugend und Frömmigkeit geführt, und sein Leben selbst für uns aufgeopfert hat, der, nachdem er wieder auferstanden ist, als Herr und Oberhaupt seiner Verehrer im Himmel lebt und herrscht. Wir geloben heilig, seiner Lehre treu zu bleiben, sein Beispiel nachzuahmen, seine Vorschriften zu befolgen, seinen Verheißungen zu trauen, und durch Glauben und Frömmigkeit uns der Gnade Gottes und der Seligkeiten, die er uns erworben und versichert hat, immer würdiger zu machen.“

„Wir glauben an den heiligen Geist, durch den uns Gott leitet, in unserer Schwachheit unterstützt, und im Kampfe gegen die Sünde stärkt. Wir geloben heilig, unter seinem Beistande mit unwandelbarer Treue und fester Beharrlichkeit die Bahn des Glaubens und der Tugend bis an unser Ende zu wandeln. Wir glauben eine künftige Auferstehung, ein ewiges Leben nach dem Tode und eine gerechte Vergeltung des Guten und Bösen. Eingedenk der Rechenschaft und des Gerichts, das uns erwartet, wollen wir stets als Christen gewissenhaft in unserem Berufe, liebevoll gegen unsere Nebenmenschen, mäßig im Genusse unserer Freuden, geduldig in unseren Leiden seyn, wollen stets als Christen denken und handeln, leben und einsig sterben.“

„Du hast es gehört, du hast es gehört, dieses feierliche Gelübde, Allwissender! Du bist Zeuge des heiligen Bundes, den wir hier vor deinem Angesichte schließen. Hilf, daß wir seiner nie vergessen; laß uns desselben in der Stunde der Versuchung gedenken, daß wir standhaft kämpfen und glücklich siegen, damit wir dir, unserem Vater, Jesu, unserem Erlöser und Herrn, und der Religion, zu der wir uns bekennen,

öffentliche Religionslehrer an den drei Bürgerschulen Leipzigs von freien Stücken an den Superintendenten Dr. Großmann die Bitte gestellt, „es möge der Geistlichkeit der Stadt gefallen, bei der Confirmation der Katechumenen das apostolische Glaubensbekenntniß wieder in die gebührenden Rechte einzusetzen, und dadurch zugleich die Einheit der Kirche und Schule zu erhärten.“

Dr. Großmann veranstaltete eine Conferenz der evangelisch-lutherischen Geistlichkeit der Stadt, worin mit überwiegender Majorität, mit 11 Stimmen gegen 2, der Beschluß gefaßt wurde, bei der bevorstehenden Confirmationsfeier das alte apostolische Glaubensbekenntniß zu gebrauchen. Aber Einer aus der Zahl der Zwölfe ging hin, und redete mit den Hohenpriestern und Hauptleuten der Materialisten, wie er ihn wollte ihnen überantworten. Und sie wurden froh, karteten recht eigentlich die Sache ab, und er versprach sich, und suchte Gelegenheit, daß er ihn überantwortete durch Rumormachen. Es wurden gegen Dr. Großmann, der durch das Gewicht seiner Gründe den Pastoralbeschuß herbeigeführt hatte, die boshaftesten und gehässigsten Verläumdungen ausgestreut, die ihn um jeden Kredit bringen sollten, und in und mit ihm die gute Sache, die er vertrat. Die in einem Lokalblatte angelegten Minen brachten die gewöhnlichen und gewünschten Explosionen hervor, die Schreckensworte: „Verfinsternng, Rückschritt, bedrohte Glaubens- und Gewissensfreiheit, jesuitische Umtriebe, protestantisches Papstthum ic.“ verwirrten und fanatisirten die Massen, ehe sie wußten, um was es sich handelte. So war es umsonst, daß Großmann in demselben Blatte unter dem 7. März eine klare und gründliche „Erklärung in Bezug auf das von den Confirmanden abzulegende Glaubensbekenntniß“ gab, und darin den angefochtenen Beschluß aus dem Rechtspunkte, der Zweckmäßigkeit und dem kirchlichen Interesse rechtfertigte. Unter dem 12. März erschien in den Sächsischen Vaterlandsblättern eine „beschreibene Erwiderung ic.“ dagegen, die in zweitausend besonderen Abdrücken unentgeltlich vertheilt wurde. Das Geschrei im Lokalblatte ging fort. Aber die Gläubigen waren auch wohl auf dem Plan, sie antworteten, und haben recht eigentlich den Gegnern das Maul gestopft. Es erschienen auch von Woche zu Woche Flugschriften für und wider das apostolische Symbolum. Die dafür, sind, so viel Ref. übersehen kann, die Mehrzahl gewesen, und durchweg klar, frisch, lebendig, auf die Sache eingehend und sie siegreich vertheidigend. *) Die gegnerischen schlüpfen entweder über die

nen, treu bleiben bis in den Tod. Amen — dazu verheße uns Gott! Amen.“

*) Z. B.: Die Leipziger Confessionsfrage. Worte zur Verständniß-

eigentlichen Streitpunkte hinweg, und ergeben sich in allgemeinen Redensarten, oder verwickeln sich in ihrer Polemik in Widersprüche, und zeigen das ganze lappige Wesen des Nationalismus. *) Das gilt auch mehr oder weniger von dem Votum, welches Dr. Theile in den theologischen Zeitbildern Nr. 5. über „das Leipziger Ärgerniß“ abgegeben hat, von dem man allerdings ein besseres Verständniß der Kirche und Kirchenlehre hätte erwarten sollen. Es ist übrigens kein geringes Zeugniß für die Ohnmacht des Nationalismus, daß auch Dr. Theile in das gemeine Geschrei: „Rückschritt, Hierarchie, Reaktion!“ einstimmt, und mit diesem dummen Salze würzen muß.

Der Streit ist zunächst ausgegangen von einer kirchenrechtlich-liturgischen Frage. Die Protestantische Kirche hat in ihrer Liturgie zwei gleichberechtigte Momente, ein stabiles und ein mobiles, wie aus ihren Agenden erhellt. Die Erlassung derselben zeigt schon an, daß es etwas Statutarisches im Gottesdienste gibt, von dem nicht abgewichen werden darf. Das ist alles dasjenige, was unmittelbar auf der Lehre oder einem ausdrücklichen Befehle des Herrn beruht. Andererseits gibt es Punkte in der Liturgie, wo es auf eine gleichmäßige Bestimmung nicht ankommt, deren Anordnung nach Zeit, Ort, Umständen und dem individuellen Bedürfniß geschieht, und die in den Agenden auch gewöhnlich besonders bezeichnet werden. Hiemit hält unsere Kirche die rechte Mitte zwischen zwei antievangelifchen Extremen, der Katholischen Kirche, wo überall und unter allen Umständen auf den Buchstaben der vorgeschriebenen Liturgie gehalten wird, wo Alles stabil und Nichts mobil ist, und dem Nationalismus, der alle liturgischen Formen für adäphoristisch erklärt, dem Belieben des einzelnen Geistlichen und dem Zeitgeschmacke ganz anheim gegeben wissen will, wo Alles mobil und Nichts stabil ist. Dort wird die Liturgie mit dem Bekenntnisse gradezu identifizirt, hier ganz davon losgerissen und zu einer leeren Form gemacht. Das Letztere ist von Dr. Rosenmüller bei Einführung der fraglichen Bekenntnisformel geschehen. Die damalige Sächsische Agende vom Jahre 1536 enthielt kein Confirmationsformular. Es blieb also bei der liturgischen Anordnung der Freiheit des einzelnen Geistlichen allerdings ein weiter Spielraum, aber doch kein unbeschränkter; das Wesentliche war gegeben in dem Wesen der Confirmation, als einer Erneuerung und Bestätigung des Taufbundes. Es lag so ganz in der Natur der Sache, daß die Kinder auf das Be-

kennntniß confirmirt wurden, auf welches sie getauft waren. Die Confirmation ist gar keine, ist ein Widerspruch in sich selbst, wenn etwas Anderes dabei bestätigt wird, als was in der Taufe bekannt ist. Und es ist mit Recht von Kell darauf hingewiesen worden, daß man folgerichtig auch und zwar zuerst das apostolische Symbolum bei der Taufe abschaffen müßte. Dr. Theile hat angeführt: „Die Umschreibung sey eine durch die Anwendung und Gelobung nothwendig gewordene Erweiterung.“ Das stand allerdings Rosenmüller frei, ja es war seine Pflicht, im Einverständniß mit den übrigen Geistlichen die Ablegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses mit angemessenen Formen zu begleiten, durch vorgelegte Fragen, oder durch ein „Wir geloben“ einzuleiten oder zu beschließen, zumal die Agende hierüber gar nichts vorschrieb. Aber das apostolische Glaubensbekenntniß mußte dabei ganz unangestastet bleiben. Rosenmüller hat aber dasselbe ganz willkürlich und eigenmächtig beschnitten, nur die ersten Worte der drei Artikel stehen gelassen, an die Stelle des apostolischen ein rationalistisches-deistisches gesetzt. Seine Formel ist fälschlich oft im Streite von Freund und Feind eine Umschreibung des apostolicum genannt worden. Das ist sie aber nicht; eine Umschreibung läßt Alles stehen, führt nur durch Zusätze und Erweiterungen tiefer hinein. In jener Formel sind aber der zweite und dritte Artikel, die grade die eigenthümlich christlichen Lehren enthalten, um dieselben verkürzt, und das Wenige, was noch stehen geblieben ist, ist verflacht und in's Unbestimmte gezogen. „Empfangen vom heiligen Geiste“, „geboren von der Jungfrau Maria“, „niedergefahren zur Hölle“, „von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten“ ist ganz weggelassen. Für „eingeborener Sohn“ ist bloß „Sohn“ gesetzt, bei „auferstanden“ ist „von den Todten“ weggelassen, und „aufgefahren gen Himmel“ umgangen. Beinahe noch schlimmer ergeht es dem dritten Artikel. Da fehlt der Glaube an „Eine heilige, christliche Kirche“, „die Gemeinde der Heiligen“, „die Vergebung der Sünden“ ganz. Voran steht zwar der Glaube an den „heiligen Geist“; aber unten im Resumé kommt's heraus, was damit gemeint ist, da steht statt heiliger Geist — „Religion!“ Von einer „Auferstehung“ ist auch die Rede, aber da „des Fleisches“ weggelassen ist, so ist wahrscheinlich die Unsterblichkeit der Seele gemeint.

Was soll aber bei so einem willkürlichen Verfahren der Geistlichen in den liturgischen Formen aus der Kirche werden? Man braucht nur im Allgemeinen einen Sinn und ein Gefühl für Recht und Unrecht zu haben, um solche Willkür als die größte Glaubens tyrannei zu erkennen. Unter der haben die Leipziger Gemeinden bisher gelegen *) in Bezug auf die Confirmation, und als sie jetzt davon befreit werden sollten, schrie ein großer Theil über Verletzung der Freiheit. Treffend hat

gung zwischen Kirche, Schule und Haus. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte unserer Tage nebst den nöthigen Altstücken. 48 S. Der Leipziger Bekenntnißstreit des Jahres 1844 nach Christi Geburt. Eine Würdigung des apostolischen Symbols für das christliche Volk und seine Lehrer. Von Julius Kell. 32 S. Klage über die Fortschritte der Dunkelmänner in Sachsen. Brief an meinen lieben Vetter Andres in Flachsengien. 4 S. Das Symbolum apostolicum und ein Wort an seine Gegner. Eine Stimme aus der Gemeinde im März 1844. 11 S.

*) Z. B.: Brief eines Königl. Sächsischen Landgeistlichen. Ein Votum für die Beibehaltung des seit vierzig Jahren gebrauchten Glaubensbekenntnisses der Confirmanten. 11 S. Die Leipziger Bekenntnißwirren und Dr. Boge's Abfall. Von Johannes dem Theologen. 24 S.

*) Sie liegen noch in anderen Dingen darunter. Nach einer „Nähe“ zu Nr. 21. im „Pilger aus Sachsen“ betet der Archidiaconus Fischer zu Leipzig am Bußtage an den Stufen des Altars statt: „Heilige Dreieinigkeit“ — „Heiliger Himmel“, erbarme dich über uns!

Dr. Großmann in seiner „Erklärung 2c.“ diesen „Rechtspunkt“ erörtert. „Mit Recht“ sagt er, „ist vor allen Dingen darauf hingewiesen worden, daß wir Geistliche nicht Herren des Glaubens der Gemeinde, sondern Gehülfen ihrer Freude sind (2 Cor. 1, 24.). Allein das grade ist der Grundsatz, von welchem wir bei Fassung jenes Beschlusses ausgegangen sind. Der Glaube der Gemeinde, „in welchem ihr stehet“, wie der Apostel in der angeführten Stelle spricht, wird nicht durch uns erst gemacht, er ist vielmehr die Voraussetzung, auf welche wir bauen, die Thatsache, an welche wir uns halten, die Grundstimmung des Gemüths, die wir nicht nur erhalten, läutern, bereichern, stärken und befestigen, sondern auch belebt und fruchtbar machen sollen. In diesem und keinem anderen Sinne sind wir Diener der Gemeinde des Herrn. Die Gemeinde aber, der wir dienen, ist nicht allein die Gemeinde des Gotteshauses, an dem wir Jeder hier angestellt sind, auch nicht allein die Gemeinde aller evangelischen Glaubensgenossen unserer Stadt, sondern die große Gemeinde der Evangelisch-Lutherischen Kirche, die weder auf die Gränzen unserer Stadt, noch unseres Vaterlandes eingeschränkt ist. Und diese Gemeinde, sie hat ihren Glauben in ihrem Bekenntnisse ausgesprochen durch ihre von Gott erwählten Vertreter und Wortführer, die großen Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts, die im Vereine mit frommen Fürsten, ganzen Städten und vielen Rechtsgelahrten, namentlich in der ausdrücklichen Anerkennung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und in der Einreihung desselben unter die Hauptstücke des religiösen Volksunterrichts vor Kaiser und Reich die Gewähr der Übereinstimmung ihres Lehrbegriffs mit der Christenheit aller Jahrhunderte — gaben.“ — „Wenn von der Kirche eine Bekenntnisformel aufgestellt und festgehalten wird, so soll sie eben nichts Anderes seyn, als ein Band der Gemeinschaft, ein Lösungswort, ein Erbauungszeichen für ihre Glieder, eine Lehrnorm zur Sicherstellung der Gemeinden gegen die Willkühr der Geistlichen, ein Träger des Geistes, durch dessen Handhabung ihre Lehrer evangelisches Leben zu wecken und Erbauung zu schaffen vermögen. Durch unsere Zustimmung zu dem Bekenntnisse der Kirche, das wir uns angeeignet, sind wir evangelische Christen; durch die gleiche Erklärung sollen und wollen es unsere Kinder werden. Es gibt keinen anderen Weg des Beitritts zu ihr, als den Anschluß an ihr Bekenntniß.“ — „Stünde dem einzelnen Geistlichen die Macht und das Recht zu, die Form des öffentlichen Bekenntnisses nach seinem Belieben zu gestalten, so würde jede Kirche, jede Parochie, jede Gemeinde, jede Stadt ein anderes Glaubensbekenntniß haben können, und mit dem Zeichen, an dem wir uns Alle erkennen sollen, die Gemeinschaft selbst verloren gehen.“ — Was haben die Gegner auf diese schlagende Erklärung geantwortet? Gar nichts, zum Beweise, daß sie dadurch geschlagen sind. Sie schreien nach Freiheit, indem sie der Tyranni das Wort reden, Rosenmüller und jeden einzelnen Geistlichen zu einem Papsie machen wollen.

Es ist also nach gesunden evangelischen kirchenrechtlichen und liturgischen Grundsätzen gar kein Zweifel, daß die Katechumenen

nur auf das apostolische Symbolum confirmirt werden können. Dazu kommt noch, daß der Gebrauch der Rosenmüllerschen Formel in Leipzig auch ganz unzweckmäßig ist. Sie ist in den Schulen völlig unbekannt, sie kommt niemals in dem Unterrichte vor. Die Katechumenen bekommen sie erst beim Eintritt in die Kirche zugeheilt, und nur die beiden Erwählten, die sie im Namen aller Übrigen aussprechen, lernen sie auswendig. Das apostolicum ist dagegen den Kindern genau bekannt, sie kennen es alle auswendig, sie werden im Schul- und Confirmandenunterrichte in das Verständniß desselben eingeführt. Die Gegner haben eingewandt, es sey doch den Kindern unverständlich. Also so schlecht stände es um die Schulen in Leipzig, daß sie die Kinder nicht zum Verständniß der drei Artikel brächten? Und so etwas sagen die Leute, die sonst nicht wissen, wie voll sie die Backen nehmen sollen, wenn sie von den Fortschritten unserer Zeit in allen Kenntnissen reden! Schon wieder ein Widerspruch. Auch Dr. Theile sucht sich bei diesem Punkte auf eine eigenthümliche Weise zu helfen. Er sagt: „Daß die Schule auch über solche Sätze ihre Zöglinge zu belehren hat, so lange sie im Katechismus stehen, versteht sich von selbst, und die Kirche wird's ihr Dank wissen, wenn das in möglichst freisinniger, d. h. religiös-sittlicher Weise geschieht. Daraus folgt aber noch keine Nothwendigkeit, sie auch öffentlich zu bekennen und auf sie zu verpflichten.“ Es soll also wohl der christliche Glaube in der Schule als eine alte fatale Curiosität vorkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Bericht über die Generalversammlung der Norddeutschen Missionsgesellschaft zu Rostock vom 14. bis 18. Juni 1844.

(Schluß.)

Auf der den 15. Juni fortgesetzten Versammlung wurde zuerst von den Deputirten von Bremen und Stade, als der diesjährigen Prüfungs-Commission, ein Gutachten über die Missions-Bildungsanstalt in Hamburg abgegeben, in welchem sie erklärten, daß sie überrascht und erfreut gewesen wären über die Leistungen, welche sie bei den Zöglingen gefunden hätten. Über einzelne Zöglinge des Seminars wurden Beschlüsse gefaßt.

In der Tagesordnung war nun der Antrag des Rostocker Comité's in Verbindung mit dem des Verwaltungs-Ausschusses, wegen der Aufhebung der Bildungsanstalt in Hamburg.

Der Präsident, Prof. Krabbe, zugleich Proponent des Antrags, legte zur Motivirung desselben Folgendes dar: Seit dem sechsjährigen Bestehen der Gesellschaft sey sehr wenig für Sendung von Boten geschehen; das Feld sey groß und weiß zur Ernte. Wie sollen sie aber glauben, wenn sie nicht hören? Wie soll man aber Prediger senden ohne Mittel? Es gelte, die Kräfte zu concentriren, und dabei müsse sich der Blick auf das Missions-Institut richten, welches im Verhältniß zu den Stationen zu viel verzehre. Von den circa 16,000 Mark Einnahme nehme das Institut über 9000 in Anspruch; von dem übrigen seyen die Stationen in Neu-Seeland und Ostindien zu unterhalten und fortzuführen; wie sey dies möglich? Es werden nicht die trefflichen Leistungen des Instituts erkannt, auch nicht, daß es mit zum Leben der

Gesellschaft gehöre, wie denn auch bei anderen Missionsgesellschaften die Sachlage sich anders stelle, da sie größere Einnahmen haben; aber die Verhältnisse der Norddeutschen Missionsgesellschaft in finanzieller Hinsicht, vorzüglich aber die Rücksicht auf die Vermehrung der Arbeitskräfte unter den Heiden und auf die Rechenschaft, die für jedes einzelne eingenommene Scherflein abzugeben sey, haben das Moskauer Comité zu dem Antrage bewegen müssen, das Missions-Institut aufzuheben. Frage sich aber, wie sollen die Sendboten ausgebildet werden, und erwachsen nicht durch eine anderweitige Ausbildung dieselben Kosten? so lasse sich auf Verhältnisse hinweisen, die ihr Leben gerufen werden können. Man müsse sich an Theologie-Studirende wenden, um sie für den Missionsdienst zu gewinnen; für die aus dem Handwerkerstande sich Melbenden könne die Heranbildung im Gehilfen-Institute des Candidaten Wichern im Rauhen Hause bewerkstelligt werden, wobei die Kosten um ein Bedeutendes verringert würden; der bisherige Inspektor des Missions-Instituts sey zum Mittelpunkt der Missionsthätigkeit zu machen, indem ihm das perpetuelle Sekretariat der Gesellschaft übergeben werde.

In der über diesen Antrag im Allgemeinen erhobenen lebhaften Diskussion wurde von einem Theile der Deputirten, namentlich der von Bremen, Lauenburg, Stade gegen die Aufhebung des Instituts warm und entschieden gesprochen, von einem anderen erklärt, daß der Vorschlag zu neu und plötzlich komme und zu wenig in den Comité's bis jetzt erwogen worden sey, um einen Beschluß darüber zu fassen; eine Reorganisation des Instituts zur Verringerung des Kostenaufwands könne aber beantragt werden.

Der specielle Antrag: „ob die Generalversammlung beschliesse, daß künftig unter zu bestimmenden Modifikationen Annahmen von Theologie-Studirenden zum Missionsdienste entgegengenommen werden sollen, so daß die Gesellschaft in ein bestimmtes Verhältniß zu ihnen trete,“ wurde unter Anerkennung des Vorzugs theologischer Bildung angenommen. Auch wurde beschlossen, daß solche aus den Theologie-Studirenden sich Melbende an die zur Gesellschaft gehörenden Universitäten, namentlich Moskau und das dortige Missions-Comité, Behufs Vollenbung ihrer Studien gewiesen werden sollten, da für den Fall der Verwirklichung dieses Vorschlags vom Herrn Geh. Justizrath v. Derksen das Anerbieten gemacht worden war, ein im Jahre 1837 zu einem solchen Zwecke ausgelegtes Kapital von 1000 Thlr. dem Moskauer Comité zur Disposition zu stellen, auch von Herrn Landrath v. Maltzahn zwei Stipendien, jedes zu 75 Thlr., auf vier Jahre unter gewissen Bedingungen in Aussicht gestellt wurden. Mit der weiteren Prüfung und Zulassung der Betheiligten zum Missionsdienste, nach vorausgegangenen Anträgen des Moskauer Comité's, ist alskann der Verwaltungs-Ausschuß beauftragt.

Am dem darauf folgenden Sonntage wurde die kirchliche Missionsfeier in der hehren Marienkirche begangen. Von der Kanzel herab, auf der einst Heinrich Müller die Gemeinde Gottes erbaut hatte, hielt am Vormittage Past. Kautenberg aus Hamburg die Festpredigt über Joh. 4, 39—42., und Nachmittags Diak. Karsten aus Moskau über die Epistel.

Am Montage, den 17. Juni, kam die vorher noch nicht erledigte Frage über die Aufhebung des Missions-Instituts zum Schluß. Es wurde anerkannt, daß bei Heranbildung von Missionszöglingen der Lehrer ungetheilt diesen sich widmen müsse, daß dies aber im Rauhen Hause nicht ganz erreicht werden könne, daß das Verhältniß des Vertrauens als das geistige Band zwischen den Missionaren und der Gesellschaft,

nur in einem von der Gesellschaft unterhaltenen Missionshause könne geknüpft werden, und daß dieses Verhältniß nie ersetzt werden könnte durch Anstellung eines permanenten Sekretärs; daher vereinigte man sich zu dem Beschlusse, daß das Missions-Institut der Norddeutschen Missionsgesellschaft unter näher zu bestimmenden Modifikationen, die vorzugeweise das Ökonomische betreffen, aber auch das Innere nicht ausschließen, fortbestehen solle. Diese Modifikationen zu berathen und zur Ausführung zu bringen, wurden einige Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses, unter ihnen der Inspektor des Missions-Instituts, mit Hinzuziehung von Deputirten aus den Vereinen Hamburg, Altona und Stade beauftragt.

Von den Revisoren des Rassenberichts, der hierauf vorgelegt ward, wurde eine weisse Sparsamkeit vermißt, namentlich wurden die Kosten der Überfahrt des Missionspredigers Balett nach Ostindien zu hoch befunden, und bemerkt, daß man sich künftig an die in Hamburg üblichen Passagegelder halten solle, wenn nicht besondere Gründe es wünschenswerth machen, die Aussendung über London vorzunehmen.

Auch stellte sich bei Herausgabe des Norddeutschen Missionsblattes ein Deficit heraus. Dies führte zur Berathung über die Aufhebung des Missionsblattes, weil überdies die bisherige Fassung desselben nicht dem Bedürfnisse entspreche, das Missionsinteresse in den Gemeinden zu wecken. Die in demselben enthaltenen Übersichten seyen wegen ihrer Geklogenheit nicht aufzugeben, könnten aber von dem Verfasser derselben in besonderen Schriften, die den Inhalt in abgeschlossenem Ganzen vereinigen, herausgegeben werden. Da aber die Gesellschaft durchaus ein Organ für ihre Missionsthätigkeit brauche, und dieses von dem Missionshause nicht getrennt werden könne, so solle ein solches auch fernerhin bestehen in beschränkterem Umfange, welches hauptsächlich die Berichte über die Missionsthätigkeit der Gesellschaft auf ihren Stationen, und nur subsidiär anderweitige Nachrichten aus dem Missionsleben enthalte. Past. Salfeld übernahm es, wie bisher, in einzelnen zwanglosen Heften Erweckliches und Erbauliches aus der Missionsgeschichte für die vaterländischen Gemeinden zu liefern im Auftrage besonders der Mecklenburgischen Vereine der Norddeutschen Missionsgesellschaft.

Am Dienstag, den 18. Juni, war eine erbauliche Versammlung im Fürstensaale angelegt, um die Einwohner Moskaus mit dem bekannt zu machen, was so viele Diener Christi in ihre Mitte geführt hatte. Und gewiß, es wurden viele Herzen erweckt und gewonnen. An dem Orte, wo welland der Rath der Stadt sich von den Römischen Zerthümern losgesagt und zu der reinen Lehre des Evangeliums bekannt hatte, erklang das: „Eine feste Burg ist unser Gott“ als ein Glaubenszeugniß der Väter aus den Herzen der Kinder. Past. Kliefoth aus Ludwigslust betete und sprach aus der Tiefe der Seele hinein in die Seelen, ihnen in dem Glende der Heiden ihr eigenes Bild zu zeigen, ihnen ihre Leere darzustellen und die Fülle der Gnade, die ihnen entgegengebracht würde in dem Reichthum Christi, dem wunderbaren, der immer größer wird, je mehr man von ihm weggibt an die Armuth und Noth der Heiden. Insp. Brauer führte die Blicke auf das Missionsfeld hin, schilderte in den namenlosen Verirrungen und Selbstpeinigungen der Heiden ihre Sehnsucht nach Erlösung, und Past. Mallet stimmte auf der Harfe Davids ein Missionslied an in höherem Chor, daß in Aller Augen sichtbar ward, wie die Saiten der Herzen davon berührt widerhallen in seligen Akkorden. Es wird — wir hoffen es zuversichtlich zu Gott — der Ton nicht verhallen in Moskaus Mauern, er wird weiter und weiter hinausbringen und mächtig wecken zum heiligen Kreuzzuge für die Ausbreitung des Namens Jesu unter die Nationen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 10. Juli.

N 55.

Der Leipziger Bekenntnißstreit.

(Fortsetzung.)

Sehen wir noch auf die Art und Weise der Einführung des Rosenmüllerschen und des neuesten Versuches der Einführung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, so gehört wieder nur ein Sinn und Gefühl für Recht und Unrecht im Allgemeinen hinzu, um zu sehen, auf welcher Seite das eine und das andere ist. Rosenmüller verfuhr dabei grade so, wie er überhaupt während seiner dreißigjährigen Amtsführung in Leipzig (1785—1815) „als Gründer und Beförderer einer reineren Liturgie“, wie sein Biograph Dolz sagt, verfuhr.*) Wir wollen seine liturgischen Reformen ganz dürr nach Dolz aufzählen. 1. „Er ließ zuerst (vom Klingelbeutel) die zwecklose Klingel abnehmen, bald darauf verfügte er, daß die Einsammlung während der Absingung des sogenannten (?) Glaubens vor der Predigt geschähe.“ 2. „So sehr auch Rosenmüller die Musik schätzte, und namentlich den melodischen Gesang liebte, so konnte ihm doch die dreimal zerrend wiederholte Absingung des Wortes Wie in dem sogenannten (?) Glauben nicht behagen.“ Er stellte es ab. 3. „Noch unerträglicher war seinem Ohr und Gefühl, die sogenannten (?) Sonntagsevangelien vor dem Pulte absingen zu hören.“ Er stellte es ab. 4. Das Wandelglöckchen bei der Konsekration des Brotes und Weines „ließ er verstummen.“ 5. Er fand das Messgewand, das die Geistlichen bei der Theilung des heiligen Abendmahles trugen, nicht angemessen, „und ließ es daher bei Seite legen.“ 6. Er leitete die Abschaffung „des anstößigen Gebrauches“ des Exorcismus ein. 7. Die Abschaffung der Privatbeichte; „auch diese liturgische Veränderung“ (in Leipzig und Sachsen überhaupt) „ist Rosenmüller's Werk.“ 8. Er wirkte thätig mit bei Herausgabe des neuen Gesangbuches, das nun jetzt schon alt geworden ist, wobei er unter anderen das von Basedow für die philantropinische Gemeinde herausgegebene benutzte. 9. „Rosenmüller gestattete auch, daß zur Adventszeit und sonst, wo vorher die Orgel schwieg, die Gesänge mit diesem Instrumente begleitet werden durften.“ — Wir sehen ganz ab von dem Inhalte dieser Reformen, heben nur das hervor, daß er Alles nach seinem Geschmack, Sinn und Gefühl that. So führte er auch sein Glaubensbekenntniß bei der Confirmation ein ohne Vorwissen und Genehmigung der höheren Kirchenbehörde, ohne besondere Befragung und Zustimmung der Gemeinde. Nun kommt jetzt an Dr. Großmann aus der Gemeinde eine begründete Reklamation des apostolischen. „Es

konnte,“ sagt er, „diese amtliche Zurückforderung eines alten kirchlichen Gemeinderechts nicht unbeachtet, nicht unerledigt bleiben; es mußte nach unserer Amtspflicht darauf eingegangen werden.“ Und das wäre in der That hierarchisch gewesen, wenn er es nicht gethan hätte. Er beruft die anderen Geistlichen, darüber zu berathen. Sollte er etwa die Sache durch Dekret abmachen und den anderen Geistlichen zufertigen? Es war ganz collegialisch und verfassungsmäßig, und die Gegner haben keinen anderen Weg anzugeben gewußt. Der pastor rusticus in seinem Votum weiß nichts, als zu insinuiren: „Dr. Großmann, ein Mann des Lichtes und des Fortschrittes — hat sich von einer Partei, die in altgläubigen Formeln das Heil sucht, jedenfalls mißbrauchen lassen.“ Die Vaterlandsblätter scheuen sich nicht, fest hin halb wahr, halb unwahr zu sagen, Großmann „wolle die Freiheit, die bis daher geherrscht, abschneiden, und die Fessel des Buchstabens seinen Untergebenen anschnieden.“ Auch Dr. Theile weiß natürlich nichts gegen jenen Weg der Erledigung der Sache zu sagen, als daß er auf die Nothwendigkeit „freigewählter Presbyterien“ hinweist, die aber, da sie nun einmal nicht vorhanden sind, doch nicht theilhaftig werden konnten. — Die Majorität der Geistlichkeit entscheidet nun für das apostolicum; die jetzige Sächsische Synode von 1812 sagt auch ausdrücklich, daß die Geistlichen bei der Confirmation der Katechumenen nicht auf das in ihr befindliche Formular nothwendig und durchgängig beschränkt seyn, sondern es hauptsächlich als eine Anleitung betrachten sollen, wie diese Handlung vorzunehmen sey, so daß also die Einführung des apostolischen Symbolums bei der Confirmation in Leipzig in aller Form Rechtens beschlossen war. Das wird auch jetzt in Leipzig, wie man hört, von den Gebildeten überhaupt, namentlich aber von den Rechtsverständigen, immer mehr anerkannt.

Allein, wie war es möglich, daß diese liturgische Frage so große Bewegung hervorbringen konnte, da so gar nichts kirchenrechtlich Begründetes für die Beibehaltung des Rosenmüllerschen Bekenntnisses vorgebracht worden ist? — Der Leipziger Streit ist, wie schon angedeutet, in seinem innersten Grunde ein confessionell-dogmatischer, es handelt sich darin nicht bloß um den liturgischen Gebrauch, sondern zuletzt um die Wahrheit des Inhaltes des apostolischen Symbolums. Es ist ein Akt in dem großen Kampfe, der jetzt in der Deutsch-Evangelischen Kirche überhaupt, namentlich aber in den größeren protestantischen Städten Norddeutschlands, darum gekämpft wird, ob die heilige Schrift wirklich Gottes Wort und das aus derselben geflossene kirchliche Bekenntniß Wahrheit oder Irrthum ist. In der theologischen Wissenschaft ist der Kampf so ziemlich ausgekämpft, da hat die biblisch-kirchliche Wahrheit gesiegt. Der hier geschlagene vulgäre

*) Dr. Johann Georg Rosenmüller's, Superintendenten in Leipzig, Leben und Wirken. Leipzig, 1816. S. 34 ff.

Nationalismus hat sich nun in die unteren Schichten des Volkes gezogen, in die großen Kreise der Verbildeten und Halbgebildeten. Hier macht er mit seiner abgestandenen Weisheit allerdings vor der Hand noch große Geschäfte, aber es tritt ihm schon allwärts das neu erwachte evangelische Glaubensleben entgegen, fragt ihn, wie er hereingekommen in die Evangelische Kirche, nöthigt ihn, Rede und Antwort zu geben. So taucht hier und da, auf verschiedene Veranlassungen, derselbe Kampf auf. In Hamburg, Bremen, Magdeburg, in den Städten, die zur Zeit der Reformation Haufen von Zeugen und Märtyrern für die evangelische Wahrheit hatten, und Gut und Blut gegen den katholischen Aberglauben mit seinen irrthümlichen menschlichen Zusätzen einsetzten, da muß jetzt dieselbe Wahrheit einen neuen Kampf eingehen gegen den naturalistischen Unglauben, der von ihr, eben so beliebig, wegschneidet und wegläugnet. Dieser Kampf ist kein Unglück, er ist eben so nöthig als heilsam für die Reinigung und Reformation der Kirche in unserer Zeit, und es ist höchst erfreulich, daß auch nun Leipzig sich daran betheiligte hat.

Ganz vereinzelt steht im Leipziger Streite eine Stimme in einer Annonce im Tagesblatte, die sich also vernehmen läßt: „Und die Lehre dieses kleinen Zwischenaktes im großen Kampfe unserer Zeit? — Immer wieder die alte. Laßt nun endlich alles Verhandeln, Vermitteln, Verneinen, und erhebt die von geschichtlichen und rechtlichen Thatsachen umstellte Freiheit des Europäischen Geistes selbst wiederum durch eine That zur Geschichte und zum Rechte. Bis dahin nichts als fruchtloses Ringen; nur in der Losreißung liegt der Sieg,“ nämlich in der Losreißung vom Christenthume. Dieser neuere, philosophische Nationalismus hat immer das für sich, daß er offen und consequent ist, daß er nicht mit Bibel und Christenthum kokettirt, grade heraus sagt, er stehe außerhalb und wolle außerhalb stehen; sein Kampf ist ehelicher und sittlicher. Darum verhöhnt er auch weidlich seinen alten, schwachen Vater, den vulgären Nationalismus, hat ihm seine Maulwurfsgänge schadensfroh mit zertreten, und ihn mit seinen Faltschritten, Widersprüchen, täuschenden Lügen und Heucheleien unbarmherzig an's Licht gezogen. Wie bedrängt z. B. der feste, ungezogene Sohn den armen Vater in seiner Restauration zu Köthen, wo er sich doch grade erholen will!

Im Leipziger Streite haben wir also nur mit dem alten zu thun, und es wird darin seine ganze Blöße offenbar. Bekanntlich erkennt der vulgäre Nationalismus das ganze durch die Sünde erzeugte, geistige und geistliche Elend des Menschen nicht an, behauptet, daß der Mensch aus eigener Vernunft und Kraft Gott erkennen und lieben und selig werden könne. Eine außerordentliche Offenbarung erklärt er für eben so unnöthig, als unnöthig. Daneben — und das ist der innere Widerspruch im vulgären Nationalismus — sucht er sich doch auf die heilige Schrift zu stützen, behauptet, daß er dieselbe als Quelle und Norm des Glaubens annehme, setzt aber dabei den sogenannten gesunden Menschenverstand oder eine sogenannte Vernunft wider über dieselbe. So ist er von Hause aus eine complete Confusion. Gegen das Alte Testament provocirt er auf das Neue, gegen die Apostel auf Christum, gegen Christum auf die Ver-

nunft. Er springt immer von einem Pferde aufs andere, und darum ist er heute noch auf demselben Flecke, wo er 1790 war. Sein Schutz und Trutz ist ein Jargon von schwachen und leeren Allgemeinheiten, hinter die er sich versteckt, und wenn man ihn hervorzieht, schimpft und schmäht er. Diese Jämmerlichkeiten hat der Nationalismus auch im Leipziger Streite fast alle offenbart.

Um nur ein Beispiel anzuführen, in der „bescheidenen Erwiderung“, welche die Großmannsche „Erklärung“ widerlegen will, heißt es: „Das politische, und ich setze hinzu, auch das moralische Daseyn der protestantischen Kirche beruht nicht auf der strikten Festhaltung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, sondern auf dem Wesen des Protestantismus überhaupt, darauf nämlich, daß in Glaubenssachen kein menschliches Ansehen [ein göttliches? wirklich?] entscheide, sondern die heilige Schrift allein [allein! hört! hört!], die aus sich selbst, also [wie so?] nach wissenschaftlichen Grundsätzen, also [wie so?] vernunftgemäß auszulegen ist, und nicht ohne die auf anderem Gebiete der Wissenschaft erhaltenen Ergebnisse auszuschließen — woraus von selbst folgt, daß der Protestantismus die Ausschließung des Wortglaubens, die Freiheit des Gewissens, die Übereinstimmung des Bekenntnisses mit dem schlichten, gefunden Menschenverstande [auch dem der Heiden, Juden und Türken?] in sich faßt.“ Da werde Einer klug, was das Wesen des Protestantismus ist, und wie das alles aus einander folgt.

Es wäre die Pflicht der Vertreter des Rosenmüllerschen Bekenntnisses gewesen, die oben angeführten Unterschiede zwischen ihm und dem apostolischen genau aufzustellen, und von jedem im Rosenmüllerschen weggelassenen Glaubenssätze darzuthun, daß er unbiblisch oder unvernünftig sey. Das ist aber nur höchst unvollständig und oberflächlich geschehen. Der Nationalismus hat überhaupt an diesen Kämpfen keinen großen Gefallen, seiner Schwäche und Ohnmacht sich bewußt, er schleicht und munkelt lieber im Dunkeln, als daß er scharfe, bestimmte Erklärungen abgibt. So hat er auch in diesem Streite jene im Rosenmüllerschen weggelassenen oder verflachten Glaubenssätze in Bausch und Bogen condemnirt. Nur drei sind gelegentlich im Streite als besonders verwerflich bezeichnet worden: „Empfangen vom heiligen Geiste“, „Niedergefahren zur Hölle“, „Auferstehung des Fleisches“, an denen die Gegner noch am ehesten zu Rittern werden zu können vermeinten. Dr. Großmann hatte gesagt: „Das ganze apostolische Glaubensbekenntniß ist in Bibelworte gefaßt. Wollte man daran Anstoß nehmen, so würde man die Bibel selbst verwerfen.“ Darauf antwortet Theile: „Bei so wohlfeilen Schlüssen des tödtenden Buchstabens müßte wenigstens die Voraussetzung feststehen.“ Was noch außerdem feststehen müßte, sagt er nicht. Immer heraus mit der Sprache! Nicht wahr, es müßte dann weiter feststehen, daß das wahr ist, was in der Bibel steht! Indessen schickt sich Theile doch an, das Unbiblische des apostolicum zu beweisen. „Empfangen vom heiligen Geiste“ übergeht er aber ganz mit Stillschweigen. Da kann er nicht über Matth. 1. und Luc. 1 und 2. hinweg, und „die Stimme aus der Gemeinde“ hat ihn eingeschüchtert, wenn sie sagt: „Alle, die sie (die wunderbare Empfängniß und Geburt

unseres Heilandes), der Schrift schamlos widersprechend, läugnen, wollen zugleich von der göttlichen Natur des Herrn nichts wissen, sie machen ihn zu einem bloßen Menschen, und beschimpfen auch schon seinen Eintritt in die Welt." In Bezug auf die „Auferstehung des Fleisches" hat diese Stimme wieder im Voraus den Markt verboden; es ist eine gar zu durchschlagende Frage: „Zu welcher Lehre bekennen wir uns, zu der Lehre Christi oder zu der Lehre der Sadducäer, die da hielten, es sey keine Auferstehung, Matth. 22, 23.?" Ein Sadducäer will doch Herr Theile nicht seyn oder nicht genannt werden. Wie aber da auf eine gute Manier herauskommen? Herr Theile macht eine feine Distinktion zwischen Auferstehung und Auferstehung des Fleisches, er sagt, die Schrift lehre keine Auferstehung des Fleisches, „sondern einfach eine Auferstehung." — Die Hauptstelle über die Niederfahrt in's Todtenreich ist bekanntlich 1 Petr. 3, 19. Dr. Theile beleuchtet sie, und bringt heraus, daß Christus nicht niedergefahren sey, daß nicht darin liege, was die Kirche bisher darin gefunden; aber er verschweigt uns dabei, was er darin gefunden. Nun, das wird er wohl demnächst mit sagen, wenn er die nöthigen näheren Aufschlüsse über die „einfache Auferstehung" gibt, und zeigt, was aufersteht, wenn doch das Fleisch, der Leib nicht aufersteht. Der pastor rusticus läßt sich bloß auf das „Niedergefahren zur Hölle" ein. Er sagt: „In jeder vernünftigen (!) Schule hat man sich bei der Formel „niedergefahren zur Hölle" schon mit der Erklärung behelfen müssen, daß es ein bildlicher Ausdruck sey, der eben nur so viel bedeute, als das voranstehende Wort „begraben." Ich mag's auch nicht anders erklären, bis mir bewiesen wird, Jesus habe irgendwo selbst gesagt, er werde in die Hölle fahren." Diese Beweisführung würde auch nichts helfen, denn dann kämen ja wieder die Vernunft und der gesunde Menschenverstand mit ihren Einwendungen. Ref. will lieber dem Herrn Pastor hiebei einen anderen nützlichen Wink geben, den er gewiß mit dem größten Dank annehmen und benützen wird. Ein Geistlicher, der eben so wie er von der Niederfahrt denkt, spricht beim liturgischen Gebrauche des apostolischen Glaubensbekenntnisses: „Niedergefahren zur Hölle." Das merken viele Leute nicht, und wenn es Einzelne merken, können sie Einem nicht viel anhaben; der Ton ist ungreifbar, er kann nicht in's Confessorium eingeliefert und nicht zu den Akten genommen werden; käme aber ja einmal ein Revisor, so spricht man's etwas geschärfter.

(Schluß folgt.)

Lichtfreunde.

Die Magdeburgische Zeitung brachte neulich folgende bei den Aktenstücke.

1. Nr. 145. als Correspondenzartikel.

Salz, vom 19. Juni.

Sehr viel Aufsehen erregt hier ein vom Prof. Guericke verfaßter Artikel in der Ev. R. Z. über die letzte Versammlung der protestantischen Freunde in Rößen. G. referirt, abgesehen von einigen Unge nauigkeiten, in einer Weise, welche uns glauben macht, daß er das Princip verfolge: um eine Sache zu verdächtigen, müsse man die am

meisten dabei theilgenommen Personen verdächtigen. So nennt er den Past. König in Anderbeck einen „wohlbeleibten, glühenden Pfarrer" und bezeichnet ihn als Verfasser der Schmähchriften gegen Dräseke,*) ohne zu bedenken, daß dieser Mann bloß bei denen für jenen verkappten Ritter gegolten hat, welche sein offenes Hervortreten, seine offene Opposition nicht kennen. Vom Past. Uhlich — dem er übrigens sonst Gerechtigkeit widerfahren läßt**) — sagt er, daß derselbe „in anstehend biederster Weise"***) die Zwecke der Gesellschaft verfolge. Wenn er ferner bei Erwähnung des Vortrags des Past. Wislicenus über die Stellung der Bibel zum Protestantismus auch nicht einstimmt in das Pötergeschrei jenes Pommerschen Superintendents, welcher in der Berliner Prediger-Conferenz darauf drang, „man solle sich durch Namensunterschrift vereinigen, dieses Unkraut der Kirche auszurotten, den Bannspruch der vereinigten Prediger an die Kirche, worin er predige, schlagen und auf seine Entfernung bringen, um ein Exempel zu statuiren": so kann er doch nicht umhin, zu bemerken, der Redner habe es „nackt" und „froh" ausgesprochen, nicht die Schrift, sondern der Geist sey Norm des Glaubens. Inwiefern in diesem Ausspruche eine Frechheit liegen könne, werden diejenigen nicht einsehen, welche mit den Resultaten einer vorurtheilsfreien und ernsten Forschung auf dem Gebiete der biblischen Literatur bekannt sind. Der nimmt G. vielleicht daran Anstoß, daß der Redner unumwunden seine Meinung abgegeben hat: „wir erklären offen und furchtlos, wenn man uns mit der Schriftautorität entgegentritt, daß unsere Lehre nicht schriftgemäß sey?" Aber wir kennen G. als einen Mann, der selbst offen und furchtlos seine Ansichten geäußert und dabei nie seinen Namen verschwiegen hat; und er sollte ein freies und offenes Bekenntniß von Seiten derer nicht wünschen, mit welchen er nicht einverstanden ist? — Fast lächerlich erscheint es endlich, wenn er mit gesuchter Abfälligkeit hervorhebt, daß der Saal, worin jene Versammlung der protestantischen Freunde gehalten wurde, „mit lauter antik-heidnischen Nuditäten bewalt" sey, und spasshaft, wenn er Rößen das „arme" Rößen nennt. Rößen wird sich doch mit Magdeburg zu trösten wissen, welches ja G. bekanntlich einmal als „die alte gefallene Stadt" bezeichnet hat.†) Und auch jene wackeren, ehrenwerthen Männer, welche er in religiöser und sittlicher Hinsicht zu verdächtigen sucht, werden sich zu trösten wissen, gehoben durch das Bewußtseyn der Reinheit ihrer Absichten und Gesinnungen, und getragen von dem festgewurzelten Vertrauen ihrer Gemeinden nicht nur, sondern auch aller derer, welche eine gesunde und kräftige Entwicklung unserer kirchlichen Verhältnisse befördern helfen und den dringenden Forderungen unserer Zeit nicht hemmend entgegenreten.

2. Nr. 149. als Privatklärung.

Der Hallische Correspondent über mich in Nr. 145. bezeugt faktisch die wesentliche volle geschichtliche Wahrheit meines einfach kirchenhistorischen Berichts, zu dem ich Beruf hatte. Alles Weitere in dem leeren,

*) Dafür hat er sich selbst in seiner Schrift: Die neueste Zeit in der Evangel. Kirche des Preuss. Staats. Braunschw. 1843, gegen das Ende ziemlich unverschämten erklärt. So eben, in einer Erwiderung in Nr. 151. der Magdeb. Zeitung, gibt der zu Anderbeck [des Namens bedurte es nicht] meine Angabe, daß er Verfasser jener Schmähchriften sey, auch selbst stillschweigend zu, indem er nur bemerkt, daß er, „gestützt auf das Bewußtseyn der gerechten Sache und die Macht der öffentlichen Meinung, fest entschlossen sey, wo es noth thue, auch ferner tüchtig draufzuklopfen." G.

**) Er ist augenscheinlich der einzig Bedeutende von Allen, die in Rößen am 29. Mai gesprochen haben. Die ihm zunächst saßen, Prof. Franke in Halle und Dr. Fischer in Leipzig, waren ohne ihn inopotent. G.

*** Ein Mehreres kann ich bei meiner geringen persönlichen Bekanntschaft nicht ausagen. G.

†) Man vgl. meine Kirchengeschichte bei Berührung der Sinterfeld'schen Geschichte. G.

armseligen Artikel ist bedeutungslos, wird aber nebst allem etwa sonst noch für mich Reservirt von mir seiner Zeit in der *Ev. R. Z.* abgethan werden. Mit der Magdeburgischen Zeitung sympathisire ich zu wenig, muß auch die Insertionsgebühren scheuen, welche deren Unpartheilichkeit mir auflegen dürfte. *) Auch die „einigen Ungenauigkeiten“, in Betreff Halles namentlich, sollen dann ausgemerzt werden, so wenig damit grade dem Herrn Correspondenten gebient seyn dürfte. Die Sache selbst übrigens, öffentliche nackte Lossagung eines (allerdings aner kennenswerth ehrlichen) evangelischen Pfarrers von der heiligen Schrift und dem Inhalt des allsonntäglich bekann ten evangelischen Glaubens, und das Schweigen, ja zum Theil die mehr oder minder bemäntelnde Zustimmung von vielleicht mehr als hundert feierlich versammelten angestellten Theologen und noch viel meh reren Gemeindegliedern dazu, ist fürchterlich ernst, und wird demgemäß, wals Gott, von mir vertreten werden, womit ich auch meinerseits „eine gesunde und kräftige Entwicklung unserer kirchlichen Verhältnisse zu be fördern“ hoffe.

Halle, 25. Juni 1844.

Dr. S. E. F. Guericke.

Indem ich jene beiden obigen Dokumente, so bedeutend oder unbedeutend sie seyen, der Redaktion der *Ev. R. Z.* zum Ab druck übersende, und mir weitere Erklärungen vorbehalte, bis ich die gegen mich sich etwa erhebende Gegenrede vollständiger über sehen kann, erlaube ich mir heute vorläufig nur einige Bemerkungen und Nachträge. Den Correspondenzartikel unter 1. konnte ich nur leer nennen, weil er, statt irgend ernst auf das in Nr. 2. angedeutete so überaus bedeutende sachliche Moment einzugehen, sich darin gefällt, an Persönlichem und Abseitsliegendem herumzu nagen, und dem von mir berichteten Faktischen, das er vollständig als solches anerkennt, nur allgemeine Redensarten entgegenzu stellen. Der Verfasser soll, sagt man mir, Herr Prof. Franke seyn; doch weiß ich es nicht bestimmt, und werde gern und dankbar es annehmen, wenn er es offen in Abrede stellt.

In Betreff geschichtlicher Wahrheit, welche auch Herr Pa stor Wislicenus (ein Mann, der überhaupt durch seine Offen heit ehrenwerth erscheinen muß, so wenig ich seine Berechtigung zum evangelischen Pfarramt anerkennen kann) schriftlich gegen mich zugibt, weiß jener Artikel mir nur im Allgemeinen „einige Ungenauigkeiten“ vorzurücken. Dies konnte ich mir ohne Wei teres gefallen lassen. Ich ergreife indeß gern den Anlaß zu eini gen Ergänzungen meines Berichts. — In Betreff der einseitigen Worte des Herrn Dr. Fischer muß ich bemerken, daß der Begrüßung auch eine kurze Ansprache folgte, in der er unter Anderem auf den eben geführten Kampf der Ober- und Unter Walliser in einer Weise hinwies, welche die Tendenzen der jun gen Schweiz bedeutend zu heben geeignet war, in der er auch die eigenen Worte Christi ohne apostolische Zuthat als eine Art von Glaubensnorm für die Freunde des Lichts proponirte. — Herr Past. Uhlich in seiner Hauptrede stellte, wie bemerkt, so wohl das „Treffliche“, als das „Verwerfliche“ in dem alten Glauben dar. Einer genaueren Anführung des Ersteren habe ich mich indeß überhoben erachtet, da jeder ohnehin das christ-

liche Residuum des Rationalismus vulgaris kennt, wenn er das von U. als das Verwerfliche Bezeichnete subtrahirt: ein Resi duum, das allerdings noch an einer gewissen Person Jesu hal ten will. U.'s einziger Grund gegen die Lehre von der gänzlichen Verderbtheit war übrigens sein apodiktischer Ausspruch, sie sey nicht wahr; sein Hauptgrund gegen die Versöhnung, sie sey viel fach ein Volsfer der Heuchelei, der gegen die Dreieinigkei, drei könne nicht eins seyn, und seine entsetzlich starken Ausfuerungen gegen die „Kirche“, die allein an unsäglichem Unheil Schuld sey, wurden mit ungeheurem Applaus aufgenommen. — Einige merkwürdige Mittheilungen an die Versammlung habe ich in meinem Bericht übergangen. Es ward mitgetheilt, an wie vielen Orten Zweigvereine der protestantischen Freunde existirten, und wie diese insbesondere zu Halle, wo sehr häufig Versammlungen stattfanden, in sehr regem Geiste arbeiteten, und festgestellt, daß der Hauptverein zu Köthen am nächsten 24. September wieder zusammentrete. Dr. Fischer aus Leipzig, ein Mann, dessen vag sentimentale Art freilich zu nichts weniger geeignet schien, als zu gelehrter Berichterstattung, theilte das Resultat der gestellten Preisaufgaben mit, wonach der erste Preis Keinem, das Accessit dem Herrn Diak. Hildebrand zu Halle (einem der wenigen Hallischen Geistlichen — natürlich die Herren Superintenden ten ausgenommen —, die nicht in Köthen zugegen waren) zu Theil geworden. Auch ward eine etwas mysteriös behandelte Hallische Petition an des Herrn Ministers Excellenz um Einführung der Presbyterialverfassung vorgelesen, über die dann nur der Herr Lehrer und Candidat Demuth die Auskunft zu geben wußte, daß sie von etwa hundert Personen unterzeichnet sey; u. s. w. — Endlich nach der Rede des Past. Wislicenus ergriff zuerst sofort Past. Uhlich das Wort, um alle etwa an jener Rede genommenen Anstöße mit Hinweisung auf Gottes Weisheit bei Darreichung einer grade so eingerichteten heiligen Schrift geschickt zu verkleben, und erst als er schon eilig zu einem anderen Thema überging, brach die Opposition durch Pr. Neuenhaus hervor, der sich übrigens doch nur sehr wenige der protestantischen Freunde anschloßen (auch Herr Dr. Wegscheider erklärte sich durch stille Verneigung ihr zustimmend), während namentlich die Herren Fi scher und Franke die Diskussion verpönt wissen wollten (letz terer bei Anlaß der Sprache eines Assessors über das apostoli sche Symbolum mit auffallender Leichtigkeit des Urtheils über dasselbe), Past. Wislicenus selbst seine Erklärungen festhielt und selbst noch schärfte, und endlich der Präses zu möglicher Versöhnung mit Hinweisung auf Jesus als einigendes Princip schloß. — So viel vorläufig. Mein Gedächtniß ist treu genug, um nöthigenfalls noch eine Menge Data zu suppeditiren, und bei vorliegenden gegentheiligen Berichten sich mit aller Sicher heit über deren Wahrheit oder Unwahrheit zu erklären.

Jedenfalls, und welches Resultat auch der beginnende Streit in seinem unabsehbaren Ende mit sich führe, danke ich Gott, der selbst in meiner so durchaus zufälligen Betheiligung diese Sache herbeigeführt und zu einem Einigungsplanier aller wahren Pro testanten gesetzt hat; die Kirche aber, und die vaterländische — auf die jetzt Unirte, Lutherische und Katholische gleichmäßig schauen — insbesondere, mag zeigen, welcher Geist und welche Kraft in ihr lebt.

Halle, 30. Juni 1844.

G.

*) Als ich ihr vor Kurzem eine die Gustav-Adolphstiftung betreffende Berichti gung von wenigen Zeilen sandte, betrogen die Kosten für mich über 2 Thlr.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 13. Juli.

N^o 56.

Der Leipziger Bekenntnißstreit.

(Schluß.)

Ref. hatte sich eigentlich vorgenommen, die Blößen, die der Rationalismus in dem Leipziger Streite sich gegeben hat, sorgfältig zu zählen, und sie dann ganz dürr numerirt aufzuführen. Die Leser werden aber aus der bisherigen Darstellung ersehen haben, daß es eben so unmöglich, als unnöthig ist, da nichts als Blöße und Widerspruch da ist. Der alte böse Feind wird es freilich nicht zugeben, daß er ist elend, jämmerlich, nackt, blind und bloß; er wird Alles auf eine ungerechte Consequenzmacherei der Ev. K. Z. schieben wollen. Da wollen wir denn noch ein schon vor zehn Jahren über den Rationalismus gefälltes Urtheil des Herrn Dr. Hase in Jena anführen, der ihm sonst noch manches Kompliment macht und der auf die Ev. K. Z. nicht gut zu sprechen ist. *) „Es war eine Zeit,“ sagt Hase, „zu Anfange des Jahrhunderts, wo jener Rationalismus in der Theologie herrschend war und im Namen der gefeierten Aufklärung alle Gegner ohne Weiteres für bornirt und unvernünftig erklärte.“ — „Jetzt scheint es, als sey wenigstens in Deutschland seine Sendung erfüllt. Was aber die neue Zeit von diesem Rationalismus abgezogen hat, möchte sich auf dreierlei zurückführen lassen. Vorerst das Erwachen eines strengen und liebevollen historischen Sinnes für die Zustände der Vergangenheit.“ — „Dem ernstesten historischen Sinne erschienen auch die alten Dogmen der Kirche nicht so sinnlos und abergläubisch, als die Rationalisten bisher versichert hatten.“ — „Der zweite Stoß, den die Herrschaft des Rationalismus erlitt, ging von dem Erwachen einer vorher niedergedrückten, religiösen Innigkeit im Volksleben aus, dadurch auch das religiöse Gefühl in sein Recht wieder eingesetzt wurde. Der Rationalismus hat in der Glaubenslehre dieses Recht des religiösen Gefühls gänzlich hintangesezt; er hat in der Homiletik den Grundsatz geltend gemacht, daß man nur durch den Verstand auf das Gefühl wirken solle, ein Grundsatz, den selbst die politischen Redner des Alterthums nicht anerkannten, und den nie ein großer Redner befolgt hat; er hat endlich die Poesie, welche in den frommen Ueberlieferungen der Kirche lag, fast durchaus verkannt; die Mißhandlung der alten Kirchenlieder ist hievon Beweis und Exempel.“ — „Endlich die wichtigste Einwendung ist auf dem Boden der Wissenschaft selbst erwachsen. Es sey hiemit offen ausgesprochen, daß es diesem Rationalismus an wissenschaftlicher Kraft und Schärfe fehlt.“ —

*) Theologische Streitschriften von Dr. Karl Hase, als Beilage zu dessen Hutterus redivivus und Leben Jesu. Leipz. 1834. S. 32 ff.

Dieser Stimme werden doch wohl die Leipziger trauen, sich von ihr sagen lassen, was rückwärts und vorwärts ist, und daß der Rationalismus und mit ihm sein Produkt, das Rosenmüllersche Glaubensbekenntniß, veraltet ist. Die Verehrung der Person des „Vater Rosenmüller“ in Leipzig kann doch nicht der Sache den Ausschlag geben. „Werdet nicht der Menschen Knechte!“ Die Gegner haben jene Verehrung benützt, um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, haben diese irregeleitet durch Vermengung von Person und Sache. Will aber Leipzig seine theologische und kirchliche Entwicklung mit Rosenmüller abschließen und sagen: „Bis hieher und nicht weiter!“ Das wird man doch eben so wenig wollen, als können. Trotz des gesegneten Andenkens, in welchem Rosenmüller in Leipzig lebt, werden seine Schriften dort sehr wenig vertrieben und nicht neu aufgelegt. Er hat über dreißig theologische Abhandlungen und Schriften in Lateinischer und Deutscher Sprache geschrieben, vier Religionslehrbücher, acht Andachtsbücher, acht Predigtsammlungen und viele einzelne Predigten herausgegeben. Wo sind aber diese zahlreichen Schriften jetzt? von wem werden sie studirt? wozu werden sie gebraucht? In Auktionen gehen sie in der Regel Stück für Stück zu einem Neugroschen, oder gradezu als Makulatur weg.

Was sind aber nun in Leipzig die Folgen und Früchte des ganzen Streites? Die sogenannten liberalen Zeitungen haben triumphirend berichtet, Archidiaconus Fischer, der gegen das apostolische Symbolum gestimmt, habe dadurch eine große Anzahl Confirmanden, wohl die Hälfte von allen der ganzen Stadt, erhalten. Das kann, da die Menge einmal irre und irre gemacht war, gar nicht befremden, ist aber überhaupt nach der ganzen Stellung des Herrn Dr. Fischer natürlich und erklärlich. Es gibt seltsame Stellungen im Leben. Ref. reiste einmal mit einem Verehrer eines rationalistischen Predigers. Der rühmte ihn als großen Redner, vornehmlich aber auch als guten Gesellschafter, der das savoir vivre verstehe, ein Spielchen mit-mache, eine Partie Whist und Phombre. Ja dieses schien dem Manne das Allerbeste an dem verehrten Prediger zu seyn. Mit Bedauern erzählte er dabei, daß es bei Einzelnen Anstoß erregt, daß derselbe das Spielen auch am Charfreitage nicht unterlassen habe; er, für seine Person und viele Andere, nähmen es ihm gar nicht übel, aber um anderer Leute willen wünsche er doch, daß es der gute, prächtige Mann am Charfreitage lieber lasse. Wie weit die Stellung des Herrn Fischer der dieses Predigers entspricht, wollen wir hier nicht untersuchen, das aber ist offenbar, daß das große Vertrauen, welches Herr Fischer in diesem Jahre als Confirmator genossen hat, eine alte, breite Basis hat, und nicht bloß und rein aus seiner Stellung in dem neuesten

Streite zu erklären ist. — Eine ganz andere, entgegengesetzte und gar nicht zu verkennende Folge des Streites ist gewesen, daß viele Seelen ernstlich auf das Wort der Wahrheit und ihre Stellung dazu sind aufmerksam geworden, und Träger und Manna nun bestimmter unterscheiden. Als es auf eine Scheidung und Entscheidung zwischen Menschenwort und Gotteswort, Christus und Belial ankam, haben Viele, bei denen der Glaube unentwickelt im Herzen ruhte, ein gutes, bestimmtes Bekenntniß gethan. Es hatte in Leipzig bisher wohl Mancher mit Elias geklagt: „Ich habe um den Herrn Zebaoth geeifert, denn die Kinder Israel haben deinen Bund verlassen, deine Altäre zerbrochen, und ich bin allein übrig geblieben,“ der nun zu seiner Freude und Beschämung bei diesem Kampfe gesehen hat, daß der Herr sich noch hat siebentaufend Mann übrig bleiben lassen, die nicht haben ihre Knie gebeugt vor dem Baal. Es werden auch noch Viele, die es mit Gott und seinem Worte treu meinen, aber gegen die Vertreter der Wahrheit durch das Geschrei über Obskurantismus und Pietismus eingenommen und durch das Heuchel- und Lügenwesen des Nationalismus getäuscht sind, zur Erkenntniß kommen, wenn nur mehr solche offene Erklärungen von ihm ausgehen, wie die am 29. Mai d. J. zu Köthen:*) „Wir glauben nicht, daß Jesus empfangen sey vom heiligen Geiste und geboren von einer Jungfrau, sondern glauben, daß er eben so entstanden ist, wie jeder andere Mensch; wie erklären offen und furchtlos, wenn man uns mit der Schriftautorität entgegentritt, daß unsere Lehre nicht schriftgemäß sey“ u. dgl. Archidiaf. Dr. Fischer ist dabei ängstlich geworden und hat die Diskussion abgewehrt; es hätte etwas nach Leipzig hinüber verlauten und frisches Wasser geben können auf die Mühen des apostolischen Glaubensbekenntnisses. O über das obscure Licht! O über die feigen Helden! — Allein das Ausweichen wird nicht auf die Länge gehen, der Kampf ruht nur, kann aber nicht ruhen bleiben.

Dr. Großmann hatte bald nach dem Ausbruche desselben nach Dresden berichtet, und bis zum Sonntage Judica, bis zur üblichen Confirmationszeit, um Entscheidung des Kultus-Ministerii gebeten. Trotz dem, daß dasselbe seine Mißbilligung des Rosenmüller'schen Bekenntnisses nicht verhehlt und richtig bemerkt hat, daß darin absichtlich alle Bibelworte vermieden zu seyn schienen, hatte es doch wenigstens für dieses Mal die Beibehaltung desselben angeordnet. Der rechtlose Zustand der kirchlichen Verhältnisse dauert also in Leipzig noch fort. Wie man äußerlich vernimmt, hat das Kultus-Ministerium Berichte und Gutachten von allen Superintenden ten im ganzen Lande erfordert. Wenn nur dadurch nicht die Sache, für Leipzig der Erledigung ferner gerückt, in's Liegenbleiben hinein kommt. Die kirchlich Gesinnten werden ferner wohl auf seyn, und ihren Sieg verfolgen. Denn es hat sich auch hier gezeigt, daß es das Vorrecht der Wahrheit ist, im Erliegen noch zu siegen, und die gerechte Strafe der Lüge, noch im Siegen zu unterliegen. „Die Frommen,“ sagt Luther, „sollen in der höchsten Schwachheit

und in dem Augenblick, wenn sie sollen unterdrückt werden, ein gutes Vertrauen haben, hingegen sollen sich Gottlose mitten im Triumphe und Siege fürchten.“ Wenn es bei jenen heißt: Als die Sterbenden, und siehe, wir leben! so muß es bei diesen heißen: Als die Lebenden, und siehe, wir sterben!

C. W. Klee, die Ehescheidungsfrage 1844.

Die Ehescheidungsfrage ist eine rechte Demuthschule. Das Beste, was uns als Ziel dabei vorschwebt, müssen wir als eine menschliche, vergängliche, bedingte Wahrheit erkennen, und wie lange schon bemühen wir uns, nur diese relative Wahrheit zu finden.

Wie aber, wenn all diese Qual nur aus einem falschen Princip stammte, das man seit drei Jahrhunderten angenommen hat? Wie, wenn man dieses mit einem anderen vertauschte, das die Möglichkeit einer absoluteren Durchführung verheißt? Das Absolute hat einen so großen Reiz, es drängt das beschwerliche Gefühl der menschlichen Unvollkommenheit zurück.

Nach Klee ist die Auflöslichkeit des Ehebandes das Princip, durch dessen Aufstellung die Reformatoren uns in ein Labyrinth führten, in dem wir von Schritt zu Schritt uns von der Wahrheit mehr entfernt, und zuletzt den Punkt erreicht haben, den das Landrecht legalisirt hat. Nach seiner Meinung hat man vom Standpunkt der Scheidung aus kein Recht, dieses Gesetz zu tadeln; es hat vielmehr in seinen Augen vor den die Scheidung einschränkenden Gesetzen und so auch vor dem Entwurf den Vorzug der Consequenz voraus, — man müßte doch wohl hinzufügen: der Consequenz (wenn es eine ist), die darin liegt, statt von A bloß bis B fortzugehen, erst bei C oder D stehen zu bleiben.

Von den zwei Aboluthäten: freie Scheidung — keine Scheidung, ist die erste zu verwerfen; der Verf. der angezeigten kleinen Schrift versucht es nun mit der zweiten. Er will die Nothwendigkeit derselben aus dem Begriff der Ehe und aus dem Wort Gottes nachweisen.

Die Sittlichkeit der Ehe, sagt er (S. 21.), hat nur darin ihre Wahrheit, daß die geschlechtlich unterschiedenen Persönlichkeiten in die Einheit des Fleisches zu dem geistigen Daseyn Einer Person eingehen. Damit ist ihm zugleich entschieden, daß diese Verbindung nur durch den Tod ihre Auflösung finden könne, und die Sittlichkeit des Verhältnisses wesentlich in die Unauflöslichkeit gesetzt sey. Dies soll am Eingang der Schrift S. 1 ff. dargethan seyn. Wenn der Verf. den Versuch machen wollte, die etwas locker und unordentlich an einander gereihten Sätze der Deduktion schulmäßiger, so altmodisch dies klingen mag, zu stellen, so möchte er sich vielleicht selbst überzeugen, daß Ehe und Unauflöslichkeit nicht so schlussgerichtet mit einander zusammenhängen, als er sich beredet hat.

Die Ehe ist eine leibliche und geistige Vereinigung; weder die bloß leibliche, noch die bloß geistige ist die Ehe. Sollte daraus schon für die Frage der Auflösung etwas folgen, so könnte es unseres Erachtens nur dies seyn, daß, wie durch den Tod, der die leibliche Vereinigung aufhebt, eben so auch durch eine Zerstörung der geistigen die Ehe gelöst werde, und es würde nur

*) S. Ev. R. Z. 1844. Nr. 46.

die Frage seyn, welches Ereigniß diese letztere Wirkung hätte und dem Tod gleichstände. Das Herbeiziehen der Forderung, daß der Staat nur die Objektivität der Ehe zu beachten, jede Rücksicht auf die Subjektivität zu meiden habe, nützt uns nicht viel, denn auch die Annahme der Trennung durch den Tod eines der Subjekte ist eine Berücksichtigung der Subjektivität, und umgekehrt ist nicht einzusehen, warum der Geist nicht eben so gut auf Objektivität Anspruch haben sollte, als der Leib.

Wenn ferner der Verf. bemerkt, es handle sich um eine „sittliche Substanz“, und diese aufzuheben, habe der Tod allein die Macht (S. 27.), so ist leichter zu begreifen, daß nichts Anderes diese Macht hat, als wie der Tod sie haben soll.

Selbst dem Einfluß der Willkühr entrinnen wir nicht durch die Beschränkung auf den Tod. S. 25. wird dieses Argument gegen die Auflösung wegen positiver Verletzung der Ehe gebraucht: die Aufhebung ihres Rechtsbestandes in solchen Fällen würde die Ehe der Willkühr preisgeben, ihre Objektivität vernichten. Dasselbe läßt sich gegen den Tod sagen. Oder wenn ein geplagter Ehemann mit Hülfe eines Stricks sich davonmacht, ist dies nicht auch Willkühr, die sich des Todes als Scheidungsrichters bedient?

Wollten wir endlich dem Verf. einen Augenblick zugeben, das Wesen der Ehe widerspreite jeder Auflösung, außer dem Tod, dürften wir ihm daneben die Separation passiren lassen, die er als Surrogat der Scheidung zulassen will? Seine Meinung stellt sich hienach so: eine Trennung der Ehe bei Lebzeiten ist dem Wesen der Ehe zuwider, aber doch nur sofern damit das Recht der zweiten Ehe sich verbände. Also die Wiederverheirathung ist es eigentlich, nicht die Trennung, die dem Begriff der Ehe widerspricht. Aber dann müßte die Ehe die successive Monogamie in sich schließen, und dies müßte auch für die Trennung durch den Tod gelten; der Unterschied, den der Verf. in dieser Beziehung zwischen Tod und Separation statuirt, ist auf dem Standpunkt des Begriffs der Ehe eine *petitio principii*. Um zu dieser Unterscheidung zu kommen, sieht er sich genöthigt, einen weiteren Umstand herbeizuziehen: die Möglichkeit der Wiederherstellung der Ehe, die nicht ausgeschlossen werden darf.

Es ist ihm nicht zuzugeben, daß er die Unauflöslichkeit aus dem Begriff demonstirt habe, aber es mag ihm nicht abgeläugnet werden, daß, wenn sie einmal, nur aus einem anderen Grunde, namentlich aus Gottes Wort, angenommen werden müßte, seine Separation wohl damit vereinbar wäre. Sie würde unter den Gesichtspunkt einer Heilmethode zu bringen seyn, und damit würde sich's am Ende wohl vertragen, daß er diese immerhin drastische Kur nur bei tiefen Schäden, nämlich bei den bisherigen Scheidungsurfachen, angewendet wissen will. Nur würde er doch wohl selbst zugeben müssen, daß in gewissen Fällen, z. B. bei der Desertion, die Kur für den gewöhnlichen Menschenverstand etwas Auffallendes hat; dieser dürfte sich von ihr bei einem nach Neu-Seeland entwichenen Ehemann schwerlich eine erhebliche Wirkung versprechen. —

Diese Bewandniß hat es mit dem Beweis aus dem Begriff. Der aus der heiligen Schrift geführte besteht darin, daß der Verf. die Stellen, worin das Verbot der Scheidung ohne

Modifikation ausgesprochen wird, allein als die unzweideutigen und entscheidenden gelten läßt. Und diese werden so verstanden, daß z. B. der Satz: was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden, ohne Weiteres auf die Unstatthaftigkeit einer Scheidungsgesetzgebung bezogen wird, ohne zu erwägen, ob man mit solcher Interpretation nicht aus dem: Wer Menschenblut vergießt u. die Unmöglichkeit der Todesstrafe, und aus dem: Wer dir dein Kleid nimmt u. die Unzulässigkeit des ganzen Privatrechts ableiten könnte. Die Lehre unserer Theologen von den Reformatoren an kümmert den Verf. wenig; ihm gibt es für die Gegenwart keine Kirchenlehre; die davon sprechen, geben nur ihre subjektive Meinung (z. B. S. 7. 79.). Erst mit einer Organisation und Verfassung der Kirche im Sinne des Verf. wird das anders werden; — es ist der unverwüßliche Glaube unserer politischen Phygmalione, daß, wenn sie nur die Form fertig haben, die Seele wohl nicht ausbleiben werde. —

Es muß dem Verf. anheimgestellt bleiben, ob er die hier vorgetragenen Zweifel gegen seine Theorie dieser selbst, oder seiner Darstellung derselben, oder der Incompetenz des Berichterstatters zur Last legen will. Dieser wird wenigstens den Vorwurf nicht ablehnen können, daß er für den Reiz einer gewissen philosophisch gefärbten Diktion wenig Empfänglichkeit besitz; Ausdrücke z. B. wie der, daß „der Staat selbst zu einer neuen Creatur in Christo wiedergeboren werden soll“ (S. 4.), haben für ihn ein weit geringeres Verdienst, als die einfache, ungeschraubte, unverfängliche Rede, die jedem Gedanken das ihm genau anpassende Gewand zu geben strebt.

Zum Schluß sollen noch einige Einzelheiten hervorgehoben werden, von denen vielleicht bei nochmaliger Erwägung der Verf. selbst theilweise zugeben wird, daß sie vor reiflicherer Überlegung nicht bestehen können.

S. 3. und öfter wird der privatrechtliche Charakter der Ehe ganz geläugnet, weil sie selbst Theil des öffentlichen Organismus sey. Daß außer dem, was sie für Staat und Kirche ist, die Ehe daneben auch etwas für sich seyn könnte, so gut wie der Mensch selbst, der ja auch Theil des öffentlichen Organismus ist, wird somit für undenkbar gehalten.

Nach S. 23. setzt die Familie, und damit der Staat, die Form der Ehe als ein objektives, von der Subjektivität unabhängiges Verhältniß voraus. Aus diesem Satz werden sodann freischweg die eben benötigten Folgerungen gezogen, ohne zu bedenken, ob nicht eben so gut auch andere, nicht gewollte Konsequenzen daraus angenommen werden müßten, so namentlich die Eingehung ohne den Willen der Gatten.

Dagegen wird S. 37 ff. bei der Frage vom Zwangs- und Strafrecht des Staats die dort nachdrücklichst empfohlene Objektivität plötzlich zur vollsten Geltendmachung der Subjektivität. Der Zwang gegen die Frau, daß sie beim Manne wohne, wird unbedingt verworfen, und der Entwurf S. 42. hart angelassen, daß er durch Bestrafung des der Gemeinschaft sich Weigernden zur Erfüllung einer sittlichen Pflicht zwingen wolle. Die Scheidung dagegen verbieten, das ist dem Verf. kein Zwang zur Erfüllung einer sittlichen Pflicht.

Nach §. 43. soll der Ehebruch straflos seyn, denn — wegen der Einheit der Personen ist die Verletzung ein Unrecht der Person gegen sich selbst! sie ist kein Rechtsverbrechen (§. 51.). Mit diesem Argument (das übrigens voraussetzt, es gebe nur Privatrechte) läßt sich auch die Straflosigkeit der Staatsverbrechen beweisen; von diesen kann man mit demselben Rechte sagen, der Bürger begehe sie gegen sich selbst.

§. 48. wird die Meinung verworfen, die einen selbstständigen, vom Scheidungsgesuch unabhängigen Strafantrag wegen Ehebruchs für wohl zulässig hält; sie soll aller praktischen Bedeutung entbehren. Eine tiefer gehende praktische Betrachtung lehre: die Seltenheit des Strafantrags im Ehescheidungsprozeß habe ihren Grund „in einer tief in der Sittlichkeit wurzelnden Scheu, gleichsam dem Nachklang des ehelichen Heiligtums“ — „wie wäre es daher denkbar, daß bei Festhaltung des Ehebandes ein solches Petition jemals hervorträte?“ Bisher war man darüber einig, das Faktum auf eine weniger gemüthliche Weise, nämlich einfach dadurch zu erklären, daß der Strafantrag in den meisten Fällen als ein Hinderniß des zunächst vom Kläger angestrebten Zwecks, der Scheidung nämlich, sich erweisen würde. Wenn diese Erklärung ein Vorurtheil ist, so wäre es erwünscht gewesen, aus der praktischen Erfahrung des Verf. die näheren Data, die ihn zu seiner Behauptung vermocht haben, zu vernehmen; vor der bloßen Versicherung tieferer Beobachtung wird das Vorurtheil nicht schwinden.

Nachrichten.

Erklärung der Belgischen Bibelgesellschaft auf das Rundschreiben des Römischen Papstes vom 8. Mai 1844. (Aus der Elberfelder Zeitung.)

Die in Nr. 150. dieser Zeitung geschehene Veröffentlichung eines ausführenden Auszugs aus dem Rundschreiben des Römischen Papstes vom 8. Mai d. J., in welchem über alle Bibelgesellschaften die Verdammnis ausgesprochen wird, legt zunächst der hiesigen Bibelgesellschaft die Verpflichtung auf, nachstehende Erklärung darüber in derselben Zeitung zu veröffentlichen.

Daß der Römische Papst zu diesem Schritte sich veranlaßt gesehen hat, kann den Bibelgesellschaften und der gesammten Evangelischen Kirche nur ein höchst erfreuliches und ermunterndes Zeugniß für den Segen seyn, womit der Herr der Kirche die Bemühungen, sein Wort zu verbreiten, selbst in Gegenden, wo die festeren Bollwerke dieser Verbreitung entgegengesetzt werden, zu krönen die Gnade hat. — Eben so ist das verdammende Urtheil selbst, das der Römische Papst über Gesellschaften ausspricht, deren einziger Zweck die Verbreitung des Wortes Gottes ist, ein neues urkundliches Zeugniß für die alte Wahrheit: daß die nach Gottes Wort wieder hergestellte christliche Kirche mit dem Worte Gottes steht und fällt, und jeder Angriff gegen dieselbe ein Angriff auf das Wort Gottes ist, das ewig bleibt.

Dem Verdammungssprüche des Römischen Papstes setzt die Bibelgesellschaft entgegen das Wort des Apostels:

„Es ist ein einiger Gesetzgeber, der kann selig machen und verdammen; wer bist du, der du einen Anderen urtheilst?“ (Jak. 4, 12.)

Der Autorität des Römischen Papstes entgegen stellt sie die allerhöchste Machtvollkommenheit Jesu Christi, des einigen Herrn und Hauptes

der Kirche, der auf sich — den lebendigen Felsen — seine Kirche gegründet hat, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen; der seiner Kirche, allen menschlichen Bannflüchen gegenüber, das Wort geredet und erfüllt hat:

„Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen!“ (1 Mos. 12, 3.)

und der namentlich der Bibelgesellschaft in der, selbst den Feinden unerkennbaren Thatsache des außerordentlichen Segens, womit er ihr Werk begleitet, in einer, jedem Unbefangenen wohl lesbaren Schrift das Zeugniß ausstellt:

„Das sagt der Heilige, der Wahrhaftige, der da hat den Schlüssel Davids, der aufthut und Niemand zuschließt; der zuschließt, und Niemand aufthut: Ich weiß keine Werke. Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Thür und Niemand kann sie zuschließen; denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und hast Meinen Namen nicht verlängnet.“ (Offenb. Joh. 3, 7. 8.)

Die Schmähungen und Beschuldigungen, die gegen das Werk der Bibelverbreitung gerichtet werden, läßt die Bibelgesellschaft über sich ergehen in der freudigen Ruhe, wozu sie das Wort des Herrn berechtigt:

„Selig seyd ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übels wider euch, so sie daran lägen.“ (Matth. 5, 11.)

Lezteres indeß, „daß sie daran lägen,“ glaubt sie schuldig zu seyn, durch einfache Aufstellung des thatsächlichen Zeugnisses zu erhärten, damit diejenigen, die der Römischen Kirche angehören, dadurch nicht mögen abgehalten werden, die Handreichung christlicher Liebe, die ihnen in wohlfeilem oder unentgeltlichem Darbieten des Wortes Gottes angeboten wird, auch ferner anzunehmen.

Den Zweck der Bibelgesellschaften bezeichnet der Eingang des päpstlichen Schreibens im Ganzen richtig dahin:

„daß sie alle darin einig sind, die heilige Schrift, übersetzt in die verschiedenen Volkssprachen, in sehr großer Anzahl von Exemplaren herauszugeben; dieselben unter Christen eben sowohl als unter Ungläubigen ohne Unterschied zu verbreiten, und einen Jedem zum Lesen derselben ohne weitere Anleitung aufzufordern.“

Dabei wird aber die Beschuldigung, die als ein wohlbekannter Kunstgriff der Keger bezeichnet wird, erhoben:

„daß sie mit Zurückweisung des (mündlich) überlieferten Wortes Gottes, und mit Verwerfung des Ansehens der Katholischen Kirche, die heilige Schrift entweder mit der Hand verfälschen, oder durch Auslegung des Sinnes verkehren.“ (Scripturas aut manu interpolarent aut sensus expositione interverterent.)

Leztere Beschuldigung kann auf die Bibelgesellschaften nicht fallen, weil es thatsächlich der erste und streng befolgte Grundsatz derselben ist, das Wort Gottes allein, ohne allen Zusatz menschlichen Wortes, namentlich ohne Anmerkungen und Auslegungen, zu verbreiten. Der erstere Theil der Anklage kann aber eben so wenig dieselben treffen, weil es eben so ihr Grundsatz ist, das Wort Gottes in jedem Lande und jeder Kirche nur in den kirchlich gebräuchlichen, approbirten Ausgaben zu verbreiten. Sollten also in den unter den Römisch-Katholischen verbreiteten Bibelübersetzungen „theils wissenschaftliche, theils unwillkürliche Entstellungen“ nachgewiesen werden können, so würde diese Anklage selbstredend auf die Römisch-katholischen Übersetzer und auf die, ihre Approbation ertheilenden kirchlichen Obern fallen, und keine Verdammung der Bibelgesellschaften, sondern die Beschaffung einer richtigen, fehlerfreien Übersetzung hervorrufen müssen.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 17. Juli.

N^o 57.

Die Berliner Pastoral-Conferenz vom 5. bis 7. Juni d. J.

Nachdem der wesentliche Inhalt der Verhandlungen dieser Konferenz den Lesern der *Ev. K. Z.* bereits vorliegt, darf sich dieser Bericht darauf beschränken, Geist und Haltung derselben im Allgemeinen näher zu bezeichnen.

Alles zusammen genommen, kann man das Ergebnis der Konferenz nicht anders, als ein höchst erfreuliches bezeichnen. Die Konferenz war in diesem Jahre überhaupt zum drittenmale, ja genau genommen, erst zum andernmale versammelt. Im Jahre 1842 hatte sich eine kleinere Zahl von Pastoren mit anderen Missionsfreunden bei Gelegenheit der Jahresfeier des Berliner Vereins zu einer Missionsberatung vereinigt. Hier geschah es zuerst, daß auf einen geäußerten Wunsch hin die Pastoren noch einen Tag zur Besprechung von Pastoralgegenständen bei einander blieben. Im Jahr 1843 stieg die Zahl der Mitglieder der Missions-Conferenz auf beinahe hundert; diese vereinigten sich wiederum zu einer Pastoral-Conferenz, welche zwar diesmal nach Verabredung geschah, doch wurden die Gegenstände auch diesmal erst am Tage vorher, wie sie sich eben darboten, bestimmt, und kaum nahmen einige außerhalb des Kreises der Missionsfreunde Theil.

In diesem Jahre aber hatte sich die Zahl der Versammelten mehr als verdoppelt, obschon die Missionsfreunde dem Wunsche nur nachgegeben hatten, an ihren brüderlichen Pastoralbesprechungen auch Anderen den Zutritt zu verstatten. Hierbei hatten keine besonderen Einladungen stattgefunden, die Versammlung entbehrte jedes öffentlichen Charakters; sie hatte auch keine Form angenommen, als wie sie sich in jeder geordneten Versammlung von Brüdern gleichsam von selbst ergibt. So schnell hat sich das Bedürfnis nach Gemeinschaft und Anregung entwickelt!

Das nicht ganz vollständige Verzeichniß zählt 236 Namen auf, von denen, bis auf etwa zehn, alle dem geistlichen und höheren Lehrstande angehören, einschließlich die Candidaten und einige Studierende. Das Missionsfest hatte manchen Freund aus den fernen Provinzen des Vaterlandes hergeführt, auch ferner Hergekommene hatten wohl diese festlichen Tage für Berlin aussersehen, wie der Pastor der Deutschen Gemeinde zu Stockholm, E.-R. Nothlieb. Unter den Versammelten waren eine große Anzahl höherer kirchlicher Beamten, gegen zwanzig Superintendents, viele Mitglieder der Consistorien, des Ministeriums, Professoren der Universität u. s. f.

Aus dieser Geschichte der Konferenz und aus ihrer Zusammensetzung aus Männern, die sich zum großen Theile noch ganz unbekannt waren und zum Theile es auch ferner blieben, ergibt sich mit Nothwendigkeit, daß die Versammlung den Charakter einer näher verbundenen, brüderlichen Ge-

nossenschaft nur in beschränkterem Maße behaupten konnte. Dieser tiefinnerliche Segen der Gemeinschaft zur Erquickung, Tröstung, Züchtigung und Befestigung, mag überhaupt in größeren Kreisen nur unter besonders günstigen Umständen bewahrt bleiben; es gehört dazu äußerlich das allmähliche Heranwachsen des Bruderkreises, innerlich das Bewußtseyn näherer Herzensverbindung in Einem Glauben und Einer Liebe.

So war wohl Gefahr, daß diese schnell angewachsene Konferenz, was sie an Umfang gewonnen hatte, an Inhalt verlieren möchte. Dies aber ist durch den Segen von oben, durch das lebhafte Gefühl des Bedürfnisses nach Gemeinschaft, durch die treffliche Leitung der Versammlung, und besonders auch durch den Ort derselben (den noch mit den frischen Laubgewinden der kirchlichen Missionsfeier geschmückten Saal des Missionshauses) für diesmal verhütet worden. Wenigstens hat die Versammlung eine Fülle der Anregung gewährt, wie es bei dieser unbeschränkt freien Zusammensetzung nur irgend zu erwarten war, und wenn ihr Segen bei irgend einer Beschränkung, die sich für dergleichen Bruderkreise zuletzt doch als heilsam und nothwendig ergeben wird, wohl innerlich kräftiger hätte strömen können, so fand derselbe doch so ein um so größeres Gebiet. Gewiß ist Mancher, der sich hier wie in eine neue Welt versetzt sah, von einem Hauch des Lebens bewegt worden, der ihm sonst noch lange fremd geblieben wäre.

Man kann unbedenklich sagen, daß nicht allein die evangelische, sondern auch in ihren allgemeineren Beziehungen die kirchliche Richtung in der Versammlung auf das Entschiedenste vorherrschte. Die Einheit in den neu gehobenen, ewigen Schätzen des Glaubens, und dem entsprechend, in der Anerkennung der wesentlichsten Elemente, die zur Neugestaltung eines kirchlichen Lebens erforderlich sind, trat fast immer bestimmt hervor, so daß Stimmen des Unglaubens und Halbgläubens sich als in einem fremden Lebenskreise kaum einmal leise hervorwagten, immer aber völlig unbeachtet verflangen.

Auf Grund dieser Einheit herrschte denn auch die unitarische Richtung vor. Fast ganz allgemein klang das Bekenntniß zur Augsburgischen Confession durch, so daß die auch noch in Ansehung ihrer Besorglichen fast nur als Repräsentanten der großen kirchlichen Verwirrung der Vergangenheit dastanden. Mehr getheilt und unentschieden aber stellte sich die Versammlung in Bezug auf das Verhältniß der evangelischen Confessionen zu einander und ihre besonderen Symbole dar. Nur trat die exklusive Richtung überall eben so weit zurück, als die indifferentistische; man wollte überall nicht bloß Glauben, sondern auch Gestaltung des Glaubenslebens; man hoffte diese auf dem gemeinsamen Glaubensgrunde der evangelischen Schwesterconfessionen zu finden, ohne jedoch über das Princip der Einigung und Sonderung völlig klar zu seyn. Die Versamm-

tung bot in dieser Hinsicht ein Gegenbild der kirchlichen Gegenwart: aber in ihren schönsten Streben und Hoffnungen, wo Altes und Neues sich noch mischt, aber das Alte vergeht, damit Alles auf dem ewigen Lebensgrunde neu werde.

(Schluß folgt.)

Herr Pastor Wislicenus in Halle.

Der Genannte hatte bekanntlich in der Köthener Versammlung der protestantischen Freunde am 29. Mai offen von dem protestantischen Formalprincip der heiligen Schrift sich losgesagt, indem er an dessen Stelle einen s. g. heiligen Gemeingeist (die Vernunft) setzte, hatte dabei bestimmt erklärt, die Schriftwidrigkeit seiner Lehre gebe er furchtlos der Gemeinde gegenüber zu, und zur Veranschaulichung seines Verhältnisses zur Schriftlehre des Neuen Testaments unter Anderem gesagt: „Wir glauben nicht, daß Jesus sey empfangen worden vom heiligen Geiste und geboren von der Jungfrau Maria, sondern wir glauben, daß er entstanden ist, wie andere Menschen.“ Diese Erklärungen glaubte ich in meinem Berichte über die Köthener Versammlung „naht und frech“ nennen zu müssen. Allerdings besagen dieselben wesentlich nichts Anderes, als was alle s. g. Rationalisten unserer Tage auch behaupten; *) während sie es aber meist verhüllen, aus irgend welcher Ursach, so sprach der Genannte es naht aus, und während jene also ihr Verhältniß zur historisch Evangelischen Kirche doch noch irgend in der Schwebe lassen, so löste dieser es gradezu auf, und noch dazu in Worten, die so bestimmt die geschichtliche Person des Herrn selbst antasten, daß sie einen Gegensatz gegen alle christliche Kirchenparteien seit dem Bestehen der Kirche, selbst die Quäker nicht ausgenommen, hinstellen und nur von den Juden nachgesprochen werden.

Der Genannte beschwert sich indeß vor der Öffentlichkeit in der Magdeburgischen Zeitung Nr. 150. über jenes mein Urtheil. Gegen die geschichtliche Wahrheit meines Berichts wendet er nichts ein. Er nennt ihn nur „mangelhaft“, was ich insofern zugebe, als er bloß Thema, Resultat, einige besonders hervortretende Sätze und Wirkung des ganzen Vortrags referirt und nicht den ganzen Vortrag selbst. Wenn er nachher hinzufügt, derselbe möchte wohl auch zum Theil mißverstanden worden seyn, so leidet diese Vermuthung wenigstens auf das von mir darüber Mitgetheilte, die klaren dünnen Worte des Redners, keine Anwendung. Die wesentlich volle geschichtliche Wahrheit nun aber so zugestehend, **) antwortet er dann auf die seinen Worten gegebenen Prädikate. „Was die Nahtheit betrifft“ — sagt er — „so habe ich allerdings die Wahrheit nicht mit dem Schleier unbestimmter Floskeln bekleiden wollen, vielmehr desselben entkleiden, da jene Verkleidung eben der Feind ist, gegen

den ich meinen Mund aufgethan habe.“ „Was aber weiter die Frechheit meines Redens betrifft, so kann ich dieser Beschuldigung nur entgegensetzen, *) daß, was ich gesprochen, mir heilige Wahrheit, gewissenhafte Überzeugung ist, von der allein ich die Erlösung aus den gegenwärtigen kirchlichen Wirren erwarte, die auch der Bibel **) allein ihre wahre, unantastbare Ehre gibt, und daß ich von sittlichem Ernste getrieben ***) geredet habe.“ Die Herzen, meint er, die — wofern nicht Mißverständniß obgewaltet — dadurch tief bewegt worden seyn, müßten „schwache Herzen“ gewesen seyn. Es gibt — fährt er zu dessen Nachweis fort, was ich im Grunde bloß zur Charakterisirung seines eigenen Standpunkts, den Schriftgläubigen und den gewöhnlichen Denkgläubigen gegenüber, anführe — „es gibt allerdings eine gewaltsame Gläubigkeit, die vor allem erzittert, wodurch ihr willkürliches Gebäude angetastet wird, weil sie den Zweifel an ihrer eigenen Sache verborgen in sich selber trägt und vom geheimen Gefühle der Unsicherheit ihres Standpunktes bei jedem widerstrebenden Worte geängstet wird. †) Das ist das Feuer, das nicht verlöscht, der Wurm, der nicht stirbt in der Seele derer, die sich nicht muthig und unbedingt der Wahrheit beugen, sondern bei ihren einmal gewohnten Vorstellungen hartnäckig oder weichlich beharren wollen. Und es gibt auf der anderen Seite eine inconsequente Halbheit, die vor ihrer eigenen Consequenz, wie vor ihrer eigenen Gestalt erschrickt, und dem zürnt, der sie ihr zeigt, — die wohl die Augen aufstun, aber nur blinzeln, wohl Licht, aber nur ein gedämpftes, unbestimmtes haben will.“ Eben darum denn hat Past. W. das Licht voll und unverdeckt hervortreten lassen, und es ist eine anerkennenswerthe „Ehrlichkeit“, wenn auch zugleich — man verzeihe mir die referirende Wiederholung des Worts — eine „Frechheit“, daß er es gethan.

Dies zwiefache Epitheton indeß erscheint demselben als ein unlösbarer, „ganz unsittlicher“ Widerspruch, ††) und er erklärt sich nun noch am Schlusse seiner Erklärung sehr bestimmt gegen mich, der ich jene beiden Prädikate gebraucht, indem er sich auf schriftliche Privatcorrespondenz von mir bezieht, über die ich deshalb, da er einmal sie auszüglich indiscret genug veröffentlicht hat, nun auch noch ein Mehreres sagen muß und zu sagen berechtigt bin.

Nicht ich, wie es aus der W.'schen Darstellung scheint,

*) Also nicht etwa den Vorwurf von Mißverstand oder unrichtiger Darstellung.

**) D. h. dem Restituum der Bibel.

***) Welch ein sittlicher Ernst! Welch eine Sittlichkeit, daß recht ist, was einer für recht hält!

†) Hierbei muß ich bemerken, daß das in meinem Bericht bei Anführung des Wislicenischen Vortrags zu Köthen erwähnte innerste Erzittern Schriftgläubiger nicht etwa, wie Herr W. in schmähtlicher Selbsttäuschung meint, Angst war, sondern Entsetzen über den Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte und über die Lästerung des Heiligsten.

††) „Daß ich“ — sagt er zuletzt — „die Kunst nicht verstehe, oder nicht üben mag, Widersprüche in solcher Weise zu vereinigen, ist wohl überhaupt das Verbrechen, um das ich gegenwärtig gerichtet werde.“ Welch ein Gedanke!

*) „Es ist“ — sagt W. in der anzuführenden Erklärung — „es ist nur der bestimmt ausgesprochene Standpunkt der protestantischen Freunde und überhaupt der rationalen Denkweise in kirchlichen Dingen.“

**) Wie sie ja auch selbst der feindselige Artikel in Nr. 145. der Magdeb. Zeitung zugefanden hatte.

habe zuerst an W., sondern er an mich geschrieben. Unterm 20. Juni schrieb er mir: *)

„Gestern Abend habe ich durch die Stadtpost einen anonymen Brief erhalten, worin ich wegen meines „in Köthen abgelegten, vom Teufel eingegebenen Glaubensbekenntnisses“ vielfach gescholten, zum Widerruf aufgefordert und bedrohet werde, daß der Verfasser die Sache Vielen unter meinen Gemeindegliedern und namentlich „den Kirchenvorsehern“ mittheilen wolle. Derselbe weist mich mit meiner etwaigen Rechtfertigung an Dich. Ich vermurthe also, daß er ein Mann Deiner Bekanntschaft ist.“ Pst. W. fordert mich nun auf, dem Schreiber einige Mittheilungen zu machen, 1. darüber, inwiefern auch er — W. — ein „Geborenseyn Christi aus dem heiligen Geiste“ glaube, 2. über die Versicherung des anonymen Schreibers, „daß er — W. — mit diesem Bekenntnisse nimmermehr vor Gott bestehen könne“, wogegen W. erklärt: „Ich versichere ihn, daß ich mit Gott darüber im vollen Frieden bin und meiner Seele Seligkeit dadurch ungefährt weiß, wie ich denn überhaupt meines Glaubens in meinem Herzen sehr getrost bin, Menschen und Gott gegenüber;“ und 3. über die Anzeigedrohung: „Wenn der Verf. die Sache unter meiner Gemeinde verbreiten und sie insbesondere den Kirchenvorsehern mittheilen will, so bemerke ich, daß ich nichts im Verborgenen thue, sondern Jedermann gern Auskunft über mein Denken und Glauben gebe, und zur Rechenschaft dem Geringsten in meiner Gemeinde stets bereit bin, wie ich mich denn auch in meinen Predigten **) ganz und gar nicht bemühe, mich zu verbergen.“ Er wolle, bemerkt er, dem Kirchen-Collegium nächstens selbst die Sache vortragen, und schließt: „Wäre ich ein Feuchler, wie er — der Anonyme — mich nennt, so würde ich wohl so viel Klugheit gehabt haben, mich auch in Köthen nicht auszusprechen. Was ich dort gesagt habe, mag so öffentlich gemacht werden, als man will, ich habe nicht das Geringste dagegen und werde Alles vertreten. Wislicenus.“

Aus diesem Briefe, und da schon ein Hallischer Bürger — denn als solcher mußte der Anonyme mir erscheinen — den Bericht der Ev. K. Z. gelesen hatte, schloß ich natürlich auf Bekanntschaft auch des Pst. W. mit demselben. Ich antwortete ihm auf der Stelle freundlich, aber ganz kurz, ***) den Anonymen kenne ich weder, noch könne ich ihn errathen, habe überhaupt auch Anonymität in solchen Sachen, und wüßte mich bei unserer sonstigen unausgleichlichen Divergenz doch durch die von mir hochgeachtete Offenheit und Ehrlichkeit mit ihm verbunden, in Anerkennung unserer alten Freundschaft.

Unterm 24. Juni empfing ich danach ein anderes Schreiben des Pst. W., worin er sagt, er habe seitdem meinen Bericht in der Ev. K. Z. gelesen; meine Äußerungen in diesem

*) W. und ich sind frühere Hallische Universitätsgenossen, daher unser Du.

**) Man vergleiche nur die grauenvolle Reformationspredigt von W. in der Sammlung der Predigten zum Hallischen Reformationsjubiläum. Auch wunderbare Referate aus seinen gehaltenen Predigten gehen umher; ich habe ihn aber nie gehört, da ich nur in Kirchen gehe, um mich zu erbauen.

***) Concepte dieser meiner Correspondenz habe ich nicht behalten.

öffentlichen Artikel und in dem Privatschreiben stünden mit einander in Widerspruch; meine öffentliche Beschuldigung der „Fechtheit“ möge wohl nur „ein Erzeugniß leidenschaftlicher Erregtheit“, die Äußerung in meinem Briefe dagegen meine wahre Stimmung seyn. Wie dem aber auch sey, so fordere er eine Erklärung, und hoffe, ich werde so gerecht seyn, den öffentlichen Angriff auf seine Ehre in demselben Blatte zurückzunehmen u. s. w. „Ich selbst“ — fügt er hinzu — „kann jener Beschuldigung nur das entgegensetzen, *) daß, was ich in Köthen sprach, mir heilige Wahrheit ist, und daß ich an die freimachende und beseligende Kraft der Wahrheit freudig glaube, daß ich vor Allem die Anerkennung jener Wahrheit für unsere Zustände als nothwendig, erlösend und Friede bringend erachte, und daß ich darum von sittlichem Ernste gedrungen, sie ausgesprochen habe.“ Schließlich fragt er mich, was ich zu dem ersten Punkte in seiner vorigen Mittheilung sage, dazu, daß auch er glaube, „daß Christus aus dem heiligen Geiste geboren sey, nur nicht so, daß der heilige Geist bei seiner Mutter Vaterstelle vertreten habe“, daß „wir beide also im Wesentlichen dasselbe glaubten.“ **) Auf diesen Brief erwiderte ich auf der Stelle kurz, ich hätte über die Köthener Versammlung einfach kirchenhistorisch berichtet, durchaus ohne leidenschaftliche Erregtheit, könnte auch das darüber Gesagte nicht retractiren, obwohl ich auf der anderen Seite seine Ehrlichkeit anerkenne, auch bei Veranlassung öffentlich anzuerkennen bereit sey, und zwischen diesem beidem einen Widerspruch nicht sehe. Die Ehrlichkeit gebe ich der Person einmal losgetrennt gedacht vom Amte, das andere Präbikat ihm als Pfarrer, ***) wie ich denn ernstlich glaube, daß er rechtlich als Pfarrer resigniren oder abgesetzt werden müsse. Was seine am Schluß berührte Ansicht betreffe, so hielte ich dafür, daß er ein Geborenseyn Christi vom heiligen Geiste annehme nur wie unser Aller, höchstens quantitativ, nicht qualitativ verschieden, und wenn er überhaupt ein Empfangen vom heiligen Geiste nach seiner Deutung zugebe, doch jedenfalls das Geboren von der Jungfrau (und daher die christlich-kirchliche Gottessohnschaft) läugne. Hieraus hat W. gegen mich geschwiegen, um nun öffentlich zu reden. Daß es mir nicht darauf ankomme, die flüchtige Ausdrucksform meiner anspruchlosen, möglichst freundlich seyn wollenden Briefe absolut rechtfertigen, und namentlich — wenn der Genannte es nun einmal nicht haben will — seine Ehrlichkeit absolut vindiciren zu wollen, †) brauche ich nicht zu bemerken; daß es aber wirklich

*) Also auch hier schon, und grade hier, wo Zurechtweisung ganz am Orte gewesen seyn würde, durchaus nicht die mindeste Andeutung von geschichtlicher Unwahrheit und Mißverständnis, ja nicht einmal von Mangelhaftigkeit in meinem Bericht.

**) Ist das auch ehrlich?

***) Ich hätte auch darauf hinweisen mögen, daß Ehrlichkeit und Offenheit im Grunde die bloße Form ist, in welche danach Gutes oder Böses erst eingegossen wird; daß energische Offenheit im Guten, Muth und Freimüthigkeit im Schlechten Feuchtheit ist, seine energische Offenheit aber ersteres nur dann seyn würde, wenn er eben bloß Mensch, nicht auch zugleich Christ und Pfarrer wäre.

†) Merkwürdig übrigens: Herrn Pst. Wislich nannte ich „anscheinend bieder“, und da erhebt der Richtfreund in Nr. 145. der Magdeb.

„furcht“ und empörend sey, öffentlich durch Verwerfung der Schrift, des apostolischen Glaubens und der geschichtlichen Person Christi und durch fernerweite öffentliche Vertheidigung solcher Grundsätze als der allein heilbringenden allem allgemeinen und insbesondere auch allsonntäglichen evangelischen Pfarrerseide ins Angesicht zu schlagen, behaupte ich fort und fort zuversichtlich. Die Kirche möge zeugen und möge richten! Ich habe durch Reden, wo ich nicht schweigen durfte, nur meine Pflicht erfüllt. Es handelt sich ja nicht um theologische Subtilitäten, auch nicht um das äußere Wohl oder Wehe eines Pfarrers, dem, wenn er das kirchliche Brot nicht essen darf, doch ein anständiges bürgerliches nicht zu versagen ist; *) weiß ich doch auch selbst, wie es thut, von Amt und Brot, und ohne Ersatz, zu scheiden; es handelt sich um das geistliche Brot von Tausenden, um das geistliche Leben so vieler zarten Lämmer, deren einziger Hirt ein Wolf ist, es handelt sich darum, ob es noch eine geschichtlich evangelische Kirche — eine Kirche, die wenigstens auf Schrift, apostolischen Glauben und Christi Person noch hält — und ob es ein Kirchenregiment in Preußen gibt, oder nicht.

Halle, 1. Juli 1844.

Guerike.

Nachrichten.

Erklärung der Bergischen Bibelgesellschaft auf das Rundschreiben des Römischen Papstes vom 8. Mai 1844. (Aus der Elberfelder Zeitung.)

(Schluß.)

So verbreitet unsere hiesige Bibelgesellschaft unter den Römisch-Katholischen nur das Neue Testament in der vom Bischofe zu Münster approbirten Übersetzung von Ristemaker. Zu ihrem aufrichtigen Bedauern hat sie sich noch nicht im Stande gesehen, die ganze Bibel Alten und Neuen Testaments verbreiten zu können, weil ihr noch keine kirchlich approbirte Übersetzung der Bibel ohne Anmerkungen bekannt geworden ist.

In anderen Sprachen werden allerdings von anderen Bibelgesellschaften ganze Bibeln verbreitet, aber auch nur in kirchlich approbirten Übersetzungen. — Gegen dieselben ist aber auch nie, selbst in den feindseligsten Angriffen, eine andere Anklage erhoben worden, als die, daß in denselben die unter dem Namen „Apokryphen“ bekannten Bücher fehlten. — Diese Bücher aber, die erweislich nicht zu den Schriften gehören, welche Paulus „von Gott eingegeben“ nennt, haben nie eine allgemeine, dem Worte Gottes sie gleichstellende Anerkennung in der christlichen Kirche gehabt; nur hat das Römische Concil zu Trient in demselben Beschlusse, in welchem es den ungeschriebenen Überlieferungen dasselbe Ansehen mit der heiligen Schrift ertheilte, diese Bücher ohne weitere Unterscheidung (freilich nicht ohne nachdrücklichen Widerspruch und Geheißlichkeit der Stimmen) unter die Bücher der heiligen Schrift gestellt.

Die Auslassung dieser Bücher in einer Bibelausgabe könnte die:

Zeitung ein großes Geschrei; Herrn Past. W. nenne ich „wirklich ehrlich“, und da komme ich nun erst vollends übel an.

*) Den abgesetzten Lutherischen Pastoren ist letzteres versagt worden.

selbe — selbst von Römischen Standpunkte aus — höchstens als eine unvollständige erscheinen lassen: eine Anklage auf Verfälschung und Entstellung läßt sich unmöglich darauf gründen. —

Das ist das Zeugniß, welches das vor aller Welt offenkundige Wirken der Bibelgesellschaft thatsächlich ablegt.

Daraus geht hervor, daß die erhobene Beschuldigung nur ein willkürlich erdonnener Vorwand, der eigentliche Grund und Zweck des Verdammungspruches aber nichts Anderes ist, als die Ausschließung des Volkes vom Lesen des Wortes Gottes, welche seit Gregor VII. die Päpste theils durch unbedingtes Verbot, theils durch erschwering Bedingungen, die einem Verbote gleichkommen, mit strenger Consequenz durchzuführen gesucht haben. *)

Die Anklage, daß die Verbreitung des Wortes Gottes unter den Heiden dem Wirken der Römischen Missionare immer neue Hindernisse in den Weg lege, kann der Evangelischen Kirche nur ein sehr willkürliches Geständniß seyn, und bildet einen sehr vernehmlich redenden Gegensatz gegen die Angriffe, die unter dem Schutze französischer Kanonen auf Tahtiti und anderen Orten die Römischen Missionare auf die, aus den Heiden durch das Wort gesammelten Christengemeinden gemacht haben. Die Verdächtigung, als wenn die Verbreitung des Wortes Gottes den Staaten gefährlich wäre, und die Bibelgesellschaften den revolutionären Tendenzen unserer Zeit dienen, fällt in sich selbst zusammen, und verdient als ein, endlich doch wohl abgenutzter Kunstgriff kein widerlegendes Wort.

Endlich stellt der Anrufung des Apostels Petrus die Bibelgesellschaft getrost entgegen die Berufung auf das Gebot des Petrus:

„Nicht zu haben auf das feste prophetische Wort als auf ein Licht, das da scheint an einem dunkeln Ort.“ (2 Petr. 1, 19.)

und der Anrufung der Maria, „der es gegeben sey, alle Ketereien in der ganzen Welt zu vernichten,“ die Berufung auf den heiligen Geist, der der Kirche des Herrn gegeben ist, und dessen Amt und Werk es ist, als Geist der Wahrheit in alle Wahrheit zu leiten, und die Anrufung des Herrn und Hauptes seiner Kirche, der der Schlange den Kopf zertreten hat, und nun zur Rechten Gottes sitzt, bis daß alle Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt sind, und der seiner Kirche den Segen ertheilt:

„Siehe! ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“

Elberfeld, am 7. Juni 1844.

Die Bergische Bibelgesellschaft.

*) Nächt den von Gregor VII. und Innocenz III. in ihren Briefen gegebenen Vorschriften ist das erste förmliche Verbot der Beschluß des im Jahr 1229 unter dem Papst Gregor IX. gegen die Waldenser gehaltenen Concils zu Toulouse: „Wir verbieten auch, daß den Laien gestattet werde, die Bücher des Alten oder Neuen Testaments zu haben, wenn nicht etwa einer einen Psalter oder ein Brevier oder die Stundengebete der heiligen Maria aus Andacht zu haben wünscht; aber die vorgedachten Bücher, in die Volkssprache übersetzt, zu haben, untersagen wir auf's Strengste“ (can. 14.). Daran reiht sich ein ähnlicher Beschluß vom Jahr 1243: „Wir setzen fest, daß Keiner die Bücher des Alten und Neuen Testaments in der Volkssprache haben dürfe; und so Jemand sie hat, so soll er dieselben innerhalb acht Tagen nach Bekanntmachung dieses Beschlusses dem Bischof zum Verbrennen ausliefern; wer das nicht thut, wird, er sey Geistlicher oder Laie, als der Ketzerei verdächtig angesehen“ (Conc. Tarrac. can. 2.). 1564 gebot Pius IV.: zum Lesen der katholischen Bibelübersetzungen sey die Erlaubniß des Priesters notwendig, welches Gebot Clemens VIII. 1598 und Gregor XV. 1622 wiederholten; Clemens XI. verbot es unbedingt, Pius VII. 1816 gestattete nur den Gebrauch kirchlich approbierter und mit der kirchlichen Auslegung versehener Bibel-Ausgaben und fordert für jeden Laien die specielle Erlaubniß des Seelsorgers, womit das gegenwärtige päpstliche Rundschreiben übereinzustimmen scheint.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 20. Juli.

N^o 58.

Die Berliner Pastoral-Conferenz vom 5. bis 7. Juni d. J.

(Schluß.)

Auch in formeller Hinsicht mußten die Verhandlungen und ihre Ergebnisse gewiß jede billige Erwartung, die man von der Versammlung haben konnte, befriedigen. Das Ergebnis würde noch genügender gewesen seyn, wenn die Themata bestimmter gefaßt, die leitenden Gesichtspunkte mehr markirt und für die fortschreitende Entwicklung schon die Disposition der zu verhandelnden Themata mehr hervorgehoben worden wäre. Statt dessen faßten diejenigen, welche die verschiedenen Gegenstände einleiteten, dieselben oft aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten, so daß diese sich im Laufe der Verhandlungen verwickelten und verschoben, und ein geordnetes Vertreten der von den Wortführern aufgestellten Auffassungen unmöglich wurde. Die Folge hievon war, daß das Gesamtergebnis einer Verhandlung oft unbestimmt blieb, weil es an der geordneten, fortschreitenden Entwicklung fehlte. Wir wollen indeß diesen Mangel, der durch die treffliche Leitung, nicht weniger durch die Frische und Besonnenheit der Verhandlungen, sehr gemildert wurde, nicht zu hoch anschlagen. Es ist auch klar, daß so eine Fülle der verschiedenen Anschauungen neben und wider einander treten konnte, wie es in einer Form, wo die schulmäßig disputatorische Ordnung zu sehr hemmt, nicht hätte stattfinden können. Aber die fruchtbarste, bei zahlreichen Versammlungen nothwendige Form scheint doch die zu seyn, welche einerseits freie Bewegung zuläßt, andererseits aber die Rechte des Gegenstandes, die logischen Gesetze der fortschreitenden Verhandlung anerkennt. Durch diese nothwendige Beschränkung kommt jene Freiheit erst zu ihrem wirklichen Daseyn. Beides aber wird erreicht, wenn der Umfang des Themas nicht zu weit und unbestimmt ist, die allgemeine, logische Gliederang desselben hervorge stellt und festgehalten, innerhalb der einzelnen Absätze der Verhandlungen aber die freie Bewegung verstattet wird.

Gehen wir nun in einzelne Hauptpunkte der Verhandlungen etwas näher ein, so war es gewiß höchst zweckmäßig, daß die Konferenz mit der Frage des Vorsitzenden: „Was sollen unsere Pastoral-Conferenzen?“ eröffnet, und im Wesentlichen dahin beantwortet wurde, daß die rein pastorale Stellung der Konferenz festgehalten werden müsse. In dem Maße, als ähnliche Versammlungen, wie es hier geschah, sich hierauf beschränken, wird der Segen derselben sie unmittelbar in das Amt und die Gemeinde begleiten, während, wo jene sich unberufen in Reform- und Verfassungsfragen verlieren, sich Unlust und Miß-

muthe bei der Rückkehr in die engen Gränzen der bestehenden Ordnung als die entgegengesetzte Wirkung zeigen müssen. Ja auch jener Segen, an der Kirchenreformation im Ganzen an ihrem Theile, und so viel es dem Herrn der Kirche gefällt, mitzuwirken, wird ihnen am ersten zufallen, wenn sie sich in den Gränzen des Pastoralgebietes bewegen, und die höheren Fragen des Kirchenregiments nicht in den Kreis ihrer Erörterungen ziehen.

An den Verhandlungen des ersten Tages konnten die besprochenen Mängel der Natur der Sache nach nicht so bemerkt werden. Der von E.-R. v. Gerlach zur Besprechung gezogene Bibelabschnitt war gewiß höchst zweckmäßig gewählt; schon die Mittheilung des Protokolls zeigt das Eingehende der Besprechung, wenn auch bei der Schwierigkeit der Stelle kein genügender Abschluß zu erreichen war.

Der folgende Vortrag des Herrn D.-E.-R. Dr. Twisten konnte nicht anders, als allgemein ansprechen. Indesß dürfte es die Frage seyn, ob eine stete Wiederkehr solcher Vorträge für eine schlichte Pastoral-Conferenz zu wünschen wäre. Eben weil sie eine eingehende Besprechung nicht zulassen, die immerhin sehr sparsam zugemessene Zeit sehr verkürzen (eine Wiederholung der diesjährigen Ausdehnung wird nicht beabsichtigt, und wäre auch wohl nicht wünschenswerth), dürften sie die freie Bewegung der Konferenz in der amtsbrüderlichen Bahn eher stören, als fördern. Allerdings aber könnte die Wiederholung eines ähnlichen Vortrags in einzelnen Fällen sich immerhin als angemessen erweisen, und nach Umständen selbst den festlichen Charakter der Konferenz erhöhen.

Am zweiten Tage bewies zunächst der allgemeine, lebendige Anklang, den der Vortrag von Urndt fand, wie das evangelische Christliche, auch in seiner entschiedensten Fassung, immer mehr auf Zustimmung zu rechnen hat.

Die Verhandlung der hierauf folgenden, von Dr. Couard eingeleiteten Frage „über die Mittel, die evangelischen Gemeinden zum Bewußtseyn ihrer Vorzüge, gegenüber der Römischen Kirche, zu erheben,“ wurde durch den Bericht über den Abfall der Köthener Freunde, namentlich des Pred. Wislicenus, auf eine denkwürdige Weise unterbrochen. Gewissermaßen auch nicht unterbrochen; denn dieser Bericht zeigte augenscheinlich, wie schwierig, ja unmöglich es ist, namentlich gebildeten, kirchlich ernstlichen Christen gegenüber, jene Vorzüge geltend zu machen, ohne auch die Schattenseiten anzuerkennen, denen die Evangelische Kirche bisher unterliegt. Stellen wir die Evangelische Kirche ihrer Idee, ihrem wesentlichen Charakter nach, der Katholischen, wie sie in ihrem Verfall erscheint, gegenüber, so haben wir leichtes Spiel, wenn unsere schwachen Schüler sich dies gefallen lassen. Anders aber, wenn die Wahrheit uns dringt, entweder beide in

ihrer wirklichen Gestalt sich gegenüber zu stellen, oder bei beiden von ihrem Verfall abzusehen.

Der in Folge dieser Mittheilung gemachte Vorschlag, einen Protest gegen das Röthener Treiben abzufassen, und darin namentlich auszusprechen, daß die, nach dem Drange ihres Gewissens „einzeln und frei, nicht als Verein“ Unterzeichnenden mit den offenen Bekennern ihres Abfalls von der Lehre des Wortes Gottes und der Kirche zu Röthen keine Kirchengemeinschaft mehr anerkennen, mochte für diese Versammlung immerhin etwas Mißliches haben. Da der Antrag von einem Mitgliede der Conferenz ausging, würde, wenn er förmlich genehmigt wurde, Ehre und Unehre desselben immer die ganze Conferenz betroffen haben, wenn die Unterzeichnung nun auch nur von Einzelnen geschah. Waren diese überdies wenigere, so zeugten die übrigen gewissermaßen gegen jene, und der beabsichtigte Zweck wurde, wie der Vorsitzende treffend bemerkte, nicht einmal erreicht, von den übrigen Mißverhältnissen abgesehen, in die der Schritt die Conferenz verwickeln konnte. So hätte man den Antrag gern auf sich beruhen lassen, und dem Erfolg der Protestationen Einzelner und ganzer Synoden entgegengesehen, die gewiß nicht ausbleiben, und den Behörden den Weg erleichtern werden, den hier die Nothwendigkeit zu gebieten scheint. Ja, dies hätte mit Freude geschehen können, nachdem die Versammlung durch den vielfach ausgeprägten Schmerz der Liebe, die am folgenden Tage sich noch den Weg zu einer förmlichen Fürbitte bahnte, hinreichend bewiesen, daß sie auch zu dem heiligen Zorn berechtigt sey, zu dem die Glieder Christi gegen die frechen Angriffe gegen den Herrn und seine Kirche gedrungen sind.

Aber in dieser Beziehung eben zeigte sich auch in der Conferenz noch mehrfach der Mangel eines klaren kirchlichen Bewußtseyns, und dagegen ein Überwiegen abstrakter, subjektiver Liebesregungen, die gegenüber so empörenden Freveln keine Stelle finden sollten.

Eins. ist, wie bemerkt, damit einverstanden, daß man die Ausführung des Protests von der Versammlung aus auf sich beruhen ließ. Aber das Princip des Protests, das Recht der förmlichen und feierlichen Aufkündigung der kirchlichen Gemeinschaft von Allen und Jedem, der durch die Gnade des Herrn zu seiner Kirche gehört, durfte nicht in Frage gestellt werden. Dies geschah aber, direkt und indirekt, denen gegenüber, welche jenes Recht für ganze Synoden und jeden Einzelnen anerkennen.

Einer der versammelten Freunde wollte es gradehin zu den Vorzügen der Evangelischen Kirche rechnen, daß dergleichen vorgehen könne, nämlich „ohne zu schaden.“ Aber man versehe sich nur einmal in den Kreis der armen Gemeinden eines Wislicenus, Uhlich und Genossen, die gezwungen sind, sich mit der Predigt von Männern zu begnügen, die das Wort Gottes und die Kirche, deren Amt sie führen, gradehin Lügen strafen; er folge diesen Irrelehrern in die Sakristei, an den Beichtstuhl, den Tauf- und Abendmahlstisch, er höre ihren Katechumenen planmäßig und methodisch ihre verderblichen Irrelehren einpflanzen: und er wird

sehen, was dergleichen schaden muß! Ja, gewiß, die Kirche Gottes, d. i. die heilige Evangelische Kirche, werden diese Armseligen nicht aufhalten in ihrem Siegeslauf; der Herr wird diese und alle seine Feinde zu seinen Füßen sehen! Aber wie viele Seelen, ja ganze Gemeinden und Provinzen der Kirche können bis dahin verloren gehen, wenn nicht der vollste Unglaube, sondern die frechsten Angriffe auf die Kirche von ihren Dienern selbst, sollten ungestraft — ungehindert bleiben? Und wenn die Glieder der Kirche, die doch auch zur Seligkeit berufen sind, Schaden leiden und sie des Evangeliums von Christo beraubt werden, so schadet dies der Kirche gewiß! — —

Ein anderes Mitglied erklärte, wir seyen nicht die Gärtner, sondern die Pflanzen; das Unkraut sey gekommen, weil wir nicht genug gewachsen; so sey die Buße unsere Aufgabe!

Die andere Seite der Wahrheit, worin diese Aussprüche nothwendig ihre Ergänzung suchen müssen, fand zwar ihren Ausdruck. Es wurde entgegnet, eben ein solches Zeugniß gegen jene Raserei wider die Kirche, die man so lange lieblos geduldet, sey ja ein Wachsen; die Buße derer, die doch nicht bloß Pflanzen, sondern auch des Gärtners Gehülfen seyen, dürfe keine bloß passive seyn. Aber diese Wahrheit schien in der Hitze des Streits nicht genug durchzudringen. — Ein anderer Freund erkannte den großen Unterschied des Ausraufens des Unkrauts und eines Protests an. Aber zugleich sollte dieser auch „nicht Ausschließung“ seyn — weil „jene Brüder zur Kirche gehören, und wir nicht ausschließen dürfen.“

Gewiß, wir dürfen nicht erst ausschließen, wo die Erklärung zureicht, daß die frei und öffentlich von Christo Abgefallenen nicht mehr zu den Unserigen gehören. Können wir auch die noch als Brüder zu der Evangelischen Kirche zählen, die sich von ihren Grundlehren frei öffentlich lossagen und zum Papismus bekennen? Gewiß nicht — so ist aber auch eben so gewiß, daß die nicht mehr unsere Brüder in Christo sind, daß wir jene falschen Brüder nicht mehr als zur Kirche Christi gehörig zählen können, noch weniger das Amt der Evangelischen Kirche ohne Protest in ihren Händen lassen dürfen, die sich von den Grundlehren der Kirche also losgesagt haben. Wir dürfen den redlichen Katholiken als unseren Bruder in Christo umfassen, obschon wir ihn von seinen papistischen Irthümern zu befreien wünschen. Aber jene Lügner der kirchlichen Grundwahrheiten können wir nicht einmal als fremde Confessionsverwandte mit schonender Liebe umfassen; sie stehen uns dem Princip nach ferner, als der Papst, so fern, ja ferner als Muhamed!

Man beachte doch: hier handelt es sich gar nicht um die Ausschließung oder auch nur überhaupt um eine Demonstration gegen irrende Brüder. In Hinsicht dieser wäre Zurechtführung, auf welchem Wege die Liebe sie versuchen möchte, die einzige Disciplin. Aber hier sind nicht einmal nur Irrelehrer, die an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten — wie ja einst auch unter uns so Viele! — und die nun mit wundem Herzen auf der Stelle, wo sie einmal nach göttlicher Zulassung stehen, redlich den Weg suchen von der Finsterniß zum Licht. Auch hier wäre Duldsamkeit und Nachsicht zur Zeit noch der Weg, auf dem die Kirche

das Übel zu überwinden hat, das sie selbst erzeugen half. Sondern jene Männer lassen sich gelüsten, öffentlich als Rottenmacher aufzutreten, die Grundlehren jedes kirchlichen Bekenntnisses mit unerhörter Frechheit anzugreifen, und mit der Raserei ihres Unglaubens sich vor aller Welt breit zu machen! Und diese Männer soll die Kirche als ihre Diener dulden; diese sollen von denen, die für den Herrn Jesum streiten, den sie ohne Furcht und Scheu verfolgen, als Amtsgenossen, als Brüder anerkannt werden? es soll nicht einmal gegen sie, einsam oder gemeinsam, als gegen Abgefallene protestirt werden? Was thut die Kirche, indem sie die, welche ihr Heiligthum, nicht verkennen, sondern es schmähen und so viel sie können — an wie vielen Schwachen! ruiniren, zurückweist, als daß sie ihnen ihr Recht widerfahren läßt, ihren Absagebrief annimmt? Hier hat die Kirche nicht zu excommuniciren, sie hat nur die Excommunication zu vollziehen, die jene über sich selbst ausgesprochen. Hier ist kein Reßgericht, wie eine Stimme, (aber nur eine!) wollte, sondern nur die Erklärung der Kirche, daß sie nicht mit dem Abtrünnigen abfalle. Eine Kirche, die diese Pflicht nicht erfüllen wollte, und zwar aus Grundfaß, würde sich selbst aufgeben, und die Wege jener Rottenmacher guthießen. Sie würde lieblos ihre eigenen Kinder verrathen, indem sie dieselben ohne Hülfe in der Hand der Mörder ließe, nur um den Ruhm zu haben, auch diese noch zu ihren Kindern zu zählen!

Doch nun sagt man vielleicht, wäre es nicht ungerecht, wenn die Kirche diese fallen ließe, ohne den übrigen gleiche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die gleicher Gesinnung sind, und nicht den gleichen Muth haben, es zu bezeugen? Aber wer fordert je ein Verfahren gegen Verbrechen, die nicht bekannt sind? Und wollte man die Kirche tadeln, wenn sie, sey es aus Liebe, sey es aus Unvermögen, viel untreue Kinder trägt, und sich zunächst darin Aller erbarmt, daß sie den Sünden derer ihr Recht widerfahren läßt, welche sie in ihrer Schwachheit zu verhöhnern wagen? Wenn sie an der Zurechtweisung dieser, die mit der Sünde auch den Schmerz und die Scham verloren haben, die keine Nachsicht, sondern den Ruhm der Reformatoren wollen, indem sie sich empören wider den Herrn, darthut, wessen die sich zu getrösten hätten, die etwa auch schon gelüftet, die Heilighümer der Kirche anzutasten? Würden nicht schon dadurch Manche nüchtern werden aus des Teufels Strick, und so die Nachsicht der Mutter segnen lernen, der sie sonst fluchen würden?

Und ist endlich die Schwierigkeit des Weges der Kirche in einer Zeit, wie die gegenwärtige noch ist, überaus groß, nun so wollen wir wenigstens die Principien nicht verwirren, und inzwischen die Gewissen der Einzelnen frei lassen, die Brüderschaft den treulosen Kindern aufzukündigen, die ohne Scham und Scheu die Ehre der Mutter antasten, ihr Heiligthum den Hunden preisgeben! —

Kehren wir hiemit in den Kreis der Conferenz zurück, so zeigte am schönsten der Schluß, worin Alle sich vereinigten, in dem Schmerze über die Rötthener Vorgänge eifriger zum Gebet

und zur Arbeit zu werden, wie die tiefsten christlichen Lebenselemente in der Versammlung vorherrschten.

Man ging nun zur Verhandlung der Frage über die Mittel zur Hebung des Erbaulichen weiter. Indesß wurde es in der drückenden Hitze dieser Tage immer schwerer, der Abspannung zu widerstehen, welche bei der das Maß des Gewohnnten übersteigenden Ausdehnung der Verhandlungen fühlbar wurde.

Doch blieb für den folgenden Tag noch die größere Zahl der Brüder beisammen. Die Frage dieses Tages, über das Verhältniß der Evangelischen Kirche des Vaterlandes zu ihren Symbolen, war von vielen Seiten her als mißlich für die öffentliche Verhandlung in einem so großen Kreise bezeichnet worden. Nach den bisherigen Erfahrungen konnten diese Besorgnisse auch nur als begründet erscheinen. Es galt nun zu zeigen, daß noch ein Weg der Verhandlung der unabweislichen Frage möglich sey, welcher bei aller Freiheit der Bewegung mehr zur Eintracht, als zur Entzweiung führe. Die Versammlung fand diesen Weg, indem sie die tiefen Schäden des gegenwärtigen Zustandes, die Nothwendigkeit einer Änderung, zugleich aber auch die Unmöglichkeit anerkannte, eine Krankheit sofort auf äußerem Wege zu heilen, die ihren Sitz im tiefsten Inneren genommen hat.

Bei der Schwierigkeit dieser Frage, die jedenfalls nur eine brüderliche Verständigung bezwecken konnte, erwies es sich als heilsam, daß den Verhandlungen mehrfache, durchdachte Vorträge vorangingen. Ohne irgend eine Verabredung fügte es sich, daß diese sich so zweckmäßig als möglich ergänzten, indem der erste die historischen, der zweite die dogmatischen, der dritte die kirchlichen Gesichtspunkte eröffnete.

Eins. ist nicht im Stande, über die nachfolgenden Verhandlungen mehr, als die Mittheilung des schon vorliegenden Protokolls zu berichten, so sehr dieselben auch seine Theilnahme in Anspruch nahmen. Den Eindruck haben die Versammelten wohl alle mit hinweggenommen, daß die innere Ausheilung des tiefen Schadens bereits in vollem Gange ist. Die Hülfe, die vielleicht von außen erwartet wird, kommt von innen; und so wird auch die Stunde nahe seyn, wo das Kirchenregiment das einst mit dem leeren Schiffe gesunkene Ruder wieder kräftig ergreift.

Unter allen Vorträgen trat jetzt noch weit der eines Bruders aus der Reformirten Kirche hervor. Er hatte bis dahin geschwiegen, und erschien noch in der vollen Kraft und Fülle des inneren Lebens, wie sie wohl Wenigen noch zu Gebote stand. Er hat ohne Zweifel Aller Herzen für sein Herz gewonnen, es war eine große Lust, diese Zeugnisse der Liebe für den Herrn und seine Kirche zu hören. Und doch trat grade er der Richtung, welche aus dem Chaos einander widerstrebender Subjectivitäten sich nach dem göttlichen Kosmos einer in der Wahrheit freien Kirche sehnt, am schroffsten entgegen! So grade wurde aber sein Vortrag zu einem Zeichen, wie weit die Auflösung des Bewußtseyns um die objektiven Bedingungen des kirchlichen Bestandes sich ausgebildet hat, indem sie ihre Macht auch an den edelsten Herzen übt.

Sonst war die Anerkennung der Nothwendigkeit der Sym-

bole und ihrer Verbindlichkeit weit vorherrschend. Für die theologische Erörterung des Inhalts der Symbole und ihres Verhältnisses in den beiden Schwester-Confessionen war natürlich die Versammlung nicht der Ort. Auch würde es hiezu noch an der Reife gefehlt haben, die durch dergleichen brüderliche Besprechungen weniger zu vollenden, als vorzubereiten ist.

Einf. schließt so mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß der Gang der Verhandlungen dieser Konferenz, und namentlich ihres letzten Tages dazu dienen werde, das Vertrauen, welches ähnliche Versammlungen bisher bei den Behörden gefunden haben, zu bewahren. Mögen die Konferenzen dies überall im Auge behalten, und auf die Erhaltung ihres Segens recht gewissenhaft bedacht seyn! — L.

Das Verhältniß der Schule zu der Kirche nach seiner historischen Entwicklung.

Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. Von Karl v. Raumer. Erster und zweiter Theil Stuttgart, Verlag von C. G. Liesching.

Auf keinem Gebiet des Lebens und der Wissenschaft hat der Rationalismus — in seiner allgemeineren Bedeutung genommen — einen so mächtigen Einfluß, eine so durchgreifende Herrschaft gewonnen, als auf dem der Schule. Niemand kann sich über die Wirklichkeit dieses Faktums täuschen: man frage die Geschichte der Vergangenheit; die in der Pädagogik gefeierten Namen gehören dem Rationalismus an; man überschau die Gegenwart, und man wird finden, daß das neuerwachte christliche Leben hier am spätesten und spärlichsten seine Vertreter erhielt; wo aber die wissenschaftliche Ausbildung und Behandlung eines Gebietes noch so vorzugsweise in den Händen des Feindes liegt, da wird man über seine Macht und seine Majorität im Leben nicht zweifelhaft seyn können. Mit Gewissheit läßt sich annehmen, daß der Rationalismus hier am zähesten seine Existenz behaupten wird; wie er sich hier früher, wenigstens im Anfang gleich fecker und entschiedener, als in der Kirche ausgesprochen hat und im Verlauf zur unbestrittensten Macht gelangt ist, so wird die Schule wohl der letzte Posten seyn, aus dem er zu vertreiben ist. Diese allgewaltige Herrschaft des Rationalismus innerhalb der Schule wird erklärlich einmal aus ihrer beiderseitigen Natur, wie wir sofort zeigen, und dann aus der historischen Entwicklung der Pädagogik, was wir weiter unten ausführen wollen.

Es gibt gewisse ideale Sphären, in die der Rationalismus nur ganz vorübergehend einmal seinen Fuß zu setzen vermochte: bekanntlich hat er sich von keiner einzigen völlig ausschließen lassen, er ist einmal eine Stufe in unserer Bildung und Wissenschaft geworden, welche Alles, was wir an geistigen Gütern haben, passiren mußte. Es ist aber charakteristisch für die Natur des Rationalismus, zu beobachten, in welchen Gebieten er die kürzeste Zeit verweilt hat, in welchen er sich im Grunde selbst nicht recht

behaglich und heimisch fühlte, aus welchen ihn oft die Kinder dieser Welt, so treu sie ihm auch in Sachen der Religion angingen, verjagt haben und verjagt mit Spott und Hohn. Man denke nur an die Philosophie, an die Poesie, überhaupt an das Gebiet der Kunst; es mögen sich hier Richtungen entwickelt haben und noch entwickeln, die dem Christenthum viel feindlicher gegenüber stehen, aber sie sprechen diese Feindschaft des natürlichen Menschen wenigstens frischer, lebendiger, consequenter aus; da steht doch ein Resultat zu erwarten, während mit der Platitude, dem weichlichen Händedrücken und süßlichen Augenverdrehen des Rationalismus schlechterdings gar nichts anzufangen war; kurz, hier kann er in keinem Fall auf eine Rehabilitation rechnen: in einer geist- und gedankenlosen Popularphilosophie, in einer langweiligen Poesie sentimentaler Moral hat er so abschreckende Denkmale hinterlassen, daß man jedenfalls vorziehen würde, auf diese Güter überhaupt zu verzichten, als sie in dieser Fagon weiter zu kultiviren. Ganz anders aber steht es mit der Pädagogik. Hier ist dem natürlichen, endlichen, nüchternen Verstande ein weiter Spielraum gegeben; ein gewisses Gebiet gehört ihm hier recht eigentlich an: er hat über die Zweckmäßigkeit der einzelnen Einrichtungen, über das, was dem künftigen irdischen Verus angemessen ist und ihn fördert, kurz, über eine Reihe Externa von Rechts wegen ein Wort mitzureden, und überhaupt ist Bildung, wissenschaftliche Bildung eine Sache, in welcher die Entscheidung zwar nicht dem rationalistischen Verstande, aber zunächst doch dem Verstande, dem allgemein menschlichen Urtheile, nicht dem Glauben und der Kirche angehört. Weil also die Erziehung und der Unterricht eine Seite hat, über die, so zu sagen, jeder Mensch seine Gedanken haben kann, da sie in den täglichen Erfahrungen selbst der gewöhnlichsten Reflexion reichen Stoff bieten, eine Seite, die wesentlich und nothwendig von den Bedürfnissen der Kultur des Tages und den sogenannten oder wirklichen Fortschritten, die hier gemacht werden, bedingt ist, weil sie eine Seite hat, die weder einer tiefsinnigen Spekulation, noch großartigen Lebensanschauungen, noch dem Geheimniß der göttlichen Offenbarung angehört, sondern dem Verstande in seinen gewöhnlichen praktischen und theoretischen Funktionen: so ist dadurch psychologisch die Erscheinung erklärt, daß der Rationalismus gerade auf diesem Gebiete sich so festsetzen, ein so großes Glück machen und — denn auch dieses darf nicht verschwiegen werden — ein auf wirklichen und bleibenden Verdiensten beruhendes Ansehen erlangen konnte. Bei der bekannten Bescheidenheit des Rationalismus darf es ferner nicht befremden, wenn er statt des kleinen Fingers die ganze Hand ergriff, d. h. wenn er sich bei dem ihm zustehenden Theil nicht begnügte, sondern auch die höchsten Aufgaben der Erziehung und Bildung nach seinem Sinn und in seiner Weise behandelte und bestimmte, namentlich aber seine Religion mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln in die Schule einführte.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 24. Juli.

N^o 59.

Das Verhältniß der Schule zu der Kirche nach seiner historischen Entwicklung.

(Fortsetzung.)

Diese ausschließliche Herrschaft des Nationalismus in der Schule und Pädagogik hat aber bereits ihren Culminationspunkt erreicht; er hat auch hier seinen Rückzug antreten müssen; schon seit mehreren Jahren hat er einen Gegensatz gefunden, der, Gott sei Dank, seiner guten Sache sich immer mehr bewußt wird, immer klarer und entschiedener seine Aufgabe begreift, und unermüdet daran arbeitet, das Evangelium der Schule wiederzugeben, die Schule zu einem lebendigen Gliede der christlichen Kirche zu machen. Dieser Kampf ist auf allen Seiten der Schule ausgebrochen, von der Elementar- und Volksschule an bis zum Gymnasium: zunächst wurde natürlich überall der Religionsunterricht der sorgfältigsten Beachtung unterworfen; aber man kann dabei nicht stehen bleiben, denn es kommt bei genauerer Untersuchung nothwendig die ganze innere Haltung, die ganze Organisation des Schulwesens, die Auffassung und Behandlung eines jeden Lehrbegriffs in Betracht: überall muß sich der Gegensatz eines christlichen und eines weltlich-rationalistischen Bildungsprincipes zeigen. Alle bedeutenden Bewegungen auf dem Gebiete der Pädagogik haben gegenwärtig in diesem Gegensatz ihr treibendes Motiv; immer allgemeiner gewinnt die Überzeugung Raum, daß unsere unendlich vielen pädagogischen Streitfragen, wenn sie sich auch ihrer nächsten Erscheinung nach nur als methodische und didaktische darstellen, auf die Differenz der sittlichen und religiösen Lebensprincipien zurückzuführen sind, nur von da ihrer sicheren Lösung und Ausgleichung entgegensehen können. Wir verweisen auf das vortreffliche Programm von Hülsmann „über den Unterricht in der Deutschen Sprache und Literatur“, Duisburg 1842, der in diesem Sinn sein Thema behandelt hat.

In solchen Zeiten der Krise und des Kampfes, wie wir sie jetzt haben, ist nichts nothwendiger, nichts, was mehr über die Berechtigung der einen und anderen Partei, über die Stellung, die einzunehmen ist, aufzuklären, nichts, was die Beurtheilung und Entscheidung der Differenzen mehr und sicherer vorbereitet, als ein scharfer Blick in die Vergangenheit, aus welcher wir mit unseren Kämpfen hervorgegangen sind; es zeigt sich da nicht allein, daß eine Reihe Punkte, über welche sich in der Gegenwart noch manche Gemüther erhitzen, schon ihre genügende Erledigung gefunden haben, daß eine Reihe Forderungen und Wünsche bereits schon einmal realisiert sind und in dieser Realisation ihr Urtheil tragen: viel bedeutender ist, daß die Principien, die gegenwärtig nur nach einzelnen Seiten sich einander gegenüberstellen, in dem historischen Prozeß, der ganz bestimmt von der

Reformation an sich datirt, allmählig alle übrigen hervorgekehrt haben; da haben wir also alle positiven Vorlagen zu einem umfassenden und ergründenden Urtheil. In diesem Sinne hauptsächlich, glauben wir, muß die Pädagogik der letzten Jahrhunderte Gegenstand unseres Studiums werden; und wenn wir die vorliegende Bearbeitung besonders anempfehlen, so geschieht es schon deshalb, weil ihr Verfasser vorzugsweise diese Tendenz im Auge hatte. Zu unserer besonderen Freude aber gereicht es, daß sich dieser in der That nicht geringen Mühe, die geschichtliche Entwicklung der Pädagogik der letzten vier Jahrhunderte ausführlich und nach den Quellen darzustellen, ein Mann unterzogen hat, der von christlicher Überzeugung durchdrungen, gerade den Mittelpunkt aller Erziehung recht zu würdigen im Stande war; dazu kommt, daß Herr v. Raumer, ohne sich mit philosophischen Kategorien breit zu machen, wie Wenige es versteht, in jeder Erscheinung den bewegenden Gedanken zu fassen, und klar, lebendig, sinnreich darzustellen; auf welch gründlichem und selbstständigem Quellenstudium endlich die ganze Arbeit beruht, davon kann sich der Leser in jedem Abschnitt genügend überzeugen: die Aftenstücke selbst werden überall ausführlich vorgelegt; und da in unserer Zeit bekanntlich selbst der, welcher für die Wahrheit Partei nimmt, parteiisch genannt wird, so können sich hier auch die, welche den christlichen Parteimännern keine objektive Darstellung zutrauen, nicht beklagen; Herr v. Raumer hat alle Pädagogen, deren Systeme er darstellt, selbst reden lassen. Wir brauchen den Werth und die Vorzüge dieser Bearbeitung nicht im Einzelnen weiter hervorzuheben: es genüge, nur daran zu erinnern, daß sie bis jetzt überall die beste Aufnahme gefunden hat; wir wollen uns hier darauf beschränken, einen Blick auf die Zeit zu werfen, die in den bis jetzt erschienenen zwei Theilen dargestellt wird.*) Nur zuvor noch eine Bemerkung.

*) Der erste Theil von 376 S. in gr. 8. hebt an von dem Wiederaufblühen der klassischen Studien in Italien im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, und behandelt die Italienischen Bildungsstände von Dante, Boccaccio, Petrarca an bis zu Leo X. S. 1 bis 64.; der zweite Abschnitt, S. 64—132., behandelt die Deutschen und Niederländischen Zustände in dem Jahrhundert vor der Reformation, von Gerhardus Magnus, dem Stifter der Bruderschaft der Hieronymianer bis Luther; der dritte Abschnitt, S. 132—374., behandelt die von Luther und Melancthon eingeleitete, und von Trochendorf, Meander, Sturm ausgeführte Reformation des Deutschen Schulwesens und die fernere Entwicklung der Pädagogik durch die Jesuiten, durch Vaco und Montaigne. Der zweite Theil hat 437 S. und behandelt die pädagogischen Systeme „der Neuerer“, zunächst von Wolfgang Ratich und Comenius; die letzten drei Abschnitte sind J. J. Rousseau, das Philanthropin, Pestal-

Wir sagten eben, die gegenwärtigen Kämpfe und Bewegungen auf dem pädagogischen Gebiete ließen sich nur dann recht verstehen und begreifen, wenn man eine Einsicht in die historische Entwicklung unseres Schulwesens habe. Dies können wir nicht besser zeigen, als indem wir auf ein kleines Schriftchen hinweisen, welches unmittelbar aus Diskussionen über Tagesfragen hervorgegangen, der geschichtlichen Betrachtung der letzten drei Jahrhunderte sich zuwendet, um aus dem, was während dieser Zeit innerhalb der Schule vorgegangen ist, ihre gegenwärtige Stellung zu beurtheilen; wir meinen

die Emancipation der Schule von der Kirche in ihrer geschichtlichen Entwicklung betrachtet von E. N. Lilie, Collaborator an der Gelehrtenschule in Kiel. Kiel, Schweser'sche Buchhandlung. S. 120 in 8.

Herr Lilie berichtet auf den ersten Seiten die Veranlassung seiner Schrift. Als sich im Sommer 1842 die Central-Conferenz der Schullehrer in Holstein constituirte, forderte er in einem fliegenden Blatt auf, diese für das Land neue Sache wohl zu prüfen, indem er in der Art, wie die Sache betrieben wurde, eine unfirchliche Tendenz wahrzunehmen glaubte; er hatte dabei an den unfirchlichen Ursprung der Seminarien, an die unfirchlichen Bestrebungen, die auch gegenwärtig in der Schulwelt herrschten, erinnert. Daraus entspann sich ein literarischer Streit. Herr Lilie hat sich durch den Einwand eines Gegners, der die „öffentliche Erörterung der eigentlichen Emancipationsfrage geradezu für unweise und schädlich erklärte“, nicht stören lassen, vielmehr eine recht gründliche Untersuchung dieser die Gegenwart so sehr beschäftigenden Sache für nöthig erachtet; er hat es mit Recht für die beste Förderung gehalten, wenn er den Blick der geschichtlichen Betrachtung zuwende, und das allmähliche innere und äußere Losreißen der Schule von der Kirche in seinem historischen Verlaufe verfolgte. Die Resultate bietet er in dem genannten Schriftchen, welches wir hiemit einer besonderen Beachtung empfehlen: Herr Lilie hat seine Sache sehr gut durchgeführt. Er beginnt von dem Verhältniß der Schule zu der Kirche in der Reformationszeit, als dem bestimmten Ausgangspunkt der neueren Pädagogik, behandelt dann Vaco und Locke, Ratich und Comenius, in denen er die Anfänge der Emancipation sieht. Offen aber spricht sich der Unglaube, entschieden und unumwunden die Feindschaft wider das Evangelium und die Kirche in J. J. Rousseau aus, in dem Manne, der bekanntlich für die Entwicklung unserer Pädagogik epochemachend geworden ist; nach einer ausführlichen Relation seiner pädagogischen Grundsätze geht Herr L. zu den Männern in Deutschland über, die von ihm den mächtigsten Impuls erhielten, zu Basjedow, Campe, Salzmann, Pestalozzi; den Schluß der historischen Untersuchung bildet Dinter. „Deutlicher, als in dem Ausgeführten,“ so heißt sein Endresultat, „kann es sich wohl nicht herausstellen, daß die Pädagogik in Lehre und Form,

d. i. nach ihrem materialen und formalen Princip sich von dem emancipirt hat, was die Kirche Christi will.“ Beim Abfassen dieser Schrift war der zweite Theil des Raumerschen Werkes, der grade hiefür die wichtigsten Partien enthält, noch nicht erschienen; um so mehr wird sich Herr Lilie freuen, wenn er nachträglich bemerkt, daß seine Auffassung und Beurtheilung der Erscheinungen durchgehend in der nur viel ausführlicheren und umfangreicheren Darstellung Raumer's die beste Bestätigung findet. Nur in der Art, wie er den Prozeß dieser neuen pädagogischen Entwicklungen motivirt, können wir nicht überall mit ihm übereinstimmen; Herr v. Raumer hat diese Seite gar nicht berührt: um so mehr ist es gerechtfertigt, wenn wir versuchen, in der Kürze unsere Ansicht über die wichtigsten Stadien, welche die Schule im Verhältniß zu der Kirche durchlaufen hat, vorzulegen; so werden wir auf historischem Wege sehen, wie der Rationalismus zu seiner allgewaltigen Herrschaft in der Schule gelangte.

Wer eine tiefere Einsicht in unser gesamntes Unterrichtswesen und seine historische Entwicklung gewinnen will, muß nothwendig von der Reformation ausgehen: der großartig schaffende und gestaltende Geist jener Zeit bewährte sich in der Schule nicht weniger als in der Kirche. Damals wurde die Schule von Grund aus neu organisiert; für den höheren, gelehrten Unterricht wurde das Gymnasium gegründet, dem eine Stufe tiefer die kleineren Lateinischen Schulen sich anschließen, für den Volksunterricht die Elementarschule. Beide Institute sind in ihrer damaligen Organisation als neue, eigenthümliche Schöpfungen anzusehen. In den Gymnasien wurden die klassischen Studien, namentlich das Latein, in einem Umfang und mit einem Eifer getrieben, wie es bis dahin gänzlich unbekannt war; für den Volksunterricht war bisher im Grunde so viel wie gar nichts gethan worden; einen guten Anfang machten in dem Jahrhundert vor der Reformation die Hieronymianer, die Brüder des gemeinsamen Lebens, aber eine bestimmte Form und allgemeiner Verbreitung erhielt er erst durch die Reformation. Wie beide Anstalten im eigentlichen Sinn aus dem Geiste der Reformation hervorgegangen waren, so standen sie natürlich auch in der innigsten Verbindung mit der Kirche. Diese Verbindung hatte bekanntlich schon so lange bestanden, als es eine christliche Kirche gibt, denn die Schule war überall eine Tochter der Kirche. Diese Verbindung wurde jetzt nur inniger und fester geschlossen, dadurch daß die Kirche die Verbesserung, die Hebung und Pflege des Unterrichtswesens sich zum Gegenstande der besonderen Fürsorge machte; sie wurde bewußter geschlossen, indem man das gegenseitige Verhältniß klarer und bestimmter begriff und die Schulen als *seminaria ecclesiae Christianae* anerkannte. Dabei darf man sich den christlichen und kirchlichen Charakter jener Schule nicht so denken, als seien in ihr bloß Theologika betrieben worden: wir sehen vielmehr dem, was die damalige Zeit an wissenschaftlicher Kultur erreicht hatte, d. i. vorzugsweise den klassischen Studien einen großen Spielraum eröffnet; wohl aber bewährt sich darin der christliche Charakter, daß das Evangelium als der innere, wahre Mittelpunkt wie des Lebens so der Schule

lozzi. Der dritte Theil wird noch Einiges der Vergangenheit Angehörige enthalten, außerdem eine Charakteristik der gegenwärtigen Pädagogik geben.

angesehen, und alles übrige Wissen in ein bestimmtes Verhältniß zu diesem gesetzt wurde. Das war ein gewaltiger, segensreicher Aufschwung der Schule; aber nur ein Anfang war es, der einer weiteren Bildung und Entwicklung bedurfte. Wie wahr und richtig das Princip im Allgemeinen war, so kann sich doch Niemand so weit verblenden, die Ausführung als eine vollendete oder gar als eine für alle Zukunft normal bindende anzusehen; Herr v. R. weist sehr bestimmt überall auf die Mängel, Einseitigkeiten und Beschränktheiten hin; wer könnte auch nur daran denken, daß ein so bedeutendes Institut mit einem Male sich vollkommen fertig hinstellen lasse? Außerdem aber, und das ist das Wichtigste, machen Bildung, Erziehung, Unterricht ihrer eigenen Natur nach einen beständigen Fortschritt nothwendig, wenn sie wirklich das sind, was sie seyn sollen; ein Stillstand, ein Beharren auf dem status quo ist nicht möglich; der normale Gang ist der, daß die jedesmal nachfolgende Generation, in ihrer Bildung gehoben und gefördert von der vorangegangenen, natürlich weiter kommen und die wiederum ihrer Sorge anvertraute Jugend weiter fördern muß. So war auch damals mit der neuen, großartigen Organisation der Schule ein Werk begonnen, das in sich selbst die Bedingung und Forderung weiterer Ausführung trug. Wir brauchen nur einen Blick auf die Schule jener Zeit zu werfen, um uns zu überzeugen, welche Mängel noch zu beseitigen, welche Bedürfnisse noch zu befriedigen, welche Aufgaben noch zu lösen waren. Am dürftigsten war jedenfalls noch der Volksunterricht bedacht; daß man hier bald weiter gehen, nachdem die gelehrten Schulen so sehr gehoben, daß überhaupt die Kluft zwischen dem Gymnasium und der Elementarschule ausgefüllt werden mußte, ist klar. Daß ferner in der ausschließlichen Herrschaft, welche die damaligen Gymnasien der Lateinischen und Griechischen Sprache, zumeist aber der Lateinischen zugestanden, an sich eine große Überspannung und andererseits eine offenbare Zurücksetzung der übrigen wissenschaftlichen Disciplinen lag, daß insbesondere in der Art und Weise, wie man diese Studien betrieb und auffasste, mannigfache Irrthümer und völliges Verkennen des nationalen Seyns und Lebens sich einmischten, kann Niemand in Abrede stellen; und Herr v. R. hat dies I. S. 264—278. im Einzelnen sehr gut ausgeführt. Und so ließe sich noch hie und da die Stelle nachweisen, wo, nachdem einmal der erste, große Schritt gethan war, ein zweiter und dritter sich von selbst als nothwendig zeigte. So war, um nur noch Eins zu erwähnen, das Erste, das Was des Unterrichts festzustellen; das that man eben damals; das Zweite mußte seyn, auch auf das Wie, d. h. auf die Methode zu sinnen; man mußte die Natur des jugendlichen Geistes und seine verschiedenen Stufen aufmerksam beobachten und demgemäß die Lehrobjecte wählen und ordnen, woraus sich bald ergeben hätte, daß man nicht für jede Kenntniß und Erkenntniß, welche die Schule bot, das Gedächtniß als Vermittlerin gebrauchen durfte, wie es damals so sehr geschah, indem sogar der Religionsunterricht vorzugsweise in einem Auswendiglernen von Bibelstellen, Liederversen und dem Katechismus bestand.

Niemand wird dieses Hervorheben des Mangels und der

Unvollkommenheit so mißverstehen, als sey damit ein Vorwurf gegen jene Zeit ausgesprochen; nöthig erschien uns dieses Hervorheben, weil Viele von den großen Thaten dieser Zeit sich dergestalt hinreißen lassen, daß man nach ihrer Darstellung glauben muß, der Nachkommenschaft sey nichts zu thun übrig geblieben. Das ist ein Irrthum an sich, der einen größeren in seinem Gefolge hat, denn er macht das Verhältniß der nachfolgenden Zeit unmöglich. Wir wollen also bei aller Bewunderung und dankbaren Anerkennung dessen, was jene Zeit Großes und Segensreiches für die Schule gethan, nicht vergessen, daß es auch noch Mängel, Rückstände, Einseitigkeiten gab; aber diesem allem konnte und mußte durch eine organische Fortbildung abgeholfen werden. Und wem lag diese durch ihr eigenes Gesetz bedingte Fortbildung der Schule ob? Natürlich nur der Kirche, denn sie allein hatte ja eben die Schule neu geschaffen, ihr gehört die Schule mit Allem, was sie hatte, an. Aber leider hat die Kirche ihres Kindes gar bald vergessen, sie hat die Pflege und Fortbildung desselben nicht übernommen; Alles, was vom siebzehnten Jahrhundert an zur Fortbildung der Schule geschehen ist, ist nicht von ihr ausgegangen, ist wo anders her gekommen. Dies ist ein historisches Factum, dessen innere Bedeutung wir gleich näher kennen lernen werden; zunächst wollen wir nur bemerken, daß dies der wichtigste Gesichtspunkt zur richtigen Auffassung aller pädagogischen Bewegungen ist, die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bekanntlich so überaus bedeutend wurden. Man hat ihn bisher noch nicht beachtet, und ist deshalb in der Beurtheilung und Würdigung dieser Entwicklung in große Verwirrung und Unentschiedenheit gerathen; namentlich müssen wir dies in Betreff der christlichen Pädagogen sagen, denn die rationalistischen konnten schon bestimmter sehn: sie begrüßten mit Recht in diesen Bewegungen die Morgenröthe, die ihren Tag heraufzuführen, sie sahen in jenen Pädagogen sich selbst, und überhäufte sie deshalb so gern mit dem unbedingtesten, ungemessenen Lobe. Indeß kann diese Auffassung unmöglich die wahre seyn: denn abgesehen von anderweitigen Irrthümern bemerken wir, daß diese pädagogische Richtung bald ganz entschieden in den Dienst der traurigsten Aufklärung tritt und die Grundlehren des Christenthums verwässert oder verwirft. Daneben aber und dazwischen erscheint auch wieder so viel Gutes, Berechtigtes, Nothwendiges, daß eben so viel Verblendung wie Courage dazu gehört, mit einem Male den Stab über die ganze Entwicklung zu brechen. In dieser Verlegenheit nehmen dann Viele zu sehr achselträgerischen Urtheilen ihre Zuflucht, sie sagen: Rousseau, Basedow, Pestalozzi — denn diese sind die vorzüglichsten Repräsentanten dieser Bewegung — haben viel Gutes, aber sie haben auch viel Böses, viel Schlechtes. Wir sind dem Herrn v. R. viel Dank schuldig, daß er in dem gewiß schwierigen Geschäft, Lüge und Wahrheit grade bei den genannten zu scheiden, mit viel Scharfsinn, großer Besonnenheit, und, was das Wichtigste ist, mit der gewissenhaftesten Gerechtigkeit verfahren ist, und von Anfang bis zu Ende jeden ihrer Sätze geprüft hat, ob und inwieweit er dem Irrthum und der Lüge oder der Wahrheit angehört. In dieser Kritik des Ein-

zeln hat gewiß Herr v. R. nichts zu wünschen übrig gelassen, aber wir vermiffen ungern bei ihm ein Gesamturtheil über die Erscheinung, eine Totalauffassung jener ganzen pädagogischen Bewegung; dafür genügen nach unserer Ansicht nicht die sechzehn Sätze, die er am Anfang des zweiten Theils zur Charakteristik „der Neuerer“ unter den Pädagogen aufstellt. Wir glauben, man kann diese ganze Entwicklung unter einen leitenden Gesichtspunkt stellen.

Über die Nothwendigkeit einer stetigen Fortbildung des in der Reformationszeit neu organisirten Schulwesens kann kein Zweifel seyn: normal und organisch hätte sie seyn können, wenn die Kirche diese Fortbildung der ihr angehörigen Institute übernahm; dies ist nicht geschehen — und so hat der Geist dieser Welt die Hand an das von der Kirche begonnene Werk gelegt und hat es in seinem Sinne, nach seiner Weise fortgeführt. Über das Ergebniß dieser normalen Fortbildung darf man sich nicht wundern. Die Fortbildung geschah nicht, wie es bei einer organischen hätte seyn müssen, im Sinne eines einträglichen Weiterbaues, bei dem man liebevoll auf das Gegebene eingeht und es durch treue Pflege seiner Vollenbung näher führt: vielmehr vollzog sie sich, da sie einen entgegengesetzten Ausgangspunkt hatte, als Reaktion und Opposition gegen den status quo. Alle polemisirten gegen das herrschende Erziehungs- und Unterrichtswesen und erhalten schon deshalb den Namen „Neuerer“. Vaco und Locke, die Philosophen des Empirismus und Sensualismus, bahnen — sehr charakteristisch — diese neue pädagogische Richtung in der Theorie an; als große, epochemachende Männer mußten sie schon mittelbar einen Einfluß auf die Pädagogik haben; aber Vaco wirkte nachweislich auch unmittelbar auf Ratic und Comenius ein und gab ihnen gewissermaßen den metaphysischen Grundgedanken, den sie pädagogisch ausführten; Locke's „some thoughts concerning education“ aber griffen direkt sehr wirksam in das Erziehungsweisen ein, erlebten bald neue Auflagen und wurden in's Französische, Niederländische, Deutsche übersetzt. Ratic (1571 — 1635) und Comenius (1592 — 1671) sind die ersten namhaften Pädagogen, die praktisch und theoretisch auf eine neue Unterrichtsweise hinarbeiten. Zu dem bestimmtesten und entscheidendsten Ausdruck gelangte diese pädagogische Bewegung in J. J. Rousseau (1719 — 1778); er ist ihr scharfsinnigster, beredtester, genialster Repräsentant. Was früher vereinzelt und verworren im Sinne dieser neuen Richtung gesagt war, faßt er mit dem klarsten Bewußtseyn in eine, in sich einige und abgeschlossene Lebensanschauung, und leitet aus ihr mit seltener Sicherheit und Consequenz die ihr entsprechende, neue Erziehungsweise her. Er hatte den größten Einfluß auf die ganze nachfolgende Entwicklung der Pädagogik; in Deutschland tritt er uns entgegen in Basedow (1723 — 1790), seinen Schülern und Ge-
nossen Salzmann u. A., so wie in Pestalozzi (1745 — 1827);

natürlich finden wir hier Rousseau's Ideen in Folge der persönlichen und nationalen Eigenthümlichkeiten vielfach verkehrt und umgebildet, bald durch platte Abschwächung, bald durch besonnene Mäßigung. Von dem Aufsehen, was diese Männer erregten, kann man sich nicht leicht eine zu große Vorstellung machen: das ganze civilisirte Europa wurde von den neuen Erziehungsideen elektrisirt, Fürsten und Regierungen gingen vielfach auf die neuen Pläne ein. Kant erwartete von Basedow's Philanthropin die vernunftgemäße Heranbildung einer neuen Menschengeneration: er erließ einen Aufruf „an das gemeine Wesen“ und forderte zu thätiger Theilnahme auf. Fichte sah und ahnete in Pestalozzi's Methode das Größte und Bedeutendste; er versprach sich von ihm eine Nationalerziehung der Deutschen, die er als Anfang einer gänzllichen Umschaffung des Menschengeschlechts bezeichnete. — Wer die Schule der Reformationszeit und die Schule unserer Gegenwart vergleichend neben einander stellt, bemerkt bald die, man möchte sagen, bis zu völliger Unkenntlichkeit gehende Verschiedenheit. Diesen gewaltigen Umschwung bewirkten und verursachten zunächst die genannten Männer, wenn auch ihr Einfluß nicht gleich auf der Stelle und unmittelbar in allen Theilen des Schulwesens, z. B. nicht in den Gymnasien, sofort sich geltend machte. Sie haben die Fortbildung der Schule nach allen den oben näher bezeichneten Seiten eingeleitet und ausgeführt, von der wir sagten, daß sie eine nothwendige sey; sie haben das wirklich gethan, was die Natur der Sache, was der fortschreitende Bildungsgang der Nation erforderte. Sie haben den Terrorismus des Lateins gebrochen, sie haben die Muttersprache in ihre Reden eingefügt, sie haben die anderen nothwendigen Disciplinen, namentlich die Naturwissenschaften, kurz das, was man in der Pädagogik den Realismus nennt, in die Schule eingeführt, sie haben die Kluft zwischen dem Gymnasium und der Elementarschule durch angemessene Zwischenanstalten ausgefüllt, sie haben die Methode bedeutend verbessert, sie haben Leben und Thätigkeit in der Schule hervorgerufen, wo ein kläglicher Schlandrian Sprüchwort geworden war. Ist das nicht alles gut und vortrefflich? Ja gewiß, so lange wir es so ganz im Allgemeinen ansehen. Aber man sehe nun genauer zu, fasse das Ganze und Einzelne bestimmt in's Auge und man wird die durch und durch weltliche, nur auf das Diesseits zielende, oft in gemeinen Materialismus ausbrechende Tendenz dieser gesammten pädagogischen Bewegung in wahrhaft erschreckender Weise bemerken. Wir wollen dies durch einzelne Andeutungen — die Ausführungen und Belege sehe man bei Raumer nach — nachweisen 1. in dem Verhältniß, welches diese Richtung zum Christenthum und zu der Kirche hat; 2. in der sittlichen Haltung der Einzelnen; 3. in der Auffassung und Behandlung, welche der Unterricht und die Bildungsdisciplinen von hier aus erhielten.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 27. Juli.

N^o 60.

Das Verhältniß der Schule zu der Kirche nach seiner historischen Entwicklung.

(Schluß.)

Diese neue, eng in sich zusammenhängende Bewegung, für welche die Opposition als charakteristisch anzusehen ist, griff zwar nicht gleich im Anfang den Mittelpunkt der bisherigen Schule, das Evangelium, an, und stellte auch nicht sogleich ihr naturalistisches Princip heraus: bekanntlich gelangt jede historische Bewegung erst in ihrem weiteren Verlauf zum klaren Bewußtseyn über den sie treibenden Geist; beides aber ist im achtzehnten Jahrhundert so vollständig geschehen, daß auch nicht der geringste Zweifel darüber obwalten kann.^{*)} In dem, was über den Unterricht in der Religion von diesen Pädagogen (Rousseau, Basedow, Salzmann, Campe, Pestalozzi) gesagt und bestimmt wurde, sehen wir die Grundlehren des Christenthums von der Sünde, der Erlösung, von der Gnade, vom Glauben zurückgedrängt, abgeschwächt, gradezu geläugnet, zuweilen mit Hohn geläugnet; dafür wird eine ganz gewöhnliche Naturreligion gepredigt. Am frechsten that es Rousseau; sein Emil wurde deshalb vom Pariser Parlament und Erzbischof verdammt; das Buch wurde zerrissen und verbrannt; dasselbe geschah in seiner Vaterstadt Genf. Basedow und seine Genossen predigten die Lehren der Aufklärung in ihrer trivialsten Form; Pestalozzi sehen wir in seinen religiösen Bekenntnissen schwanken, bald tief ergriffen von einzelnen christlichen Regungen, bald vom Zweifel seiner Zeit und ihren Idolen hingerissen. Maßgebender aber noch und entscheidender, als die einzelnen positiven Bekenntnisse, ist für den Charakter dieser Pädagogik der Fundamentalsatz, auf dem sie ihr ganzes Gebäude errichteten, der Satz, der mit jeder christlichen Lebensanschauung in Widerspruch steht, daß der Mensch von Natur gut sey; sein Erlöser ist etwa der Pädagog, der das in ihm liegende, aber gebunden liegende Gute entwickelt, entfaltet; so weiß er namentlich alle Religion und Sittlichkeit durch seine Maieutik aus dem unmittelbaren Bewußtseyn des Jünglings zu entwickeln. Der natürliche Mensch — in dem ganzen Umfange und jedem Sinn des Worts — ist es allein, den diese Pädagogen kennen und bilden. Und das haben sie in der That redlich gethan; sie haben für die irdische, weltliche Existenz des Menschen trefflich gesorgt; sie haben zuerst die körperliche Pflege und Ausbildung von Kindesbeinen an, ja noch

im Mutterleibe zum Gegenstande aufmerksamster Beobachtung gemacht; die Capitel über Ammen, Kinderstuben, Diätetik u. c. kommen in ihrer Pädagogik zuerst ausführlich vor, und es ist nicht zu läugnen, daß in dieser Beziehung vieles Neue und Gute von ihnen angeregt wurde. Rousseau hat sich durch seine Genialität in der Ausbildung dieses natürlichen Menschen, als des Idealmenschen, bis zu einem wirklich komischen Extrem hinreißer lassen; ganz vortrefflich macht Herr v. R. bei der stufenweise fortschreitenden Ausbildung des Emil darauf aufmerksam, wie im Grunde dieser Knabe zu nichts Anderem, als zu einem Wilden auf methodischem Wege erzogen wird, zu einem französischen Karaimen oder karaisirten Franzosen. Dies konnte man allerdings billiger haben, dazu brauchte sich Rousseau nicht so viel Mühe zu geben! So weit sind die nüchternen Deutschen Pädagogen nicht gegangen; auch sie wollen zur reinen, unverdorbenen Natur zurückführen, die reine Menschennatur ausbilden, aber sie räumen dennoch allen Kenntnissen und Fertigkeiten und Wissenschaften, welche die menschliche Gesellschaft allmählig ausgebildet hat, einen großen Spielraum ein. In welchem Sinne sie die verschiedenen Zweige wissenschaftlicher Bildung behandeln, werden wir weiter unten sehen.

Nun denke man aber nicht, daß diese Männer trotz ihres Unglaubens und Irrglaubens, dem sie als allgemeiner Zeitrichtung folgten, im Ubrigen Alles vortrefflich gemacht hätten. Wir wollen einen Blick auf ihr sittliches Verhalten werfen. Wir geben von vorne herein zu, daß der damalige Zustand der Schule eine scharfe Polemik als völlig berechtigt erscheinen ließ; aber was soll man zu der ungebehrdigen Art sagen, die immer sofort das Kind mit dem Bade ausschüttet, zu der Polemik dieser Pädagogen, die in dem Bestehenden auch gar nichts Brauchbares findet? Von Grund aus wollten sie die ganze Schule neu organisiren: welche Versprechungen machen sie nicht? und doch wie schwach, wie unzureichend ist ihre positive Kraft, wo es nur eine kleine That galt. Die Mängel und Gebrechen sah man wohl, aber statt mit Liebe, Demuth, treuer Hingabe an dem verwahrlosten Werke der Schule da zu arbeiten, wo Gott einen Jeden hinstellte, irren sie von einem Ort zum anderen, ergehen sich in lieblosem Räsonniren, maßlosem Verdammen, prahlerischen Verheißungen; zu übermüthig und dünnköpfig, in die gegebenen Verhältnisse einzutreten, und doch zu ohnmächtig, neue zu schaffen. Die marktschreierischen Ankündigungen von pädagogischen Kunst- und Meisterstücken beginnen mit dem Chorführer dieser Neuerer, mit Ratiß. Zuerst hatte er dem Prinzen von Oranien seine neue, von ihm erfundene Lehrweise angeboten, dann mehreren Städten und Fürsten; 1612 übergab er dem Deutschen Reich

^{*)} Bemerkenswerth ist indeß, daß schon in einem gleichzeitigen, öffentlichen Bericht über Ratiß's Polemik und Methode geäußert wurde, sie sey nicht wesentlich christlich.

auf dem Frankfurter Wahltag ein Memorial, worin er „mit göttlicher Hülfe zu Dienst und Wohlfahrt der ganzen Christenheit Anleitung zu geben versprach, 1. wie die Hebräische, Griechische, Lateinische und andere Sprachen mehr, in gar kurzer Zeit, sowohl bei Alten als Jungen leichtlich zu erlernen, als fortzupflanzen seyen. 2. Wie nicht allein in hochdeutscher, sondern auch in allen anderen Sprachen eine Schule anzurichten, darinnen alle Künste und Fakultäten ausführlicher kennen gelehrt und propagirt werden. 3. Wie im ganzen Reich ein eindrängige Sprach, ein eindrängige Regierung und endlich auch ein eindrängig Religion bequemlich einzuführen und friedlich zu erhalten sey.“ Endlich, 1618, erhielt er die beste Gelegenheit zur That. Der Fürst von Köthen ließ ihn kommen, ihm ein Schulhaus bauen und für ihn eine Druckerei in sechs Sprachen anlegen. „Es ist aber,“ sagt der Chronist, „mit dieser Sache nicht zum Besten abgelaufen. Und hat sich Ratichius der gemachten Hoffnung nicht gemäß bezeigt, weshalb er denn einen unangenehmen Revers von sich geben und daß er mehr versprochen als halten können, darinn erkennen und die Hochfürstliche Herrschaft sowohl zu Weimar als Köthen um Verzeihung bitten müssen, womit er seinen Abschied bekommen.“ Dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei seinen Nachfolgern. Schlosser (Gesch. des achtzehnten und neunzehnten Jahrh.) sagt von Basedow: „Durch gedruckte Schreiben drohte er aus seinem Bette heraus, daß er, wenn nicht bis zu einem bestimmten Tage 10,000 Dukaten für das Philanthropin eingingen, seine Hand von der Menschheit abziehen wolle. — Diefet man von seinem täglichen Leben, von seiner Streitsucht, seiner steten Trunkenheit, seinem Betragen gegen seine sentimentale Frau, hört man seine besten Freunde über das Aussehen seiner Person und seines Aufzugs, so wird man glauben, eher einen Englischen Polizeibericht über einen der betrunkenen Irländer zu lesen, die jeden Morgen in London vor den Friedensrichter geführt werden, als die Schilderung des berühmten Gründers der neuen Erziehung.“ Das Philanthropin kam zu Stande. Basedow selbst jedoch, „nach seiner Rohheit wohl zum Stürmen und Umstürzen geschaffen, aber ohne alles Positive, das zum Reformator gehört, zerfiel sehr bald mit den Lehrern, und wollte dann, von Allen verlassen, sein Glück als Privatlehrer versuchen.“ Mit innigem Mitleid sehen wir bei Pestalozzi alles treu und wahrhaft gemeinte Streben; alle schönen Gedanken in der Ausführung scheitern. Denn auch er ließ sich vielfach von dem eiteln Geist dieser Welt hinreißen, auch er überschätzte seine Kräfte und Mittel und leistete dann nicht einmal das, wozu sie wohl ausreichten; in welchem Widerspruch stehen bei ihm die Thaten zu den Gedanken? Er wollte den ganzen Volksunterricht neu gestalten, eine Nationalerziehung begründen, und war unfähig, seine kleine Anstalt in Zucht und Ordnung zu regieren; man erstaunt über seine Unkenntniß in den gewöhnlichsten Lehrobjekten, sogar denen, die er nach seiner neuen Methode behandeln wollte. Salzmann ist am Ende der Einzige, der etwas Bleibendes geschaffen hat. — Wir wollen hier als Gegensatz einen Mann nennen, den wir

oben in der Reihe der epochemachenden Pädagogen nicht erwähnten, wie bedeutend auch sein persönliches Wirken war, weil er in dem Grundprincip von jenen abweicht. Es ist A. S. Francke. Wir nennen ihn hier bloß deshalb, um daran zu erinnern, wie das Thun und Wirken dieses Mannes, der auf Gott vertraute, auf jedem Schritt gesegnet war. Keiner der anderen großprahlenden Neuerer, die mit den Winden der Zeit segelten, hat vermocht, eine so großartige That zu vollbringen, wiewohl ihnen mindestens dieselben äußeren Mittel zu Gebote standen. Er ist nicht zu den Hohen und Reichen gegangen, und hat nicht mit bestechenden und lockenden Reden ihnen Wunder von Erziehungskünsten versprochen, aber er hat Wunder gethan durch die göttliche Liebe, die ihn trieb, dem Jammer und Elend, das vor seine Thüre kam, zu helfen. Mit Armen und Waisen hat er angefangen, und hat sein Erziehungswerk so herrlich ausgeführt, daß auch die Hohen und Reichen zu ihm kamen. Mit dem richtigsten, feinsten Blick hatte er alle neuen Bildungselemente, die das Bedürfnis der Zeit forderte, in seine Schule aufgenommen, ohne im geringsten zu vergessen, welches der Mittelpunkt aller Erziehung und Bildung sey. Da wäre also ein Beispiel der normalen Fortbildung gegeben: aber sie wurde nicht allgemein und konnte auch für die Zukunft keinen durchgreifenden Einfluß gewinnen. Die damalige Kirche nahm diese Fortbildung nicht auf; sie war taub gegen die lauten Mahnungen, die sie in dem Streben Francke's, Spener's und der Hernhutischen Anstalten sehen mußte. — (Nebenbei sey hier bemerkt, daß wir uns wundern, weshalb Herr v. R. die Bedeutung Spener's und der Brüdergemeinde für die Pädagogik mit keinem Worte erwähnt hat.)

Die durch und durch weltliche Tendenz der neuen pädagogischen Bewegung werden wir endlich drittens in der Auffassung und Behandlung erkennen, welche der Unterricht und die einzelnen Bildungsdisciplinen von ihr erhielten. Bildung und Unterricht gehören der Natur der Sache nach dem geistigen Lebensgebiet an; sie müssen wie alle geistigen Güter Zweck und Befriedigung in sich selbst, in dem Ideellen finden; im gewissen Sinn kann also Niemand, der hiefür thätig seyn will, den idealen Standpunkt ganz verläugnen. Dies muß man festhalten, um sich durch gewisse Redensarten dieser Leute nicht täuschen zu lassen, dann, um recht begreifen zu können, daß sie im Grunde Bildung nur als Mittel fassen, als Mittel zum Zweck des künftigen Berufes, zum Zweck irdischer Güter, irdischen Wohl befindens, materieller Interessen. Alle Ideale fallen hier dem geringen Gößen des praktischen Nutzens — dem Schlagwort jener Zeit und jener Pädagogen — zum Opfer. — Hierauf hat besonders Niehammer in dem bekannten Buche: „Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus 1808“ hingewiesen; er zeigt, daß diese Pädagogen, wie viel sie auch von Vernunft reden, nur den Erdenbürger nach seiner animalen, thierischen Existenz, nur den psychischen, den natürlichen Menschen behandeln, ihn nur für das materielle Diesseits erziehen; er meint, dem Philanthropinismus komme eigentlich der Name „Animalismus“ zu.

Ja, Nießhammer geht noch weiter und zeigt, wie eine solche Ansicht ihre Wurzel in dem Unglauben habe, aber leider ist seine Aussprache über den Glauben nur entleert von dem positiven Gehalt unseres kirchlichen Glaubens und daraus erklärt sich denn auch, daß solche Opposition nicht fruchtbarer geworden ist. (Worte des Herrn Lilie S. 72.) — Nur einige Beispiele, um den Ergeist dieser Pädagogik zu charakterisiren. Die Neuerer haben mit Recht die große Einseitigkeit des alten Systems hervorgehoben, Latein und Griechisch als den Inbegriff aller Bildung anzusehen; aber sie konnten es nicht thun, ohne zugleich gegen die klassischen Studien überhaupt anzukämpfen, deren Bedeutung sie gänzlich verkennen; außerdem verfallen sie sofort dem anderen, weit gefährlicheren Extrem einer oberflächlichen, widerlichen Vielwisserei: „den Geist der Jugend mit der möglich größten Masse brauchbarer Kenntnisse auszurüsten — denn dann bringt man es in der Welt am weitesten“ gehörte unter die Fundamentalsätze der neuen Lehre. Sie haben die Naturwissenschaften, Mathematik u. s. w. in den Unterricht eingeführt: aber das Motiv? um geschickt und gewandt alle Kräfte der Natur für industrielle und materielle Zwecke ausbeuten zu können. Sie haben gegenüber der tyrannischen Herrschaft des Lateins der Muttersprache einen Platz in der Schule erkämpft: in nationalem Sinn und Interesse? o sie schwärmen insgemein in dem vagen Kosmopolitismus der Zeit; für eitle Zungenfertigkeit und die leichte Beweglichkeit thaten sie es. Methode war bisher der Sache und dem Begriff nach wenig gekannt; daß man nun um so aufmerksamer auf sie achtete, war ganz in der Ordnung. Aber kann die Eitelkeit dieser Welt weiter gehen, als wenn jene Pädagogen mit Hülfe der Methode Alles ausrichten zu können meinen? wenn sie in düsterhafter Anmaßung wähnen, es komme nicht mehr auf die Gaben, die Gott dem Kinde verliehen, an; der an der rechten Methode streng haltende Lehrer vermöge Alles, er könne aus jedem Holze einen Merkur schnitzen? Daß bei der Erziehung und dem Unterricht zunächst der Mensch selbst sich regen und rühren muß, versteht sich von selbst; aber wie absurd, wie widerlich wird doch die Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit dieser Pädagogen, die, weil sie thätig und betriebsam sind, Gottes Schutz und Segen nicht mehr brauchen, die nun von ihrer Hand das Wohl und Wehe der Menschheit abhängen lassen! Auch die Pädagogik muß ein Mysterium anerkennen; die rohe Menschenhand darf dieses nicht berühren wollen. „Durch unaufhörliches Hineinreden und marterndes Abfragen stört man die stille Ruhe der Hingebung und tödtet alle einfältige Bilderempfängniß durch das unzeitigste, widerwärtigste Reflektiren.“ Keiner der rationalen Erziehungskünstler hat daran einmal gedacht. „Vom Schönen, von der Phantasie ist bei ihnen nicht die Rede. Lehren sie Musik, Zeichnen u. s. w., so geschieht es auf rationalistische, antikünstlerische Weise; alle Poesie wird zurückgestellt, oder mit Lieb- und freudloser Kälte behandelt; Gedichte analysirt und interpretirt man todt.“ Rauter II. S. 10 ff.

Wir brauchen diese pädagogische Bewegung nicht weiter zu charakterisiren: Alles, was sie that, jede an sich noch so gute

und nothwendige Fortbildung und Ergänzung, die sie gegeben, trägt an der Stirne das unerkennbare Zeichen, daß der Geist dieser Welt es gewesen sey, aus dem sie hervorgegangen. Diese Richtung aber war die tonangebende, die dominirende in der Schule; sie war es schon deshalb, weil in ihr wenigstens reges Leben, Bewegung, Thätigkeit war. Sie hat zwar das nicht erreichen können, dessen sie sich in ihrer Eitelkeit am meisten rühmte, sie hat nicht ein völlig neues, von dem bestehenden ganz abweichendes Erziehungs- und Unterrichtssystem einführen können, sie ist nur eine Fortbildung, Ergänzung, Erweiterung des Bestehenden geworden, aber auch so war sie von der größten Bedeutung für ihre Zeit, von unberechenbaren Folgen für die nächsten Entwicklungen. Sie hat mannigfachen Gegensatz gefunden und in Folge davon ihre antichristlichen und materiellen Tendenzen, da wo sie zu grob heraustreten, beschränkt und ermäßigt. Weiter konnte es dieser Gegensatz nicht bringen, weil er nicht die rechte Waffe gegen seinen Feind ergriff, weil er selbst nicht entschieden die evangelische Wahrheit erkannte und bekannte, sondern im Allgemeinen nur von edleren, tieferen, ideelleren Lebensanschauungen ausging, die zwar dem Christenthum viel näher standen, christliche Elemente in sich trugen, aber nie und nimmer im Stande sind, eine Entscheidung gegen Unglauben und Irrglauben herbeizuführen.

Wer diese hervortretende und epochemachende Bewegung der Pädagogik kennt, kann über das Verhältniß der Schule zu der Kirche, wie es sich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts gestaltete, nicht zweifelhaft seyn: die innere Entfremdung kann kaum größer gedacht werden; als schwacher Nachklang kann man es nur betrachten, wenn man in unserer Zeit auch die äußere Trennung eifrig begehrte, ein Losreißen und Selbstständigmachen der Schule nach ihrer administrativen Seite, was man jetzt gemeinlich unter der Emancipation der Schule von der Kirche versteht. Inwieweit aber der Geist dieser pädagogischen Bewegung vom achtzehnten Jahrhundert bis in unsere Zeit hinein sich wirksam gezeigt hat, sagt schon einem Jeden leicht die eigene Erfahrung: die Vergangenheit erklärt die Gegenwart; bei einer Anzeige des dritten Theiles des Rauterschen Werkes, dessen Erscheinen wir gespannt entgegensehen, werden wir dies zu unserem Thema wählen. Hier zum Schluß noch eine Bemerkung.

Einzelne gläubige Christen haben den Charakter dieser neuen Pädagogik wohl erkannt und deshalb gegen Alles, was sie uns brachte, eine feindliche Stellung eingenommen. Dies ist in Betreff des Principes und des Geistes, der diese Fortbildung leitete, vollkommen richtig und nothwendig; und in dieser Beziehung stimmen wir auch Herrn Lilie vollkommen bei, wenn er als eine nothwendige Bedingung für ein Anders- und Besserswerden die Fest, sich des großen Gegensatzes bewußt zu werden, in welchem sich die neuere Pädagogik zum Evangelium befindet, in welchem wir uns zu ihr befinden müssen; wenn er ein ernstes Wort an die richtet, welche das Evangelium wieder mit allem Eifer in die Schule einzuführen bemüht sind, aber nicht wissen, wie sie die Thaten der Pädagogik im vorigen Jahrhun-

dert hoch genug rühmen und preisen sollen, denen zwar bekannt ist, daß Rousseau dem Atheismus und Naturalismus, daß Basedow, Campe, Salzmann, Dinter u. s. w. der trivialsten Aufklärung und dem Rationalismus dienten, die aber kein Bedenken tragen, dieselben Männer die großen Reformatoren der Schule, die großen Meister zu nennen; soll man hier eher an dem Urtheil oder an der Gesinnung zweifeln? Ja, wir können und sollen auch von diesen Pädagogen lernen, aber, sagt Herr Lillie sehr richtig, wie man vom Feinde lernt. In keinem Fall jedoch kann die christliche Umgestaltung und Wiederbelebung der Schule in der Weise geschehen, daß wir auf ihren Zustand vor dieser anomalen, weltlichen Fortbildung zurückgehen, alle die von ihr gemachten Erweiterungen und Ergänzungen als an sich verwerflich bezeichnen und zurückweisen: denn diese Fortbildung ist keine zufällige, willkürliche gewesen; wir sehen in ihr die nothwendigen Bedürfnisse der stets fortschreitenden, immer allgemeiner sich ausbreitenden Bildung befriedigt; daß der Geist dieser Welt sich dieser Fortbildung bemächtigte und sie in seinem Sinne leitete, geschah nur, weil die Kirche arm und schwach geworden war, denn sie war nicht allein im unbestrittenen Besitz, es hätte auch ihre erste, heiligste Pflicht seyn müssen. Vielmehr kann unsere Aufgabe nur die seyn, all diesen neuen Bildungsselementen und Ergänzungen die rechte, im Geist und in der Wahrheit begründete Fassung und Ausführung zu geben; daß sie dieser fähig sind, darauf haben wir oben schon hingedeutet, das sagt uns auch schon an manchem Ort die Erfahrung, das sagt uns auch die eigene Überlegung. Eben darin muß und kann sich erst zeigen, daß das Evangelium in Wahrheit der Mittelpunkt der Schule ist, wenn es Allem, was die Schule hat und braucht, sein Maß und sein Ziel setzt.

R.

Nachrichten.

Schreiben der Deutschen Missionsgesellschaften an die Tahitier.

In Christo geliebte Brüder auf Tahiti!

Mit tiefem Schmerz und herzlichster Theilnahme haben wir, lieben Brüder, vernommen, welche Trübsal und Anfechtung der Herr, unser Gott, hat über Euch kommen lassen, indem es der Römischen Kirche gelungen ist, auf Eurem Eilande sich einzudrängen, um Manche unter Euch in den Irrthum zu verführen.

Wissen wir nun gleich, daß es Eure Lehrer, durch deren Dienst Ihr zu dem Herrn Jesu gekommen und bekehrt seyd, nicht an Trost und Ermahnung werden fehlen lassen, so fühlen wir doch vor Gott uns verpflichtet, nicht bloß still Eurer in unserer Fürbitte zu gedenken, und Eure Kämpfe dem getreuen Hohenpriester an sein Liebesherz zu legen, sondern Euch als Gliedern eines Leibes und Genossen eines Heils auch

grade in der Zeit der Anfechtung näher zu treten, und Euch zu sagen, wie wir bisher den Namen unseres Gottes gepriesen haben über den Wundern seiner Gnade unter Euch, also auch jetzt in der getrosten Zuversicht sind, er werde auch die jetzige Heimsuchung nach seiner Barmherzigkeit, wie wir ihn bitten, also hinausführen, daß Ihr dadurch wachset am innigen Menschen, und zunehmet an allerlei Erkenntniß und Erfahrung, und desto unerrückter Euren Blick richten lernet auf die rechte Heimath, die uns nach unserer Pilgrimschaft erworben ist durch das theure Blut unseres Herrn Jesu Christi. Laßt Euch also die Hitze, die Euch begegnet, nicht bestreben (die Euch widerfährt, daß Ihr versucht werdet), als widerführe Euch etwas Seltsames, sondern freut Euch, daß Ihr mit Christo leidet, auf daß Ihr auch, zu der Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit, Freude und Wonne haben möget, und also aus der Trübsal eine heilsame Frucht der Gerechtigkeit erwachsen möge. Damit aber nun unser lieber Herr diese seine Gnadenabsichten an Euch erreichen, und immer mehr Euch in sein Bild verklären möge, bitten wir Euch herzlich, hütet Euch vor aller Sicherheit, und trant niemals Euren verkehrten Herzen, sondern setzet Eure Hoffnung allein auf die Gnade.

D laßt es niemals an gründlicher Beugung vor dem Herrn fehlen, und bekennet ihm nicht bloß ein Jeglicher seine eigene, sondern auch des ganzen Volkes Sünde, damit es dem Teufel nicht gelinge, Euch aus der Gnadenhand unseres treuen Herrn zu verlocken, und nicht das Nachgeben Eurer bösen Lust Euch allmächtig in die Hände derer bringe, die Euch nachstellen, und die es bestreben, daß Ihr nicht mehr mit ihnen laufet in das alte, wüste Leben, das Ihr früher führet nach heidnischem Willen.

D daß niemals Eure Lehrer die Klage des Apostels Paulus über die Galater erheben dürften: Im Geist habt Ihr es angefangen, wollt Ihr es denn nun im Fleisch vollenden?

Der Herr wird aus Gnaden Euch bewahren, aber eben, weil es allein seine Gnade ist, an der Euer Heil hängt, wie das unsrige, fühlen wir uns getrieben, Euch auf die Gefahr, die Euer Herz Euch droht, hinzuweisen, auf daß Christus in Euch lebe. Unser Herz ist weit geworden gegen Euch, so nehmt denn unser brüderliches Wort hin zu einem Zeugniß, daß ihrer Viele mit betendem Herzen auf Euch sehen, und Eurer gedenken, daß Ihr bewahrt bleibt vor den Stricken der Römischen Irthümer, die unter glänzendem Schein und der Decke der Frömmigkeit Euch die reine Lehre von der alleinigen Gerechtigkeit durch Christum verdunkeln wollen, und also, wie die Schlange Eva verführte mit ihrer Schalkheit, auch Eure Sinne verrückt würden von der Einseitigkeit in Christo.

Der Herr bewahre Euch in seiner Gnade, und segne Euch, Eure Königin und Häuptlinge, Eure Lehrer auch durch diese Trübsal mit allerlei geistlichem Segen in himmlischen Gütern, und lasse uns hören, daß sein Wort unter Euch laufe, und sein Gnadenwerk in Euren Herzen gebeihe, und Euer Wandel würdig sey dem Evangelium unseres treuen Herrn. Amen.

Berlin, den 6. Juni 1844.

Unterzeichnet von den vier Missionsgesellschaften in Deutschland.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 31. Juli.

N. 61.

Bericht über die zweite Jahresversammlung des Märkischen Pastoralvereins zu Neustadt-Oberswalde am 29. Mai 1844.

Einleitung. Der Märkische Pastoralverein hat bisher es unterlassen, von sich selbst öffentlich Zeugniß zu geben. Es ist ihm nunmehr Bedürfnis und Pflicht, dies hiemit zu thun.

Der neu erwachte Trieb nach Vereinigung auch im Bereich der Kirche hat ihm seine Entstehung gegeben. Äußere Veranlassung war die von einem wackeren Superintendenten der Mark erlassene Aufforderung an verschiedene Nachbar-Synoden, sich in Neustadt E. W. zu versammeln, damit die Geistlichen auch über die engen Grenzen der Kreis-Synodalverbände hinaus einander nahe kämen, um sich gegenseitig anzuregen und zu stärken.

Obwohl die beabsichtigte Zusammenkunft nichts Anderes als eine Privatversammlung seyn sollte und wollte, so muß doch in der Art und Weise ihrer Zusammenberufung ein Schein des Amtlichen gelegen haben; deshalb stellten sich kurz vor dem Zusammentreten der Versammlung Hindernisse entgegen, und sie mußte unterbleiben. Dies geschah im Jahre 1842. Inzwischen bildete sich der Centralverein in der Provinz Sachsen. Es wurde bekannt, in welchem Segen die Pastoren in Gnadau vereinigt gewesen und welche Anerkennung dem Vereine zu Theil geworden wäre. Desto stärker erwachte unter den Geistlichen der Mark das Verlangen nach einer ähnlichen Versammlung. In einer durch die fühlbare Nähe des Herrn gesalbten und gesegneten Versammlung zu Greifenberg U. M. verständigte sich ein kleines Häuflein von Dienern des Herrn über die Grundzüge zu einem Pastoralvereine, der dem lebendigen Triebe nach freier Vereinigung Raum gäbe. Das Vorhaben erwarb sich Theilnahme. In einer größeren Versammlung von etwa dreißig Geistlichen zu Neustadt wurde die Stiftung eines Vereins zu fortlaufenden größeren Pastoral-Conferenzen unter Zugrundelegung folgenden Statuts beschlossen.

„Grundzüge zur Bildung eines evangelischen Pastoralvereins für die Mark Brandenburg.

I. Zweck des Vereins.

A. Im Allgemeinen: ein Mittel zu seyn, kirchlichen Glauben und kirchliches Leben zu wecken und zu fördern.

B. Im Besonderen:

a) gegenseitige Erweckung und Begeisterung der Diener der Kirche zur segneten Führung ihres Amtes

1. durch Gebet, Gesang und geistliche Ansprache in den Versammlungen,

2. durch Handhabung gegenseitiger Zucht,

3. durch Mittheilungen aus den Erlebnissen der geistlichen Amtsführung,

4. durch Anregung zu theologisch wissenschaftlichen Studien.

b) Einwirkung auf das kirchliche Gemeindeleben

1. durch Besprechung über die Gebrechen desselben,

2. durch Erörterung, wie durch die bei der jetzigen Verfassung dargebotenen Mittel eine Abhülfe bewirkt werden könne,

3. durch Erwägung, ob und welche neue Einrichtungen für die Evangelische Landeskirche zur Belebung ihrer Glieder wünschenswerth seyen.

II. Bedingung der Mitgliedschaft.

Mitglieder des Vereins können diejenigen Theologen seyn, welche sich zu der Lehre der Evangelischen Kirche bekennen, wie dieselbe nach dem Worte Gottes in den kirchlichen Bekenntnisschriften, namentlich der Augsburgerischen Confession enthalten ist, insbesondere zu den Hauptlehren von der Rechtfertigung durch den Glauben und von der heiligen Schrift als einziger Glaubensnorm.

Nichttheologen sind von dem Verein nicht ausgeschlossen, wenn sie dem vorbezeichneten Bekenntnisse beistimmen.

III. Organisation des Vereins.

Der Verein hat seinen Mittelpunkt in einer alljährlich wenigstens einmal abzuhaltenden Hauptversammlung aller Mitglieder und einem aus mehreren Mitgliedern zusammengesetzten Moderamen. Demnächst sucht er seine Zwecke durch Bildung von Zweigvereinen zu monatlichen Conferenzen zu fördern. Jedes Mitglied sucht sich daher einem Zweigvereine anzuschließen, und die Zweigvereine stehen durch ihre Abgeordneten mit dem Moderamen und unter sich in Verbindung."

In Folge dieser Vereinigung fand eine größere Pastoralversammlung am Mittwoch nach Pfingsten 1843 zu Neustadt E. W. statt. Die Zahl der Theilnehmer belief sich über Erwarten auf etwa hundert, meistens Theologen, doch hatten sich auch Gäste aus anderen Ständen eingefunden. Die Versammlung war in unserer Mark die erste ihrer Art, die Theilnehmer waren der Mehrzahl nach einander persönlich fremd und es fehlte — wie natürlich — eine vorher bestimmte ordnende Leitung. Es hatte zwar ein lieber Bruder das Amt eines Ordners übernommen, jedoch ohne Vollmacht der Versammlung. Man mußte demnach dem Zuge des Geistes sich anheingeben, ohne Gewährleistung zu haben, was für ein Geist es seyn werde. Man begann mit dem Liede: O heil'ger Geist, fehr' bei uns ein ic., welches, von so vielen gefangeskundigen Stimmen gesungen, einen mächtigen Eindruck machte. Darauf hielt Past. Balzer aus Wallmow Gebet und geistliche Ansprache über Matth. 5, 13.: „Ihr seyd das Salz der Erde.“ Gedemüthiget und gehoben

durch die Auslegung dieser Worte begann die Versammlung ihre Verhandlungen. Sie mußten natürlich den Verein und seine Zwecke betreffen, zu welchem Ende die obenstehenden „Grundzüge“ besprochen wurden. Diese fanden Billigung ohne erheblichen Dissens, bis auf den einen Punkt wegen des Bekenntnisses. Es war die Absicht, eine Diskussion über ihn abzuweisen, aber das war nicht durchzuführen und würde auch keinen Segen gebracht haben, und so entzündete sich denn ein Feuer in der Versammlung, das in hellen Flammen aufloderte. „Fordert man von den Mitgliedern der Konferenz eine förmliche Verpflichtung auf symbolische Bücher?“ — „Allerdings.“ — „Auf welche denn?“ — „Auf die der Lutherischen Kirche allein, wenigstens auf die unveränderte Augsburgerische Confession.“ — „Aber soll denn die Union ausgeschlossen seyn aus einer Versammlung von Uniten?“ — So kam man auf Begriff und Geltung der Union und erörterte es im Zusammenhange mit Begriff und Geltung des Symbols für die Kirche überhaupt. Wir erkennen es mit Dank und Preis gegen den Herrn, daß er unter uns hat die Geister aufeinanderplagen lassen, denn er hat auch hier dazu geholfen, daß die Einsicht in die vorhandenen Gegensätze und ihre größere oder geringere Bedeutsamkeit gefördert ist und der Einzelne einen vermehrten Antrieb zu eigener Entscheidung erhalten hat. Wie viel Ursache zur Freude ist aber erst da, wenn man das Resultat dieser Verhandlung betrachtet! Die Einen nämlich überzeugten sich, Nr. II. der Grundzüge habe doch keine andere Tendenz, als ein Zeugniß abzulegen, daß man eine evangelische Versammlung seyn wolle in demselben Geiste, von welchem die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts ausgegangen ist, und die Anderen überzeugten sich, daß es auch eine gläubige Polemik gebe gegen jede Verpflichtung auf die Symbole, und als nun der Vorschlag gemacht wurde, sich, wie die Gnadener Versammlung, einfach zu den beiden Grundprincipien der Evangelischen Kirche zu bekennen: so wurde das aufrichtig angenommen, wenn gleich von den Einen in der Überzeugung, mehr hätte nicht dürfen nachgelassen, von den Anderen in der Überzeugung, mehr hätte nicht dürfen zugestanden werden, von Allen aber in dem erhabenen Bewußtseyn, der Glaube an das Verdienst unseres theuren Heilandes sey Allen gemeinsam der Stern und Kern ihres gesammten Strebens. Nr. II. der Grundzüge erhielt die folgende Fassung: Mitglieder des Vereins können alle Theologen seyn, welche sich sowohl zu dem formalen Princip der Evangelischen Kirche, nämlich der Lehre von der heiligen Schrift als der höchsten und entscheidenden Autorität in Glaubenssachen, wie auch zu dem materialen, der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christum bekennen, und sich dadurch im Wesentlichen in Übereinstimmung wissen mit den Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche, insbesondere mit der Augsburgerischen Confession.

Den Schluß der Konferenz machte die Wahl eines Moderators für die nächste Versammlung. Sie fiel auf: Rüttenif, Pastor zu Neukölin bei Wriezen, Balzer, Pastor zu Wallmow bei Brüssow, Düsterhaupt, Oberprediger zu Neustadt E. W., Jonas, Prediger an St. Nikolai in Berlin. Mit Gesang und Gebet (letzteres vom Superintendenten Büchel in Brüssow) löste sich die Versammlung auf. Das Brudermahl und die vertraulichen Gespräche nach demselben gaben Veranlassung, sich des gemeinsamen Glaubensgrundes noch inniger bewußt zu werden und sich mit Vertrauen die Bruderhand zu reichen zur gemeinsamen Förderung des gemeinsamen Werkes des Herrn.

Nach einem Beschluß der eben beschriebenen Versammlung fand die diesjährige Konferenz wieder am Mittwoch nach Pfingsten im Bahnhofgebäude zu Neustadt E. W. statt. Die Zahl der Theilnehmer war etwa um die Hälfte größer als im vorigen Jahre, und betrug ungefähr 150, meistens Theologen, doch auch mit Gästen aus anderen Ständen ver-

misch. Vormittags nach 9 Uhr begann die Konferenz mit Absingung des Liedes „Jahre fort ic.“ Past. Balzer hielt wieder das Gebet und die geistliche Ansprache, letztere über „das Gleichniß vom Unkraut unter dem Weizen“, Matth. 13, 24—43. Der Redner hob die letzten Worte: „dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Hause“ in besonderer Beziehung auf das evangelische Predigtamt zur Betrachtung hervor, da die Diener des Wortes sich vornehmlich als „Gerechte“ beweisen mußten. „Das Leuchten der gerechten Diener des Herrn hier und dort“ war das Thema, welches auf eindringliche Weise so ausgeführt wurde, daß des Herrn Diener hier leuchten mußten 1. als treue Zeugen, 2. als eifrige Wächter, 3. als mutige Kämpfer, 4. als liebende Dulder. Auf solch Leuchten hier in der Zeit werde dann das verheißene Leuchten im Himmel gewiß folgen.

An die Ansprache schloß sich das Lutherlied: „Eine feste Burg ic.“

Der Ordner, Pred. Jonas, eröffnete sodann die Verhandlungen der Konferenz durch Mittheilung der Tagesordnung. Es folgte die Vorlesung des Jahresberichts, welcher der Versammlung die Verhandlungen mittheilte, die zwischen der hohen Kirchenbehörde und dem Moderamen gepflogen worden sind. Den „Grundzügen“ war die Anerkennung versagt; sie hatten den Schein erweckt, als wolle die Konferenz etwas ganz Anderes seyn, als ein ganz freier, als ein Privatverein. Das Moderamen hat sie also als Statut zurückgenommen und ausdrücklich erklärt, der Verein beabsichtige nichts, als gegenseitigen Austausch der Amtserfahrungen und gegenseitige Erweckung und Ermunterung für eine gesegnete Amtsführung, und in Folge dessen hat des Herrn Ministers Excellenz die Pastoral-Konferenzen in Neustadt E. W. wohlwollend anerkannt und die Hofnung ausgesprochen, daß sie nicht ohne Gewinn und Segen für die Theilnehmer seyn würden. Auch wurde mitgetheilt, wie in der Provinz an verschiedenen Orten sich Vereine zu kleineren Pastoral-Konferenzen gebildet hätten, als zu Angermünde, Wriezen, Königsberg, Münchenberg, Gramzow, und von denselben Themata zu pastoralen Besprechungen vorgeschlagen wären. Aus diesen seyen die drei für die heutige Konferenz bestimmten ausgewählt:

1. Die Taufe nach Lehre, Geschichte und Feier in unseren Gemeinden.
2. Wie kann sich die Seelsorge der confirmirten Jugend annehmen?
3. Was haben die Geistlichen zu thun, um sich in ihren Gemeinden solche Mitglieder zu verbinden und zu bilden, welche in einem kirchlichen Presbyterium wirksame Hülfe zu leisten im Stande sind?

Nach Beendigung des Jahresberichts schritt man sofort zur Diskussion des erstgenannten Themas. Die Einleitung dazu entwickelte folgende Gedanken:

Die Taufe ist der Gnadenakt des dreieinigen Gottes, durch welchen dem in Sünden empfangenen und geborenen Menschen die göttliche Gnade zugeeignet wird. Den Zeitpunkt, von wo ab die Gnade zu wirken anfängt, vermag der Mensch nicht zu bestimmen, deshalb treibt die Erlösungsbedürftigkeit, daß wir die Kinder bald nach der leiblichen Geburt dem Herrn in der Taufe darbringen. Aus diesem Triebe ist die Kinderlaufe schon frühe in der Kirche üblich geworden, obwohl ihr apostolischer Ursprung sich nicht nachweisen läßt. Die Wichtigkeit und Würde der Taufe fordert eine ihr entsprechende Feier. Unsere Tauffeier scheint an einem wesentlichen Mangel zu leiden, an der Theilnahmlosigkeit der Gemeinde. Die Pastoren scheinen zwar die Gemeinde darzustellen, allein dazu fehlt ihnen ein nothwendiges Erforderniß, die Vollmacht. Nicht der Wille der Gemeinde, sondern die Willkür Einzelner erwählt sie. Die Taufe ist zu einem Privatgeschäft herabgesunken. Dies beweiset auf der einen Seite die kühle Hast, mit welcher dieselbe in den Häusern oder nach dem Schluß der Gottesdienste in den Kirchen vollzogen wird, oder die oft

bis in's Schamlose gehende Wöllerei, zu der die Taufe Veranlassung geben muß, ferner die unlauteren Triebfedern bei Wahl der Pathen, als äußere Ehre, Spekulation auf Pathengeschenke &c. Und doch hat die Gemeinde als der Leib Christi ein heiliges Interesse daran, wenn durch die Taufe ihr ein neues Glied einverleibt wird, demselben mit Gebet und liebender Fürsorge beizustehen. Darum ist die Theilnahmlosigkeit an den Taufen ein trauriges Zeugniß von dem erstorbenen Gemeingefühl. Es scheint dringend Noth, auch hier auf Abhülfe Bedacht zu nehmen. Die Tauffeier muß der Gemeinde-Theilnahme näher gebracht werden, so daß, was jetzt nur den Pathen zugemuthet wird, Ablegung des Glaubensbekenntnisses, Wachen über den Täufling, Gebet für denselben vor der ganzen Gemeinde mitvollzogen wird. Dies kann geschehen entweder durch Einrichtung von Taufgottesdiensten, oder durch Verbindung der Tauffeier mit den Gottesdiensten, wie etwa in der Niederländischen, Schottischen und Schwedischen Kirche.

Die Diskussion wendete sich zuerst auf die Lehre von der Taufe. Die Versammlung erklärte sich aber mit dem abgelegten Bekenntniß über die Taufe einverstanden. Die Besprechung konnte sich deshalb sofort auf die Tauffeier hinwenden. Es wurde zuvörderst von mehreren Seiten anerkannt, daß bei der Tauffeier sich arge Mißbräuche eingeschlichen, namentlich in das Pathenwesen; es wurde erzählt, daß kürzlich in einer Stadt der Uckermark zu einer Taufe zwei und siebenzig Paten geladen gewesen seyen. Doch wurden auch Beispiele erzählt, wo Pastoren durch kräftiges Einschreiten solchem Unwesen gesteuert hätten. Andererseits wurde mitgetheilt, daß an manchen Orten der Mark die Tauffeier am Schluß des Gottesdienstes unter Beiwohnung der ganzen Gemeindeversammlung stattfände. Auch gedachte man, wie in der Brüdergemeinde die Taufe unter Theilnahme der Gemeinde, selbst der heranwachsenden Jugend, vollzogen werde. Selbst aus Hinter-Indien berichtete ein anwesender Missionsprediger von dem Segen, den die Theilnahme der Gemeinde an der Tauffeier bringe. Als der Wunsch laut wurde, daß diese Sitte allgemeiner werden möchte, wurde auf die Schwierigkeiten hingewiesen, welche derselben besonders in größeren Städten entgegenstünden; man bezweifelte überhaupt die Nothwendigkeit der Gemeinde-Theilnahme, insofern als die Paten Repräsentanten derselben seyen. Dies führte auf die Geschichte. Man hob hervor, wie der geschichtliche Ursprung der Paten zwar dunkel sey, ihr Anfang aber wahrscheinlich unter den Verfolgungen zu suchen, wo dem Kinde für den Todesfall der leiblichen Eltern ein geistlicher Vater und eine geistliche Mutter bestellt seyen; die ursprünglich auf zwei sich beschränkende Patenzahl sey dann später auf drei vermehrt, um eine symbolische Darstellung der heiligen Dreifaltigkeit zu haben. Wenn aber später die Zahl auf fünf bestimmt sey, so könne es nur in der Meinung geschehen seyn, daß dadurch die Gemeinde repräsentirt werden solle. Eine andere Stimme machte darauf aufmerksam, daß die alte Kirche das Bedürfniß der Gemeinde-Theilnahme bei der Taufe nicht gehabt habe; dies beweise die Einrichtung der alten Baptisterien, welche in abgesonderten Räumen der Kirchengebäude angebracht, die Gegenwart nur weniger Zeugen gestattet haben. Wenn aber in Evangelischen Kirchen diese Theilnahme hervortrete, so sey zu beachten, daß es in der Reformation geschehe, welche aus dogmatischen Beweggründen der Sakramentsfeier erst durch andere Theile des Kultus, namentlich durch die Predigt des Wortes rechte Weisheit geben zu müssen meine. Dagegen aber wurde eingewendet, daß auch in der alten Kirche die Gemeinde lebendigen Antheil an den Taufen genommen habe; denn die Taufcandidaten wären vor der Taufe der Fürbitte der Gemeinde empfohlen gewesen und hätten auch nach derselben noch eine Zeitlang in ihren weißen Taufgewändern in den Gemeindeversammlungen erscheinen müssen. Die Verlegung der Baptisterien in besondere Räume wäre nur

deshalb geschehen, weil nach der alten Uebervanz die Täuflinge unter das Wasser getaucht seyen, also zu einem Taufbrunnen hätten hinabsteigen müssen. Nur die Unthunlichkeit, solche Taufbrunnen im Schiff der Kirche anzubringen, habe die Absonderung der Baptisterien veranlaßt und den Schein erzeugt, als sey die Tauffeier absichtlich der Gemeinde-Theilnahme entzogen. Übrigens sey der Einfluß eines besondern reformirten Elementes zweifelhaft, da ja in der Lutherschen Kirche Schwedens die Taufe auch vor der versammelten Gemeinde stattfinde.

Auch der Haustaufen wurde gedacht und ihre Beibehaltung gewünscht, weil sie eine treffliche Gelegenheit zu Hauspredigten darböten. Doch wurde dagegen erinnert, daß die in der Mark, besonders auf dem Lande, übliche Sitte der Einsegnung der Mutter nach der Taufe zu Hauspredigten benutzt werden könne, nachdem die Taufe selbst in der Kirche vor der Gemeinde vollzogen worden wäre.

Da die überwiegende Meinung dahin ging, daß die Theilnahme der Gemeinde an der Tauffeier recht wünschenswerth sey, so wurde auch über die Mittel gesprochen, wie solches zu erreichen sey. Es wurde vorgeschlagen, vorläufig jede Taufe der Gemeinde vorher anzuzeigen und ihrer Fürbitte zu empfehlen. Andere aber waren der Meinung, die Gemeinden gradezu aufzufordern, den Taufen beizuwohnen. Dabei wurde aber auch eine Ermahnung an die Geistlichen gerichtet, daß sie nicht durch die kalte und mechanische Weise, in welcher die Taufhandlung nur durch Ablegung der Formulare vollzogen würde, die Gemeinde von der Theilnahme zurückschrecken sollten, sondern vielmehr immer durch Hinzuthun der freien Rede die Feier anziehend machen. Doch wurde dagegen erinnert, daß Taufreden nicht unbedingt nothwendig seyen, wenn nur das Formular mit Würde und Wärme gebraucht werde. Endlich kam es zur Sprache, daß in vielen Gemeinden der Gebrauch der Kirchentaufen nur bei unehelichen Kindern stattfinde und es daher große Schwierigkeiten haben werde, die Taufen allgemein mit in den öffentlichen Gottesdienst hineinzuziehen. Doch wurden die Bedenklichen durch Erzählungen aufgemuntert, wie diese Sitte durch den Vorgang der Geistlichen, die ihre eigenen Kinder in den Kirchen getauft hätten, bald geändert sey.

Wegen vorgerückter Zeit mußte die Besprechung über die Tauffeier geschlossen werden. Ein Beschluß wurde nicht gefaßt, wie dies schon die Natur der Versammlung an sich mit sich brachte. Aber den Entschluß hat gewiß Mancher gefaßt, die Tauffeier immer würdiger und erbaulicher einzurichten.

Nach dem Programm sollte nun die zweite Frage, wie sich die Seelsorge der confirmirten Jugend anzunehmen habe, verhandelt werden, doch war vorherzusehen, daß für diese und die dritte Frage die Zeit nicht ausreichen werde, also eine von beiden zurückgestellt werden müsse. Die Stimmenmehrheit entschied sich für Erörterung der dritten Frage:

Was haben die Geistlichen zu thun, um sich in ihren Gemeinden solche Mitglieder zu verbinden und zu bilden, welche in einem kirchlichen Presbyterium wirksame Hülfe zu leisten im Stande sind? Jedoch wurde der lebhafteste Wunsch ausgesprochen, daß die zweite Frage auf der nächsten Konferenz vorzüglich berücksichtigt werden möchte.

In der Einleitung zur dritten Frage wurde zuvörderst die Nothwendigkeit eines kirchlichen Presbyterii dargelegt aus der Ungleichheit der Gemeindeglieder. Die Einen hätten den Geist mehr als die Andern, und wie in jedem Organismus die Fülle des einen Gliedes den Mangel des anderen zu ersetzen habe, so müsse es auch in der kirchlichen Gemeinde seyn. Dies kirchliche Aufeinanderwirken könne aber nicht dem Zufall überlassen bleiben, sondern müsse in der Ordnung geschehen, wie das Vorbild dazu in der apostolischen Kirche gegeben sey.

Auch sey in dem Worte Gottes, Act. 6, 3., eine bestimmte Instruktion für die Auswahl solcher Organe gegeben, daß es Männer seyen 1. guten Gerüchtes, 2. voll heiligen Geistes, 3. voll Weisheit. Das gute Gerücht sey nöthig um des Vertrauens willen, der heilige Geist als besondere Gabe scheine den Trieb der Gemeinnützigkeit zu bezeichnen, und bei der Weisheit sey an Jak. 3, 17. zu denken und besonders auf das „läßt ihr sagen“ zu sehen. Bei der wirklichen Ausführung hätten die Geistlichen 1. in ihren Predigten den Gegenstand fleißig zu behandeln, 2. die vorhandenen Elemente der Kirchen- und Schulverhältnisse weislich zu benutzen, 3. eine kirchliche Zeitschrift für das Volk zu schaffen, in welcher das Leben der Kirche, besonders auch wie es sich in den verschiedenen christlichen Vereinen zeige, zur Kenntniß des Volks gebracht wird. Letzterer Punkt scheine von besonderer Wichtigkeit und es wäre sehr wünschenswerth, daß unter den Anwesenden sich sofort ein Ausschuss zur Herausgabe einer solchen Zeitschrift bilde.

Die Diskussion bewegte sich in folgenden Hauptgedanken: Das Recht der Geistlichen, auf die Bildung von Presbyterien Bedacht zu nehmen, gründe sich auf Maßregeln des Kirchenregiments, wodurch jene in Aussicht gestellt seyen. Auch zeige sich in den Gemeinden das Bedürfnis derselben; wo besondere Erweckungen stattfinden, da wolle das christliche Leben auch eine entsprechende Form der Wirksamkeit auf Andere haben, und wo eine solche Form fehle oder gar vorenthalten werde, da werde Versuchung zum Separatismus gegeben. Was ferner die Eigenschaft der Presbyter betreffe, so sey wohl die gegebene Deutung der Act. 6, 3. aufgestellten Kennzeichen etwas zu modificiren. „Voll heiligen Geistes“ sey in dem gewöhnlichen Sinne zu nehmen und dabei an die Wiedergeburt zu denken; die Weisheit aber bedeute hier „Klugheit“ nach dem Worte des Herrn: Seyd klug wie die Schlangen u. Mehrseitig wurde darauf hingewiesen, daß ein nothwendiges Merkmal „die Betebrung durch den Geist des Herrn“ sey; wo nicht diese erste Bedingung an den „Helfern in der Seelsorge“ zu finden sey, da werde die Einrichtung eines Presbyterii immer eine todte Form bleiben. Seyen aber „erweckte Leute“ in der Gemeinde vorhanden, so möge man nicht ängstlich nach besonderen Gaben fragen, sondern in des Herrn Namen die vorhandenen Kräfte zusammenziehen und getrost anfangen; der Herr werde dem Einzelnen sein Amt schon anweisen. Freilich müsse Einer die einzelnen Kräfte zusammenhalten und das sey der Geistliche. Zu dem endlich, was dem Geistlichen obliege, die Bildung von Presbyterien vorzubereiten, gehöre

1. vor Allem eine gläubige Verflündigung des göttlichen Wortes, wodurch dem heiligen Geiste Bahn gemacht werde zur Erweckung der Seelen;
2. Die Benutzung der in der Gemeinde schon vorhandenen Vereine und Ämter;
3. das Ablegen alles geistlichen Hochmuthes Seitens des Geistlichen, eine liebevolle Herablassung zu allen Gliedern der Gemeinde, eine bereitwillige Anerkennung aller sich kundgebenden Gaben, um auf solche Weise Trieb und Muth zur Theilnahme an der Seelsorge zu wecken.
4. Auch müsse das Augenmerk auf die aufwachsende Jugend gerichtet seyn und durch Sonntageschulen, Jünglingsvereine u. für Heranbildung von Helfern in der Seelsorge gesorgt werden.
5. Zuletzt wurde das Bedürfnis einer besonderen kirchlichen Volks-Zeitschrift anerkannt, aber auch die große Schwierigkeit ihrer Einrichtung, wenn sie den Ansprüchen genügen sollte. Zur Herausgabe derselben meldete sich Niemand.

Einen erfreulichen Bestandtheil dieser Verhandlung bildeten die Mittheilungen von Thatfachen, wie hier und dort ganz in der Stille Gehülfsen in der Seelsorge sich bereits gefunden hätten. Aus zwei Orten der Mark wurde gemeldet, daß Gemeindeglieder in Folge des in Bibel- und Missionsstunden dazu erhaltenen Antriebes sich bereit erklärt hätten, auch über das Seelenheil der Brüder zu wachen. Sie versammelten sich namentlich bei den Ortsgeistlichen, besprechen sich mit ihm über den Zu-

stand der Gemeinde und benutzen besonders die Dürftigkeit der leiblich Armen und Kranken, um Hülfe für Leib und Seele zu bringen. Es ist freilich erst ein geringer Anfang gemacht, doch ermuntert auch der schon zu der Hoffnung, daß unter dem Bestande des Herrn die Sache einen freudigen Fortgang haben werde. Besonders anregend war eine Mittheilung aus Stettin über den dort bestehenden Gesellenverein, welcher gegenwärtig hundert und dreißig Theilnehmer zählt, sich jeden Abend versammelt, in Form einer Abendsschule eine reich gesegnete Pflanzstätte der Gottseligkeit bereits geworden ist und dadurch eine Pflanzschule für künftige Gemeindeglieder zu werden verspricht. Eine bald zu erwartende öffentliche Mittheilung wird nähere Kunde über denselben geben. Ein ähnlicher Verein besteht auch in Frankfurt a. d. D.

Auf diese Verhandlungen folgte eine Besprechung über die äußeren Verhältnisse der Konferenz. Es wurde gewünscht, daß die Pastoral-Konferenzen benachbarter Provinzen von unserer Seite besichtigt würden, damit das frische Glaubensleben, welches der Herr jetzt überall weckt, aber hier und dort in verschiedenen Gestaltungen und Ausprägungen, wenn auch auf Einem Grunde ruhend, durch vielseitige Verührung sich stärke. Endlich ward der Beschluß gefaßt, daß die nächste Konferenz — so Gott will — am Mittwoch nach Pfingsten des Jahres 1845 zu Neustadt-Eberswalde stattfinden soll.

Während des Brudermahles, das durch Gesang und Gebet geweiht und auch durch einige kürzere geistliche Mittheilungen gewürzt wurde, geschah die Wahl des Moderators für das nächste Jahr. Sie fiel durch Stimmenmehrheit auf Jonas, Prediger an St. Nikolai in Berlin, Balzer, Pastor zu Wallmow bei Brüssow, und Hoffmann, Pastor zu Kunow bei Dberberg. Der Oberprediger Disterhaupt zu Neustadt E. W. übernahm wieder das Amt eines Hausvaters der Konferenz, Dem aus dem Moderamen scheidenden Pst. Rutenik wurde brüderlicher Dank gesagt für die großen Dienste, welche er der Konferenz geleistet hat.

Obwohl am Nachmittage bis zum Abgang der Bahnzüge nur noch ein kurzer Zeitraum gegeben war, so wollten die Anwesenden doch auch diese Minuten noch benutzen. Ausführliche Besprechungen konnten natürlich nicht mehr stattfinden, doch versammelte man sich in dem Konferenzsaale, um wenigstens die Thematata zu hören, welche zu freien Besprechungen eingereicht waren. Es waren folgende:

1. Die Gustav-Adolphstiftung.
2. Der anwesende Missionsprediger Röttger aus Niow in Sinter-Indien empfiehlt die von ihm herausgegebenen Briefe über Sinter-Indien an seine Freunde in Europa.
3. Eine Frage und eine Klage über das immer noch hier und dort gebräuchliche Mylius'sche Gesangbuch.
4. Über das Verhältniß des Moderators zur Konferenz.
5. Über die Protestanten in den französischen Alpen.
6. Eine Frage über die Schließungen der Landwehrmänner an den Sonntagen.
7. Aufruf zur Übernahme der Hauptredaktion einer populären kirchlichen Zeitschrift.
8. Eine Aufforderung, in dem Schlußgebete der gedrückten protestantischen Brüder in Baiern zu gedenken.
9. Ein Liebeswort, betreffend den um seines guten protestantischen Bekenntnisses in der Kniebeigungsangelegenheit willen leidenden Pfarrer Nebenbacher.

Wenn auch über diese Propositionen nur wenig gesprochen werden konnte, dazu reichte es hin, dieselbe Einmüthigkeit des Geistes, auf dem gemeinsamen festen Glaubensgrunde, die in allen Verhandlungen der Konferenz sich kundgegeben hatte, zu dem lebendigen, herfürstärkenden Bewußtseyn zu steigern, in welchem die Versammlung nun das Bekenntniß ablegte:

Dein Wort ist unsres Herzens Trug
Und deiner Kirche wahrer Schug.
Dabei erhalt uns, lieber Herr,
Daß wir nicht Meiner suchen mehr.

Auf diesem Bekenntnisse stehend sprach der Ordner das Schlußgebet, und erhoben durch die fühlbare Gnadenähe des Herrn schied die Versammlung mit dem Ruf:

Halte aus, Zion, halte deine Treu,
Laß dich ja nicht lautlich finden.
Auf, das Kleinod rückt herbei,
Auf, verlasse, was dahinten!
Zion, in dem letzten Kampf und Strauß
Halte aus! —

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 3. August.

N. 62.

Nachricht von einer evangelischen Passionsfeier.

Neben vielem Erfreulichem, was in jüngster Zeit das neu-erwachte Leben der Evangelischen Kirche bezeichnet, hat sich auch an einigen Orten das Bestreben kund gethan, dem äußeren Gottesdienste eine dem evangelischen Bewußtseyn entsprechende Gestalt zu geben. Daß er eine solche Gestalt lange Zeit nicht gehabt hat, daß in die Liturgie, in die Kirchenlieder und Kirchengebräuche vielfältig Anevangolisches, Unchristliches (um von dem Unschönen und Unwürdigen zu schweigen) sich eingemischt hatte, ja daß in vielen protestantischen Gegenden der ganze Gottesdienst in den allertiefsten Verfall gerathen war, wem wäre das unbekannt? Es ist noch nicht lange her, daß in vielen Kirchen der liturgische Theil des Gottesdienstes aus nichts Anderem bestand, als aus dem Absingen der jämmerlichsten Reimereien, dem Ablesen eines Witschelschen oder ähnlichen Gebets, und einer „neuen, erläuternden Übersetzung“ der Perikopen. Man erschrickt, wenn man es bedenkt, daß die Evangelische Kirche je einen so tiefen Fall hat thun können, daß sie nach zwei Jahrhunderten ihres Bestehens, nachdem die bilderstürmenden Schwarmgeister durch Luther für immer besiegt schienen, selbst anfang zu stürzen, einzureißen, ihre eigenen Schätze zu verschließen, zu verstäubeln, zu zertrümmern und in Vergessenheit zu begraben. Bleiben konnte es so nicht, das sah man bald ein, und deshalb schickte man sich an, das Vernichtete durch etwas Neues zu ersetzen; man fing an zu schaffen, und es hagelte von Vorschlägen, Wünschen, Andeutungen und Versuchen. Wie wohlhaufgeputzte Modemänner erschienen viele neue Agenden und Liturgien, befeelt von verschiedenen Geistern, nur allein nicht vom heiligen Geiste. Man hatte übersehen, daß eine Liturgie nicht Sache einer schnellen Fabrikation ist, daß es in der Kirche nur gewisse Zeiten gebe, in welchen der Herr seine Gaben so austheilt, daß die Form, in der ein Begnadigter betet, auch zugleich Gebetsform der ganzen Kirche werden kann. Die Verwirrung stieg immer höher, die Willkühr erreichte eine erschreckliche Höhe, und es ist zu verwundern und als eine besondere Gnade Gottes zu preisen, daß, nachdem die Periode der Willkühr ihre Endschafft erreicht hatte, sich doch noch unter dem Volke eine so tüchtige Grundlage von christlich evangelischer Erkenntniß vorfand, wie es an vielen Orten der Fall war. Das arme Volk war ja um seine herrlichsten Kirchenlieder, um seine salbungsvollen, uralten Gebete, um seine ehrwürdigen und sinnvollen Gebräuche — bestohlen worden, und was noch aus den Trümmern des alten Kirchenschmuckes sich gerettet hatte, war ja auf das Abscheulichste entstellt worden; sogar dem apostolischen Glauben und dem

Segen des Herrn hatten sie Papierlocken angeklebt und ein neues Modegewand umgehängt. Konnte der Gemeinde dasjenige, was ihr auf den Kanzeln geboten wurde, zum Ersatz dienen für alle diese untergegangene Herrlichkeit? Der Verfall des kirchlichen Lebens hat zu laut gesprochen, als daß man nicht endlich zu der Überzeugung gekommen wäre, es müsse die Kirche streben, eben so wie zum alten Glauben zurückzukehren, so auch zu den alten Formen. Dank den Männern, welche die Wiederherstellung des Deutschen Kirchenliedes sich zur Aufgabe gemacht haben. Möchte die Zeit nicht mehr fern seyn, wo wieder in allen Kirchen und allen Hütten unseres Vaterlandes dieselben Weisen der glaubensvollen Lieder eines Luther und P. Gerhardt erklingen! Dank vor Allen Friedrich Wilhelm III., der durch Einführung der erneuerten Kirchenagende der glaubenslosen Willkühr einen Damm entgegenzusetzen anfang. Wir preisen die Agende als eine große Wohlthat für die Evangelische Kirche; denn sie hat wenigstens einigermaßen der Babylonischen Verwirrung ein Ziel gesetzt; sie ist uns eine Bürgschaft, daß das evangelische Christenthum aus keiner Kirche unseres Vaterlandes ganz verschwinden kann; sie ist nicht etwas neu Geschaffenes, kein Produkt der Zeit, sondern sie hat ihren Inhalt aus den Zeiten der Evangelischen Kirche geschöpft, wo „der Sommer hart vor der Thür“ war, und der Garten Gottes von den schönsten Blüten prangte. Daß immer noch neben der Agende die Willkühr sich breit macht, und so vieles Vortreffliche, was sie enthält, immer noch unbenutzt bleibt, ist wahrlich nicht ihre Schuld. Doch zum Lobredner der Agende werfen wir uns nur auf ihren Gegnern gegenüber, und zwar besonders denjenigen ihrer Gegner, welche überhaupt alle liturgische Form aus der Evangelischen Kirche entfernt wissen möchten, welche verlangen, daß die Gemeinde sich in ihre Subjektivität hineinendenken, und (wie Schleiermacher in seinem Glückwünschungsschreiben an die liturgische Commission sagt) „nur auf ihren Schwingen sich zu Gott erheben“ soll. Wir sind keineswegs der Meinung, daß die Agende ein über alle Verbesserung und Vervollkommenung erhabenes Werk sey; ja das Lob, welches wir ihr so eben gezollt haben, bezieht sich hauptsächlich nur auf das Verhältniß, in welchem sie zu der Zeit, und namentlich zu der Zeit ihrer Einführung stand. Wir sind überzeugt, daß, wenn ihre Redaktoren (Verfasser waren sie nicht) jetzt noch einmal an dieselbe Arbeit gehen könnten, Vieles sich anders gestalten würde; sie haben noch lange nicht genug geschöpft aus dem Born der urchristlichen und altewangelischen Kirche; Vieles, was ehemals Eigenthum unserer Kirche war, liegt noch unter dem Schutte der Bibliotheken begraben, sey es nun, daß sie manche verschwundene Zier der Kirche nicht kannten, oder zurückgeschreckt waren

vor der Schwierigkeit der Wiederherstellung, oder auch durch den von allen Seiten her losbrechenden Widerspruch des Muthes beraubt, sie der Zeit wieder zu bieten.

Die Zeit ist eine andere geworden. Was noch vor zwanzig Jahren heftig bekämpft wurde, hat jetzt fast allgemeine Geltung erhalten, und zwar nicht durch Befehle und Verordnungen von oben, sondern durch die gewonnene richtigere Einsicht in das Wesen des evangelischen Gottesdienstes. Nachdem das allzu lange brach gelegene Feld der Liturgik wieder etwas angebaut worden, haben viele Geistliche auch dem liturgischen Theile des Gottesdienstes, der lange Zeit nur als eine lästige und überflüssige Zeitverschwendung, über die man nicht flüchtig genug hinweggehen könne, betrachtet worden ist, ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewendet. Bekannt und in diesen Blättern schon besprochen sind die liturgischen Bestrebungen in der hiesigen Dom- und Elisabethkirche. (Auch andere Kirchen in Berlin sind nicht zurückgeblieben: in der Georgenkirche z. B. werden seit anderthalb Jahren am Schlusse des Nachmittagsgottesdienstes der Festtage wieder die seit 1827 hier nicht mehr gehörten Versikeln und Collekten unter sichtbarer Theilnahme der Gemeinde gesungen.) Immer seltener werden die Stimmen, welche vergleichen als „Annäherung an den Katholicismus“ oder als „Interimsstückchen“ bezeichnen. *) Wir können der Evangelischen Kirche nur Glück wünschen, daß sie auch in dieser Hinsicht anfängt, zu ihrem Rechte zu kommen, daß man wenigstens strebt, ihr das geraubte Kirchengut wiederzuerstatten. Möchte sie nur ihr Eigenthum unverfehrt wieder erhalten, und möchte man bei Wiederbelebung der Liturgie sich vor den mannigfachen Mißgriffen und Abwegen, die sich schon jetzt hie und da gezeigt haben, bewahren! Sie mögen für diesmal unerörtet bleiben, und nur vor zwei Hauptabwegen, welche das begonnene Werk im Keime zu ersticken oder ihm eine schiefe Richtung zu geben drohen, können wir nicht unterlassen zu warnen. — Der erste ist die fast allgemein verbreitete Meinung: es sey eine Verbesserung und Verschönerung der Liturgie nur möglich, wenn der Kirche bedeutende künstlerische Mittel zu Gebote stünden. Wie wenig kennen doch diejenigen, welche für die Kirche durchaus solche Mittel in Anspruch nehmen, den Reichtum und die Mittel der Kirche selbst. Sie bedarf wahrlich nicht eines großen Kunstaufwandes, um in der Gemeinde das Verlangen zu erwecken, „zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen“. Keineswegs gehören wir zwar zu den puritanischen Zeloten, welche der Kunst die Thüren der Kirche verschließen; wir wünschen und hoffen, daß namentlich die heilige Tonkunst, die theils von der Welt der

Kirche entführt, theils von der Kirche selbst vom Altar entfernt worden ist, und sich in die Concertsäle und Theater, wo sie ein loses Volkkind geworden, geflüchtet hat, — daß sie sich wieder zurückbegebe, und ihren Dienst am Heiligen von Neuem beginne, und es hat uns jedesmal wahrhaft betrübt, wenn einflußreiche, von der ganzen Evangelischen Kirche mit Recht hochgeachtete Männer, wie z. B. Harms, recht geistlich eine Geringschätzung der heiligen Kunst zur Schau tragen, ganz gegen den Geist der Reformatoren. (S. z. B. Pastoraltheologie, Th. II. S. 112 ff. u. S. 121 f. *) Aber wenn, wie es meistens noch immer der Fall ist, die Kunst draußen bleibt, weil sie vielleicht das Bagabundenleben liebgewonnen, und der Beifall der gebildeten Herren und Damen ihr höher steht, als die Erbauung der Gemeinde Gottes, so wollen wir ruhig abwarten, ob sie sich nicht einmal besinne, und der Stimme ihrer Mutter folge, haben aber nicht nöthig, auf sie zu warten. — Für den zweiten Hauptabweg halten wir, daß man bei vielen liturgischen Veränderungen bis jetzt nicht ächt reformatorisch zu Werke gegangen ist, daß sie nicht entsprossen sind aus der Eigenthümlichkeit unserer Kirche, sondern aus der Subjektivität einzelner Geistlichen, mit einem Worte, daß sie nicht ihre Vorbilder in der alt-evangelischen Kirche haben. Viele können sich immer noch nicht losmachen von dem Bestreben, etwas Neues zu schaffen. Da wird hin und her gerathen, was wohl zweckmäßig und erbaulich seyn könnte; das Eine gefällt, das Andere nicht, und das subjektive Dazufürhalten bleibt die Norm des Handelns, während die einzige competente Richterin, die einzige vollkommene Lehrmeisterin, die Kirche selbst, höchst selten zu Rathe gezogen wird.

Eine vollständige Begründung des Gesagten liegt nun nicht im Zwecke dieser Zeilen. Wir ziehen es vor, über eine am letzten vergangenen Charfreitage in einem kleinen Orte stattgefundene liturgische Feierlichkeit zu berichten, welche jene Abwege glücklich vermied, und eben dadurch von nicht geringer Wirkung gewesen ist. — Die Veranlassung zu dieser Feier war folgende. Bis vor etwa zwanzig Jahren war in der Kirche zu Mittenwalde in der Mittelmark noch das sogenannte Singen der Passion üblich. Die Leidensgeschichte des Herrn wurde nach Matthäus vom Chöre gesungen, indem in einfachen, leicht einzuübenden Melodien Einer die Worte des Evangelisten, ein Anderer die Worte Christi, wieder Andere die Worte der übrigen redenden Personen, und endlich der ganze Chor die Worte des Volks, der Kriegesknchte u. s. w. vortrug. Durch passende, von der Ge-

*) Mitunter lassen sie sich freilich noch vernehmen. So behauptete neulich ein Referent in einem vielgelesenen Blatte, indem er über die neueren liturgischen Anordnungen im Dom berichtete, daß der Ton (?), in welchem die Orgel den liturgischen Gemeindegesang nach der Predigt geleitet habe, zu sehr an die Katholische Kirche erinnere, mit welchen Worten der übrigens wohlwollende und in manchen anderen Dingen richtig urtheilende Herr Verf. zeigt, daß ihm in diesen Dingen keine Stimme zusteht.

*) In dem schon vorhin angedeuteten Blatte lasen wir kürzlich gleichfalls in Bezug auf die Liturgie im Dom die tadelnde Bemerkung, daß irgend ein Chorgesang höchstens nur einem Kunstkenner habe gefallen können. Gehören denn die Kunstkenner nicht zur Kirche? Was würde der Verf. sagen, wenn er die Äußerung hörte: Mit dieser oder jener Stelle in der Predigt könnte sich höchstens ein tüchtiger Homilet zufrieden erklären? Soll über dasjenige, was vor dem Forum der Wissenschaft und Kunst als das Achte und Wahre anerkannt wird, der Priester das Recht haben, den Stab zu brechen?

meinde gesungene Liederverse wurde dieser Vortrag von Zeit zu Zeit unterbrochen. Verschiedene Umstände hatten sich vereinigt, um auch diese Reliquie aus alter Zeit zu zerstören; die Gemeinde duldete schweigend ihren Untergang. Der jetzige Diakonus König hatte öfters Gelegenheit, bei älteren und auch noch bei jüngeren Gemeindegliedern zu bemerken, daß sie sich der alten Passionsfeier mit großer Begeisterung erinnerten; ja einige, und unter ihnen solche, welche früher selbst mitgewirkt hatten, sprachen geradehin den Wunsch aus, daß sie wieder eingeführt werden möchte, indem sie versicherten, daß dies von der ganzen Gemeinde mit großer Freude würde aufgenommen werden. Somit war die Veranlassung zur Wiedereinführung gegeben. Aber die Noten zu der Passion waren nach dem Tode des früheren Cantors ganz verschwunden (wahrscheinlich als Makulatur verkauft!). Dieser Umstand ist indessen der guten Sache mehr förderlich als hinderlich gewesen; denn aus den Erzählungen über die Beschaffenheit der Passionsmusik konnte man schließen, daß über sie einmal eine bessernde, modernisirende Hand gefahren war, und dem Prediger K. war nun die Gelegenheit gegeben, das Ganze in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen. Er unterzog sich gern dieser Arbeit; den alt-evangelischen Ritus behielt er als Grundtypus bei, und entnahm die Melodien aus liturgischen Werken aus der Zeit der Reformation, namentlich aus der Psalmodie des Lucas Lossius (Wittenberg 1561) und aus dem evangelischen Missale des Matthäus Ludecus (1589). Als Text ward die Passion nach den vier Evangelien, wie sie sich in vielen älteren Agenden findet, gleichfalls beibehalten, jedoch mit Auslassung alles nicht unmittelbar zur Leidensgeschichte des Herrn Gehörigen. Doch wir gehen lieber gleich zur Beschreibung des Ganges der Feierlichkeit über, obgleich sich manches Lehrreiche berichten ließe über die Art und Weise der Einführung, da dieselbe ein Beweis ist, was sich bei gutem Willen und gehörigem Ernste, und doch mit so äußerst geringen Mitteln in liturgischer Hinsicht bewirken läßt. — Der Nachmittagsgottesdienst begann um die gewöhnliche Zeit mit dem Liede: Die Seele Christi heil'ge mich..., worauf der Pred. K. über Hebr. 9, 28. die Predigt hielt. Gleich nach der Predigt, und nachdem der Geistliche am Altar erschienen, nahm die eigentliche Passionsfeier ihren Anfang. Die Gemeinde sang den Vers: O Mensch, bewein' dein' Sünde groß..., worauf der Prediger die erste Lektion, enthaltend die messianischen Hauptstellen vom Leiden Christi, vorlas, und die Gemeinde, Christe, du Lamm Gottes... B. 1., sang. Es folgte das Charfreitagsgebet (Collekta) aus Matth. Ludecus, Christe, du Lamm Gottes... B. 2. und die zweite Lektion, enthaltend die Geschichte der Einsetzung des Passahmahles, 2 Mos. 12, 1—11. (in der alten Kirche die eigentliche Charfreitagsepistel). Dieser vorbereitende Theil der Feier wurde von der Gemeinde mit dem dritten Verse des genannten Chorals beschlossen. Die Geschichte des Leidens und Sterbens unseres Herrn begann. Es ist unmöglich, den Eindruck zu beschreiben, den das einfache Bibelwort in diesem kunstlosen Gesange hervorbrachte. Alles die Andacht Störende, alles Theatralische (worüber man früher bei solchen Passionsfeiern häufig geklagt

hat) *) war sorgfältig vermieden. Die Worte der verschiedenen männlichen Personen wurden immer nur von Einem gesungen, so wie die Worte der weiblichen von einem und demselben Knaben. Nur die Worte Christi waren, wie es in alten Agenden vorgeschrieben ist, dem Geistlichen verblieben. Sorgfältig gewählte Liederverse waren für die Gemeinde eingelegt, und wurden von ihr mit einer Innigkeit gesungen, die deutlich bewies, daß die Worte der Leidensgeschichte ihre Wirkung bei ihr nicht verfehlten. Z. B. nach den Worten: Es war aber sein Schweiß wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde — wurde gesungen: Was ist die Ursach aller solcher Plagen?... Nach den Worten: Und die Jünger verließen ihn alle und flohen: O Gottes Sohn, du Gnadenthron, ich flieh' in deine Wunden... Nach den Worten: Da speieten sie aus in sein Angesicht, und schlugen ihn mit Fäusten: Wer hat dich so geschlagen... Ich, ich und meine Sünden... Nach den Worten des Pilatus: Sehet, welch ein Mensch: O Haupt voll Blut und Wunden... Nach den Worten: Und sie führten ihn hin, daß sie ihn kreuzigten: So gehst du, mein Jesu, hin, den Tod für mich zu leiden... Nach diesem Verse sang der Evangelist in lang gehaltenen Tönen: Und er trug sein Kreuz, worauf die Gemeinde fortfuhr: Ein Bämmlein geht und trägt die Schuld... Und als nun der Augenblick gekommen, in welchem der Herr am Kreuze erblafte, als die einfachen, aber tief ergreifenden Worte des Evangeliums verhallten: Und neigte das Haupt, und verschied — da schwieg auch der Gesang; eine Pause trat ein, die ganze Gemeinde warf sich zum stillen Gebete auf die Knie, und die Betglocke tönte vom Thurm in drei tiefen Schlägen (eine Sitte, welche in Mittemwalde nie untergegangen war; denn sonst hätte wohl heutigen Tages Niemand den Muth gehabt, sie einzuführen). Nach Beendigung der Passionsgeschichte wurde vom Chor ein alter Wechselgesang, die Improperia, gesungen. Vielleicht erweisen wir manchem Leser einen Dienst, wenn wir diesen herrlichen Gesang hier mittheilen. Die Übersetzung ist mit Ausnahme einiger unbedeutenden Änderungen dieselbe, die sich in Bunsen's Gottesdienstordnung für den Charfreitag (London 1842) findet, da sie der höchst ergreifenden Melodie im Matth. Ludecus untergelegt werden konnte. Sie lautet:

Chor. O du mein Volk, was habe ich dir gethan, und womit habe ich dich beleidigt? Antworte mir.

Habe ich dich doch aus Aegyptenland geführt: und du hast zur Geißelung überantwortet deinen Heiland.

*) Ob auch immer mit Recht? Wenn das Theater irgend etwas von der Kirche entlehnte, so hat diese selten dagegen Einspruch gethan; aber nach nicht langer Zeit nannte man das Entlehnte, wenn es sich noch in der Kirche erhalten hatte, „theatralisch“. Dieses Schicksal hat u. A. die Instrumentalmusik und zum Theil die Kirchenmusik überhaupt gehabt. Ein Glück, daß Meyerbeer's Oper: Die Jugenotten, nicht die Popularität erlangt hat, wie manche Mozartsche und Webersche Oper; denn manchem Geistlichen würden anderenfalls vielleicht Bedenken entstehen, ob das: Ein' feste Burg ist unser Gott, dessen Melodie in jener Oper so häufig wiederkehrt, in einer Evangelischen Kirche noch fernhin zu singen sey.

Habe ich dich doch aus dem Diensthause erlöst: und du hast an's Kreuz geschlagen deinen Erlöser.

Heiliger Herr Gott! Heiliger starker Gott! Heiliger unendlicher Gott! Erbarme dich unser!

Habe ich doch Pharao und seine Reiter gestürzt in's Meer: und du hast mich überantwortet den Höhenpriestern und den Heiden.

Habe ich dich doch gespeiset mit Manna, und getränkt von dem Wasser des Felsens in der Wüste: und du hast mich getränkt mit Galle und mit Essig.

Heiliger Herr Gott! Heiliger starker Gott! Heiliger unendlicher Gott! Erbarme dich unser!

O du mein Volk, was habe ich dir gethan, und womit habe ich dich beleidigt? Antworte mir.

Heiliger Herr Gott! Heiliger starker Gott! Heiliger unendlicher Gott! Erbarme dich unser! *)

Den Beschluß des Ganzen machte eine Collette, das Vater unser und der Segen. Die Feier hatte mit Predigt 2½ Stunden gedauert, aber „sie hätte noch zwei Stunden länger dauern können,“ äußerte einige Tage nachher ein siebenjähriger Greis, „und die Andacht wäre nicht erkaltet.“ Wirklich erinnern wir uns nicht, in einer großen, ganz gefüllten Kirche eine solche anhaltende, heilige Ruhe und Andacht je erlebt zu haben, wir erinnern uns nicht, daß irgend eine gottesdienstliche Feier auf Christen von den verschiedensten Bildungsstufen eine so gleiche Wirkung ausgeübt hätte. Eins. gesteht, daß ein solcher Erfolg seine Erwartungen weit übertroffen hat. Er war, wie er von dem Vorhaben des Pred. K. hörte, zwar im Ganzen darüber erfreut, doch hielt er es fast für einen zu kühnen Schritt. Nachdem er aber selbst Zeuge jenes Charfreitagsgottesdienstes gewesen ist, nimmt er keinen Anstand, zu bekennen, daß er lange nicht einer kirchlichen Feier beigewohnt hat, die ihn so befriedigt, so erbaut und erhoben hätte, wie diese. Und welches waren die äußeren Mittel, mit denen das Ganze ausgeführt wurde? War aus der Residenz ein Orchester verschrieben, hatten berühmte Sänger und Sängerinnen die Solopartien übernommen, stand ein General-Musikdirektor mit dem Taktstöcke in der Hand an der Spitze?

*) Der Grundtext lautet bei Matth. Lucæ:

Duo Diaconi: Popule meus, quid feci tibi, aut in quo contristavi te? Responde mihi. Quia eduxi te de terra Aegypti, parasti crucem salvatori tuo.

Pueri: Hagios ho Theos! Hagios ischyros! Hagios Athanathos! Eleison hemas!

Chorus: Sanctus Deus! Sanctus fortis! Sanctus immortalis! Miserere nobis! u. s. w.

Die vollständigen Improperien s. im Missale Romanum, auch in Daniel's hymnologischem Blütenstrauch, Halle 1840, S. 24. Das letztgenannte Büchlein enthält auch eine sehr ansprechende, gereimte Übertragung von F. Jäck.

Nichts von alledem. Der Geistliche selbst, ein Predigamtscandidat, der die Worte des Evangelisten sang, der gewöhnliche liturgische Chor, bestehend aus der Schuljugend, den Lehrern der Stadtschule und einigen Gemeindegliedern — das waren die Virtuosen, welche an jenem Tage die Gemeinde die Gewalt der heiligen Musik fühlen ließen; die Orgel war das Orchester, und das Gefühl der Würde des Tages und des Ortes, welches den Mitwirkenden inwohnte, war der Dirigent; das Wort Gottes endlich und die alt evangelischen Kirchenlieder bildeten die Grundlage des Ganzen, und waren die Träger der Andacht. Ein Kunstgenuß, wie etwa Joh. Seb. Bach's Passion nach Matthäus, war es freilich nicht, sondern eine nach Inhalt und Form auf dem Boden der Evangelischen Kirche erwachsene, rein kirchliche Feier. Eine Bach'sche Passion und ähnliche Musikaufführungen, mögen sie in Concertsälen oder in der Kirche stattfinden, sind und bleiben nichts weiter, als concerts spirituels, und nur arger Wortmißbrauch oder gänzliche Unkenntniß kann dergleichen mit dem Namen Kirchenmusik belegen. Bach selbst war zwar ein eigentlicher Kirchencomponist, und es lag nicht in seinem Sinne, als er sein wunderbar erhabenes Tonwerk dichtete, daß es eins zu einem für Geld aufzuführenden Concerte herabsinken sollte; aber eben deshalb, weil sein Meisterwerk den Reim dieser falschen Richtung in sich trug, indem die Kunst allzu sehr darin herrschte, weil es den einfachen alten Kirchengesang, der, wie wir erfahren haben, noch heute eine evangelische Gemeinde erbauen kann, ersetzen wollte und zum Theil mit verdrängt hat, möchten wir es eine großartige Verirrung nennen, ähnlich wie Klopstock's Messias so genannt worden ist. *)

Wir haben an dem gegebenen Beispiele zeigen wollen, wie viel ein Geistlicher für die Verbesserung der Liturgie auch ohne Kunstmittel wirken kann, wenn es ihm nur ernstlich um die Sache allein zu thun ist, und er seine Vorbilder nirgend anders, als in der urchristlichen und alt evangelischen Kirche sucht. Das Letztere allein bewahrt ihn sicher vor jedem Mißgriffe; denn unsere Vorfahren hatten in allen ihren gottesdienstlichen Anordnungen einen wunderbaren Takt, und ein Jeder, der mit den Liturgien der Evangelischen Kirche des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, welche wieder zum größten Theile aus dem christlichen Alterthume geschöpft waren, vollständig vertraut ist, wird gesehen müssen, daß sobald nicht eine andere Zeit, auch nicht die unsrige, im Stande seyn wird, Ähnliches, geschweige Besseres hervorzubringen. Möchten daher alle Geistliche auch hierin im Geiste und nach den Principien der Reformation handeln.

Berlin.

D.

*) Die Freunde Bach's werden gewiß nicht unterlassen, gegen diese Ansicht in diesen Blättern Protest einzulegen.

Anmerk. der Red.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 7. August.

N^o 63.

Die Verweigerung der Trauung geschiedener Personen von Seiten der evangelischen Geistlichen auf's Neue betrachtet.

Die Angelegenheit der Wiederverheirathung und Trauung von Personen, welche nach Christi Worten ohne rechtmäßigen Grund geschieden sind, und deshalb durch ihre Wiederverheirathung einen Ehebruch begehen, hat neuerlich ein tiefes und weit verbreitetes Interesse in unserer Evangelischen Landeskirche gewonnen. Der gegenwärtige Stand dieser Sache ist, unter vielen anderen, ein höchst erfreuliches Zeichen von dem allmählichen, aber sicheren und entschiedenen Fortschreiten der Gemeinde des Herrn unter uns. Das große Verdienst, durch ein mächtiges Zeugniß unsere Kirche aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit gegen das ausdrückliche Wort des Herrn erweckt zu haben, gebührt Herrn Consistorialrath Prof. Dr. J. Müller, damaligem Pfarrer zu Schönbrunn in Schlesien, welcher in seinem trefflichen, noch immer höchst lezenswerthen Aufsatz: „Christus und unser Zeitalter in Beziehung auf die Ehebündnisse mit Geschiedenen“ *) auf das Überzeugendste den Sinn der Aussprüche Jesu Christi darthat, und mit den kräftigen Worten sich an Diener des Herrn in der Kirche wandte: „Und wie dürfte ich es verhehlen, daß es immer von neuem meine höchste Verwunderung erregt, wenn selbst solche Geistliche, von deren ernstem Sinne und strenger Gewissenhaftigkeit all ihr Leben und Wirken Zeugniß ablegt, die neue Verheirathung Geschiedener von der oben angegebenen Art durch die kirchliche Einsegnung heiligen und die Zulässigkeit derselben öffentlich vertheidigen? Wenn irgend eine Partei in der christlichen Kirche bei der Behandlung einer dunkeln und geheimnißvollen Lehre der Schrift in Irrthümer verfällt, so ist sie durch die Schwierigkeit des Gegenstandes zu entschuldigen; aber was für eine Entschuldigung soll uns zu Gute kommen, wenn wir hier, wo die Worte Christi und seines Apostels so klar und bestimmt sind, dennoch von ihnen so entschieden abweichen? Was wollten wir unseren Gemeinden antworten, wenn sie uns fragten: Ihr predigt uns immerdar, daß Christi Wort die höchste Norm all unseres Glaubens und Handelns seyn soll; wie kommt es doch, daß ihr ihm so offenbar zuwider handelt?“

Als dieser Prediger in der Wüste, welcher übrigens seitdem bis heutigen Tages in seinen Vorlesungen zu Marburg und Halle dieselbe Lehre vorgetragen, mit diesem bahnbrechenden Zeugniß hervortrat, erhob sich keine irgend bedeutende Stimme gegen ihn. Praktische Geschäftsmänner ahneten zwar damals schon die großen Folgen, welche dieses Wort, wenn es hie und da Wurzel

fassen sollte, haben müßte, und der Herausgeber der Eb. K. Z., welcher, in einer Note zu jenem Aufsatz, „keine Scheu trug, sich zu dem Inhalte desselben aus voller und zweifelsfreier Überzeugung zu bekennen“, empfing eine lebhafte Rüge von einer Seite her, von welcher man nichts Anderes erwarten konnte. Dennoch vertrauten solche Personen, und Andere, welche davon Notiz nahmen, auf die unendliche Klust, die zwischen dem Idealen und Realen, ja zwischen der Theorie der Praxis und der Praxis selbst unter uns befestigt zu seyn pflegt. „In Deutschland kann man,“ sagte einige Zeit nachher ein ausgezeichnete Mann, „über solche Dinge alles schreiben und drucken lassen, was man will, und es trägt kein Sahn danach; erst wenn ein Geistlicher auftritt, welcher handelt, und der Superintendent sich an die Stirn schlägt und ausruft: was soll ich mit dem Menschen anfangen! — erst dann ändert sich die Sache.“ So wäre denn auch Dr. J. Müller's schöner Aufsatz vielleicht bald den Weg alles Fleisches gegangen, wenn nicht ein der Welt sonst unbekannter Pommerscher Landprediger, dem der Herr seine Treue gewiß nicht ungesegnet lassen wird, im Jahre 1832, so viel uns bekannt ist, als der erste praktische Zeuge der christlichen Wahrheit in dieser Beziehung, hervorgetreten wäre, und die Trauung eines leichtfertig Geschiedenen verweigert hätte. *) Als einige Zeit darauf ein anderer Pfarrer diesem Vorgange folgte, äußerte damals ein älterer, kenntnißreicher, hochstehender Geistlicher: „während seines ganzen Lebens habe er noch nie von einem Bedenken dieser Art bisher etwas gehört;“ und ein angesehener Staatsbeamter soll damals einen Vortrag, worin die Worte vorkamen: „wenn ernstgesinnte Geistliche Anstand nehmen, solche Geschiedene zu trauen,“ mit dem Ausrufe: „die Narren!“ unterbrochen haben. Gibt es nun wohl ein deutlicheres Zeugniß von der Macht, mit welcher die christliche Wahrheit in dieser Beziehung seit noch nicht acht Jahren um sich gegriffen hat (denn so lange ist es her, seit die lehtberichteten Thatfachen sich zutrug), wenn nun-

*) Dr. Müller sagt in seinem Aufsatz S. 198.: „Wann hat man je von hartem Verfahren, von Zwangsmaßregeln der Regierungen gegen einen solchen vernommen? Vielmehr berichtet uns ein sehr achtungswerther Geistlicher in der Allg. Kirchenzeitung 1825 S. 1471. eine höchst erfreuliche eigene Erfahrung von ganz entgegengesetztem Verfahren einer Preussischen Regierung. Denn als er einem nach seiner Überzeugung unbefugt Geschiedenen die Trauung mit einem Anderen verweigerte, fand er bei der höheren Behörde nicht nur Schutz gegen die Anmaßungen des Ehegerichts, sondern auch eine ehrenvolle Belohnung durch die die Behörde sich selbst am meisten ehrte.“ Wir haben von diesem Falle nie etwas erfahren können; wahrscheinlich hat er am Rhein stattgefunden, wo es sich nur um kirchliche Einsegnung einer schon geschlossenen Eibische handelte.

*) In der Eb. K. Z. von 1829, Nr. 22 u. f.

mehr diese Angelegenheit ein Gegenstand theologischer Fakultätsbedenken geworden, *) in den Lehrbüchern der Moral und des Kirchenrechts erwogen, und die Vertreter der biblischen und kirchlichen Ansicht die ernsteste Anerkennung gefunden haben? **) Ja, was in unserem ideologischen Deutschland mehr sagen will, wenn es jetzt kaum noch Geistliche von entschieden christlicher Gesinnung gibt, denen Copulationen von schriftwidrig Geschiedenen nicht überaus drückend und beunruhigend sind, während die Zahl derer, welche, auch nur im Preussischen, durch keine menschliche Macht sich zu einer solchen Trauung nöthigen zu lassen fest entschlossen sind, auf mehr als hundert angewachsen ist?

So höchst erfreulich diese Zeichen der Zeit nun aber auch sind: so verdienen doch auch diejenigen ernsten und gewissenhaften Geistlichen eine stets erneuerte sorgfältige Berücksichtigung, welche durch ihre Verpflichtung auf die Landesgesetze sich in ihrem Gewissen zu solchen Trauungen für verbunden erachten. Zwar sollten sie weit eher ihr Amt niederlegen, als „ehebrecherische Copulationen“ zu vollziehen sich, von wem es auch sey, zwingen lassen, da sie doch die bekannte Röhrsche Antwort schwerlich werden geben mögen: „Wohl gesprochen, wenn man ein Generalpächtervermögen besitzt, bei dem man seine zeitliche Existenz nicht auf ein Lehramt gründen darf!“ Eben so müssen diejenigen berücksichtigt werden, welche immer aufs Neue den Trauungsweigernden Geistlichen entgegenhalten: „Ihr seyd bei der Übernahme eures Amtes eidlich zum Gehorsam gegen die Landesgesetze verpflichtet worden; wie könnt ihr nun im Amte bleiben wollen, wenn ihr in entschiedenem Widerspruch gegen dieselben handelt?“ — und welche dann wohl gar die Entgegnungen „sophistisch“ oder „jesuitisch“ heißen.

Für diese doppelte Klasse wollen wir gegenwärtig den Stand der ganzen Frage noch einmal ruhig erörtern.

Für die Verpflichtung der Geistlichen der Preussischen Landeskirche, alle rechtskräftig Geschiedenen zu trauen, wird Folgendes angeführt:

1. Die Diener der Landeskirche werden eidlich auf die Landesgesetze verpflichtet. Haben sie vor dieser Verpflichtung Bedenken gegen die bestehenden Gesetze in Bezug auf die Ehescheidung: so können sie, ohne eine freventliche Mentalreservation, den Eid nicht leisten, das Amt also nicht übernehmen; entstehen ihnen diese Bedenken aber erst nach Übernahme des Amtes: so sind sie verpflichtet, das nur unter dem Beding des Gehorsams gegen die Landesgesetze ihnen übertragene Amt niederzulegen.

2. Die einzige Rechtsnorm, nach welcher in den östlichen Provinzen des Preussischen Staats die Ehescheidungen beurtheilt werden, ist das Allgemeine Landrecht. Dies stellt eine Reihe von Scheidungsgründen auf, und bestimmt dann als Wirkung des richterlichen Erkenntnisses nach jenen Gründen: „Vergleichen Urtheil wirkt eine gänzliche Aufhebung der Ehe und aller ihrer Folgen in Ansehung beider Theile“ (Th. II. §. 1. §. 732.); worin

also von selbst die Erlaubniß zur Wiederverheirathung liegt, den einzigen Fall ausgenommen, wenn Ehebruch, oder verdächtiger Umgang, oder Stiftung von Mißthelligkeiten Seitens einer bestimmten Person als Ursach der Scheidung im Erkenntniß angegeben war, in welchem Falle der oder die Geschiedene solche Person ohne Dispensation nicht heirathen darf; wie denn auch die Formel: „beiden Theilen die Wiederverheirathung zu gestatten“, oder eine ähnliche, in allen Scheidungserkenntnissen vorkommt. Somit haben die Geschiedenen in der Regel ein Recht auf Wiederverheirathung; zur Ausübung dieses Rechts gehört aber die kirchliche Trauung; denn nach §. 136 ibid. wird „die Ehe durch priesterliche Segnung vollzogen“, kann ohne sie nicht vollzogen werden; daher haben rechtskräftig Geschiedene einen rechtlichen Anspruch auf kirchliche Trauung. Da nun in der Regel der Pfarrer der Braut (nach Th. II. §. 11. §. 418 u. 435.) derjenige Geistliche ist, welcher das Recht hat, zu fordern, daß die Copulanden zu ihrer Trauung seines Amtes sich bedienen: so muß diesem Rechte die Pflicht entsprechen, daß er seine amtliche Thätigkeit, falls keine Hindernisse der Ehe im Wege stehen, den Copulanden nicht verweigern darf.

3. Weder im Landrecht selbst, noch auch selbst in der Praxis der Gerichte oder der anderen Staatsbehörden ist ein kirchliches Eherecht neben dem bürgerlichen anerkannt, also dem Pfarrer die Befugniß zugestanden, auf Grund des vermeintlichen kirchlichen Eherechts die Trauung zu verweigern. Zwar macht das Landrecht §. 442 ibid. eine Ausnahme in Bezug auf katholische Geistliche: „Wenn ein katholischer Pfarrer Anstand nimmt, eine Ehe, welche nach den Landesgesetzen erlaubt ist, um deswillen, weil die Dispensation des Oberen nicht nachgesucht oder versagt worden, durch Aufgebot und Trauung zu vollziehen: so muß er sich gefallen lassen, daß diese von einem anderen Pfarrer verrichtet werde;“ welche Verrichtung das Landesjustiz-Collegium (nach späteren Bestimmungen: die Regierung) einem anderen Pfarrer, selbst von einer anderen Religionspartei (!), befugt seyn soll, aufzutragen. Von dieser Ausnahme in Bezug auf katholische gilt aber der Satz: Exceptio firmat regulam. Weil nur bei katholischen Pfarrern solche Ausnahme erwähnt wird, gilt sie nur von diesen, und bestätigt in Bezug auf alle übrigen die allgemeine Regel.

Diese Argumentation ist ungemein klar; so klar, daß das Übermaß dieser Eigenschaft gegen sie Mißtrauen einflößen muß, weil kein Widerstand dagegen denkbar scheint. Statt aber unsrer Gegner, welche auf gesetzlichem Boden sich bewegen, mit weit und tief hergeholten Erörterungen über das Verhältniß der Kirche zum Staat, des evangelischen Kirchenrechts zum Landrecht entgegenzutreten, halten wir nur zwei Fragen ihnen vor, auf die wir eine eben so klare und bündige Antwort von ihnen wünschen, und selbst zu geben versuchen werden, wie es obige Argumentation ihnen zu seyn scheint:

Ist die Agende ein Gesetz, oder nicht?

Und: ist sie eins, läßt sich die Trauung unchristlich Geschiedener mit ihrer gewissenhaften Beobachtung vereinigen?

*) S. Rheinwald Acta hist. eccl. 1836 p. 474.

**) Nitzsch, christl. Lehre §. 200. Harles Ethik S. 227. Richter, Kirchenrecht S. 541 f.

Zunächst also zur Beantwortung der ersten Frage.

So lange die Evangelischen Kirchen bestehen, sind Agenden als Bestandtheile der Kirchenordnungen angesehen worden. In J. J. Moser's *Corpus Juris Ecclesiastici Evangelicorum* kann man mehrere als Theile oder Anhänge derselben abgedruckt finden. Die unfrige von 1829 ist in Form eines Landesgesetzes mit einem königlichen Patent publicirt worden; in demselben werden „die Kirchenordnungen und Agenden“ als bindende Normen der früheren Zeit erwähnt; sie gehört also ohne allen Zweifel zu denjenigen Rechtsnormen, welche nach §. 66. Th. II. E. 11. des Allg. Landrechts die besondern Rechte und Pflichten der protestantischen Geistlichen bestimmen. Da nun zwischen allen menschlichen Anordnungen Widersprüche möglich sind, so fragt es sich: Falls in der Agende irgend etwas den landrechtlichen Bestimmungen zuwider wäre, was hätte dann der protestantische Geistliche zu thun? — Ist zwischen zwei Gesetzen ein Widerspruch vorhanden, so gilt nach jeder Jurisprudenz der Grundsatz: *Lex posterior derogat priori*; somit muß also die Agende den landrechtlichen Bestimmungen vorgehen. Vergeblich wird dagegen der §. 59. der Einleitung des Allg. Landrechts angeführt: „Gesetze behalten so lange ihre Kraft, bis sie von dem Gesetzgeber ausdrücklich wiederaufgehoben werden.“ Denn hierin ist an einen völlig verschiedenen Fall gedacht: an die Beseitigung bestehender Gesetze durch Gewohnheiten, Reinungen der Rechtslehrer, richterliche Erkenntnisse oder Verordnungen, welche in einzelnen Fällen erlassen worden, wie der gleich darauf folgende §. 60. sagt; von allem dem ist hier nicht die Rede. Die Agende ist eine allgemein kirchliche Verordnung, welche den den Kultus mit allen geistlichen Handlungen gegen die Willkühr und Neuerungsucht sichern, und auf dem altkirchlichen Fundament aufs Neue begründen will, wie das Publikationspatent vom 19. April ausdrücklich besagt; und die in der Vorrede enthaltene Erklärung der geistlichen Räte des königl. Ministerii der Geistlichen Angelegenheiten und des königl. Consistorii der Provinz Brandenburg vom 26. Mai ej. a. in der Brandenburgischen Agende setzt hinzu: „Wir fühlen uns verpflichtet, zu erklären: daß nach unserer festen Überzeugung die Agende mit den Lehren der heiligen Schrift, als der alleinigen Glaubensnorm unserer Evangelischen Kirche, so wie mit dem daraus entnommenen Lehrbegriffe derselben in allen Theilen völlig übereinstimmt.“ Da nun das Landrecht die christliche Lehre von der Ehe weder ausspricht, noch indirekt irgendwo anerkennt, im Gegentheil das Recht der Ehescheidung durch richterliches Erkenntniß, nach den vom Christenthum unabhängigen Bestimmungen des Landrechts, wenn auch nur „aus sehr erheblichen Ursachen“ (§. 668. 669. Th. II. E. 1), feststellt: so wäre es ja kein Wunder, wenn ein entschiedener Widerspruch der Agende gegen das bestehende Gesetz, möchte er noch so absichtslos gewesen seyn, sich eingeschlichen haben sollte. Wäre nun ein solcher vorhanden, so käme zu der verbindenden Kraft der Agende für den Geistlichen außer ihrer späteren Publikation noch ein anderer Grund hinzu: die Agende ist seine nächste unmittelbare Dienstvorschrift. Nun gilt aber gleichfalls anerkanntermaßen der

Grundsatz: „*Lex specialis derogat generali*.“ Träfe sich der Fall, daß die Kriegsartikel in irgend einem Punkte dem Landrecht widersprächen, ohne daß sofort eine Abänderung derselben oder des Landrechts möglich wäre: so kann es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß jeder Soldat vollkommen gerechtfertigt wäre, wenn er sich auf seine Kriegsartikel beriefe, möchte er noch so sehr mit dem Landrechte sich in Widerspruch setzen. Wie dieser zu heben sey, ist daher des Geistlichen Sache nicht; vielmehr würde seine Pflicht nach Analogie des Anhangs §. 2. zu der Einleitung zum Allg. Landrecht §. 48. zu beurtheilen seyn, wonach der Richter die vermeinte Dunkelheit des Gesetzes (hier also: den Widerspruch zweier Gesetze) dem Chef der Justiz zum Behufe der künftigen Legislation anzuzeigen hat.

Aus dieser Ausführung, welcher wohl Niemand seine Zustimmung wird versagen können, ergibt sich nunmehr die Nothwendigkeit, den als möglich vorausgesetzten Fall eines Widerspruchs zwischen Agende und Landrecht als wirklich vorhanden mit Evidenz zu erweisen. Auch hier wollen wir, unseren Gegnern zu Liebe, auf dem rein gesetzlichen Standpunkt uns halten, und von der Theologie nur so viel Historisches und Exegetisches uns leihen, als zum Verständniß der vorhandenen Rechtsnormen unumgänglich nothwendig ist. Ohne daher auf den Widerspruch der Lehre von der Scheidung nach gemeinem protestantischen Kirchenrecht gegen die des Landrechts zurückzugehen, halten wir uns lediglich an die Agende.

(Fortsetzung folgt.)

„Das arme Köthen“.

In meiner Relation über den Köthener Convent der Lichtfreunde am 29. Mai d. J. habe ich beiläufig Köthen „das arme Köthen“ genannt, und ein Lichtfreund hat diese Bezeichnung „spasshaft“ gefunden. Darum hier ein Wort zu ihrer Rechtfertigung, zumal da die Köthener selbst so eben leider diese mir wesentlich erleichtert haben.

Massen von Köthener Bürgern und insbesondere Handwerkern waren auf dem Convente der Lichtfreunde am 29. Mai mit zugegen, und nahmen sichtlich begierig alle Speise auf, die ihnen da geboten ward. Ob das die ihnen unbedingt angenehme Kost, war damit freilich noch nicht entschieden. Aber daß sie dergleichen nur empfangen und aufnahmen, dergleichen zu empfangen und aufzunehmen schaarenweise herbeigezogen waren, daß dergleichen zu empfangen und aufzunehmen ihnen nicht durch lautere und kräftige Predigt des göttlichen Wortes im Voraus verleidet war, daß sie dergleichen durch und durch widerkirchliche und widerchristliche Nahrung mit heim in ihre Häuser und ihren Beruf trugen, um sie dann für sich allein und in den von Herrn Justizrath Isensee geschilderten häufigen, voll gestopften köthenischen Bürgerversammlungen in Anwendung auf kirchliche und politische Verhältnisse weiter zu verdauen und in Saft und Leben zu verwandeln, daß sie überdies fort und fort jährlich mehrmals Gelegenheit erhalten, in immer neuen

und immer lauter applaudirten Köthenschen Versammlungen der Lichtfreunde immer neues und immer wirksamer präparirtes Gift zu faugen, von denen gereicht, von Schaaren angestellter, meist in dem berühmten Lande der Intelligenz und evangelischen Kirchlichkeit, in Preußen, angestellter öffentlicher Diener des göttlichen Wortes, denen sie persönliches und amtliches Vertrauen zu schulden meinen dürfen: das kann ich in der Seele der armen betrogenen Heerde, im Interesse und zu Ehren der alten protestantischen Stadt nicht tief genug beklagen; darum nannte ich und nenne fort und fort, so lange die Ursach nicht abgestellt ist, das werthe, hochgeachtete Köthen mit blutendem Herzen „das arme Köthen“. Mag dies „spasshaft“ finden, wer es wolle,*) er wird von diesem Worte einst Rechenschaft geben müssen am Tage des Gerichts.

Arm ist Köthen also schon durch jene privilegierte Gelegenheit; **) namenlos arm aber ist es nun durch die Art, wie die Köthener den dort gesammelten Gewinn ausbeuten und anlegen. Die Magdeburgische Zeitung Nr. 170. bringt so eben folgende

„Erklärung.

Man wirft dem Pastor Wislicenus aus Halle öffentlich vor, er habe durch seine Äußerungen über die Bibel auf der Pfingstversammlung der protestantischen Freunde ***) zu Köthen viele Gemüther irre gemacht. †) Wir erklären zur Ehre des Mannes und zur Steuer der Wahrheit, daß dies bei uns nicht der Fall gewesen ist. Wir haben es recht wohl verstanden, und sind dieser Ansicht gewesen, ehe wir den Past. W. kannten, daß nicht das Bibelwort, sondern der christliche Geist der Leiter des Christenthums ist und allein seyn darf, und wir meinen, daß dies dem christlichen Volke immer mehr zur Klarheit gebracht werden müsse, beklagen es auch, daß grade über die Stellung der Bibel im Christenthum noch so viel Unklarheit und darum auch Unwahrheit in der christlichen Gemeinde herrscht. Wie nun mit Hülfe der Bibel der

*) Herr Prof. Franke hat so eben gegen mich erklärt, daß er nicht der Verfasser des betreffenden Aufsatzes sey, auch einige weitere Erklärungen gegeben, deren Mittheilung an angemessenerem Orte ich mir vorbehalte.

**) Ist es denn wirklich nicht genug, daß die so schön und in jeder Beziehung, nur nicht als Versammlungsort zu Pastoral-Conferenzen, trefflich angelegte Köthener Bahnhof-Restaurant privilegiertes Spielhaus ist für irdische Bankeruttlirer zum ersten Tode: soll sie dasselbe auch für geistliche Hirten und Heerden, am meisten der Preussischen Provinz Sachsen, seyn zum zweiten.

***) „Pfingstversammlung der protestantischen Freunde“! Gewiß der einfach treffendste Ausdruck.

†) Das ist übrigens nicht unser Klagepunkt gegen W., sondern daß er einfach die Schrift verworfen, den christlich apostolischen Glauben verlästert, diese öffentlichen Erklärungen öffentlich als die allein heilbringenden bestätigt, und so seines heiligen Amtes sich schreiend unwürdig gezeigt hat.

Geist entwickelt werden müsse, darüber erwarten wir in späterer Versammlung die Auseinandersetzung.

Köthen am 17. Juli 1844.

Vierzig Bürger von Köthen, sämmtlich Professionisten.“

(Nachträglich wird bemerkt, daß die Vierzig das Original von Vorstehendem mit den Unterschriften in Händen haben, Jedem zur Einsicht bereit, „der ein Recht hat danach zu fragen“, und daß sie Abschrift zu beliebigem Gebrauch an Past. W. gesandt haben.)

Also nicht die Uhlische Weisheit nur, daß keine Erbsünde, keine Versöhnung, keine Dreieinigkeit, keine Gottheit Christi, keine Kirche, nichts als gesunde Vernunft seyn dürfe, das Ergebniß der Bildung der Gegenwart; — nein, daß selbst der Quell für alle Umkehr von der Lüge zur Wahrheit zu versiepen sey, selbst die heilige Schrift nicht gelte und gelten dürfe, sondern statt deren der Wislicenische Geist, und Christus der Herr nicht Gottes, sondern des Zimmermanns Sohn sey: das verkünden hiemit öffentlich vierzig christliche Bürger und Meister von Köthen. Sie haben also nicht zu denen gehört, die in der Versammlung vor der frechen Rede des Pfarrers im Geiste erbebt. Sie haben von Grund des Herzens eingestimmt, und stimmen nun unisono öffentlich ein. O hat irgend eine christliche Stadt je solche Schmach auf sich geladen? Mag es seyn, daß nicht die „Professionisten“, sondern Herr Justizrath Tsensee die Erklärung gemacht hat. Abgegeben haben dieselbe vierzig Köthener Bürger und Meister! Wahrlich, ich habe kein patriotisches Vorurtheil für unser fünffach größeres Halle, und habe nicht Ursach es zu hegen; aber nicht vier solche Hallische Meister getraue ich mir zu nennen. *) Nicht Magdeburg, kaum Berlin wird die Vierzig erfüllen können.

O das arme Köthen! —

Halle, 24. Juli.

G.

Nachrichten.

Provinz Sachsen. Von allen Seiten war man äußerst gespannt auf die Art des pflichtmäßigen Eingreifens des evangelischen Kirchenregiments der Provinz Sachsen in den Köthenschen Unfug der Lichtfreunde. Das Königl. Consistorium zu Magdeburg hat jetzt entschieden, und unterm 18. Juli in einem Circular an die Superintenden den Geistlichen aufs Freundlichste unbefchränkte Freiheit verbürgen, aber gewissenhafte Prüfung empfehlen lassen, bevor sie an Conventen solcher Art Theil nähmen, deren Ergebnisse nicht wohl im Voraus abzulesen und, ehe sie wissenschaftlich gesichtet vorlägen, vor dem Gemeinurtheil kaum von dem Freimüthigsten zu vertreten wären. **)

*) Selbst das Kirchen-Collegium eines Past. W., neulich von dem Gegenstande unterrichtet, ist lange noch nicht so todt gepredigt, um einig im Schlechten zu seyn.

**) Nach einem Artikel der Magdeb. Zeitung, Halle, 29. Juli, ist zugleich gegen den Pred. Wislicenus die Untersuchung eingeleitet worden.

Anmerk. der Red.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 10. August.

N^o 64.

Die Verweigerung der Trauung geschiedener Personen von Seiten der evangelischen Geistlichen auf's Neue betrachtet.

(Fortsetzung.)

Das Trauformular der Agende (Th. II. S. 11.) bestimmt, daß bei der Trauung selbst Christi Worte: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden“ gesprochen, und daß die Copulanden mit besonderer Beziehung auf die Schriftstellen 1 Mos. 2 und 3., Spruch. 18., Matth. 19. und Eph. 5. auf die Heiligkeit des Ehestandes hingewiesen werden sollen. Nach dem eigentlichen Trauakte soll der Geistliche sagen: „Daß der Ehestand ein von Gott selbst eingesetzter heiliger Bund ist, der . . . nicht nach Willkühr der Menschen aufgelöst werden darf, das lehrt uns ausdrücklich sein göttliches Wort“ (folgen obige Stellen). In dem darauf folgenden Gebete heißt es: „O Gott, der du Mann und Weib vereinet, und ihnen deinen Segen verliehen hast, und damit den Bund deines lieben Sohnes Jesu Christi mit seiner Kirche sinnbildlich bezeichnest.“ Welches ist nun das göttliche Wort, das den Copulanden hier ausdrücklich vorgehalten, und aus welchem die Heiligkeit, und die Unauflöslichkeit der Ehe nach Menschenwillkühr dargethan werden soll? Es lautet (Matth. 19, 3—9.) also: „Da traten die Pharisäer zu Jesu und sprachen: Ist es auch recht, daß sich ein Mann scheide von seinem Weibe um irgend einer Ursach? Er antwortete: Habt ihr nicht gelesen, daß, der im Anfang die Menschen machte, der machte, daß ein Mann und Weib seyn sollte und sprach: Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und werden die Zwei Ein Fleisch seyn? So sind sie nun nicht zwei, sondern Ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Da sprachen sie: Warum hat denn Moses geboten, einen Scheidebrief zu geben und sich von ihr zu scheiden? Er sprach zu ihnen: Moses hat euch erlaubt, euch zu scheiden von euren Weibern von eures Herzens Härte wegen; von Anbeginn ist es aber nicht also gewesen. Ich sage aber euch: wer sich von seinem Weibe scheidet, es sey denn um der Hurei willen, und freiet eine Andere, der bricht die Ehe; und wer die Geschiedene freiet, bricht auch die Ehe.“

Es handelt sich nun in unserer Erörterung zunächst nicht um den wahren Sinn dieser Worte Christi, sondern um den Sinn, in welchem die Agende sie verstanden hat. Wäre dieser der unrichtige, nach unserem Dafürhalten, so müßten wir, falls der Irrthum erheblich genug uns schiene, lieber um Dispensation vom Gebrauche des vorgeschriebenen Trauformulars bitten, als das Wort des Herrn Jahr aus Jahr ein mißbrauchen. Be-

kanntlich haben Schriftausleger behauptet, Christus wolle in dieser Stelle gar keine bleibende Vorschrift, keinen ewig gültigen Grund: satz aufstellen, sondern was er sage, beziehe sich bloß auf die damalige jüdische Ehescheidung. Andere, mehr Spiritualisirende, haben Christi Worte völlig in Nebel und Dunst aufzulösen versucht, indem sie die Worte: „außer dem Grunde der Hurei“ auch von geistiger Untreue verstehen, da ja Christus sage: „wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, hat mit ihr die Ehe gebrochen“. Diese Auslegungen, möchten sie noch so trefflich sich begründen lassen, sind erweislich nicht der Sinn, in welchem die Agende diese Worte anführt; denn nach ihr soll ja aus denselben die Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit des Ehebündnisses, und die Unauflösbarkeit desselben durch Menschen dargethan werden; folglich gelten sie dem kirchlichen Gesetzgeber und Verfasser dieses Formulars als ewig gültige, göttliche Vorschrift.

Neuerlich ist behauptet worden, die Worte Christi sprächen zwar eine „durchaus unbedingte, von keinen temporären Rücksichten abhängige sittliche Idee aus, aber es könne daraus kein äußerliches, in ein Staats- oder Kirchenrecht aufzunehmendes Gesetz gemacht werden, weil es die Gesinnung eines ächten, wahren Christen voraussetze, und nur von dieser aus im Leben verwirklicht werden könne“. *) Nach dieser Ansicht legen ohne Zweifel sehr viele Geistliche das Trauformular aus; sie fassen es auf als Darstellung der Idee einer ächt christlichen Ehe, etwa in derselben Weise, wie in einer Beichtermahnung die Gemüthsfassung und Gesinnung eines wahrhaft bußfertigen, würdigen Communikanten geschildert werde; und folgern aus dieser Analogie: so wenig die Communikanten darum, weil sie dieser Idee nicht entsprechen, vom heiligen Abendmahl zurückgewiesen werden könnten (namentlich nicht von dem einzelnen Geistlichen), so wenig könne auch um jener vorgeschriebenen Ehevorhaltung willen Copulanden, die ihr nicht entsprächen, die Trauung versagt werden. Es ist aber in der That unbegreiflich, wie der große Unterschied, der zwischen beiden Fällen stattfindet, bei einigem Nachdenken nicht Jedem in die Augen springt. Bei der Beichtermahnung versucht ja die Kirche allerdings in ihren Formularen ihr Möglichstes, um unwürdige Communikanten vom Abendmahl zurückzuhalten, oder zur Buße sie zu bewegen; dessenungeachtet aber wäre nichts unbegründeter, als die Ansicht, daß sie mit der Darreichung der Communion nun auch die Würdigkeit der Communikanten ausspräche. Auch die stärkste altlutherische Absolutionsformel wird doch immer nur dem Glauben des Bußfertigen vorgehalten, ob dieser aber vorhanden sey, darüber lehnt die Kirche jedes Urtheil ab. Mag man, und das mit

*) Dr. Meander's Leben Jesu S. 166. Anm. 2. 1te Ausg.

Recht, auf Wiederbelebung und Handhabung der Disciplin noch so stark dringen: auch bei dem gänzlichen Verfall derselben unternimmt es die Kirche nicht, den Akt des Communicirens des Einzelnen zu rechtfertigen, sondern setzt nur in Liebe voraus, daß er, und wäre es auch nur durch den Eindruck der Feier selbst, zur Reue und Buße über seine Sünde gekommen sey. Völlig anders steht die Sache bei der Ehe. Diese wird ja, wie selbst das Preussische Landrecht erklärt, durch den Akt der Einsegnung „vollzogen“; und grade diese Vollziehung ist ja in dem fraglichen Falle die Sünde des Ehebruchs nach Christi Wort. Will man also die Analogie der Zulassung zur Communion anwenden, so müßte man den Fall sich etwa folgendermaßen denken (wie er ja bei einer Privatcommunion möglich wäre): Der Confitent lebte in einer offenbaren Sünde; und auf die Frage des Geistlichen, nach Vorsprechung des Sündenbekenntnisses, ob er seine Sünden bereue, antwortete er: „Ja, jedoch mit Vorbehalt meines Verhältnisses, das ich aufzugeben nicht gesonnen bin.“ Ist es denkbar, daß ein Geistlicher, der mit der heiligen Handlung nicht geradezu Spott treiben wollte, unter solchen Umständen das Abendmahl ihm erteilte? Doch erreicht dieser Fall immer noch lange nicht den der Trauung Geschiedener; denn der Akt des Communicirens ist ja dort nicht die Sünde, von welcher der Confitent abgemahnt wird, sondern etwas, das ganz außerhalb dieser Handlung liegt. Bei einer Trauung wider Christi Gebot besteht aber die Profanation der heiligen Handlung darin, daß der Copulant grade durch die Ehe, welche er eben jetzt schließt, das ihm in dem Formular vorgehaltene Gebot Christi übertreißt, ja daß der Geistliche diese Übertretung selbst durch seine Einsegnung mit „vollzieht“. Man sollte glauben, es bedürfe in der That nicht vieler Worte, um das Widersinnige und jedes moralische Gefühl tief Verletzende einer solchen Handlung einzusehen.

Man hat, von der unabweislichen Gewalt dieser Argumente gedrängt, neuerlich verschiedene Auswege vorgeschlagen, um entweder innerhalb des jetzigen Zustands sein Gewissen zu salven, oder mit geringen Änderungen unserer Einrichtungen die kirchliche Trauung aller zur Wiederverheirathung gesetzlich Verstatteten möglich zu machen. Der erste Ausweg ist: Man erklärt, der einzelne Geistliche habe ja in diesem Falle keine Verantwortung, sondern seine Oberen, welche ihn zu einer solchen Handlung nöthigten; so dringend wünschenswerth die Herstellung eines ächtchristlichen kirchlichen Ehrechts sey, so könne, bis diese erfolgt sey, der Einzelne in dem bestehenden Zustande nichts ändern. Ja, es wird wohl noch hinzugesetzt: wenn die Gewissenhaftigkeit derer, welche dergleichen Trauungen verweigerten, nicht zu verkennen sey, so gebe es doch andere, nicht minder gewissenhafte Geistliche, welche sich bei dem jetzigen Zustande des Eherechts beruhigten, und einweilen könne ja der zweifelnde Geistliche ihrem Vorgange folgen. Beiderlei Grundsätze sind völlig jesuitisch; denn nach den Grundsätzen dieses Ordens soll Jeder die Leitung seiner Oberen für identisch mit der göttlichen Vorsehung ansehen, und selbst eine Todssünde im Namen Jesu Christi

von seinem Vorgesetzten sich gebieten lassen; *) und er sündigt nicht, wenn er wider sein Gewissen handelt, dafern er nur die befolgte Ansicht für probabel hält, was sie durch die Autorität Eines gelehrten und frommen Lehrers wird. **) Man denke sich doch nur die Sache, wie sie wirklich vorliegt: ein ausdrückliches Wort des Herrn soll ich, nach Vorschrift eines Kirchengegesetzes, zur Vollziehung einer Handlung anwenden, welche eben die Übertretung jenes Wortes ist! Welcher Vorgesetzte kann mich von einem solchen Vergehen lossprechen? Wenn mir befohlen würde, ein ausdrückliches Gebot des Herrn, etwa das der Wahrhaftigkeit, mit feierlicher Anrufung seines Namens durch eine Lüge zu übertreten, könnte irgend ein Mensch mich von dem falschen Eide dispensiren? Wenn die Päpste Unterthanen von dem Eide gegen ihre Fürsten entbanden, wollten sie doch damit nur aussprechen, daß durch die Vergehungen des Fürsten die verbindende Kraft des Unterthaneneides aufgehört habe; siehe aber, hier ist mehr als Papst! — Der andere Ausweg ist, welchen in der That ein angesehener Geistlicher dem angefochtenen Gewissen eines Amtsbruders in folgenden Worten anrieth: „Lassen Sie aus der Agenda weg, was Sie beunruhigt.“ Ist das mit einem aufrichtigen Gehorsam gegen eine kirchliche Verordnung, ist es mit der Treue, die jeder Diener des Herrn seiner Kirche schuldig ist, vereinbar? — Damit hängt dann nun ein dritter Ausweg zusammen, welcher neuerlich vom Rhein her vorgeschlagen worden ist; eigentlich aber nicht hieher gehört, weil er im Wege der Gesetzgebung helfen möchte. In der Rheinprovinz, wo das Französische Recht gilt, wird bekanntlich die Ehe durch den bürgerlichen Akt vollzogen, und die Trauung kommt nur als eine kirchliche Handlung, der Ermahnung und des Segens, hinzu. Hier liegt der Gedanke nahe, diese letztere Handlung so zu formuliren, daß keine Anerkennung eines schriftwidrigen Grundsatzes darin zu liegen brauchte. Aber auch bei diesem Auswege bedenkt man das Gewicht der Worte Christi nicht. Die Kirche kann doch an einer von dem Herrn verworfenen Handlung keinen anderen Theil nehmen, als daß sie davon abmahnt; der Geistliche könnte also in diesem Falle vor Schließung der bürgerlichen Ehe nur

*) „Et sibi quisque persuadeat, quod qui sub obedientia vivit, se ferri ac regi a divina providentia per superiores suos sinere debent, perinde ac cadaver essent. — Visum est nobis, nullas constitutiones . . posse obligationem ad peccatum mortale . . inducere, nisi superior ea in nomine Jesu Christi vel in virtute obedientiae juberet.“ Ranke, Römische Päpste I. 220.

**) Escobar Theol. Moral. Exam. 3. c. 3. de conscientia probabilis. „Probabilis opinio ea dicitur, quae rationibus innititur alicujus momenti. Unde aliquando unus tantum doctor gravis admodum et pius opinionem probabilem potest efficere.“ — „Possumus probabilis aliorum sententiae aptare meam, probabiliore ac tutiore relicta? Ita plane, nec sic operans contra conscientiam agam; modo existimem alienam opinionem, quam sequor, esse probabilem.“ Wer sich die Mühe nehmen will, den ganzen Abschnitt de conscientia in diesem Werke zu lesen, wird erstaunen, wie viel Analogien er mit dem traurigen Subjektivismus unserer Zeit darin findet.

eine Ermahnung an das Brautpaar halten, daß-sie von ihrem Vorhaben abstehen möchten; eine eigene Art Trauung!

(Schluß folgt.)

Die Gustav-Adolphsvereine und die Lichtfreunde in der Preuß. Provinz Sachsen.

Die Magdeburgische Zeitung Nr. 167. brachte folgenden im Geiste der Lichtfreunde und ihres Hauptes, des Past. Ulich, geschriebenen Aufsatz.

„Die Zeitungen haben uns wiederholt von der Stiftung von Gustav-Adolphsvereinen Bericht gebracht, und es ist unverkennbar, daß in allen den Gegenden, wo Männer, welche das öffentliche Vertrauen genießen, für diese Sache thätig gewesen sind, sie auch großen Anklang beim Volke gefunden hat. Gewiß eine erfreuliche Erscheinung unserer Tage. Aber einen Umstand haben die Berichterstatter bisher unerwähnt gelassen, welcher die höchste Aufmerksamkeit des Beobachters der Zeit verdient. Überall in der Provinz Sachsen, soweit die öffentliche Kunde davon vorliegt, ist die Gustav-Adolphsache zugleich ein Feld geworden, auf welchem die beiden religiösen Parteien unserer Zeit, diejenige der freien Auffassung und Entwicklung des Christenthums, und diejenige der Festhaltung von Säkungen vergangener Jahrhunderte, zusammengetroffen sind und ihre Kräfte an einander gemessen haben. Das konnte nicht anders seyn und Niemand darf daraus einen Vorwurf machen. Beide Richtungen sind vorhanden; so mußten sie auch bei einer kirchlichen Sache, wie die Gustav-Adolphsiftung ist, zum Vorschein kommen. An den meisten Orten aber haben, so viel bekannt ist, die Freunde des Alten unterlegen. Nicht selten waren sie es, welche zuerst einen Gustav-Adolphverein in Anregung gebracht hatten, und bei den einleitenden Versammlungen den Vorsitz führten und die Sprecher machten. So wie es aber in allgemeiner und öffentlicher Versammlung zu freier Wahl des Vorstandes kam, so wurden grade sie von ihren Mitbürgern entweder gar nicht oder nur zum kleinen Theile gewählt. Diese Erscheinung mag sie überrascht haben, weil sie doch wohl glaubten, mehr Wurzel im Volke zu haben, als es sich nun gezeigt hat. Diese Erscheinung hat auch viele Andere überrascht, welche durch das laute und zuversichtliche Wort, das die Anhänger des Alten seit mehreren Jahren geführt hatten, zu der Meinung gebracht worden waren, diese Partei sey wirklich oder werde nächstens die herrschende. Aber es hat sich für Jeden, der das sehen will, ganz klar gezeigt, und zwar nicht bloß bei der Gustav-Adolphsiftung (man vergleiche andere Vorgänge in Leipzig, Rötten, Gnadau, selbst in Berlin, von welchen diese Zeitung Kunde gebracht hat), daß ihre Freunde überall nur eine kleine Schaar bilden; und das liegt in der Natur der Sache. Diese Auffassung des Christenthums kann in unserer Zeit nie mehr Sache des Volks werden, denn ihre Ausschließlichkeit, ihr Nichten über Andersdenkende, ihr Eifern gegen unschuldige Vergnügungen, ihre unbegreiflichen Lehrsätze verstoßen zu sehr gegen die Vernunft unseres Jahrhunderts. Überall wird es Einzelne geben, Menschen weichen und wehmüthigen Sinnes, oder voll Neigung zu trüber Weltanschauung, oder die ein verfehltes Leben zu beklagen haben, oder auch die körperlich verkränkt sind, die werden in solcher Auffassung des Christenthums innere Befriedigung finden, und das ist leibiglich Sache ihrer Freiheit, worüber Niemand mit ihnen rechten darf. Bei protestantischen Christen kann es und soll es verschiedene Auffassungen des Christenthums geben, und allein der Geist der Wahrheit, sonst keine andere Macht, hat darunter auszugleichen und zu schlichten. — Bei der Gustav-Adolphsiftung muß es sich nun zeigen, ob die unterliegende Partei den-

noch für die gute Sache thätig bleibt, oder ob sie in gekränkter Eitelkeit sich von derselben zurückzieht. Schon hört man hier und da Stimmen sagen: wie man sich denn bei einer solchen Sache noch theilnehmen könne, welche ja ganz in die Hände der Nationalisten gekommen sey! Es ist sehr unrecht, so zu sprechen. Sollten die Nationalisten etwa nicht annehmen, was ihnen das Vertrauen ihrer Mitbürger überwiesen hat? wozu übrigens selbst einzelne Fehlschritte der Anderen mitgewirkt haben? Und soll darum der Gustav-Adolphsiftung, dieser allgemeinen Angelegenheit aller Protestanten, auch nur Eine Hand und Ein Herz entzogen werden?“

Diese interessante Darlegung kann ich mir nicht versagen, mit einigen, zum Theil nur lokalen und persönlichen, aber zur Wahrung klarer Verhältnisse nothwendigen Bemerkungen zu begleiten.

1. Die Altgläubigen, wird gesagt, hätten in den Gustav-Adolphvereinen unterlegen. Es ist dies, wenn und wo es wahr ist, die gerechte Strafe dafür, daß sie am fremden Joch mit den Ungläubigen zu ziehen unternommen haben. So gut und empfehlenswerth auch der materiale Zweck der Gustav-Adolphsiftung ist und seyn mag, die Form, ihn zu treiben, ist seit der Zimmermannschen Mitwirkung nicht auf christlich-kirchlichem Grund und Boden erwachsen gewesen. Das habe ich meistens auch weder in öffentlicher Druckschrift, noch in meiner Praxis verhehlt. In Halle fand der Zimmermannsche Aufruf zuerst und vornehmlich bei einem verehrten und befreundeten Manne Anklang, der die theologische Fakultät demgemäß zu stimmen vermochte, ohne daß ich meistens je dem beigetreten wäre. *) Ehe aber eine öffentliche Betheiligung zu Halle eintrat, hatten bereits die hiesigen Lichtfreunde die Sache zu der ihrigen zu machen begonnen, und in Privat- und Separat-Conventen die Art der Ausführung vorbereitet. Von Magdeburg aus angeregt, ward die bekannte allgemeine Versammlung in Halle gehalten, an der ich nur auf geneigte specielle Einladung der hochw. theol. Fakultät Theil nahm. Der Vorschlag des Herrn Gen.-Sup. Möller zu einem nur bedingten Anschluß an den Leipziger Centralverein, ein Vorschlag, der der Sache die rechte Richtung zu geben und zu erhalten geeignet gewesen wäre, fand nur die Minorität, zu der auch ich gehörte, für sich gestimmt, die Majorität, durch politisch deutschthümelerische Elemente theilweise bewegt, entschieden wider sich, und seitdem hielt ich mich nach wie vor zurück. Von jetzt an betrieben öffentlich die Lichtfreunde die Angelegenheit ganz parteimäßig. Endlich trat ein Hallischer Lokalverein nach einem Aufruf einiger hiesigen Prediger in's Leben, in Voraussetzung und unter der Bedingung eines unbedingten Anschlusses an Leipzig. Der Aufruf selbst hatte diese Bedingung gestellt und nur die ihr Gefügigen zum Convent geladen, wofelbst auch nur ihnen das Wort einfacher Beistimmung gestattet war. Mir blieb also nichts übrig, als nachheriger Protest gegen öffentlich gerühmte Hallische Einnüchtheit. Die nun bald folgende Königliche Übernahme des

*) Mein Name war der einzige hiesiger theologischer Professoren, der von Anfang an nicht mit gezeichnet war und wurde.

Protektorats gestaltete die Sache wesentlich heilsam um. Anstatt daß aber der Hallische Verein nun auf neuer Basis sich hätte constituiren sollen, wie ich in einem öffentlichen Artikel, der in Halle nicht hat gedruckt werden können, es vorschlug, blieb Alles beim Alten. Die Hauptverfechter des unbedingten Anschlusses — die Lichtfreunde — waren nach einem Besuche des Herrn Ober-Präsidenten mit einem Schlage umgestimmt, und der weitere naturgemäße Verlauf diente nun nur dazu, das altgläubige, überlistete Element immer mehr in den Hinter-, das der Lichtfreunde allmählig so in den Vordergrund zu stellen, daß letzteres nun im Anfang des Endes das im Grunde allein stimmende ist. Unterlegen ist also bei diesem Verlauf der Sache in Halle (worüber ich, um jede anscheinende Respektwürdigkeit zu meiden, freilich nicht wohl weiter im Einzelnen reden kann) am wenigsten meine Wenigkeit, da ich den Kampf gar nicht mitgekämpft habe, vielmehr nur wer durch Ziehen am fremden Joch zum Heil der Sache und Person zu unterliegen verdient hat. Anders mag es allerdings in der übrigen Provinz Sachsen ergangen seyn, wo ja fast allerwärts — seit dem Rücktritt des Herrn Bischofs Dräseke zumal — die Lichtfreunde die entscheidendste und lauteste Herrschaft üben. Man denke nur an die von achthundert besuchten, jezt monatlichen Schönebecker „Bürgerversammlungen“ unter Uhlich's Leitung mit ihren in der Magdeb. Zeitung gedruckten Lichtdatalogien!

2. Die altgläubige Auffassung des Christenthums, wird selber von U. gesagt, könne in unserer Zeit nie Volksache, sondern nur Sache Einzelner seyn; Volksache nicht wegen ihrer Ausschließlichkeit, ihres Nichtens über Andersdenkende, ihres Eifers gegen unschuldige Vergnügungen *) und ihrer unbegreiflichen Lehrsätze — alles ganz dieselben Gründe, welche auch zur Zeit des Eintritts des Christenthums in der Welt sich Seitens der letzteren ihm fort und fort entgegenstellten, einzig durch den heiligen Geist im Glauben, aber so auch völlig, überwindbar und überwunden, nicht von Einzelnen bloß, sondern von ganzen Völkern und Zeiten; — Sache Einzelner nur bei weichen und wehmüthigen Gemüthern, Trübsinnigen, Lebensverfehlten, Kranken, eine Lisle, in der ich indeß — Gottlob — trotz aller Mühe ein Plätzchen für mich nicht gefunden habe, man müßte denn das verfehlte Leben auf meine amtlich bekanntlich nicht eben geförderte äußere Stellung deuten wollen, die indeß doch grade nicht unförderlich seyn mag für gewisse innere und äußere Lebensbeziehungen, und so dem Gedanken an verfehltes Leben am wenigsten dermalen Raum gibt. Doch was rede ich von mir, was von den Hunderten und Tausenden, die geistig und körperlich noch gesunder gewesen sind, als ich, und dennoch gläubig? So lange es eine Kirche gibt, hat sie freilich stets nur die gesammelt, die eines Erlösers bedurften, die Demüthigen und Wahren. Die stolzen und lügenhaften Geister sind um ihr außer-

kirchliches Licht herumgeflattert, bis sie am Ende in Mottenrecht sich die Flügel verbrannten.

3. Dies führt auf einen dritten Punkt. Von zwei religiösen Parteien ist bei Herrn U. die Rede, die es jezt gebe und geben müsse. Es gibt der protestantischen Richtungen allerdings nun gar manche, und mag immerhin sie geben müssen. Die zwei Parteien aber, die Herr Past. U. im Sinne hat, sind das nicht, sondern von diesen beiden sind die einen die Berechtigten, die anderen die Raubenden, die einen die Kirche, die anderen des Teufels Kapelle daneben, die einen Christus, die anderen der Widerchrist, die einen die kleine Heerde, die anderen der große Haufe. Das erklärt dann freilich auch vollständig den Verlauf des von U. dargestellten Kampfs, ohne Überraschung. Der posante Sieg indeß ist auch nur ein scheinbarer, und selbst das kann er nicht einmal seyn, wo man sich nur unserer Seite leidet als die rechten Streiter Christi, nicht wandelt im Rathe der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sieht, da die Spötter sitzen; nur aufsteht auf die, die da Zertrennung und Argerniß anrichten neben der Lehre, die wir gelernt haben, und weicht von denselbigen; — kurz wo nur die schwachen, neugeborenen geistlichen Kindlein dieser Tage nicht ihrer Kraft und Klugheit also sehr vertrauen, *) sondern Sein Wort, unbedeutelt in seiner ganzen Macht, allezeit ihres Fußes Leuchte und ein Licht auf ihrem Wege seyn lassen.

4. Das gibt uns dann endlich von selbst auch an die Hand, welche Macht unter diesen beiden Theilen „auszugleichen und zu schlichten“ hat. Innerlich ja freilich nur „der Geist der Wahrheit“ — **Sein Wort** jedoch ist die Wahrheit, nicht der Uhlische und Wislicenische Geist —; äußerlich aber eben so gewiß und eben darum der Richter über Alles, von außen, die Obrigkeit, der Gott das Schwert gegeben hat, in kirchlichen Dingen insbesondere das Kirchenregiment, dem es gebührt, die Kirche zu schirmen vor der Zerstörung, welche die Gegner ihr drohen. Wir haben fürwahr nicht zu bitten und zu schmeicheln, daß das Kirchenregiment sich ermanne und helfe. Ist's doch für es selbst eine unaussprechliche Schmach, wenn es schläft, wo es wachen, wenn es schweigt, wo es zungen, wenn es fällt, wo es schneiden sollte. Ob es in diesem Falle und wie eingreife, haben nicht wir zu vertreten. Das aber sey offen und kühn ausgesprochen, ob auch das der Ort nicht sey, die Beweismittel einzeln zu häufen, ob man es auch für Unglücksprophetie mehr, als für nüchternes Sehen und Greifen deute: Es gibt erstlich Personen, welche die vollkommenste Organisation zu Demagogen haben, wenn sie auch Theologen sind; es gibt zum anderen Vereine und Convente, in denen nach Jezt, Ort und Personen immer gedrängter und häufiger man sich schaart, angeblich zur Förderung dieses oder jenes namhaften kirchlichen oder bürgerlichen Zwecks, vollkommen und immer vollkommener im Großen und Kleinen gegliedert und organisiert, die aber im tiefften Grunde doch nichts sind, als angestrebte Demonstrationen einer widerchristlichen sogenannten öffentlichen Meinung, basirend auf dem Wahn, auf diese Weise schrecken zu können, und so denn sicher politische weit mehr, als kirchliche, und jedenfalls nichts so wenig, als wahrhaft protestantische Genossenschaften.

Halle, 25. Juli.

Guerike.

*) Gegen unschuldige eifert Niemand, und dies Eifern ist überhaupt unseren jetzigen Orthodoxen nicht eben eigen mehr.

*) Daß sie in Liebe meinen mit den Feinden des Kreuzes Christi an Einem Joch ziehen zu müssen, statt im Glauben ihnen zu widersprechen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 14. August.

N^o 65.

Das christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe. Siebenter Bericht.

Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes. (Marc. 10, 14.)

Solche Worte hat nie ein Weiser des Alterthums geredet; nur aus dem Munde der höchsten Gottesliebe, die ihrer ewigen Herrlichkeit sich entäußernd in der Knechtsgestalt auf Erden erschien und das Niedrige und Unmündige nicht verschmähte, konnten sie für alle Zeiten und Völker kommen, den Kindern eine geistige und leibliche Pflege bereitend, von der die heidnische Welt nichts wußte. Die Kindertaufe findet nicht nur ihre Berechtigung in ihnen, sondern von Anbeginn sind sie allein aller christlichen Unterweisung und Erziehung der Jugend Grund, Ziel und Maß. Aus ihnen kam von frommer Eltern Lippe in die Herzen der Kinder das schöne Gebet der Vorzeit: „Herr Jesu, dir leb' ich, Herr Jesu, dir sterb' ich, Herr Jesu, dein bin ich todt und lebendig, mache mich fromm und ewig selig;“ und ihrer eingedenk pflanzten die Reformatoren durch schriftgemäße kirchliche Unterweisung das wiedergewonnene lautere Wort Christi in die Seelen der Jugend, um sie in das Himmelreich einzuführen. So entstand für die Deutsch-Evangelische Kirche der Lutherische und Heidelberger Katechismus. Christus „wahrer Mensch und Gott, Trost in Noth und Tod“ und das durch ihn der Menschheit erworbene ewige Heil, Kern und Stern der heiligen Schrift und aller Glaubensbekenntnisse Wiederhall, war der Strom des lebendigen Wassers, der durch sie in das Innerste der jugendlichen Gemüther geleitet wurde.

Als aber von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an auch unter dem tiefen, Deutschen Volke der unheilige, seichte Verstand die Glaubenshöhen der Reformation allmählig abtrug, und innerhalb der Kirche durch ihre Diener selbst den Weinberg des Erlösers verwüsthete, ging auch auf dem Gebiet des kirchlichen Jugendunterrichts unter dem Weizen zahlloses Unkraut auf. Eine Menge catechetischer Schlingpflanzen umrankten mit Macht den Baum des reformatorischen Lehrtypus, der fest und tief im biblischen Boden gewurzelt war, und aller Orten schossen Landes- und Privatkatechismen hervor, welche den Kindlein wehrten, zu ihrem Heilande zu kommen. Der Unglaube an das Wort Gottes hatte Geistliche und Laien so ergriffen und in einen solchen Todesschlummer der Gottvergessenheit gewiegt, daß jene, in höherer und niederer Stellung ihrer Bestimmung, die Heerde Christi zu weiden, vergessend, sich nur noch als Ober- und Unterbeamte in dem weiten luftigen Reiche religiöser Aufklärung ansahen, welche dem Volke mit Vorsicht und Klugheit einzutropfen, sie die unumschränkte Gewalt besäßen, und diese, auf dem

Vollster fleischlicher Sicherheit und kirchlicher Bewußtlosigkeit liegend, sich bei diesem Prozeß ein Glied ihres theuren Gemeindeglaubens nach dem anderen ruhig abschneiden ließen. Die General-Superintendenten und Consistorien, die nach dem Worte des Herrn und dem kirchlichen Bekenntniß die einzelnen Landeskirchen leiten sollten, erhoben sich allmählig zu Kirchenfürsten und Herren des Gemeindeglaubens, und führten, unter dem Vorwand zeitgemäßer Reformen, von der heiligen Schrift und dem Bekenntniß abweichende Lehrbücher in ihre Gemeinden ein; diese aber schwiegen und überließen ihr unveräußerliches Recht an den kirchlichen Katechismus, der von dem Lehramt in der Einheit und in dem Interesse des Gemeindeglaubens ihnen gegeben war, den Wogen des Zeitgeistes. Die „orthodoxen Katechismen der Vorzeit wurden also nicht von ungefähr, oder um nichts und wieder nichts bei Seite gelegt“, sondern dieses Eine Etwas, das bei Seite gelegt worden, hatte seinen zureichenden Grund in einem anderen Etwas, in dem schweren Phlegma des Unglaubens, aus dem der Geist gewichen war.

Die fünf Hauptstücke blieben zwar aus den alten Katechismen häufig in den rationalistischen zurück, aber nur als die heiligen Überreste eines ehrwürdigen Domes, den man zu Gunsten eines winzigen Neubaus abgebrochen. In den Vorderräumen desselben eine durchlöchernte Glaubenslehre, nach hinten eine ausgesponnene selbstgemachte Moral. Eine entsprechende Methode ging diesen Lehrbüchern zur Seite. Der alte Sokrates mußte das schöne Hellas verlassen, um in der christlichen Kirche ein Fragekünstler und Begriffspalter zu werden.^{*)} Wie hätte der lebendige Gott, in todte Begriffe zersplittert, den Herzen der Jugend sich nahen können? Seine Gnade in Christo, seine erlösende Liebe in dem Abglanz seiner Herrlichkeit und dem Ebenbild seines Wesens wurde ihnen fern gehalten, aber ein logisches Gerippe seiner Eigenschaften und Wirkungen vor das Auge ihres Geistes gestellt. So legte der rationalistische Jugendunterricht durch Lehrbuch und Methode inmitten der christlichen Kirche den Grund zu einer Unwissenheit in göttlichen Dingen und den evangelischen Heilswahrheiten, an deren Wunden noch die Gegenwart blutet.

Daß Lippe von diesem allgemeinen catechetischen Mißwachs keine Ausnahme macht, haben die Leser schon gesehen. Die Re-

^{*)} Dieses geistlose Philistertum im Verkrümeln der Begriffe, worin der vulgäre Rationalismus die Schärfe und Klarheit des Verstandes setzte, hat sich in dem Erfurtschen tabellarischen Commentar über den Hannoverschen Landeskatechismus ein besonderes Ehrenzeichen gesetzt, dessen sich wohl noch manche Geistliche, die auf diese catechetische Tortur gespannt wurden, erinnern werden.

formirte Landeskirche besitz in dem Werth'schen Lehrbuch fortwährend einen dreißigjährigen „Leid faden“, der, obgleich lebendig tobt, doch in einer neuen Ausgabe von 1841 vom Consistorium wieder approbirt ist, und die kleine Lutherische Kirche in Lemgo und Detmold, in dem Lehrbuch von Pilger einen Fremdling, der ihre Glieder nicht zur Heimath führen kann. Es bedarf daher bei diesen beiden Lehrbüchern noch einer näheren Entfaltung des Inhaltes, an deren Schluß wir einen flüchtigen Blick auf die durch sie zurückgedrängten kirchlichen Katechismen werfen, damit das Lehrübel, das man Jahre lang unter sich beherbergt, klarer erkannt und das Gut, in der Schlummerperiode und zur Nachtzeit vergessen, wieder geschätzt werde. Nicht bloß ein Lippisches Interesse leitet uns dabei, es ist der allgemeine Schaden der Deutsch-Evangelischen Kirche. Ihre Gesangbuchsnoth hat in diesen Blättern bereits einen vielseitigen Ausdruck gefunden; ein Ähnliches wäre in denselben ihrer nicht minder großen Katechismennoth zu wünschen und eine Beleuchtung der in ihren einzelnen Landestheilen, z. B. Hannover, Oldenburg u. s. w., noch jetzt gangbaren Katechismen gewiß an der Zeit.

* * *

Ehe wir zum Inhalt des Leitfadens übergehen, blicken wir noch einmal auf den inneren Charakter des Katechismuskampfes zurück. Das christliche Bewußtseyn trat aus Predigern und Gemeindegliedern mit frischer, voller Lebenskraft und in jenen mit wissenschaftlicher Rüstung gegen den Leitfaden und für den Heidelberger Katechismus ein. — Man reagierte. Mit welchen Waffen? mit geistigen? — Von Seiten der geistlichen Behörden mit peinlichem Verfahren durch weltlichen Machtarm, als wären in den Bittstellenden Verbrecher vor ihr Forum getreten. Von Seiten der Prediger, der Männer der freien Forschung, mit einer ausgestreckten Todtenhand, der erloschenen Autorität eines verstorbenen General-Superintendenten, die noch aus dem Grabe heraus für das lebende Geschlecht den Leitfaden zu halten hatte. Dies war der Widerstand, den man dem wiedererwachten evangelischen Glauben rationalistischer Seits leistete. Als der Geist dem Geiste, und die Wissenschaft der Wissenschaft begegnen sollte, zog man sich zurück hinter die „hangende Wand und zerrissene Mauer“ einer persönlichen Autorität, und reklamierte von hier aus nachdrücklich gegen den geistigen Rückschritt und gestand „offen, zu den Wissenschaftlichen zu gehören“. — Dem gründlichen Nachweis, daß dies Lehrbuch unbiblisch und unkirchlich sey, ist bis jetzt auch nicht ein Versuch der Widerlegung geworden. Immer ist nur das Buch selbst, nie der Verfasser desselben angegriffen; und nie das Buch durch sich selbst, sondern immer mit dem Ansehen des Verfassers vertheidigt. Das deutlichste Kennzeichen der Alterschwäche des Rationalismus.

Der Leitfaden zerfällt in zwei Haupttheile: die Glaubens- und Pflichtenlehre. Die Glaubenslehre enthält acht Abschnitte. 1. Von der heiligen Schrift, 2. von Gott, 3. von der Schöpfung und Vorsehung, 4. von der Sünde und ihren Folgen, 5. von den Veranstaltungen Gottes zum Besten der Menschen

vor der Erscheinung des Erlösers, 6. von dem Erlöser der Menschen, 7. von den Lehren, dem Leben und den Schicksalen des Erlösers, 8. von dem Glauben an den Erlöser und den Folgen desselben.

Die Pflichtenlehre handelt in fünf Abschnitten: Von den Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst und gegen den Nächsten, von den Hülfsmitteln zu einem christlichen Leben und den Sacramenten. — Angehängt sind hinten die fünf Hauptstücke.

Dieser Lehrstoff wird nicht in Fragen und Antworten, sondern in bloßen Sätzen gegeben; ihnen folgen Bibelstellen und diesen einzelne Verse.

Fragen wir zuerst nach der Verknüpfung der beiden Haupttheile, die der theologischen Disciplin entnommen sind, so fehlt in diesem Lehrbuch durchaus das geistige Band zwischen beiden, indem es die Pflichtenlehre nur äußerlich der Glaubenslehre anreihet, nicht innerlich verbindet; denn obgleich die Glaubenslehre mit dem Glauben an den Erlöser und dessen Folgen schließt, so fängt doch unmittelbar darauf die Pflichtenlehre mit den mageren, strohernen Sätzen an: „Das Christenthum lehrt uns, was wir für wahr halten sollen; es lehrt uns aber auch, wie wir gesinnt seyn und leben sollen. — Dasjenige, was man zu thun schuldig ist, ist Pflicht.“ In diesen Sätzen ist sowohl das Wesen des christlichen Glaubens, als des christlichen Lebens verkannt, und daher auch kein inneres Verhältniß zwischen der Glaubens- und Pflichtenlehre, sondern nur eine äußere Zusammenstellung gegeben. Der Glaube ist im Sinne der heiligen Schrift nicht ein trockenes, todtes Fikrwarhalten einer Lehre, sondern die innere Lebensgemeinschaft mit dem Erlöser, durch dessen Verdienst wir gerecht, durch dessen Blut wir gereinigt, durch dessen Geist wir geheiligt werden. Ich lebe (sagt der Apostel Gal. 2, 20.) aber doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glau-ben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat, und sich selbst für mich dargegeben. Diesem Glauben folgt in der Wiegeburt, in dem neuen Leben aus Gott, nicht eine todt e Pflichtleistung, sondern eine lebendige, dankbare Gegenliebe, in der das Sollen des Gesetzes, die Pflicht, durch die Wirkung des heiligen Geistes in das eigenste, innerste Wollen verwandelt und so das Gesetz in dem Verhalten gegen Gott und unseren Nächsten, worin das Verhalten gegen uns selbst eingeschlossen ist, erfüllt wird. Denn das dem Gesetz unmöglich war (sintemal es durch das Fleisch geschwächt ward), das that Gott, und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches (Röm. 8, 3.). Die biblische Sittenlehre oder vielmehr Lebenslehre, wenn sie sich auch wissenschaftlich von der Glaubenslehre sondert, muß daher immer ihre innere, lebendige Einheit mit jener, in der sie wurzelt und von der sie ausgeht, festhalten und nachweisen. Der gänzliche Mangel einer solchen Nachweisung in dem angegebenen Satze dieses Lehrbuches, ja das völlige Auseinanderhalten seiner beiden Haupttheile zeigt schon den unbiblischen Charakter desselben, der sich bei genauerer Betrachtung noch mehr herausstellt.

Bei den Überschriften der einzelnen Capitel der Glaubenslehre fällt es schon auf, daß die Grundlehre des Christenthums, von der alle christlichen Glaubensbekenntnisse ausgehen, die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, gar keinen besonderen Abschnitt erhalten hat, sondern nur in drei dürftigen Sätzen der Lehre von den Eigenschaften Gottes angehängt ist. Die ganze Glaubenslehre selbst, aus der wir nur die wichtigsten Punkte anführen, ist so gehalten, daß „der Schelm“, der verborgene Pelagianismus und Rationalismus, überall den Schleier lüftet und sie in den angeführten oder ausgelassenen Bibelstellen ihren beständigen Ankläger und Richter findet. Das erste Capitel: „Von der

heiligen Schrift“ beginnt: 1. „Wenn der Mensch anfängt, vernünftig über die Welt und sich selbst nachzudenken, so will er gern wissen, wer alles geschaffen habe, und wozu es geschaffen sey, wie er sich verhalten soll, und was er dann, wenn er sich gut verhält, erwarten dürfe. — 2. In der Bibel will Gott über diese wichtigen Wahrheiten dem Menschen Unterricht ertheilen, und wir haben die Lehren, Vorschriften und Verheißungen derselben als Gottes Wort anzusehen.“

(Schluß folgt.)

Der verlorene Sohn. — Ein Monatsblatt, um die rechte Theilnahme zur Rettung gefallener Seelen in der Christenheit befördern zu helfen. Herausgegeben von mehreren Strafanstaltspredigern.

Der Herr Jesus ist gekommen, zu suchen, was verloren ist; das ist eine Wahrheit, die nicht oft genug, wie allen Christen, so insonderheit den Dienern am Wort, eingeschärft werden kann. Im Allgemeinen erkennt man sie an, thut auch wohl Manches bei allerlei christlichen Vereinen, die darauf berechnet sind, aber wo ist die kräftige, hingebende und aufopfernde Liebe gerade zu den Tiefgefunkenen und Gefallenen? Wo das treue, unermüdete Nachgehen? Wo die aus der Liebe Christi hervorquellende Geduld und Langmuth? Wo der heilige, um Gottes Willen nicht sich erweichen lassende Ernst? Bei aller Thätigkeit für das Reich Gottes, für die Rettung von Seelen, die sich jetzt im Allgemeinen äußert, müssen wir doch die Christenheit derselben Oberflächlichkeit auch hiebei anklagen, die überhaupt unsere Zeit charakterisirt; denn die eigentliche Wurzel des Schadens Joseph wird meist unberührt gelassen, und so müssen wir jedem Versuche Dank wissen, der in dieser Beziehung ernst und auf dem rechten Grunde stehend den verborgenen Schaden freimüthig aufdeckt, und auf das alleinige Heilmittel hinweist. Als ein solcher Versuch will das obengenannte Monatsblatt nach dem kurzen Vorwort in Nr. 1. derselben gelten, und die bis jetzt uns vorliegenden Blätter geben vielfach Zeugniß davon, daß die Herausgeber ihren Zweck im Auge behalten, und zum Theil in kurzen Abhandlungen und einzelnen Mittheilungen, meistens aber in Lebensgeschichten, die sie aus ihrem Amte genommen, das Verderben unseres Volkes in fast allen Ständen nachweisen, und durch Thatsachen zeigen, daß die Predigt vom Kreuz allein im Stande sey, auch die am tiefsten gefallenen Sünder zu erretten. Während so viel von Zeitungs-schreibern und Lesern geschrieben und geredet wird über den Pausenismus, und Vorschläge über Vorschläge gemacht werden zur Hebung unseres Volkes und des Wohlstandes desselben, auf Grund von leeren Ideen und hohlen Philosophemen, treten uns hier Thatsachen entgegen, die allen jenen Weltverbesserern gegenüber nachweisen: Die Sünde ist der Leute Verderben, und das nicht nur im Allgemeinen, sondern sie lassen uns hineinsehen in das wirkliche Leben in unseren Städten und Dörfern, zeigen, wie trotz aller gerühmten Schulbildung, unsere Jugend verderbt wird, lassen uns sehen den Leichtsinns der Eltern bei der Wahl derer, denen sie ihre Kinder anvertrauen, die verborgene Sünde der für

ehrbar Geltenden, den unter den verschiedenen Ständen herrschenden Leichtsinns, und weisen besonders die Stufen nach, auf welchen man immer tiefer und tiefer fällt, so daß Jedem recht deutlich die Überzeugung entgegentritt, daß es nur Gottes bewahrende Gnade sey, wenn man nicht eben so tief fällt, wie solche im Zuchthause eingesperrte Verbrecher, und wie ohne wahre Bekehrung, d. h. ohne gründliche Buße und die Gnade des Herrn, kein Mensch sicher ist vor dem tiefsten Falle.

Diese Mittheilungen aus dem Leben heraus haben schon dadurch in sich selbst Frische und Charakter, und sind für das Volk eben so verständlich, wie für den Gebildeten anziehend; sie führen aber eben dadurch auch eine doppelte Gefahr mit sich, worauf die Herausgeber wohl achten müssen. Je mehr ihnen nämlich darum zu thun ist, die Sünde aufzudecken, desto leichter kann man auch da die oft sehr feine Gränzlinie verfehlen zwischen dem, was nützt, oder was durch die Mittheilung Schaden anrichten kann; insonderheit ist dabei zu erinnern, daß das Blatt nicht für die Jugend bestimmt ist, und eben wegen der Besorgniß, sie mit allerlei Verbrechen erst bekannt zu machen, ihr nicht in die Hand gegeben werden muß; wogegen die Lehrer gar Manches darin finden werden, was sie den Kindern erzählen und mit Nutzen mittheilen können; überhaupt tritt der christliche Ernst so in den Mittheilungen auch der Sünden und Verbrechen hervor, daß auch der weniger nachdenkende Leser niemals in Zweifel seyn kann über das Verwerfliche der Sünden. Die andere Gefahr ist für die, aus deren Leben die Mittheilungen sind; wenn auch bei den Weisen anzunehmen ist, daß diese Blätter nicht von ihnen gelesen werden, so ist doch auch da Vorsicht nöthig; man darf also nicht aus den Augen lassen, es sey dies möglich; daher empfehlen wir, die Mittheilungen so abzufassen, daß sie, auch wenn sie von denen gelesen werden, die es betrifft, nicht schaden; was vorzüglich dadurch erreicht wird, wenn, wie in den bisherigen Mittheilungen geschehen ist, niemals das, was der Mensch gethan, sondern allein die Wundergnade Gottes gerühmt und gepriesen wird. Ubrigens wissen wir, daß eben um dieses Bedenkens willen eine Menge interessanter Lebensgeschichten von den Herausgebern noch zurückgehalten werden, die erst später folgen sollen.

Wir empfehlen also dieses Monatsblatt nicht nur den Predigern, sondern allen denen, welchen es darum zu thun ist, einen tieferen Blick in die Zustände unserer jetzigen socialen Verhältnisse zu thun, und würden sowohl Civil- als Militärbearbeitete durch die Lektüre dieses Blattes, die übrigens nicht viel Zeit wegnimmt, da monatlich nur ein Bogen erscheint, manche Gebrechen kennen lernen, die ihnen bisher entgangen sind, und deren Abhülfe gar nicht so schwer wäre. Es hat in dieser Beziehung dieses Blatt Ähnlichkeit mit einer Oppositionszeitung, indem es die bestehenden Mißbräuche freimüthig aufdeckt, während ihm doch jeder falsche Liberalismus entschieden fremd bleibt, und es auf Grund des Gehorsams, den man Gott schuldig ist, den Gehorsam gegen die Obrigkeit fordert. Die Hauptursache aber, weshalb wir dieses Blatt dringend empfehlen, ist die auf dem Titel desselben ausgesprochene Tendenz. Es fehlt auch denen, welche wissen, was

der Herr an ihrer Seele gethan hat, noch viel zu sehr an dem rechten, liebeichen und ersten Erbarmen gegen solche Auswürflinge, die in den Zuchthäusern gefesselt haben. Vorher hat man eine weiche Liebe, die oft an dem rechtzeitigen Ergreifen geeigneter Strafen und Zurechtweisungen hindert, so verschulden wir selbst mit, daß die Armen immer tiefer fallen; und wenn sie endlich in's Zuchthaus gekommen sind, dann gibt man sie entweder ganz auf, oder verlangt von ihnen, wenn sie durch Gottes Gnade befehrt sind, eine solche Heiligkeit, daß man bei dem kleinsten Straucheln sie wegwirft, anstatt mit sanftmüthiger Liebe sie zurechtzuweisen.

Während man Menschen, die von gefährlichen Krankheiten genesen, schon und alle Rücksicht auf sie nimmt, besteht die ganze Sorge für die zum Tode krank gewordenen und nun in der Verwesung begriffenen Seelen darin, daß man sie der Polizei ihres Wohnortes übergibt, deren Beamte im besten Falle nur das äußerliche Thun zu überwachen vermögen, gar manchmal aber leider eben so tief in der Sünde stecken, als der, den sie beobachten sollen. Es haben sich im Gefühl der Unzulänglichkeit dieser polizeilichen Aufsicht, Vereine zur Fürsorge für solche entlassene Sträflinge gebildet, die aber meist nur mühsam sich fortrufen, und ebenfalls wenig erreichen, weil die Leiter derselben meist viel zu wenig die ganze Lage der ihrer Obhut übergebenen kennen, und weil sie viel zu sehr die bürgerliche und polizeiliche Ordnung mit der christlichen Einwirkung vermischen. Von Seiten der höchsten Staatsbehörden werden solche Privatvereine gewünscht, was ist natürlicher, als daß sie nun sich bilden, nicht getrieben von der Liebe Christi, sondern von irdischen Rücksichten; bei der Bildung der Verwaltungsausschüsse entscheidet der Rang und Stand, die Geschäftsführung wird behördenmäßig, und somit ist schon in der Anlage gefehlt. Wie kann man erwarten, daß die Landräthe und Magistrate, welche von Amtswegen sich der entlassenen Verbrecher annehmen sollen, und in den meisten Fällen nichts thun, als durch die Gensdarmen und Polizeibeamten ihr äußeres Leben beobachten lassen, nun auf einmal von christlicher Liebe erfüllt seyn werden, wenn sie Mitglieder eines solchen Vereins heißen, dem sie amts halber sich nichtfügig entziehen können. Wie wollen solche Vereine die wahren Christen herausfinden, denen man entlassene Sträflinge anvertrauen kann?

Eben so aber fehlt es auch den meisten Christen an rechtem Erbarmen mit solchen Gefallenen, und anstatt ihre Mitwirkung und Theilnahme bei der Fürsorge für entlassene Sträflinge eintreten zu lassen, geben sie die Hoffnung für sie auf, und erklären ihre im Zuchthause an den Tag gelegte Sinnesänderung für Heuchelei, weil ihnen einige solche Heuchler vorgekommen sind. Fürwahr, ist es irgendwo nöthig, immer mit neuer Geduld wieder die Seelen anzufassen, so ist es hier, und darum sind solche Mittheilungen, wie sie der verlorene Sohn bringt, der allgemeinen Theilnahme und Beachtung zu empfehlen, damit man anfangs, Vieles hinwegzuräumen, was in's Zuchthaus führt, und denen hilfsreiche Hand zu bieten, welche aus dem Zuchthause kommen, denn freilich, wenn das nicht endlich durch alle Lesereien erreicht wird, daß man Hand anlegt, wo man es als nöthig erkannt hat, wäre es besser, man hörte mit dem Schreiben und Lesen auf.

Erklärung.

Herr Oberpfarrer und Prof. Dr. Franke hieselbst erklärte mir jüngst bei einer zufälligen Begegnung auf der Straße, ohne Antwort zu gestatten und abzuwarten:

1. Daß derselbe den in Nr. 55. mitgetheilten Correspondenzartikel für die Magdeburgische Zeitung nicht geschrieben habe, was ich gern auf's Beste als Längnung der Autorschaft schlechthin deute, auch in der

Ev. A. Z. bereits sofort so gedeutet habe. Demnach wäre mir sonst glaubhaften Orts nicht recht hierüber berichtet worden, wie ich auch in Nr. 55. sogleich meine eigene Ungewißheit in diesem Punkt bekannt hatte. — Daß der Artikel nicht seine Ansichten ausspreche, hat der Genannte nicht erklärt.

2. Daß das von mir seinem in Rößen gehaltenen Vortrage sine ira et studio gegebene Prädikat „sehr trocken“ ungerecht sey, indem er selbst dort bemerkt habe, dürr reden zu wollen.

3. Daß meine Angabe, Dr. Fischer und Dr. Franke hätten die Diskussion über den Vortrag des Pst. Wislicenus vermieden wissen wollen, nicht in der Wahrheit begründet sey. Am vernehmlichsten freilich wollte das Dr. Fischer, den darum meine ursprüngliche, eigentliche Relation auch allein genannt hat. Man forderte aber größere Genauigkeit von mir; darum trug ich den zweiten Namen einfach historisch noch nach, um nicht einen Unterlassungsfehler zu begehen. Beide Herren nämlich saßen, umfern von mir, dicht neben einander, und daß Dr. Fischer, der der eigentliche Redner in dieser Beziehung war, über diesen Gegenstand zugleich durchaus im Sinne Dr. Franke's sprach, war aus des Letzteren Gehehrden und ganzer Haltung in diesem aufgeregten Moment so völlig und un widersprechlich evident, daß es keinem Aufmerksamen hat entgangen seyn können die persönlich zugegen Gewesenen dies auch zu bezeugen vermögen. Eben so, nicht mehr und nicht minder, evident war es auf der anderen Seite, was ich hiebei gern auch noch nachtrage, daß der Opposition des Herrn Domprob. Neuenhaus durchaus auch Herr Diak. Böhmke neben ihm zustimmte.

4. Daß eben so wenig meine fernere Angabe (gleichfalls erst nachträglich, um den Vorwurf milderer Genauigkeit abzuschneiden, von mir gemacht), Herr Dr. Franke habe in Betreff des apostolischen Symbols „leicht“ geurtheilt, wahr sey. Ein Assessor — mir persönlich unbekannt — forderte mit großer Dringlichkeit vom nächsten Rößener Convent genauere, recht klare und eingehende theologische Belehrung über das apostolische Symbolum, seine kirchlich geschichtliche Entstehung u. s. w. Herr Dr. Franke erwiderte in etwas verächtlichem Tone, darüber bedürfe es nur weniger Worte; alle Theologen seyen darüber völlig eins, und in höchstens zehn Minuten könne die ganze Sache abgemacht seyn. Der Herr Assessor replicirte: So siehe es denn also unter allen wahrhaft sachkundigen Theologen fest, daß das apostolische Symbolum schlechthin aus der Schrift nicht entnommen sey, und man auch durchaus nicht wisse, wer es gemacht und aufgebracht. Dr. Franke bejahte dies einfach ohne alle Limitation, indem er von neuem diesen Punkt (bekanntlich einen der allerbedeutendsten in der ganzen Theologie) in zehn Minuten vollständig zu absolviren sich anheischig machte. Nun rückte der Herr Assessor mit seinem Antrag auf folgliche Abschaffung des apostolischen Symbols heraus, und da lenkte Dr. Franke allerdings jetzt etwas ein in einiger Limitation, ohne daß das theologisch gerechte und linde Prädikat „auffallender Leichtigkeit des Urtheils“ über diesen Gegenstand darum retraktirt werden dürfte.

Endlich 5. daß überhaupt mein Verhalten uncollegialisch sey; und da habe ich nur einfach zu bekennen, daß ich Herrn Prof. Dr. Franke als Kollegen ehre, denselben auch natürlich weder je habe beleidigen wollen, noch wesentlich beleidigt habe und je beleidigen werde, daß aber die geistige akademische und christliche Freiheit kühn das Verhältniß der Collegialität überschreitet, und daß insbesondere der geoffenbarte und seit achtzehn Jahrhunderten geglaubte und bekannte Christus, die heilige Schrift als wahrhaftiges Gotteswort und die je mehr gelästerte, um so theurere Mutter Kirche mir unvergleichlich höher und werthvoller ist und bleibt.

Halle, 28. Juli 1844.

Guerike.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 17. August.

N^o 66.

Das christliche und kirchliche Leben im Judenthum Lippe. Siebenter Bericht.

(Schluß.)

Gleich dieser Eingang ist ein Ausgang aus der heiligen Schrift und Kirche. Mit diesem ersten „Wenn“ geht die Darstellung nicht von dem Standpunkt des christlichen Glaubens aus, wie dies ein Katechismus der auf Christi Namen getauften Jugend erfordert, sondern von einem deistischen und rationalistischen, der nicht einmal aus dem religiösen Herzensbedürfnis, sondern nur aus vernünftigen Nachdenken die Frage nach Gott ableitet, und verwächst so von vorn herein den Begriff von dem Worte Gottes, von der übernatürlichen und geschichtlichen Offenbarung Gottes in der Bibel. Die Bibel offenbart nicht nur den Schöpfer der Welt und den Zweck der Schöpfung, so wie das Ver halten und das zukünftige Loos des Menschen in unbestimmter Allgemeinheit, sondern vorzüglich den besonderen Rathschluß seiner Gnade durch Jesum Christum, seinen Sohn, die gefallene Welt zu erlösen und zur Kinderschaft Gottes zu erheben, den er von Ewigkeit gefaßt und in der Zeit vollführt hat. Dies ist der Mittelpunkt ihres Inhaltes, der Hebr. 1, 1. 2.: Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesetzt hat zum Erben über Alles, durch welchen er auch die Welt gemacht hat, und Joh. 1, 17.: Denn das Gesetz ist durch Mosen gegeben, die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum, kurz zusammengefaßt wird, in welchen Stellen sowohl die Einheit als der Unterschied des A. und N. T., als der beiden Haupttheile des Einen Werkes Gottes, erscheint. Das Wesen der biblischen Offenbarung besteht in dem Reden, Kundthun, Aufschließen dessen, was in Gott verborgen und „von der Welt her verschwiegen“ gewesen, das kein Auge gesehen hat, das kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist (1 Cor. 2, 9.), wie dieser Heilsbeschluß Gottes im A. T. vorbereitet und durch die Sichtbarwerdung des Vaters in dem Sohne (Joh. 4, 9.) im N. erfüllt wurde.

Statt dieses bestimmten Inhalts der heiligen Schrift, der sie in Gesetz und Evangelium theilt, gibt der zweite Satz nur unbestimmte Lehre, Vorschrift und Verheißung an. Von der besonderen Beschaffenheit der beiden Hauptschrifttheile und ihrem Verhältniß zu einander wird gar nichts bemerkt, und hier nur der kümmerliche Satz aufgestellt: 3. „Die Bibel wird in das A. und N. T. eingetheilt. Beide Sammlungen bestehen aus einzelnen Büchern, die zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Männern abgefaßt sind.“ (Was jedes Kind schon aus dem

Verzeichniß der biblischen Bücher von selbst wahrnimmt.) Und die unergründlich tiefen apostolischen Worte von der Kinderschaft Gottes, Joh. 1, 12. 13.: Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben; welche nicht von dem Geblüt, noch von dem Willen des Fleisches, noch von dem Willen eines Mannes, sondern von Gott geboren sind; und Jak. 1, 18.: Er hat uns gezeugt nach seinem Willen, durch das Wort der Wahrheit; auf daß wir wären Erstlinge seiner Creaturen, werden so unendlich verflacht und ausgeleert, daß der vierte und fünfte Satz lautet: „Wenn wir uns mit den Lehren der Bibel bekannt machen, und uns dann nach ihr verhalten, so werden wir verständige, gute, glückselige Menschen werden. — Ein Mensch, welcher durch die Lehre der Bibel verständig, gut und glücklich wird, wird auch durch Erfahrung gewiß werden, daß sie eine göttliche Lehre ist.“

Diese ganze Einleitung, sein erster Athemzug, ist sein letzter geistiger Hauch und vollkommener Tod, und in den hier schon vorkommenden und sich später wiederholenden charakteristischen Stichwörtern und Ausdrucksweisen: „Wenn“, „verständige, gute, glückselige Menschen“, „Menschen (ohne Artikel) zu belehren, zu bessern, zu beruhigen und zu beseligen“, läßt sich seine dreißigjährige Lebensgeschichte in folgender Weise zusammenfassen: Wenn Menschen schlafen und geistlich todt sind, so ist der Leitfaden ein verständiges und gutes Buch, ihnen zur Belehrung, Besserung und Beseligung, eine beruhigende und glückselige Anleitung zu geben. Denn aus dem geistlichen Tod und Schlaf hat er, so viel an ihm ist, gewiß nie eine Seele erweckt.

Bei dem zweiten Capitel: „Von Gott“ wird in dem ersten Satz: „Wir wissen, daß ein Gott ist, weil sonst die ganze Welt nicht da seyn und nicht so seyn könnte, wie sie jetzt ist“, wieder nicht der biblisch christliche, sondern jener deistische Ausgangspunkt genommen, als ob der Leitfaden für eine Englische Deisengemeinde gemacht wäre. Die christliche Kirche hat in den beiden Testamenten, in dem, was Gott geredet hat, in seiner unmittelbarsten Offenbarung und Nähe, ein solches Unterpfand seines Daseyns, daß sie dasselbe nicht erst aus der Existenz und Einrichtung der Welt zu schließen braucht, und selbst in den Werken der Schöpfung wird die Ehre und Herrlichkeit des Schöpfers erst dann recht erkannt, wenn der Sonnenstrahl seines Wortes auf sie fällt. Der Lobgesang der Psalmisten, der von der Größe seiner Werke wiederholt und seine unendliche Majestät in ihnen in dem erhabensten Wohlklang menschlicher Rede preist, er tönt von der Höhe uranfänglicher, unmittelbarer Offenbarung, und im Brief an die Hebräer 11, 3. heißt es: Durch den Glauben merken wir, daß die Welt durch Gottes Wort

fertigt ist; daß Alles, was man sieht, aus Nichts geworden ist. Wenn daher der Apostel in der bei diesem Satze angeführten Stelle, Röm. 1, 19, 20., die sichtbare Welt als einen Spiegel darstellt, worin Gott von ihrer Schöpfung an seine ewige Kraft und Gottheit offenbare, so verweist er hier auf diese allgemeine Offenbarung, der aber von Anbeginn die besondere, unmittelbare und geschichtliche, von der die Bibel zeugt, zur Seite geht, nicht Juden und Christen, sondern die Heiden, in deren Religionen die ursprüngliche, geschichtliche Offenbarung durch die Sünde verdunkelt und entstellt war. Dieses Vorkommen und Durchscheinen beifischer und rationalistischer Standpunkte zeigt sich vorzüglich in dem schon angedeuteten Schluß dieses Capitels, worin die biblische Lehre von der heiligen Dreieinigkeit in folgenden drei oberflächlichen und unbestimmten Sätzen abgefertigt wird: „16. Die Christen werden getauft auf den Namen des Vaters, Sohns und des heiligen Geistes. — 17. Gott hat sich uns vorzüglich bekannt gemacht in seinem Sohn und durch diesen. — 18. Durch den heiligen Geist will er uns geschickt machen zu allem Guten.“

Enthält denn das N. T. über dies unergründliche Geheimniß nichts mehr, als diesen dürftigsten Schattenriß? — Die Einheit Gottes setzt es aus dem A. T. voraus und bestätigt sie. Aber in der Menschwerdung Gottes lehrt es uns Gott von Gott unterscheiden in der Einheit des göttlichen Wesens, den Vater von dem Sohne, den er aus Liebe in die Welt gesandt, sie zu erlösen, und von dem heiligen Geist, den er durch ihn ausgegossen, sie zu erleuchten und zu heiligen. Diese Grundlehre des N. T., aller seiner Schriften und Aussprüche innerste Lebensader, ist in den, auch im Leitfaben angeführten Einsetzungsworten der Taufe (Matth. 28, 19.) kurz zusammengefaßt. Im Gegensatz gegen Heiden- und Judenthum bekennen sie, als das Fundament aller christlichen Symbole, den dreieinigen Gott, indem sie die Wesenseinheit und den persönlichen, unerklärbaren Unterschied des Vaters, Sohnes und Geistes auf's Bestimmteste aussprechen, denn das Wort: Name, der eigentliche Ausdruck der Persönlichkeit, wird nicht nur dem Vater, sondern auf gleiche Weise dem Sohne und dem heiligen Geiste beigelegt. Der Gottheit des Sohnes noch besonders zu erwähnen, so brennt ihr Zeugniß schon im Vorhof des Evangeliums als eine unausslöschliche Lampe aus dem ewigen Heiligthum: Im Anfang war das Wort (der Offenbarer des verborgenen Gottes) und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort u. s. w. Von diesem allen weiß der Leitfaben nichts.

In der Lehre vom Menschen, halb im dritten Capitel: „Von der Schöpfung und Vorsehung“, halb im vierten: „Von der Sünde und ihren Folgen“ dargestellt, was die Betrachtung zerstückelt, kommt der alte Pelagius vollends zum Vorschein. In jenem ist von dem ursprünglichen Zustand des Menschen die Rede: „2. Unter allen sichtbaren Geschöpfen der Erde ist der Mensch das vorzüglichste, er ist geschaffen zu Gottes Bilde. — 3. Die Hauptvorzüge des menschlichen Geistes sind Vernunft, oder die Fähigkeit, über Recht und Unrecht zu urtheilen, und Gott und göttliche Dinge zu erkennen — Freiheit des Willens, das, was man als recht erkannt hat, selbst gegen seine Neigung zu wählen, — und das Gewissen, welches den Menschen antreibt, recht zu handeln, über die Rechtmäßigkeit seines Benehmens (!) urtheilt, und ihn erzetzt, wenn er ihm folgt, ihn betrübt und quält, wenn er's unterläßt.“ 4. Die Neigung des Menschen zu dem, was ihm angenehm ist, will ihn oft abhalten von dem, was die Vernunft gebet. Man nennt jene Neigung Sinnlichkeit und in der Bibel heißt sie oft das Fleisch.“

Der alte und neue Unglaube erkennt zwischen dem Zustande, worin der Mensch geboren wird, und dem, worin er von Gott geschaffen ist, keinen wesentlichen Unterschied. Seiner Ansicht zufolge ist er, ursprünglich wie jetzt, weder gut noch böse, trägt aber die Anlage zu beidem in sich und steht zwischen beidem in der Mitte. Zu jenem durch das Ver-

nunftgebot, zu diesem durch den Reiz der Sinnlichkeit gezogen, befißt er in seiner Willensfreiheit das Vermögen, sich für das erstere gegen den letzteren zu entscheiden. Die heilige Schrift hingegen unterscheidet einen ursprünglichen Zustand der menschlichen Natur von einem verderbten. Zum Bilde Gottes, wie schon die Schöpfungsgeschichte lehrt, gut und vollkommen geschaffen, ist der Mensch eins mit dem göttlichen Willen, und seine Neigung und Begierde zum Bösen wohnt ihm ursprünglich ein. Aber prüfungsfähig fällt er, vom Teufel zum Unglauben an das Wort Gottes verführt, durch Mißbrauch der Freiheit von Gott ab und seinem Verführer anheim. Erst durch diese Entzweiung mit Gott, das Wesen der Sünde, entsteht ein Zwiespalt in seiner Natur, ein Kampf zwischen Fleisch und Geist, Röm. 7, 8—28. beschrieben, in dem aber das erstere über den letzteren immer die Oberhand gewinnt. Das Gute, das Ursprüngliche in ihr, ist zwar durch die Sünde nicht zerstört, aber so unterdrückt und verderbt, daß sie außer Stande, sich aus eigener Kraft von der Knechtschaft der Sünde zu erlösen, kein wahrhaft Gott wohlgefälliges Gute mehr thun kann.

Der Leitfaben, jener ungläubigen Ansicht huldigend und im dritten und vierten Satz sie unverkennbar aussprechend, tritt dadurch in einen doppelten Widerspruch mit der heiligen Schrift und geräth durch ihre Lehre in folgendes Dilemma: Soll der dritte Satz, der das im vorhergehenden angegebene Bild Gottes erklärt, das ursprüngliche Wesen des Menschen darstellen — was man aus den im vierten Capitel vorkommenden Worten: „Auch die Menschen sind nicht gut geblieben, obgleich sie nach Gottes Bilde geschaffen wurden“, schließen muß — so wird schon die Schöpfungsgeschichte, wie wir sahen, sein Richter; es heißt in ihr: Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte: und siehe da, es war sehr gut. Besteht nämlich die ursprüngliche Willensfreiheit, wie sie hier erklärt wird, in dem Vermögen, das als das Rechte erkannt selbst gegen seine Neigung zu wählen, so setzt sie schon in der menschlichen Natur, wie sie von Gott geschaffen, einen inneren Zwiespalt, einen Widerstreit des „Vernunftgebots“ und der „Neigung“ voraus, der nach der Lehre der heiligen Schrift erst durch die Sünde in sie eindringt, und ist also keine ursprüngliche, so wie die Natur, der sie inwohnt, keine gute mehr. — Soll hingegen jener Satz den gegenwärtigen Stand des Menschen beschreiben, so fällt — abgesehen von dem Widerspruch, worin das Lehrbuch sich dann mit sich selbst verwickelt — seine Behauptung: der Mensch könne selbst gegen seine Neigung das Gute wählen, unter dem Schwert des apostolischen Wortes, Röm. 7, 18. Unglücklicher Weise hat es unter dem vierten Satz, außer Gal. 5, 17., zu seiner eigenen Verdamnung auch die Stelle, Röm. 7, 22, 23., aufgenommen; denn diese Stelle redet ersichtlich nicht von dem, was „die Vernunft gebet“, sondern von Gottes Gesetz, und zweitens nicht von einer bloß sinnlichen Neigung, die „uns oft von dem Vernunftgebot abhalten will“, sondern von einem Gesetz in unseren Gliedern, das uns gefangen nimmt in der Sünde Gesetz. Dieses Gesetz in unseren Gliedern, oder das Fleisch, bezeichnet aber in dem Worte Gottes nicht bloß die Sinnlichkeit, wie der Leitfaben sagt, die als solche noch keine Sünde ist, sondern die ganze sündhafte, Gott entfremdete Natur des Menschen, die durch die Sünde fleischlich geworden ist, wie man das schon aus Gal. 5, 20. sehen kann, wo zu den Sünden des Fleisches auch solche Sünden gerechnet werden, wie: Feindschaft, Haber, Neid, die geistiger Natur sind, und aus Col. 2, 18., wo der geistliche Stolz ein fleischlicher Sinn genannt wird. Aus dem Bemerkten sieht man deutlich, daß das Lehrbuch weder einen ursprünglichen, noch verderbten Zustand des Menschen im Sinne der heiligen Schrift annimmt. — Die biblische Hülle fällt, und „der Schelm“ steht nackt vor unseren Augen. Wie werden wir ihn im vierten Capitel finden?

Die beiden ersten Sätze enthalten die Schöpfung der Engel und ihre beiden Klassen, die guten und bösen. Von den letzteren wird im Verhältnis zu den Menschen nur allgemein gesagt: „Sie suchen zum Bösen zu verleiten, können aber dem Menschen, wenn er sich zu Gott hält, nicht schaden“; und dann von der Sünde und ihren Folgen geredet, unter die der Keitsfaden auch die Buße stellt. Diese Anordnung ist wieder unmöglich, indem dadurch Buße und Glaube, der erst im achten Capitel vorkommt, von einander getrennt werden. Der dritte Satz lautet: „Auch die Menschen sind nicht gut geliebt, obgleich sie nach Gottes Bild geschaffen wurden, denn schon die ersten Menschen fehlten, und es fehlten alle ihre Nachkommen. Keiner von diesen that immer und ganz, was gut ist.“ Mit welcher jarten Schonung ist hier die Sünde behandelt! Der faktische Sündenfall durch die Verführung des Teufels verschwiegen; der biblische Begriff der Sünde: der Abfall von Gott durch Mißbrauch der Freiheit in der Übertretung seines Willens und Gebotes vermischt; ihre Grundwirkung, die Verderbnis der menschlichen Natur in Gott abgewandter Willensrichtung, von den Stammeltern ausgehend und auf das ganze Geschlecht sich fortpläncend, umgangen, Röm. 5, 12—21., und somit die eigentliche Grundlage der biblischen Erlösungslehre von vorn herein untergraben. Diese ganze Grundlage wird hier nur als ein Fehlen und ein nicht ganz vollkommenes und beständiges Gutesdün der ersten Menschen und ihrer Nachkommen dargestellt, ungeachtet der Apostel sagt: Sie sind alle abgesehen und allesamt untüchtig geworden, da ist nicht der Gutes ihue, auch nicht einer (im unbeschränkten Sinne), Röm. 3, 12., vgl. Ps. 14, 3.

Fünftes Capitel: „Von den Veranstellungen Gottes zum Besten der Menschen vor der Erscheinung des Erlösers.“ Erster bis fünfter Satz: „Unter den Menschen fand von jeher ein großer Unterschied statt. Einige bestrebten sich, gut zu seyn, wenn sie auch nicht ganz fehlerfrei waren, andere waren böse. Cain, Habel, Seth. — Durch die vorzüglich guten Menschen gab Gott den übrigen Lehren, Warnungen und Gesetze. Enoch, Noah. Vorzüglich merkwürdig ist Abraham, der in der Bibel Freund Gottes genannt wird, und von Gott große Verheißungen erhielt. In seiner Familie erhielt sich die Kenntniß des einigen, wahren Gottes, und der Erlöser war ein Nachkömmling Abrahams. — Moses führte die Nachkommen Abraham's aus Ägypten und gab ihnen nach Gottes Auftrag Gesetze, durch welche sie von allen übrigen Völkern gesondert und bei der Verehrung der Väter gehalten wurden. — Viele von diesen Gesetzen sollen von allen Menschen zu allen Zeiten beobachtet werden. Mehrere schreiben aber auch Ceremonien und Gebräuche vor, die zwar für die Israeliten jener Zeit nützlich und nützlich waren, für uns Christen aber nicht mehr verbindlich sind. Col. 2, 16. — Unter den Israeliten traten von Zeit zu Zeit weise, fromme Männer auf, Propheten, die das Volk zur Beobachtung des Gesetzes ermunterten, von zukünftigen Dingen redeten und dem Volk einen Retter und Erlöser (Messias) versprachen.“

Wir haben hier in der That wohl den kürzesten Auszug aus der Alttestamentlichen Geschichte. Gewiß nicht im Glaubensdrange gemacht, ist er so gedrängt, daß aus ihr, erstens: der Sündenfall mit seinen Folgen, zweitens: die gleich nach demselben eintretende und stufenmäßig fortschreitende Verheißung von einem Erlöser, drittens: das Gesetz Gottes in seiner Einheit und das in ihm gegebene Vorbild von Christus, und viertens: der biblische Begriff der Prophetie ganz hinausgedrängt ist. Stehen geblieben sind dagegen: das alte Gutesdün und der alte Fehler; nach Gottes Auftrag gegebene Gesetze, viele allgemein gültig, mehrere nur lokal und temporal; und weise, fromme Männer, die dem Volk Israel von der Zukunft reden und einen Retter versprechen, es durch die Vernunft oder Gottes Wort belehrt, darüber hat der Keitsfaden keine Erkundigung eingejogen. Indes den letzten Fehler macht er durch den

unmittelbar folgenden Anfangssatz des sechsten Capitels: „Von dem Erlöser der Menschen“. „Der von Gott durch die Propheten verheißene Erlöser war Jesus Christus“, sogleich wieder gut. Man sieht, er ist ein „gutes“ Buch, wenn er „auch nicht ganz fehlerfrei“ ist. — In diesem heißt der dritte Satz: „Gott sandte ihn aus Liebe, um Menschen zu belehren, zu bessern, zu beruhigen und zu beseligern“. Hier tritt zuerst das bekannte Trifolium des Nationalismus: „Belehrung, Besserung und Beseligung“ auf, das die Blieder des folgenden Abschnittes ist. Das einzige, große, Zeit und Ewigkeit umfassende Erlösungswerk, das der Sohn Gottes in seiner angenommenen Menschheit vollbrachte, hat auch seinen einzigen, großen Sprachgebrauch; Gnade, Veröhnung, Rechtfertigung, Wiedergeburt, Heiligung u. s. w. sind die biblischen Ausdrücke, die es nach seinen verschiedenen Beziehungen darstellen. Wir fragen daher zuerst: warum hat sich der Keitsfaden gleich bei der Einführung und weiteren Entwicklung des Erlösungswerkes dieser entsprechenden, eigentümlichen Schriftausdrücke völlig entäußert und statt ihrer nur ganz allgemeine und unbestimmte Bezeichnungen gebraucht? und machen dann auf die, doch gewiß nicht absichtslos gewählte Stellung derselben aufmerksam. Der Bekehrung folgt hier unmittelbar die Besserung und dieser erst die Beruhigung und Beseligung. Bei dem Erlösungswerk Christi findet, hinsichtlich der beiden letzteren Stücke, nach der evangelischen Heilslehre ein umgekehrtes Verhältnis statt: zuerst die durch den heiligen Geist vermögte seines Wortes erfolgende Erleuchtung (nicht bloß Belehrung), dann die Rechtfertigung durch den Glauben an sein Verdienst (nicht bloß Beruhigung und Beseligung), deren unausbleibliche Wirkung die Wiedergeburt und Heiligung (nicht bloß Besserung) ist. Das ganze N. T. lehrt ausdrücklich, daß es keine Seligkeit gibt ohne Begnadigung, ohne das Bewußtseyn der erlangten Sündenvergebung, oder des Friedens mit Gott, durch unseren Herrn Jesum Christum, durch den Glauben an den wir gerecht werden. Die Begnadigung aber läßt es nicht erst aus der Heiligung hervorgehen, sondern stellt diese vielmehr als eine Frucht von jener dar. Der Keitsfaden enthält eine andere Lehre; er läßt die Beseligung der Menschen erst durch ihre Besserung vermittelt werden. Wo bleibt hier der Grundpfeiler der Evangelischen Kirche: die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben? —

Die Auflösung des biblischen Begriffes von der Sünde, den die evangelische Erlösungslehre zur Voraussetzung und Grundlage hat, ließ schon einen ähnlichen Prozeß bei der letzteren im Keitsfaden erwarten; denn wie kann man ein Haus bauen, wenn man nicht zuvor einen Grund gelegt hat! In dieser Erwartung, noch bestärkt durch die dargelegten Vorderfälle des sechsten Capitels, werden wir auch nicht im mindesten getäuscht. Im siebenten: „Von den Lehren, dem Leben und den Schicksalen des Erlösers“ (hat denn der Erlöser erst gelehrt und dann gelebt?), und im achten Capitel: „Von dem Glauben an den Erlöser und den Folgen desselben“ erscheint der biblische Erlösungsbegriff in völliger Auflösung. Christus hat das durch die Sünde und eigene Schuld dem Teufel verfallene Menschengeschlecht von dessen Gewalt erlöst und durch sein theures Blut sich zum Eigenthum erkaufte, von der Schuld und Strafe, so wie von der Herrschaft der Sünde befreit und ihm das ewige Leben erworben. Er ist die Veröhnung für die Sünden der ganzen Welt (1 Joh. 2, 2.), das einzige Opfer für unsere Sünden. Dies ist der Neutestamentliche Grundbegriff; allein diese thatsächliche, ewige, objektiv gültige Erlösung kommt in diesem Capitel gar nicht vor, ja sie wird vielmehr gänzlich aufgelöst, indem statt des persönlichen Mittlers und seines Veröhnungstodes die „Reine Jesu“ zur Besserung und Beseligung der Menschen hindurch geht und statt von an ihn Glaubenden und aus dem Geist Wiedergeborenen und Geheiligten, von „guten und besseren Menschen“ in der Regel die Rede ist; obgleich dann, der heiligen Schrift

ein geschmälertes Recht widerfahren zu lassen, an anderen Stellen in unbestimmten und allgemeinen Ausdrücken auch wohl der Glaube an ihn und die Sündenvergebung, die wir durch ihn erhalten können (ganz parallel dem obigen Ausdruck: „man kann sündigen“), ja einmal sogar die Gnade vorkommt. Als Beleg nur zwei höchst auffallende Stellen aus dem siebenten Capitel: „Gott ließ es aus weisen Absichten zu, daß Menschen schlecht gegen Jesus handelten“. Hier ist die todt, müßige Hintergrundgottheit des Rationalismus selbst bei dem innersten Herzwunde des Evangeliums, bei dem „Rath des Willens und Wohlgefallens“ des lebendigen Gottes, bei der That der ewigen Liebe in der Dahingabe ihres Sohnes. Diese That nennt der Keitsfaden „weise Absichten Gottes“, und spricht von einem bloßen „Zulassen“, wo der unten angeführte Richter, die Stelle, Apostelgesch. 4, 27. 28., ausdrücklich sagt: Was deine Hand und dein Rath zuvor bedacht hat, das geschehen sollte. Der zuvor versehen ist, ehe der Welt Grund gelegt ward (1 Petr. 1, 20.), wurde nicht aus unthätiger, leidenschaftlicher Zulassung, sondern aus bedachtem Rath und Vorsehung Gottes (Apostelgesch. 2, 23.) in die Hände der Ungerechten gegeben, die sonst seine Macht über ihn gehabt hätten. — „Freiwillig unterwarf sich Jesus den schmerzhaftesten und schmällichsten Leiden, weil es seine feste Überzeugung (welch ein Ausdruck von dem Gottes- und Menschensohn!) war, daß er dadurch den Willen seines Vaters erfüllen und seine Brüder beglücken werde.“ Wozu solche verkleinernde und verschäudernde Ausdrücke? Sind sie nicht im eigentlichen Sinne der Flugsand, den man über die Grundwahrheiten der heiligen Schrift zu ihrer Verdunkelung und Entstellung verbreitet?

Im achten Capitel wird die Kirche sehr naiv erklärt: „Diesen Menschen, die an Jesum von Herzen glauben, machen eine große Gesellschaft aus.“ Fügen wir hinzu: und diejenigen Menschen, die nicht an Jesum von Herzen glauben, machen eine noch größere Gesellschaft aus, so haben wir in und außerhalb der Kirche zwei bedeutende Gesellschaften.

So weit die Glaubenslehre. Wird durch sie die Glaubensgerechtigkeit in Christo schon verdeckt und der Werkgerechtigkeit durch selbsterworbene Tugenden aus eigener Kraft Vorschub geleistet, wie viel mehr durch die Pflichtlehre, in welcher diese in den Vordergrund und die Wirkung des heiligen Geistes durch eine kurze, feichte und entstellende Behandlung der Gnadenmittel in den Hintergrund tritt. In dem Pflichtstrange des „Wir sollen“ und „Wir dürfen“ geht unermüdlich herauf der Wassereimer und seine Ergüsse könnten, wie Nikolai's Schriften die Hölle in Dieck's satyrischer Erzählung auslöschten. Von ihnen etwas anzuführen ist unmöglich, sie sind zu langweilig und gehören unbedingt in das „Reich des Nichts“. — So liegt der Inhalt dieses noch jetzt in den Reformirten Lippischen Landeskirchen gangbaren Lehrbuches den Lesern vor Augen, und mit ihm zugleich seine geistlose, einschläfernde, triviale Form, in welcher charakteristisch bei der Glaubenslehre „man“ und „kann“, so wie bei der Pflichtlehre „wir“ und „sollen“ und „dürfen“ überwiegt, so daß sein Glaube spricht, man kann glauben, und seine Pflicht sagt, wir sollen unsere Schulpflicht thun und dürfen sie nicht versäumen, der Grundzug des ganzen Lehrbuches; aber von seiner hausbackenen, verständigen Poesie oder gereimten Prosa, weil sie dem noch jetzt gebrauchten Lippischen Gesangbuch entnommen ist, sind noch folgende drei Proben aus dem ersten Capitel mitzutheilen: „Lauter Wahrheit ist dein Wort. Lehre mich es recht verstehen! Hilf selbst meinem Forschen fort, Deutlich daraus einzusehen, Was zu meinem Heil mich führt, Und mir, deinem Knecht, gebühret. — Dein Wort, o Höchster! ist vollkommen; Es lehrt uns unsre ganze Pflicht; Es gibt dem Sünder

und dem Frommen, Zum Leben sichern Unterricht. O selig, wer es achtsam hört, Bewahrt und mit Gehorsam ehrt. Es leuchtet uns auf unsern Wegen, Vertreibt des Irrthums Finsterniß; Es füllt mit Freuden, bringt uns Segen, Und machet unser Herz gewiß. Es lehrt uns, Höchster, was du bist, Und was dir wohlgefällig ist. — Um tugendhaft zu seyn, Dazu sind wir auf Erden. Wer deinem Wort gehorcht, Den läßt du inne werden, Die Lehre sey von dir, Die uns die Bibel gibt. Man lernt ihr Wort verstehen, wenn man es treulich übt.“

Vom Pelagianismus und Rationalismus durchsäuert, von keinem Hauch des Geistes beseelt, den Verstand nicht befriedigend, das Herz kalt lassend, hat auch dieses Lehrbuch über dreißig Jahre lang den Kindern gewehrt, zu ihrem Erlöser zu kommen, weil es ihnen das Sündenelement verdeckt und den lebendigen, persönlichen Heiland entrickt. Soll es noch länger die Lippische Kirche mißgieren? und ihrer künftigen Perle, dem Heidelberger Katechismus, den rechtmäßigen Eingang verwehren? —

Offenbarer noch als der Keitsfaden spricht den Unglauben die „Christliche Lehre für Kinder, ein Vorbereitungsbuch für den vollständigen Religionsunterricht“ von Pilger, aus. Von der General-Synode der Provinz Westphalen, der Heimath des Verfassers, unbedingt verworfen, wird es in Lemgo von dem einen der dortigen Lutherischen Prediger *) noch immer gebraucht. Als hinreichend zur Charakteristik desselben setzen wir den vierten Abschnitt dieses Buches her: „Von der Erlösung“. — „Gott will nicht, daß wir Menschen uns durch die Sünden verunehren und unglücklich machen, deswegen hat er uns seinen Sohn, Jesum Christum, zum Lehrer und Erlöser gesandt. — Jesus war als Kind schon fromm, lernbegierig und seinen Eltern gehorsam. — Jesu Lehre oder das Evangelium hat vor allen Religionen den Vorzug. — Jesus empfahl seine Lehre durch ein ganz heiliges und besonders wohlthätiges Leben. — Dennoch wurde Jesus von den Juden gehaßt, verfolgt und endlich an's Kreuz gebracht. Er ertrug aber dies alles geduldig und starb standhaft mit völliger Ergebung in Gottes Willen, aus reiner Menschenliebe. — Am dritten Tage stand er wieder auf, und nachdem er seine Jünger zum Lehramt vorbereitet hatte, verließ er am vierzigsten Tage die Erde, um in einer besseren Welt belohnt zu werden, und hat dadurch unseren Glauben an Unsterblichkeit und genaue Vergeltung bestätigt. — Da sich Jesus durch seine Erlösung ein so großes Verdienst um uns erworben hat, so sind wir zur dankbaren Verehrung und Liebe und zum thätigen Glauben an ihn verpflichtet.“

Wenden wir uns von diesen beiden Lehrbüchern zu dem Heidelberger und Lutherischen Katechismus, so umweht uns Lebenslust. Einem Todtengewölbe entronnen, wandeln wir im lieblichen, warmen Sonnenstrahl und finden uns wieder in biblischer Heimath. Des Glaubens Licht leuchtet uns, der Liebe Flamme entzündet unser Herz und des Geistes Wehen haucht uns erfrischend an. Fünf goldene Säulen, die Hauptstücke des christlichen Glaubens, tragen in beiden einen einfachen, wunderbar herrlichen Lehrbau. Eine Stimme spricht aus seinem Innern: Siehe, ich war arm und elend, ich war hilflos und krank, aber ich bin reich und stark, herrlich und gesund geworden, denn ich habe den Herrn gefunden, dessen Antlitz mir Jahrhunderte lang verhüllt blieb. Er war reich und wurde arm, er war hoch und wurde niedrig, damit ich durch seine Armut reich und durch seine Niedrigkeit erhöht würde. „Kommt, und siehe es!“ — Das Lippische Volk hat diese einladende Stimme gehört und ist eingetreten in die reformatorischen Lehrbücher, die der Geist des Glaubens an das Wort Gottes mit lebendigem Griffel in großartigem Kapitalsstil geschrieben hat. Werden die Gebildeten des Landes dem Volk den Vorrang gestatten und von diesen herrlichen Glaubenszeugnissen durch die Wissenschaftlichkeit der Ignoranz sich abhalten lassen? —

*) Demselben, der es auch eingeschoben hat; der andere bedient sich des kleinen Lutherischen Katechismus.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 21. August.

N^o 67.

Die Kniebeugungsfrage in Baiern, und der darüber geführte Schriftwechsel.

Nicht leicht hat auf dem confessionellen Gebiete eine Gelegenheit größere Theilnahme und lebhaftere Besprechung angeregt, als die seit dem 14. August 1838 bei der Baierschen Armee wieder eingeführte und ohne Unterschied des kirchlichen Bekenntnisses allgemein und ausnahmslos geforderte Kniebeugung vor dem Venerabile. Seitdem Baiern aufgehört hatte, ein ausschließlich katholisches Land zu seyn, und lange vorher, ehe durch die Constitution die Rechtsgleichheit aller Confessionen feierlich ausgesprochen war, hatte jene Einrichtung nicht mehr bestanden. In den ansehnlichen protestantischen Gebietstheilen des Königreichs war sie eine ganz neue Erscheinung. Kein Wunder, daß überall eine Bewegung des Befremdens und der Überraschung sich kundgab, daß von den verschiedensten Seiten sofort Schritte geschahen, um dieser unwillkommenen Anordnung sobald wie möglich wieder überhoben zu werden. Wer die Dogmen und Geschichte der Protestantischen Kirche kennt, für den bedarf es keines Beweises, kaum der Andeutung, daß jene Zumuthung als Gewissenssache, als Beeinträchtigung der Glaubensfreiheit erscheinen muß und auch von jeher so angesehen worden ist. Alle berechtigten Organe der Protestantischen Kirche Baierns haben sich in diesem Sinne ausgesprochen. Das Ober-Consistorium, als höchste Kirchenbehörde des Reichs, hat gleich anfangs die Rechte der Kirche gegen jenen Ministerialerlaß verwahrt; die Synodalversammlungen haben fortgesetzt um die Aufhebung der Ordre sich verwendet. Kein Jahr verging, wo nicht von Seiten der Kirche Zeugniß und Bitte in dieser Angelegenheit vernommen worden wäre. Über den Eindruck, welchen jene Verfügung gemacht, über die Stimmung, welche dadurch hervorgerufen worden, konnte man höheren Orts nicht zweifelhaft seyn.

Auch wurden Versuche gemacht, die Gemüther zu beschwichen. Es wurden von Seiten des Ministeriums Erklärungen und Interpretationen erlassen, wodurch man der Zumuthung ihr Bedenkliches zu nehmen hoffte. Was verlangt wurde, sey nur militärische Salutation, nichts weiter. Die Form dieser Salutation durch Kniebeugung sey so gleichgültig, wie jede andere Ehrenbezeugung. Ein ausschließlich religiöser Akt werde hiemit nicht veranlaßt noch beabsichtigt. Zur Beruhigung der protestantischen Gewissen fügte man diesen authentischen Erläuterungen ein Gutachten des erzbischöflichen Ordinariats bei, worin ungefähr dasselbe gesagt war. Weil es jedoch scheinen mochte, als ob diese amtlichen Erlasse nicht völlig ihren Zweck erreichten, so gab man insoweit nach, daß zu Gunsten des Landwehrmilitärs mildernde Bestimmungen eintraten; es mochte doch allzu-

drückend erscheinen, daß der ansässige und vollberechtigte Staatsbürger genöthigt seyn sollte, in seiner Eigenschaft als Nationalgardist in so auffallender Weise an einem Kultus sich zu betheiligen, der ihm von Jugend auf als etwas Fremdes und seinen Gewohnheiten Widersprechendes gegolten hatte. Der Landwehrmann erhielt eine Dispensation, aber für das gesammte Linienmilitär blieb die Ordre in Kraft, und es zeigte sich zuletzt so geringe Neigung, die mildernden Bestimmungen weiter auszu dehnen, daß vielmehr das Gegentheil zu befürchten stand. Die Druckschriften, welche den Gegenstand behandelten, wurden confiscirt; der Besprechung auf den kirchlichen Synoden wurde ein Hinderniß in den Weg gelegt.

Nun blieb für die gewissenbeschwerten Protestanten noch ein Versuch übrig: den verfassungsmäßigen Weg der Beschwerde zu betreten, und durch die Ständerversammlung ihr Anliegen unmittelbar an den Thron zu bringen. Dieser Versuch wurde gemacht, doch nicht in der Form einer Beschwerde, weil man dies als ein Außersichs vermeiden wollte. Man wählte deshalb den nicht minder gesetzlichen Ausweg einer Petition, eines ständischen Antrags, der von sechs und dreißig protestantischen Abgeordneten unterzeichnet und nach dem üblichen Vorverfahren am 10. Januar 1843 der Deputirtenkammer vorgelegt und diskutiert wurde. Sein Inhalt war: die Kammer wolle den König auf verfassungsmäßigem Wege bitten, daß die bekannte Ordre zurückgenommen werde. Als Grund beruft man sich auf die Thatfache der Gewissensbeunruhigung; wobei übrigens dem ganzen Vorbringen ein durchaus gemäßigter, rücksichtsvoller Ton und Ausdruck gegeben war. Diese Mäßigung wurde auch während der ganzen Verhandlung beibehalten, und Alles vermieden, wodurch die katholischen Mitbürger hätten verletzt und veranlaßt werden können, dem protestantischen Antrag ihre Mitwirkung zu entziehen. Man vermied die Berührung des dogmatischen Gebiets; man sagte auch von staatsrechtlicher Seite nur das Unumgängliche; man überließ es dem Rechtsgefühl der katholischen Majorität, in dieser eigenthümlichen Collision sich zu finden und das Geziemende zu beschließen. Die Collision war unlösbar. Der Katholik sollte für die Aufhebung einer Ordre stimmen, welche zur Verherrlichung seines Kultus gemeint war. Man unterließ nicht, an diese Inconvenienz zu erinnern. Auch andere Einwürfe wurden den Antragstellern in den Weg gelegt. Die Frage betreffe ein Militärreglement, und liege somit außer der Befugniß und dem Wirkungskreis der Stände. Es sey Glaubenssache, und gehöre auch als solche nicht in den Bereich der Kammer. Es werde ja in der fraglichen Ordre kein innerer Glaubensakt befohlen, sondern nur ein äußerliches Zeichen; man beuge ja nur den Körper (sagte ein Redner); Adoration

finde nur dort statt, wo man auch das Geistesknie beugt. In Ungarn, auf den Ionischen Inseln würde von protestantischen Soldaten dieselbe Salutationsform ohne Bedenken vollzogen. Zwar hätten die Baierschen Kirchenbehörden eine Verwahrung eingelegt; aber seit wann denn der Protestant in Glaubenssachen die Autorität einer Kirchenbehörde anerkenne?

Ungeachtet dieser Ablenkungsversuche vereinigte sich die Kammer mit großer Mehrheit zu dem Beschluß, zwar nicht geradezu die Aufhebung der Ordre zu beantragen, aber doch den König zu bitten, durch geeignete Maßregeln die Gewissensbeunruhigung der Protestanten zu heben.

Kurz nachdem dieser Kammerbeschluß bekannt geworden und mit fast allgemeinem Beifall aufgenommen war, und während man sich den günstigsten Erfolg von ihm versprach, erschien in einer Münchener Verlagsbehandlung eine anonyme Brochüre, wodurch die ganze Sache von neuem in Frage gezogen zu werden schien. Styl und Inhalt bezeichneter den Verfasser nicht bloß als strengen Katholiken, sondern zugleich als namhaften Gelehrten, dessen Meinung jedenfalls von Bedeutung und Einfluß seyn mußte. Da sich hier die katholische Auffassung dieser Frage nach allen Beziehungen entwickelt und darlegt, so ist es für unseren Zweck wichtig, das Wesentliche dieser Schrift wiederzugeben.

Es ist — so heißt es im Vorwort — nicht bloß die Frage, ob einem in militärischen Dienstverhältnissen stehenden Protestanten zugemuthet werden könne, bei katholischen Kirchenfeiern zu knien, sondern ob es überhaupt nach protestantischen Religionsgrundsätzen Sünde sey, in katholischen Kirchen zu knien. Wird dies bejaht und als Lehre in den Religionsunterricht eingeführt, so muß es in unserem gesellschaftlichen Zustand eine gewaltsame, tiefeinschneidende Veränderung bewirken. Demnach ist zu untersuchen, inwiefern in der protestantischen Lehre und gegenwärtigen Stellung dieser Religionsgesellschaft ein Grund liege, die Kniebeugung in diesem Sinne abzulehnen; dann aber die Frage zu erörtern, sofern sie das Baiersche Heer und die Kammerverhandlungen betrifft. Für jenes bestimmt der Verfasser sein erstes, für dieses sein zweites Sendschreiben. Das erstere beginnt nun mit dem Ausdruck der Freude über die in der Kammer gezeigte religiöse Duldung, und knüpft daran einen Hinblick auf die „schönste Abweisung“, welche die Katholiken in der Württembergischen Ständeverammlung gefunden; ferner eine Erinnerung an die Verhandlungen der Baierschen Kammer von 1831 über die gemischten Ehen, wo namentlich Abgeordnete der protestantischen Geistlichkeit sich so aussprachen, „als ob sie zum erstenmal gehört hätten, daß es solche Dinge, wie priesterliches Gewissen, Verpflichtung gegen die Kirche gebe.“

(Fortsetzung folgt.)

Herr Pfarrer König zu Underbeck in der Preussischen Provinz Sachsen.

Der Genannte, von mir beiläufig in meiner Relation, auf Anlaß des seiner gedenkenden demagogischen Eischiedes, als Genos des Köthener Convents der Lichtfreunde namhaft gemacht, *) hat es angemessen

erachtet, in einer ganzen Brochüre: „Der rechte Standpunkt“, Magdeb. Bänisch, zu antworten, oder, wie er bereits früher angekündigt, „tätig drauf zu klopfen.“

Genauere Würdigung dieser Schrift muß ich Anderen, persönlich Unbeheiligteten überlassen. Hervorheben aber mit Einem Worte muß auch ich hier öffentlich zweierlei, ein etwas complicirtes Persönliches und ein einfaches Sachliches.

1. Das Persönliche betreffend, so wirft er mir vor: zunächst S. 10 und anderwärts, daß ich als „Forscher“ in Köthen gewesen, — lediglich eben so, wie der Herr Chef der Lichtfreunde in Gnadau gewesen war, nur mit dem Unterschiede, daß die Gnadauer Conferenz durch Statuten viel mehr ein Privatverein ist, als der völlig freie und öffentliche der Köthenschen Lichtfreunde, und daß ich da öffentlich reden mußte, wo ich nicht schweigen durfte; ferner S. 11 und anderwärts, daß meine ganz kurze Erwähnung und Bezeichnung seiner Persönlichkeit in der äußeren Erscheinung eine „gränzenlose Gemeinheit“, „beimütlich“ und was alles sey, — da ich doch nur einfach seine äußere Persönlichkeit sine ira et studio ganz kurz beschrieben habe, die Person eines Mannes, der durch die Art seiner schriftstellerischen Thätigkeit längst und weithin innerlich bekannt ist, der an dem von mir bereits früher angeführten literarischen Orte und selbst in vorliegender Brochüre S. 28. als Verfasser der Herostratisch berühmten Schmähschriften gegen Herrn Bischof Dräseke (nur mit Verpönung des Namens „Schmähschriften“ für irgend ein Produkt seiner Schriftstellerei, auch selbst das vorliegende nicht ausgenommen) sich unverkennbar bezeichnet hat und als solcher allwärts genannt wird, und der in dem Unifono des (angeblich von Dr. Fischer verfaßten) gedruckten Köthener Tafelrundsanges öffentlich celebrirt und feurig applaudirt ward, so daß ein historisches Wort über seine äußere Persönlichkeit doch gewiß dem Publikum, wie mir, erwünscht seyn mußte, wobei ich freilich nicht abnen konnte, daß die einfache wahrheitsgetreue Angabe dem Beheiligten als eine Beleidigung erscheinen konnte; ferner S. 14., daß bei Darstellung der Köthenschen Vorgänge „nach dem Einzelnen das Ganze“, „aus Niederträchtigkeit des Charakters und aus Bosheit“ betrachtet worden sey, — da ich ja deutlich Gutes, wie Böses ausgesagt hatte; ferner S. 26., daß ich dem hiesigen Blindeninstitutsvorsitzer (und Präbikanten des Irenhauses) Krause durch seine Erwähnung habe schaden wollen, — während ich doch alle mir bekannteren Praesentes je nach dem Maße ihrer Bethheiligung genannt; ferner S. 40., daß ich den Köthener Convent „mit meiner Gegenwart hätte verschonen und abwarten müssen, was mir durch den Druck bekannt wurde“, — da doch der Druck bis dahin nur vage Allgemeinheiten publicirt hatte; ferner S. 63., daß die von mir ausgesagte „Zufälligkeit“ meiner Bethheiligung in Köthen eine Unwahrheit sey, — da doch nur Paff. Uhlisch's Anwesenheit in Gnadau und das sehr zufällige Gespräch mit diesem im Moment des Abgangs des Dampfzugs (ich innen, er außen) und anderes gleich Zufällige dieselbe veranlaßt hatte, u. s. w. Auch darf ich nicht ganz unerwähnt lassen, daß Herr König bei Abdruck meiner Relation, für den ich ihm übrigens danke, willkürlich unterdrücken hat nur nach seinem Ermessen, und wo er S. 16. meinen Lebensgang erzählt, zwar erwähnt, daß der theure hochselige König meine Dienstentlassung befohlen, nicht aber, daß er dieselbe nach vier Jahren unbedingt zurückgenommen hatte.

2. Sachlich hebe ich nun nur hervor, ja ich rufe es als Weheruf, so laut ich vermag, in die schlafende Kirche

schaft mit Uhlisch, Dr. Niemeyer, Dr. Franke, Dr. Fischer, Dr. Wegscheider, Dr. Ehricht, Dr. Erler, Klusmann, Sintonis“ durch eine Zurschiff des Ersteren („Komm zu uns, daß wir beraten und vom Reden zum Handeln schreiten“) vermittelt worden sey.

*) Im Eingange seiner Brochüre erzählt er, wie „die persönliche Bekannt-

hinein: Ein angestellter evangelischer Pfarrer, König in Anberbeck, in der Preussischen Provinz Sachsen, erklärt es nicht nur S. 63. der angeführten Schrift öffentlich für „Unsinn“, daß der Sohn Gottes am Kreuze gestorben, nicht nur S. 70. für „Thorheit und Sünde“, dem Volke die Speise der Augsburgischen Confession zu bieten; nein, unummunden, wie kaum je ein protestantischer Prediger, sagt er sich selbst öffentlich nackt und dürr S. 18 ff. von der protestantischen Grundlehre von der Rechtfertigung los. Luther — heißt es — „machte die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an das Verdienst Jesu zur Grundlage des christlichen Glaubens und fand darin die einzige Quelle aller Seligkeit. Man hat vielfältig versucht, und gibt sich noch heute alle Mühe, dieses eine ächt Lutherische Dogma wenigstens bei allgemeiner Gültigkeit in der Evangelischen Kirche zu erhalten. Doch alle Mühe ist umsonst. Dieses Dogma des Augustinermönchs erscheint uns als Neuerung... Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an das Verdienst Christi ist ein von alten Kirchenlehrern aufgestelltes Dogma, welches sich lange in Ansehen erhalten hat; aber in unserem aufgeklärten Jahrhundert hat die Gewohnheit, das Unbegreifliche deshalb anzunehmen, weil es von Kanzeln und Kathedern verkündigt wird, einen furchtbaren Stoß bekommen. Wir haben in unserer Jugend nicht so viele Schläge bekommen, wie der kleine Martin; wir haben geläuteteren Vorstellungen vom höchsten Wesen, als der Augustinermönch; darum fürchten wir uns nicht vor Gottes Zorn, und suchen keine Mittel auf, ihn zu tilgen... Der Begriff der Rechtfertigung und der Glaube an fremdes Verdienst liegt ganz außerhalb des Bewußtseyns des Kindes und des Volkes... Nur der, welcher zuvor auswendig gelernt hat und herzusagen im Stande ist, daß er ein armer, elender, sündiger Mensch sey, wird sich zu dem Bekenntnisse bequemen, daß er hoffe, bei Gott durch das Verdienst eines Dritten gerechtfertigt zu werden. Alle Mühe, sagen wir nochmals, solchen Vorstellungen in unseren Tagen eine allgemeine Gültigkeit zu verschaffen, ist rein umsonst, und das halten wir auch für gar kein Unglück... Ihr ruft uns zu, wir müßten auscheiden aus der Kirchengemeinschaft, weil wir die Kirchenlehre verlassen hätten. O ihr seyd allzu gütig! Wir eben sind die Evangelischen... Ihr kleines Häuflein wollt die Kirche seyn und uns hinausstoßen! Abermals sage ich: O ihr seyd allzu gütig; verkennet doch eure Stellung nicht. Laßt doch die auch ein Wort mitreden, in deren Mitte wir das Evangelium seit Jahren verkündigen, und fragt sie, ob sie euch lieber haben wollen mit eurer Zerknirschung, eurer Litanei und eurer Ewigkeit der Höllestrafe. Täuscht euch nicht über die Stimmung des Volks. Wenn das Maß voll ist, so läuft es über!“

Und dieser Mann entblödet sich nicht, in Einem Athem mit dem Angeführten S. 19. sich auf des hochseligen Königs Anordnungen zu berufen, die ihn zu Solchem autorisirten! „Darum folgten die Meisten unter uns der Aufforderung unseres hochseligen Königs und ließen fallen das Lutherische und Calvinistische, und gaben dem rein Christlichen den Vorzug.“ — Entblödet er sich doch selbst nicht, auf Christi eigene Worte zu pochen, daß sie seine Weisheit lehren!

Wenn das nicht Rottenmacher sind! — O wehe der Kirche, die solches duldet! O dreimal wehe der, die's dulden müßte!
Halle, 3. August 1844. G.

„Die alte gefallene Stadt?“

Erst aus Pfarrer König's bereits beregter Schmähschrift S. 37 ff. lerne ich einen Aufsatz kennen, der in „dem geschätzten Magdeburger Wochenblatt für Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens“ Nr. 27. zu lesen gewesen sey, unterzeichnet J—z. *) In diesem Aufsatz ist meiner von Anfang bis zu Ende, zwar nicht in der „gränzenlosen Gemeinheit“ des Herrn König, die eben darum bereits abgethan ist, doch aber in einer Weise gedacht, die mich zu einer Erwiderung mit zwei Worten an diesem Orte dringt.

Seine aprioristische Weisheit lasse ich dem Herrn J—z ohne Weiteres, will es auch ruhig abwarten bis zu meinem Schluß-Résumé, das dereinst nöthig werden dürfte, ob aus ihr sich der „Lichtenberg oder Lessing“ entwickelt, dessen Erscheinung er ankündigt; ich habe zunächst nur einfach zu erklären oder zu protestiren in Bezug auf das, was er mir vorrückt, und dann kurz mit etwas Allgemeinerem, einer Frage, zu schließen.

Herr J—z ergeht und ereifert sich in's Weite über den Zweck meiner Gegenwart in Köthen. Es war einfach, wie ich einfach immer wiederhole, da die Lichtfreunde diesen Lichtstrahl nicht fassen zu wollen oder zu können scheinen, kein höherer und geringerer, als der, den Herr Past. Uhlich in seinem schweizenden Zuhören und seinem nachfolgenden (mündlichen oder schriftlichen) Referiren zuvor in Gnadau offen ausgeführt und mich gelehrt hatte. Daß meine Relation dann direkt, die seinige bis jetzt nur indirekt, eine öffentliche geworden ist, müssen grade die Lichtfreunde, die Generalpächter der „öffentlichen Meinung“, **) mir nur danken. Haben sie ja doch auch selbst, wie ich, Berichte über die Köthener Vorgänge veröffentlicht, natürlich nur Jeder von uns von seinem Standpunkte. „Wie man solch Verfahren in der Deutschen Sprache benenne“, lasse ich mit Herrn J—z vollkommen dahingestellt, zufrieden, daß ich nach dem Zeugnisse meines Gewissens und aller wirklichen Lichtfreunde in dieser Angelegenheit von Anbeginn einen offenen, ehrenhaften, männlichen Gang gegangen bin. „Abwarten, was mir durch den Druck bekannt würde“, ***) wollte ich nicht wei-

*) Ich kenne den Namen des Assessors nicht, der in Köthen auf Grund der Belehrungen des Herrn Dr. Franke auf Abschaffung des apostolischen Symbols antrag. Sonst würde ich wissen, ob dieser Aufsatz von J—z, der ganz seinen Geist verräth, von ihm herrühre oder nicht. Die Lichtfreunde lieben in der Regel das offene Bistir nicht.

**) Sie veröffentlichen — beiläufig — eben heute und gestern hier wieder ein Ausschreiben zu einer Hallischen Versammlung auf morgen in hiesiger Freimaurerloge, und zwar diesmal zuerst (vielleicht in Folge der empfangenen faulen Consiſtorialabmahnung) mit wenigstens doppelt größerem Lettern.

***) Diese Worte habe ich neulich ungenau dem Herrn König zugeschrieben, da er sie vielmehr nur referirt, freilich ihre Wahrheit anerkennend.

ter, da es den vulgären Lichtfreunden beliebte, durch den Druck über die Röhenschen Versammlungen nur nichtsagende Dinge zu veröffentlichen und unter dem Hütlein zu spielen. Ja, sollte der Röhensche Unfug kirchlicher Rottenmacherei ferner noch geduldet, und dazu durch den Druck von neuem dem Publikum und den Behörden Sand in die Augen gestreut werden: so gehe ich, falls die Versammlungen öffentliche bleiben, wo Jedermann den Zutritt hat, zweifelsohne wieder und wieder dahin, um, wenn das kirchliche und kirchengeschichtliche Interesse es fordert, neue, gleich unbestreitbar und unbestritten wahre Relationen zu machen. Ruft Herr J—z dann und jetzt: „Möge er nun auch tragen, was die öffentliche Meinung ihm aufzuladen für angemessen hält“: so kann ich nur munter erklären, daß seine und seiner Consorten „öffentliche Meinung“, da ich mit der Praxis gestörter Wespennester schon längst nicht unbekannt war, mir etwas durch und durch Gleichgültiges ist, ja daß ich stets vielmehr meine Ehre darin finden werde, von dem jetzigen J—z und seiner öffentlichen Meinung verabscheut, verachtet, verlacht, geistig oder auch leiblich todtgeschlagen, und was irgendetwas beliebt, zu werden, mit Christen-Recht und -Würde vollkommen zufrieden.

Wenn im Weiteren Herr J—z die radikalen *) Grundsätze von der Unterordnung der heiligen Schrift unter Wislicenischen und J—zischen Geist patrocinirt: so gehört dies zu seiner Weisheit, die ich ihm lasse. Wenn er sich aber verwundert, daß ich auf das apostolische Glaubensbekenntniß in der Weise, wie es geschehen, ein Gewicht lege, und Herrn Wislicenus **) einen durchaus nicht berechtigten evangelischen Pfarrer nenne: so wisse er, oder höre nochmals, daß auf heilige Schrift und auf das allsonntäglich feierlich vorgelesene, d. h. als Glaubensbekenntniß feierlich bekannte, also mit Eideskraft genehmigte, apostolische Glaubensbekenntniß *** jeder Preussische evangelische Pfarrer unbedingt verpflichtet ist, und, wenn er diesem Bekenntnisse naht und frech widerspricht, seine Ehrlichkeit oder sein Amt verfallen ist. „Ich denke, die Gelehrten sind darüber einig, daß jenes Symbol erst einige Jahrhunderte nach Lebzeiten der Apostel von unbekannten Händen zusammengesetzt ist“, mag Herr J—z immerhin denken; er spricht es vielleicht nur dem Herrn Dr. Franke nach. Dennoch ist nichts so grundfalsch und so durch und durch untheologisch, als die Ansicht, daß das apostolische Symbol ohne völlige biblische Begründung und augensichtlichste ur- und allgemein-kirchliche Berechtigung sey, ob ich mir auch nicht die undankbare Mühe nehme, das dem Herrn J—z zu demonstrieren.

*) So — „Radikale“ — beliebt diese Fraktion der Fraktion der Lichtfreunde sich selbst zu nennen.

**) Da derselbe pastoral fort fungirt, so darf ich wohl das ihm früher öffentlich gegebene Prädikat der Ehrlichkeit nunmehr öffentlich zurücknehmen.

***) Ob Herr Wislicenus dies wirklich und wahrhaftig bei Liturgie und Taufen vorliest, weiß ich freilich nicht. Es gibt hier Leute, die es läugnen.

Wenn endlich Herr J—z mir zuruft: „Hast du in der Magdeburgischen Zeitung den Tanz begonnen vor den Augen des großen Publikums, so führe ihn da auch durch; hic Rhodus, hic salta“: so wisse er, daß ich in der Magdeb. Zeitung zu reden nicht begonnen habe, sondern meine Gegner, denen ich antworten mußte, daß aber dieselbe Zeitung auch nur zwei Antworten von mir aufgenommen, ein Weiteres ohne Grundangabe ungedruckt gelassen hat, und daß ich endlich „die Perle“ nicht profaniren darf. In der Ev. R. Z. werde ich pflichtgemäß jedem Angriffe stehen.

Nun noch ein allgemeineres Schlusswort. Daß auch ich die hochachtbare Stadt Magdeburg (meine eigene Stammstadt) nicht verachte, sondern hochachte, brauche ich nicht zu bekennen. Ich habe aber kirchenhistorischer Treue gemäß in meiner Kirchengeschichte, erfüllt von tiefer Ehrfurcht vor der evangelischen Größe und dem protestantischen Heroismus des gesegneten Magdeburg in und nach der Reformation, wie von gleich tiefer Wehmuth bei nothwendiger kurzer Erwähnung der urkundlich constatirten neueren Thatfache, daß vor wenigen Jahren der dortige Pastor zum heiligen Geist, Sintenist, als er öffentlich naht und dürr die Anbetung und Gottheit Christi bestritt, nur durch energische Verwendung der Magdeburger Gemeinde und des Magdeburgischen Magistrats als Kirchenpatrons, trotz des Gegenkampfs des Herrn Bischofs Dräseke, in seinem Amte erhalten, und so der damalige Streit — mit dem berühmten Magdeburger, dem milden Dr. Lücke in Göttingen, zu reden — elendiglich erwürgt ward, von „der alten gefallenen Stadt“ gesprochen. Dies hat die Magdeburgische Zeitung bekanntlich beiläufig spaßhaft gefunden. „Das geschätzte Magdeburger Wochenblatt für Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens“ theilt nun oben besprochenen langen Aufsatz von J—z mit, worin die radikal widerchristlichen Grundsätze eines Wislicenus öffentlich und (ich weiß nicht anders) völlig widerspruchlos vor allen Einwohnern Magdeburgs (nächst Röhren und etwa Halle längst des Hauptexpeditionsplazes des Unglaubens der Lichtfreunde) vertreten worden sind, und unter dem Walten irgend welches bedauerlichen Zufalls hat so eben auch das Königl. Hochw. Consistorium der Provinz Sachsen zu Magdeburg in dem („Möller“ gezeichneten) Rescript, wo es die bereits anderweit berichtete Mahnung in Betreff des Röhener Convents der Lichtfreunde oder eines ähnlichen (denn ein Name wird nicht genannt) ausspricht, im Haupteingange ausdrücklichen wörtlichen Bezug auf jenen Aufsatz genommen, indem es dem Eingange dieses Aufsatzes, mit ausdrücklicher Berufung auf ihn, den formalen Consistorialstempel der Wahrheit aufprägt, ohne zugleich irgend wie eine sachliche Rüge seines weiteren materialen Inhalts beizufügen.

Darf ich — das jetzt zum Schluß meine Frage bei unsern bevorstehender neuer sechster Auflage meiner Kirchengeschichte — darf ich jenes Prädikat der Überschrift streichen?

Halle, 6. August 1844.

G.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 24. August.

N. 68.

Die Kniebeugungsfrage in Baiern, und der darüber geführte Schriftwechsel.

(Fortsetzung.)

Zur Sache kommend, äußert der Verf., die fragliche Ordre sey den längst gehegten Wünschen der Katholiken völlig gemäß; es sey damit die alte, bis 1803 bestehende Ordnung hergestellt. „Ihre Abschaffung war nur ein Ring in der langen Kette von Verordnungen, die feindselig in's kirchliche Leben eingriffen. Das Militär war gezwungen, während Alles knieend anbetete, allein mitten in der Kirche aufrechtstehend als fremder, theilnahmloser, eingebrungener Haufe sich auszunehmen; jetzt fühlen sich wieder Alle, Soldaten, Bürger, Priester als Eine, von Anbacht und Anbetung durchdrungene Gemeinde. Nach der früheren Anordnung kam das Militär nur, um Parade zu machen, nicht um selbst zu beten. Der Soldat war nicht als katholischer Christ zugegen, sondern als willenloses Glied einer großen Maschine. Jetzt ist durch die alte Kniebeugung das Zeichen der Theilnahme am Vorgehenden und der Gemeinschaft mit den übrigen anwesenden Gläubigen hergestellt. — Daß diese Verfügung für das religiöse Gefühl der anderen Confession nichts Verletzendes habe, mußte schon deshalb einleuchten, weil die große Mehrheit der Baierschen Protestanten Lutheraner sind, welche seit der Reformation die Kniebeugung beibehalten haben. Die Reformirten aber, welche früher das Knien für Gökendienst erklärten, haben durch ihre Union mit den Lutheranern diesem Standpunkt entsagt. Zwar weiß man, welche Vorwürfe früherhin den Katholiken auch von Lutheranern wegen dieser Kniebeugung gemacht worden sind; aber sollte die Gesinnung, welcher diese Ausbrüche des wildesten Eekthasses entquollen, auch jetzt noch als herrschende vorausgesetzt werden? Man hat die Concordienformel aufgerufen. Sollte sie aber noch verbindende Kraft haben, dann müßte vor allen Dingen jene Union wieder zerrissen werden. Man kann nicht einzelne Artikel als verpflichtend herausheben, während man andere preisgibt. Der Lutheraner vereinigt sich selbst mit dem Zwingligsgefinnten zur Feier des Abendmahls, während anerkanntermaßen die Lutherische Lehre von der Zwinglischen viel weiter entfernt ist, als von der katholischen. — Bei der Grundsteinlegung zum Kölner Dom ist viel von einer auch religiösen Einigung der Nation geredet worden; ein Anathem hat man auf jene gelegt, welche den alten Glauben zu erneuern suchten. Die Confessionen sollten durch sorgfältige Hervorhebung der Punkte, worin sie sich nahe stünden, den Frieden vorbereiten. So lange es Christen gibt, war die Anbetung des im Altarsakra- ment gegenwärtigen Erlösers vorzugsweise das Zeichen und Bekenntniß ihrer Glaubensverwandtschaft. Wie sehr auch sonst entzweit und gespalten, darin fühlten sie sich Eins, den Sohn Gottes in diesem Mysterium nach Kräften zu verherrlichen. Alle Parteien und Nationen, deren Trennung von dem großen Körper der Kirche schon in die ersten Jahrhunderte hinaufreicht, haben den unalten Gebrauch beibehalten, dem unter der Hülle des Brotes gegenwärtigen Erlöser die volle äußere und innere Anbetung zu erweisen. Diese Anbetung ist noch ein Band, welches alle den alten Kirchen angehörige Christen umschlingt. Selbst die Augsburg-

gische Confession hat dieselbe offenbar begünstigt. In dem Artikel vom Abendmahl wird die Gegenwart des Leibes Christi vor dem Genuß und unabhängig von demselben gelehrt. Melancthon im Jahr 1540 veränderte den Artikel eigenmächtig zu Gunsten der Zwinglianer und seiner neuersonnenen Theorie. Luther dagegen wollte noch in den letzten Jahren seines Lebens den Akt der Anbetung beibehalten wissen. Sollte man nun dem protestantischen Volke vollends das Gefühl rauben, daß es bei so vielen Abweichungen doch wenigstens Einen Erbkiser mit den Katholiken gemein habe? Aber nein, lieber türkisch als papstlich, war der Wahlspruch, welchen im Niederländischen Religionskriege die Seeländischen Protestanten auf ihren Fahnen führten. Der jetzige Wahlspruch lautet: Glaube so wenig dir beliebt, läugne Alles, nur beuge nicht die Kniee bei der katholischen Abendmahlsfeier.“

Nach diesen, mit steigender Heftigkeit vorgetragenen Motiven, welche das Räthsel erklären sollen, wie man die Einheit der Confessionen grade dort suchen müsse, wo ihr Gegensatz ist, und deshalb den Protestanten zu einer Celebration verpflichten könne, worin der Katholik grade das Wesentliche, Unterscheidende seines Kultus anerkennt — geht der anonyme Sendschreiber zu einer Darstellung der Zerrissenheit und „chaotischen Verwirrung“ über, welche in der Lutherischen Kirche bezüglich der Abendmahlslehre herrschen soll. Im zweiten Sendschreiben wendet er sich sodann wieder zur Sache. Er vermißt in der Kammerverhandlung eine bestimmte, deutliche, mit entschiedenen Argumenten unterstützte Erklärung, warum die Kniebeugung für den protestantischen Soldaten eine Gewissensverletzung sey? Die „allgemeinen Phrasen von Religionsfreiheit“ zc. reichen ihm hier nicht aus. Die Forderung, eine der großen Mehrheit der Nation entsprechende Einrichtung bloß darum abzuschaffen, weil sie den religiösen Vorstellungen der Minorität nicht zusagt, gibt nach seiner Meinung mehr den gewaltthätigen, über fremde Rechte schnöde hinsahrenden Geist Luther's kund, als die willige Anerkennung verfassungsmäßiger Rechtsgleichheit. „Man muß sich wundern,“ fährt er fort, „daß die neuere Salutationsform mit Abscheu zurückgestoßen wird, während man die frühere ganz unbedenklich findet. Früher lautete das Commando: Zum Gebet, und war mit Senkung des Kopfes verbunden. Jetzt heißt es nicht mehr: Zum Gebet, sondern: Auf's Knie. Hierin findet man eine religiöse Verehrung, in jenem nur einen militärisch-ceremoniellen Akt. Allerdings ist für den Katholiken die Kniebeugung das sichtbare Zeichen der inneren Anbetung, aber nur darum, weil er Katholik ist, weil bei ihm diese Gesinnung vorausgesetzt werden muß. Sonst ist sie nur ein äußerer Akt, dessen Bedeutung von dem Gesetz oder Reglement abhängt. Für den katholischen Soldaten ist jede Ehrenbezeugung, die frühere wie die jetzige, zugleich Salutation und Anbetung. (Hier vergißt der Sendschreiber, daß seiner obigen Ansicht zufolge der katholische Soldat nach dem früheren Reglement eine theilnahmlose, aufrechtstehende Maschine gewesen.) Zeichen, Bewegung und Stellung ist an und

für sich gleichgültig, und bekommt Bedeutung erst durch den in der Seele vorgehenden Akt, durch herrschende Sitte, durch ein kirchliches, nicht aber durch ein politisches und militärisches Gesetz. (Auch hier scheint vergessen, daß so eben noch die Bedeutung des äußeren Aktes von dem Gesetz oder Reglement abhängig gemacht war.) Die katholischen Maroniten, versichert der gelehrte Sendschreiber, leisten die Anbetung immer stehend, bloß mit Neigung des Kopfs. (Als Maschinen?) — Die Organe der Regierung haben deshalb die vorgeschriebene Handlung ganz richtig nur eine Salutationsform genannt. Als bei dem letzten Reformationsjubiläum in den protestantischen Ländern die katholischen Soldaten zu den Kirchenparaden zc. commandirt wurden, da nahmen sie an dieser Feler, welche mit ihrer religiösen Überzeugung in gradem Widerspruche stand, auch nur als Soldaten Theil. Hätten sie sich geweigert, so würde man ihnen mit vollem Rechte erwidert haben, daß man ihnen nur einen äußerlichen Akt zumuthe, bei dem sie denken könnten, was sie wollten. Die Kniebeugung ist kein abschließend religiöser Akt; diese Körperstellung hat in hundert Fällen eine ganz andere Bedeutung. Zwar können — dies räumt der Verfasser der anonymen Sendschreiben ein — Fälle eintreten, wo auch die Auferlegung einer indifferenten Handlung als Gewissensbeschwerung erscheinen kann; so die ersten Christen gegenüber der heidnischen Obrigkeit, weil ihnen Alles sogleich als förmliches Bekenntniß gedeutet wurde. So auch in früheren Zeiten die Protestanten unter Regierungen, welche das jus reformandi bis zu Gewaltthätigkeiten ausdehnten. Aber dies auf unsere Zeit anzuwenden, meint der Verf., wäre mehr als lächerlich.“

In dem Folgenden wendet sich die Polemik des Sendschreibers einem individuellen Gegenstande zu, der ihm in der Person des Abgeordneten, Professor Harleß aus Erlangen, sich darbott. Dessen Äußerungen in der mehrfach beregten Kammer Sitzung hatten seine Mißbilligung auf sich gezogen, und werden nun von ihm mit einem Nachdruck betont, mit einer Schärfe abgewogen und getadelt, welche in keinem rechten Verhältniß zu ihrem Inhalt steht. Doch hat gerade dieser Ausfall die weitere Fortsetzung des streitbaren Schriftwechsels veranlaßt, weshalb wir nicht gänzlich darüber schweigen können. Prof. Harleß hatte in der Kammer sich folgendermaßen ausgesprochen: Es gibt positive und negative äußere Zeichen des confessionellen Glaubens. Das positive äußere Zeichen unseres Glaubens besteht darin, nur bei dem Empfang des Abendmahls, als vor dem im Empfang gegenwärtigen Herrn, zu knien. Das negative äußere Zeichen besteht darin, daß wir die Kniebeugung außerdem unterlassen. — Hierin findet nun der anonyme Sendschreiber eine dreifache Unwahrheit, 1. daß die Protestanten nur beim Empfang des Abendmahls knien; 2. daß die Kniebeugung bei den Protestanten allgemein als Zeichen des Glaubens an die Gegenwart des Herrn betrachtet werde; 3. daß die Unterlassung der Kniebeugung als negatives äußeres Zeichen des protestantischen Glaubens gelte. In erster Hinsicht macht der Gegner geltend, daß die Sitte, schon bei der Consekration zu knien, sehr verbreitet sey. In zweiter Hinsicht müßte die Kniebeugung von Jedem gefordert werden, wenn darin ein Bekenntniß liegen soll; aber in vielen Kirchen knien bloß die Frauen. Die Kniebeugung gelte bei den namhaftesten Theologen (Slevoigt, Eifenschmidt, Brunne- mann, Hartmann, Tarnow, Balthasar, Lyncker, Calow,

Wendelin zc., welche sämmtlich von dem gelehrten Anonymus citirt werden) als indifferentes Zeichen der Ehrerbietung, wie Abziehung des Hutes u. dgl.; deshalb könne auch ihre Unterlassung in dritter Hinsicht kein negatives Glaubenszeichen seyn; sonst würden alle unirten und nichtunirten Protestanten, welche das Abendmahl stehend empfangen, hiedurch ihren Unglauben an die Gegenwart Christi bezeugen. „Man lege doch allen protestantischen Fakultäten die Frage vor: ob die beim Abendmahl gebräuchliche Kniebeugung stets als förmliche Adoration gegolten habe? keine wird bejahen. Die angelegliche Aufregung unter den Protestanten ist mehr künstlich als natürlich; es haben nur Solche sich geäußert, welche gar nicht persönlich betheiligte sind; die unmittelbar Berührten haben sich völlig ruhig verhalten. Der Regierung ist nicht zuzumuthe, daß sie die gegen die Kniebeugung gerichtete Protestation als eine allgemein kirchliche annehme. Sie wird es nur als Ausnahme gestatten können, wenn Einzelne wünschen, der Kniebeugung überhoben zu seyn. Es wird nothwendig seyn, daß jeder Protestant beim Eintritt in den Dienst ein für allemal erkläre, ob er sich dem allgemeinen Reglement zu fügen gefonnen sey oder nicht. (Bei dieser Formulirung der Frage läßt sich ihr Effect nicht unwahrscheinlich errathen.) Daß hiedurch die militärische Disciplin beeinträchtigt werde, siehe wohl nicht zu befürchten; ohnehin sey durch das neue Reglement die frühere strengmilitärische Gebundenheit schon gelockert, weil die Soldaten jetzt nicht mehr in der strenggeschlossenen Einheit des Corps, sondern mit abgelegten Waffen, abgenommener Kopfbedeckung, mehr als Individuen, als Christen im Gotteshaus erscheinen. (Und dennoch in ihrem Bezeigen daselbst nur ein militärisches Commando, einen gefinnungs- und gedankenlosen Maschinendienst erblicken sollen? Wie stimmt dies zusammen?) Diese Rathschläge, sammt Hindeutungen auf den wachsenden Haß der Protestanten gegen alles Katholische, auf die unaufhaltsame Zerfegung der protestantischen Lehre, auf die Auflösung ihres Kirchenwesens, diesen „langsamten Selbstmord“ des Protestantismus nach Menzel's Ausdruck, beschließen das Sendschreiben.

Ohne dem weiteren Verlauf dieser Controverse vorzugreifen, drängt sich uns doch hier schon eine Frage auf, welche nicht minder den in dem Sendschreiben geäußerten Ansichten, als dem in der Ständekammer von namhaften Katholiken dargelegten Urtheil über diese Sache gilt. Fühlt man nicht den Widerspruch, in den man von vorn herein sich verwickelt, wenn man diese Salutation von dem Katholiken als heiliges, unveräußerliches, unentbehrliches Kleinod, von dem Protestanten als gleichgültige, bedeutungslose Ceremonie angesehen wissen will? Wir hören da von der einen Seite die wiederholten stärksten Versicherungen, es sey hier gar nicht von einem Kultusakt die Rede, Alles sey militärisches Reglement, erleide nicht die mindeste Beziehung auf Religion, könne gar niemals Gewissenssache seyn. Der Soldat könne und müsse sich jeder Ordre unterwerfen, sie möge betreffen, was sie wolle. Der Kriegsminister selbst thut den Ausspruch: der Soldat gehorcht nur dem Commando seiner Vorgesetzten, und hat sich um den Gottesdienst durchaus nicht zu bekümmern. Und dennoch versichert uns der anonyme Sendschreiber, und vor ihm schon die achtungswertheften Kammermitglieder: durch diese

Ordre erst sey der Soldat dem Kultus wiedergegeben, und deshalb müßten alle Katholiken an dieser Einrichtung wie an einem Heiligthum festhalten; man dürfe sich in diesem Reglement keine Änderung gefallen lassen. Alles, was Bezug hätte, die Ehrerbietung vor dem Sanctissimum zu mindern, jede Verfügung, es sey bei Militär oder Civil, die nicht die höchste, auch äußere Verehrung vor diesem Mysterium an den Tag legte, müsse als Beeinträchtigung des Glaubens angesehen werden, was nur entfernt die Prerogative der katholischen Kirche schmälern und diesen wesentlich mit allen ihren Dogmen, Liturgie und Disciplin verbundenen Gebrauch auf die Seite drängen könnte, sey eine Verletzung des katholischen Gewissens. Kann man in solcher Weise von einer bloßen Salutationsform, von einer gleichgültigen Ceremonie sprechen? Unbegreiflich erscheint es, wie man nach solchen Äußerungen noch fragen kann, welche Gründe der Protestant habe, diese Celebration abzulehnen; wenn man sich anstellt, diese Gründe durchaus nicht entdecken zu können. Nicht die Anbetung des gegenwärtigen Erlösers ist es, welche der Protestant hartnäckig verweigert, wie uns der Sendschreiber glauben machen will; auch nicht von der Ehrerbietung handelt es sich, welche der katholischen Abendmahlsfeier zu zollen wäre. Das alles ist Verwechslung oder künstliche Verschlebung des wahren Standpunktes. Es handelt sich vom Antheil an der Messe, an diesem Centraldifferenzpunkt beider Confessionen, welcher zum Symbol und zur Marke ihres Unterschieds geworden; von der Huldigung, die dem Zeichen, der Hostie dargebracht wird, fragt es sich. Hier wird jede durch Wort oder That vollzogene Accommodation sogleich zur Untreue gegen das eigene Bekenntniß. Der Protestant nimmt keinen Anstand, von dem katholischen Geistlichen im Nothfall Taufe, Communion, Beerdigung zu empfangen; aber eine Messe bei ihm zu hören, hat zu allen Zeiten als faktischer Übertritt gegolten. Wie kann man den Protestanten zur nachgiebigen oder gleichgültigen Theilnahme grade bei einem Akt verpflichten, der als trennendes Princip die beiden Kirchen auseinanderhält?

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

Bei der am 14. August d. J. zu Pinne im Großherzogthum Posen stattgehabten Pastoral-Conferenz kam die in der Ev. K. Z. Heft 6. S. 365. mitgetheilte, von dem Past. Wislicenus zu Halle auf der diesjährigen Prediger-Conferenz zu Köthen über das Princip der Evangelischen Kirche und eine Grundlehre derselben ausgesprochene Erklärung, und das über diese Erklärung in der Ev. K. Z. Heft 1. S. 417. abgegebene, mit B. unterzeichnete Urtheil zur Sprache.

Die Versammelten waren einstimmig der betrübenden Äußerung, daß Past. Wislicenus mit jener Erklärung nicht nur der Kirche des Herrn, die da fest gegründet steht auf dem Grunde der Propheten und Apostel, da Jesus Christus, der Heilige in Israel, der wahrhaftige Gott und das ewige Leben, der Eckstein ist, Unehre gethan, sondern auch durch dieselbe sich offen von derselben losgesagt hat.

Indem die Versammelten den Past. Wislicenus in herz-

licher Fürbitte der Gnade des Herrn befehlen, halten sie es für ihre Pflicht, als Diener der Kirche Christi, diese Erklärung zur Ehre des Herrn und seiner Kirche mit Unterzeichnung ihrer Namen zu veröffentlichen.

W. Gerlach, Superintendent und Pastor zu Wollstein. Böttcher, Pastor zu Tirschtiegel. Sange, Superintendent und Pfarrer zu Samter. Kauffmann, Pastor zu Klemzig bei Züllichau. Rob. Bellson, Prediger und Missionar in Berlin. Simon, Divisionsprediger zu Posen. Hartmann, Prediger und Missionar zu Frankfurt a. d. O. Koegel, Oberprediger zu Birnbaum. Felsch, Prediger zu Birnbaum. Fischer, evang. Pfarrer und Schulen-Inspektor zu Gräg. Schmidt, Pastor in Samogin. Riese, Divisionsprediger zu Posen. Elsner, Pastor zu Bomst. Lucas, Prediger und Vorsteher der Waisenanstalt zu Rokitten. Stumpf, Superintendent in Prittisch. Dr. Klee, Pastor in Pinne.

Nachrichten.

Bericht über die am 25. und 26. Juni 1844 zu Stettin gehaltene Pastoral-Conferenz.

Die Feier des Missionsfestes, welche am 25. Juni d. J. in der St. Petri-Paulskirche in den Vesperstunden von 4 — 7 Uhr stattfand, leitete zugleich die später folgende Konferenz der dort bereits meist versammelten Geistlichen auf eine würdige Weise ein. Mit dem Segen dieser Feier versammelten sich die Brüder noch an demselben Abende in dem Saale der St. Elisabethschule, wo die Konferenz nach dem Gesange einiger Verse durch Gebet und kurze Ansprache eröffnet wurde.

In dieser vorbereitenden Beratung mußten sich die Anwesenden zunächst über Wesen und Zweck ihrer Versammlung klar zu werden suchen. Man kam darin überein, daß diese Pastoral-Conferenz durchaus allen Schein einer amtlichen Versammlung zu vermeiden habe, und lediglich dazu benutzt werden könne, sich über kirchliche Angelegenheiten zu besprechen, und unter des Herrn Beistande in der brüderlichen Gemeinschaft, und im Eifer in der Wirksamkeit für sein Reich zu erstarken.

Hienach sprach der Vorsitzende den Wunsch aus, daß diese brüderlichen Versammlungen in einem solchen Geiste gehalten würden, wie er den Dienern der Evangelischen Kirche gezieme, und schiene es deshalb erspriesslich, daß die Versammelten sich als eins im Bekenntniß der Augustana erklärten. — Je weniger sich jedoch gegen solches Bekenntniß selbst ein offener Widerspruch hervorthat, desto mehr glaubte man eben in guter Zuversicht von der Voraussetzung ausgehen zu können, daß die Brüder hierin eins seyen, und ein im Laufe der Diskussion sich ergebender Widerspruch sich auch beseitigen lassen würde.

Am nächsten Morgen um 8 Uhr versammelten man sich in demselben Lokale, und zwar vier und neunzig Prediger, siebzehn Candidaten, gegen zwanzig Schulmänner, und außerdem noch mehrere christliche Freunde.

Nach Gesang, Ansprache und Gebet leitete einer der Vorsteher die Beratung über die „Sonntagsfeier“ durch einen Vortrag über diesen Gegenstand ein, in welchem besonders hervorgehoben wurde, daß sich in dem Zustande der Sonntagsfeier jetzt allerwärts die Knechtschaft der Kirche zeige, und wenn auch nicht alle Gemeinden auf gleiche Weise dabei litten, so sey doch der krankhafte Zustand der Sonntagsfeier in vielen Gemeinden, namentlich Vorpommerns, wozu einzelne hervorstechende Belege geliefert wurden, so traurig, daß diese Noth und deren Abhilfe von der ganzen Kirche wohl beachtet werden müsse. Alle

Hülfe komme freilich darin nur von oben, und sey daher besonders das Wort Gottes rein zu predigen, und das Gebet fleißig zu treiben; allein es scheine auch Pflicht der Prediger zu seyn, auf andere damit zusammenhängende Mittel zu sinnen, um theils vielfältige, der christlichen Sonntagsfeier entgegenstehende Hindernisse zu beseitigen, theils dieselbe zu pflegen und zu fördern. — Der Vortragende stellte darauf

I. in Bezug auf die theoretische Frage:

„Wie ist das Sabbathgebot vom Standpunkte des Evangelii aus zu betrachten?“

folgende Thesen auf:

1. Die Unterscheidung zwischen Ceremonial- und Sittengesetz ist eine willkürliche, das ganze Gesetz ist Sittengesetz.
2. Gesezt, man wolle diese Unterscheidung gelten lassen, so gehört das dritte Gebot dem Sittengesetze an, dafür bürgt schon seine Stellung im Decalog.

3. Ja, das dritte Gebot ist nicht erst mit dem Gesetz des A. T., sondern schon bei der Schöpfung gegeben, und somit in die ganze Weltordnung hineingelegt (daher im Decalog daran, als an ein bekanntes, erinnert wird: „gedenke des Feiertages u.).

4. Der Christ steht also zum dritten Gebot eben so, wie zum Gesetze überhaupt. Er ist vom Fluche desselben erlöst, es steht nicht als ein drohender, verdamnender Buchstabe vor ihm, es ist für ihn erfüllt; aber damit er es erfüllen könne — nicht aus Zwang, sondern aus freiem Gehorsam der Liebe. Was die symbolischen Bücher in den Abschnitten *de nova obedientia* und *de tertio usu legis* sagen, gilt also auch vom dritten Gebote.

5. Hiemit steht nicht im Widerspruch, was unser Heiland Matth. 12, 3 ff., Marc. 2, 25 ff., Luc. 13, 15 ff. u. a. a. St. über die Sabbathfeier sagt; diese Aussprüche sind nicht gegen das dritte Gebot, sondern gegen die pharisäische Deutung desselben gerichtet.

6. Auch steht hiemit nicht im Widerspruch, daß der siebente mit dem ersten Wochentage von der Kirche verauscht ist; die Kirche hat hierin in Acht evangelischer Freiheit und im Einklange mit Col. 2, 16. gehandelt.

7. Die rechte Art, wie vom Christen der Feiertag zu heiligen sey, nennt Luther im kleinen Katechismus bei der Erklärung des dritten Gebotes, und in den Worten seines Liedes: „Du sollst heiligen den sieb'nten Tag, daß du und dein Haus ruhen mag; du sollst von dein'm Thun lassen ab, daß Gott sein Werk in dir hab'.“

8. Was also jeder Tag dem Christen seyn soll, ein dem Herrn geheiligter Tag, das ist im Sonntage concentrirt.

9. Daß schon zur apostolischen Zeit der Sonntag ein abgesonderter und vornehmlich Gott geheiligter war, beweist die Stelle Offenb. 1, 10.

Darauf ersuchte er in Bezug auf den

II. praktischen Punkt:

„der Verfall der Sabbathfeier in Preußen, und Mittel zur Beseitigung des Übels“

die Versammelten, ihre Erfahrungen über Entheiligung der Feiertage mitzutheilen, und Mittel dagegen in Vorschlag zu bringen. Als ein solches beantragte er sofort die Abfassung und Verbreitung eines ernsten Wortes der Pommerischen Geistlichkeit an ihre Gemeinden nach dem Vorbilde der Berliner Geistlichkeit. —

Lebhaft und ausführlich erfolgte nun die Diskussion über die erste Principienfrage. — Gegen die in den Thesen ausgesprochene Gleichstellung des Sitten- und Ceremonialgesetzes, wie überhaupt gegen den daraus hervorgehenden gesetzlichen Standpunkt trat zuerst eine auf Aussprüche des Neuen Testaments sowohl, als auch auf deutliche Bestim-

mungen der symbolischen Bücher, namentlich der Augsburgerischen Confession und des großen Lutherischen Katechismus gegründete Opposition auf, nach welcher auch im dritten Gebote, wenigstens theilweise, ein vom Neutestamentlichen Standpunkte aus abrogirtes Ceremonialgesetz enthalten sey, so daß man in der Evangelischen Kirche nicht jede Übertretung des dritten Gebots, z. B. jedes Arbeiten am Sabbath, für eine Todsünde halten könne, wie es im A. T. feststehe. Der Heiland selbst habe eine freiere Haltung des Feiertages durch sein Beispiel und seine Lehre geheiligt; die Apostel haben die Sabbathfeier der christlichen Freiheit anheimgegeben; die ältere Kirche habe die im A. T. auf manche Sünden, als: Mord, Ehebruch, Gotteslästerung, festgestellte Todesstrafe beibehalten, dagegen die durch das A. T. gleichfalls und vorzugsweise gesetzte Todesstrafe auf Sabbathschändung beseitigt; die Reformatoren endlich haben auf's Entschiedenste die christliche Freiheit in Bezug auf Sabbathe u. aufrecht erhalten wollen, und mit allem Nachdruck jeder Gewissensbeschwerung darüber gewehrt. — Demnach könne auch heute noch eine gesetzliche Alttestamentliche Auffassung der Sonntagsfeier nicht als maßgebend anerkannt werden. — Gleichwohl erkenne man die Nothwendigkeit einer christlichen Sonntagsfeier an, beklage schmerzlich den Verfall derselben, eifere auch dagegen entschieden, und wünsche von Herzen kräftige Abhülfe, ohne sich jedoch dabei auf einen unevangelischen Standpunkt stellen lassen zu dürfen. —

Von der anderen Seite suchte man dagegen der scheinbar unevangelischen Gleichstellung des Sitten- und Ceremonialgesetzes dadurch zu begegnen, daß man letzteres nicht nach dem Buchstaben des A. T., sondern nach dem darin erfüllten ewigen Kerne aufgefaßt wissen wollte, wonach demselben auch im Neuen Bunde eine fortbauende Bedeutung und Geltung zugesprochen werden müsse, wie dies an dem Beispiele der Alttestamentlichen Speisegesetze nachgewiesen wurde, welche ursprünglich dem Buchstaben nach eine Scheidewand zwischen Juden und Heiden bilden sollten, dem unvergänglichen Kerne nach aber die stete Trennung des Geistlichen im Reiche Gottes von dem Ungestlichen in der Welt vorbildeten nach 2 Cor. 6, 17. So liege auch im dritten Gebote, wenn man es als ein Ceremonialgesetz ansehen wolle, ein unwandelbarer Kern, und es sey nicht rathlich, diesem Gebote eine geringere Bedeutung, und eine weniger bindende Kraft zuzuerkennen, als jedem anderen Gebote. Im evangelischen Sinne liege zwar der größte Nachdruck bei diesem Gebote auf dem „Heiligen“; allein dazu sey eben ein „Feiern“ nothwendig, und ein Unterlassen desselben wegen des zugleich mit unterbleibenden Heiligens Sünde. — Die Reformatoren hätten, wie überhaupt, so auch in Bezug auf die Sabbathgebote, auf's Schärfste gegen die gesetzliche, werthleilige Auffassung derselben in der Römisch-Katholischen Kirche geistert, ähnlich wie der Heiland gegen die pharisäische Auslegung des Gebotes; wogegen sie das Gebot als ein göttliches gleich den anderen im Katechismus stehen gelassen, und in Ehren gehalten wissen wollten. —

Überdem könne die rein evangelische Geltung der Gebote, wonach sie alles Gesetzlichen und Zwingenden entbehren sollen, bei dem ungeläuterten Zustande der Kirche nicht allein aufgefaßt werden, sondern man bedürfe auch noch stets des Gesetzes als eines Zuchtmeisters auf Christum hin, und somit habe das dritte Gebot nicht bloß bindende Kraft für den, welchen der Geist der Liebe zum Gehorsam treibt, sondern auch für den diesem Geiste noch fern Stehenden. —

Wegen der unterdessen weit vorgedrungenen Zeit wurde die Diskussion über diesen theoretischen Theil des vorliegenden Themas abgebrochen, um in der noch gestatteten Frist auch die praktische Seite desselben beleuchten zu können. —

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 28. August.

N^o 69.

Die Kniebeugungsfrage in Baiern, und der darüber geführte Schriftwechsel.

(Fortsetzung.)

Es war zu erwarten, daß den bedenklichen Behauptungen des anonymen Sendschreibers eine nachdrückliche Verwahrung entgegengetreten würde. Der am meisten Angegriffene, Prof. Harleß, ergriff zuerst das Wort, und ließ noch während der Dauer des Landtags eine kurze Erwiderung drucken — „Offene Antwort an den anonymen Verfasser der zwei Sendschreiben, die Frage von der Kniebeugung der Protestanten betreffend“, welche, nur 24 Seiten lang, außer einigen Nebenpunkten, sich hauptsächlich mit der Verteidigung jener angegriffenen Äußerung vom positiven und negativen Kennzeichen beschäftigt. Die Worte seyen aus dem Zusammenhang gerissen und ihnen ein völlig falscher Sinn untergeschoben. Jene Behauptung solle nur von der Kniebeugung „im fraglichen Fall“ und „unter den bezeichneten Umständen“ gelten, und so habe sie auch in der Kammerstzung wörtlich gelautet. Der Sendschreiber aber habe daraus eine historisch-dogmatische Lektion über Dogma und Ritus der Protestanten gemacht, und so auf die leichteste Manier eine Unwahrheit darin entdeckt. Durch eine ausführliche Argumentation sucht nun Harleß darzuthun, daß der Sinn seiner Äußerung nur dieser gewesen: die Kniebeugung ist bei dem Protestanten Ausdruck eines Glaubens, der ganz und gar verschiednen ist von dem, was in der Römisch-Katholischen Lehre vom Messopfer und von der Wandlung geglaubt und thatsächlich bekannt wird. Der Protestant kann beim Messopfer kein positives Zeichen des Glaubens geben, nicht zum Empfang von Brot und Wein hinknien, weil er nicht in seiner Kirche ist; er hat also, um seinen Glauben zu bekennen, nur das zu unterlassen, was der Katholik thut, und hiemit also das negative Zeichen seines Glaubens zu geben. Im Ubrigen verwahrt sich Harleß vor den aus der Union gezogenen Konsequenzen, beruft sich auf die fortwährende Gültigkeit der Concordienformel und aller symbolischen Bücher; findet es auffallend, daß die verfassungsmäßige Rechtsgleichheit darin bestehen soll, daß die Minorität sich gefallen lasse, was der Majorität beliebt; rügt es, daß der Sendschreiber die Klagen einer Gesamtkirche, die einstimmigen Erklärungen aller kirchlichen Stellen und Organe mit den Worten abfertige, man sey nicht über allgemeine Phrasen hinausgekommen, und weist noch insbesondere den Vorwurf zurück, daß es in der Kammerverhandlung zu keiner genügenden Durchführung der Gründe, d. h. zu keiner dogmatischen Exposition gekommen sey, indem dies gerade zum Lobe der Kammer gereiche, und das Gegentheil höchst wahrscheinlich bei dem Sendschreiber selbst als unziemliche Einmi-

schung in kirchliche Fragen und Doktrinen übel weggekommen seyn würde.

Diese „offene Antwort“ bewog nun den Gegner, gleichfalls aus seiner Verborgenheit zu treten, und es erschien eine 76 Seiten starke Schrift: „Der Protestantismus in Baiern und die Kniebeugung, Sendschreiben an Herrn Prof. Harleß, dormal. Landtagsabgeordneten, von Dr. J. Döllinger (geistlichem Rath, Prof. d. Theol. und Akademiker in München). Der gereizte und beleidigende Ton dieser Schrift findet darin einige Erklärung, daß auch Harleß in seiner Antwort es nicht vermieden hatte, seinen Äußerungen eine persönlich verletzende Beimischung zu geben. Wir halten uns an das Sachliche.

Döllinger bleibt bei der Behauptung, daß in Baiern ausdrücklich und stillschweigend die Verbindlichkeit der symbolischen Bücher aufgehoben sey; daß durch die gemeinsame Abendmahlsfeier der Lutheraner und Reformirten etwas begangen werde, wovon die altlutherische Kirche einen Abscheu gehabt, und es als Gräuel bezeichnet habe; daß gegenwärtig in Baiern sogar der Fall sich ereigne, daß ein Lutherischer Prediger gehalten sey, auch reformirte Lehre in besonderen Unterrichtsstunden vorzutragen; daß demnach von einer Berufung auf die Concordienformel, überhaupt von einer Lutherischen Kirche in Baiern nicht mehr die Rede seyn könne. Aber auch abgesehen von der Concordienformel, so sey der Beweis 1. daß die Kniebeugung bloß militärische Salutation bedeute, 2. daß im entgegengesetzten Fall auch die frühere Form der Kopfbeugung verworfen werden müßte, noch nicht widerlegt. Unwidersprechlich sey, daß die große Mehrzahl der Protestanten in dieser Sache sich ganz anders bezeigt habe, als die wenigen künstlich aufgeregten Stimmführer. Geistliche selbst hätten laut darüber Klage geführt, daß Niemand im Volk, Niemand in der Armee protestire, und hätten beweglich gefragt: ist kein Markgraf Georg da? — Eine Berufung der Protestanten auf die Erklärung ihrer Consistorien sey unstatthaft, und würde nur dann gelten, wenn jeder Ausspruch eines Consistoriums für jeden Protestanten verbindende Kraft hätte und der Dawiderhandelnde sich einer Sünde schuldig machte. Wiederholt, wie schon im ersten Sendschreiben, bemerkt Döllinger, daß von katholischer Seite in der Kammer „treffende Bemerkungen“ über Salutation und Adoration (vom Geisknie u. s. w.) gemacht worden seyen, aber von den Protestanten immer nur der eintönige Refrain erschollen sey: wir sind beschwert — beschwert — beschwert — gleich dem Vogel im Lustspiel: ich bin verdrießlich, verdrießlich, verdrießlich, und Niemand weiß, warum?

Durch die Harleßsche Entgegnung in Betreff der dreifachen Unwahrheit und des positiv-negativen Kennzeichens fühlt

sich Döllinger nicht befriedigt. Er spricht von gewaltigem Anlauf und Staubwolken, und findet den Kern und die Summe des Gesagten in Folgendem: Für uns Lutheraner unter vier Augen ist es nicht wahr, daß das Kniebeugen beim Abendmahl ein Bekenntniß sey; aber „im fraglichen Fall“ „unter den bezeichneten Umständen“, nämlich in Bezug auf die katholische Abendmahlsfeier, ist es wahr. Vom dogmatisch-liturgischen Standpunkt aus sey die protestantische Kniebeugung kein Zeichen des Glaubens, sondern etwas Indifferentes. Aber auf dem täglichen Standpunkt des praktischen Lebens und wenn er in eine katholische Kirche tritt, dann entdeckt der Protestant an der Kniebeugung plötzlich ganz neue Eigenschaften, und sieht darin ein Zeichen seines Glaubens. Daß der Lutheraner beim Abendmahl vor dem im Empfang gegenwärtigen Herren kniee, findet Döllinger anstößig; denn da Christus nur im Moment des Essens gegenwärtig sey, so müßte der Protestant nicht vor dem Altar oder Tisch, sondern ein Communikant vor dem anderen, der Austheilende aber vor Allen knieen. Schließlich gibt Döllinger noch einen officiösen Bericht, wie es bisher die Baiersche Regierung mit den zerrissenen protestantischen Parteien gehalten, wie sie mit der Stärke ihres Armes diejenige bewaffnet habe, welche zufällig eben die herrschende sey. Zum Dank käme jetzt eine Reihe von Beschwerden. Und welche Beschwerden! über gemischte Ehen, Kindererziehung, Dimissorialien, Unterschied von impedimentum canonicum und papale! Das sind die „empfindlichen Leiden“ — arme, bemitleidenswerthe Kirche, ruft er aus, die ein solches Zeugniß ihrer Schwäche ausstellen kann. Das sind freilich Beschwerden, aber in anderem Sinne, Symptom einer gebrechlichen und hinfälligen Leibconstitution. Döllinger gibt nun der Regierung nicht undeutlich den Rath, sie solle hinfort von der orthodoxen Partei ihre Hand abziehen, und die Protestanten sich unter einander selbst aufzehren lassen.

Um es uns ganz anschaulich zu machen, wie Döllinger, und ohne Zweifel nicht er allein, in dieser Sache denkt, und welche Auffassung davon katholischerseits verbreitet werden soll, kann eine Stelle seiner Schrift dienen, welche deshalb hier ganz wiedergegeben werden mag. Er schreibt: „Ich bin nicht im Rathe des Königs gewesen, weiß auch nicht, ob und wie die Frage von der Kniebeugung im Staats- oder Ministerrathe verhandelt worden ist: es wird mir jedoch erlaubt seyn, mich, falls eine solche Verhandlung stattgefunden, an die Stelle des Referenten zu setzen und kurz anzugeben, was er etwa gesagt haben wird. Der allgemeine Wunsch, wird er etwa gesagt haben, der katholischen Mehrheit der Nation, die Würde und Gleichförmigkeit des Gottesdienstes, an welchem unser Königs Majestät theilnimmt, der wohlthätige Eindruck, welchen die der Feier und Heiligkeit der Handlung angemessene Haltung des Militärs auf das religiöse Bewußtseyn des Volks ausübt, alles dies erfordert, daß die frühere Salutationsform durch Kniebeugung bei dem Militär wieder hergestellt werde; auch ist nicht zu beforgen, daß diese Kniebeugung der protestantischen Minorität zum Anstoß gereichen werde, wofür nur das Bewußtseyn ihrer Lehre sich unter ihnen noch erhalten hat, und nicht etwa eine neue bisher unbekannte Doktrin zum Zwecke der Aufreizung unter ihnen verbreitet wird; denn die angesehensten protestantischen Theologen erklären sich einstimmig dahin, daß die Kniebeugung beim Abendmahl eine an sich indifferente Ceremonie sey, welche nur des Anstands und der Ehrbarkeit wegen erfordert wird, und welche man daher bei einer

solchen Gelegenheit nicht verweigern solle, bei der man auch den Hut abziehen und sonst eine anständige Haltung, wie sie bei jeder religiösen Handlung sich ziemt, zu beobachten kein Bedenken trägt. Ist demnach jeder protestantische Offizier und Soldat angewiesen, die Kniebeugung, mit welcher er dem Abendmahl seiner Confession beivohnt, oder Andere beivohnen sieht, bloß als ein dem Hutabziehen gleichkommendes Zeichen eines anständigen und ehrbaren Verhaltens zu betrachten, so ist nicht denkbar, daß er in der in seiner militärischen Stellung ihm zugemutheten Kniebeugung in der katholischen Kirche eine Gewissensbelästigung erblicken werde. Nur diejenigen könnten sich daher durch das neu einzuführende Reglement beschwert finden, welche auch schon in der Zustimmung des Hutabziehens oder der anständigen Haltung bei der katholischen Abendmahlsfeier einen Religionszwang finden würden; solche aber, das dürfen wir zuversichtlich erwarten — gibt es in der Baierschen Armee nicht. — Und wenn der Ref. hierauf noch die betreffenden gleichlautenden Zeugnisse aus Tarnow, Hartmann und zehn oder zwanzig Andern vorgelesen hätte: so hätte er seine Aufgabe, die Königl. Verfügung auf die protestantischen Grundsätze, wie sie vollständig entwickelt in den hiehergehörigen Schriften vorliegen, zu stützen, vollkommen gelöst.

Dies ist also die Quintessenz der Döllingerschen Ansicht. Wir wollen diesem Referat ex post nicht die Frage entgegenhalten: wieweit es verstatet ist, die beliebigen Zeitungsausdrücke von allgemeinem Wunsch der Nation, einstimmigem Verlangen des Publikums oder der katholischen Mehrheit an einem solchen Ort und in so ernster Sache anzuwenden, zumal da es bis jetzt unbekannt ist, durch welche berechtigte Organe sich der katholische Laienstand in seinen kirchlichen Interessen auszusprechen hat. Wir wollen ferner nicht fragen, warum grade bei dieser Angelegenheit eine Hindeutung auf mögliche Aufreizung für nöthig befunden wird. Sondern nur einen Wunsch fügen wir bei, im Fall jenes Gutachten wirklich zum Vortrag käme, daß hinter demselben etwa noch eine bescheidene Stimme folgendermaßen sich möchte vernehmen lassen: Was der Herr Ref. so eben aus den protestantischen Theologis allegiret haben, betrifft das die Kniebeugung vor dem Sanctissimo oder die Kniebeugung der Katholiken in ihrer eigenen Kirche? Antwort: Die letztern und die besagten Theologi sind so weit entfernt, die erstere zu meinen, daß sie vielmehr ganz im Gegentheil zur Beruhigung derer Gewissen schreiben, welche aus dem Grunde, weil ihnen die Genußlexio vor der Hostie absolut verboten ist, auch einen Anstand nehmen, in ihrer eigenen Kirche zu knieen. Selbigen ängstlichen Personen versichern die angezogenen Autores, daß sie aus der Kniebeugung in einer protestantischen Kirche sich so wenig ein Gewissen machen möchten, als aus dem Hutabziehen u. dgl. Mit der besagten Genußlexio vor dem Sanctissimo sey es freilich eine ganz andere Sache.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Bericht über die am 25. und 26. Juni 1844 zu Stettin gehaltene Pastoral-Conferenz.

(Fortsetzung.)

Aus dem in diesem Punkte leider reichen Gebiete der Erfahrung wurden nunmehr einige besonders bemerkbare Fälle hervorgehoben.

In solchen Gegenden, wo die Mehrzahl der Mitglieder von Landgemeinden aus Tagelöhnern im Dienste von Gutsbesitzern oder Pächtern bestehe, komme es vor, daß an fünf bis zehn Sonntagen hinter einander, ja in der ganzen Zeit von Neujahr bis Palmsonntag, kein Gottesdienst stattfinden könne, weil Niemand sich einstelle. — Ein Superintendent berichtete, daß er von einem benachbarten Amtsbruder eine Aufforderung zur Abhaltung eines Aufgebots mit der Bemerkung zurück erhalten habe, es sey durchaus unmöglich gewesen, in der ganzen Zeit eine gottesdienstliche Versammlung in der betreffenden Gemeinde zu Stande zu bringen. —

Ein Prediger hatte auf die an den Landrath des Kreises ergangene Bitte, einer auf einen Sonntag um 10 Uhr Vormittags angekündigten öffentlichen Auktion zu steuern, die Antwort erhalten: „Das sey im Amtsblatt nicht verboten.“ —

Mehrfach wurde auf die Abhaltung der jungen Landwehrleute und Kantonsisten vom Gottesdienste durch ihre Versammlungen an Sonntagen aufmerksam gemacht, welche Versammlungen meist zwar nicht während der gottesdienstlichen Stunden abgehalten würden, aber doch die Theilnehmer — statt in die Kirche — in die Krüge führten. —

Ein als Gast anwesender Geistlicher aus dem Königreich Sachsen, der bereits regen Theil an der Disfussion genommen hatte, theilte darauf mit, daß dergleichen Sonntagsentheiligung in seiner Heimath unerhört sey, und wenn es auch nicht ganz daran fehle, doch bei den obrigkeitlichen Behörden ernstlichen Widerstand finde. So habe ein Fabrikant eines Sonntags arbeiten lassen und dafür 5 Thlr. Strafe erlegen müssen. Da er aber wohl 100 Thlr. dabei verdiente, so trogte er dem Verbot, und war so fest, bei dem nächsten Übertretungsfalle unaufgefordert 5 Thlr. Strafgebelde einzusenden. Statt dessen aber wurde nun jedem einzelnen Arbeiter eine Strafe von 5 Thlr. angedroht, und die Sonntagsarbeit unterblieb fortan. — Dafür aber schiene ihm in seinem Vaterlande sowohl, wie auch in anderen Gegenden, ein schreiender Mißbrauch damit getrieben zu werden, daß an den im Bau begriffenen und ausgeführten Eisenbahnen u. dergleichen Hunderte von Christen von der Sonntagsfeier amtlich so zu sagen ausgeschlossen würden. —

In Betracht nun der gegen solche Übelstände zu ergreifenden Mittel wurde obenan festgehalten die treue Verkündigung des Wortes Gottes, und sorgfältige Pflege der Gemeinden durch ihre Seelsorger. Denn es lasse sich nicht verkennen, daß an vielen Orten an dem Verfall der Sonntagsfeier die Geistlichen selbst mit die Schuld trügen. Als erfahrungsmäßiger Beweis wurde angeführt, daß in solchen Gemeinden, wo hauptsächlich aus mangelnder geistlicher Pflege Jahre lang die Feier des Sonntags aufs Traurigste gesunken sey, dieselbe alsbald neues Leben erhalten habe, seitdem die Gemeinde in treuere geistliche Pflege genommen; die früher leeren Kirchen wären zum Theil kaum im Stande, die Erbauung Suchenden zu fassen. Andererseits habe sich in vielen Fällen auch die gemeinschaftliche Mitwirkung kirchlicher und Staatsbehörden zur Aufrechterhaltung der bestehenden Geseze über die Sonntagsfeier erfolgreich gezeigt; besonders bewirkte die Einberichtigung einzelner Fälle an das Consistorium eine kräftigere allgemeinere Einwirkung der oberen Behörden auf die niederen. —

Bemerkt wurde ferner, daß man selbst da, wo von Seiten der Aufsichtsbehörden den gemachten Anträgen auf Abstellung gerügter Sonntagsentheiligung nicht Folge geleistet zu werden scheine, nicht sowohl über den fehlenden Willen der Beamten, als über die Mangelhaftigkeit der Geseze zu klagen habe. Denn oft handelten Beamte, wenn sie in kirchlichem Sinne sich entschließen und durchgreifender der Sonntagsfeier annnehmen, mehr aus eigenem Interesse an der heiligen Sache, als aus ihrer Amtsvollmacht. —

Als ein durch Erfahrung als ersprießlich bewährtes Mittel zur He-

bung der Sonntagsfeier wurde noch die reichlicher zu benutzende Kraft des kirchlichen Gesanges durch sorgfältigere Auswahl und größere Mannigfaltigkeit der kirchlichen Melodien und Lieder, durch Errichtung von kirchlichen Gesangsvereinen u. dergleichen hervorgehoben.

Zu einer Vereinigung über den von dem Vortragenden gemachten Vorschlag zur Herausgabe einer Ansprache der Geistlichen an die Gemeinden kam es wegen der weit über die festgesetzte Stunde vorgerückten Zeit nicht mehr; sondern es wurde nunmehr die Versammlung mit Gebet und Gesang einstweilen beschloffen, um nach einer etwa halbstündigen Pause ihre Verhandlungen zu erneuern. —

Gegen 12 Uhr leitete derselbe Bruder, welcher den ersten Gegenstand angeregt hatte, nach einem Gebete die nach der Tagesordnung folgende Beratung

„Über den Vorschlag zur Bildung eines Pastoral-Hülfsvereins für Pommern, und dessen Anschluß an den Berliner Verein“

dadurch ein, daß er auf den in Berlin bereits bestehenden Verein hinwies, und die Statuten desselben mittheilte. Die Wirksamkeit jenes Vereins sey dadurch in's Leben getreten, daß an einer Gemeinde in Berlin von 13,000 Seelen vier Candidaten angestellt seyen und durch Einen von diesen werde zugleich ein Frühgottesdienst für die Droschkenfuhrlaute gehalten; ein Candidat sey ferner in Pommern, ein anderer in Westpreußen, einer in der Mark und drei im Bergischen angestellt. — An den Berliner Verein habe sich ein Zweigverein in Königsberg in Preußen angeschlossen. In Pommern sey dieser Gegenstand bereits vor zwei Jahren auf einer Predigerversammlung in Triggaff angeregt. — Der in Berlin für den Pastoral-Hülfsverein vorzüglich thätige Herr Consistorialrath v. Gerlach begrüßte die Versammlung, an seiner persönlichen Gegenwart in ihrer Mitte behindert, brieflich, und fordere dringend zur Bildung eines Zweigvereins auf. —

Der Vortragende stellte demnach die Frage:

„Ob die Pommersche Geistlichkeit die Angelegenheit des Pastoral-Hülfsvereins zu der ihrigen machen wolle? — und in welcher Weise?“ —

Einstimmig erkannten die Anwesenden den Nothstand der Kirche in dieser Hinsicht an, welcher sich nicht nur in unserem Vaterlande, sondern auch in anderen Theilen des evangelischen Deutschlands, ja auch außerhalb dieser Gränzen offenbare, wo man jedoch zum Theil auf kirchlichem Wege einige Abhülfe leiste, indem z. B. im Württembergischen Predigern ordinirte Candidaten als Vikarien durch die kirchlichen Behörden zugeordnet würden, ohne daß solche Candidaten dadurch Ansprüche auf sofortige Anstellung erhielten. Ähnliches erfahre man aus dem Hannöverschen. —

Da aber solche Hülfe bei uns wider die hergebrachte Ordnung sey, so sey bei nach angeführten Beispielen selbst jahrelangen Vakanz, bei der kärglichen Dotirung mancher Stellen, wo sich ein alter, schwächlicher Prediger nicht, ohne Hunger zu leiden, emeritiren lassen könne — bei dem ausgedehnten Wirkungskreise selbst solcher Parochien, die nur kürzlich aus einem größeren Verbande abgezweigt worden, — bei der übergroßen Seelenzahl mancher städtischen Gemeinde, eine andere Abhülfe wünschenswerth. — Fraglich erscheine es jedoch, ob ein unbedingter Anschluß an den Berliner Pastoral-Hülfsverein rathsam sey, da die mitgetheilten Statuten desselben manches Erhebliche vermissen ließen. —

Zunächst sey nämlich aus denselben das Verhältniß der durch den Verein angestellten Candidaten zu den geistlichen Behörden nicht ersichtlich, und wenn auch, wie bemerkt wurde, die Behörden die Vereinsache freundlich aufgenommen und begünstigt, die Ordination gestattet, und überhaupt die höchste Genehmigung dem Vereine erteilt worden sey, so scheine besonders die Stellung der provinziellen Kirchenbehörden zu den

Seitens des Centralvereins angestellten Candidaten eine mißliche werden zu können, sobald namentlich die Sache, wie man doch wünschen müßte, einen größeren Umfang gewonnen hätte. Wären z. B. in eine Provinz statt eines Candidaten dreißig bis vierzig durch ein solches privates Vereins-Comité hineingesandt, so würde dies letztere eine ungebührliche Stellung gegen die rechtmäßigen Kirchenbehörden gewinnen. Diese würden in ihren Rechten bei Anstellung ihrer Candidaten beschränkt, und ohne ihr Zutun träten fremde, ihnen unbekannte Candidaten in ihrem Bereiche in Wirksamkeit, was doch bei keiner anderen Anstellung durch Privatpatrone der Fall sey. —

Entgegen wurde das offene Vertrauen gehalten, mit welchem selbst Behörden Candidaten von dem Privat-Hülfsverein erfordert hätten, und daß diesen nur ein Recht ähnlich dem eines anderen Privatpatrons zustehe; so wie, daß eine bloße Übernahme von Leistungen ohne irgend welche Rechte nicht ganz billig scheine. —

Ferner wurde auch der §. der Statuten, nach welchem dem Pastoral-Hülfsverein eine Prüfung der Candidaten zustehen solle, von mehreren Seiten angefochten. Denn wenn gleich eine solche Prüfung die kirchlich geselligen natürlich nicht ersetzen solle und könne, so scheine doch in einer vorbehaltenen Prüfung der Gesinnung und Glaubensrichtung ein Vorwurf gegen die geordneten Kirchenbehörden zu liegen, als beachteten und überwachten sie diese wichtigen Eigenschaften ihrer Candidaten zu wenig; auch sey zu befürchten, daß auf diese Weise zu einseitig Candidaten einer gewissen Farbe der Zutritt zur pfarramtlichen Wirksamkeit gestattet werden dürfte, wodurch andererseits ein Hinzunehmen mancher Candidaten zu solcher bevorzugten Richtung aus unlauteeren Motiven herbeigeführt werden könnte. —

Die Vertreter der Interessen des Centralvereins machten auch hiergegen einmal die Rechte eines jeden Privatpatrons bei der Prüfung der zu Wählenden für den Verein geltend, und hielten sodann die ausgesprochenen Befürchtungen für weniger erheblich, da der Charakter der Mitglieder des Vereins-Comités dazu wohl nicht Veranlassung geben könne. —

Anderer Bedenken gegen den Anschluß an den Berliner Verein wurden daher entnommen, daß nach den Statuten auch die Gemeinden, zu denen Hülfsprediger gesendet werden sollten, nicht darum befragt zu werden brauchten. — Unmöglich könne aber ein solches Verfahren den angestellten Hülfsgeistlichen Zutrauen bei den Gemeinden erwecken. Überhaupt liege ein großer Segen des Pfarramts auf dem Bewußtseyn des Pfarrers und der Gemeinde, daß der Berufene rite vocatus sey, wozu auch die Zustimmung der Gemeinde und Patrone gehöre.

Gleichwohl erkannte man die Anstellung und Beschäftigung der Candidaten nach Weise des Pastoral-Hülfsvereins als für angehende Geistlichen höchst bildend und anregend, und ließe sich einem Bedenken, daß jungen Theologen nicht ein Theil der pfarramtlichen Wirksamkeit so früh anvertraut werden könne, auf mehrfache Weise begegnen. —

Auf die hierauf vom Vorstehenden nochmals vorgelegte allgemeine Frage:

„ob ein Pastoral-Hülfsverein gegründet werden solle?“

entschied sich die Mehrzahl dafür; auf die folgende specielle Frage aber:

„Soll der hier zu gründende Verein ein Zweigverein des Berliner, oder ein selbstständiger Pommerscher Verein seyn?“

stimmte die Mehrzahl für das Letztere.

Gemeinsames Gebet schloß die Vormittagsberatung, worauf die Mehrzahl der Anwesenden an einem gemeinschaftlichen, die brüderliche Annäherung gleichfalls fördernden Mahle Theil nahm. Erquicklich war dabei besonders neben manchen kürzeren Ansprachen die Begrüßung der Versammlung durch den bereits erwähnten Bruder aus Sachsen, welcher zugleich im Namen eines dortigen Pastoralvereins eine herzliche Einladung zur Theilnahme an einer im Monat September d. J. in Leipzig zu haltenden Pastoral-Conferenz an die Pommerschen Brüder ergingen ließ. —

In der um 4 Uhr beginnenden Nachmittags-Sitzung wurde dringender Umstände halber darin von der Tagesordnung abgewichen, daß zunächst der am vorigen Abende erwählte Gegenstand, betreffend die Bildung eines Gustav-Adolphvereins für Pommern vorgenommen wurde. —

Der Bruder, welcher die Sache angeregt, theilte nach Gesang und Gebet zunächst den Stand dieser Angelegenheit in Pommern mit. — In Stettin nämlich hat sich am 18. April e. ein Gustav-Adolphverein gebildet, dessen mitgetheilte Statuten am 7. Juni e. durch das hohe Ministerium bestätigt sind. In Aussicht ist dabei der Wunsch gestellt, daß dies ein Provinzial-Hauptverein werde, dem sich möglichst viele Zweigvereine anschließen möchten, weshalb bereits auch ein Aufruf an die evangelische Bevölkerung Pommerns, der mitgetheilt wurde, verfaßt sey, welcher durch öffentliche Blätter, wie durch die Superintendenturen den Einzelnen zugehen sollte. — Das ganze Werk werde als ein freies Liebeswerk betrachtet, darin Niemand durch eine Formel gebunden werden solle. Jeder Zweigverein könne Statuten nach seinem Ermeßsen entwerfen, sie durch den Hauptverein bestätigen, und auf den jährlichen Generalversammlungen seine Rechte durch Deputirte vertreten lassen. Mit dem ganzen Verein gedente man sich an den Berliner Centralverein anzuschließen, und hege auch die Hoffnung, sich später mit dem Deutschen Hauptvereine in Leipzig einigen zu können, der dann freilich seine Statuten wesentlich werde ändern müssen. — Außer in Stettin seyen ferner in Anclam, Stralsund, Damm, Regenwalde und Eßeln gleichfalls Vereine entstanden, die jedoch mit dem Stettiner noch nicht in Verbindung getreten. — In dieser Versammlung scheine es nun nicht weiter nöthig, eine Theilnahme für diese Sache zu erwecken, da der kirchliche Nothstand vieler evangelischen Brüder bekannt sey, wie denselben kürzlich nur in Westpreußen und Posen selbst angeschaut habe. —

Bei der auf diesen Vortrag folgenden Berathung lenkte sich die Diskussion vornehmlich auf den confessionellen Standpunkt der Gustav-Adolphvereine, indem Mehreren ein durch die Statuten auszusprechendes Bekenntniß erforderlich, Anderen ersichtlich zu seyn schien. Der Berliner Verein habe ein Bekenntniß ausgesprochen, und dem Vorgange sey billig nachzufolgen. Dagegen behauptete man, daß in der Bezeichnung „evangelischer Gustav-Adolphverein“ Bekenntniß genug enthalten sey; auch dürfe dieser Verein nicht difficiler seyn, als die ganze Kirche, welche in ihrer Mitte Andersdenkende dulde, und als andere, wie Missionsvereine, welche Beiträge von Jedem annehmen, ohne nach ihrem Glauben zu fragen. Eine so in's Einzelne gehende Forderung des Bekenntnisses wollte jedoch auch Niemand urgiren, wenn nur etwa der Vorstand es bestimmt ausspräche. —

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonabend den 31. August.

N^o 70.

Die Kniebeugungsfrage in Baiern, und der darüber geführte Schriftwechsel.

(Fortsetzung.)

Auf die Döllingersche Schrift folgte Prof. Harleß mit einer nunmehr ausführlichen Erwiderung: Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Baiern und die Insinuationen des Herrn Prof. Döllinger. — Der Anfang erledigt das Persönliche; dann wird Döllinger's Argumentation in drei Punkte gesondert, und deren Widerlegung der Reihe nach unternommen. 1. Die Beschwerde der Protestanten soll ungegründet seyn nach dem Wesen und gegenwärtigen Bestand ihrer Kirche. Hier wird von Döllinger die Sache so dargestellt, als ob dem Ansinnen jener Kniebeugung bloß die Concordienformel im Wege stünde. Harleß dagegen zeigt, daß alle Bekenntnisschriften die Messe und das Dahingehörige verwerfen. Auf die Concordienformel hat man sich nur deshalb berufen, weil sie den fraglichen Punkt am direktesten und schärfsten hervorhebt. Wenn ferner Döllinger behauptet, daß durch die Union die Geltung der Concordienformel und aller symbolischen Schriften aufgehoben sey, so kann er zu dieser ganz ungegründeten Behauptung einen scheinbaren Anlaß nur darin finden, daß in Baiern eine Gemeinsamkeit zwischen Reformirter und Lutherischer Kirche statt hat, wenigstens in Bezug auf das Kirchenregiment, indem beide Confessionen unter einem Gesamt-Consistorium stehen. Harleß läugnet nicht, daß dies ein Uebelstand ist, der aber das Wesen und den Bestand der Kirche selbst nicht berühren kann; diese Einrichtung ist ohne alle Mitwirkung der Kirchenbehörde vom Staat so getroffen worden und hat schon bestanden, ehe man in der Pfalz an eine Union dachte; hat also mit den Unionsverhältnissen gar nichts zu thun. Hiebei wird auch Döllinger's Behauptung nachdrücklich abgefertigt, als habe ein Consistorium in Glaubens- und Gewissenssachen für den Protestanten gar keine Autorität, und aus einem von Döllinger selbst citirten Pastoraltheologen (Hartmann) nachgewiesen, daß es sich hiemit ganz anders verhält. — Wenn Döllinger zur Begründung seiner obigen Ansicht von der in Baiern stattfindenden Union sich auf den singulären Fall beruft, daß ein Pfarrer in einer kleinen, armen Kolonistengemeinde auf dem Donaumoos zugleich Lutherischen und reformirten Religionsunterricht zu ertheilen hat, so wird ihm hiebei von Harleß eine „unverantwortliche und heillose Entstellung“ der Thatfachen zur Last gelegt. Die beispiellose Noth jener Mooskolonien verstatet nicht, jeder Gemeinde einen eigenen Seelsorger zu geben, zumal da dort auf engem Raum alle

Confessionen gemischt sich drängen; nur ausnahmsweise und der Noth gehorchend, hat man jene Anordnungen getroffen, und sie gingen vom Ober-Consistorium und Ministerium gemeinsam aus, während Döllinger nur das erstere bezeichnet. — Nicht minder unhaltbar ist nach Harleß jene Seite der Döllingerschen Beweisführung, welche sich an die gemeinsame Abendmahlsfeier der Lutherischen und Reformirten knüpft, und daraus folgern will, daß auch dem confessionellen Gegensatz zur katholischen Messe die Spitze abgebrochen sey. Jene gemeinsame Feier und das unirte Abendmahl, welche Döllinger als dasselbe bezeichnet, sind, wie Harleß nachdrücklich hervorhebt, zwei ganz verschiedene Dinge. Was Döllinger aus Guerike und Huschke anführt, gehört demnach nicht hieher; eben so wenig jene Stelle aus Luther's Briefen, wo er die Abendmahlsgemeinschaft mit den Reformirten verdammen soll, aber zunächst die Kryptozwinglianner in der eigenen Kirche im Auge hat. Aus der Zulassung eines Reformirten oder Unirten zum Lutherischen Abendmahl könne (so äußert sich Harleß) eben so wenig auf Religionsmengerei geschlossen werden, als man sagen könne, wenn ein protestantischer Geistlicher einem Katholiken das Abendmahl reicht, der Protestant sey katholisch geworden. — Selbst da, wo die Union wirklich besteht, z. B. in der Baierschen Pfalz, hat dies (fährt Harleß fort) keine Änderung in unserer confessionellen Frage zur Folge. Dort ist kein neues Bekenntniß eingetreten, sondern die beiden Kirchen haben sich vereinigt, die bisher streitigen Punkte fallen zu lassen; worin sie vorher schon einig waren, darin sind sie natürlich durch die Union auch einig geblieben; also auch in ihrem Verhältniß zur katholischen Messe. Höchst unpassend aber findet Harleß die Folgerung, welche Döllinger aus jener Pfälzischen Unionsfache gezogen hat: „Die Staatsregierung könne, nach dem Grundsatz, was dem Einen recht, ist dem Anderen billig, dieselbe Freiheit, welche die Unirten sich vorbehalten haben, ebenfalls in Anspruch nehmen, und die Concordienformel auch nur so weit gelten lassen, als sie mit ihren Verfügungen sich verträgt.“ Hier ist, bekräftigt Harleß, weder von einem Belieben der Unirten, noch von einem Belieben der Staatsregierung die Rede; was aufgehoben ist und was besteht, ist scharf genug begränzt und bestimmt. Was aber Döllinger als geeignete Maßnahme vorschlägt, das wäre nichts Anderes, als die Taktik der ehemaligen Jesuiten in Baiern, welche hoffentlich nie wieder Eingang finden werden.

2. Wenn Döllinger seine Argumentation zweitens auf die Lehre der Protestantischen Kirche über die Adiaphora gründet, so wird er auch hierüber von Harleß eines Besseren belehrt.

In welchem Sinne die Kniebeugung ein Ausdruck der Anbetung vor dem im Empfang gegenwärtigen Herrn genannt werden kann, das weiß Jeder, der die Concordienformel gelesen hat, und kann nur der mißverstehen, welcher meint, er müsse irgend wohin sehen, um da den Herrn mit leiblichen Augen zu erblicken. Die Concordienformel verlangt ausdrücklich, daß Christus angebetet werde, und daß diese Anbetung auch mit äußerlichen Zeichen zu geschehen habe, hat Luther mehrfach ausgesprochen. Dennoch gilt nicht minder, was derselbe Luther sagt: im Sakrament und im Herzen der Gläubigen ist Christus nicht eigentlich darum, daß er da wolle angebetet seyn; wie er auch nicht in das Fleisch kam, um sich dienen zu lassen. — Wie kann man nun sagen, daß die Kniebeugung für den Protestanten nur eine Ehrenbezeugung gleich dem Sutabziehen sey? Wie kann ferner Böllinger glauben, daß Alles, was der Protestant bei seinem eigenen Kultus thun oder unterlassen kann, ihm gleicherweise bei einem fremden Kultus freigegeben ist. Hier gilt folgender Satz der Concordienformel: „In solchem Fall ist es nicht mehr um Mittel Dinge, sondern um die Wahrheit des Evangeliums, um die christliche Freiheit, um die Befestigung der Abgötterei, wie auch um Verhütung des Argernisses der Schwachgläubigen zu thun.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Die „Ehrlichen“.

Die hiesige Zeitung vom 12. August berichtet, daß am 7. August der hiesige Zweigverein der „protestantischen Freunde“ (an 150 Personen *) sich versammelt, und vornehmlich die vom Past. Wislicenus in Köthen abgegebenen Erklärungen **) besprochen habe. Alle Anwesenden — heißt es — hätten trotz der Verschiedenheiten im Einzelnen sich dahin geeinigt, „daß der in dem Evangelio Christi wehende Geist der Wahrheit und der Liebe die Bibel nicht bloß auszulegen habe, sondern daß er auch dazu berufen sey, über ihren Buchstaben zu richten, und erklärten eben hiedurch im Wesentlichen ihre Übereinstimmung mit dem, was Wislicenus auch in dieser Versammlung wieder behauptete.“

In dieser Erklärung liegt ein Doppeltes, einmal eine Zustimmung zu Wislicenus' Grundsätzen (denn er hatte ja öffentlich der Wahrheit gemäß gesagt, es seyen nur die rationalistischen in bestimmter Fassung), und sodann eine Modifikation derselben (denn das Consistorium hatte ihn ja um seiner Fassung willen doch zur Verantwortung gezogen). Die Hallischen Lichtfreunde oder die 150 ihres gewissermaßen Ausschusses stimmen also öffentlich, in dem Unisono der vierzig Köthenschen Meister oder Professionisten, der widerchristlich frechen Rede des Genannten bei, ohne nur das Mindeste daran zu rügen; sie sind zugleich aber

flüger als die Vierzig, nicht bloß Meister, sondern meist Pfarrherren, *) nicht bloß Professionisten, sondern darunter wohl selbst Professoren; **) sie wissen zugleich in wohlgelesener Rede den geschichtlichen Bestand des Köthenschen Wislicenischen Vortrags als preiswürdige Eskamoteurs geschickt und klug zu behandeln, daß auf einmal statt der Schlange ein Kaninchen vor uns steht. Darum nenne ich freischweg sie öffentlich die Ehrlichen, wenn auch nicht ohne Scham in ihrer eigenen Seele, wenn auch nicht ohne Erröthen, daß solch ein viel- und beliebiggestaltiger Unfug kirchlicher oder vielmehr widerkirchlicher Notentmacherei öffentlich getrieben und laut ausgespaunt wird. Ehrlicherweise stand den Hallischen nichts Anderes zu, als, falls sie eben ehrlich seyn wollten, die Köthen-Wislicenischen Erklärungen, die etwas geschichtlich Gegebenes und Constatirtes sind, entweder anzuerkennen auch als die ihrigen, oder nicht, und im letzteren Falle ihren Dissens offen zu motiviren, und dem Wislicenus selbst, entweder bei dem in Köthen Ausgesprochenen einfach zu beharren, oder es ganz oder theilweise offen zurückzunehmen. Sie ziehen aber bei Bosco's Nähe ein Anderes vor, und — habeant sibi. Aber die Sache selbst fordert nun doch noch ein Wort von mir, das hiemit allgemein verständlich gesprochen seyn soll.

Daß überhaupt der Geist des Christenthums über den Buchstaben der heiligen Schrift, dem er eben erst entquillt, nicht richtet, am wenigsten über ihn richtet nach protestantischem Grundsatz („Alles“, — sagen die Schmalkaldischen Artikel — „was ohne solch Wort, d. h. den Lutherschen Bibelbuchstaben, vom Geist gerühmet wird, das ist der Teufel“), und am allerwenigsten solch ein Nichtamt der Geist des Christenthums der Lichtfreunde, namentlich des zu Halle concorporirten oder conglomerirten Krethi und Plethi, ohne größte Unverschämtheit beanspruchen kann, obwohl er in seiner einmüthigen Verwerfung der Dreieinigkeit, Gottheit Christi, Versöhnung, Rechtfertigung, Kirche, und in seinem eigenthümlich Hallischen Blicken und Glossiren der Wislicenischen Sagenen ***) es doch wirklich beansprucht: darüber natürlich mit dem Hallischen Courier kein Wort. Wohl aber über ein Anderes.

Past. Wislicenus hat zu Köthen durchaus nicht die gewundene, schwebelnde, mehrdeutige Sprache, etwa des Leipziger Dr. Fischer, geredet, die der Hallische Courier die Lichtfreunde schlechthin führen läßt; sonst wäre seine Rede zwar auch falsch, aber doch nicht grade nackt und frech, nur ordinär, gewesen. Er hat vielmehr solche Sprache nachher (Ev. R. 3. Juli Nr. 57.) —

*) Die Landpastoren der Umgegend sah man an diesem Tage in Massen in der Stadt.

**) Ein solcher soll das Präsidium geführt haben. Indes bin ich überzeugt und erkläre es offen, daß gewiß keine Corporation sich verhältnißmäßig weniger an diesem Wesen betheiligt, als die Universität.

***) Ob diese Hallischen Glossen der Wislicenischen Nuditäten wirklich wohl die in dem Consistorial-Rescript in Aussicht gestellte „wissenschaftliche Sichtung“ hat seyn sollen?

*) Mehr als das Doppelte der früher gewöhnlichen Anzahl.

**) Sie werden „die aus öffentlichen Blättern genugsam bekannten, von Wislicenus in Köthen abgegebenen Erklärungen“ genannt; — also selbst hier noch eine Beglaubigung der geschichtlichen Wahrheit meiner Relation.

natürlich vor verhängter Untersuchung — „Blinzeln“, „die Wahrheit mit dem Schleier unbestimmter Floskeln bekleiden“ u. s. w. genannt, und selbst zu Röthen grundsätzlich ganz unumwunden, eben „naht und frech“, in Reformatoren-Pruritus herausgesagt, „nicht die Schrift, sondern der Geist sey ihre (der protestantischen Freunde) protestantische Glaubensnorm“, („ihre Lehre sey und solle und müsse seyn schriftwidrig“), was denn schon an sich, mag jener Geist seyn, welcher er wolle, eine offene Lossagung von der geschichtlich protestantischen Kirche einschließt. Was nun aber bestimmt unter diesem Geiste gemeint sey, hat ausdrücklich Wislicenus eben so unumwunden und noch viel frecher zu Röthen noch selbst durch die Worte erklärt: „Wir (diesem Geiste gemäß, in diesem Geiste verbundene protestantische Freunde) glauben nicht, daß Jesus empfangen sey vom heiligen Geiste und geboren von einer Jungfrau, sondern daß er entstanden ist, wie jeder andere Mensch.“ Nicht also „der in dem Evangelio Christi wehende Geist der Wahrheit und der Liebe“ (nach christlicher Deutung dieser Worte) war von ihm gemeint, sondern der Geist, der das Empfangen vom heiligen Geiste und geboren von der Jungfrau Maria läugnet und öffentlich verwirft, das heißt der Geist, der seit achtzehn Jahrhunderten nicht in, sondern nur außerhalb der Kirche Jesu Christi sein Wesen gehabt hat, und den Luther kurz den Teufel nennt, oder mit anderen Worten, der schal und naht rationalistische Geist, wie es Wislicenus auch danach (freilich eben vor der Untersuchung) in seiner schon angeführten weiteren öffentlichen Erklärung aufs Unzweideutigste offen ausgesprochen hat, *) und Jeder schon a priori wußte, der den Past. Wislicenus selbst nur einigermaßen kennt. Auch ist dieser Geist von ihm nicht dem Buchstaben der Schrift, sondern der Schrift schlechthin entgegengesetzt worden. Die dies Alles studirt vertuschende Aufgabe der Hallischen Zeitung, das von ihr prädicirte Binden und Verbeuteln der Hallischen Lichtfreunde, die Ja und Nein zugleich brummen, die Bitter und Süß aus Einem Quell schöpfen, die ja freilich das Pastorat ihres Wislicenus, das die Rache Gottes dennoch ereilen wird, absolut halten wollen, seine pastorale Verantwortlichkeit oder vielmehr himmelschreiende Unverantwortlichkeit aber natürlich nicht theilen mögen, ist sonach nur ein leuchtendes Zeugniß dafür, was die Ehrlichkeit solcher Ehrlichen eigentlich ist, innere Lüge, im günstigsten Falle splendium peccatum.

Schließlich erkläre ich mich bei diesem glänzenden Anlasse ein für alle Male laut vor Gott und Menschen bereit, die volle Wahrheit meiner über Wislicenus' Rede zu Röthen gegebenen Relation, wie sie vor verfügter Untersuchung auch

*) Eine „aus Anhalt“ datirte, in der Königlich Schmähschrift conservirte „Belehrung“ für mich in der Magdeb. Zeitung, welche den Wislicenischen Geist anders deutete, bedurfte also meinerseits gar keiner Berücksichtigung, obwohl jene Zeitung meine Antwort ohne Weiteres ungedruckt gelassen hat.

von ihm selbst (Ev. K. Z. a. a. D.), von der Magdeburgischen Zeitung (ebend. Nr. 55.), von Herrn J—z (ebend. Nr. 67.), von den Röthener Bierzigen (ebend. Nr. 63), von Herrn König u. s. w. bekanntlich bereits öffentlich zugestanden worden ist, nunmehr auch ihm selbst gegenüber, wenn (aus dem Hallischen Zeitungsberichte, dem er nicht widersprochen hat, zu schließen) ihn selbst bei Einsendung oder Veröffentlichung seiner Rede plötzliche Gedächtnißschwäche befallen, oder unter den umgebenden Einflüssen auch er selbst „ehrlieh“ zu seyn aufgehört und „blinzeln“ und „floskuliren“ gelernt hätte, so wie gegenüber all den 150 des Hallischen Ausschusses, durch das Zeugniß der von mir namhaft gemachten Praesentes, namentlich der gleich mir besoskulirten werthen Röthenschen Opponenten und vornehmlich der mir persönlich bekannten unter ihnen, der Herren Diaf. und Pastor des. zu St. Moritz, Böhme, und Domprediger Neuenhaus, und auf Erfordern meinerseits eidlich, vor jedweden menschlichen Gericht in aller beliebigen Form zu vertreten. Das Ohr, das Alles gehört, selbst was nur im Herzen des Redenden dabei noch gewogt hat, bedarf dieser Berufung ohnehin nicht. Wahrscheinlich und gerecht aber sind seine Gerichte, auch wenn menschliche Ungerechtigkeit sie verzögert.

Halle, am 15. August 1844.

Guerike.

Nachrichten.

Bericht über die am 25. und 26. Juni 1844 zu Stettin gehaltene Pastoral-Conferenz.

(Schluß.)

Nachdem nun damit diese Angelegenheit für diese Versammlung hinlänglich angeregt zu seyn schien, brach der Vorsitzende die weitere Besprechung darüber ab, und überließ Jedem, die Sache weiter zu bewegen und zu pflegen, damit noch Raum gewonnen würde zur Berathung der durch die Tagesordnung proponirten

„Mäßigkeitsache“,

über welche ein anderer Bruder, welcher bereits länger darin gewirkt hatte, einen Aufsatz vorlas.

Die Hauptgedanken desselben waren folgende:

Bei den anerkannt verderblichen Folgen des Branntweingenußes für Leib und Seele sey es die Frage: ob die in der Kirche anzuwendenden gewöhnlichen Gnadenmittel für ausreichend zu betrachten, um der furchtbar eingerissenen und immer mehr um sich greifenden Trunksucht zu steuern, oder ob Vereine dagegen zu stiften nothwendig sey?

Von den gegen die Mäßigkeits- oder Enthaltensvereine gewöhnlich vorgebrachten Einwänden wurden folgende drei angeführt, und zu widerlegen gesucht:

1. „Viele würden Mitglieder eines Mäßigkeitsvereins, ohne sich rechtschaffen bekehren zu wollen, und ihre Theilnahme an diesen Vereinen bestärkte sie nur desto mehr in ihrer Selbstgerechtigkeit.“ —

Allein theils sey die Versuchung zur Überschätzung seiner selbst durch den Eintritt in den Verein nicht so groß, als man denke, theils sey vielmehr dieser Beitritt für einen Sünder ein Bußakt, der ihn in eine neue Lebenssphäre versetze, sein ganzes Herz auslockere, und für Ein-

brücke des göttlichen Wortes empfänglich mache. — Für Viele sey daher der Anschluß an einen Enthaltensvereine ein Mittel zu ihrer aufrichtigen Bekehrung geworden. —

2. „Das von den Mitgliedern geforderte Gelübde sey ein Gewissenszwang und der christlichen Freiheit entgegen.“ —

Es gelte jedoch hiebei nur die Aufopferung eines Genusses aus Liebe zu den Brüdern, wie sie Paulus fordere, und bleibe Jedem der Rücktritt unbenommen. —

3. „Diese Vereine greifen der Kirche in den Arm.“ —

Würden aber bei dem jetzigen Zustande der Kirche Missions-, Bibel- und andere Sachen von Privatvereinen betrieben, warum nicht auch die Enthaltensvereine? Diese habe ja eben so wie jene ihren Ursprung in dem guten neuen Geist der Kirche, und helfe ihr auch zum kräftigeren Leben. Erst wenn die ganze Kirche mit Zucht, Ordnung und Fürbitte auch ein großer Mäßigkeitsverein werde geworden seyn, würden die besondern Vereine unnütz. — Viele Säufer, welche ernstlich mit Gebet und Gottes Wort vergeblich gegen ihr Laster angekämpft hätten, seyen durch Hülfe der ihnen in den Vereinen entgegenkommenden christlichen Liebe davon befreit worden. — Auch dienten die Vereine zum Umsturz der öffentlichen Meinung über die störende Kraft des Branntweins.

Jedenfalls seyen aber die Enthaltensvereine nur Krücken, welche nur bei dringender Noth angewendet werden müßten, wie in Städten, da sonst, besonders auf dem Lande, eine treue Handhabung des göttlichen Wortes wohl das Nöthige leisten könne. — Überall sey aber der Grundsatz der Enthaltensvereine festzuhalten, welcher sich durch die Erfahrung allein erspriesslich gezeigt habe. —

Aus seiner Erfahrung theilte der Ref. mit, daß in seinem Wohnorte, einer kleinen Stadt, seit 1838 ein Enthaltensverein bis zu siebzig Familien herangewachsen sey, durch dessen Thätigkeit gegen fünf und zwanzig Säufer, welche erst nach einer Probezeit als Mitglieder aufgenommen würden, gerettet worden; und daß überhaupt für die ganze Umgegend der Vortheil errungen sey, daß die Meisten sich des Branntweintrinkens schämen.

Hieran reihten auch andere Brüder die Mittheilung der von ihnen gemachten Erfahrungen in dieser Sache, wonach an mehreren Orten durch die Thätigkeit der Geistlichen, besonders durch Vertheilung von Mäßigkeitschriften Vereine gegründet waren, deren Wirksamkeit sich überall weit über den Kreis der Vereine hinaus erstreckte. — In einer Gemeinde war das Branntweintrinken so in Verfall und Abnahme gekommen, daß ein Schenkwirth sich über die Wirksamkeit des Predigers für die Enthaltensvereine beschwert, und auf Herabsetzung seiner Gewerbesteuer angetragen hatte. Der Landrath des Kreises hatte sich darauf die Statuten des Vereins erfordert, und dieselben im Interesse für die Sache im ganzen Kreise circuliren lassen. —

In derselben Gegend war auf einer zahlreichen Versammlung gläubiger Christen besonders durch den Einfluß eines alten erfahrenen Herrnhuters das Treiben der Enthaltensvereine als etwas Gesetliches angesehen, und der Eifer eines jungen Christen für diese Sache gerügt worden. — Bald darauf aber war jener alte Mann auf dem Sterbette wegen dieses seines Eifers gegen die Enthaltensvereine in große Gewissensunruhe gekommen, und hatte seine Freunde vor einem ferneren Eifern dagegen gewarnt, auch jenen jungen Mann auffordern lassen, in

seiner Thätigkeit für die Enthaltensvereine fortzufahren; denn die Sache sey heut zu Tage wichtig und dringend genug. —

Andere Prediger theilten ferner mit, was in ihren Gemeinden durch die alleinige seelsorgerliche Thätigkeit ohne die Gründung eines Vereins gegen das auch bei ihnen arge Branntweintrinken gewirkt worden sey, und zeigten sich auch dabei sehr erfreuliche Erfolge. — In einigen Gemeinden werden Hochzeiten und andere sogenannte Ausrichtungen ohne Branntwein gehalten. — Junge Leute haben ihren Prediger um passende Verse ersucht, deren sie sich beim Hochzeitsbitten u. bedienen könnten, um damit zugleich die Zumuthungen zum Branntweintrinken abzuwehren zu können. — In mehreren Krügen wird nur noch Bier geschenkt. — Bei Zusammenkünften der Bauern, wobei früher mitunter für 15 Thlr. Branntwein vertrunken worden war, werden jetzt nur etwa 25 Sgr. für Bier verausgabt. — Überschüsse von Gemeindebeiträgen, welche sonst vertrunken wurden, sind einigemal bereits zur Missionskasse geschenkt worden. —

In Ansehung des bei den Enthaltensvereinen abzulegenden Gelübdes waren jedoch die Meisten der Meinung, daß ein feierliches Gelübde hierin dem einigen alle andere nothwendig in sich schließenden Taufgelübde zu nahe trete, und vermieden werden müsse. —

Ferner wurde es für rathsam erachtet, daß Prediger über die Aufrechterhaltung der in dieser Beziehung gegebenen, recht zweckmäßigen Gesetze wachen, und namentlich entschiedene Säufer zur Kenntniß der Polizeibehörden brächten. — Wünschenswerth erschien es auch, daß auf das Gewerbe der Schenkwirthe, welche hauptsächlich von den Armen reich würden, eine ungleich höhere Steuer gelegt würde. —

Ein Bruder ermahnte noch, da auf das Prediger- und Schulhaus Jedermann in der Gemeinde sehe, es möchten sich die Anwesenden dazu verbinden, in ihren Häusern sich nicht allein selbst des Branntweintrinkens zu enthalten, sondern auch keinem Andern Branntwein u. zu reichen. Denn eigene Erfahrung habe ihm gezeigt, welchen wohlthätigen Eindruck das mache.

Diese Aufforderung, so wie die ganze Besprechung über diese Angelegenheit hat gewiß dazu gedient, Manchen für die Mäßigkeitsfrage zu interessieren. Denn im Allgemeinen war man darin einig, daß dem Branntweintrinken überall durch's Wort oder Beispiel, durch Schriften oder auch durch Vereine gewehrt, übrigens aber Jedem überlassen werden müsse, welche Mittel an seinem Orte anzuwenden seyen. —

Schließlich hat der Vorsitzende, einige Thematata für die im nächsten Jahre zu haltende Pastoral-Conferenz zu bestimmen, so jedoch, daß dem Comité auch für andere Gegenstände, die sich vielleicht inzwischen als besonders wichtig zeigen könnten, Raum gelassen würde. —

Vorgeschlagen wurden demnach folgende Thematata:

1. Von der Taufe.
2. Wie ist dem Verfall der Abendmahlsfeier zu steuern?
3. Wie ist die Seelsorge, vornehmlich in großen städtischen Gemeinden, fruchtbarer zu üben?
4. Wie kann den gutsherrlichen Tagelöhnern zu mehrerer christlichen Freiheit verholfen werden?
5. Das geistliche Amt und das Individuum, welches mit demselben bekleidet ist, in ihrem Verhältnis zu einander.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 4. September.

N^o 71.

Die Kniebeugungsfrage in Baiern, und der darüber geführte Schriftwechsel.

(Fortsetzung.)

3. Der dritte Punkt, womit Döllinger das Ungegründete der protestantischen Beschwerde beweisen will, soll in der Natur der Ordre selbst liegen, welche nur militärische Salutation, keine Aboration vorschreibt. Harleß erinnert ihn jedoch an sein eigenes Geständniß, daß die Kniebeugung die der katholischen Sitte angemessenste, eine gottesdienstliche Einheit zwischen Volk und Militär vermittelnde Haltung sey. Was verlangt die Katholische Kirche von ihrem gläubigen Volk? Wenn Döllinger auf diese Frage antwortet: „Die Katholiken verbinden mit der Kniebeugung nicht immer den Begriff der Aboration, und leisten diese eben sowohl stehend als knieend“, so replicirt Harleß, daß dies keine Antwort sey. Es hätte verneint werden müssen, daß die Katholische Kirche die Aboration verlangt; grade dies wird aber von Döllinger bejaht. Zwar sagt Döllinger, nur für den Katholiken sey es Aboration, weil diese als ein rein innerer Akt von keinem Militärreglement befohlen oder erzwungen werden könne. Aber, entgegnet Harleß, einer solchen Ausflucht sollte man sich schämen. Nach einer solchen Ansicht hätten die Märtyrer unbedenklich dem Genius des Kaisers opfern und räuchern können, und waren Thoren, wenn sie mit Tertullian meinten: *negat enim, quicunque dissimulat in quacunque causa pro ethnico habitus.* — Wenn Döllinger einwendet, die Protestanten müßten in diesem Fall jedes äußere Zeichen und demnach auch die frühere Form der Salutation ablehnen, oder es würde sich der ganze Streit nur darum handeln, ob die Ehrenbeugung mit dem unteren oder oberen Theil des Körpers geleistet werden solle, so erwidert Harleß: Allerdings hat alles commandirte Anwohnen des Militärs beim Kultus etwas Unnatürliches, beruht auf einer Tradition militärischer Vorurtheile, und wäre, von confessionellen Collisionen ganz abgesehen, im Interesse wahrer Frömmigkeit zu wünschen, solche militärische Schaustellungen commandirter Andacht ganz abzuschaffen. Doch ist es Pflicht, wenn gleichberechtigte Confessionen im Staate sich auf gemeinsamem Gebiet begegnen, nicht auf den äußersten Consequenzen des confessionellen Rechts zu beharren. Der protestantische Soldat wohnte früherhin der Messe bei, ohne den Schein „gottesdienstlicher Einheit“; der katholische Soldat fand zwar nicht den angemessensten Ausdruck für seine religiöse Übung, er war jedoch keineswegs zur Theilnahmlosigkeit gezwungen. Man hatte sich in einem Ausdruck gegenseitiger Nachgiebigkeit vereinigt.

Nach dieser Erörterung der Hauptfrage wirft Harleß noch einen prüfenden Blick auf die weniger zur Sache gehörigen Insinuationen der Döllingerschen Schrift, und beleuchtet insbesondere das, was dort über die Beschwerden und Klagen der Baiersch-Protestantischen Kirche in spöttischer Weise geäußert war. Was die Klage hinsichtlich des katholischen Verfahrens bei gemischten Ehen betrifft, so hat Döllinger verschwiegen, welche Maßregeln katholischerseits getroffen wurden, wie man in Predigten und Schriften die gemischten Ehen einem Mord, einer Todssünde gleichsetzte, falls nicht das Versprechen katholischer Kindererziehung gegeben würde. Dagegen erhebt nun Döllinger großen Lärm darüber, daß in den Fuchs'schen Annalen die Protestanten aufgefodert werden, „auf gesetzlichem und die öffentliche Ordnung nicht störendem Wege fortzufahren, jenen lästigen und nachtheiligen Ansprüchen entgegenzutreten“, und findet in diesen Worten eine deutliche Kriegserklärung gegen die Katholische Kirche, ja sogar die Drohung, durch ein neues Gesetz, durch Temporalien Sperre, Gefängniß u. d. h. die Excommunication der Katholischen Kirche zu besiegen. Harleß findet dies sehr plump, und bemerkt: Wenn es freilich zum „Recht“ der Katholischen Kirche gehört, ihre Weigerung der Einsegnung gemischter Ehen mit solchen Aufbegehren im Beichtstuhl und auf der Kanzel zu begleiten, dann kann freilich von einem gesetzlichen Widerstand der Protestanten und von einem friedlichen Nebeneinanderbestehen der gleichberechtigten Confessionen fernerhin keine Rede mehr seyn. — Ein anderer Punkt betraf die Klage wegen erschwerter Bildung neuer protestantischer Gemeinden und Versagung regelmäßiger Gottesdienste. Diese Beschwerde galt, wie Döllinger sehr gut wissen konnte, nicht einer Verletzung der Verfassung, sondern einer neu geübten, den protestantischen Kultus erschwrenden Auslegung des §. 88. des Relig.-Edikts, im Gegensatz zu einer früher angewandten milderen Interpretation, unter deren günstigem Einfluß sich mehrere protestantische Kirchengemeinden an katholischen Orten gebildet hatten, welchen jetzt die drückendsten Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Döllinger tadelt es, daß man hierüber Beschwerde geführt, anstatt „auf legalem Wege durch einen Antrag bei der Ständerversammlung die Abänderung des betreffenden Gesetzes zu erwirken.“ Harleß hält ihm entgegen, daß grade dies der illegale Weg gewesen wäre, wozu Döllinger räth; denn bei Abänderungen der Verfassung kommt die Initiative nicht der Kammer zu, sondern die Vorschläge hiezu gehen allein vom Könige aus.

So hatte sich die Controverse zwischen den beiden Theologen auf einem ziemlich breiten Felde entwickelt, und es war dabei ungefähr Alles zur Sprache gekommen, was die beiden Con-

fessionen gegenseitig auf dem Herzen haben. Nun erhob sich noch eine Stimme, und lenkte den Gang der Untersuchung wieder auf die ursprüngliche Frage und ihre einfachsten Entscheidungsgründe zurück. Es war gewiß von großem Gewicht, daß auch ein Nichttheologe, ein Mann von gelehrtem Ruhm und unparteilicher Stellung in dieser kirchlichen Gewissenssache sich vernehmen ließ, und das allgemeine protestantische Bewußtseyn vertrat, ohne durch etwas Anderes, als den reinsten Antriebs und Eifer dazu aufgefördert zu seyn. Es war der Philologe Friedrich Thiersch, welcher es übernahm, seinem gelehrten akademischen Kollegen Döllinger entgegenzutreten und die möglichen Wirkungen seines Angriffs zu entkräften. Hierzu bestimmte Thiersch drei Sendschreiben, um die staatsrechtliche, sodann die theologische Seite der Frage zu erörtern, und endlich auf das Gebiet der Anklagen und Mißdeutungen zu treten, welchen Glaube, Grundsätze, Gang und Bedeutung der Protestantischen Kirche in Döllinger's Schriften unterworfen worden sind. Bis jetzt sind nur die zwei ersten Sendschreiben erschienen, welche für die fragliche Angelegenheit hauptsächlich in Betracht kommen.

Thiersch versichert gleich anfangs, daß es sich gar nicht darum handle, die Katholische Kirche anzuklagen, sondern das gute Recht der Protestantischen zu wahren. Er wird eben so wenig der Person seines Gegners die Achtung versagen, als er irgend eine Rücksicht zu verlegen gedenkt, welche die Größe und alle Weltverhältnisse durchdringende Wichtigkeit der Katholischen Kirche ihm auflegt. Und somit fühlt er sich auf seinem Standpunkte in weit besserer Lage, als Döllinger, der gegen die Evangelische Kirche mit solchem Haß und einer Verachtung erfüllt sey, welche ihn nicht selten seines besseren Genius vergessen lasse und zu Schmähungen hinreißt, die weder ihm zur Ehre noch seiner Kirche zum Nutzen gereichen. Daher käme es, daß Döllinger die Natur, Unbesiegbarkeit und ewige Dauer der reinen, auf das Evangelium gegründeten Kirchenlehre eben so sehr verkannt habe, als die Befugniß der Protestanten, Abstellung dessen zu begehren, was ihnen als Zwang war zugemuthet worden. — Nicht gegen den Königl. Befehl, der gewiß ohne alles Arg erlassen wurde; auch nicht gegen das Kriegsministerium, von dem er alle Rücksicht auf die vorliegenden Beschwerden hofft, will Thiersch die Feder ergreifen; sondern ganz allein gegen Döllinger, weil dieser eben zu der Zeit, wo nach langer und feierlicher Erörterung in beiden Kammern Alles auf dem besten Wege schien, mit der Behauptung auftrat: es sey gar kein Grund zur Beschwerde gegeben, und Alles käme von einer unlauteren Meinungsunterschied her. Dabei habe aber Döllinger den Hauptgesichtspunkt so gut als völlig übersehen; nämlich das politische Recht unserer Kirche, welches sie bei ihrer Gründung sich erworben, in langen Kämpfen geschirmt, und in Baiern durch die Verfassung gewährleistet erhalten hat; das Recht vollkommener Gewissensfreiheit, daß kein Glied durch Zwang zur Theilnahme an einem fremden Kultus genöthigt werden kann. Die Baiersche Verfassungsurkunde stellt dies außer allen Zweifel, am bestimmtesten, wenn sie festsetzt: „keine Kirchengesellschaft

kann verbindlich gemacht werden, an dem äußeren Gottesdienste der anderen Antheil zu nehmen.“ Zwar hat man bemerkt, es sey bei der fraglichen Militär-Ordnung nicht von Staatsbürgern die Rede, sondern von Soldaten, und bei diesen wieder nur von dem, was ihnen die Dienstordnung auferlegt. Auch Döllinger nimmt sich dieser Deutung an, als handle es sich beim Soldaten bloß vom Gehorsam gegen ein militärisches Commando, wobei das Gewissen unberührt bleibe. Aber diesen Unterschied kennt die Verfassung nicht. Das Staatsgrundgesetz breitet seinen Schutz über alle Personen aus. Die Pflichten des Soldaten liegen nicht außer der Verfassung, sondern in ihr; sie werden in Bezug auf Art, Dauer und Leistungen des Dienstes durch das besondere Gesetz bestimmt, aber über den Kreis des Verfassungsmäßigen hinaus darf keine Zumuthung sich erstrecken. Wie konnte Döllinger diesen Punkt, um welchen sich namentlich in der Kammer die ganze Verhandlung gewendet hat, mit keinem Wort erwähnen, und in das offene Meer der Erörterungen, Befehdungen und Widersprüche steuern, ohne wahrzunehmen, daß seiner Fahrt dieser Fels entgegensteht, an dem er mit der ganzen Ladung seiner anderweitigen Argumente Schiffbruch leiden mußte. Er verspricht zwar in seiner ersten Schrift auch die staatsrechtliche Seite in Erwägung zu ziehen; aber statt dessen weiß er nur mit Geringschätzung über die „allgemeinen Phrasen von verfassungsmäßiger Religionsfreiheit“ sich hinwegzusetzen, und behauptet sogar: „dies ganze Geschrei von Verfassungsverletzung sey nachgrade verstimmt.“ Wenn ihn hier die viele Gelehrsamkeit (*τὰ πολλὰ γράμματα* Act. 26.) auch nicht rasend gemacht hat, so hat sie ihn doch gewiß am rechten Weg vorbeigeführt.

Jede Theilnahme der Nichtkatholiken an einem Akt des katholischen Gottesdienstes, sofern dabei „eine Nöthigung, ein Verbindlichmachen“ stattfindet, muß rechtlich und gesetzlich abgelehnt werden. Dies hat Döllinger selbst anerkannt, wenn er von der Beiziehung des katholischen Militärs in Preußen zum protestantischen Gottesdienst spricht, wobei man sogar Sängerschöre aus katholischen Soldaten für den protestantischen Kultus gebildet habe. Jene Belästigung wurde auch bereits unter dem verstorbenen König abgestellt. Was soll man aber dazu sagen, wenn Döllinger im Widerspruch mit sich selbst es ganz natürlich findet, daß man bei Gelegenheit des Reformationsjubiläums katholische Soldaten zu den kirchlichen Feierlichkeiten beigezogen habe; ja sogar behauptet, daß man jede diesfällige Weigerung mit vollem Rechte hätte unterdrücken müssen? Ob dieser Fall wirklich vorgekommen, oder nur, wie beim Patriarchen in Lessing's Nathan ein Problem Döllinger's gewesen, bleibt zwar ungewiß. Aber unbegreiflich ist, wie Döllinger glauben mag, daß man über den inneren Widerspruch zwischen kirchlicher Überzeugung und Militärpflicht dadurch wegkommen und die Gewissen einschläfern könne, indem man den Betroffenen sagt, sie könnten dabei denken was sie wollten. Es wäre wohl einem eifrigen Anhänger seiner Kirche und würdigen Priester geziemer gewesen, die Heiligkeit der Wurzel anzuerkennen, aus welcher jenes Widerstreben kommt. Unmöglich kann man mit sich selbst in Übereinstimmung seyn, wenn man bei einer kirchlichen Säcularfeier die gezwungene Beiziehung der Katholiken als gutes Recht und Ordnung erklärt, dagegen die Beiziehung katholischer Soldaten zum gewöhnlichen protestantischen Militärgottesdienst als eine Angelegenheit zurückweist; während doch letzterer das katholische Gefühl unmöglich mehr verletzen kann, als ein Fest, wobei es als Glück verkündigt wird, von der Katholischen Kirche getrennt worden zu seyn.

Die Protestanten in Baiern (so fährt Thiersch im zweiten Sendschreiben fort, welches den theologischen Gesichtspunkt erör-

tern soll) konnten sich ohne Weiteres und ohne Bezeichnung der Gründe auf ihr Recht berufen. Sie verfahren nicht in dieser unbedingten Weise, sie gaben ihrem Anbringen die Form einer Bitte und erklärten sich über die bewegenden Motive. Döllinger aber, nachdem er den Boden des Rechts ganz umgangen, als ob er gar nicht vorhanden wäre, macht sich nur mit den Gründen zu thun, ohne zu bedenken, daß diese nicht einmal den letzten Ausschlag geben; er drängt sich in die Gewissensfragen einer fremden Confession, verbreitet sich über Formen und Gebräuche des protestantischen Abendmahls, und weil Harleß behauptet hatte, der Protestant kniee nur beim Empfang desselben, so zeigt er ihn nicht etwa eines Irrthums, sondern einer dreifachen Unwahrheit, als ob er ihm in's Herz gesehen hätte. Gesezt aber, die Protestanten knieen nicht bloß beim Empfang, sondern auch bei der Consekration, was thut das hier zur Sache? — Von gleichem Belang ist Döllinger's Hinweisung auf „eine Menge von Protestanten“, welche dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen, und wenn Alles kniet, um nicht Aufsehen zu erregen, die gleiche Stellung annehmen. Dies würde in anderer Form dahin lauten: weil so und so viel Protestanten freiwillig am katholischen Kultus theilnehmen, so können alle Protestanten genöthigt werden, das Gleiche zu thun. Alle diese Bemühungen Döllinger's, den Standpunkt der Sache zu verrücken, werden Niemanden zweifelhaft machen, daß hier in der That eine Gewissenssache in Frage gestellt, und eine der tiefsten Controversen wieder aufgeregt ist, welche mit dem Protestantismus geboren und in seinem Wesen gegründet ist. Um aber in's Innere der Sache zu kommen, gibt es keinen anderen Weg, als durch die Lehre vom Abendmahl selbst, wie es von Christus eingesetzt und von den einzelnen Kirchen aufgefaßt worden ist. Nachdem nun Thiersch die verschiedenen biblischen Relationen erörtert hat, kommt er zu dem Resultat: In der ältesten und unmittelbaren Anschauung war zwar die Gegenwart des Leibes und Blutes gegeben, aber nicht, wie diese Gegenwart statifunde. Am nächsten lag die Vorstellung, daß zwar Brod und Wein genossen werde, Leib und Blut aber auf mystische oder sacramentale Weise gegenwärtig sey. In den ältesten Zeugnissen der Väter tritt uns diese Vorstellung entgegen, und es ist ein Irrthum, anzunehmen, daß dieselben lediglich der katholischen Anschauungsweise angehören. Es bildete sich allmählig eine Mehrheit von Ansichten, welche bis zum achten oder elften Jahrhundert unbeeinträchtigt neben einander bestanden. Es war Keinem verwehrt, die Einigung (*ένωσις*), oder Mischung (*ἀναμύγμα*), oder Umgestaltung (*μεταστοιχείωσις*), oder Umwandlung (*μεταβολή*) anzunehmen, oder auch die irdischen Stoffe als Gegenbild der himmlischen und ihre sichtbaren Vertreter anzusehen. Wie sich in der Römischen Kirche immer mehr eine ausschließliche Betrachtungsweise befestigt habe, wie sie sogar zum Mittelpunkt des ganzen Dogmas und Kultus geworden sey, wird von Thiersch in den Hauptmomenten dargestellt, wobei sich Gelegenheit findet, dem Gegner einen auffallenden Verstoß gegen das eigene Dogma vorzurücken. Döllinger spricht nämlich „von dem verhüllten Leibe des Weltheilandes“, und daß nicht das Brod, sondern der „unter diesem“ gegenwärtige Erlöser Gegenstand der katholischen Anbetung sey. Sonach wäre die Hostie nur die Hülle des Leibes, nicht der Leib selbst, und ausgesprochen, was Conc. Trid. S. XIII. c. 3. mit dem Anathema belegt ist. Döllinger hat sich, um der Lehre eine annehmbarere Form zu geben, offenbar dem Lutherischen Lehrbegriff angenähert.

Alle Confessionen, sagt Thiersch, sind einig auf dem biblischen

Grund von der Gegenwart des Herrn im Abendmahl; aber über das Wie sind sie in die Verschiedenheit von Anschauungsweisen zurückgetreten, welche von Anbeginn ruhig neben einander bestanden. Seitdem jedoch in der katholischen Kirche die Transsubstantiationslehre ausschließliche Geltung erlangt hat, hat sich dieses friedliche Verhältniß geändert, und mit dem Ablehnen dieser Lehre ist der Riß, die unerwünschte Kluft gesetzt, über welche weder die Töchter zu der Mutter, welche sie verstoßen hat, noch diese zu ihnen hinüber kann. Wenn der Protestant nun, ohne an die Transsubstantiation zu glauben, dennoch die Anbetung der Hostie vollzieht, so ist es für ihn ein Akt der Abgötterei und Heuchelei. — Zwar will Döllinger darauf hinweisen, daß es bei jenem Befehl so ernsthaft nicht gemeint sey, und führt uns auf das Gebiet der Umdeutung, der Scheidung zwischen innerer und äußerer Adoration, der Unterscheidung zwischen Salutation, Veneration und Adoration, der Erklärung, daß man nur die Salutation und zwar die militärische wolle; daß der äußere Akt ohne den inneren geschehen könne u. dgl. Nur ungern folgt ihm Thiersch auf dies Gebiet, wo sich Niemand mit Vortheil oder Ehre bewegen könne, und erinnert zuerst, daß bei den Alten das deos salutare, venerari, adorare gleichbedeutend war; daß es ferner keinen Unterschied macht, ob die Salutation eine militärische ist; denn auch diese muß einen Gegenstand haben, und man salutirt nicht, ohne daß es irgend wem gälte; daß die rein militärische Salutation bekanntlich ganz anders vollzogen wird; daß der Ruf „zum Gebet“ nach keiner Exegese so viel heißt als „zum Gruß“, noch weniger das Commando „auf das Knie“, wodurch die Anbetung in noch unzweideutigerer Form verrichtet wird. Alles dies, sagt Thiersch, ist so evident, daß jedes weitere Wort überflüssig wird. So wenig Gott den Menschen die Sprache gegeben hat, um ihre Gedanken zu verhüllen, hat er ihnen Glieder und Gehehrden verliehen, um etwas Anderes auszudrücken, als im Inneren vorgeht. Soll der Befehl „auf's Knie“ für den Katholiken etwas Anderes besagen, als für den Protestanten, so liegt hierin eine Zweideutigkeit, wodurch die Würde des Gegenstandes bis in's Innerste verletzt wird. Hier ist nicht mehr bloß Beunruhigung der Gewissen, hier ist Entwürdigung des Kultus. Wenn der protestantische Soldat früher die Neigung des Kopfs vollzogen hat, so hat er dabei offenbar geglaubt, sich nicht an der Anbetung der Hostie zu betheiligen. Da nun aber nach Döllinger's Eröffnung diese Anbetung eben so wohl durch Beugung des Hauptes als des Knies vollzogen wird, so folgt daraus wohl nicht, daß das protestantische Militär nun auch das Knie beugen soll, so wie es früher das Haupt gebeugt hat, sondern daß es von dem einen wie von dem anderen zu entbinden seyn wird. — Thiersch führt noch die Erzählung von dem Markgrafen Georg an, deshalb, weil Alles, was bei jener feierlichen und entscheidenden Gelegenheit von den Lehrern und Häuptlingen unseres Glaubens gethan, unterlassen, zugegeben und verweigert worden ist, nicht ohne Grund Beispiel und Norm für die Folgezeit geworden, nicht nur, weil wir mit Recht dem Ansehen solcher Männer folgen, sondern weil ihr Betragen aus der inneren Natur der Sache mit Nothwendigkeit geflossen ist und kein anderes seyn konnte. Eine weitere historische Parallele bieten die Pälzischen Vorgänge und ein Gutachten des Kanzler Pfaff für den Herzog Victor Amadäus von Savoyen, wodurch

gleichermaßen in's Licht gesetzt wird, wie unvereinbar jede solche Zumuthung mit dem protestantischen Bewußtseyn ist und bleibt.

(Schluß folgt.)

„Der rechte Standpunkt“.

Der rechte Standpunkt, wenn ich Herrn Pfarrer König recht verstehe, bei Beurtheilung des obwaltenden Kampfes ist dieser: „Ihr — Altgläubigen — seyd die Wenigen, wir Lichtfreunde sind die Vielen; also keine Frage, wo das Recht ist.“ Darum hebt der Genannte unsreißig so oft und nachdrücklich in seiner Brochüre es hervor, daß, wenn wir nicht bei Zeiten mores lernen wollten, die Volksmassen das uns lehren würden. Darum kommt auch Herr J—z in seiner Abhandlung zuletzt mit dem Hauptargumente, dessen Macht wir sittig neulich nur apostrophiert haben, dem Argumente, das in der Ferne uns den Prügel des Pöbels zeigt. Darum scheint selbst auch Herr Past. Uhlisch die „Gustav-Adolphs-Bürgerversammlungen“ oder — wie sie neulich ein daran Theilnehmender schriftlich gegen mich bezeichnete — die „Lichtversammlungen“ oder — wie neulich die Hallische und Magdeburgische Zeitung sie nannte, als sie die Organisation einer ganz neuen in der Umgegend von Halle berichtete, *) die „großen Volksversammlungen“, so besonders hochzuhalten. Darum bereift sich unsreißig auch der Herr Verleger des Herrn Past. König, fast in allen Nummern der Magdeburgischen Zeitung „den rechten Standpunkt“ immer und immer wieder anzuzeigen, und jetzt namentlich die „trotz der so bedeutenden ersten Auflage zum 27. August neu erscheinende zweite“ zu melden. Darum — doch die Leser mögen mir die weitere Aufzählung erlassen, und mir gestatten, jenen „rechten Standpunkt“ hier einmal kurz zu veranschaulichen, zu veranschaulichen durch Mittheilung eines interessanten Dokuments, welches ich so eben, und zwar dies Mal in anerkennenswerther Höflichkeit postfrei, empfangen habe, und welches nicht nur, weil es — ein Beleg für die Wahrheit und Lindigkeit des Artikels über Köthen — in bejammernswerther Offenheit die Prädikate der Widerkirchlichkeit und Widerchristlichkeit acceptirt, ja des Guten noch viel zu wenig gethan, des vollkommen reinen Lichts noch viel zu wenig gespendet durch die Köthener Lichtfreunde sieht, sondern insbesondere auch weil es dem theuren Worte Gottes und der geschichtlichen Person des Herrn gegenüber ziemlich handgreiflich nicht Gemein-Geist bloß, sondern auch Gemein-Arme und -Muskeln als Princip des Protestantismus proklamirt, sofortiger Veröffentlichung sich würdig zeigt. Es lautet, an mich adressirt, wörtlich und buchstäblich also:

Zwar wäre es gut, gar nicht auf Ihre Erklärungen gegen die pro-

*) Auch auf ihr hatte wieder ein Prediger — die Namen werden jetzt klüglich verschwiegen; zu rathen ist auf Herrn Past. Hilbenhausen — einen Hauptsprecher gemacht.

testantischen Freunde zu achten doch die stets sich gegen Unsinne empörende Vernunft sucht sich hier wie überall ihr Recht zu erhalten, drum Folgendes:

Sie sagen von den köthenschen Witzgern, „sie hätten in dem Convente begierig alle Speisen aufgenommen die ihnen geboten wurde; ob ihnen das aber unbedingt angenehme Kost gewesen, sei damit freilich noch nicht entschieden“. Wenn sie aber im August, also 2 Monate nach dem von Ihnen sogenannten Convente, nachdem sie unsere Erklärung vor Augen gehabt, noch daran zweifeln konnten, daß uns die dar- gebotenen Geistes-Speisen nur angenehm gewesen sind, so möchte ich wohl mit einer Retour-Kutsche sagen: O armer Görrick! ich bedaure Sie! Wir, die wir noch Vernunft haben, kann es nur sehr lieb sein, solche Gelegenheiten zu besitzen uns aus dem Schwefel-Quaal immer mehr herausgehoben zu sehen, wo uns das Pfaffenhum hineingezogen, heraus in das ewige Licht, in die lautere Wahrheit, in den reinen Äther, in welchem man frei Athmen ohne ersticken zu müssen, in welchem man sich selbst wiederfindet und die Tugend nicht wie Sie und Ihres Gleichen in Mäntel hüllt sondern nackt und klar daher gehen läßt.

Sie kelien diese Speisen widerkirchliche und widerchristliche Nahrung zu nennen; nennen Sie sie so, ich auch, sie sind aber vernünftig und daher göttlich, denn alles Unvernünftige ist nicht göttlich.

Sie sprechen befürchtend aus, „daß wir sie (die Speisen) in unsere Häuser, in unseren Beruf getragen, sie in unsere kirchlichen und politischen Verhältnisse anwenden,“) sie in unser Saft und Leben verwandeln“. Dies sind aber eben die Früchte die die Vernunft trägt. Durch und durch muß man das sein, was man ist und sein will, dann ist die Wahrheit erst Wahrheit. Freilich wie sie ihren Glauben verdauet, da ist die Wahrheit Lüge, da ist der Wolf im Schaffkleid und Geisnerei und Pharisäerthum ist ihr ganzes Dasein.

Ferner beklagen Sie die arme betrogene Herde im Interesse und zur Ehre der alten protestantischen Stadt, auch ich, nicht aber daß sich Aurora uns zeigt sondern daß sie ihre Strahlen noch nicht senkrecht auf unser Haupt fallen läßt und weinend spreche ich mit Ihnen aus, o armes Köthen, das Du noch nicht ganz den Nebel verloren hast!

Auch nennen Sie das Local, die Herzogl. Restauration mit Ihrer Herzogl. privilegierten Spielbank „Versammlungs Ort irdischer Bankruttirer“ und sprechen betrübt aus: „soll sie das auch für geistliche Hirten und Heerden sein. Kommen Sie nur und Ihres Gleichen nicht wieder, dann ist wenigstens kein geistlicher Betrug und Banforunt und überheben uns damit zugleich einer Executions-Bollstreckung. Amen! —

Köthen den 19. August 1844.

Ein Köthener-Bürger.

Halle am 22. August 1844. G.

*) Diesen Umfang einer Beziehung der Köthener Versammlungen auf Kirchliches und Politisches beglaubigt hiedurch einer der Theilnehmer selbst. Die von mir darüber früher gegebene Nachricht gründete sich auf den eigenen öffentlich gegebenen Bericht des Herrn J.-M. Isensee. Daß ich dabei „Politisches“ nicht im ordinären Zeitungssinne gemeint habe, versteht sich wohl von selbst. Dies in Bezug auf eine mir zu Gesicht gekommene, sehr ausfallende Beschwerde des Herrn Isensee, worin er indeß nicht die von mir ausgelegten politischen Bestandtheile jener Versammlungen läugnet, sondern diese Aussage nur, als enthielte sie etwas so ungemein Böses und sich nicht von selbst Versteheendes, naiv genug als gefährlich bezeichnet. In derselben Beschwerde stellt er auch die Autorschaft der Erklärung der Vierzig, die ich kaum vermuthet, keineswegs behauptet hatte, in Abrede, indem er jedoch selber durchaus ihr beistimmt. G.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 7. September.

N. 72.

Die Kniebungsfrage in Baiern, und der darüber geführte Schriftwechsel.

(Schluß.)

Mit der Schrift von Thiersch haben wir nun das ganze Gebiet dieser Controverse durchlaufen; denn was sonst noch hierüber im Druck erschienen und uns bekannt geworden ist, fügt zu dem Gesagten nichts wesentlich Neues hinzu. Die Angelegenheit hat seitdem noch einen ernsteren Charakter angenommen; sie ist aus den Gränzen der ruhigen Erörterung herausgetreten, auf den Boden der criminellen Justiz verpflanzt worden. Ein protestantischer Geistlicher, der es für seine Pflicht hielt, in einem Synodalvortrag vor seinen Amtsbrüdern diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen, und dann auch durch den Druck im weiteren Kreise seine Überzeugung zu verbreiten, ist das Opfer dieses Eifers geworden. Er hatte nicht bloß ausgesprochen, daß die Kniebeugung vor dem Venerabile für den Protestanten eine Sünde sey, sondern hinzugefügt, daß der Soldat bei dieser Zumuthung den thätigen Gehorsam verweigern müsse. Wegen dieser Äußerung wurde gegen ihn die Untersuchung eröffnet, es trat einstweilige Suspension vom Amte ein, und aller Wahrscheinlichkeit nach droht ihm eine mehrjährige Festungsstrafe. Dieser traurige Zwischenfall hat die Beunruhigung der Gemüther natürlich nicht vermindert, und dringender noch erscheint für jeden Protestanten die Pflicht und das Bedürfnis, in dieser Gewissensfrage sich recht klar zu werden und die eigene Überzeugung gegen alle Scheingründe und Ablenkungen zu befestigen.

Zu diesem Zweck mag es hier gestattet seyn, noch einmal die Hauptmomente der ganzen Frage gedrängt zusammenzufassen, und was von beiden Seiten für und wider vorgebracht worden und zur Sache gehört, in ein anschauliches Bild zu bringen, das sich fast von selbst zu folgendem Gespräch gestaltet.

Der Katholik. Mit allgemeiner Freude begrüßen wir die Ordre vom 14. August 1838, wodurch die Kniebeugung vor unserem Sanctissimum bei der ganzen Baierschen Armee eingeführt, und damit ein großer Fortschritt in unserer kirchlichen Entwicklung bewirkt worden ist.

Der Protestant. Wir gönnen euch diese Freude von Herzen, möchten aber doch wünschen, daß man uns Protestanten dabei als bloße Zuschauer gelassen und nicht gefordert hätte, daß wir uns thätig und mitwirkend dabei betheiligen sollten.

Kath. Es ist ein Militärreglement, das seiner Natur nach keine Ausnahme gestattet, und über Alle, ohne Unterschied der Confession, sich erstrecken muß.

Prot. Um so mehr hätte man zu verhüten, daß ein solches Dienstreglement mit religiösen Anordnungen in Berührung kommt, weil es dabei nur allzu leicht geschieht, daß höchst achtungswerthe confessionelle Überzeugungen verletzt werden.

Kath. Ich weiß, daß eure Vorfahren gegen diesen Alt sich jederzeit aufs Hartnäckigste gesträubt haben; aber ihr werdet doch heut zu Tage die Intoleranz vergangener Jahrhunderte nicht aufwecken wollen, ihr werdet doch nicht mehr von Götzendienst und vermaledeiter Abgötterei reden?

Prot. Das nicht, dazu verpflichtet uns unsere Glaubens-treue nicht, so wenig als wir die Baptistentaufe oder Anderes, was wir niemals billigen, mit solcher Emphase zu anathematisiren brauchen, um uns dagegen zu verwahren. Aber die Toleranz kann nie so weit gehen, daß Knie vor dem zu beugen, was den wesentlichen Differenzpunkt zweier Confessionen bildet.

Kath. Aber ihr habt ja von eurem alten Lutherthum so vieles schon abgeschafft, ihr werdet doch nicht bloß den Widerwillen gegen das Katholische beibehalten wollen?

Prot. Was unsere inneren Angelegenheiten betrifft, sollte hier wohl billig außer Berührung bleiben. Eure Theologen werden uns doch nicht sagen wollen, was wir zu glauben und zu denken haben? Daß der Abfall von unseren Glaubenssätzen so groß noch nicht ist, kann auch bei dieser und anderen Gelegenheiten kaum verborgen geblieben seyn.

Kath. Ihr werdet aber doch Gründe angeben, weshalb jene Zumuthung so überaus lästig und unerträglich ist?

Prot. Wir berufen uns vor allen Dingen, wie es billig ist, auf das gemeinsame Forum des Rechts; daß Niemand zur Theilnahme am fremden Kultus verbindlich gemacht werden kann, sagt der Buchstabe unserer Verfassung.

Kath. Wird aber nicht, wenn ihr euch auf den starren Boden des Rechts stellt, die gehässige Trennung befördert, der traurige Zwiespalt erweitert? Wo bleibt dann jene schöne Einheit der Confessionen, von der man neuerlich so viel Herrliches sich versprochen hat?

Prot. Die Einheit pflegen wir in dem, was wahrhaft gemeinsam ist; gegen allen pantheistischen und atheistischen Unglauben reichen wir euch zur gemeinsamen Abwehr brüderlich die Hand; aber Protestanten wollen wir bleiben, unsere Grundlehren nicht aufgeben, an unserem historisch festgestellten Charakter und Gepräge nicht rütteln; das würde auch nicht zum Ziel führen, würde uns innerlich lähmen und eurer christlichen Achtung unwürdig machen.

Kath. Seyd ihr aber nicht durch die Union euren alten Sagen untreu geworden?

Prot. Das sind wir nicht.

Kath. Sagen nicht eure alten Theologen, die Kniebeugung sey ein Abiaphoron?

Prot. Das sagen sie nicht.

Kath. Ihr werdet euch aber doch nicht von euerm Oberconsistorium vorschreiben lassen, was ihr für Sünde zu halten habt?

Prot. Das Ober-Consistorium hat seiner Pflicht gemäß Namens der ganzen Kirche Verwahrung eingelegt, und so lange seine Erlasse und Erklärungen auf dem Grund des Bekenntnisses und der reinen Lehre sich halten, sind wir ihm Gehorsam schuldig.

Kath. Man fordert aber von den Soldaten keine religiöse Handlung, sondern nur eine militärische Salutation.

Prot. Wenn es bloß diese seyn sollte, warum hat man denn die frühere Form ungenügend befunden?

Kath. Sie ist es allerdings für den Katholiken, für welchen man eine Ceremonie bedarf, wodurch er beides zugleich verrichtet.

Prot. Dies ist freilich ziemlich künstlich ausgedacht; indessen habe ich gehört, daß eure kirchlichen Behörden erklärt haben, der Katholik könne die Adoration auch stehend vollziehen.

Kath. Dies ist allerdings erklärt worden.

Prot. So wäre also die vorige Salutationsform keineswegs so drückend für den Katholiken, als man behauptet hat?

Kath. Es ist aber doch viel feierlicher, wenn der Soldat ganz an der Kultusform der Gemeinde Antheil nimmt.

Prot. Aber es ist ja erklärt worden, der Soldat habe sich überhaupt um den Gottesdienst nicht zu kümmern, seine Anwesenheit habe gar keine Beziehung auf Religion, sey bloß militärischer Dienst —

Kath. Dies getraue ich mir nicht zu vertreten.

Prot. Wenn das Militär zur Verherrlichung des Kultus beordert wird, so nimmt man doch ohne Zweifel den Kultus so, wie ihn die Kirche nimmt, welcher diese Hochachtung erwiesen wird. Man ist gewiß weit entfernt, dem Gottesdienst eine andere Bedeutung unterzulegen, oder den Soldaten zu veranlassen, daß er anders davon denken soll, als die Kirche denkt. Nun ist es aber wohl ausgemacht, daß die Katholische Kirche in jenem Kultusakt nichts Anderes als eine Adoration im Sinne hat, und daran nimmt der Soldat jedenfalls Theil.

Kath. Aber die Katholiken verbinden, wie uns Döllinger versichert, mit der Kniebeugung keineswegs immer den Begriff der Adoration, und leisten diese eben sowohl stehend als knieend.

Prot. Die Beweiskraft dieses Einwandes ist mir nicht einleuchtend. Wenn es dem Katholiken wirklich gestattet ist, seine Andacht in verschiedener Form darzulegen, so muß ihm doch wohl jederzeit vor Augen bleiben, was sein Tridentinum (sess. XIII. can. 6.) ausspricht: *si quis dixerit, in sancto Eucharistiae Sacramento Christum dei filium non esse cultu laetiae etiam externo adorandum . . circumgestandum . . proponendum . . anathema sit.* Die Katholische Kirche verbindet also freilich nicht mit jeder Kniebeugung den Begriff der Adoration, aber was dem Sanctissimum geleistet wird, das soll und darf nach ihrem Dogma nichts Anderes seyn.

Kath. Dann müßte aber der protestantische Soldat ganz wegb bleiben; er würde sich durch jede Form der Salutation gleicherweise versündigen.

Prot. Sicher wäre es weit besser, auf diese Weise allen Strupeln zu begegnen. Dann wäre man aller Erläuterungen und Distinktionen überhoben. Indessen hat man protestantischer

Seits die Sache noch nicht auf diese Spitze gestellt; man weigert sich nicht, dem katholischen Kultus eine Achtungsbezeugung darzubringen, nur muß nicht allzu augenscheinlich der Punkt berührt werden, wo die Confessionen unvereinbar sind, und jede Nachgiebigkeit als Verläugnung des eigenen Glaubens erscheint.

Kath. Es ist mir noch unklar, was euch bewegt, die frühere Salutationsform nicht ebenfalls abzulehnen?

Prot. Die Nachgiebigkeit bewegt uns; wir wollen nicht auf dem äußersten Recht bestehen. Ohne Nachgiebigkeit ist keine wahre Toleranz, kein rechtliches Nebeneinanderbestehen der Confessionen möglich. Wir wollen nachgiebig seyn, so weit es ohne Sünde geschehen kann. Aber dabei ist nicht zu vergessen: alle rechtliche Ordnung beruht auf Gegenseitigkeit. Auch die früher bewiesene Nachgiebigkeit war gegenseitig, und deshalb störte sie den Rechtsstand nicht. Wo aber wird in der neueren Vorschrift diese Nachgiebigkeit bewiesen? Man zeige uns die Einräumung, welche bei der neuen Salutationsweise uns Protestanten gemacht worden, und wir wollen nicht länger glauben, in unserem Recht und Gewissen beeinträchtigt zu seyn.

Kath. Es scheint fast, als ob durch alle Interpretationen und Erläuterungen die Sache nur schwieriger und verwickelter geworden wäre. Doch ist ja wohl eben jetzt von Seite der Königl. Regierung Alles geschehen, was die gewissensbeschwerten Protestanten nur verlangen können.

Prot. Ich vermurthe, daß dies auf die neuerliche Verordnung vom 28. März 1844 sich bezieht, über deren Inhalt die Ansichten noch nicht völlig im Klaren zu seyn scheinen.

Kath. Sie lautet so: „Es sollen von nun an nirgend mehr im Königreich und bei keinem Anlaß Soldaten der protestantischen Confession in Kirchen zur Anhörung katholischen Gottesdienstes, und eben so nicht mehr Soldaten katholischen Glaubensbekenntnisses in Kirchen zur Anhörung protestantischen Gottesdienstes, noch zu solcher unter freiem Himmel geführt werden, was jedoch nicht für jene Fälle gilt, wo bei gottesdienstlichen Begängnissen oder sonstigen kirchlichen Feierlichkeiten, sey es in Kirchen oder in Straßen, oder sonst unter freiem Himmel Spaziere etc. zu machen und sonach die Ausdrückungen diensflicher Natur sind und nicht zum Zweck der Gottesdienstanhörung stattfinden, für welche Fälle es bei den bestehenden Vorschriften sein Verbleiben haben soll.“

Prot. Ich wünsche von Herzen, diese Verordnung möge so gehandhabt werden, daß dadurch jede Beschwerde beseitigt und der gesegensmäßige Stand wahrer Achtung und Duldung zwischen den Confessionen, den wir aufrichtig und sehnlich verlangen, zu dauernder Befestigung gebracht werde, zweifle aber sehr, ob dies der Fall seyn wird.

Erklärung aus Röthen gegen die bekannte Rede des Pastor Wislicenus.

Der Artikel der Ev. K. Z., überschrieben: „Das arme Röthen“, hat gewiß alle Leser tief betrüben müssen. Denn der in ihm erzählte Fall, daß vierzig Röhthensche Bürger, sämmtlich Professionisten, unternommen haben, öffentlich sich mit der frechen

Rede des Past. Wislicenus einverstanden zu erklären, d. h. sich vom christlichen Glauben loszusagen, ist in der Evangelischen Kirche unerhört. Wohl weiß ein Jeder, wie in vielen Gliedern der Kirche der Glaube erstorben ist, wie bis in die untersten Schichten des Volkes die Bibel leichtsinnig, ja wohl gar spöttisch behandelt wird, wie man den Gottes Sohn zum bloßen Menschen Sohne macht. Das geschieht jedoch nur in kleinem Kreise der Bekannten, wenn man zusammenkommt, Allerlei zu besprechen und sich zu unterhalten. Aber den Muth zu haben, das theure Erbe der Väter, den Grund unserer irdischen und himmlischen Wohlfahrt vor aller Welt über Bord zu werfen, dazu war es bis jetzt noch nicht gekommen. Das Unerhörte ist mitten aus der Gemeinde heraus geschehen, die nothwendige Folge der Lichtversammlungen. Wahrlich, das Herz muß einem brechen, wenn man bedenkt: so viele Seelen in Köthen und Umgegend gehen, angesteckt durch das Gift des Unglaubens, was auf jenen Versammlungen in vollem Maße ausgestreut wird, in der Irre und Blindheit dahin, dem ewigen Tode entgegen, und der Heiland hat doch für sie sein theuer Blut vergossen! — Mit tiefem Schmerze sieht man auf den Erfolg dieses Treibens, der unausbleiblich kommen muß, wenn kein Einhalt geschieht. Denn diese protestantischen Freunde nehmen sich und Andere unseres Fußes Leuchte und das Licht auf unseren Wegen — Gottes heiliges Wort, zerstören die Ruhe und den Frieden der Familien, vernichten die Kirche und den Staat, der ohne Christenthum keinen Halt hat. Das ist dieser Leute bewußtes oder unbewußtes Streben. Ihre Versammlungen, erfüllt von Opposition gegen alles Bestehende, entwickeln, was ganz natürlich, ein immer größeres Gefühl der Selbstständigkeit, und das Bewußtseyn einer großen, äußeren Macht. Ohne alle historische Entwicklung aus schon bestandenen Verhältnissen stehen sie da, sie wollen ein Neues heraufbeschwören, und das Alte vernichten. Es ist zu natürlich, dieser Jakobinismus auf dem Gebiete der Kirche wird über lang oder kurz sich eben so offen dem Staate gegenüber aussprechen. Denn wer Gottes Worte, d. h. Gott den Gehorsam auftragt, wie will der unterthan seyn der weltlichen Obrigkeit! Da kann einem wohl bange werden um eine Stadt, die, wie Köthen, an solchem Unfug Theil nimmt, denn Gottes Strafgericht kann nicht ausbleiben, wenn solch unerhörter offener Abfall immer weiter um sich greift, oder wenn keine Stimme gegen solch gottloses Treiben sich erhebt. Deshalb thut dem armen Köthen die Fürbitte der Gläubigen Noth, daß es aufwache vom Schläfe und aufstehe von den Todten, um sich zu erheben vor dem geschehenen Frevel am Heiligthume, um Christi Fahne hoch aufzuheben, und dem Zorn des starken eifrigen Gottes zu entinnen. Und Gott sey Dank, ob schon diese arge Frucht auf einen längst vorbereiteten und vorhandenen Boden eines herrschenden Unglaubens hinweist, so ist doch der Leuchter von seiner Stätte noch nicht ganz weggestoßen. So eben haben mehrere Bürger, voll Schmerz über die ihrer evangelischen Stadt angethane Schmach, sich um Gottes willen gedrungen gefühlt, zu zeugen, wo länger zu schweigen ein Ver-rath am Evangelio wäre, und folgendes Bekenntniß abgelegt:

Erklärung.

Was wir von der Rede des Herrn Past. Wislicenus

aus Halle, gehalten auf der letzten Versammlung der sogenannten protestantischen Freunde in Köthen, vernommen haben, hat uns in unserem christlichen Glauben nicht irre gemacht. Aber wir sind entsetzt, daß dieser Geistliche gewagt hat, der heiligen Schrift öffentlich das gebührende Ansehen zu rauben, daß dieser Geistliche gewagt hat, zu sagen: Jesus Christus, unser Heiland, sey nicht Gottes Sohn, empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria. Wir sind tief betrübt, daß solch offener Unglaube vor einer Versammlung evangelischer Christen hat ausgesprochen werden können, und blicken mit Besorgniß auf die traurigen Folgen dieser unchristlichen That. Wir aber wollen festhalten an der heiligen Schrift und in dem apostolischen Glauben leben und sterben. Das helfe der allmächtige Gott!

Köthen den 20. August 1844. Mehrere Bürger.

Nachrichten.

Bericht über die am 23. und 24. Juli 1844 zu Trieglaff in Pommern gehaltene Prediger-Conferenz.

Die seit 1829 hier jährlich auf private Einladung des Herrn v. Thadden zusammentretende Prediger-Conferenz hat durch gute und böse Gerüchte gehen müssen. Zwar durften auch die bösen Gerüchte ihr keineswegs gleichgültig seyn: es wurden ja öffentlich angestellte Diener am Worte davon betroffen. Indessen, so lange die Zahl der eingeladenen Gäste den Umfang einer mäßig großen Privatgesellschaft nicht eben überschritt, fand sich die Conferenz nicht genüßigt, jenen bösen Gerüchten öffentlich entgegenzutreten. Nachdem nun aber — seit 1842 — der Kreis der Gäste eine bedeutend größere Ausdehnung erlangt hat, und die Versammlung in ihrer äußeren Erscheinung der Gnabauer oder anderen Conferenzen ähnlicher geworden ist, empfindet sie das Bedürfniß, von ihren Bestrebungen öffentlich Rechnung zu legen, und den vielen Verdächtigungen, die sie über ein Decennium erfahren, nüchtern und nachdrücklich zu begegnen. Aus diesem Bedürfnisse heraus fand schon im vorigen Jahre die Wahl eines Protokollführers statt, unverkennbar in der Absicht, das Conferenzprotokoll zu veröffentlichen. Weil aber dasselbe nicht mehr hatte vorgelesen, und von der Conferenz als solcher approbirt werden können, so ließ es der Protokollführer in seinem Namen und auf seine Gefahr ausgehen. Es ist nun von Vielen versichert worden, daß jenes Protokoll das öffentliche Urtheil über die Conferenz eher verschlimmert als verbessert habe, und es schien diese Meinung auch in der diesjährigen Conferenz sehr viele Anhänger zu zählen. Darum fand man es für gut, die Veröffentlichung der Verhandlungen nicht der Willkür eines Einzelnen preiszugeben, sondern den neuernannten Protokollführer bestimmt zu verpflichten, daß er auch anderer Brüder Rath und Zustimmung einhole, damit die Relation so wenig einseitig als möglich ausfalle.

Der erste Protokollentwurf ward demnach in einer kleinen Nach-Conferenz vorgelesen und discutirt. Es war ein merkwürdig treues Portrait sämmtlicher Verhandlungen; fast kein Wort wurde vermißt. Diese ungemeine Treue in der Auffassung hatte indeß das Protokoll zu einem solchen Volumen angeschwellt, daß man sich nur wenige Leser denken konnte, die ein solches selbst in Minuten treues Alfenrückt mit Interesse verfolgen würden. Deshalb wurde beschlossen, wenigstens zunächst, nach Maßgabe des größeren Protokolls, einen selbstständigen Auszug anzufertigen; zugleich vereinigte man sich über das, was in diesen Auszug aufzunehmen sey. So ist die nachfolgende Relation über die letzten Trie-

glatter Zulage entstanden. Möge sie günstiger auf die öffentliche Meinung einwirken, als es ihrer Vorgängerin von 1843 vergönnt gewesen ist.

Dienstag (23. Juli).

Im Laufe des Nachmittags und Abends trafen successive hundert und sechs Gäste ein. Darunter befanden sich sechs Superintendenten, vier und sechzig Prediger, einige Rectoren, sechs und zwanzig Candidaten, einige Rittergutsbesitzer, ein praktischer Arzt, desgleichen — was besonders erfreulich war, ein Gymnasial-Direktor. Die meisten Gäste, die eigentlichen Stammgäste, waren natürlich aus Pommern. Aber auch aus der Mark, aus Sachsen, Ost- und Westpreußen, Mecklenburg und Anhalt-Köthen hatten sich solche eingestellt. Viele besuchten zum ersten Mal die Conferenz, so daß diese als Ganzes einen durchaus neuen und eigenthümlichen Anblick gewährte. Keiner Dinte, keiner Feder zugänglich war auch diesmal die tiefe, freudige, ja seltsame Bewegung aller Gemüther an dem Vorabend der eigentlichen Conferenz. Die Freude des Wiedersehens — die von Etlichen dreißigfältig, von Etlichen sechzigfältig, von Etlichen hundertfältig genossen wird — verliert aller Züge, und man hört schwerlich ein Gespräch, das nicht ein aus dem vollen Herzen überfließender Strom wäre. Und wenn sie nun nicht nur vereinzelt einander, sondern auch vereint in hundertstimmigen Lobgesängen und in gemeinschaftlicher Abendandacht den Herrn suchen und wiedersehen, wenn sie die Hände aufs Neue einschlagen,

sich auf Seine Marter zu verbinden,
Ihm auf ewig treu zu seyn!

dann versteht die Seele, wie nie zuvor, die alten Verse:

Heilig, selig
Ist die Freundschaft und Gemeinschaft, die wir haben,
Und darinnen uns erlaben;

dann genießt der Glaube die Erfüllung jener Freude, die der Herr verheißt hat auf den Tag, wenn sie nun kommen werden vom Morgen und vom Abend, von Mittag und Mitternacht, daß sie zu Tische sitzen mit Abraham, Isaak und Jakob im Reiche Gottes.

Nach der Abendandacht, die Past. Reinhold aus Kolzow über Luc. 10, 2. hielt, wurde dem Past. Textor der Vorsitz auch für diese Conferenz übertragen, der Past. Lenz aus Güstafshagen zum Protokollführer erwählt, und die erste Sitzung auf den nächsten Morgen 8 Uhr anberaumt.

Mittwoch (24. Juli).

Erste Sitzung. Nach dem Gesange: O Jesu, süßes Licht u. s. w. las der Vorsitzende 1 Petr. 1, 17 bis 2, 10. Im Anschluß an diese Worte begrüßte er die Versammlung, und sprach seine Wünsche für die bevorstehenden Berathungen dahin aus, daß der heilige Geist, der Geist des Glaubens, der Geist des Zeugnisses und des Bekenntnisses, der Geist der Liebe und der Geduld die Versammlung leiten möge. Diese Ansprache wurde mit einem Gebete beschlossen.

Man ging nun zu der ersten, auf den Einladungskarten verzeichneten Conferenzfrage:

„Kann die Evangelische Kirche in Übereinstimmung mit ihrem Princip eine Verpflichtung auf Symbole fordern, und in welchem Sinne und Umfange ist diese Verpflichtung gemeint?“

über, deren Diskussion Past. Reinhold durch einen Vortrag einleitete, dessen Grundgedanken im Wesentlichen folgende waren:

„Das Bekenntniß ist das Amen, das die Gemeinde zu der Offenba-

rung Gottes sagt, — ja nach Matth. 16, 16—18. das Fundament der Kirche, wenigstens komme die Kirche erst durch das Bekenntniß auf den einigen Grund, außer dem Niemand einen anderen legen kann, zu stehen. Darum fordere Christus ein solches Bekenntniß, und gebe dazu in dem Taufbefehl die Grundform. Hieraus habe sich das apostolische Symbol als Ausdruck des Gemeinglaubens, als regula fidei, als Wehrzeug gegen die Ketzer entwickelt. Es sey übrigens falsch, dies Symbolum sich als vornehmlich auf Veranlassung von Ketzerien entstanden zu denken.

Der Redner gab einen historischen Überblick über die Entstehung, den organischen Zusammenhang und die natürliche Stufenfolge der verschiedenen Symbole der christlichen, insbesondere der Lutherischen, speciell der Pommerschen Kirche. Aus Matth. 10, 32., Röm. 10, 10. ergebe sich, warum die Kirche von jedem ihrer Glieder das Amen zu ihrem Symbolum fordern müsse; aus Tit. 1, 9., 1 Tim. 6, 12., Matth. 7, 15., 1 Joh. 4, 1—2, 2 Tim. 2., warum insbesondere an die Glieder des Lehrstandes dieselbe Forderung zu stellen sey. Aus den ersten Schriftstellen hätten sich naturgemäß Tauf- und Segnungsgelübde, desgleichen Beichtformulare entwickelt, aus den letzteren Ordinationsgelübde, die z. B. schon auf einem Concil zu Carthago vom Jahr 398, desgleichen in den Novellen des Justinian vorgeschrieben worden seyen. So habe nun nach der Reformation die Universität Wittenberg 1532 angefangen, Alle, die einen Grad in irgend einer Fakultät beehrten, insbesondere aber alle Glieder der theologischen Fakultät auf die öumenischen Symbole, auf die Augustana und deren Apologie zu verpflichten. Luther, Melancthon, Jonas und Bugenhagen hätten diese Verpflichtung auf Alle, die in der Kirche ein Bischofsamt beehrten, ausgedehnt, — woraus sich schon das Präjudiz ergebe, daß eine derartige Verpflichtung schwerlich gegen das Princip der Evangelischen Kirche streiten könne. Speciell die Pommersche Kirchenordnung von 1535 schärfte den Examinatoren fleißiges Erforschen der Reinheit in der Lehre bei den Ordinanden ein, und gebiete den Superintendenten, Visitatoren und Synoden, zu halten ob der reinen Lehre nach Maßgabe der bereits vorhandenen Symbole. Überschätzung der Symbole im siebzehnten Jahrhundert. Calixt, Spener und überhaupt der ältere Pietismus reagirt gegen diese Überschätzung, — es schlägt aber diese Reaction endlich um in die noch immer von Vielen vertretene Verkehrtheit des Rationalismus, daß man Abthun der Symbole und ausschließliches Ansehen der Schrift fordert, um sich der Schriftlehre zu entledigen. Nachdem nun die Kirche angefangen habe, ihr Wittenfelde wieder auszugleichen, seyen indeß auch ihre rechten Kinder nicht eins, was sie mit dem Trauringe ihrer Mutter, d. i. mit ihren Bekenntnissen, machen sollen. Man könne selbst unter den Gläubigen jetzt sieben Fraktionen in dieser Beziehung unterscheiden. Da seyen solche, die seyen jeder Verpflichtung dieser Art abhold; — solche, welche die Bibel als das alleinige Symbol aufstellen; — solche, welche eine noch erst zu findende Quintessenz aus der Augustana zur Grundlage machen möchten; solche, welche die Invariata, und andere, welche die Variata als Panier erheben; solche, welche den symbolischen Consensus der beiden evangelischen Confessionen als allein wesentlich urgiren; — und endlich solche, welche die obigen Vorschläge als äußerlich und innerlich unberechtigte Capitulationen mit dem Rationalismus verwerfen, und für die Lutherischen Gemeinden nach wie vor die Lutherischen, für die reformirten die reformirten Symbole als confessionelle Basis festhalten wollen. Diese Differenzen ließen eine Besprechung als wünschenswerth erscheinen. — Schließlich proponirte Past. Reinhold zehn Thesen als Leitfaden dieser Besprechung.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 11. September.

N^o 73.

Erklärung wider p. Wislicenus und Genossen.

Sicherem Vernehmen nach hat das Consistorium der Provinz Sachsen die Untersuchung des öffentlichen Abfalls des Pastor Wislicenus von der Evangelischen und christlichen Kirche in Veranlassung der höchsten kirchlichen Behörde eingeleitet. Wir sind nicht unterrichtet, ob dies auf Antrag der Synode des Genannten geschehen, der es zunächst oblag, auf die Untersuchung, oder falls ihr die Thatfache nicht fraglich war, auf die Suspension desselben vom Amte anzutragen, da allerwenigst sie ein Band der kirchlichen Gemeinschaft mit ihm ferner anerkennen konnte, wollte sie sich nicht des gleichen Abfalls von der Kirche schuldig machen. Wir sind indeß nicht geneigt, dies anzunehmen, und geben uns mit freudigem Vertrauen der Annahme hin, die kirchliche Behörde habe aus freier Bewegung gethan, was ihres Amtes war.

Dies ist ein schönes Zeichen, wenn inmitten einer noch sehr allgemeinen Erstarrung, welche die Lebensregungen auch derer, die vom Tode zum Leben hindurchgebrungen sind, fast krampfhaft daniederhält, der Wind des neuen Lebens auch die Führer und Väter der Kirche bewegt. Es wird um so bedeutsamer, wenn man die ungemeine Schwierigkeit bedenkt, welche es unter den jetzigen Umständen für eine Behörde hat, die altgewohnten Geleise des Geschäftsganges zu verlassen, und in Fällen außer gewöhnlicher Noth auch zur Hülfe frisch und kräftig vorzusprechen.

Indeß wird unsere Freude sehr herabgestimmt durch eine andere, leider auch nicht wohl zu bezweifelnde Nachricht, das Provinzial-Consistorium habe Wislicenus bloß beauftragt, seine Rede und einige Predigten einzuschicken, ohne ihm auch nur eine Frist zu bestimmen — daher er denn noch Mitte August diesem Verlangen nicht entsprochen, vielmehr die ihm gleichgesinnten Lichtfreunde sich noch zu einer neuen Versammlung zu Halle ermüdet haben.

Bergegenwärtigen wir uns noch einmal ganz einfach die Thatfache, um die es sich hier handelt, und sehen zu, ob die Kirche, falls jene Nachrichten auf Wahrheit gegründet sind, sich hiebei beruhigen könne.

Wislicenus, der sich dem Dienste der Evangelischen Kirche verpflichtet hat, und als Beamter dieser Kirche sein Brot isst, tritt in einer freien und gemischten Versammlung von fast durchgängig ungläubigen, unkirchlichen Pfarrern und Nichtpfarrern ungerufen auf, um nicht bloß seinen Unglauben frank und frei zu bekennen, sondern die Lehre der Schrift und der Kirche, nicht nur der Evangelischen, sondern der christlichen Kirche überhaupt, auf die platteste Art anzugreifen. Hienach erscheint

Wislicenus nicht etwa als ein beklagenswerther Schiffbrüchiger am Glauben, wie es deren im Lale so viele gibt, welche die Erbsünde ihrer unkirchlichen Lehrer auf Schulen und Universitäten mit Schmerzen tragen.

Als solcher könnte er auf unser innigstes Mitleid Anspruch haben, und selbst wenn er in seinen und seiner Väter Sünden wider die Schrift und Kirche grau geworden, die Stricke, welche die gemeinsame Schuld eines großen Abfalls um ihn geschlungen, nicht sofort zerreißen könnte, und sein Amt mit der unkirchlichen Gesinnung fortführte, bei welcher ihn einst die Behörde mit demselben betraute, so dürften wir ihm die Nachsicht zu Theil werden lassen, welche die Sünde des Einzelnen verdient, wo sie mehr als Reflex einer Gemeinschuld erscheint.

Statt dessen hat Wislicenus ohne Harm und Schmerz sich gebrungen gefühlt, weit über seinen kirchlichen Kreis hinaus nicht seinen Unglauben, sondern seine antichristliche Tendenz wirksam zu machen. Er hat unter Mithülfe seiner Genossen ohne Scham und Scheu die Kirche, welche ihn geboren und gezogen hat, als eine lose Dirne dargestellt, seine Mutter mit Fäusten geschlagen, ihre tiefsten Heiligtümer, die Schrift- und Kirchenlehre, von deren Sinn er keine Ahnung hat und haben kann, auf rohest rationalistische Weise angegriffen und als Narrentheidinge behandelt.

Aber sein Verfahren erscheint nicht bloß als ein Attentat eines rasenden Schwärmers, der mitten aus dem Amte der Kirche heraus die Kirche angreift, sondern indem er ungerufen vor jene gemischte Versammlung tritt, deren ganzliches Unvermögen, über theologische und kirchliche Fragen in Folge eines derartigen Vortrages zu urtheilen, er mindestens eben so wohl erkennen mußte, als ihre Bereitwilligkeit, der Fahne des Unglaubens gern zu folgen, betritt er gradezu die Bahn des Rottenmachers.

Wir wissen nicht, was Demagogie heißt, wenn der Name nicht die geiffentliche Aufregung einer zufälligen Menge wider die kirchliche, und, was hier doch untrennbar ist, mag es auch nicht mit Bewußtseyn im Zwecke liegen, wider die bürgerliche Ordnung, einschließt. Wir wissen nicht, wie noch die Fahne des Aufruhrs wider die Autorität der Schrift und Kirche erhoben werden kann, wie sie auch in der Evangelischen Kirche Preußens gilt, wenn dies nicht von Wislicenus und den gleichgesinnten Lichtfreunden geschehen ist und geschieht.

Und diesem Verfahren gegenüber sollte die Kirche, im Gefühle göttlicher Sicherheit und Kraft, oder tödtlicher Furcht und Schwachheit sich verhalten, als wäre nichts Besonderes vorgefallen?

Niemand aber läugnet den allgemeinen Nothstand, darin auch die theure Evangelische Kirche des Vaterlandes sich zur

Stunde noch befindet, der auch, dies ist eine Unmöglichkeit! dadurch nicht sofort beseitigt werden konnte, daß die höchsten Stellen der kirchlichen Verwaltung mehr und mehr mit Männern besetzt wurden, wie wir sie noch vor wenigen Jahren wohl wünschen und ersehen, kaum aber hoffen konnten.

Was würden aber die Führer des weltlichen Wehrstandes thun, wenn, zumal in Tagen großen Kampfes und der Gefahr, ein Offizier unter einen Haufen höherer und niederer Wehrmänner träte, und sie über die Unstatthaftigkeit des Krieges, über die radikale Richtigkeit der Grundsätze des Königs und der Oberfeldherren, über die Verwerflichkeit des Gesamtzustandes ihrer Ansichten so beredete, daß gemeine Soldaten und Stabsoffiziere theils stillschweigend bis zur nächsten Zusammenkunft auseinandergingen, theils ihren Beifall offen kund gäben? Die Antwort liegt Jedem zur Hand und eine Auflösung aller kriegerischen Ordnung würde die schnelle Folge seyn, wenn das Kriegsregiment rebellischen Abenteurern nicht alsbald ihr Handwerk legte.

Statt dessen scheint die kirchliche Behörde weniger gethan zu haben, als ohne Zweifel geschehen seyn würde, wenn ein kirchlicher Beamte als gemeiner Dieb sich nicht am Worte und Sakrament, sondern nur an den Gefäßen vergreifen hätte, die durch jene allein geheiligt werden; oder wenn ein anderer nur durch gemeine Unzucht zu Fall gekommen wäre, ohne sich öffentlich an den Grundlehren, ja an den heiligen Grundlagen der Kirche, an der Kirche selbst und ihrem Haupte, zu vergreifen, denen er Treue und Gehorsam geschworen. Sie würde in solchen Fällen im Jahre 1844 die Suspension vom Amte verfügt, die Untersuchung eingeleitet und der Gerechtigkeit freien Lauf gelassen haben.

Eins. ist jedoch als ein schlichter Landpfarrer weit entfernt, das Verfahren einer Provinzialbehörde, welches ihm nicht einmal näher bekannt ist, einer Kritik zu unterziehen. Obschon gewohnt, sich in groben Verhältnissen einer ländlichen Gemeinde zu bewegen, ahnt er die unermesslichen Schwierigkeiten recht wohl, denen auch die wohlgefinnteste Behörde in einer Zeit unterliegt, wo das Alte nicht mehr halten und das Neue sich auch noch nicht recht gestalten will. Vor Allem mag der höchsten Behörde obliegen, so lange als möglich vor den drohenden Riß zu treten, und der Gefahr einer großen Spaltung vorzubeugen. Er, der im Regimente sitzt, wolle nur geben, daß, während der ungöttliche Zeitgeist unaufhaltsam fortschreitet, und schon Haufen der den Sohn Gottes läugnenden Priester sich zusammenscharen, das Kirchenregiment nicht versäumt, die Fahne der Kirche und ihres Bekenntnisses hoch aufzustocken, daß die Gläubigen nicht weniger sich zusammen finden und bereit stehen, wenn der große Abfall beginnt, wo er nicht schon da ist!

Schon erheben die Stimmen der kirchlichen Demagogen unter den Augen ihrer schüchternen Behörden sich laut, begehren sich mit unerhörter Frechheit als die siegende Genossenschaft der Wahrheit, der Kirche gegenüber, die sie als eine licht- und lebenslose Partei bezeichnen (vgl. die zum kirchlichen Radikalismus

unverholten fortschreitende Schrift des Auerbecker Past. König: „Der rechte Standpunkt“ — Magdeb. 1844, bei Baensch). Sie haben in gewissem Sinne Recht, sie müssen sich Recht zu haben scheinen, wenn die ordentlichen Behörden der Kirche dem Treiben länger zusehen können.

Aber die Kirche des Herrn ist ewig, und ihre göttliche Macht bezeugt sich überall, wo auch die Stimme des Geringsten sich zu ihrer Wahrheit bekennt. Als eine solche Stimme eines Christgläubigen wider die Röhener Kinder des Abfalls, als ein Zeugniß eines im Gehorsam der Schrift und der Evangelischen Kirche freien Pfarrers gegen den in diesem Sinne untreuen Wislicenus und alle seine Genossen will denn diese runde und klare Erklärung angesehen werden:

Nachdem Wislicenus frank und frei die Lehre der Schrift und Kirche verläugnet hat, vermag ich ihn (unbeschadet seiner relativen Redlichkeit und Überzeugungstreue, über die ich bei einem persönlich Unbekannten weder urtheilen kann, noch dazu die Lust und Muße habe) hinfort weder als Christen, noch viel weniger als evangelischen Christen, oder gar als Pfarrer der Evangelischen Kirche anzuerkennen.

Ich erkläre, was jeder evangelische Geistliche, ja selbst jeder einfältige Laie, was auch der unbefangene Verstand eines Heiden, am meisten aber Wislicenus selbst, zugestehen muß, daß seine und der Seinigen innere Stellung mit der Stellung eines Dieners der Evangelischen Kirche völlig unvereinbar ist.

Ich erkläre, daß Männer des ausgesprochenen Sinnes von Wislicenus unfähig sind, im Namen des dreieinigen Gottes eine Ehe kirchlich zu vollziehen, im Namen Jesu die Sünde zu vergeben, die Sakramente zu verwalten, und das Wort Gottes auszulagen.

Ich erkläre demnach, daß ich das gesammte amtliche Verhalten des Genannten und aller gleichgesinnten Pfarrer, für welche die Kirche Thränen hat, aber auch Zucht und Gerechtigkeit haben muß, für eine fortgehende Heuchelei, für einen radikalen Selbstwiderspruch erkenne, es sey nun, daß sie im Beichtstuhle, oder am Altare, auf der Kanzel, oder wo auch immer im Amte erscheinen.

Ich erkläre, daß ich es für freie Gnade erachte, daß mein Geist im Gehorsam der Wahrheit frei geworden, daß der Herr meinen Glauben aus einem allgemeinen Schiffbruche unserer Kirche in der hinterlegten Zeit gerettet und die Erkenntniß der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi mir Unwürdigem gegeben hat; ich achte mich demnach persönlich nicht für besser, als die noch Irrenden unter meinen Amtsbrüdern der theuren Evangelischen Kirche. Ich halte sie nicht allein meiner armen Thränen und Gebete, sondern der Liebe, Nachsicht und Fürbitte der ganzen Kirche werth. Aber ich habe als Glied und Diener dieser Kirche das Recht, zu hoffen, zu bitten und zu verlangen, daß die Kirche so vermessenen Kindern des Abfalls zeige, daß sie noch da ist und lebt, das mütterliche Regiment in Hand und Herzen hat.

Als ordentlicher Diener der Evangelischen Kirche, d. i. der Einen, wahren, christlichen Kirche, deren Rechte unveräußerlich sind, erkläre ich, und bin der Zustimmung gewiß von Hunderten

gläubiger Amtsbrüder, und von Tausenden gläubiger Glieder unserer Gemeinden — die da hätten reden und nicht schweigen sollen und hoffentlich bald bekennen werden ein gutes Bekenntniß vor vielen Zeugen — daß die kirchliche Gemeinschaft zwischen mir und Allen aufgehoben ist, die sich in gleicher Weise, wie er, von der christlichen und Evangelischen Kirche losgesagt haben, oder lossagen werden.

In Übereinstimmung hiemit erkläre ich endlich, daß ich, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit demgemäß zu verfahren entschlossen, weder als Christ mit Wislicenus und Genossen die Gemeinschaft der Sakramente halten, noch ihn in seiner Stellung als Pfarrer anerkennen werde, außer in Absicht auf äußere Amtshandlungen, die auch durch bürgerliche Beamte, Laien und Nichtchristen vollzogen, gesetzliche Gültigkeit haben würden — so wahr mir Gott helfe!

Zur Vollziehung dieser Erklärung setze ich meinen geringen, doch bisher unbescholtenen Namen hinzu, die Schmach zu tragen, die an dem treuen Bekenntniß zur Kirche bei ihren Verächtern haften wird, und zur Verantwortung Jedermann bereit, eingedenk des Wortes unseres Herrn: „Wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien.“

Geschrieben zu Heringsdorf, Friedrich Liebetrut,
am 26. August 1844. Pastor zu Wittbrichen.

Nachrichten.

Bericht über die am 23. und 24. Juli 1844 zu Trieglaff in Pommern gehaltene Prediger-Conferenz.

(Fortsetzung.)

Bevor nun diese Thesen besprochen wurden, fragte Superintendent Quandt an, ob es nicht gerathen sey, die ganze Frage unter andere Gesichtspunkte zu fassen. Aufgefordert, anzugeben, welche Gesichtspunkte ihm zweckmäßiger erschienen, gab er folgende an:

1. Die Symbole seyen negativ als freibestimmende Schranke zu betrachten, sie beschlügen die Freiheit der drei Abtheilungen in der Kirche: des Kirchenregiments, der Gemeinde und des Klerus. Positiv seyen sie die Instruktion, das Commisfortium, die magna charta der Kirche, daher ihre Nothwendigkeit.

2. Das Bekennen gehöre in die Heiligung; die Symbole verhalten sich zur Kirche, wie die guten Werke zum Glauben; sie seyen daher nur relativ nothwendig und stets unvollkommen.

3. Eine tiefere Betrachtung der kirchlich-symbolischen Lehrentwicklung führe auf folgende Unterscheidung: wir haben ein Symbolum, eine Confessio, eine Formula. Das erste fordert Glauben, die zweite ein lebendiges Durchdrungenseyn, die dritte ein Halten (*λογίζομαι*).

4. Für die besonderen Verhältnisse der Pommerschen Kirche sey die Hinzufügung einer elften These zu wünschen.

Die Conferenz konnte sich augenblicklich nicht überzeugen, daß in den von den beiden Brüdern entwickelten Grundanschauungen eine so erhebliche Verschiedenheit obwalte, daß die Entscheidung, welche von beiden der zweckmäßigere Leitfaden der Diskussion sey, von Einfluß auf die Debatten seyn möchte. Man schnitt demnach weitere Vorfragen ab, und beschloß, die Meinholtschen Thesen der Reihe nach zu diskutieren. In dieser ersten Sitzung wurden daher folgende sechs Thesen erwogen:

1. Die Kirche ist gegründet auf das Bekenntniß zu dem dreieinigen Gott und seinen Thaten für's Heil der Welt. Dies Bekenntniß ist

Seele und Inhalt alles Thuns und Redens, aller Institute der Kirche.

2. Es war eine innere Nothwendigkeit, daß das Bekenntniß sich in eine feste, wörtliche und schriftliche Form zusammenfasste, deren Grundzüge der Herr selbst gegeben hat.

3. Das Bekenntniß ist der Kirche nach innen nothwendig als Darstellung des Gemeinglaubens, Lehr- und Glaubensnorm (*regula fidei*), nach außen als Wehr gegen die Ketzer und als Verantwortung gegen den Staat.

4. Die Kirche soll ihr Bekenntniß allen ihren Gliedern nicht aufzwingen, sondern einpflanzen; daher gehen besonders ihre Grundbekenntnisse (für die Lutherische Kirche das Symbolum Apostolicum, Catechismus minor und Augustana) alle ihre Glieder an.

5. Um diesen Zweck zu erreichen, und sich selbst zu erhalten, muß die Kirche die, welche in ihr das Lehramt begehren, nach ihrer Übereinstimmung mit dem kirchlichen Bekenntnisse fragen, zu treuem Bekennen desselben verpflichten, und auf Ausführung des Versprechens halten. Darum hat die Kirche Examina, Ordinationsgelübde, Kircheneinstationen und Synoden.

6. Diese Verpflichtung ist nöthig bei Predigern, Schullehrern und Gliedern der theologischen Fakultäten.

In der Debatte über diese Thesen machten sich nicht sonderlich scharfe Gegensätze bemerklich, und es drängte sich Manchem der Gedanke auf, daß in Versammlungen, die eine so compacte Einheit in der aufgeworfenen Frage schon bilden, es gerathen seyn möchte, der abweisenden Gegenpartei ausdrücklich einen Abdokaten zu bestellen. Der ganze Kampf bewegte sich auf demselben engen Terrain, auf welchem etwa Spener mit den Orthodoxen seiner Zeit dieselbe Frage ventilirte.^{*)} Es wurden nämlich nur die drei Behauptungen angegriffen: 1. daß die Kirche gegründet sey auf das Bekenntniß, 2. daß die feste, mündliche und schriftliche Abfassung von Symbolen aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangen sey, 3. daß das Bekenntniß *regula fidei* sey.

Gegen die erste Behauptung wurde eingewendet: So wenig der Glaube der Grund des Heils sey, so wenig das Bekenntniß das Fundament der Kirche. Durch das Bekenntniß pflanze sich die Kirche in ihren ewigen Grund, welcher ist das Wort (1 Cor. 3, 11., Eph. 2, 20—22.), ein. Das Bekennen, wie das Glauben, gehöre zur subjektiven Aneignung der objektiven Gnadengüter des Reiches Gottes. Da indessen der Thesensteller durch jenen Ausdruck nur recht stark hatte betonen wollen, daß das Bekenntniß eine *conditio sine qua non* für das Zustandekommen der Kirche sey, eine Sache, mit welcher die Kirche stehe oder falle, so ließ man den kleinen Streit bald fallen. Man hätte am Ende ja mit denselben Gründen die Fassung des bekannten Satzes: „Wir werden gerecht allein durch den Glauben“ ansprechen können. Zu bebauern bleibt dabei jedenfalls, daß Niemand daran dachte, die von dem Thesensteller vorgetragene Auslegung von Matth. 16, 18. einer näheren Prüfung zu unterwerfen.

Gegen die zweite Behauptung von der inneren Nothwendigkeit der Symbole wurde insbesondere geltend gemacht die Instanz der alten Dogmatiker, die nur von einer *necessitas hypothetica* wissen wollen, und diese aus den der biblischen Wahrheit hochnsprechenden Kezereien ableiten. Man erkannte indessen, daß diese von den alten Dogmatikern gelehrte relative Nothwendigkeit wohl zur absoluten, nicht aber zur inneren Nothwendigkeit einen Gegensatz bilde. Die Hypothese, aus der sie die Nothwendigkeit der Symbole herleiten, sey mehr als Hypothese, sey Wirklichkeit; es finde wirklich ein Zusammenstoß der Kirche mit der Welt statt, und darum war der Kirche die Fixirung

^{*)} Cf. Lutherus redivivus. Halle 1697. 4. p. 130 sqq.

der Wahrheit sowohl für sich selbst, als für die Draußenstehenden innerlich nothwendig.

Am bestimmtesten wurde die dritte Behauptung bestritten, daß die Symbole *regula fidei* seyen. Welcher Consequenz eine solche Lehre fähig sey, zeigte die Meinung, die ein Mitglied aussprach, daß nämlich schon das apostolische Symbol der Prüfsteln für die Christen des N. T. gewesen sey. Gegen diese Ansicht rief man die Concordienformel zu Hülfe, welche der heiligen Schrift allein beilegt, *regula fidei* zu seyn. Es wurde zwar versucht, den Ausdruck durch die Berufung auf den bekannten Unterschied von *norma normans* und *norma normata* zu retten, die Symbole seyen auch *norma fidei*, aber freilich *norma normata*. Indessen die Gegner schienen mit Recht zu fordern, daß diese sekundäre normative Autorität der Symbole in der These selbst ausdrücklich hervorgehoben, nicht aber bloß stillschweigend vorausgesetzt werde. Dies lektüre thue der Ehre der heiligen Schrift um so bestimmter Eintrag, als auch sonst in den Thesen das Subordinationsverhältniß der Symbole der heiligen Schrift gegenüber nirgend positiv betont worden sey. Es würde aber jede Theorie der Symbole als schief erfunden werden, die nicht von ihrem Verhältnisse zur Schrift ausginge.

Unwichtiger war der Streit, der sich über die Schlussworte der dritten These erhob, daß nämlich die Symbole auch als Verantwortung gegen den Staat nothwendig seyen. Einige schlugen vor, dafür zu sagen: „gegen Jedermann.“ Der Thesensteller rechtfertigte seine Fassung aus der Geschichte der Augustana. Weil aber der Ausdruck „gegen den Staat“ eine Feindschaft zwischen Kirche und Staat voraussetzen lasse, — wie Andere bemerkten —, so wurde statt „gegen den Staat“ „vor dem Staate“ vorgeschlagen, und von den Meisten gebilligt.

Die vierte und fünfte These erfuhren keinen Widerspruch, veranlaßten aber manches Echo in der Versammlung. Die Forderung, welche ein Mitglied stellte, die Versammlung möge diese Thesen als Maßstab an die gegenwärtige Praxis in der Kirche anlegen, und aussprechen, wie sehr die Kirche gefallen, und wie wenig sie diesen Thesen entspreche, wurde mit der Bemerkung abgelehnt, theils sey von der Praxis auf der vorjährigen Konferenz geredet worden, theils werde man auch diesmal — am zweiten Konferenztage — darauf etwas eingehen müssen. Es habe auch sein Gutes, die Symbolfrage rein doktrinal zu erörtern.

Auch die sechste These fand keinen Widerspruch: nur Erweiterungen wurden vorgeschlagen. Bientlich allgemeinen Anklang fand die Forderung, daß auch die Candidaten, namentlich die Doktoren, auf die Symbole zu verpflichten seyen. Eine sehr weitläufige Debatte entspann sich, als Einige in den Kreis der zu Verpflichtenden auch die Mitglieder der übrigen Fakultäten hineingezogen zu sehen wünschten. Sie versuchten dies durch die ursprüngliche Bestimmung und Fassung der Universitäts, so wie durch die allgemeine Wahrheit zu rechtfertigen, daß die Kirche eigentlich in dieser Beziehung zwischen den verschiedenen Ständen keinen Unterschied machen könne, sondern von einem jeden ihrer Mitglieder die Zustimmung zu ihrem Bekenntnisse verlangen dürfe, ja müsse. Der erste Rechtfertigungsgrund, das ursprüngliche Verhältniß der Universitäts zur Kirche, ward nicht hinlänglich aufgeklärt. Der andere schiene — wie entgegnet wurde — zu viel zu beweisen, insofern aus demselben die Nothwendigkeit folgen würde, überhaupt jeden Christen rite auf die Symbole zu verpflichten. Wenn man aber im Allgemeinen sich an der Zustimmung zum apostolischen Symbolum und zum Katechismus genügen lasse, und nur von den Dienern am Worte ein Mehreres fordere aus nahe liegenden Gründen, so sey kein innerer Grund abzusehen, den Juristen, Medicinern und Philosophen außer der Zustimmung zu den Laien-Symbolen, auf welche hin sie eingesegnet worden seyen,

eine weitere Verpflichtung zuzumuthen. Dies könnte im äußersten Falle nur dann gerechtfertigt werden, wenn die Mitglieder dieser Fakultäten auch angehalten würden, einen eigentlich theologischen Cursus durchzumachen. Speciell die Verpflichtung der Philosophen rücksichtlich ihrer Lehrvorträge, — wobei die Kirche noch das meiste Interesse haben könnte, da die jungen Theologen philosophische Collegia hören müßten, — sey um so weniger zu fordern, als die Philosophen durchaus ein anderes Princip zu Grunde legten. Man ließ demnach dergleichen Erweiterungen jener Verpflichtung auf sich beruhen, und blieb bei den in der sechsten These als zu verpflichten Genannten stehen. Leider war durch die erwähnte Abschwelung die Aufmerksamkeit von der gewiß wichtigeren Frage abgelenkt worden, ob nicht die Verpflichtung der Professoren der Theologie so zu fassen sey, daß eine gewisse Lehrenfreiheit, so lange nämlich diese ihre von den Symbolen etwa abweichenden Meinungen mit der Schrift zu rechtfertigen sich ernstlich bemühten, nicht ausgeschlossen würde.

Die erste Sitzung wurde mit einem Gebete von Past. Nagel und mit den Versen beschloffen:

Den stolzen Geistern wehre doch,
Die mit Gewalt sich schwingen hoch;
Und bringen stets was Neues her,
Zu fälschen deine rechte Lehr.

Dein Wort ist unser Herzens Trug,
Und deiner Kirche wahrer Schutz;
Dabei erhalt uns, lieber Herr,
Daß wir nichts andres suchen mehr.

Zweite Sitzung. Gesang und Gebet vom Past. Kaufmann. Ehe man zu den vier letzten Thesen überging, beantragte ein Bruder, in der sechsten These wenigstens noch der Gymnasiallehrer zu gedenken. Dies gab dem anwesenden Gymnasial-Direktor Veranlassung, ein warmes, ergreifendes Wort an die Versammlung zu richten.

Es habe ihm fast wehe gethan — äußerte er —, daß es nach den bisherigen Verhandlungen fast den Schein gehabt habe, als sollten die Gymnasien von der Fürsorge der Kirche ausgeschlossen bleiben. Er müsse den Brüdern zurufen: „Kommt herüber, und helft uns! Es sieht bei uns sehr traurig aus.“ Er selbst habe es erfahren, wie heilsam es ihm gewesen seyn würde, wenn er auf die Kirchenlehre verpflichtet worden wäre. Er würde sich freuen, wenn der Beschluß gefaßt würde, in jene These auch die Gymnasien einzuschließen, — und noch mehr, wenn auch wirklich eine praktische Anwendung gemacht würde. —

Die meisten Brüder konnten zu dieser warmen Aufforderung nur Ja und Amen sagen. Einige wandten zwar ein, die Gymnasien fielen in die Kategorie der philosophischen Fakultät, und man werde überhaupt zu weit greifen, wenn man jene Verpflichtung Anderen, als eigentlichen Ordinaranden auflegen wolle. Doch als auf Veranlassung des Wirtches die Frage gestellt wurde:

„Ob alle Religionslehrer in Kirchen und Schulen auf die symbolischen Bücher zu verpflichten seyen?“

so entschied sich eine bedeutende Majorität für die Bejahung dieser Frage. Eine praktische Folge indeß — wie gewünscht wurde — gab man diesem Votum nicht. So wurde auch der ähnliche Antrag, daß die Brüder die dringende Bitte an die theologischen Fakultäten unseres Vaterlandes richten möchten, an dem Bekenntnisse zu halten, und dasselbe heben zu helfen, mit der Bemerkung abgelehnt, daß einer solchen Bitte die unerwiesene Voraussetzung zum Grunde liege, als stünden unsere theologischen Fakultäten im Gegensatz zum Bekenntnisse.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 14. September.

N^o 74.

Die Gnadauer Theses über Liturgie.

(Ev. A. Z. Nr. 39. b. J.)

Die Theses über Liturgie, die am 17. April d. J. der Prediger-Conferenz in Gnadau mitgetheilt wurden, haben ihre Schicksale gehabt: sie haben angezogen und abgestoßen, sind angegriffen und vertheidigt worden, verschiedene Berichte darüber sind in verschiedenen Zeitschriften erschienen; sie haben ihren Zweck erreicht, insofern sie einem hochwichtigen Gegenstande eine allgemeinere Aufmerksamkeit zugewandt haben. Aber nach dem zu urtheilen, was öftentlich vorliegt, hat man die Wichtigkeit ihres Gegenstandes mehr gefühlt als erkannt, und den eigentlichen Fragepunkt, der für die Kirche wesentlich ist, so offen er auch vorliegt, gar nicht an's Licht gezogen, sondern vielmehr verdeckt und verschoben.

Die erste Veranlassung zu dieser Verschiebung und Verdunkelung der Sache wurde allerdings in Gnadau selbst gegeben, obgleich durch den Prediger v. Toppelskirch die Diskussion sehr richtig eingeleitet wurde, indem er auf die Frage einging, ob das Wesen des sonntäglichen Hauptgottesdienstes Anbetung Gottes seyn solle, oder ob die Anbetung des Herrn nur neben anderen gleichberechtigten Handlungen auch ihre Stelle darin finde. Er entschied sich für das Letztere, und sprach dies dadurch aus, daß er sagte, dieser Hauptkultus sey nicht Gottesdienst, sondern gottesdienstliche Feier zu nennen. Dieser Einwurf mußte, wäre die Diskussion folgerichtig fortgegangen, dazu führen, daß der Thesensteller entwickelt hätte, was schon aus der ganzen Thesenreihe hervorging, daß er nicht behaupten wolle, der ganze Gottesdienst solle im Akte der Anbetung aufgehen, noch weniger, daß die formulirten Gebete die freie Rede und Predigt unterdrücken sollten, sondern daß seine Tendenz dahin ging, es zur Evidenz zu bringen, daß alle Theile des Gottesdienstes vom Geiste der Anbetung durchdrungen seyn müßten und daß ein vollkommener Genuß der Gnadengegenwart des Herrn das zu erstrebende Ziel des ganzen Gottesdienstes sey, wobei dann auch der Akt der Anbetung innerlich und äußerlich in seiner Fülle eintreten müsse.

Aber die Diskussion wurde unterbrochen und alle Bemerkungen, sie wieder in das rechte Gleis zu bringen, waren vergeblich, nachdem man einmal auf die breite, ausgetretene Heerstraße des alten Streites, ob Liturgie oder Predigt die Hauptsache seyn müsse, ausgebogen hatte. Vergebens protestirte der Thesensteller gegen die ihm untergeschobene Absicht, der Predigt ihr Recht zu nehmen, wenn er lange Lehr- und Strafpredigten, besonders Controverspredigten, also nur eine bestimmte Species von Predigten, aus dem wesentlich anbetenden Hauptgottesdienste verbannt wissen wollte; vergebens behauptete er, daß auch diese

mehr katechetischen Predigten für die Erziehung der Gemeinde nothwendig sind und ihren gesicherten Platz fordern. Wiewohl ein großer, vielleicht der größte Theil der Versammlung darüber einverstanden war, daß die Besprechung von ihrem Gegenstande abgeirret sey, so lag es doch am Tage, daß eine ruhige Entwicklung der eigentlichen Frage nicht mehr zu Stande kommen konnte, wenn nicht alle noch übrige Zeit, die bereits für andere Dinge bestimmt war, in Anspruch genommen werden sollte. Es war übrigens wohl einer Versammlung zu viel zugemuthet, einer Reihe von sechs und zwanzig Sätzen so zu folgen, daß Jedem sogleich nicht nur der Gang überhaupt, sondern auch jeder einzelne Satz in seiner bestimmten Fassung und in seiner Beziehung zum Ganzen lebendig gegenwärtig bliebe. Ist dies aber nicht der Fall, so sind Abirrungen vom Gegenstande und Mißverständnisse unvermeidlich, und erspriessliche Besprechungen fast unmöglich. Dies erkennend trug der Thesensteller selbst auf Abbruch der verlangten weiteren Diskussion an, und die Erfahrung hat ihn und mit ihm wahrscheinlich viele Theilnehmer jener Versammlung gelehrt, daß Theses allerdings für Besprechungen auf Prediger-Conferenzen besonders geeignet sind, daß es aber entweder nur wenige seyn müssen, die man leicht übersehen und im Gedächtniß behalten kann, oder daß sie vorher gedruckt und allen Anwesenden im Voraus mitgetheilt werden sollten. Freilich aber wäre außerdem zu wünschen, daß Jeder, der etwas auf dem Herzen hat, den Punkt in der Reihesfolge der Sätze abwartete, wo seine Bemerkungen am Plage wären: dafür würde der Präses etwas thun können, wenn die Abhandlungen oder Theses vorher mitgetheilt wären, indem die verschiedenen Sprecher dann ihm anzeigen könnten, über welche Punkte sie sich äußern wollten, und er ihnen in einer sachgemäß geordneten Folge das Wort geben könnte. Diese Ordnung wird durch die Natur öffentlicher Gespräche geboten und findet deshalb auch überall bereits statt, wo diese nicht mehr in ihren ersten Anfängen sind: für Interpellationen bleibt immer noch Raum genug.

Die Gnadauer Theses handelten vom Kultus im engeren Sinne des Wortes, mithin nicht von dem Inbegriff aller Kultushandlungen, bei denen eine christliche Gemeinde ganz oder theilweise als betende sich versammelt (denn Gebet ist das Charakteristische des Kultus und ohne Gebet kann zwar Erbauung, Förderung des geistlichen Lebens, stattfinden, aber nicht Kultus, Gottesdienst), sondern von dem öffentlichen gemeinsamen Hauptgottesdienste, der sich dadurch von jedem Nebengottesdienste unterscheidet, daß das Gebet nicht eine andere Handlung, einen anderen Zweck, wie Taufe, Trauung, Begräbniß, oder auch Unterricht, Ermahnung, Bibelfunde begleitet, auch nicht zur Erlangung eines einzelnen irdischen oder auch himmlischen Gutes

dienen soll, sondern daß die Anbetung Gottes selbst Grund, Ziel und Zweck der Zusammenkunft ist, daß die ganze Gemeinde das priesterliche Werk verrichten will und verrichtet, dem Herrn aller Herren sich in Geist und Wahrheit zu nahen, ihm die Ehre zu geben, die ihm gebührt, und in vollster Andacht in ihm zu leben. Der Geist der Anbetung Gottes soll zwar das ganze Leben durchdringen: aber es liegt tief in der menschlichen Natur, daß sie nichts als bleibenden Zustand in sich tragen kann, ohne daß es öfters zur bestimmt ausgeprägten That wird, und wie das Thätliche aus dem Zuständlichen nothwendig zu Zeiten hervortritt, so bedarf der Zustand des Gemüths und Geistes der entsprechenden That, wenn er nicht verkümmern soll. Daraus geht die Nothwendigkeit von Akten der Anbetung hervor; jedoch soll diese Reflexion nicht erst solche Akte hervorbringen, noch weniger sie begleiten: sie geht nur nebenher oder kommt hintennach, um die Handlung der Anbetung gegen den reflektirenden Verstand zu rechtfertigen. Die Anbetung ist das Leben, die heilige Flamme der Religion selbst, ihr unmittelbarer, adäquater Ausdruck, ihr offenes Daseyn: auch das Bekenntniß des Glaubens ist nur ein schwacher Reflex dieser reinen Lebensäußerung, die mit dem Leben so identisch ist, wie das Wort mit dem Gedanken. Daher ist, wie der einzelne Mensch, so jede christliche Gemeinde ihrem Gott und Heiland diesen Ausdruck ihrer Verehrung so schuldig, wie die Verehrung im Geiste selbst, und der Gottesdienst, als gemeinschaftliche Anbetung, ist Pflicht gegen Gott, die jede christliche Gemeinde, wo sie nicht absolut verhindert ist, ihm, als dem Schöpfer, dem Erlöser, dem Herrn ihres Lebens, nicht entziehen darf. Das ist der wichtigste Punkt, für den die Theesen kämpfen sollen, daß die Anbetung Gottes als das Wesen und Leben des Kultus in ihrem heiligen unantastbaren Rechte anerkannt werden, weil hierauf das Leben der Seelen und der Genuß der göttlichen Gnadengegenwart beruht, weil die Ehre des Herrn diese Hingebung fordert. Wer den Herrn nicht anbetet, der kennt Gott nicht, den lebendigen Gott, und setzt an Gottes Stelle, in Gottes Tempel, ein Phantom: wer ihn kennt, der muß ihn anbeten. Ihr möget Gott verehren, ihr mögt Erbauung suchen: aber eure Verehrung ist kalt, eure Erbauung bleibt kraftlos, wenn ihr nicht vor allen Dingen ihn anbetet. Darum scheidet sich Etwas von Anbetung in alle Theile des Kultus ein: aber aller Kultus, der nur nebenbei ein wenig anbetet, ist nur ein Nebenkultus: der Hauptgottesdienst setzt sich die Anbetung zum Hauptziel und, wo das nicht geschieht, da fehlt dem Leibe des Kultus das Haupt.

Es ist eingewandt worden, daß dies ein Gottesdienst der Engel sey und nicht der Menschen. Dieser Einwand ist recht charakteristisch für unser Zeitalter, als das Zeitalter der theologischen Reflexion, durch die das lebendige Verhältniß zu dem lebendigen Gott und der gesunde ursprüngliche Ausdruck dieses Verhältnisses in so vielen Herzen gebrochen ist. Haben nicht die Menschen von jeher ihren Gott oder ihre Götter angebetet? die rohen, wie die gebildeten? die Heiden, Muhamedaner und Juden, wie die Christen? Anbetung ist die Seele aller Andacht in Upnekath und Zendavesta, und in den Homerischen Hymnen,

wie in den Psalmen und in allen christlichen Liturgien, so weit wir sie kennen. Christlich aber ist es, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, und an allen Orten aufzuheben heilige Hände ohne Zorn und Zweifel.

Andere haben gemeint, daß die Anbetung ein dumpfes Stauen und Versinken sey, und das ist es wirklich geworden bei Pantheisten und Mystikern, die Gott von seinen Thaten und Werken geschieden haben als die attributlose Substanz, als die wesenlose Überwesenheit, als das wüßte, öde Schweigen. Nicht so dem Christen, der Gott erkennt in seinen Werken, der zum Vater kommt durch das fleischgewordene Wort. Oder war Paulus gedankenlos, als er am Schlusse des ersten Capitels des Römerbriefs anbetend ausrief: O welche Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und Erkenntniß Gottes! ist hier nicht vielmehr der Schluß und die Fülle göttlicher Gedanken, die der Apostel der Reihe nach dem geschichtlich offenbarten Gott im Geiste nachgedacht! Das ist nun auch das Wesen des christlichen Kultus, durch eine Reihe von heiligen Gedanken dahin zu führen, daß die Gemeinde anbetet, und nur, wenn die Andacht bis zu dieser Höhe gestiegen ist, dann ist sie wirklich befriedigt, dann ist das Herz mit Himmelsbrot gespeist und vollkommen erbaut. Der Kultus aber ist nicht einer Pyramide zu vergleichen, auf deren Spitze erst die Anbetung wohnte. Allerdings ist in demselben ein wohlgeordneter Stufengang, aber auf den verschiedenen Stufen desselben ist überall Anlaß und Ausdruck der Anbetung, und der Geist der Anbetung, der in der Gemeinde wehet, berührt hier mehr den Einen, dort mehr den Anderen, weil alle Theile des Kultus die Fülle des Ganzen auf verschiedene Weise in sich tragen. Die Anbetung findet ihren liturgischen Ausdruck im Ehre sey Gott in der Höhe, im Halleluja, in dem Gelobt seyst du, o Christus, in dem Heilig, heilig, heilig, in der Doxologie des Vater unser, in dem Christe, du Lamm Gottes. Das Wort Gottes ist das Holz des Lebens, das Gebet ist der Hauch des Geistes, die Anbetung aber ist die Flamme der Inbrunst, hier ein sanftes Leuchten, dort ein mächtiges Feuer: immer aber wird der Geist dadurch erleuchtet, das Herz geläutert, die Seele erwärmt und der gute Wille erneuert. Wo es nicht zur Anbetung kommt, da hat der Kultus sein eigentliches Ziel nicht erreicht.

Aus dieser kurzen Darlegung wird es schon einleuchten, was übrigens bei ruhiger Erwägung die These selbst genügend zu erkennen geben, daß es dem Verf. nicht in den Sinn kommen konnte, die Predigt gegen die Liturgie herabsetzen zu wollen. Dies wäre nur unter der Voraussetzung möglich, daß die Predigt ihrer Natur nach, als lebendiges Zeugniß von Christo und dem Heilswege, weniger als das gelesene Wort und das formulierte Gebet den Geist der Anbetung zu wecken und zu nähren im Stande sey. Diesen Wahn aber ihm unterzulegen, hat der Theisensteller um so weniger Veranlassung gegeben, da nach seiner Erklärung Liturgie die festgesetzte Ordnung des Kultus überhaupt ist, worunter die Predigt mit begriffen ist und wobei es weder als nothwendig, noch als wünschenswerth angesehen wird, daß alle übrigen Theile des Kultus aller frei erzeugenden Thätigkeit entbehren. Wenn eine kirchliche Gesetzgebung in der Li-

turgie nur bereits formulirte Reden und Gebete vorschreibt, so ist dies eine Frucht der Noth und des Mißtrauens gegen die Liturgen, eines Mißtrauens, das bei strenger Consequenz allerdings dahin führen müßte, auch statt der Predigt das Ablesen eines Homiliariums zu verordnen, wie es Heinrich VIII. in der Englischen Kirche beabsichtigte. In den Thesen aber werden die Zeiten, die liturgische Stoffe aus dem Geiste erzeugen, den Zeiten vorgezogen, die bloß Überliefertes gebrauchen. Der Sinn und Wille des Verf. konnte also nur dieser seyn, aus allen Theilen des Kultus, allerdings auch aus der Predigt, die Elemente hinauszurufen, die dem Geiste der Anbetung fördernd sind, und dahin rechnet er die ungeschickte Breite des Lehrens und Streitens, wobei der gründliche Lehrgehalt und ein warnendes Abweisen von Irrlehren keineswegs ausgeschlossen wird. Mit demselben Maße, wie die Predigt, ist das Kirchenlied, die Melodie, die Orgel gemessen worden. Wie Deutschen haben bei allem gemeinschaftlichen Handeln mit dem Übermaß der Subjektivität zu kämpfen, die sich gemüthlich gehen läßt, wie eben die Reigung es will, ohne zu achten, was die Sache und der Zweck fordert, und wir haben da oft unglaubliche Geduld mit der Gemüthlichkeit des Einen, wenn er nur wieder der unsrigen ihren Spielraum läßt. Man gewöhnt sich daran, daß der Organist dudelt oder tobt, wie er Lust hat, die Gemeinde einige gedehnte leichte Lieder abliert, wie es etwa herkömmlich ist, der Prediger wächet oder zankt nach seiner Weise: der Eine bleibt zu Hause, der Andere schläft, der Dritte hängt seinen Gedanken nach, und endlich ist der Gottesdienst aus: das ist keine Anbetung im Geist und in der Wahrheit. Es ist ja, Gott sey Dank! nicht überall, vielleicht nirgends so arg, wie es hier zusammengestellt ist: aber etwas von dieser Lässigkeit ist an vielen Orten. Ein eklatantes Zeugniß von diesem Dienst der Subjektivität beim Gottesdienst ist eine Gewohnheit, die bei mehreren Gemeinden in Schlesien herrscht. Jedem, der im Laufe der Woche in der Gemeinde gestorben ist, wird da im Hauptgottesdienste ein ganzes Stübchen gesungen, das neben den übrigen Liedern eingelegt wird, und wenn in Einer Woche drei Todesfälle vorgekommen sind, so wird Jedem der Verstorbenen sein besonderes Lied gewidmet. Solche Einrichtungen sind charakteristische Erscheinungen der Reigung, die auch sonst sich geltend macht, der Gemüthlichkeit des Einzelnen den allgemeinen Zweck des Gottesdienstes zum Opfer zu bringen. Gegen diese Reigung stellen wir den Kanon auf: Jeder Theil des Hauptgottesdienstes, auch die Predigt, muß aus dem Geiste der Anbetung hervorgegangen seyn und durch Inhalt und Form der Anbetung dienen und sie fördern. Ein Prediger, der wirklich in Gottes Namen spricht, und was er redet, vor Gott redet als Gottes Wort, kann sich dadurch nicht beengt fühlen, braucht nicht etwa jedes einzelne Wort ängstlich abzuwägen: der Geist Gottes wird ihn leiten und vor Abirrungen schützen. Aber so viel Jeder Reigung hat, sich gehen und gelten zu lassen, so viel fürchte er sich vor seinem Ich.

Der neueste Schriftsteller über die Theorie des Kultus, Kliefoth, hat in seiner Schrift, die sehr viel Treffliches enthält, die Ansicht vertheidigt, daß das heilige Abendmahl nur eine Kultus-

handlung sey, womit die Gemeinde dem Einzelnen diene, nicht aber, wie die Predigt, zum gemeinsamen Gottesdienste wesentlich gehöre: ja er will am liebsten die Abendmahls handlung von diesem getrennt wissen. Er motivirt den Genuß des heiligen Abendmahls bloß durch ganz individuelle Bedürfnisse der Einzelnen, indem er S. 125. sagt: „Das Gemeindeglied kann aber oft in eine Lage kommen, die so individuell ist, daß die Gemeinde dafür nicht eine eigene Kultushandlung haben kann, und wo es ihm doch sehr noth ist, daß die Gemeinde ihm ein kräftigendes Thatzeugniß von Christo ablege. Diese Lücke erfüllt das Abendmahl eben durch seinen an keinen besonderen Moment geknüpften Charakter. Wenn Eltern ihr Kind von Hause geben, führen sie es erst zum Tische des Herrn; die Schwangere, die dem Tode in's Angesicht sieht, der Dienstknecht, der seinen Dienst gegen eine neue Lebensstellung vertauschen will, der Glückliche, den Gott gesegnet — sie gehen zum Abendmahl nach althergebrachter guter Sitte. So ist das Abendmahl die allgemeine Kultushandlung, welche die Gemeinde jederzeit Jedem bietet, der für sein ganz individuelles und specielles Bedürfnis keine eigene Handlung in ihr findet.“ Der Ausdruck, daß die Gemeinde so dem Abendmahls genossen ein kräftigendes Thatzeugniß von Christo ablege, darf hier Niemanden irre leiten, als ob die Gemeinde gegenwärtig seyn und im Geiste mitfeiern sollte: der Verf. schreibt nach seiner Theorie ideell Alles der Gemeinde zu, was der Prediger, auch allein, als Diener der Gemeinde thut. Derselbe sagt S. 200.: „Dies Moment der Gemeinschaftlichkeit wird sich mit dem Bedürfnis und Begehr des Einzelnen am besten so vereinigen, daß die Gemeinde eine Stunde in jeder Woche zur Abendmahlsstunde bestimmt, zu welcher dann die Einzelnen sich melden. Nach den Verhältnissen der meisten Gemeinden wird diese Stunde freilich am besten auf den Sonntag fallen, und zwar gleich nach vollständig geendetem Gottesdienst. Wo derartige Verhältnisse nicht obwalten, ist auch der Donnerstag passend. So von dem Gottesdienste getrennt, würde dann die Abendmahlsfeier sich so ordnen“ u. s. w. — Dahin führt die Gewohnheit des Mißbrauchs, der Lauigkeit und des Separatismus in der Abendmahlsfeier, daß sie endlich sogar zur Theorie erhoben wird. Hat der Herr das Abendmahl dazu eingesetzt, daß es nur für einzelne Gemeindeglieder eine Vorbereitung für eine einzelne irdische Lebensveränderung, daß es nur ein Lückenbüßer für den Mangel individueller kirchlicher Vorbereitung seyn soll? hat denn der, dem nichts Besonderes begegnet, nicht den Drang zum Tische des Herrn, um in und mit der Gemeinde, die Ein und dasselbe Lebensbrot isst und mit der er Ein Leib, der Leib des Herrn, ist, an dem Einen Leibe dessen sich zu erquickern, durch den Alle Ein Leib, der Leib des Herrn, sind? Wir tadeln die nicht, die in wichtigen Momenten des äußeren Lebens sich zum Abendmahl gezogen fühlen, um auf diesem Wege auch dazu seine Gnade zu empfangen und geheiligt zu werden. Aber das läugnen wir, daß der Herr es nur dazu oder vorzüglich dazu eingesetzt habe. Er hat es gestiftet zu seinem Gedächtnis, zur beständig wiederholten Bestätigung seines Bundes für alle Mitglieder seiner Gemeinde, daß Er in Ihnen und Sie in

Ihm seyen und bleiben. Und nicht nur ein Zeugniß soll es seyn, daß wir in seinem Bunde stehen, sondern es ist eine Bethätigung seiner Gegenwart und Gnade, wodurch er nicht nur den Seinigen gegeben wird, sondern durch die Hand des Dieners sich selbst gibt: es ist dasjenige Auserliche, woran er durch eine unwiderrufliche Verheißung sein innerliches Nahesein und Mittheilen geknüpft hat. Der Genuß des heiligen Abendmahls ist darum ein solcher Moment im Leben des Christen und der feiernden Gemeinde, der zum Höhepunkt des Genusses Christi im Geiste geweiht ist, der nicht nur zur Anbetung führt, sondern auch nicht anders, als in tief innerlicher Anbetung wahrhaft genossen werden kann. Eine geringere Meinung vom heiligen Abendmahle kann nicht anders, als erschlaffend auf alle Theile des Kultus zurückwirken: denn wenn hier die Gemeinde nicht zur Anbetung erhoben wird, so wird der Geist der Anbetung, das Bewußtseyn der Gegenwart Gottes in Christo, je mehr und mehr aus dem ganzen Kultus schwinden. Wo aber das Abendmahl des Herrn recht gehalten wird, da werden auch die Gemeinbeglieder, die nicht selbst zum Tische Christi gehen, sich im Geiste mit den Genießenden vereinigen und geistlich, wie durch ihren Mund, es mitgenießen. Daß es so werden möge, wo es nicht so ist, dahin müssen wir trachten, wenn wir den Kultus heben wollen. Darauf weist auch das kirchliche Dogma von der wesentlichen Gegenwart Christi im heiligen Abendmahle hin, wenn es nicht ein bloßer Wortschall oder Zankapfel seyn soll.

Wer da meint, daß diese Lehre römisch-katholisch sey, der weiß weder was Römisch, noch was christlich ist. Römisch ist das Dogma von der Brotverwandlung, Römisch der Wahn, daß der Priester den Leib Christi macht, Römisch die Anbetung des Brotes und Weines: aber der Glaube an die wesentliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahle, die Anbetung des Herrn, der sich uns beim Genuße des gesegneten Brotes und Kelches gibt, ist allgemein christlich, oder, wenn du dies lieber willst, Lutherisch und Calvinisch. Suchet den Romanismus da, wo er zu finden ist, aber schrecket und ärgert die Unwissenden nicht mit dem Gespenst desselben da, wo er nicht ist, und meinest nicht, daß wir Alles vom Christenthum aufgeben müßten, was wir etwa auch mit den Katholiken gemein haben könnten. Unser Protestantismus ist der, daß wir das Gute, das Christliche behalten, wo wir es haben, und suchen, wo wir es finden, und das Böse bekämpfen, wo es uns in den Weg tritt, zuerst bei uns selbst. Wer aber gegen den Romanismus zu streiten berufen ist, der erräume sich nicht Gegner, wo er keine findet, sondern gehe den wirklichen Feinden mit dem Harnisch Gottes entgegen. Mit dieser beiläufigen Warnung sey einer beiläufigen Schmähung in der Breslauer Zeitung zugleich ihr Recht gethan.

Schmieder.

Nachrichten.

Bericht über die am 23. und 24. Juli 1844 zu Trieglaff in Pommeren gehaltene Prediger-Conferenz.

(Fortsetzung.)

Man ging nun zu den vier letzten Thesen über. Sie lauten:

7. Sie erstreckt sich nur auf das Wesentliche.

Wesentlich ist:

- a) der ganze Organismus des christlichen Glaubens und jedes Glied desselben, also jeder Lehr- und Glaubenssatz, den die Symbole selbst als solchen aussprechen;
- b) der kirchlich recipirte Ausdruck dieser Sätze, die kirchlichen termini technici, z. B. trinitas, persona, communicatio idiomatum u. a.
- c) die Verwerfung aller Irrlehren.

Unwesentlich ist:

- a) die theologische, dialektische und exegetische Beweisführung, die, wenn auch im Ganzen richtig, doch im Einzelnen sich vergriffen hat;
- b) die Bemerkungen, die als beiläufig sich selbst zu erkennen geben;
- c) die historischen und literarischen Notizen.

8. Die Verpflichtung kann nicht quatenus, sie muß quia consentiant etc. lauten. Wenn beide ihres Glaubens gewiß sind, so kann weder die Kirche das quatenus zugeben, noch der Ordinand es verlangen.

9. Die Verpflichtung stellt nicht die Symbole über oder neben die heilige Schrift; sie ist kein Gewissenszwang; sie bildet keine Fesseln; sie enzieht der Kirche nicht die besten Kräfte; sie hindert Freiheit und Entwicklung nicht, sondern weist sie nur in die rechten Bahnen.

10. Sie erstreckt sich für Diener der Lutherischen Kirche auf alle ökumenischen und Lutherischen Symbole, die Ein Ganzes bilden, doch in verschiedener Stufenfolge.

Auch die Debatte über diese Thesen bewegte sich auf einem ziemlich schmalen Terrain. Ganz anders und viel lebhafter würde sich die Discussion gestaltet haben, wenn eine Opposition gegen die Lehren der symbolischen Bücher vorhanden gewesen wäre. Davon kam aber nichts weiter zum Vorschein, als daß ein Bruder gegen die Lehre der Augustana vom Sonntage glaubte protestiren zu müssen. Er blieb indessen allein mit diesem Protest. Die Debatte bewegte sich hauptsächlich in folgenden, minder erheblichen Fragen:

1. Ob nicht überhaupt die Unterscheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem bedenklich sey und eigentlich ein Zusatz zu den Symbolen, der doch nicht von Einzelnen ausgehen könne? Dagegen wurde bemerkt: diese Unterscheidung solle in der Verpflichtung selbst keine Stelle finden. Wohl sey sie aber wichtig für das Gewissen der Ordinanden. Es seyen unlängbar Irrthümer in den Symbolen; da müsse man sich doch klar machen, ob die Verpflichtung, die man eingehe, diese Irrthümer einschließe oder nicht. Es deute übrigens die seit Alters her übliche Verpflichtungsformel selbst darauf hin, daß dem Ordinanden nicht zugemuthet werde, Alles und Jedes aus den symbolischen Büchern als göttliche Wahrheit zur Seligkeit zu verkündigen. Er werde ja nur verpflichtet, die Lehre der heiligen Schrift, die Lehre der Propheten und Apostel in Übereinstimmung mit der Auslegung der symbolischen Bücher zu predigen.

2. Ist jeder Lehr- und Glaubenssatz, den die symbolischen Bücher als solchen aussprechen, wesentlich? Einige wollten diese Lehrsätze in fundamentale und nicht-fundamentale theilen, und nur die ersten zu dem Wesentlichen rechnen. Diese Behauptung blieb aber im Abstrakten stehen. Die Versammlung beharrte bei der These, und gestand nur so viel zu, daß auch der Ordinand, der sich in diesem oder jenem Punkte im Widerspruch gegen die Symbole wüßte, jene Verpflichtung mit gutem Gewissen übernehmen könnte, falls er sich nur ehrlich und demüthig unter die Autorität der Kirche beugte, und ihre Lehre predigen wollte, so lange er nicht des guten Rechts seines Widerspruches in seinem Gewissen gewiß würde aus Gottes Wort; dann müsse er freilich auch laut widersprechen, und willig leiden um des Gewissens willen.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 18. September.

N 75.

Die „Germanisch-christliche Kirche“ des Herrn Pastor König zu Auerbeck.

Wie die Leser der *Ev. K. Z.* noch im Gedächtniß haben werden, ist bereits vor vier Jahren, durch den Gymnasial-Direktor Richter in Quedlinburg, eine „Germanische Kirche“ in Aussicht gestellt worden. Bisher haben die präsumtiven Glieder dieser neuen Kirche sich zu einer Gemeinde der Ungläubigen noch nicht recht zusammensinden wollen; jetzt jedoch nehmen sie dazu einen festen Anlauf; die Zeit scheint da zu seyn, wo sie „vom Reden zum Handeln zu schreiten“ für Gewissenspflicht halten. Herr Past. König, in seiner, vorläufig schon in Nr. 67. dieser Zeitung erwähnten Schmähschrift, *) ruft den „protestantischen Freunden“ zu: „Ihr Freunde meiner Germanisch-christlichen Kirche, **) die ihr zerstreut lebt in Deutschlands herrlichen Gauen, sammelt euch“ — zunächst nur im Geist — „in meiner Nähe, tretet heran u. s. w.“ Es verdient die vollste Anerkennung, daß dieser Mann über die *notae et affectiones* „seiner Kirche“ sich entschieden und unzweideutig ausgesprochen hat. Nur gegen das Prädikat „christlich“, als begriffverwirrend, muß sofort Protest erhoben werden; der Leser wird sich sogleich überzeugen, daß es einfach eine Sünde gegen das zweite Gebot ist, den Namen „christlich“ zur Bezeichnung der königlichen Germanischen Kirche zu gebrauchen. Die Schmähschrift

*) „Der rechte Standpunkt. Ein ruhiges Wort in Sachen der protestantischen Freunde zu Köthen gegen die Verunglimpfung derselben durch die sogenannte *Ev. K. Z.* und ihren Anhang. Zweite vermehrte Auflage. Motto: Vorwärts! Nicht Luther, nicht Papst — evangelische Freiheit.“ Im Vorwort zur zweiten Auflage heißt es: „Was nach Jahr und Tag erst möglich schien, ist binnen drei Wochen eingetreten. Mein „rechter Standpunkt“ ist in starker Auflage vergriffen und ein zweiter Abdruck durch lebhaftige Nachfrage bedingt. Der protestantischen Freunde Angelegenheit begegnet der regsten Theilnahme des Publikums, das scheint hienach gewiß zu seyn.“ Ein „zweites Heftchen“ wird verheißt. Hierzu nehme man noch die Nachricht, die Herr Past. König selbst gibt! „Ich hatte im vergangenen Jahre wiederholt als Schriftsteller zum Publikum geredet. Der rasche Abfah meiner Schriften, wie Briefe aus den verschiedensten Gegenden des Deutschen Vaterlandes, hatten mir den Beweis geliefert, daß Tausende mit Lebhaftigkeit für meine Ansichten Partei genommen haben“ (S. 9.). Das arme Volk! Geistliche, wie dieser Herr König, begnügen sich nicht damit, ihre eigenen Gemeinden zu vergiften, nein, sie wollen möglichst Viele zur Ungerechtigkeit weisen, möglichst viele Herden erschaffen und zerstreuen!

**) In den aus der Schmähschrift des Past. König angeführten Stellen sind die gesperrt gedruckten Worte in den meisten Fällen von dem Referenten unterstrichen worden.

dieses Pastors liefert nämlich einen zwiefachen Beweis, für dessen Bündigkeit wir ihm, wie gesagt, aufrichtigen Dank schuldig sind: erstens, seine „Germanisch-christliche Kirche“ ist nicht die Evangelische Kirche; zweitens, seine Kirche ist oder soll werden eine Kirche, an der sich die Glieder irgend welcher Kirchengemeinschaft auf Erden nur in dem Maße theilnehmen können, als sie irre gehen von ihrem allerheiligsten Glauben und den köstlichen Eckstein verwerfen, der gelegt ist, Jesum Christum.

Indem wir daran gehen, die *dissecta membra* dieses doppelten Beweises vor den Augen des Lesers aus der vorliegenden Schmähschrift zu sammeln, ergreift uns allerdings ein geheimes Grauen bei dem Gedanken, daß der Verf. ein Diener der wirklichen Kirche Christi, der Evangelischen Kirche Deutschlands ist, deren Heilighümer er verachtet und schmähzt. Es ist wichtig, dies von vorn herein fest im Auge zu behalten, um von den folgenden Bekenntnissen des Mannes den vollen, gräßlichen Eindruck zu empfangen.

Die Kirche also, die Herr Past. König bauen hilft, ist nicht die Evangelische Kirche. Das ist das Erste. Von dem Bekenntnisse der Evangelischen Kirche sagt dieser ihr Diener sich rundweg los, so entschieden, daß er es für „tolles Zeug“ erklärt, die Gemeinden mit der Augsburgerischen Confession wieder recht vertraut machen zu wollen. „Unser Abfall vom alten Kirchenglauben — nun ja, der mag eingeräumt werden; der meinige wenigstens bestimmt“ (S. 49.). „Der alte Kirchenglaube mit seinem dogmatischen Schwulst ist als Gemeingut der Protestanten auf ewig dahin“ (S. 51.). Wie Ref. im Voraus vermuthete, versteckt sich dieser Abfall vom kirchlichen Bekenntnisse jedoch hinter die Union und thut, als ob er in der „Preussischen Landeskirche“ privilegiert sey. „Die in verschiedenen Ländern ganz unprotestantisch begonnene Verpflichtung der Geistlichen auf die symbolischen Bücher hörte auf oder bekam eine mildere Gestalt, und Friedrich Wilhelm III., glorreichen Andenkens, durfte, den Zeitgeist hierin ganz auf seiner Seite habend, getrost es wagen, aufzufordern, die Trennung zwischen Lutheranern und Reformirten aufhören zu lassen, und sich in dem Friedenswerke der Union die Hand zu bieten. Diese Union nun ist den Altgläubigen ein wahrer Gräuel“ (S. 69.). Ja, wahrhaftig, die Union, die Herr Past. König im Sinne hat; eine Union zwischen den Lutheranern und Reformirten, im Abfall vom Herrn und Haupte der Kirche und in der Verschleuderung ihrer Kleinodien gemeinschaftliche Sache zu machen, eine solche Diebes-Union: die ist allen Gläubigen unter Lutheranern und Reformirten ein wahrer Gräuel, und es ist ein Attentat auf den Namen des hochseligen Königs, ihm ein solches Unions-

werk aufbürden zu wollen. Was für ein durchlöcherter Gewissen müssen nur solche Menschen haben, die Angesichts der Agende der Evangelischen Landeskirche — und die darf man doch gewissermaßen als Unionsbuch betrachten — freischweg behaupten, durch die Union sey ihnen ein Freibrief zum beliebigen Nachschlagen und Nummern in der Kirche, zum Lügen und Lästern ihrer Grundlehren eingehändigt worden! Ref. fühlt eben keine Freudigkeit dazu, die Agende in allen ihren Theilen zu preisen; sie trägt die Spuren des noch ungereiften christlichen und kirchlichen Bewußtseyns an sich, aus dem sie geboren ist, wie das nicht anders seyn kann, — denn „Niemand ist, der vom Alten trinkt, und wolle bald des Neuen; denn er spricht: Der Alte ist milder“ (Luc. 5, 39.). Aber wenn irgend Etwas zu dankbarem Erkennen des Segens der Agende ihn, und die gleich ihm dazu stehen, antreibt, so ist es die Frechheit des rationalistischen Unglaubens, wie sie in diesen Tagen in fast unerhörter Weise sich hervorthut. Solchen Geistlichen, wie Wislicenus und König, sagt die Agende an jedem Sonntage: „Ihr seyd Lügner!“ und daß sie ihnen nicht aus der Hand fällt, beweist, daß ihre Hände, die des Herrn Geräthe tragen, schon ganz schwielig geworden sind. Lassen wir einmal die Augsburgerische Confession ganz außer Augen; ja drücken wir die Augen auch vor dem Nicänischen und Athanasianischen Symbole (in der Agende abgedruckt) zu: wie kommen diese Geistlichen aber über das apostolische Glaubensbekenntniß hinweg? Sie sagen: „Den Geist des apostolischen Glaubensbekenntnisses halten wir fest, auf die Umänderung des Buchstabens warten wir und arbeiten in der Stille (zuweilen auch „unvorsichtig“ laut) darauf hin.“ Was aber der Geist, mit Beseitigung des Buchstabens, z. B. in den Worten seyn soll: „— Geboren von der Jungfrau Maria“ — das begreife, wer kann. Es dürfte bei diesen Worten den ungläubigen Geistlichen kein anderer Ausweg übrig seyn, als dem Vorschlage Eines aus ihrer Zahl: in Jungfrau die letzte anstatt der ersten Sylbe zu betonen, sich zu bequemem; kommt einmal ein Revisor, so zieht man den Accent zurück. (Ein Seitenstück zu: „Niedergefahren zur Höhle.“)

Von den Bekenntnisschriften unserer Kirche sagt Herr Past. König deshalb sich los, weil er die beiden hellen Sterne der heilsamen Lehre, die darin leuchten, nicht vor Augen sehen mag; er verwirft die alleinige Autorität der heiligen Schrift, und er verwirft, ja er macht lächerlich die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Wir wollen den letzten Satz zuerst bekräftigen, woraus dann schon von selbst die Richtigkeit des ersten folgt. Da muß nun der geneigte Leser noch einmal nachlesen, was Nr. 67. S. 533. dieses Blatts mit gesperrten Lettern abgedruckt worden ist. Nicht wahr, bedenkt man, daß die Worte: „Nur der, welcher zuvor auswendig gelernt hat und herzusagen im Stande ist, daß er ein armer, elender, sündiger Mensch sey u. s. w.“ aus dem Munde eines Mannes kommen, der seine Beichtkinder auffordert, mit ihm zu beten: „Allmächtiger, ewiger Gott, ich armer, elender, sündiger Mensch bekenne dir alle meine Sünde und Missethat“ — bedenkt man dies, so möchte man blutige Thrä-

nen weinen über einen Beichtvater, wie diesen, über Beichtfinder, wie die armen Anderbecker, über die Verwüstung in einer Kirche, die so verachtet und so gebunden ist, daß sie Solches erduldet; erduldet, daß einer ihrer Diener höhnend ausruft: „Steckt sie nur auf, eure vielgerühmte „alte Fahne“, die heilige Augstana, reicht es nur der Welt zum Waschen dar, das Blut der Versöhnung!“ *) (S. 63.); erduldet, daß einer ihrer Diener sein Zugehören zu ihr gegen die „Frommen“ folgendermaßen vertheidigt: „Sie geben sich für die wahre Kirche aus und erklären sich bereit, mit der lieben Kirche zu stehen und zu fallen. Fragt man sie aber nun, was sie unter der Kirche verstehen, so kommen sie — entweder in Verlegenheit, oder sie geben auf diese Frage die bekannte Antwort: Die Kirche ist die Gemeinschaft der Gläubigen. Sagen wir nun: Wir gehören auch zu dieser Gemeinschaft, wir halten sie auch fest, die Grundwahrheiten des Christenthums, so erwidern sie uns: Nein, euch können wir nicht, als zu den Unreinen gehörend, anerkennen; denn ihr glaubt nicht an die heilige Dreieinigkeit, nicht an das natürliche Verderben des Menschen, oder die Erbsünde, nicht an den stellvertretenden Opfertod Jesu Christi u. s. w. Statt der einfachen evangelischen Wahrheit bieten uns diese Leute ihre Lieblingsfäße aus der alten Dogmatik, und verschließen Jedem, der sie verwirft, die Himmelsthür“ (S. 63. 64.).

(Schluß folgt.)

Die Leipziger Conferenz von Gliedern und Freunden der Evangelisch-Lutherischen Kirche am 5. und 6. September 1844.

Am gestrigen und vorgestrigen Tage ward die alljährliche theologische Versammlung von Bekennern des Lutherischen Glaubens in der akademischen Aula zu Leipzig gehalten. Auf zwei bis dreihundert Personen aus fast allen Gegenden Deutschlands waren am ersten, gegen zweihundert am zweiten Tage anwesend, fast nur Theologen, Prediger, Professoren, Lehrer, Candidaten, auch mehrere Studiosen aus Leipzig und Halle, von Leipziger Bürgern nur einige wenige. Dr. Rudelbach führte den Vorsitz. Jeden Vor- und Nachmittag eröffnete und schloß das Gebet je eines der anwesenden Geistlichen die Verhandlungen. Der erste Vortrag, von Prof. Dr. Harless aus Erlangen gehalten, betraf die Bedeutung der reinen Lehre von den Gnadenmitteln für den Begriff der Kirche, wie für die Seelsorge und das lebendige Christenthum. Die daran sich anschließende Diskussion führte jetzt zunächst auf nähere Bestimmung des Verhältnisses zwischen

*) „Wie viel, meinet ihr, ärgere Strafe wird der verdienen, den den Sohn Gottes mit Füßen tritt, und das Blut des Testaments unrein achtet, durch welches er geheiligt ist, und den Geist der Gnade schwähet? Denn wir wissen den, der da sagt: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. Und abermal: Der Herr wird sein Volk richten.“ Hebr. 10, 29. 30.

dem gepredigten und dem geschriebenen Worte, wobei Ref. die Frage aufwarf, was die Versammlung über die Bestrebungen der bekannten Zeitgenossen urtheile, welche das geschriebene Wort Gottes einem sogenannten Geiste unterordneten. Der vorgenannte Redner, wie der Präses, erklärten aufs Bestimmteste, solche Bestrebungen stünden gänzlich außerhalb der christlichen Kirche, und dem stimmte die ganze Versammlung in der hier gewöhnlichen Entscheidungsart, bis auf drei, dem Ref. nicht näher bekannte Stimmen, welche späterhin nachträglich einen theilweisen Dissensus je in verschiedener Weise verlauten ließen, entschieden bei. Sodann führte die Diskussion auf eine Besprechung der in dem Nachbarlande bestehenden Union nach Maßgabe der vorher dargelegten Principien, was einen tief wehmüthigen Eindruck hervorrief. Ein folgender Vortrag des Pastor Kraussfeld aus Fürth über das Recht der Kirche, von den Aussprüchen des Herrn über Ehescheidung abzuweichen oder zu dispensiren, erweckte eine lebhafte, kräftige Opposition des Prof. Dr. Harless und Anderer, die bis in den folgenden Tag sich hineinzog. Außerdem sprach Prof. Dr. Lindner zu Leipzig ausführlich darüber, daß es zur Förderung des ächt kirchlichen Bewußtseyns und Lebens nöthig sei, daß die christliche Katechese ihre rechte Form und den rechten Ort wieder erhalte, Pasi. Scharfenberg aus dem Schönburgischen in Anknüpfung an das Resultat der auch von ihm besucht gewesenem letzten Berliner Pastoral-Conferenz in glühender, fortwährender Begeisterung über die praktische Bedeutsamkeit der symbolischen Bücher als der Stimme der Kirche vom Standpunkte des christlichen Predigers, und der Direktor des Dresdener Missions-Seminars, Graul, über das Interesse der evangelisch-lutherischen Mission. Die anziehendsten Debatten begleiteten die beiden letzteren Vorträge. Der regelmäßige Gang der Verhandlungen war durch eine Ansprache des eben von der Berliner Gustav-Adolph-Centralversammlung eingetroffenen Pasi. Sander aus Geismar bei Göttingen unterbrochen worden, welcher die Mittheilung machte von einem beabsichtigten wesentlichen Fortschritt der Gustav-Adolphsache zu einer objektiveren unversäglicheren Haltung, eine Mittheilung, welche die Bedenken gegen jene Sache zwar keineswegs zu bewältigen vermochte, aber einen großen Theil der Versammlung doch zur offenen Erklärung ihrer Zustimmung zu jenem beabsichtigten Fortschritt, und auch die Übrigen zur Äußerung ihrer Freude über denselben veranlaßte.^{*)} Den Schluß des Ganzen machten wesentlich viele, höchst anziehende Mittheilungen des Präses über die eingelaufenen zahlreichen Zuschriften an die Konferenz und die Anträge desselben auf Berathung deren fernerer Form. Daraus sei hier nur hervorgehoben, wie man widerspruchlos darin übereinkam, daß ein Jeder, welcher die Übereinstimmung des in den symbolischen Büchern der Lutheri-

schen Kirche enthaltenen Bekenntnisses mit der Wahrheit des göttlichen Wortes und das Recht und die Pflicht, sich auf diesem Bekenntnisse kirchlich zu erbauen und zu erhalten, anerkenne, als Theilnehmer an der Konferenz zu betrachten sei; und demnächst, wie man zwar allgemein die Nothwendigkeit einer gewissen objektiven Beschränkung des Maßes der Vorträge erkannte, doch mit entschiedener Verwerfung der in der Gnadauer Konferenz gewöhnlichen vorherigen Einreichung der Vorträge an ein Comité zur Prüfung, als einer unwürdigen Bevormundung. Niemand verließ die Konferenz, deren Verlauf die von Rudelbach und dem Ref. redigirte Zeitschrift ausführlich darlegen wird, ohne mächtig erhöhtes und gestärktes kirchliches Bewußtseyn.

G.

Aus dem Briefe eines Predigers in der Preussischen Provinz Sachsen, an G. in Halle vom 2. September 1844.

„Ihre Veröffentlichungen wider Wislicenus verdienen den Dank aller wahrhaft Kirchlichen, und ich zolle Ihnen hiemit den meinigen, so geringfügig er an sich ist, aus vollem Herzen. Wenn auch Sie geschwiegen hätten über die tiefste Schmach, welche der Evangelischen Kirche aus ihrem eigenen Schoße hervor je öffentlich widerfahren ist, wie müßte das ihre geheime Trauer und ihr gegenüber den schon maßlosen Jubel der Widersacher, namentlich der Katholischen Kirche, vermehrt haben! Dennoch ist die Schmach, man kann sagen, die gegenwärtige Niederlage, groß genug, da die kirchlichen Behörden, aller Ihrer Herausforderungen ungeachtet, leider! fortfahren zu schweigen, und die Verwüstungs-Theorie der Irr-Lichtfreunde ihre Verderbungen ganzer Gemeinden und Gegenden fortsetzen lassen.“ In diesem Schweigen, dieser Unthätigkeit

^{*)} Und in der That ist das Provinzial-Consortium staunenswerth. Wie thätig ist es — laut eines eben empfangenen Briefes —, wo es darauf ankommt, die altkirchliche Spendeformel beim Abendmahls Sakrament zu verpönen, und die zu befehlen, „welche Jedem die Auslegung freigibt!“ — Harms in den eben erschienenen trefflichen Predigten über die Offenbarung Johannis S. 10. sagt: „Meine Lieben, ich gehöre gewiß nicht zu denen, die überall trübe blicken und sehen nur Unglück herankommen; allein so still und friedlich, wie's aussteht in unseren Jahren, wird es nicht bleiben, kann's nicht. Ein Kampf ist nicht fern mehr, oder Christus gibt seine Gemeinde auf, gibt sich selbst auf, und macht einem Andern Raum, daß derselbe nach ihm Christus sei. Nein, das wird er nicht. Doch mit der Trübsal kann er seine Gemeinde nicht verschonen; sie bedarf einer Sichtung, Läuterung. Denn die Ungläubigen und die Gläubigen vertragen sich gar zu wohl mit einander, und Ehebruch, so heißt die Gemeinschaft mit dem Unglauben, hat überhand genommen.“ Ganz gewiß nirgends so, als im Bereich des diesseitigen Consistoriums nach Bischof Dräseke's Rücktritt, und „Brücken bauen!“, Brücken zwischen Glauben und Unglauben, das und nichts Anderes tritt als offen ausgesprochener Wille hervor.

G.

^{*)} Ref. hat schon bei der Leipziger Konferenz offen die leidige unversöhnliche Erwartung ausgesprochen, daß die oben erwähnten gutgemeinten Anträge nicht durchgehen würden, und sieht jetzt während des Drucks jener Nachricht durch die Göttinger Berichte dieselbe glänzend gerechtfertigt.

liegt eine formale Bezeugung einer mindestens in der Gefahr des Verschwindens liegenden Evangelischen Kirche. Ach, daß sie selbst sich muthwillig dem Tode preisgibt! Aber gewiß, es kommt daher, daß sie selbst von dem rechten Grunde der Lehre je mehr und mehr gewichen ist und weicht, je mehr sie mit der unkeuschen Welt buhlt und dem Liberalismus Concessionen macht; so daß wir das betrübendste Schauspiel sich wiederholen sehen, daß unter Hunderten von Theologen kaum ein halbes Duzend gefunden werden, die auf einer Pastoral-Conferenz sich über eine zur Diskussion gegebene Schriftstelle, wie Joh. 20, 23., vereinigen können, weil die Salbung mangelt, die Allerlei lehrt; während im Worte selbst B. 22. die bestimmte Lösung enthalten ist. Ich wollte vor einigen Tagen eine Vereinbarung mehrerer Theologen gern haben, um ein Zeugniß wider die Irrlehrer im Angesicht der Kirche abzulegen, wie von Posen ausgegangen ist; allein es gelang mir nicht."

Wie hat der theure Briefschreiber denn auch von der Deutschen Preussischen Provinz Sachsen etwas erwarten können, was nur ein Preussisch Polen zu leisten vermag? Ja Dank, tausend Dank Euch, theure Polnische Brüder, daß Ihr die ersten und einzigen Gesamtzeugen in Preußen geworden seyd! Unser Herr freilich bedarf unseres Zeugnisses nicht. Wohl aber bedürfen wir desselben, und die Kirche, die den Zeugengeist verloren hat, hat aufgehört zu seyn. So jubelt denn immerhin, Katholische Mitchristen; jubelt immerhin auch ihr, geliebte Lutherische separirte Brüder! Ihr Einen habt ein glänzendes Recht, nicht zu uns zu kommen, ihr Anderen seht eure Sonderung von einer Kirche, die in überwiegendster Majorität von Wort und Sakrament abtritt, und deren Oberhirten nicht Kraft oder Muth haben, zu bekennen, möglichst vollkommen gerechtfertigt. Der Herr freilich kann auch aus Steinen sich Kinder erwecken, und glauben auf Hoffnung, da nichts zu hoffen ist, ist auch etwas. Die schönste Gabe aber für diese Zeit ist ein festes Herz.

Nachrichten.

Bericht über die am 23. und 24. Juli 1844 zu Trieglaff in Pommern gehaltene Prediger-Conferenz.

(Fortsetzung.)

3. Stärkere Anfechtung fand die Behauptung, daß auch die kirchlichen termini technici zum Wesentlichen gehören sollten. Allerdings wurde erkannt, daß diese termini so mit den Lehren verwachsen wären, daß ihre Verwerfung auch die Verwerfung der Lehren involvire. Dennoch erschien es Vielen mit Recht bedenklich, solche Ausdrücke, die in der Schrift nicht vorkommen, gradezu zu dem Wesentlichen zu rechnen, auf das die Verpflichtung mit gehe. Nur unter dem von einem Bruder aufgestellten Gesichtspunkte, daß diese termini wie nomina propria zu betrachten seyen, die man, ohne die allgemeine Verständigung

aufzugeben, nicht aufgeben oder alteriren dürfe, schien man sich die Fassung allenfalls gefallen lassen zu können.

4. Darüber, daß die Verwerfung der Irrlehren wesentlich sey, war man einverstanden. Nur ein Nebenstreit war es, wenn Einige das *damnare* in den Symbolen zu hart fanden. Sie erinnerten an die *vestigia leonis*, an die Zeit, wo man vor der Behauptung nicht zurückbehte, daß, wo Calvinisches Seelengift sey, auch die Person verdammt werden müsse. Für diese strenge Auffassung des *damnare* erhob sich übrigens keine Stimme; im Gegentheil schien man allgemein der Ansicht zu seyn, daß auch die Symbole selbst das *damnare* auf die Irrlehre, — und darauf unzweifelhaft mit Recht — bezügen.

5. Ob die Beweisführung zu dem Unwesentlichen zu rechnen sey, ward von Einigen bezweifelt. Aus falscher Beweisführung könne kein richtiges Resultat hervorgehen. Dagegen wurde indeß mit Recht eingewandt, daß die dogmatische Beweisführung nicht einem Exempel zu vergleichen sey, wo freilich ein einziger Fehler das Ganze verderbe.

6. Bei Gelegenheit des quia und quatenus wurde auch die moderne Ausdruckweise, daß man sich zum Geiste der Symbole bekenne, einstimmig verworfen.

7. Die neunte These fand keinen Widerspruch. Bei Erörterung der zehnten These, die gleichfalls gebilligt wurde, gab Past. Meinhold näher an, daß er sich die Stufenfolge von dem apostolischen Symbol bis zur Concordienformel so denke, daß z. B. eine Abweichung von der letzteren nicht mit derselben Strenge gerügt werden dürfe, wie die von dem ersteren. Auch wurde die Verwahrung hinzugefügt, daß die Pommersche Kirche als solche die Concordienformel nicht angenommen habe.

Den Beschluß dieser Session machten zwei Ansprachen. Die eine hielt Pf. Adj. Plenz aus Anhalt-Röthen. Er brachte den Pommerschen Brüdern einen herzlichsten Gruß von einem Baierschen Amtsbruder, der auch brieflich sich über die hohe Bedeutung und den Segen der Conferenzen — über die Gefahr, die in der Aufrichtung der Augustana allein zum ausschließlichen Kirchenpanier liege — endlich über seine Hoffnung auf den endlichen Sieg der Lutherischen Kirche ausgesprochen hatte. Den zweiten Gruß überbrachte Past. Balzer aus Wallmow, und zwar von der Konferenz zu Neustadt-Cheerwalde. Er warnte die Pommerschen Brüder vor zu großer provinzieller oder confessioneller Abschlüßung. Er bat, daß sie der Neustädter Konferenz, deren Bekenntnißbewußtseyn zur Zeit weniger entwickelt sey als im Schoße dieser Versammlung, die Bruderhand reichen möchten.

Der Vorsitzende erwiderte herzlich diesen Gruß, und machte darauf aufmerksam, daß auch diese Konferenz, wenn auch einiger, als manche andere, erst danach ringe, hinaranzukommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes.

Nachdem noch Past. Senkel aus der Priegnitz einige herzlichste Worte geredet, um die Pommerschen Brüder in dem Streben, die kirchlichen Verhältnisse bei sich auch provinziell eigenthümlich zu gestalten, zu rechtfertigen, wurde diese Session mit einem Gebete von Past. Roth und mit Gesang beschloffen.

Am demselben Tage fand noch ein Dismissionsabendgottesdienst statt, über den an die Muttergesellschaft in Berlin berichtet werden wird. — Den Rest des Tages füllten keine brüderliche Gespräche und einzelne Mittheilungen aus dem Gemeindeleben aus.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 21. September.

N^o 76.

Die „Germanisch-christliche Kirche“ des Herrn Pastor König zu Ueberbeck.

(Schluß.)

Daß Herr Past. König auch die normative Autorität der heiligen Schrift, der Schriften der Apostel und Propheten, verwirft, ist ihm selber und gewiß Jedermann klar und deutlich; aber er thut so, als ob er grade ein rechter Kämpfer für „das heilige Panier der Schrift“, für „die einfache evangelische Wahrheit“, für „das einfache Christuswort“ u. dgl. mehr wäre. Es muß in der That dem verlogenen Rationalismus vulgaris, dem das Mum Mum sagen zur anderen Natur geworden ist, sehr fatal gewesen seyn, daß Wislicenus das „unvorsichtige“ Wort: „Unsere Lehre ist nicht schriftgemäß“ vor so vielen Zeugen ausgesprochen hat. Warum? Weil Geistliche, die das sagen, einem Haushalter gleich sind, der seinen Herrn gradezu davon in Kenntniß setzt, daß er seine Güter umbringen werde. Was ein solcher Haushalter zu befahren hat, weiß ein Jeder. Wer also die Güter der Kirche umbringen will, der richtet sich im gewöhnlichen Laufe der Dinge so ein, daß es „ihm nicht bewiesen werden kann“. Die Exegese — ja, nur die verschiedene Exegese, nicht das Wort Gottes soll in Frage stehen; an die Stelle der Scheidung zwischen Glaube und Unglaube, Licht und Finsterniß tritt „ein verschiedener theologischer Standpunkt“. Doch alle diese alten Paraden sind bekannt; und das Zeugniß müssen wir dem firmen Schmähschriftsteller geben, daß ihm dieselben schlecht anstehen. Wie sein Herz zu dem Worte des lebendigen Gottes stehe, er hat es nicht verdecken können, es bricht durch alle Masken hindurch. Obwohl er denen sich zuzugesellen scheint, denen bei Wislicenus' Vorträge „das Wort auf der Lippe geschwebt hat: Er geht zu weit“ (S. 13.), und obwohl er das apostolische Glaubensbekenntniß deshalb dem verworfenen Nicänischen und Athanasianischen „hinterdrein schicken will“, um sich „zur reinen Quelle des Evangeliums selbst zu wenden“ (S. 68.): so geht doch schon aus der bedenklichen Betonung des „einfachen Christuswortes“ hervor, was er von den „Schriften der Apostel und Propheten hält“. Er sagt es aber zum Ueberfluß gradeheraus: „Jesus hat keine Schriftrolle hinterlassen; hundert Jahre vergingen, ehe hie und da Bruchstücke seiner Lebensbeschreibung und seiner Lehre zum Vorschein kamen, erst im sechsten Jahrhundert wurde der Canon der Neutestamentlichen Schriften abgeschlossen; aus Juden und Heiden gingen seine Bekenner hervor; war es da ein Wunder, daß schon früh aus dem jüdischen Priesterthume und aus der heidnischen Götterlehre sich Manches mit dem Christenthume ver-

mengte u. s. w.“ (S. 67.). *) Um nun das „Jüdische“ und „Heidnische“ aus der heiligen Schrift auszuscheiden (z. B. die Lehre vom Opfertod Jesu und von der heiligen Dreieinigkeit) und das „einfache Christuswort“, die Lehre der „Germanisch-christlichen Kirche“ aus dem Schutt herauszusieben: dazu dient als längst probates Instrument — nun, was anders als die Vernunft, die Wissenschaft, die Kritik, in Summa: der Geist! Was für ein Geist, darüber läßt uns Herr Past. König nicht im Zweifel: den heiligen Geist meint er nicht. „Der Zeitgeist ist unüberwindlich; was er richtet, das fällt, und wenn es noch so hoch gestanden hat. Wer ihn angreift, der steigert seine Kraft, und wird alsbald mit Schrecken gewahr, welch ein mißliches Ding es sey, gegen den Strom zu schwimmen und die öffentliche Meinung wider sich zu haben“ (53.). Von einem durch den Zeitgeist präparirten Evangelio gilt denn freilich, was Herr Past. König sagt: „Das Evangelium Jesu ist nichts Anderes, als das Echo unserer Vernunft“ (S. 51.). — Wohl uns Gliedern der Kirche Christi, die wir glauben und darum nicht fallen; die wir den Zeitgeist nicht als unseren Richter anerkennen, viel weniger als den Richter des Wortes Gottes, denn wir wissen, was St. Johannes sagt: „Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geist u. s. w.“ (1 Joh. 4, 1 ff.). Aber in welch kläglichem Zustande befinden sich doch diese armen Leute, die den Zeitgeist anbeten, der sie über die Achseln ansieht und ihnen das verhängnißvolle: Veraltet! uner-

*) Der Stelle aus dem Habakuk, die der Apostel Paulus Röm. 1, 17. auführt, spottet Herr Past. König gelegentlich so: „Der Prophet Habakuk weissagt den Chaldäern Untergang — und gebraucht das Sprüchwort: der Gerechte lebt seines Glaubens. Das ist denn für unsere Evangelischen eine wunderschöne Gelegenheit, von der Gerechtigkeit aus dem Glauben ohne des Menschen Verdienst zu reden. Bibelfestellen bei den Haaren herbeizujagen und mit deren Buchstaben ihre veraltete Dogmen zu belegen, darin sind unsere Gegner Meister“ (S. 61.). Man sieht, der Herr Past. König schreibt für ein Publikum, welches von dem „Drt in St. Paulo“, der Luther „ein rechtes Paradies“ gewesen, nichts weiß; er ignoriert den heiligen Apostel gänzlich, denn daß er auch ihn für einen Meister im Schriftverbreßen ausgeben sollte (schwarz auf weiß öffentlich), dazu halten wir ihn doch noch für zu „vorsichtig“. — Die wirklich unerhörte Gemeinheit aber, womit dieser Anhänger des „heiligen Bibelwortes“ S. 62. die Geschichte Simson's dem Spotte des „Publikums“ preisgibt (— „Nach der Erzählung der Schrift war Simson vom Geiste des Herrn erfüllt; körperlich sehr stark, listig und daneben etwas lächerlich. Dieser Simson —“ doch die Feder will es nicht weiter nachschreiben); die frivole Miene, womit der heiligen Schrift dieser wohlberechnete Stoß beigebracht wird — das erinnert an Bahrdt!

unerbittlich zuruft — „was er richtet, das fällt“, wenn es nämlich Fleisch von seinem Fleisch ist.

Der Leser mag nun ermessen, was eine Versicherung wie die: daß Jesu Wort ihm „heilig und theuer“ sey, und daß er auf „dem Evangelio fuße“ (S. 68.), im Munde des Herrn Past. König zu besagen hat. Nur wenn man „fußen“ im Sinne von „mit Füßen treten“ versteht, enthält die letztere Behauptung Wahrheit. Sich mit jeder Seite der heiligen Schrift, sich mit dem, was der Apostel Paulus schlechthin „sein Evangelium“ nennt, in offenbarem Widerspruche wissen, und dennoch behaupten, „mit dem Geiste des Evangeliums von Kindheit an vertraut“ zu seyn: das ist eben so schamlos und unehrlich, als das, zuerst die Lebenslust, die Luther geathmet hat, der durch seinen Dienst erneuerten Kirche auszupumpen und dann doch zu sagen: „Ich schwöre nicht auf Luther's Worte, wohl aber auf Luther's Geist“ (S. 22.). So schwören diese Leute!

Also das steht fest: die „Germanisch-christliche Kirche“ des Herrn Past. König hat mit der Evangelischen Kirche kein Geküß. Er und seiner Kirche Freunde verläugnen beides, das formale und das materiale Princip des evangelischen Glaubens, und dem „unter dem Hütlein spielenden“ Anschläge dieser Leute, dem materialen Principe („diesem einen ächt Lutherischen Dogma“, S. 18.) aus dem formalen einen Fensterstrich zu drehen, ist heute und immer von neuem entgegenzuhalten, was vor vier Jahren der Past. Wallmann den damaligen Freunden der Germanischen Kirche zu bedenken gab: „Es bleibt immer höchst merkwürdig und lehrreich, dem Spiele Schwarz aus Weiß zuzusehen, in welchem man unter der Hand das Princip von der alleinigen Autorität der Schrift in sein grades Gegentheil von der alleinigen Autorität der Vernunft verkehrt; zu sehen, wie Zug auf Zug unvermerkt der Sack über dem Adler wieder zugeht, bis er gefangen sitzt. So ist also wohl der Dr. Luther mit seinem Principe der freien Forschung Noth, damit er den gefangenen Adler wieder herrlich losmache, so wahr Christus lebt.“*)

Was für ein Glaubensbekenntniß aber die neue Kirche des Herrn Past. König erhalten soll, und daß dasselbe jedem vor-handenen christlichen Bekenntnisse auf Erden widerspricht, das ahnt wohl Jeder. Die „einfachen, ewigen Grundsätze der Wahrheit, der Sittlichkeit, der geistigen Freiheit, welche Niemand deutlicher, Niemand schöner, Niemand ergreifender ausgesprochen hat, als Jesus“ (S. 20.) — wenn diese Leute den Herrn Jesum loben, das ist erst die am wehesten thuende Schmähung seines heiligen Namens —; „der freie Geist“, der sich nicht in Fesseln schlagen läßt (S. 52.); „vollständigste Glaubens- und Gewissensfreiheit“ (S. 53.) und was dergleichen mehr ist — das sind so die Güter dieser neuen Kirche. „Wer Jesum als den besten Führer zu Gott annimmt, der ist ein Christ, das ist das Ganze“ (S. 67.) — natürlich mit Berufung auf den Märtyrerspruch Joh. 17, 3., an dem „wir genug haben, um seine

(Christi) Stellung zu Gott, und unsere zu ihm und unserem Vater im Himmel zu begreifen“. Was dieses bescheidene „genug haben“ meine, entnehme der Leser z. B. daraus, daß S. 64. das apostolische „Gott ist geoffenbaret im Fleisch“ und seine einfache Auslegung als „an das Verrückte gränzend“ bezeichnet wird. Nun wird auch der Satz in seinem rechten Lichte erscheinen: „O, wie leicht wäre es, daß wir Alle in einer Deutschen christlichen Kirche uns vereinigten, daß wir fallen ließen das Lutherische, das Calvinistische, das Römische u. s. w.“ (S. 22.). In Summa, das ganz ordinäre Rührsche Glaubensbekenntniß soll das Bekenntniß dieser „einen Deutschen christlichen Kirche“ werden. Um diese Kirche ehestens zu organisiren, „rufen die der Richtung des Zeitgeistes folgenden Geistlichen, da man ihr bisheriges leises Bitten und Neben nicht gehört zu haben scheint, nunmehr laut nach — einer Presbyterialverfassung“ (S. 53.). Da sieht man also, warum diese „protestantischen Freunde“ nach einer Presbyterialverfassung gelüftet: das Kirchenregiment selber soll ihnen einen eigenen Platz anweisen, wo sie ihre Bataillone zum Angriff gegen die Kirche ungehindert einexerciren können!

Fordert man nun von dem Herrn Past. König Rechenschaft über den Grund der Hoffnung, die in ihm ist, daß die Evangelische Kirche fallen und auf ihren Trümmern die seinige sich erheben werde, so ist er dazu bereit: „Es ist nicht der entfernteste Gedanke daran, daß diese einseitige Richtung (nämlich „der Frommen“) jemals die vorherrschende werden könnte, und ich glaube ein gutes Werk zu thun, wenn ich einmal so recht con amore die Gründe für meine Behauptung entwickle“ (S. 64.). Dieser Gründe sind nun fünf. „Als der entscheidendste und mächtigste Gegner dieser Partei ist 1. zu betrachten der gesunde Menschenverstand.“ Mit Umwandlung des „gesund“ in sein Gegentheil, ist das zuzugeben. Aber der Herr, der recht gesund machen kann diesen mächtigen Gegner, und hätte er auch, wie der Gichtbrüchige, acht und dreißig Jahre krank gelegen, der Herr, stark und mächtig im heiligen Liebesstreit, der fürchtet sich nicht und seine Glieder auch nicht vor diesem Feinde — wiewohl die letzteren, so weit sie den alten Adam mit seinem „gesunden Menschenverstande“ spüren, nach dem Gebote sich halten: „Sehet euch vor vor eurem Geiste (Mat. 2, 15.). 2. „Die hohen Protektoren und Protektrizen (der Frommen) wagen es nicht, sich als solche öffentlich zu zeigen, aus gerechter Furcht, ihrem glanzvollen Namen einen Makel anzukleben. — Diese Vorsicht der großen Frommen, bloß zur rechten Zeit fromm zu seyn, und unter anderen Verhältnissen und unter anderen Personen den Mantel der Frömmigkeit vor der Thür abzulegen, ahmen die kleinen Frommen treulich nach. Treten sie in unsere Kreise, unsere alten Jugendfreunde, die sich befehren ließen und wir fragen sie: Nun sag' einmal, wie Du dazu gekommen bist? so antworten sie nicht selten: Ach, das ist ja gar nicht so; Du kannst glauben, wir sind noch heute eben so vernünftig wie früher; es hat wohl mal eine Zeit gegeben, aber da war dies oder das Schuld daran; ich bin Rationalist und bleibe es auch!“ Für diese scharfe Anklage sind die From-

*) „Luther's Glaubensbekenntniß. Mit einem Vorworte von J. E. Wallmann“, S. 11.

men dem Herrn Pafst. König zu wahrem Dank verpflichtet. Möchten wir Alle an unsere Brust schlagen und uns schämen, und den Herrn um Gnade bitten, um Vieles treuer zu werden im Tragen seiner Schmach! Die Lauheit ist auch der Welt verächtlich. Übrigens ist verflucht der Mann, der sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm; es ist gut, sich auf den Herrn verlassen, und sich nicht verlassen auf Fürsten, sagt der Psalmist. 3. „Ihre Sprache macht ihren Sieg unmöglich“ — hier wird über die „unklaren“ Ausdrücke der Frommen geklagt. Wohl an, so laßt uns klar und deutlich, rund und unzweideutig zeugen und bekennen, damit sie es verstehen und keine Entschuldigung haben. Übrigens ist es charakteristisch, daß als Beispiel eines solchen „unklaren Ausdrucks“ der Ausspruch des Theophilus angeführt wird: „Unsere Seelenaugen sind von Sünden und bösen Werken verdüstert“, der gar in einem Katechismus vorkäme! 4. „Und unser achtbarer Lehrerstand, was spricht er dazu?“ Ach, wir wissen es leider, was die große Mehrzahl der Gymnasial- und Volksschullehrer dazu spricht. „Unsere städtischen Behörden bringen die größten Opfer dar; meint ihr, um fromme Christen in eurem Sinne zu erziehen? Daran denken sie nicht.“ Nun, die gottlosen Schul- und Rathsherrn [NB. die vornehmsten Capacitäten für die von den Lichtfreunden geforderten Presbyterien] gradezu zu Richtern der Kirche einzusetzen, das kann wahrlich nur einem „Germanischen“ Kirchengliede beifommen! 5. „Unsere Frommen wissen selbst nicht, was sie wollen; das zeigt sich zunächst am deutlichsten in ihren so höchst verschiedenen Ansichten von den Symbolen und symbolischen Büchern.“ Auch in dieser Anklage liegt etwas, was wir wohl zu beherzigen haben. Wir müssen eifriger beten und arbeiten um die rechte Einigkeit, damit wir nicht fallen dem Lästerer in Schmach und Strick. Wir müssen uns nicht erschauflern für den Traum einer Einigkeit, sondern einig zu werden trachten im Worte der Wahrheit, dem Richter der Gedanken und Sinne des Herzens; wir müssen einander, wenn wir dissen- tiren, bange machen und den Dissens nicht der „Wissenschaft“ in meliorem fortunam anheimgeben, sondern ihn uns gegenseitig in's Gewissen schieben. Aber, Gott sey gepreist, durch seine Gnade sind wir geeinigt zu einhelligem Zeugnisse gegen Verläugner unseres allerheiligsten Glaubens, wie dieser König einer ist; in dem brüderlichen Kampfe, den wir unter einander mit der Losung führen: „Die wir uns allhier beisammen finden, schlagen unsre Hände ein, uns auf deine Marter zu verbinden, dir auf ewig treu zu seyn“ — in diesem Liebeskampfe schärfen wir unsere Waffen, nämlich die Gründung in Gottes lebendigem Worte, zum vereinten Vertheidigen unserer theuren Kirche gegen ihre Verwüster. „Einig sind sie“ — sagt Herr Pafst. König — „in dem Hasse gegen uns“ (S. 49.) — nun, der Herr wolle diesen Haß heiligen und mehrern; er wolle seine Glieder mit brennender Liebe zu ihm, ihrem Haupte, und zu seiner theuer erkauften Gemeinde, mit heiligem Eifer um sein Haus erfüllen, damit sie sich allezeit aneignen dürfen, was von ihm geschrieben steht: „Die Schmähungen derer, die dich schmähren, sind über mich gefallen“ (Röm. 15, 3.).

Und nun wiederholen wir von neuem die Frage: „Wo ist die Synode, die gegen dies abtrünnige Volk in heiligem Eifer öffentlich Zeugniß abgelegt hätte?“ Die Pastoral-Conferenz in Pinne hat es gethan, was den theuern Brüdern reichlich vergolten werden wird, beides, durch den Schmachorden und durch die Ehrenkrone, denn — „hier durch Spott und Hohn, dort die Ehrenkron“ —. Freilich scheinen Geistliche, wie Herr Pafst. König, gegen den Pfeil solches Zeugnisses und solcher Fürbitte fest gepanzert zu seyn. Er hält es — wie er sagt, mit dem größten Theile Deutschlands — für eine „Ehre“, von der Co. R. Z. angegriffen und verdächtigt zu werden“ (S. 43.); er macht sich über die Fürbitte der in Berlin versammelten Geistlichen in frivolsiem Leichtsinne lustig und versichert: daß kein Einziger unter ihnen von diesem Gebete etwas gespürt oder gemerkt hätte (S. 48.). Er ruft den treuen Dienern der Evangelischen Kirche zu: „Ihr kleines Häuflein wollt die Kirche seyn und uns hinausstoßen — o ihr seyd allzugütig!“ Er meint, „schon das Königliche Consistorium zu Magdeburg hätte die Rücksicht verdient“, „die vom Staate angestellten, geprüften und beaufsichtigten Geistlichen im Frieden zu lassen“ (S. 48.). Dies Alles kann die Diener des Herrn nicht irre machen, fest und unbeweglich zu stehen, und ihrem heiligen Amte getreu zu protestiren gegen diese „protestantischen Freunde“, und damit der Kirche zu dienen, über deren Heiligthümer sie zu Haushaltern und zu Wächtern gesetzt sind. Der Herr, unser Gott, verleihe denn Gnade, daß bei uns kein Schweigen von ihm sey, und kein Frieden, den er verflucht hat, sondern das Schwert des Friedesfürsten!

„Da aber Saneball hörte, daß wir die Mauern baueten, ward er zornig, und sehr entrüstet und spottete der Juden, und sprach vor seinen Brüdern und den Mächtigen zu Samaria: Was machen die ohnmächtigen Juden? Wird man sie so lassen? Werden sie opfern? Werden sie es einen Tag vollenden? Werden sie die Steine lebendig machen, die Staubhausen und verbrannt sind? Aber Tobia, der Ammoniter, neben ihm sprach: Laß sie nur bauen; wenn Füchse hinaufzögen, die zerrissen wohl ihre steinernen Mauern! — Höre, unser Gott, wie verachtet sind wir! Kehre ihre Schmach auf ihren Kopf, daß du sie gebeist in Verachtung im Lande ihres Gefängnisses!“ Nehem. 4, 1—4.

B.

„Wer da steht, der sehe wohl zu, daß er nicht falle!“

Ein hochgeachteter Prediger des Evangelium in der Provinz Sachsen hat, durch Zufälligkeiten und Grundsatz bestimmt, bisher regelmäßig an den s. g. großen Bürgerversammlungen Theil genommen, welche unter Pafst. Uhlich's Leitung monatlich zu Schönebeck gehalten werden, zum Zweck der Gustav-Adolphs-Jahre und anderer, und rechtfertigt und empfiehlt diese Praxis schon in mehreren Nummern des von Pafst. v. Tappelskirch herausgegebenen Volksblattes, zuletzt in Nr. 71. vom

4. September. Unterzeichneter hat sich unlängst verpflichtet erachtet, denselben auf das Schriftwidrige dieser Praxis, wie er es auch in Nr. 64. der Ev. R. Z. S. 512. kurz angedeutet hat, brieflich hinzuweisen, und selbst der Redaktor des Volksblattes erklärt sich in Nr. 71., während er zugleich die merkwürdigsten, grauenhaftesten Vorgänge auf dergleichen Conventen berichtet, mißbilligend über dies Verfahren. Da indes der verehrte Be-theiligte in jener Nummer es nochmals vertheidigt, erlaube ich mir, denselben hier nun öffentlich an das mehr als Bedenkliche dieser Praxis zu erinnern. Er selbst gehört zu den Wenigen, die bei jezt einmal ausgebrochenem Kampfe ein mannhaftes Zeug-niß abzulegen befähigt wären. Statt dessen redet er von wünschenswerthen Einigungsversuchen, als könnte und dürfte an solche nur gedacht werden da, wo Christus und Widerchrist schroff auf einander treffen; spricht von der Liebe, die der Herr selbst als das Kennzeichen seiner wahren Jünger bezeichne, als könne und dürfe von christlicher Bruderliebe zwischen Gläubigen und Ungläubigen die Rede seyn; rügt im Allgemeinen die dormaligen „leidenschaftlichen Kämpfe, bitteren und böswilligen Verdächtigungen“, als wäre dies für die Deutung aller unserer gegnerischen Massen etwas Anderes, als ein offener Fingerzeig auf uns, die wir „nicht sitzen wollen, wo die Spötter sitzen“, die wir „die Bösen nicht tragen“, „keiserliche Menschen nach ein- und abermaliger Erinnerung meiden“, „von denen, die Aergerniß anrichten neben der reinen Lehre, weichen“ wollen, dem Worte Gottes gemäß, die wir die Kirche nicht zur Lasterung und Zerstörung preisgeben wollen ihren gewappneten Feinden! Wir hoffen zuversichtlich, der wahrhaft evangelische Sinn des theuren Past. W. werde bald selbst das Unhaltbare der eingenommenen Stellung erkennen, und machen ihn hier nur brüderlich aufmerksam auf die morsche Stütze, auf die er die Freiheit und Angemessenheit jener Praxis für sich grade begründet. „Nur muß freilich keiner“ — sagt er — „den Versuch wagen, der sich nicht berufen dazu fühlt, und eben deshalb auch stark genug, diese Liebe zugleich mit der Wahrheit fest zu bewahren. Denn es muß auch anerkannt werden, daß für schwache und unbefestigte Gemüther allerdings eine Gefahr darin liegt, auch nur Theil zu nehmen an Verhandlungen, welche oft nur zu sehr geeignet sind, den klaren Blick in die christliche Wahrheit zu trüben.“ Sehr richtig. Aber will nun der theure Bruder grade sich für den so Starken und Befestigten ausgeben, der das unbedenklich dürfe, was jeder Schwache zu meiden habe? Will er die Verantwortlichkeit auf sich nehmen für das, was erfolgen würde, wenn wirklich nun auch viele Schwache und Unbefestigte seinem leuchtenden Beispiele, ja seinem Aufrufe folgten? Ist nicht das klare Gotteswort, das dergleichen freiwillige Gemeinschaft unbedingt verbietet, viel fester, als alles menschliche Gefühl? Und wo in der ganzen Geschichte des Volks Gottes Alten und Neuen Bundes findet er solche Praxis bewährt? O wer da steht, der sehe doch ja wohl zu, daß er nicht falle!

S. 4. September.

G.

Nachrichten.

Bericht über die am 23. und 24. Juli 1844 zu Trieglaff in Pommern gehaltene Prediger-Conferenz.

(Fortsetzung.)

Donnerstag.

Dritte Sitzung. Nach dem Gesange: Jahre fort, Zion ic. hielt Past. Walger die Morgenandacht über Offenb. 2, 1 ff. Er ermahnte die Brüder eindringlich, sich rechter Amtstreue zu befleißigen, das Amt in täglicher Reue und Buße zu führen, und namentlich den reichen Segen dieser Tage treu zu bewahren und daheim reichlich auszutheilen. Er würzte diese Ansprache durch einige Züge aus dem Leben des sel. Jänike und schloß mit einem Gebet.

Es wurde nun ein Schreiben des kirchlichen Centralvereins für die Provinz Sachsen (Gnadau) an die Trieglaffer Konferenz vorgelesen, eine Antwort auf ein im Namen der vorjährigen Konferenz vom Past. Hollatz verfaßtes und von zwei anderen Brüdern mit vertretenes Anschreiben nach Gnadau.

Nachdem das Gnadauer Schreiben — seinem wesentlichen Inhalte nach eine brüderliche Warnung vor der in Pommern hervortretenden, der Union abgeneigten, exclusiv Lutherischen Richtung — vorgelesen war, und man eben über eine Antwort sich berathen wollte, erhob sich Past. Moll aus Lützenitz, und gab in warmer und ergreifender Weise folgende Erklärung ab:

„Meine Ansichten über Union sind bekannt. Aus den bisherigen Verhandlungen über diesen Gegenstand geht hervor, daß zwischen mir und — vielleicht vielen Brüdern hier noch sehr wichtige Differenzen bestehen. Darum ist es mir werth und wichtig gewesen, einen Platz zu finden, wo ich mich in diese von dem Herrn so reich gesegnete Versammlung einordnen kann. Ich habe nun zu meinem Segen erfahren, daß in der Versammlung eine überwiegende Entscheidung für die auch mir wichtigsten Punkte vorhanden ist, zuerst dafür, daß wir alle arme Sünder sind, dann, daß Christus sey der wahrhaftige Gott und das ewige Leben, und daß der Mensch gerecht werde allein durch den Glauben, endlich daß die heilige Schrift alleinige Quelle der Erkenntniß aller Wahrheit sey. In diesem gemeinsamen Bekenntniß finde ich meine Stelle, wenn auch nicht als Zweig, ja, nicht als Blatt, sondern als sprossender Keim. Da trägt mich in meiner Schwachheit, und wo ich irre, da straft mich mit sanftmüthigem Geist, und wo ich verlegt habe, bitte ich um Vergebung, — vor Allem um eure Fürbitte. Wenn ich so von euch getragen werde, dann wird künftig, wenn Gott und die Freundlichkeit unseres Wirkens es geben will, noch Raum genug seyn, auch die Unterschiede zu besprechen. Wie meine Seele nach Gott dürstet, nach dem lebendigen Gott, so schreit es auch in mir nach brüderlicher Gemeinschaft; und wie meine Seele von oben her getragen wird durch sein Wort, so auch durch die evangelische Verbrüderung in dem Herrn. Wollt ihr mich so aufnehmen und tragen?“

Wir haben es uns nicht versagen können, diese ergreifende Erklärung möglichst vollständig zu geben, um an ihr einmal den unberechenbaren Segen solcher Conferenzen recht zu veranschaulichen. Sie ging wie ein elektrischer Schlag durch alle Herzen. Viele Brüder drängten sich zum Br. Moll hin, um ihm unter Thränen die Bruderhand zu reichen, und ihn zu küssen mit dem heiligen Kusse. Past. Nagel dankte in einigen Worten für das brüderliche Entgegenkommen, und sprach besonders für seine Person aus, wie diese Erklärung ihn in der schon öffentlich ausgesprochenen Überzeugung, daß zwischen ihnen beiden nicht nur eine wichtige Differenz, sondern auch eine noch wichtigere Einigkeit bestesse, mächtig gestärkt habe. (Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 25. September.

N. 77.

Die Verweigerung der Trauung geschiedener Personen von Seiten der evangelischen Geistlichen auf's Neue betrachtet.

(Schluß.) *)

Somit hoffen wir also zur Evidenz gebracht zu haben, daß der Geistliche nach den ihn bindenden gesetzlichen Vorschriften nicht berechtigt, viel weniger also verpflichtet ist, solche Personen

*) Die verspätete Mittheilung dieses Schlusses ist dadurch herbeigeführt worden, daß der Herr Censor der Stelle S. 610.: Es ist indeß nicht unwichtig — S. 612.: daß die Kirche ihr Princip verlassen habe, das Imprimatur versagt hatte. Dies Hinderniß ist jetzt durch folgendes Erkenntniß des Königl. Ober=Censur=Gerihtes beseitigt worden: „Auf die von dem Prof. Dr. Fengerberg hieselbst, als Redacteur der Evangelischen Kirchenzeitung unterm 23. August d. J. geführte Beschwerde über die Seitens des Censors erfolgte Verfügung der Druck=Erlaubnis für eine Stelle eines in Nr. 65. des gedachten Blattes aufzunehmenden Artikels, betreffend die Verweigerung der Trauung geschiedener Personen von Seiten evangelischer Geistlichen hat das Ober=Censur=Geriht, nach erfolgter Erklärung des Staats=Anwalts, in seiner Sitzung vom 3. September, an welcher Theil genommen haben:

der Präsident, Wirklicher Geheimer Ober=Justizrath und Staats= Sekretär Dr. Bornemann und
die Mitglieder, Geheimer Ober=Justizrath Zettwach,
Geheimer Ober=Tribunalsrath Decker,
Geheimer Ober=Justizrath Dr. Gischel,
Geheimer Regierungsrath Mülke,
Professor Dr. v. Lenzjolle,
Geheimer Finanzrath v. Dörfelder,
Geheimer Regierungsrath Schröner,
Regierungsrath v. Kunow und
Land= und Stadtgerichts=Direktor Luther,

auf den Vortrag zweier Referenten für Recht erkannt:

daß der gedachten gestrichenen Stelle unter Aufhebung der entgegenstehenden Censur=Verfügung vom 13. August d. J. die Druck= Erlaubniß, wie hiedurch geschieht, zu ertheilen.

Von Rechts wegen.

G r u n d e.

In der hier in Frage stehenden Stelle des bezeichneten Aufsatzes wird auszuführen gesucht, daß die evangelischen Geistlichen nach dem Rechte ihrer Kirche für verbunden zu halten seyen, die Trauung geschiedener Personen, deren frühere Ehe aus einem anderen Grunde, als dem des Ehebruchs oder der bösslichen Verlassung, getrennt worden, zu verweigern. Der Verfasser des Aufsatzes bezweckt, durch diese Ausführung den vorübergehenden, von der Censur zugelassenen Theil seines Aufsatzes zu ergänzen, in welchem auseinandergesetzt ist, daß die evangelischen Geistlichen auch nach den bestehenden allgemeinen gesetzlichen Vorschriften zur Bewirkung einer derartigen Einsegnung weder berechtigt, noch verpflichtet seyen. Zu beurtheilen, in wie fern der geistliche Theil des Aufsatzes eine richtige Interpretation der hier in Betracht kommenden Rechts= Normen enthalte, liegt nicht in der Aufgabe der Censur. Für die letz=

zu trauen, die wider das Wort des Herrn geschieden sind; und daß, die Folgen seiner Weigerung zu beseitigen, er denen überlassen müsse, welche das bürgerliche mit dem Kirchenrecht in Einklang zu bringen, Amt und Befehl von Gott haben. In unserer ganzen Deduktion haben wir uns völlig auf dem Standpunkt buchstäblicher Gesetzhaltigkeit gehalten, den man von dem Geistlichen in seiner Eigenschaft als Staatsdiener fordert; und wir glauben durch unwiderlegliche Gründe dargethan zu haben, daß der Geistliche auch hier in seinem Rechte ist, wenn er die Trauung Geschiedener verweigert. Es ist indeß nicht unwichtig, einen höheren Standpunkt zu ersteigen, und nachzuweisen, daß auch ohne jenen Schutz des Buchstabens einer gesetzlichen Vorschrift der Geistliche in dem fraglichen Falle verbunden ist, nach dem Rechte seiner Kirche zu handeln.

Der Geistliche ist zwar nach dem Allg. Landrechte ein Staatsbeamter; aber ein mittelbarer, d. h. er ist es als Beamter einer privilegierten Corporation. *) In der Natur dieses Verhältnisses liegt es nun, daß der Geistliche zunächst sich nach den Gesetzen seiner Kirche zu richten, und deren Unvereinbarkeit mit den Staatsgesetzen, falls sie vorhanden seyn sollte, nicht zu verantworten habe. Es fragt sich demnach, ob es ein erkennbares, nachweisliches Recht der Evangelischen Kirche in Bezug auf Ehescheidung, ob es kirchliche Grundsätze gebe, die sich charakteristisch von denen des Landrechts unterscheiden. Der Nachweis solcher Grundsätze ist anderwärts bereits geführt, **) und gezeigt worden, daß sowohl unter Lutheranern als Reformirten die beiden Scheidungsgründe des Ehebruchs und der bösslichen Verlassung als die einzig in der Kirche zulässigen nach göttlichem Rechte betrachtet worden seyen. Nun aber erklärt unsere Kirche die heilige Schrift für ihre einzige Glaubensnorm; was aus der=

tere kommt es baraus an, ob die ihr vorliegende Kritik bestehender gesetzlicher Einrichtungen von wohlthöender Tendenz geleitet, und in anständiger Form ausgesprochen ist, auch nicht dahin zielt, gegen die vorhandenen gesetzlichen Anordnungen aufzureizen. Daß im vorliegenden Falle das eine oder andere dieser Kriterien zutrefte, läßt sich indeß nicht behaupten, da der Ton und die Haltung der gestrichenen Stelle ruhig und gemessen ist, und die Ausführung selbst sich überall streng an die behandelte Frage hält. Die Absicht, die Gemüther aufzureizen, läßt sich derselben daher um so weniger beimessen, als der Verfasser in seinem Aufsatze noch besonders darauf hinweist, daß er der Gesetzgebung die Lösung der in dieser Angelegenheit obwaltenden Schwierigkeiten zu überlassen habe.

Hienach mußte die Druck=Erlaubnis, wie geschehen, ertheilt werden.
Berlin, den 3. September 1844.

Das Königl. Ober=Censur=Geriht.
Bornemann."

*) Th. II. S. 10. §. 69. Tit. 11. §. 17. 96.

**) D. v. Gerlach: „Welches ist das Recht der Evangelischen Kirche in Bezug auf die Ehescheidung und die Trauung Geschiedener?“ Erlangen, 1839.

selben abgeleitet ist, was juris divini ist, darf kein Mensch ändern. Eine kirchliche Autorität gibt es jedoch auch nicht, welche eine solche Änderung versucht hätte; die Autorität des Landrechts berührt aber deshalb die Kirche nicht, weil dasselbe sich gar nicht annähert, sein Eherecht für ein kirchliches auszugeben; es will ein rein bürgerliches Eherecht seyn, und überläßt es daher dem Gewissen der einzelnen Katholiken sowohl, als der katholischen Pfarrer, ob sie von der Erlaubniß des Landrechts in Bezug auf Wiederverheirathung Geschiedener Gebrauch machen wollen.^{*)} Daß bei den protestantischen Geistlichen ihr Kirchenrecht im Wege stehe, daran dachte bei der Abfassung des Landrechts freilich Niemand. Wer aber vermag wohl daraus zu folgern, daß es deshalb nicht anerkannt worden sey? Eine Glauhenstrannei ist schlechterdings gegen den Geist des Landrechts. Wie es die katholischen Geistlichen nicht anders beschränkt, als daß es die Rechte des Staats gegen mögliche Eingriffe ihrerseits wahret, so will es auch die Pflichten der protestantischen nicht näher bestimmen, sondern überläßt dies den Consistorial- und Kirchenordnungen (Th. II. Z. 11. §. 66.). Kann man sich von König Friedrich II., dessen Geist in dieser Hinsicht das Landrecht darstellt, denken, daß er Geistlichen, die sich auf den Lehrbegriff und die erweislichen Grundsätze ihrer Kirche beriefen, die Freiheit, danach zu handeln, sollte versagt haben? Ganz unrichtig ist es demnach, wenn der Grundsatz: „Exceptio firmat regulam“ auf die den katholischen Pfarrern gestattete Freiheit angewandt wird; im Gegentheil, geht man auf die ratio legis ein, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß ex analogia §. 442. Th. II. Z. 11. dem protestantischen, der nicht auf individuelle Ansichten, sondern auf sein Kirchenrecht sich beruft, dieselbe Freiheit gestattet werden müsse, da ein bloßes non cogitatum noch nicht ohne Weiteres als in die allgemeine Regel einbegriffen gedacht werden darf. Um durch ein Beispiel dies über alle Zweifel zu erheben: Wenn die Altlutheraner als eine dissentirende Sekte anerkannt wären, über den Punkt der Trauung Geschiedener aber nichts in Bezug auf sie festgesetzt, und sie beriefen sich nun auf die altlutherischen Kirchenordnungen: würde man ihre Geistlichen etwa auch zur Trauung zwingen wollen?

Daß nun aber bei allen Relaxationen, welche das Ehescheidungsrecht der Protestanten, besonders seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts erfuhr, dennoch das Grundprincip desselben im Unterschiede von dem des Landrechts noch immer erkennbar geblieben ist, dazu ist es gut, immer wieder an die Stelle aus einem der angesehensten Lehrbücher des Kirchenrechts zu erinnern,^{**)} in der es, nach Aufzählung der beiden Scheidungsgründe des älteren Kirchenrechts und ihrer Analogien, heißt: „Mehr als bloß erweiterte Anwendung des Principi, von welchem das protestantische Kirchenrecht ausgegangen ist [also ein anderes, neues Princip], liegt aber in einzelnen, neueren Gesetzgebungen, welche die Scheidung auch in Fällen gestatten, wo der Zweck der Ehe nicht mehr erreicht werden kann.“ Sävitien, verschuldeter Mangel

des Unterhalts, gegenseitige Einwilligung bei Kinderlosigkeit, ekel-erregende Krankheit, Wahnsinn, Impotenz, tiefgewurzelter Widerwille werden hier angeführt. Hieraus erhellet also mit Evidenz, daß das Landrecht ein neues Princip des Scheidungsrechts aufstellt; und da nun das des älteren Kirchenrechts juris divini nach Aussage der kirchlichen Normen ist, so kann die Kirche, ohne eine neue feierlich ausgesprochene Interpretation der normirenden Schriftstellen, ihr altes Princip nicht verlassen; und die noch so allgemein verbreitete entgegengesetzte Praxis der kirchlichen Behörden vermag nicht den Beweis zu führen, daß die Kirche ihr Princip verlassen habe.

Nach Vollendung dieses Aufsatzes erschien das Gesetz über das Verfahren in Ehesachen. Wir werden auf dies höchst wichtige Dokument bald ausführlich zurückkommen; für jetzt bemerken wir nur, daß auf Grund dieser Verordnung nichts gegen das Obengesagte eingewandt werden kann, im Gegentheil, da in Bezug auf die Scheidungsgründe alles bleibt, wie es ist, auch die Stellung der Kirche in dieser Hinsicht dieselbe bleiben muß.

Nachrichten.

Bericht über die am 23. und 24. Juli 1844 zu Trieglaff in Pommern gehaltene Prediger-Conferenz.
(Schluß.)

Man ging nun dazu über, die Beantwortung des Gnadauer Schreibens zu berathen. Past. Nagel las zu diesem Ende einen ausführlichen Entwurf zu einer solchen Antwort vor. Da das Gnadauer Schreiben eine bestimmte Richtung bekämpft hatte, die Trieglaffer Konferenz aber in jedem Jahre eine neue Mischung der Elemente zeigt, mithin keine der unter den Gläubigen selbst sich geltend machenden verschiedenen Richtungen ausschließlich vertritt, sondern die Geister frei auf einander prägen läßt: so kam es darauf an, die diesjährige Zusammensetzung der Konferenz in dieser Beziehung zu ermitteln. Es wurde demnach der gelese Entwurf einer kurzen Debatte unterworfen.

Einige fanden gewisse verlegende und nur erbitternde Schärpen in dem Schreiben, die gemildert werden mußten. Der Concipient war dazu bereit, aber die Mehrzahl der Brüder stimmte in jenes Urtheil nicht ein. Man erklärte es für eine Beleidigung der Gnadauer Brüder, wollte man bei ihnen jene Weichlichkeit und Empfindlichkeit voraussetzen, die in so großen Dingen nicht auch ein scharf gefasenes Wort vertragen könnte.

Was den Inhalt des proponirten Schreibens betrifft, so traten besonders zwei Erklärungen hervor, die des Past. Kniewel aus Danzig und die des Past. Feldner aus Roßbeck. Der Erste erklärte sich mit dem wesentlichen Inhalte des Schreibens, das ihn sehr erfreut habe, einverstanden. Nur ein Punkt sey mehr in's Auge zu fassen: wir dürfen nicht bloß gegen die Union auftreten, wir müssen auch den Weg zur wahren Union bahnen helfen. Diese Aufgabe werde noch zu wenig in's Auge gefaßt, — ja, ihre Lösung mache man unmöglich, wenn der lutherische Lehrbegriff von vorn herein als *conditio sine qua non* aufgestellt werde. — Der Andere, Past. Feldner, erklärte sich dahin: Dieser Brief sey seinem Zwecke durchaus entsprechend. Man habe vielfältig falsche Vorstellungen von der Stellung der Pommerschen Brüder. Er selbst habe sie gehabt, sie seyen ihm aber durch diesen Brief vollständig beseitigt. Er habe dadurch einen solchen Eindruck bekommen, daß er nun Allen um so entschiedener die Hand reiche.

Nachdem einer der Brüder noch darauf hingewiesen, daß das falsche

*) Th. II. 1. §. 735. II. 11. §. 442.

**) Eichhorn, Grundzüge des Kirchenrechts II. 487.

Unionsprincip seine eigentlich kirchliche Gestalt in der neuen Agende gewonnen habe, daß mithin gegen diese um jenes Principes willen der Kampf praktisch zu richten sey, — forderte endlich der Vorsitzende diejenigen, die im Allgemeinen, wenn auch nicht in allen einzelnen Spizen und Schärpen, die in dem „Schreiben enthalten, denselben beistimmten“, zum Aufstehen auf. Es erhob sich fast die ganze Versammlung. — Gebet von Superint. Büchsel, Gesang.

Vierte Sitzung. Gesang, Gebet von Past. Feldner.

Einige Brüder erklärten, daß bei Vielen die Begriffe „Lutherisch“ und „antimirt“ identisch seyen; daraus sey die am Schlusse der dritten Sitzung sich kundgebende bedeutende Majorität zu erklären. Sofern das Schreiben das Lutherische Bekenntniß vertrete, habe sich die Mehrzahl der Versammlung dafür erklärt. Anders dürfte sich die Sache stellen, wenn man die Frage so formulire:

„ob die Versammlung ihre Ansichten über Union durch dies Schreiben im Grundprincip vertreten finde?“ — Des geschah, und ungefähr drei Viertel der Versammlung bejahte obige Frage, — die gegenheilige Ansicht blieb in der — 25 Stimmen betragenden Minorität. *)

An der Tagesordnung war die Erörterung der Enthaltensamkeitsfrage. Past. Feldner hatte zu diesem Zweck folgende vier Thesen aufgestellt:

1. Der Schade, welcher durch den Branntwein angerichtet wird, betrifft nicht bloß den Leib und den Wohlstand, sondern erstreckt sich bis auf den Geist und die Seele, und macht für das Wort Gottes unempfänglich.

2. Das Eine wie das Andere verpflichtet den christlichen Prediger, auf Mittel zu sinnen, wie solchem Schaden abgeholfen werden könne.

3. Die Erfahrung hat bewiesen, daß unter allen bis jetzt bekannten Mitteln, dem Branntweinverderben Einhalt zu thun, die Enthaltensamkeitsvereine die größten Erfolge aufweisen können; daher die Verpflichtung, dies Mittel anzuwenden, es sey denn dem Worte Gottes zuwider.

4. Die in dieser Beziehung angeführten Bedenken halten nicht Stich:

a) es laufe wider die evangelische Freiheit, — denn diese besteht nicht darin, daß man machen darf, was man will, sondern daß man mit Lust thue, was Gott will, also freiwillig seinen Willen daran gebe;

b) es mache hochmüthig und selbstgerecht, — denn alles Gute führt diese Gefahr mit sich;

c) es genüge Gottes Wort; wenn das die Menschen bekehre, würden sie den Branntwein lassen; — denn das ist nicht wahr, indem viele Erweckte durch den Branntwein wieder zurückgefallen sind, und manche Gläubige diesen Genuß nicht weihen mögen. Wo das nicht ist, da ist es schon Folge der Enthaltensamkeitsvereine, die das Gewissen aufwecken.

In der lebendigen, mitunter etwas stürmischen Debatte über diese Thesen sprachen sich — unerwartet genug — so entgegengesetzte Meinungen über diesen Gegenstand aus, daß es wegen Kürze der Zeit nicht zu einer Ausgleichung kommen konnte. Gegen die Thesen wurden folgende Instanzen geltend gemacht:

1. Es sey nicht erwiesen, daß der Branntwein in dem Sinne Gift sey, **) daß auch der mäßige Gebrauch desselben nur schädlich sey. Insbesondere sey die Behauptung, daß der Gebrauch dieses Getränkes für

das Wort Gottes unempfänglich mache, zu weit gefaßt, und habe die Erfahrung gegen sich.

2. Wäre die erste These wahr, so müsse man sich auch des Weins enthalten, denn aller Wein, der jetzt getrunken würde, sey mit Spiritus versäht.

3. Zugegeben, der Branntwein sey Gift, und sein Gebrauch also Sünde, so sey nicht abzusehen, warum grade gegen diese Sünde ein Verein errichtet werden müsse, gegen andere aber nicht. Der Prediger komme überdies in eine besonders schwierige Stellung, wenn er sich dieser Sache von Amts wegen annehme, da es kein biblisches Gebot sey: Trinkt keinen Branntwein!

4. Insbesondere sey es bedenklich, einem Verein beizutreten, in welchem ein Mitglied öffentlich ausgesprochen habe: Der Branntwein ist der Teufel, das Wasser ist der heilige Geist.

Für die Thesen stellte man folgende Argumente auf:

1. Für die erste These sprächen die vielen ärztlichen Zeugnisse, die täglich sich mehrten, und zweitens die Erfahrung. Zur Bestätigung wurden viele einzelne Erfahrungen aus dem Gemeindeleben mitgeteilt.

2. Ein besonderer Verein grade gegen diese Sünde sey damit zu rechtfertigen, daß diese zur herrschenden, die Wirkungen des göttlichen Wortes hindernden Sitte geworden sey. Man müsse nur in die Sucht häuser gehen, um das ungeheure Gewicht dieses Arguments zu begreifen.

3. Wenn man auch nur so viel anerkenne, daß das Sausen überhandnehme, und leiblich und geistlich ruiniere, und andererseits den sichtbaren Segen, den der Herr auf die Enthaltensamkeitsvereine gelegt habe, doch nicht läugnen könne: so sey es kaum zu begreifen, wie ein gläubiger Christ dazu neutral bleiben wolle. Wollte man sich auf die christliche Freiheit berufen, wo bleibe die Liebe, die um Christi willen uns dringen muß, um des Nächsten willen, solche Freiheit nicht als einen Raub anzusehen, sondern sich derselben freiwillig zu entäußern.

4. Daß diese Sache von Einzelnen, auch von ganzen Vereinen falsch und unevangelisch betrieben werde, dürfe uns nicht hindern, dieselbe recht und evangelisch zu betreiben. Auch in der Kirche seyen Unkraut und falsche Propheten, dürfe man darum sich separiren?

Wie gesagt, diese Gründe und Gegengründe wurden auf's Mannigfache geltend gemacht, ohne daß es zu einer spürbaren Einigkeit gekommen wäre. Doch machten unverkennbar der Ernst und die Wärme der Enthaltensamkeitsfreunde einen tiefen Eindruck auf die Versammlung, und ein Bruder erklärte ausdrücklich: er müsse gestehen, die Wärme des Thesenstellers fange an, sein Gewissen zu beklemmen. — Schlußgebet von Past. Rnaß.

Die folgende Mittagsmahlzeit wurde mannigfach auch geistlich gewürzt. Der Past. Kniewel aus Danzig erzählte von einer neulich in Königsberg gehaltenen Konferenz, — und der Wirth las zu großer Erheiterung der Versammlung neunzehn Thesen über die formale Seite der Prediger-Conferenzen vor.

Fünfte Sitzung. Gesang, Gebet von Past. Kniewel.

Gemäß der Tagesordnung hielt Past. Görke einen Vortrag über Erbauungsstunden. *) Die Hauptgedanken waren folgende:

1. Das Erbauen ist im Worte Gottes geboten. Vgl. Eph. 5, 19., Col. 3, 16., Jud. 13., Hebr. 10. Daß dies nicht ausschließlich in kirchlichen Versammlungen geschehen solle, folge aus der Ermahnung: „Er-

*) Die besprochene Antwort ist übrigens jetzt bereits im Druck erschienen.

**) Der anwesende praktische Arzt erklärte, es gebe gar kein Gift in der Welt, — was der Wirth durch den scheinbaren Gegensatz unterstützte: „Seit dem Sündenfalle gibt es nur Gift in der Welt; wer das läugnet, ist ein Pelagianer.“

*) Vorher erwähnte noch der Superint. Quandt die Brüder, daß sie, wie unsere Väter, zwanzig Jahre und zuletzt Sonntag für Sonntag öffentlich gebetet hätten für das Zustandekommen unserer alten vortrefflichen Kirchenordnung, dies Beispiel nachahmen, und mit Thranen öffentlich und sonderlich darum bitten sollten, daß wieder eine Ordnung in die Kirche komme.

mahnet euch unter einander selbst.“ Diefem göttlichen Gebote entfpreche auch das innerfte Bedürfniß der Kinder Gottes. Man will fich, man muß fich mit einander freuen, man will mit einander wachen, fich gegenseitig ftützen, ftärken, warnen. Auch die auf eine Familie fich befchränkende Hausandacht reiche für obiges Bedürfniß in den Fällen nicht aus, wenn etwa nur eins oder etliche Glieder des Hauses befehrt find. — Den unberechenbaren Segen dieser Erbauungen kenne er aus langjähriger Praxis. Es feyen auch Gefahren dabei. Etliche gerietzen auf Abwege, man müffe aber die Seelen zählen, die gerettet worden feyen, und bedenken, daß der Teufel grade da, wo der Herr seine Kirche baut, eine Kapelle neben bei aufzurichten verfuche.

2. Der Prediger hat die Pflicht, die Leute anzutreiben, daß sie sich unter einander erbauen. Vor Allem müffe er ihnen durch eigenes Beispiel eine lebendige Anleitung dazu geben. Wie eine Mutter müffe er zuerft die jungen Kindlein leiten; aber nicht immer, sie müßten mit der Zeit auch allein gehn, fich unter einander selbst erbauen lernen.

3. Der Prediger mache den Anfang damit, daß er in seinem eigenen Hause Hausandacht Morgens und Abends halte. Wer aus der Gemeinde dazu kommen wolle, den stoße er nicht hinaus. Würden es zu viel, so gehe er in die Kirche. — Wenn die Leute danach find, so ermuntere er sie, auch gelegentlich ein herzlichtes Wort, eine Ermahnung, ein Gebet zu sprechen.

Die lebendige, oft originelle Ausführung dieser einfachen Gedanken belebte und erwärmte die ganze Versammlung. Ein direkter Gegensatz gegen diesen Vortrag ist nicht laut geworden; entweder gab man völlige Zustimmung zu erkennen, oder bedingte diese durch gewisse Beschränkungen, die man sich Namens der christlichen Freiheit refervierte. Das Wichtigste der folgenden Diskussion dürfte sich etwa so bequem zusammenfassen lassen:

1. Die Erbauungsstunden haben nicht nur ein biblisches, *) sondern auch ein symbolisches Fundament. Sie werden in den Artt. Smalcld. als *mutua colloquia fratrum* empfohlen.

2. Von dem reichen Segen solcher Erbauungsstunden zeugte verschiedener Brüder Erfahrung. Auch des beifälligen Urtheils Dr. Rubelbach's (über die Dänischen Conventikel) wurde gedacht. Dagegen theilte ein Bruder in großer Begeisterung mit, wie er seit zwanzig Jahren theils selbst Erbauungsstunden gehalten habe, theils durch begabte Candidaten habe halten lassen; er könne aber nicht sagen, daß dadurch Leben in die Gemeinde gekommen sey. Ein anderer theilte mit, er lebe seit elf Jahren in einer Gegend, die einst von solchen Erbauungsstunden sehr bewegt war. Sie feyen aber in demselben Verhältniß matter geworden, in welchem das Leben in der Kirche wieder in Aufnahme gekommen sey. Er habe davon den Eindruck bekommen, als ob diese außerkirchlichen Erbauungen, welche über die Grenzen der Hausandacht gehen, nur eine vorübergehende Zeit ihrer Nothwendigkeit hätten, daß sie aber mit der Zeit dem Gesez der allmählichen Erschlaffung unterlägen.

3. Im Anschluß an diese Mittheilungen erinnerten nun andere Brüder daran, daß es schwerlich zu rechtfertigen sey, wenn man diese Form der Wirksamkeit als allein zum Ziel führende ansehen wolle. Die ältere Evangelische Kirche, der man doch nicht Mangel an Glauben und Leben vorwerfen könne, wisse nicht von solchen Conventikeln. Erst mit dem Verfall der kirchlichen Wochenbestunden habe das Bedürfniß

der Erbauung in dieser neuen Form seine Befriedigung gesucht. Allerdings müffe mehr geschehen für dies Bedürfniß, als durch die sonntägliche Predigt geschehen könne, — und es sey zu beklagen, daß wir den Spinnen acht Tage in der Kirche Ruhe ließen. Aber was nun geschehe, müffe sich doch nach eines Leben natürlichen Gaben, nach irdischen und temporären Bedingungen richten. Namentlich möchten Wenige gefunden werden, welche täglich über einen Abschnitt der Schrift in immer erweiterlicher und anziehender Weise zu reden begabt genug wären. Darum müffe man Freiheit für verschiedene Formen fordern. Der Eine pflegt kirchliche Bibelstunden, ein Anderer Wochen- oder auch tägliche Bestunden in der Kirche, ein Anderer regelmäßig wiederkehrende Haus- und Familienbesuche, ein Anderer die sogenannten Gebetsverbände in der Fastenzeit, ein Anderer Katechismus- oder Sprechstunden mit den Erwachsenen zu halten, noch ein Anderer bebildet sich der Form der Sonntagsschulen. Hierin behaupte die Individualität nun einmal ihr Recht, — alles Gemachte, besonders Nachgemachte könne nur verderblich wirken, allein das Gewordene, aus dem heiligen Geist nach Maßgabe der empfangenen Einordnungen Gewordene werde Segen bringen. Ebenfalls schienen die über den Kreis der Familie hinausgehenden Erbauungsstunden die innere Verechtigung in demselben Maße zu verlieren, als die Familien als ein Ganzes unter der Gnade ständen. Dann habe gewiß auch die engbegrenzte Hausandacht ihre eigenthümlichen Vorzüge, und wie das Sammeln der zerstreuten Christen seine Zeit habe, so habe es auch seine Zeit, den großen Haufen wieder in kleine Kreise zu zerlegen. Wo aber Conventikel aus innerer, wenn auch nur temporärer Nothwendigkeit entstanden feyen, da dürfe der Prediger nicht neutral bleiben. Er müffe sich ihrer annehmen, und sie mit des Herrn Hülfe auf recht gottgefälliger Bahn zu erhalten suchen.

Es wurde gesungen: „Herr, du hast uns reich gesegnet u. f. w.“ Hierauf machte der Vorstehende noch einige Vorschläge über einen neuen Abdruck der Pommerischen Kirchenordnung nebst Uebers. Es fand dies allgemeinen Anklang, und der Wunsch nach Subskription zu diesem Zwecke ward laut. Auch daß ein dazu befähigtes Mitglied ein vollständiges Pommerisches Kirchenrecht ebliren möchte, ward gewünscht.

Zur Abfassung und Veröffentlichung des Protokolls wurde dem erwählten Moderamen (aus den Superint. Duandt und Büchfel, dem Wirthe und den Pst. Teytor, Nagel und Meinhold bestehend) die nöthige Vollmacht erteilt.

Das Schlußgebet, von Pst. Rönneke aus Mecklenburg gesprochen, bezeugte in Verbindung mit dem Verse: „Nach dir, o Herr, verlangt mich“ — den demüthigenden und tief beschämenden Eindruck, den der reiche und unperdiente Segen dieser Tage auf die Gemüther hervorgebracht hatte. Damit aber auch das Wort zu seinem Rechte käme, „als die Traurigen, aber allezeit fröhlich“, so stimmte die Versammlung zum Schlusse noch mit Paul Gerhard an:

„Mein Herz geht in springen u. f. w.“

Die allgemeine Abendandacht hielt Pst. Knaf über Ps. 133., und knüpfte an die Auslegung einige Mittheilungen über seine Reise nach dem gesegneten Wuppertale.

Den Brüdern, die nach dieser Andacht unmittelbar sich zur Heimkehr anschickten, wurde als Abschiedsgruß nachgesungen:

„Nicht in Frieden eure Pfade u. f. w.“

Am nächsten Morgen um 8 Uhr war es in Trübsal wieder so still, wie zuvor. Die lieben Gäste waren zerstreut, — aber doch, wie wir nicht zweifeln, einander allezeit nahe. Möge kein Tropfen von den reichen Segensströmen dieser Tage ungenutzt verdunsten! Möge an dem theuren Hause unseres lieben Virthes in Erfüllung gehen das Wort: „Wer einen Propheten aufnimmt in eines Propheten Namen, der wird eines Propheten Lohn empfangen. Wer einen Gerechten aufnimmt in eines Gerechten Namen, der wird eines Gerechten Lohn empfangen. Und wer dieser Eringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränket in eines Jüngers Namen, wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben“ (Matth. 10, 41—42.). Möge endlich dieses Protokoll, das möglichste Objectivität angestrebt hat, durch des Herrn Gnade dazu beitragen, daß an der Trieglaffer Konferenz sich immer reichlicher erfülle das Wort (Sprichw. 16, 7.): „Wenn Jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.“

Gott allein die Ehre!

*) Leider ist die erste Behauptung, daß solche Erbauungsstunden in Gottes Wort geboten feyen, keiner näheren Beleuchtung unterworfen worden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 28. September.

N^o 78.

Ernst in der Freude und Nüchternheit in der Begeisterung! Zur dreihundertjährigen Säkularfeier Albertina's von einem ihrer Söhne aus den Jahren 1815—19.

Motto: Und die sich freuen, als freuten sie sich nicht.

(1 Cor. 7, 30.)

Ernst, innerstes Leben, ist eine unerlässliche Eigenschaft des geistbegabten Wesens überhaupt, des Deutschen insbesondere, des christlichen vornehmlich. Ohne Ernst — keine tiefe Forchung und Anschauung, kein völliges Ergreifen, kein durchdringendes Gefühl einer Idee, einer Wahrheit, eines Gutes. Solcher Ernst verbannt zwar alle trügerische Lust und stimmt selbst die Freude am Gelingen göttlicher Werke zur Wehmuth, daß man so schlecht gestritten, in Ungeduld gelitten, so wenig noch erkämpft, daß Vieles zu beklagen, daß Schweres noch zu wagen, kein Feind noch ist gedämpft; — dürfte er aber bei der Freude fehlen, so wäre ihr Gegenstand kein klar erkannter, kein recht bewährter, kein eigenthümlich errungener, kein innerlich empfundener und bewußter; so wäre ihre Bewegung ein flackernd Feuer, ein schwindend Meteor, ein spurloser Übergang. Ist solcher Ernst mit der Freude nicht vereinbar, so müßten Männer der Wissenschaft, Männer der That, Deutsche Männer, so müßten Christen sie den kindischen Kindern überlassen. Doch — was würde bei solchem Ernst in der Freude aus der Begeisterung, mit der sich die Freude so gerne paart, aus diesem erhöhten Zustande menschlichen Wesens, ohne welchen kein großes Werk angegriffen und durchgeführt worden ist? ohne welchen selbst das Reich Gottes auf Erden nicht hereinbrechen und sich gestalten konnte in der Kirche Christi? Durch solchen Ernst wird die Begeisterung eine nüchterne, nüchtern von dem Reiz irdischer Stoffe, und wären sie noch so fein und feurig, nüchtern von dem Zauber des eigenen und fremden Egoismus, nüchtern von der Influxion dämonischer Kräfte; eine Begeisterung, die da prüft und weiß, was sie von oben erfüllt, die da ergreift und festhält, was ihr geboten wird aus der Höhe, die da schmeckt und fühlt, wie freundlich der Herr ist, nicht bloß mit Fleisch und Blut, sondern im Geist des Gemüths. Da gibt es keinen bacchantischen Taumel „voll süßen Weins“ (Apostelgesch. 2, 13), da wird man nicht von Menschenfurcht und Gefälligkeit „bezaubert“ (Apostelgesch. 8, 11.), da macht einen nicht „die große Kunst rasend“ (Apostelgesch. 26, 24.).

Diese ernste Freude, diese nüchterne Begeisterung wird zu einer doppelten Pflicht in unseren Tagen, welche nicht

bloß Königsmörder gebiert auch unter den Fittigen des Preussischen Aars, in welchen nicht bloß die endlich entwölkte Sonne, dem Regen wehrend, aber nicht den Thränen, verwüsthete Erntefelder beleuchtet; sondern — in welcher auf der einen Seite Gottes Freunde, zerstreut und vereinzelt, getrennt und zerworfen über Lehre und Verfassung auf den Gebieten des Staats und der Kirche irren, auf der anderen Seite aber die wohlgeordnete, dichtgeschlossene Phalanx Roms sich zum Triumphe schickt, und die Bosheit sich schon heimlich regt (2 Thess. 2, 7.), welche Freiheit verheißt bei aller Knechtschaft des Verderbens (2 Petr. 2, 19.), die Herrschaften verachtend und die Majestäten lästernd (Jud. 8.) und mit kräftigen Irrthümern, so es möglich wäre, die Auserwählten verführend (Matth. 24, 24.), mit „Fortschritt“ auf der Bahn zum Abgrunde einer alle Gottesoffenbarung verneinenden, alle Gottesordnung auflösenden, alle Sitten und Rechte verschlingenden Tiefe, mit dem „Lichte“ irriger Sterne, thöricht, träumerischen, stolzen, abgöttischen Wissens, Treibens und Genießens, welchen behalten ist das Dunkel der Finsterniß in Ewigkeit. Ernste Freude und nüchterne Begeisterung wird zur doppelten Pflicht in unseren Tagen, wo wir über einem Vulkane feiern.

Es ist wahr: die Gründung unserer Albertina, dieser Tochter und Pflgerin der Reformation zu einem Lichtherde für unseren Norden, ist eine preiswürdige Stiftung; ihre dreihundertjährige Feier, unter den Stürmen der Zeit in Kirche und Staat, eine ruhmwürdige That göttlicher Vorsehung, ein ehrenvoller Beweis fürsülicher Obhut und Pflege der ererbten Volksgüter; ihre reichere Ausstattung ein freudenreiches Zeichen wahrhaft königlichen Rektorats; — allein — wie viele ihrer Meister, ihrer älteren und jüngeren Söhne sind denn dem „wahren Lichte“ zugewandt, zu dessen Heerd sie das evangelische Fürstenherz Albrecht's weihte? Wie viele geben denn im Forschen und Wirken, im Wissen und Handeln von dem festen Grunde der Wahrheit aus, der besteht und außer dem kein anderer gelegt werden kann (1 Cor. 3, 11., 2 Tim. 2, 19.) und führen die Waffen des Lichts? (Röm. 13, 12.) O, daß wir aufrichtig und männlich genug wären, diese Minorität zu begreifen und zu ergreifen, wie die Männer eines Gideon und Leonidas!! — Vergeblich ist eure Hoffnung, Ihr ächten Albertiner, auf die Majorität der Zahl.

Ich dachte, daß mancher Commilito edler Art aus seiner Verwicklung in den Zeitenstudel durch diese Jubelfeier zur Besinnung gebracht, in die Schranken evangelischer Reformation geleitet werden und eine Erfahrung machen würde von der Re-

generation, „an deren Früchten die Menschen gefunden“; ich dachte, daß namentlich mancher Coötan, in seiner Fortschrittslustigkeit, an den §. 6. der Statuten Deutscher, allgemeiner Burschenschaft vom Jahre 1818 erinnert werden würde, in welchem es heißt: „Um Mitglied der Burschenschaft seyn zu können, wird erfordert, daß man ein ehrenhafter Deutscher Bursch und **Christ** sey.“ Allein — laßt uns prüfen und die Wahrheit bekennen! Was sagen uns so manche Momente dieses Jubiläums? Sind sie Blicke jenes reformatorischen Lichts, zu dessen Bewahrerin und Spenderin unsere Albertina berufen ward? Ist's jene Gedächtnisrede von Rosenkranz auf Herder und dessen „zukunftsvolles Streben“? Zu geschweigen des poetischen Gedächtnisworts von v. Pengerke? Ist's jene bittere, den Kampf des freien Geistes erhebende Erwiderung Burdach's auf die Beglückwünschung unseres Coötanen Lukas, der doch auch etwas von einer unvergeßlichen Zeit erfahren hat und nicht zu den Letzten gehörte in den Bestrebungen für „Vereidung des akademischen Lebens“? Ist's jene von dem Prorector magnificus gepriesene, „seit Winter begründete, geistige Volksbildung“? Sind's jene Versammlungen lichtbefeundeter Festgenossen, in welchen „die dogmatischen Gegensätze“ unparteiischer Freunde und Diener evangelischer Wahrheit, die vor dem Verlassen der Kirche warnten, alsbald „keinen Anklang fanden“? Ist's jenes, in der Begrüßung Auerwald's an Burdach, gepriesene Band „gewoben aus geistigem, ewigem Stoffe an dem Panier, welches der Gefeierte in diesen Tagen dem Triumphzuge der Albertina vorantrage“? Ist's jener „gerechte Stolz“, jene „Selbstachtung“, mit welcher Burdach replicirte? Ist's die sonst ungewißhaft ehrenwerthe, klassische „Humanität“ Lobek's, welche diesen Meister recht eigentlich zu einem Vorläufer und Vermittler ächter Reformation befähigt, ihn aber dennoch in der akademischen Festrede veranlaßte, vor „der trüben Quelle verneinlicher Offenbarung und unbrechender Nacht der Barbarei“ zu warnen? — O irret Euch nicht, meine Brüder; in erster Freude und nüchterner Begeisterung erwäge's wohl: ob zwischen solcher natürlichen Weisheit, solcher klassischen oder modernen Philosophie, solchem Prunk stolzer Worte, da entweder nichts hinten ist, wie in wasserlosen Brunnen oder wilde Wellen, die ihre eigene Schande ausschäumen — und zwischen dem Princip der Reformation, der Rechtfertigung des sündigen Menschen durch die gläubige Gemeinschaft mit der gottmenschlichen Person eines Erlösers, in welchem die Fülle aller ewigen Ideen voller Gnade und Wahrheit beschlossenen ist, zwischen dieser wahrhaften Christophorie bloß ein gradueller, kein spezifischer Unterschied, bloß ein conträrer, kein contradictorischer Gegensatz obwaltend sey?

Ja, laßt mich einmal offen reden; laßt mich einmal die Dinge, die uns umgeben, bei ihrem Namen nennen; laßt mich einmal das volle und bange, nicht parteisüchtige und gehässige Herz ausschütten!

Ich muß aber unterscheiden zwischen den Unbewußten und Bewußten der wortführenden, eine andere Aera, als der

evangelischen Reformation, verkündenden Majorität unserer Festgenossen.

Habt Ihr nicht mit einem „odi profanum vulgus et arceo“ Praeser gesehen, welche die leibliche Wohlthut für Jubelfeier, das Weiden des Bauchs für Lebensfreude achtend, des Bacchus Schlauch zur Säkular-Losung machend, mit entblößtem Arme den Becher schwingend, unverständliche Worte lassend und lästernd, da sie nichts wissen, zu den unvernünftigen Thieren herabsinken, welche von Natur dazu geboren sind, daß sie gefangen und geschlachtet werden? (2 Petr. 2, 12. 13., Jud. 10. 12.) Welch' ein Contrast gegen die gepriesene Geistigkeit unserer Zeit und doch ein Produkt desselben Weltgeistes! — Begegnete Euch nicht eine Schaar von Klienten, welche, in verba magistri schwörend, bei dem bloßen Namen ihres Patrons unbedingt folgten, die Hände erhoben und ihre donnernden Affirmationen anstimmten? Menschen, welche zwar nicht der Begeisterung erzhigenden Weins, aber berauschernden Persönlichkeiten verfallen und darum, daß sie die Liebe der Wahrheit nicht angenommen, sondern die Person verworfen haben, welcher die Völker anhangen sollen, dahingegeben sind, daß sie glauben der Lüge? (2 Theß. 2, 10. 11.) Wehe ihnen! denn auch sie werden umkommen in dem Aufruhr Korä. — Doch jene und diese Träumer sind nicht die Gefährlichsten, sondern die Bewußtesten sind es, die Verführer und Verräther.

Ein gut Theil derselben ist in den Irrthum Balaams, des Sohnes Bosors, verloren, welchem geliebte der Lohn der Ungerechtigkeit (2 Petr. 2, 15., Jud. 11.) und haben ein Herz, durchtrieben mit Geiz des Geldes oder der Ehre. Wenn sie genug geweissagt haben gegen den Israel Gottes, nach dem den Leuten die Ohren juckten, genug, um bemerkt worden zu seyn, dann ziehen sie sich mit geschickter Wendung zurück, stimmen den hohen Ton herab und ziehen gelindere Saiten auf, um — zu genießen, guten Muth zu haben und zu sprechen: was geht es uns an? da siehe du zu! Der Kern und Extrakt aller antichristlichen Bewegung, die Irresterne erster Größe sind die Thürstigen (2 Petr. 2, 10.), Menschen von zerrütteten Sinnen, untüchtig zum Glauben, welche der Wahrheit widerstehen um der Lüge willen, welche die Finsterniß wissentlich mehr lieben als das Licht; wohl einsehend, daß sie immerdar fortschreiten und doch nimmer zum Ziel der Wahrheit und des Friedens kommen können und dennoch immer steiler hinaufflimmend, immer jähher hinabstürzend; wohl wissend die Gerechtigkeit Gottes, und dennoch die Ungerechtigkeit nicht allein selbst ühend, sondern auch Gefallen habend an denen, die es ihnen nachthun (Röm. 1, 32.), ja umhergehend wie reisende Wölfe im Schafsgewande, um Seelen zu verderben, Feinde des Kreuzes Christi, Lasterer wider den heiligen Geist.

Lehrreich und grauenhaft zugleich für die Kinder des Lichts ist die Einheit und Consequenz, mit der sie vorgehen. Kein zeitlicher Gewinn, kein sinnlicher Genuß, kein augenblicklicher Vortheil hält sie auf; kein Sinnenausch, kein äußerlicher Glanz, kein blendender Schein übernimmt sie; kein menschliches Gefühl,

keine natürliche Verbindung beherrscht sie. Immer sich bewußt, wissen sie die eigenen Triebe und Leidenschaften sowohl, als ihre Umgebungen ihren Zwecken dienstbar zu machen. Überall suchen und finden sie einander und ihren Anhang; jedes Ereigniß, jede That beuten sie aus zu neuen Demonstrationen, Stellungen, Angriffen und Vortheilen; jedes gute Werk verstehen sie in den Staub zu ziehen, jedem Werk der Finsterniß die Hülle des Lichtes umzuwerfen; keine Concession, kein Zuwachs, kein Sieg, den sie gewonnen, macht sie ruhig und sicher, nein! rastlos und unermüdet bringen sie weiter, fordern mehr, werben Andere, rüsten sich zu neuen Schlägen; keine Zurückweisung, keine Überführung, kein Abfall, keine Niederlage, die sie erlitten, entmuthigt oder schreckt sie, sondern mit gefeyter Haut, mit eiserner Stirne, mit steinernem Herzen, mit wiedervachsendem Haupte erneuern sie ihre Petitionen, läugnen sie ihre Schande, zäunen sie ihre Lücken, weßen sie ihre Scharten. Ein wahrhaft dämonisches Räthsel! — Sind sie bloß verwandt mit Roms Jesuiten, oder sind diese Jesuiten des Unglaubens sammt denen des Aberglaubens aus demselben Heerlager und arbeiten sie, nur indirekt, für dieselben Zwecke? Soll die Erübung aller Wahrheit, die Auflösung aller Bande, denen sie entgegen arbeiten, Fürsten und Völker, rath- und rettungslos, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückführen, oder die Ketten klerikaler Tyrannei fester schmieden? Ist es dasselbe Chamäleon, welches hier dem Absolutismus und dort der Volkssouveränität das Wort redet? hier die Befreiung des Geistes von allen Schranken, dort die Knechtung der Gewissen fordert? — Wenigstens sind System und Methode dieselben, nämlich die Lüge, welche entweder auf verdecktem oder offenem Wege wider die Wahrheit streitet. In's offene Feld zu ziehen ist der Lüge freilich selten und gewöhnlich nur denen eigen, welche die Wahrheit verkennen und innerlich noch in denselben stehen. Aber auch bei den bewußten Kindern des Lügners von Anfang zeigt sich Offenheit, d. h. hier Frechheit, wenn sie ihre Macht gefiebert meinen, wenn Gleichgesinnte sie umgeben, wenn die arge Frucht reif genug ist, um sie zu brechen. Dann schäumen sie ihre Schande aus; dann wird's laut: keine Obrigkeit, kein Besitz, keine Ehe, kein Gott, kein Jenseits, keine Vergeltung! während sonst es hieß: nur nicht solche realtionäre Obrigkeit, nur nicht solche Ungleichheit des Besitzes, nur nicht solcher Zwang der Ehe, nur nicht solche Götzen, nur nicht solche Vorstellungen des Jenseits und seiner Vergeltung! Doch, Commilitonen, am meisten seht Euch vor den verdeckten Wege vor. Ihr werdet sie an gewissen Kategorien, stehenden Formeln, wiedergefäulten Redensarten, modernen Stichwörtern, zum Ekel wiederkehrenden Refrains erkennen, welche mit ihren mediis vocibus, ihrer Doppelsinnigkeit und Zweideutigkeit am geeignetsten sind, eine gewisse Verschmelzung mit der Wahrheit hervorzubringen, von dieser den Schein zu borgen und der Lüge die Kraft zu geben, die sie in sich selbst nicht hat, aber auch der Wahrheit die ewigfrische Anziehungskraft zu nehmen, die sie in solchem unnatürlichen Bunde nicht zu behaupten vermag. Ihr kennt die Lösungen des Zeitgeistes, die Lösungen des Lichts, der

Freiheit, des Fortschritts, des Geistes, der Öffentlichkeit, der Volkswohlfahrt u. a. m., und es kann Euch die Finsterniß, Knechtschaft, der Rückschritt, das Fleisch, die Intrigue und das Volksverderben nicht verborgen bleiben, die sich darunter bergen, wenn Ihr die ergrimimte Bosheit bemerkt, welche sich mitunter gegen die Diener, Ordner, Pfleger und Schirmherren des Lichts, der Freiheit, des Fortschritts, des Geistes, der Öffentlichkeit und Volkswohlfahrt nicht verhalten kann.

Doch — was hülfen uns solche unverholene Beleuchtungen der Gegenwart von ihrer Nachtseite, wozu frommte uns die dadurch ernst und nüchtern gewordene Freude und Begeisterung über die Lichtgebiete unserer Tage, wenn unser Wissen nicht zum Handeln, unser Glauben nicht zum Leben würde? Sollen denn die Kinder dieser Welt immerdar klüger seyn, als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht? Drum heiße es unter uns hinfort nicht bloß: was sollen wir davon denken? sondern auch: was sollen wir dabei thun?

Vor allen Dingen mahnt uns die Grundsteinlegung des neuen Albertinums, den festen Grund zu suchen, der allein besteht, darüber zu halten, darauf zu bauen bei all' unserer Arbeit, in rechter Gründlichkeit, nämlich auf die, durch die Reformation, auch durch diese ihre Tochter und Pflegerin, unsere Albertina, weiland frei und zum Volksgut gewordene offene barte Wahrheit der Gotteschrift, deren Kern und Stern Christus ist, Gottheit und Menschheit vereinigend. Kein anderer Ausgang, als von diesem A; kein anderer Eingang, als zu diesem D; keine andere Sägung, und wäre es die sublimste, als diese göttliche; kein anderer Kultus, und wäre es der genialste, als diese Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit; kein anderer Geist, keine andere Wahrheit, und wäre es die absoluteste, als die vom Bibelwort getragene; keine andere Gerechtigkeit, als die heilende und heiligende des Erlösers.

Und in dieser Gründlichkeit ruft uns die Freundschaft und Gemeinschaft, in welcher sich Albertinas Söhne aus der Zerstreuung jezt wiedersehen und haben, die Gemeinschaft zu suchen, in welcher der Vereinzlung mit ihrem Egoismus und ihrer Dhmacht am sichersten und seligsten gesteuert wird, die Gemeinschaft, die wir nicht bloß in den natürlichen Banden der irdischen Heimath haben, sondern in den übernatürlichen des ewigen Reichs, die Gemeinschaft der Kirche, der einen, heiligen, christlichen, hier im Beginn, dort in der Vollendung sichtbaren Kirche. Laßt uns in ihr einigen, was nicht gesondert werden muß, und sondern, was nicht geeinigt werden kann, nicht herausfordernd, sondern einladend, nicht scheidend, sondern zusammenfügend; aber vorsichtig und prüfend, wachend und betend, umgürtet und streitend bis auf's Blut für die Sache Gottes und der Menschheit, also frieder und kampffertig zugleich, bannend die Unholde und Dämonen alles gedeihlichen Gemeinwessens, zumal des erhabenen, die gehässige Eigenheit und „das schläfrig graue Scheusal, genannt Gleichgültigkeit.“ Dazu legen wir, rückkehrend in die Kreise des Berufs, nicht bloß die

Farbe der Fakultäten ab, sondern tilgen den unevangelischen Standesunterschied von Klerikern und Laien. Allen sey der Stempel aufgedrückt von Geistlichkeit, keinem die klerikale Signatur! — Die Kirche der Apostel und Reformatoren kennt solche Standshaft nicht, wohl aber einen Haus-, Lehr- und obrigkeitlichen Stand, die sich gliedlich und ämtlich unter einander, die dem Herrn in der Gemeinde dienen mit Lehre, Zucht und Pflege. Bis diese Gottesordnung im Regiment der Kirche freigegeben wird, laßt uns an unserem Theil die zerstreuten und getrennten Glieder sammeln und Gemeinden bauen, da alles Volk geistlich ist, Gemeinden, da alle bauen und erbauet werden zu einer Behausung Gottes im Geist.

Und weil die Freude am Herrn unsere Stärke ist bei solchem Ernst des Lebens und der Arbeit und weil dieses Alles wirkt der einige Geist; so bringe ich unserer Albertina und ihren Söhnen, im Rückblick auf die dreihundert Jahre ihrer Vergangenheit, im Umblick auf die Genossen ihrer festlichen Gegenwart, im Hinblick auf den Beruf ihrer Zukunft, diesen Toast aus:

Ernst in der Freude und Nüchternheit in der Begeisterung!

Nachrichten.

Die Conferenz der Pastoren der reformirten Schweiz zu St. Gallen.

Die General-Conferenz der Pastoren der reformirten Schweiz fand am 13. und 14. August zu St. Gallen statt. Hundert und sechzig Professoren und Pastoren versammelten sich im Saale des Großen Rathes, in dem alten Palais des Abbas-Primas. Den ersten Tag widmete man der wichtigen Frage über die Glaubensbekenntnisse, deren Besprechung durch die letzte Conferenz angeordnet worden war und Herr Pastor Schier, aus dem Kanton St. Gallen, begann mit der Mittheilung einer Arbeit, die ihm aufgetragen worden war. Er zeigte, daß die beiden charakteristischen Züge der Glaubensbekenntnisse der Reformirten Kirche folgende sind: 1. Das Wort Gottes einzige Quelle und einzige Norm des Glaubens. 2. Die antipelagianische Lehre von der Prädestination. Indem er sodann in weitere Erörterungen einging, zeigte er, daß die Glaubensbekenntnisse Christum bekennen müssen: 1. unter dem objektiven Gesichtspunkt, das Wesen Christi, das heißt seine Gottheit, 2. unter dem subjektiven Gesichtspunkt, die Offenbarung Christi im Menschen, das heißt „die Rechtfertigung durch den Glauben“. Nach der Mittheilung dieser gründlichen Arbeit begann die Verhandlung. Von

den gewöhnlichen Einwürfen, welche man in einigen Ländern ohne Aufhören vordringt, vernahm man nichts. Die Verhandlung fand in würdigem Tone und christlichem Geiste statt. Herr Merle d'Aubigné, der allein in der Conferenz die Französische Schweiz vertrat, entwickelte und begründete den folgenden Vorschlag, den er zur Abstimmung vorlegte:

„Die Schweizerische Prediger-Gesellschaft, in St. Gallen, einem der Hauptsitze der apostolischen Thätigkeit im Abendlande, versammelt:

1. erkennt: Es sey höchst wünschenswerth, daß alle evangelischen Christen, Lutheraner, Reformirte, Bischöfliche und Prädestinarianer und überhaupt so viele es gibt, die das Geheimniß des „Herrn, der unsere Gerechtigkeit ist“ glauben, sich vereinigen zu einem Bekenntniß des Glaubens, der ihnen gemeinschaftlich ist, und auf diese Weise, gegenüber der bloß materiellen und darum mit Unrecht so viel gepriesenen Einheit der Römischen Kirche, ihre wahre geistige Einheit offenbaren.

2. Sie beschließt, sich in Verbindung zu setzen mit einigen der neuerlich in Deutschland gebildeten Pastoral-Conferenzen, namentlich mit derjenigen von Berlin, die sich jüngst mit derselben Frage beschäftigt hat, was dann zur Folge haben dürfte, daß, in Verbindung mit letzterer, auch die Conferenzen fernestehender Völker, wie z. B. Frankreich, Großbritannien, Holland, Nordamerika in's Interesse gezogen und dahin gebracht werden könnten, ein ökumenisches Glaubensbekenntniß aufzustellen.

3. Sie erwählt eine Commission, die Grundsätze einer wahrhaft evangelischen Confession des neunzehnten Jahrhunderts zu entwerfen, welche die Grundwahrheiten, die in allen evangelischen Glaubensbekenntnissen ihren Ausdruck gefunden, in der für unsere Zeit passenden Form enthalten würde. In der Aufgabe dieser Commission läge es denn auch, die zur Realisirung der oben angedeuteten Beschlüsse nothwendigen Vorkehrungen zu treffen.“

Der Antragsteller zeigte bei weiterer Entwicklung seines Vorschlags, daß Christus, wenn er einem jeglichen Gläubigen die Pflicht auferlege, seinen Namen zu bekennen, diese durch dasselbe Gebot der ganzen Kirche auferlegt hat, er erinnerte daran, daß zur Zeit der Reformation Calvin und seine Genfer Freunde mit Kraft die Tendenz der Schweizer bekämpfte, sich nur mit ihren Lokalkirchen zu beschäftigen, und stets bemüht gewesen, Aller Gedanke auf das Ganze der Kirche zu richten. Er fügte hinzu, daß eine der Hauptaufgaben der neueren Zeit die Einheit und eine wahrhafte Katholicität sey und daß, so entfernt wir auch noch von diesem Ziele seyen, es nichts desto weniger Zeit sey, aufzuwachen und die ersten Schritte zu thun.

Dieser Vorschlag, unterstützt durch Prof. Kirchhofer von Schaffhausen, Past. Schier den Älteren aus dem Kanton St. Gallen und den Lic. der Theologie Schenckel ging mit bedeutender Majorität durch, und wurde mit eifriger Empfehlung dem Comité der Conferenz überwiesen.

Möge er dazu dienen, die Kirche näher zu führen der Offenbarung jener Einheit im Glauben und in der Liebe, die Christus ihr vom Vater erbeten hat.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 2. Oktober.

N^o 79.

Kritische Übersicht der wichtigsten neueren Leistungen auf dem Gebiete der exegetischen Literatur.

Vierter Artikel.

Geschichte des Volkes Israel von H. Ewald. Erster Band. Göt. 1843. 8.

Die neueste theologische Literatur hat zwei Werke über die biblische Geschichte A. und N. Testaments geliefert, deren Anzeige wir hier passend verbinden, da sie nicht nur für unsere Zeit und die Stellung derselben zum historischen Inhalte der Schrift charakteristisch sind, sondern auch an beiden sich die Gegenstände, wie sie auf diesem Gebiete jetzt hervortreten, am füglichsten darlegen und entwickeln lassen. Das Ewald'sche Werk hat schon durch den Ruf, dessen sein Verf. genießt, die Autorität, welche er sich auf gewissen Gebieten erworben, die Richtung, welche derselbe repräsentirt, eine höhere Bedeutung. Die Art und Weise, wie sich Ewald einst über Strauß ausließ, das Bedauern, welches er über das durch das „Leben Jesu“ erregte Aufsehen aussprach, ließen jedenfalls eine eigenthümliche Stellung zur biblischen Geschichte bei dem Verf. erwarten, wäre dessen Selbstständigkeit auch nicht anderweitig genugsam bekannt. Grade deshalb können wir aber um so weniger umhin, die besondere Persönlichkeit des Mannes, wie sie sich in dieser Schrift wie in anderen verwandten Inhalts ausspricht, näher in's Auge zu fassen, um daraus zu ermessen, in wie weit sie den Anforderungen, welche wir an den Historiographen der Schrift stellen müssen, entsprechen oder nicht.

Bekanntlich hat einer der Männer, welche neuerdings es unternahmen, das Leben Jesu zu schreiben, im Eingange seines Werkes auf das Wort hingewiesen, man müsse von einem solchen Unternehmen absehen, da es nichts Anderes heiße, als die Sonne mit der Kohle abmalen wollen. Damit hat derselbe eine Grundbedingung ausgesprochen, welche dem biblischen Geschichtschreiber unerläßlich ist, die Demuth. Nimmer wird da ein Durchdringen des Objekts stattfinden, wo nicht ein Durchdringenseyn von der Größe und Erhabenheit der Aufgabe sich findet. Nimmer wird eine Geschichte des A. B., dieses rechten Herzensspiegels, auf den Charakter der Wahrheit gerechten Anspruch machen können, die nicht geschrieben ist von dem Standpunkte tiefer und gründlicher Selbsterkenntnis aus. Wie sehr eine solche sittliche Anforderung der Selbstsucht und Aufgeblasenheit des Zeitgeistes widerspreche und anstößig sey, lehrt der Augenschein. Daß auch unser Verf. diesem Zeitverderben noch immer nicht entronnen sey, darüber legt schon die in einem ganz ungemäßigten Tone

geschriebene Vorrede ein vollgültiges Zeugniß ab, das im Verlaufe des Buches überall seine traurige Bestätigung findet.

Wie erfreulich ferner die Forschungen des Verf. auf dem linguistischen Gebiete sind, welchen bedeutenden, Epoche machenden Einfluß sie auch auf die Alttestamentlichen Studien gewonnen haben, so liegt doch der eigentliche Werth derselben überwiegend auf der Seite der systematischen Auffassung und Behandlung der Sprache. Untergeordnet jedoch ist jedenfalls der Werth der historischen linguistischen Forschung. Wer in dieser Beziehung den Bestrebungen Ewald's sorglich nachgegangen ist, wird das nöthige Organ und Geschick zur Vertretung dieser Seite der Sprachforschung bei ihm durchweg, in neuerer Zeit aber eher mehr, als weniger vermissen. Die Bedeutsamkeit dieses Umstandes für den vorliegenden Fall springt sofort hervor, wenn man die Divergenz in's Auge faßt, welche zwischen den bedeutendsten Historikern unseres Volkes in ihrer Stellung zum Christenthum und dem Theile der Theologen herrscht, welche sich die Auflösung der biblischen Geschichte zur Aufgabe gestellt haben. Die Wahrheit dieser Geschichte läßt sich — in freilich sehr verschiedenen Abstufungen — da nicht unbezogen, wo ihr nur ein gesunder, historischer Sinn entgegenkommt. Dieselbe Geschichte ist aber auch nirgends mehr verkannt, als da, wo theologische Selbstgenügsamkeit mit ihr und damit auch mit aller Geschichte und deren tieferem Verständniß brechen zu müssen glaubte.

Der gesunde historische Sinn soll aber auch mit dem ächt theologischen eng verbunden seyn. Der Verf. scheint derartiges selbst gefühlt zu haben, denn er spricht es aus, daß der Bibelerklärer das Ziel nicht aus den Augen setzen dürfe, zur Lehre und Erbauung der Gemeinde zu arbeiten, daß er bereit seyn müsse, von Allem was er findet, vor Jedermann in der Gemeinde stets Rechenschaft abzulegen. Es ist gut, wenn ein solches Zeugniß abgelegt wird gegen die Bestrebungen einer falschberühmten esoterischen „Wissenschaft“, welche von einem Zusammenhange dessen, was sie Theologie nennt, mit der Kirche nichts wissen will. Wie lose indeß dieses Band auch bei unserem Verf. geknüpft sey, zeigen schon die vielfachen Auslassungen desselben (neue der Art werden uns nochmals für die Zukunft versprochen) über die verschiedenen theologischen Richtungen der Zeit. Wie viel Deklamation der Verf. auch hier aufwendet, um dem Vorwurfe, als gehöre er einer derselben an, zu entgehen, so hat er doch in seinem Eifer ganz übersehen, wie er mit großer Entschiedenheit einer Partei, der es zu allen Zeiten der Kirche nie vergönnt war, eine tiefere theologische Einsicht zu gewinnen, angehört. Ewald's theologische Grundrichtung ist keine andere, als die des gewöhnlichen Pelagianismus. Wir verweisen den, der sich davon recht

handgreiflich überzeugen will, nur auf die Bearbeitung des Buches Hiob, bei welchem der Verf. alle Künste aufbietet, um in diesem so entschieden antipelagianischen Buche sein eigenes Bild wiederzufinden. Unverkennbar für jeden tiefer Blickenden ist dieselbe Richtung dem vorliegenden Werke aufgeprägt. Wie sehr es sich auch bestrebt, die ideale Seite des Schriftgehaltes zu einer gewissen Anerkennung zu erheben, es sinkt dennoch nur zu oft wieder in die ganze Plumpheit eines pelagianischen Realismus herab. Ein Buch, dessen historischer Bestandtheil durchweg nur von den Führungen Gottes handelt, kann dem Pelagianismus entweder nur ein Ärgerniß seyn, oder ihn zu groben Mißverständnissen führen.

Die neue „Geschichte des Volkes Israel“ bezeichnet ein bestimmtes Stadium in dem Entwicklungsgange, welchen der Rationalismus in seinem Verhältnisse zum geschichtlichen Inhalte der Schrift genommen hat. Der Wechsel dieser Stellung ist höchst lehrreich und tröstlich für den, welcher mit übergroßer Besorgniß den neueren destruktiven Tendenzen zusieht. Von dem Standpunkte einer leichten, vom Boden des Evangeliums abgelösten Moral aus trat der Naturalismus des verfloffenen Jahrhunderts zuerst mit der Behauptung in die Schranken: die Bibel enthalte wohl Geschichte, aber nur keine übernatürliche Geschichte, der ethische Gehalt derselben vernichte den Begriff der Offenbarung. An dieses erste Stadium schloß sich ein zweites an, das der Exegese in ihrem Zustande tiefter Versunkenheit, mit deren Anwendung man es nachweisen zu können wähnte, die Bibel enthalte zwar keine unsittliche Geschichte, aber auch eben so wenig eine übernatürliche, sondern nur die der gewöhnlichen, ordinärsten Wirklichkeit. Je mehr man in dieser Periode der natürlichen Erklärungsfucht von dem geschichtlichen Inhalte der Schrift zu wissen vermeinte, desto überraschender mußte das Eintreten eines neuen Stadiums seyn, in welchem plötzlich das gänzliche Nicht-Wissen in dieser Beziehung (meistentheils freilich nur beim A. T.) proklamirt wurde. Statt eine Geschichte willkürlich zu erfinden, wollte man lieber überhaupt nicht Geschichte finden. Der Fortschritt, welcher in dieser mythischen Betrachtungsweise lag, ist darin zu suchen, daß durch dieselbe die ideale Seite der biblischen Geschichte ihrer bisherigen gänzlichen groben Verkenntung enthoben und zu einer gewissen Anerkennung erhoben wurde. Dieser Standpunkt indessen, den man am füglichsten nach seinem Hauptvertreter den de Wetteschen nennen kann, vermochte sich nicht in dieser seiner bodenlosen Leere und Unbestimmtheit zu behaupten. Man erkannte die Nothwendigkeit, die reale Seite, ohne welche jene andere doch immer eine eben so vage als unverständliche bleibt, zu fixiren. Strauß ist nothgedrungen zu einer Art von natürlicher Geschichte Jesu von Nazareth gekommen. Man kam, wenn auch nicht in der früheren Form zu der natürlichen Erklärungsweise, doch zu dem Princip der Natürlichkeit zurück. Dem Reiche der Gnade Auge und Herz verschließend, verlor man sich in dem Meere der Natur. Da ihm jene Realität wegen ihres schreienden Mißverhältnisses zur Idee nicht genügen konnte, meinte Strauß eine „unendlich höhere Realität“ noch gewinnen zu haben, wenn er an die

Stelle des individuellen gottmenschlichen Lebens die Menschheit als die Verwirklichung der Idee von der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur setzte. Dieser neuen Realität stand freilich das Woher? und Wohin? an der Stirne geschrieben.

Noch viel stärker mußte aber diese Umbiegung und Rückkehr zu der natürlichen Auffassung der Schrift da sich herausstellen, wo einerseits dieselbe Verschlossenheit gegen das Übernatürliche im historischen Verlaufe der göttlichen Offenbarung obwaltet, andererseits aber doch die dort zu Grunde liegende philosophische Grundanschauung nicht getheilt wird. Will man dann der Gefahr, die Geschichte in ein unbekanntes x verlaufen zu lassen, entrinnen, so bleibt nichts Anderes übrig, als ein noch entschiedeneres Sich-Hinwenden zum älteren Standpunkte der natürlichen Auffassung. Das Wesentliche des Verhältnisses Ewald's zu de Wette ist nun eben dies, daß jener aus der bloß skeptischen und negativen Betrachtungsweise heraustretend, einen festen Boden gewinnen, ein positives Resultat erringen will. Darum nannte er früher de Wette's Leistungen unreife Arbeiten. So treten wir allerdings in eine neue Geschichtsauffassung, der man es bald ansieht, wie sie mit Elementen neuer Bildung und höherer Wissenschaftlichkeit durchzogen ist, als ihre Vorgänger. Dadurch entsteht ein graduell bedeutender Unterschied zwischen dieser Arbeit und den älteren, in welchen sich die ganze Armseligkeit einer rationalistischen Welt- und Geschichtsauffassung abspiegelt. Es fehlt daher nicht an überraschenden Combinationen, einzelnen sinnigen Gedanken: allein dem Bau der ganzen Geschichte ist und kann daraus noch kein wesentlicher Gewinn erwachsen. Immer nämlich und durchgreifend versucht es der Verf., die Geschichte des alten Bundesvolkes als einen rein natürlichen Entwicklungsprozeß zu begreifen und möglichst consequent durchzuführen und mit aller möglichen Kunst oder Künstlichkeit uns innerhalb dieser Schranken zu bannen. Je spröder sich demnach die Darstellung gegen die übernatürliche Seite der Geschichte verhält, desto weniger kann sie es auch zu einem rechten Verständniß der natürlichen Seite bringen. Es ist, als wollte man den Menschen bloß dem leiblichen Daseyn nach als Menschen begreifen, obgleich auch in diesem eine prophetische Hinweisung auf das geistige enthalten ist. Je mehr beide Seiten in ihrem innigen Durchdrungen seyn und lebendigem, organischem Zusammenhange erkannt werden, desto wahrer wird die biblische Geschichtsauffassung. Jede andere falsche dualistische Betrachtungsweise erkennt sowohl das Princip als das Resultat dieser Geschichte. Der Verf. unseres Buches hat seiner eigenen Betrachtungsweise zuwider den Titel desselben: „bis auf Christus“ falsch gestellt, falls dies wirklich mehr seyn soll, als eine unwichtige chronologische Notiz und für die „Geschichte des Volkes Israel“ eine tiefere, wahre Bedeutung gewinnen soll. Jener Dualismus bringt, wie das vorliegende Werk zur Genüge zeigt, die Willkühr, Verdrehung, phantastische Träumerei in das Gebiet der Alttestamentlichen Geschichte hinein, mit welcher kein gesunder historischer Sinn sich je zufrieden stellen kann. Was hilft es auch, wenn der Anatom, nachdem er einige Reste, dürre und marklose Gebeine mühsam zusammengefest hat, in seine

Kunst ganz verliebt uns die Schönheit seines Skeletts anpreiset? Niemand wird dasselbe für einen schönen Körper halten, geschweige denn als eine menschliche Schönheit bewundern.

Um das Bild, welches der Verf. uns von der Israelitischen Geschichte bereits vorgeführt hat und noch vorzuführen gedenkt, zu zeichnen, bahnt er sich zunächst den Zugang dazu und sucht sich das Recht sicher zu stellen, grade ein solches Bild zu entwerfen. Zunächst läßt sich der Verf. über das Wesen der Sage aus und bespricht die mannigfaltigen Formen und Gestaltungen derselben (S. 15 ff.). Des wirklich Neuen, was nicht bereits von Anderen in dieser Beziehung (und zum Theil selbst viel genauer und gründlicher) besprochen worden wäre, gesteht Ref. hier sehr wenig gefunden zu haben. Eben so wenig können wir verhehlen, wie diese Partie so sehr an Unbestimmtheit und vagem Sinn und Herreden leidet und sich mit solcher Vorliebe auf dem Gebiete rhetorischer Deklamation bewegt (vgl. namentlich S. 42 ff.), daß wir nicht begreifen, wie der Verf. auch von seinem eigenen Standpunkte aus angesehen dem Vorwurfe, den Anforderungen strenger Wissenschaftlichkeit hier nicht genügt zu haben, entgehen könne, falls man sich nicht, wie es oft in dergleichen Dingen zu geschehen pflegt, durch die assertorische Sprache imponiren und blenden läßt. Dem einsichtigen und besonnenen Forscher zeigt sich hier bald, wie es dem Verf. nur darum zu thun ist, eine möglichst breite Basis zu gewinnen, um auf derselben später desto ungehinderter den Bau seiner willkürlichen Auseinandersetzungen aufzuführen zu können. Wir erlauben uns in dieser Beziehung, je häufiger dergleichen Ansichten noch in unserer Zeit nachgesprochen zu werden pflegen, folgende Bemerkungen. 1. Nachdem der Verf. viel darüber geredet, wie „die Sage auf gradem Wege aus der einfachen Erzählung hervorgehend, unabsehbar viele Wechsel, nie ruhend, durchlaufe, ohne doch je zu ihrem eigenen Grunde zurückzukehren“, läßt er dieselbe in diesem ihrem unruhigen Treiben in „rein künstlerischen Bearbeitungen“ immer mehr ihren geschichtlichen Gehalt verlieren, in Mythologie und Poesie sich verlieren. Die Urheber dieser künstlerischen Produktionen werden uns auch ausdrücklich genannt: es sind keine anderen als — die Propheten. Der Verf. kann nicht füglich anders: denn er hat ganz richtig gesehen, daß, wie er sich ausdrückt, „die Sage mit besonderer Kraft prophetischen Überblickes gerüstet ist“. Und wie wenig der Verf. an solchen Behauptungen Bedenkllichkeiten zu überwinden findet, zeigen Äußerungen, wie folgende: „eine Zeit voll prophetischer Wahrheiten und Fähigkeiten kann am leichtesten diesen Anhauch prophetisch-dichterischer Kunst in das Todtenseld alter Sagen bringen“ (vgl. S. 34 ff.). So leicht kann man sich diese Arbeit nur denken, wenn man es mit den Propheten und der prophetischen Thätigkeit so leicht nimmt, wie Ewald dies allerdings in seiner Bearbeitung der biblischen Propheten gethan hat. Grade die tiefste Eigenthümlichkeit der Propheten muß bei solcher Betrachtungsweise aufgegeben werden. Denn der Boden und die Heimath, wo alle wahre Prophetie in Israel wurzelt, ist nichts Anderes als das Gesetz Gottes, nicht bloß seinem Vehr-, sondern auch seinem Geschichtsgehalte nach: denn beides bildet

ein eng verbundenes, unauflösliches Ganzes. Die Prophetie steht theils äußerlich auf dem Boden des Gesetzes: denn ohne dieses hätte sie sich nimmermehr behaupten können die Jahrhunderte ihres gewaltigen Wirkens hindurch; theils innerlich: denn sie ist das Resultat, die schönste Blüthe und Frucht des Gesetzes. Nimmt man der Prophetie diesen guten, festen, historischen Boden, so ist es auch um sie selbst geschehen: läßt man sie selber gar mit geschäftiger Hand diesen Boden untergraben und in phantastische Gebilde verwandeln, so macht man sie zu nichts Anderem, als ihrem eigentlichen Zerrbilde. Aber freilich, um das zu verstehen, muß man zu unterscheiden wissen zwischen prophetischer Begeisterung und Anschauung, und bloßem praktischen, künstlerischen Interesse, zwischen Hebräisch-religiösem Tiefinn und Griechischem Kunstsinne und Kunstinteresse. Wer davon nur irgend welche tiefere Kunde besitzt, wird sich nimmermehr die von Ewald uns aufgedrungenen Urheber künstlerischer Sagenbearbeitungen gefallen lassen. —

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung wider Herrn Wislicenus und Genossen.

Herr Wislicenus in Halle hat laut seiner Erklärung in der Versammlung der sogenannten protestantischen Freunde in Köthen am 29. Mai d. J. sich von dem allgemeinen Bekenntnisse der christlichen Kirche losgesagt. Es folgt daraus, daß er, wenn er nicht mit Bewußtseyn heucheln will, sich auch von der Gemeinschaft losgesagt hat, welche dieses Bekenntniß von Anfang bis auf den heutigen Tag als das ihre anerkannt. Diese Gemeinschaft ist aber keine andere, als die christliche Kirche.

Die Unterzeichneten fühlen sich daher als Glieder und Diener dieser Kirche verpflichtet, solches nicht allein zu denken, sondern auch auszusprechen, und, als nothwendige Folge der Erklärung des H. Wislicenus, ihrerseits im Namen der Kirche, der sie angehören, zu erklären:

Wir können den H. Wislicenus und seine, den Kirchenglauben verläugnenden Genossen hinfort nicht mehr als Glieder der Kirche, nicht mehr als Christen, mithin den H. Wislicenus, auf Grund seiner eigenen Lossagung, noch weniger als Pastor der Evangelischen Kirche und Amtsbruder anerkennen, und protestiren gegen seine fernere Anerkennung als eines solchen, bis er Buße thut und zu dem Glauben und Bekenntnisse der Kirche zurückkehrt, wozu ihm Gott helfen wolle.

Am 10. September 1844.

G. Witte, Past. zu Briest. Ad. Karbe, Past. zu Drensen. G. Federich, Past. zu Bertkow.

Nachrichten.

Aus dem Ravensbergischen.

Am 26. Juni feierte die Ravensberger Missions-Hülfs-Gesellschaft ihr viertes Jahresfest zu Herford in der Altfürster Kirche. Wie die früheren Feste fand auch das diesjährige wieder große Theilnahme. Die sehr geräumige Kirche, die größte hiesiger Gegend, war angefüllt von der Menge der Festgenossen, und es gewährte einen erhebenden und be-

lebenden Anblick, eine so große Menge Volks von Nah und Fern in einem Geiste vereinigt zu sehen mit dem einen Begehren: Zu uns komme dein Reich!

Um 10 Uhr Morgens begann die kirchliche Feier mit dem Liede:

Woß ist das Fest? zu wem empor
Schallt der Gemeinde heil'ger Chor ic.

Der kräftige, mit voller Orgel und Posaunen begleitete Gesang stimmte zur Feier. Der Past. Wasse zu Herford verrichtete den Altardienst, wonach die Gemeinde wieder anhub: Nach auf du Geist der ersten Zeugen ic. Past. Grebe zu Gütersloh hielt die Festpredigt über Matth. 13, 33., und predigte in sehr ansprechender Deutung des Gleichnisses vom Sauerteige vom Reiche Gottes in seinem geringen Anfange, stillen Fortgange, und endlichen gewissen Siege.

Nach dem Gesange:

O Herr Jesu, Ehrenkönig!
Die Ernt' ist groß, der Schnitter wenig
Drum sende treue Zeugen aus!

hielt Past. Mehm von Falkenhagen im Lippischen eine Ansprache über Joh. 4, 7—11., dringend auf die Liebesarbeit im Glauben, wie sie an Zion baue und bauen solle.

Die Gemeinde sang: Fahre fort, Zion, fahre fort im Licht ic. und der Past. Kunssemüller zu Oldendorf schloß die Feier nach einem kurzen Bericht: was ausgerichtet sey, — wer es gethan — mit welchen Mitteln es geschehen — und was zu thun sey? — mit dem Schlusssatz, die Frage des Herrn vorhaltend: Simon Johanna, hast du mich lieb? Joh. 21., und die vom Herrn gegebene Bitte: Die Ernte ist groß, der Arbeiter sind wenige. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. Einen ergreifenden Eindruck machte es auf die Versammlung, als der letzte Redner des frühen Heimgangs zweier verbundenen Mitarbeiter gedachte, des Consistorialraths Weibezahn, von dessen Grabe er eben komme, und des Past. Dr. Berghaus zu Berg, der vor wenigen Wochen abgerufen, und aufforderte, über den Gräbern dieser Zeugen im Geiste aufs Neue die Hand zu reichen zu dem Bunde in dem Herrn.

In der auf die kirchliche Feier folgenden Generalversammlung wurde vom Sekretär der Ravensberger Missions-Hilfs-Gesellschaft Bericht erstattet über die Wirksamkeit des Vereins im Ganzen und in den Lokalvereinen.

Die Ravensberger Missions-Hilfs-Gesellschaft verbreitet sich über zwei und zwanzig Gemeinden mit Lokalvereinen. In allen Vereinen werden Missionsstunden gehalten und fleißig besucht, die Mission wird als ein heiliges Werk des Glaubens erkannt und betrieben, und findet überall hin in den Gemeinden Anerkennung, die Gaben der Liebe haben sich bedeutend vermehrt, und die Früchte des christlichen Lebens sind in einzelnen Gaben besonders lieblich offenbar geworden. Ein junger Bauer bringt nach dem frühen Hinscheiden seiner Frau den ganzen ihm zugebrachten Brautschatz, 100 Thlr., als ein Eigenthum des Herrn; — ein anderer, in die Ehe tretend, übergibt 100 Thlr., als den freiwilligen Beihuten; — ein alter Pilger seine Baarschaft von 56 Thlr., „weil seine Zeit kurz“; — ein anderer, zum ersten Mal im Missionsblatt lesend, bedenkt zum ersten Mal, daß alle christliche Ordnung, Schutz des Lebens und Eigenthums dem Evangelium zu danken, und bringt 5 Thlr.; — ein Landmann „statt einer Windecker auf dem neu erbauten Wohnhause“ 5 Thlr.; — eine junge Wittve einen Haleschmuck von schweren Bernsteinkorallen, „den sie in der Eitelkeit ihrem Manne zu gefallen angelegt, und nun ihm zu Liebe ablegen wolle“, zugleich mit der Uhr dessel-

ben, und viele andere Gaben an Leinwand, Gold- und Silberfachen waren in gleichem Sinne dargebracht. —

Die Jahres-Einnahme betrug 1790 Thlr., die Fest-Collekten 181 Thlr. und einige goldene Ohrringe. —

Der Nachmittag, bestimmt zu freier brüderlicher Besprechung der anwesenden Geistlichen, wurde zu einer christlichen Volksfeier. Eine Menge Landleute sammelte sich in und neben dem großen Konferenzzimmer gleich nach dem Feste während der Mittagstafel. Es wurde alsbald gesorgt, daß auch sie gegen geringe Vergütung bewirthet wurden. Aus ihrer Mitte ertönte das wohlbekannte Lied:

„Die wir uns allhier beisammen finden
Schlagen unsere Hände ein,
Uns auf deine Marter zu verbinden,
Dir auf ewig treu zu sehn ic.“

Dies weckte zu Ansprachen, die mit Gesang wechselten. Past. Möller stellte mit 2 Cor. 11, 23—27. und 5, 14—15. den Apostel der Peiden in unsere Mitte mit der Losung der Missionen: „Die Liebe Christi dringet uns also.“

Dem Wunsche der Anwesenden entsprechend berichtete der Pastor Kunssemüller von den letzten Tagen des ihm nahe befreundeten und Allen in der Gemeinschaft am Herrn verbundenen Consistorialraths Weibezahn. An sein Krankenlager führend hob er hervor, wie Weibezahn in so großer Gewissheit und Freudigkeit des Glaubens, gegründet auf den Gekreuzigten, haltend an dem festen Wort, heimgegangen; wie sein Krankenlager eine Zeit der Erquickung vor dem Angesicht des Herrn, daß Leib und Seele sich gestreuet in dem lebendigen Gott, er diese Freude öfterer mit den letzten Strophen des Gerhardschen Liedes: Ist Gott für mich so trete ic. ausgedrückt:

Ich kann nicht traurig sehn.
Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesu Christ
Und was mich fröhlich macht,
Ist, was im Himmel ist,

und doch auch bei den frohen Blicken in das gelobte Land dem gebeugten Freund die Hand reichend mit der ihm eigenen Innigkeit geäußert: „Ich will aber auch noch wohl bei Euch bleiben, — wenn es gut ist.“

Als dann weiter berichtet wurde, wie er vor der letzten Krankheit sich noch auf dies Fest gefreuet, unterdeß nun in den großen Freuden-saal eingegangen, aber aufgetragen, die Brüder zu grüßen, da sah man in der tiefen Bewegung das Wort: „Sehet, wie sie ihn so lieb hatten.“ Sein letztes Wort war die Bitte: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf.“

Nach diesen Mittheilungen wurde gesungen:

„Es ist noch eine Ruh vorhanden,
Auf, müdes Herz, und werde Licht ic.“

Past. Möller schloß hieran die Mittheilung eines Abschnittes aus der Rede Merle d'Aubigne's über die Einzigkeit im Glauben, als geeignet, die Stellung und Wirksamkeit des entschlafenen Freundes zu bezeichnen.

In einer weiteren Ansprache gab Past. Volkering mit Freuden aufgenommene Mittheilungen von den Missionsfesten und der Pastoral-Conferenz zu Berlin, der er kürzlich belgewartet.

Nachdem hierauf der freien Unterhaltung Raum gegeben, sammelten sich die Anwesenden wieder zur Auslegung eines Schriftworts. Nach dem Gesange: Eins wünsch ich mir vor allem andern ic. sprach Past. Schroeder das Gebet und gab eine bündige Auslegung der Stelle Luc. 9, 1—6., die Sendung der Jünger. — Zum Schluß sprach Past. Kobewald das Gebet, und wurde von den Anwesenden der apostolische Segensgruß gesungen:

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sey mit Allen!

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 5. Oktober.

N^o 80.

Kritische Übersicht der wichtigsten neueren Leistungen auf dem Gebiete der exegetischen Literatur.

(Fortsetzung.)

2. Bei all den Schilderungen von dem mannigfaltigen Wechsel der Sage drängt sich unaufhörlich die Frage auf, an welchen Kriterien denn jedesmal die verschiedenen Abstufungen derselben, in Bezug auf ihre Zuverlässigkeit zu erkennen und auszumitteln seyen. Am deutlichsten spricht sich der Verf. darüber in summarischer Weise also aus: „Auf der ersten Stufe wagt die Sage das Göttliche kaum in geringen Anfängen wie versuchsweise hie und da wirken zu lassen; freier und kühner läßt die Hebräische Sage schon auf der zweiten Stufe Gott oder auch Engel auf Erden erscheinen; aber erst auf der dritten Stufe macht sie ohne alle weitere Beschränkung das göttliche Wirken zum alleinherrschenden Gegenstande der Geschichte, so daß vom freien menschlichen Thun kaum eine klare Spur sich zeigt und z. B. die Geschichte der Sündfluth nicht sowohl eine Geschichte Noah's, als vielmehr Gottes selbst wird“ (S. 54.). Da haben wir im Grunde das Schema, nach welchem der Verf. die Alttestamentliche „Sage“ ihren verschiedenen Bestandtheilen nach sondert, ihren geschichtlichen Werth bestimmt. Wie unumwunden gesteht derselbe hier seine dogmatische Befangenheit, seine rohe naturalistische Geschichtsanschauung ein! Wenn und je mehr die Sage sich „auf heiligem Gebiete bewegt“, desto mehr gilt sie Ewald als „wiedergeborene“, d. h. — nach höchst charakteristischem Sprachgebrauche — durch Kunst umgebildete Sage (S. 47.). Nun, wir meinen, so lange es mit der Wiedergeburt noch die Bewandniß hat — und die Kirche wird sich nie und nimmermehr einen Pelagianismus wie den des Herrn Ewald aufdringen lassen —, daß sie grade in die Primitivität des menschlichen Lebens zurückführt, in welchem harmonische Verbindung des Göttlichen und Menschlichen stattfindet, so lange wird es auch mit der so schnöde verkannten „wiedergeborenen Sage“ keine Noth haben: grade dieser ihr Charakter bürgt uns dafür, daß wir hier den ächt historischen Standpunkt vor uns haben, auf welchem das Absehen von Gott und dessen in der Geschichte durchweg hindurchleuchtender Allmachtthand ein Unding ist. Das ahnete schon die frömmere Geschichtsbeachtung des Alterthums, und die biblischen Historiker wissen das so gut, daß sie nirgends jenen Gesichtspunkt ausgegeben haben. Daher es denn auch Ewald unfähliche Mühe gekostet hat, solche Sagen aufzuspüren, wie sie ihm als die ursprünglichsten erscheinen müssen. Wir meinen, er hätte vergebens danach suchen müssen, wäre es ihm nicht um jeden Preis darum zu thun gewesen, der Forderung entgegen zu kommen, einige Exem-

plare der fraglichen Gattung, und wären es auch noch so wenige, aufzuweisen. — 3. Wie viel auch der Verf. über die Beschaffenheit der Sage und ihre Wandlungen sich verbreitet, so hat er doch die eigenthümliche Gestaltung derselben bei den Hebräern ganz übersehen, wobei wir insbesondere an die Überlieferungen, welche die Urgeschichte Israels betreffen, denken. Die Eigenthümlichkeit des Hebräischen Stammes in dieser Beziehung hat er durchaus nicht scharf in's Auge gefaßt; nicht einmal in äußerlicher Hinsicht. Denn es leuchtet bald ein, wie viel sich schon daraus zu Gunsten der Treue und Sicherheit in solchen Überlieferungen ergibt, während es unserem Verf. nur immer vorwiegend um die Corruptionen der Sage zu thun ist. Wie ganz anders hat dagegen schon von diesem Gesichtspunkte ausgehend, ein Schüler des Verf. geurtheilt, wenn er bemerkt: „Ohne Zweifel ist das Leben der Nomaden vorzüglich geeignet, eine höhere Erkenntniß, wenn sie einmal Raum gewonnen hat, zu erhalten und in dem Einzelnen zu einer frischen, immer neu von innen heraus wirkenden Kraft zu machen. Denn einmal, weil sie bei ihnen nicht an so bestimmte, regelmäßige Formen gehend, ein Schüler der Nomaden vorzüglich geeignet, eine höhere Erkenntniß, wenn sie einmal Raum gewonnen hat, zu erhalten und in dem Einzelnen zu einer frischen, immer neu von innen heraus wirkenden Kraft zu machen. Denn einmal, weil sie bei ihnen nicht an so bestimmte, regelmäßige Formen, welche ein festerer Staatsverband und geordnete Formen des Zusammenlebens nothwendig fordern, geknüpft seyn kann, ist sie nicht so leicht der Gefahr ausgesetzt, mit ihren Formen und Äußerungen verwechselt und über diesen vergessen zu werden. Sodann wird sie von vielen gleich Berechtigten und gleich Mächtigen getragen; sie hat ihren Halt und ihre Stütze in der Masse; Verdrängung oder Unterdrückung durch fremden Einfluß sind nicht leicht zu befürchten; auch werden Deutungen und Fassungen, welche von Einzelnen ausgehend das von ihnen Ge deutete und Gefasste den Augen der Masse mehr oder weniger entrücken, schwerlich Eingang zu gewinnen“ (Bertheau, z. Gesch. d. Israel. S. 245 ff.) — 4. Eben so wenig ist aber auch der Verf. auf den Inhalt der Hebräischen Sage und seine Eigenthümlichkeit tiefer eingegangen. Zwar finden sich hie und da Äußerungen, wie etwa folgende: die Hebräische Sage habe den ihr ganz eigenen Vorzug, vom Geiste einer höheren Religion erfüllt und getragen, ja theilweise das Gefäß für große Wahrheiten derselben geworden zu seyn (S. 59.). Allein dergleichen Äußerungen sind eben nur sporadischer Art und auf die eigentliche Untersuchung vom Wesen und von der besonderen Erhaltung der Hebräischen Überlieferung von keinem irgend bemerkbaren Einflusse. Und wer dann freilich über den Umstand, daß „die Sage das Göttliche in der Geschichte wirkend und sich verkörpernd einführt“, sich dahin äußern kann: „es hilft nichts zu läugnen, daß sie darin der Art und Weise heidnischer Mythologie sich nähert“ (S. 54.), der hat doch von dem „Geiste dieser höheren Religion“ im Grunde nur eine so dürftige und armselige Vorstellung, daß er es allerdings nicht

zu einer wahren Erkenntnis des religiösen Charakters dieser Überlieferungen bringen kann.

Ein folgender Abschnitt: „Anfang der Hebräischen Geschichtschreibung; die Schrift“ betitelt (S. 60 ff.) kommt zu dem Resultate, daß zu Moses Zeit geschrieben wurde, und daß seit Moses eine Hebräische Geschichtschreibung sich bilden konnte und bildete — ein Resultat, welches wir, ohne die schon ihrer Unvollständigkeit halber nicht befriedigende Beweisart des Verf. uns durchweg aneignen zu können, doch dankbar annehmen, als ein nicht unwichtiges Zugeständnis der neueren Kritik. Der Verf. indessen will durch dasselbe möglichst wenig sich beengt wissen. Denn alles Nähere und Genauere in dieser Hinsicht, erklärt er, müsse und könne sich nur ergeben aus einer inneren Untersuchung der Beschaffenheit der historischen Bücher selbst. Und so beginnt denn eine längere Kritik dieser Schriften (S. 72—258.), worin die eigentliche Basis für die folgende Geschichtsbetrachtung gelegt werden soll.

Es gab eine Zeit in der Kritik, wo sich namentlich Eichhorn, Bertholdt u. A. darin gefielen, unsere historischen Bücher theilweise durch eine mehr oder weniger große Reihe von Umarbeitungen hindurchgehen und bis zu ihrer gegenwärtigen Gestalt gedeihen zu lassen. Das Richtige dieser Hypothese hatte man indessen längst angefangen einzusehen, insbesondere weil theils man es dabei mit nichts Anderem als Hypothesen, die jedes festen historischen Anhaltspunktes entbehrten, zu thun hatte, theils dadurch das, was erklärt werden sollte (wie namentlich das Verhältniß der Bücher Samuels und der Könige zu der Chronik), nicht erklärte, sondern die Schwierigkeit nur umgangen und weiter hinausgeschoben wurde. Die neueren eingehenden Untersuchungen über die Bücher der Chronik haben dieses Resultat nur noch stärker befestigt und zu der Einsicht wesentlich beigetragen, wie nämlich es sey, über die sicheren, in jenen Büchern selbst enthaltenen Angaben in Betreff ihrer Quellen und Zusammenfassung hinauszugehen. Alle diese Untersuchungen und wahren Fortschritte in der Kritik sind aber für Ewald so gut als vergeblich geblieben. Eine Fülle solcher Metamorphosen soll auch durch ihn auf's Neue jenen Schriften vindicirt werden (vgl. besonders S. 195 ff.), in Folge deren wir es hier mit gänzlich die früheren Darstellungen weissen umgestaltenden, künstlerischen und gelehrten Bearbeitungen zu thun haben. Dasselbe, was Ewald auf einem anderen Gebiete versucht hat, um die Unächtheit einer Reihe Jesaianischer Weissagungen darzuthun, nämlich die Annahme einer großen christlichen Literatur, einer Fülle von „fliegenden Blättern“ (eine Vorstellung, welche fast unwillkürlich an die Zeitschriften und Broschüren-Literatur unserer Tage erinnert), dieselbe unglückliche Fiktion wird auch hier auf die historischen Bücher angewandt. Die Beweise dafür sind meistens die a priori vom Verf. gewonnenen Geschichtsanschauungen — indem er sich z. B. in das eigenthümliche Wirken der Propheten, wie es in den Büchern der Könige beschrieben ist, nicht finden kann —, dann hie und da einige sprachliche Beobachtungen, jedoch meist der Art, daß man sich nur wundern kann, wie ein Sprachforscher, wie Ewald, darauf ein solches Gewicht legen kann. Mit um so größerer Zuversicht können wir dem Verf. für seine Hypothesen dasselbe

Schicksal voraussagen, welches den Eichhorn'schen Hypothesen zu Theil geworden ist, zumal da die Willkür hier eher noch überboten, als gemindert erscheint. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Die Ravensberger Pastoral-Conferenz.

Am 27. Juni fand die an die Missionsfeier der Ravensberger Missions-Hilfs-Gesellschaft sich anschließende Pastoral-Conferenz statt. Es hatten sich zwei und sechzig Theilnehmer aus Minden-Ravensberg und dem angränzenden Lippe, und Denabrück zu derselben eingefunden.

Mit einer Morgenandacht wurde begonnen. Es schlossen sich daran die Verhandlungen, bei denen die Pfarrer Möller, Grebe und Kunsemüller zu Ordnern ernannt wurden. Past. Möller leitete dieselbe ein mit einem Vortrage über die äußere Tagesordnung, und einer Ansprache an die Conferenzen, als die rechte Stellung bezeichnend: entschiedenes Bekenntnis in der Gemeinschaft am Evangelium ohne Bedenken damit anzustoßen, und zugleich Beweiskung solcher Liebe, die anzieht und gewinnt, 1 Joh. 4, 1—9.; ferner: arbeiten ohne ungebührliche Geschäftigkeit, und sich freuen der Gemeinschaft, ohne bloß genießen zu wollen, Ephes. 4, 11—16.

Es wurden sodann die in dem Einladungsschreiben der Direktion zur Besprechung vorgeschlagenen Gegenstände näher bestimmt vorgetragen:

1. Wie sind die evangelischen Gemeinden zum Bewußtseyn ihrer Vorzüge, die sie als evangelische Christen der Römischen Kirche gegenüber haben, zu bringen und darin zu erhalten? welche Stellung zu nehmen zur Römischen Kirche?
2. Welche Aufgabe hat die Diaconie bei dem drohenden Pauperismus unserer Zeit?
3. Aufgabe der Kirche in dieser geweckten und aufgeregten Zeit — Behandlung und Förderung des erwachten christlichen Lebens von Seiten der Kirche.
4. Aufgabe und Stellung der Schulen und Lehrer zur Kirche und den Geistlichen.
5. Was können wir thun, um die Stellung der Candidaten des Pfarramts günstiger und die Jahre der Candidatur für die Kirche, wie für die Candidaten selbst fruchtbarer und segensreicher zu machen?
6. Berichte über den Stand des Reiches Gottes in den verschiedenen Gegenden der Unversenden.

Die Versammlung zog vorab die erstgenannten Gegenstände zur Verhandlung. Auf die erste Frage: Wie die evangelische Gemeinde zum Bewußtseyn ihrer Vorzüge der Römischen Kirche gegenüber zu bringen? gab Past. Möller als geeignete Mittel zur Besprechung an:

1. Kirchen- und Reformationsgeschichte im Confirmandenunterrichte.
2. Behandlung der Unterscheidungslehren im Confirmandenunterrichte.
3. Predigten an Denntagen der Reformation.
4. Wahrnehmung des Mutes bei Trauung gemischter Brautpaare.
4. In officiellen Streitfragen um des kirchlichen Friedens willen nie die Ehre und das Recht der Evangelischen Kirche verletzen zu lassen.
6. Bibelfunden, Jünglingsvereine.
7. Verbreitung der Augsburgerischen Confession. —

Ehe hierauf einzugehen, nahm Past. S. das Wort, ist vorab zu besprechen, worin die Vorzüge der Evangelischen Kirche bestehen? Offenbar im Wort und Bekenntnis. Daher liegt allererst die Frage vor, wie zu wirken auf wahrhaftige Besehrung, innerliches Leben und feste Begründung, daß wahrhafte Bekenner kommen. Ist wenig Glauben, wenig

Liebe und keine lebendige Hoffnung da, was ist da zu streiten? Fechten hilft nicht, bekennen. —

Dem sich anschließend führt Past. R. aus, wie in dem Wort die Macht und Stärke der Evangelischen Kirche liege, und das Wort im Geist und in der Kraft zu treiben überall und immer. Er weist darauf hin, wie von Anfang an und fort und fort aller Kampf, Widerstand und Verfolgung gegen das Wort und dessen Träger gerichtet — auf die Erfassung der Bibelagenten in Spanien und Belgien — auf das jüngste päpstliche Verbot des Bibellebens; — das Wort sey in die Gemeinden zu bringen und das Bekenntniß habe die Verheißung, daß auch die Pforten der Hölle es nicht überwinden sollen. „Daß das Gesetz dieses Buches nicht von deinem Munde kommen — alsdann wird dir's gelingen in allem, das du thun wirst.“ — „Ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause und zum heiligen Priestertum.“ —

Superint. W. entgegnet: Das Wort werde gehandhabt in der Kirche, in den Schulen, bei Katechumenen etc. und treffe das darüber Gesagte zusammen mit den zur Belebung des evangelischen Bewußtseyns als geeignet vorgeschlagenen Mitteln.

Past. S.: Bekenntniß des Herrn thut Noth!

Past. R.: Gewiß, Wort und Bekenntniß zuerst, aber mit dem Bekenntniß auch Kampf, die Rechte der Kirche zu wahren. Die Reformatoren hatten beides. Es handelt sich um gute Anweisung zum Kampf; die Kirche muß sich verteidigen.

Past. R.: Eben dazu ist das erste Erforderniß, daß die Kirche innerlich gebaut und gerüstet dastehet, Leben in der Kirche, und aus dem Leben heraus kämpfen im Glauben. Leben zu wecken und zu gründen, daß das Wort in der Kirche lebendig werde — das ist vorab die erste Aufgabe.

Past. S.: Wo das Bekenntniß nicht bloß im Leben, sondern auch in der Lehre abhanden gekommen, ist da der Kampf, ist's da überhaupt heilsam, die Scheidelehren hervorzuheben, und Katechismen der Scheidelehre auszugeben, muß nicht erst Grund in Lehre und Leben gelegt werden?

Superint. W.: Eins ist Noth. Es sey denn, daß Jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen. Darin find wir einig. Von dieser Voraussetzung ausgehend müssen die Mittel besprochen werden, die geeignet, das evangelische Bewußtseyn der Römischen Kirche gegenüber zu beleben.

Past. R.: Unsere Zeit ist die: in der einen Hand die Kelle, und bauen, und in der anderen das Schwert und kämpfen, Jeder für sich und so Viele des Herrn sind in Gemeinschaft, auch wenn noch Viele todt sind und schlafen.

Man ging über zur Besprechung der einzelnen Vorschläge. —

1. Allgemein war man einverstanden, daß Kirchen- und Reformationsgeschichte in den Katechumenen- und Confirmandenunterricht aufgenommen werde, auch in den Schulen mehr Zeit und Fleiß darauf zu verwenden, als bisher, um das kirchliche Bewußtseyn hervorzuheben und zu befestigen.

2. Über Verbreitung von Katechismen der Scheidelehren war man der Überzeugung, daß neben gründlicher Darlegung des evangelischen Bekenntnisses, auch Kenntniß der Unterscheidungslehren und Beleuchtung derselben mit dem Worte Gottes nothwendig. Zu sehr seyen dieselben in Vergessenheit gerathen, eine Gegeneinanderstellung der Scheidenden Lehren, beleuchtet und gerichtet mit dem Worte, bringe Entscheidung und werde zur guten Wehr und Waffe, diene zum Schutz gegen Verführung und wecke zum entschiedenen Bekenntniß und Zeugniß. Im Confirmandenunterricht seyen die Unterscheidungslehren zu behandeln bei der Lehre von der Kirche, — Katechismen der Unterscheidungslehren zu verbreiten, und die Herausgabe des Duisburger Katechismus zu geringem Preise erwünscht. Es wurde hiebei berichtet, wie zwei angesehene Ka-

tholiken durch das Lesen dieses Katechismus zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen. Und zum Erweise, wie fest gegründetes Leben im Glauben auch den Irrthum überwinde, ohne ihn zu kennen, wo er ihm entgegentrete, wurde das Zusammentreffen zweier gläubiger evangelischen Jünglinge mit zwei strengen Papisten in einer rein katholischen Gegend erzählt, wobei letztere überwinden von dem lebendigen Zeugniß der ersten mit diesen zum Gebet knieten, und den Wunsch ausdrückten, öfterer mit denselben zusammenzukommen.

3. Predigten an Denktagen der Reformation. Solche Tage seyen Gedenktage der großen Thaten Gottes, deren Gedächtniß im Volke Gottes lebendig erhalten werden müsse, insbesondere sey eine kirchliche jährliche Gedächtnißfeier der Reformation zu wünschen, eine solche Feier selbst sey ein Bekenntniß, und Gott wolle auch Dankopfer haben für seine große Gnade.

Die Mittheilung der auf der Conferenz in Berlin gegebenen Eröffnung, daß von dem hohen Ministerium eine kirchliche, schon in diesem Jahre zu begehende Feier des Reformationsfestes angeordnet werde, verbreitete allgemeine Freude.

4. Bei der Besprechung des weiteren Vorschlags: „bei Trauung gemischter Ehen unseres Amtes zu warten“, wurde darauf hingewiesen, daß unseres Amtes sey, den evangelischen Theil in der Wahrheit zu befestigen, vor Laueheit und Gleichgültigkeit zu warnen, und so viel an uns, zu verhüten, daß derselbe nicht auf trummen und heimlichen Wegen zu Verschreibungen in Hinsicht der Kindererziehung verlockt werde. Ganz entschieden und einstimmig wurde die hier zur Sprache gebrachte Frage: ob gemischte Ehen abjurathen? bejaht.

5. Die Frage: ob in officiellen Streitfragen um des kirchlichen Zieles willen einige Verletzung der Ehre und des Rechts der Evangelischen Kirche zuzugeben und zu ertragen? wurde kurzweg und bestimmt verneint. Es wurden hiebei mehrere solche Fälle von versuchten und mit Ernst zurückgewiesenen Eingriffen in die Rechte der Evangelischen Kirche berichtet. —

6. Bibelfunden wurden hier weniger besprochen, indem schon beim Beginn der Verhandlungen die feste Begründung der evangelischen Gemeinde im Wort als das erste Nothwendige vorangestellt worden war.

Sie werden schon an vielen Orten gehalten an Wochentagen, in der Kirche oder im besonderen Beisaal, Confirmanden- oder Schulzimmer, für Männer und Frauen, auch Jünglings- und Jungfrauenvereine gesonderte, oder auch allgemeine Bibelfunden, nach der Drlichkeit und dem Raum.

7. Verbreitung der Augsburgerischen Confession, insbesondere: soll sie den Confirmanden mitgegeben werden? Die Augsburgerische Confession wurde als Bekenntnißschrift der Evangelischen Kirche allgemein anerkannt, auch von den anwesenden reformirten Geistlichen, von denen einer sie als den besten, von der Evangelischen Kirche selbst mit kirchenrechtlicher Geltung ausgegebenen Katechismus der Scheidelehren bezeichnete, und man vereinigte sich zu dem Entschluß, die Verbreitung derselben, insbesondere als Mitgabe an die Confirmanden, sich angelegen seyn zu lassen. Es wurde hiebei bemerkt, daß die Augsburgerische Confession bereits als Zugabe zu dem Ravensberger Gesangbuch gedruckt und ausgegeben werde, und zu dem geringen Preise von 8 Pf. in der Verlagsbuchhandlung von C. Bertelsmann zu Gütersloh zu haben sey. Herr Bertelsmann, der gegenwärtig, schenkte zur unentgeltlichen Vertheilung 500 Exemplare. — In dem Monatsblatt aus und für Westphalen, dessen Herausgabe von der Direction der Ravensberger Missionsgesellschaft schon vorbereitet, sollen einzelne Artikel der Augsburgerischen Confession in einer für's Volk faßlichen Darlegung behandelt werden. —

Past. Möller brachte nun, an den verhandelten Gegenstand anknüpfend, den Gustav-Adolphverein zur Sprache, zunächst: ob derselbe

eine erfreuliche Erscheinung sey? Einstimmig: ja. Der sich daran schließende Antrag: „wir wollen zur Förderung und Concentrirung des Westphälischen Provinzialvereins nach besten Kräften beitragen“ fand nicht die allgemeine Bestimmung.

Es wurden von einer Seite Bedenken geltend gemacht gegen eine Vereinigung, die in ihrem innersten Wesen, im Glauben, auseinander gehe, und weil der einigende Geist fehle, weder Dauer noch freudiges Zusammenwirken verheißt, dagegen anderer Seits hervorgehoben, daß der Zweck des Vereins Allen anliegen müsse in gleicher Weise ohne Unterschied der Glaubensrichtung, und darin die Einigung gefunden werde. Dieser Erklärung wurde wiederum entgegnet: keineswegs und nirgends sey das Bekenntniß des Glaubens gleichgültig, und es gebe einen Punkt, wo die Wege sich scheiden, und es heiße: du rechts, ich links.

Bei der Abstimmung über den Antrag waren indeß, da das Bestehen von Lokalvereinen durch den Anschluß an den Provinzialverein nach hoher Verordnung bedingt, Viele für denselben.

Es wurde danach gesungen: Prüfe recht ic.

Zion prüfe recht den Geist,
Der die ruft zu beiden Seiten,
Ehne nicht, was er dich heißt,
Laß nur deinen Stern dich leiten
Zion, beide, was da krumm und schlecht,
Prüfe recht.

Die zweite aufgestellte Frage kam zur Besprechung: „Welche Aufgabe hat die Diakonie bei dem beständig wachsenden und schon vorhandenen Pauperismus unserer Zeit?“

Die Diakonie muß eine kirchliche seyn, sie war es, und muß es wieder werden. Sie ist begründet im Wesen des Glaubens, ihr Leben ist barmherzige Liebe. Durch die Diakonie sollen Reiche und Arme zusammenkommen und nahe gebracht werden in der sich dienenden Liebe. Das Amt der Diakonie ein geistliches Amt wie zu der Apostel Zeit. — Die Kirche ist die Mutter der Armen. Zu deren Pflege bedarf sie des Armenvermögens, und auf allen Synoden sind erneuerte und dringende Anträge zu stellen, der Kirche die Armenmittel wiederzugeben, die ihr gehören.

Die kirchliche Armenpflege hat es nicht allein damit zu thun, in gegenwärtiger Noth augenblickliche Hülfe zu geben, — sie muß die Quellen der Armuth erkunden und versorgen. Die liegen tiefer, als in der Verminderung der Nahrungsquellen, entspringen aus der einen Hauptquelle alles Elendes, der Sünde und ihrer mannigfaltigen Ausgeburten und Gestaltungen im Leben, „die Sünde ist der Keim Verderben“ hat die allgemeinste Geltung. Die kirchliche Armenpflege ist nicht bürgerliche Pflichtversorgung, und darf mit derselben nicht verwechselt werden, soll nicht der Sinn der barmherzigen Liebe ersterben. Die Diakonie ist von großer Bedeutung für die geistliche Wirksamkeit. Einzelne Wohltätigkeitsvereine sind Gehäusen der Diakonie, müssen von derselben ausgehen und damit verbunden bleiben: Vereine zur Pflege der Kranken — Wittwen — Wöchnerinnen — Kleinkinder — Handarbeitsschulen für Arme.

Dies der Sinn der Besprechung, die bei der beschränkten Zeit nicht ausgeführt werden konnte, wie der Gegenstand derselben erfordert. Das Ergebnis derselben war: „Die bedrängte Lage der niederen Volksklasse ohne festes Eigentum, und die sich verbreitenden communisistischen und socialistischen Verbesserungsepläne stellen den Pfarrern und Presbyterien es zu einer dringlichen Aufgabe, der Armenpflege und der Verhinderung der Verarmung die allerförmigste Thätigkeit zuzuwenden, die Bedeutung der kirchlichen Armenpflege recht geltend und anschaulich zu machen, und ohne Ermüdung und Entmutigung sich angelegen seyn lassen, daß das der Kirche zustehende Armenvermögen derselben gesichert und erhalten werde.“ —

Es wurden ferner noch folgende Anträge kurz besprochen:

1. Ein Antrag des Past. Möller, „unsere Missionethätigkeit für die Heiden soll und nicht hindern, auch der Mission unter Israel eingedenk zu seyn“, fand in der Erklärung seine Erledigung, daß bereits seit längerer Zeit sowohl der Ravensberger als Mindener Missionsverein der Mission unter Israel gedanke in den Missionsstunden, Gaben dafür annehme, und an den Leserbrief für Israel befördere, dessen beide Missionäre, Meander und Pfarramtscandidat Sehwald, auch Minden = Ravensberg schon länger bereisen.

2. Der Antrag: „Die Förderung der Enthaltensamkeitsvereine hat im Großen und Ganzen noch einen geringen Erfolg unter uns gehabt, und wir fühlen uns zu ernstlicher Fortsetzung unserer Bemühungen gegen den verderblichen Brantweinenuß dringend verbunden“ führte zu der Erklärung: den Brantwein als Feind anzusehen, der zu bekämpfen.

3. Ein Antrag in Bezug auf die aus letzter Conferenz der Lichtfreunde zu Köthen veröffentlichten Vorgänge:

„Wie wir uns im Geist und brüderlicher Liebe geeinigt wissen mit den zu Gnadau und Berlin vereint gewesenen Brüdern, und ihnen als am gemeinsamen Werke arbeitend die Hand reichen, so beklagen wir andererseits tief, was auf der letzten Conferenz der Lichtfreunde zu Köthen geschehen, und haben die dasigen unevangelischen und mit Auflösung der Kirche drohenden Vorgänge mit gerechtem Schmerze vernommen — und ihnen gegenüber fassen wir den Entschluß, um so eifriger für den geschichtlichen Bestand unserer Kirche zu wirken und die Abgewichenen mit unserer Fürbitte dem Herrn und seiner heilenden Gnade zu befehlen“

fand die allgemeine Zustimmung.

Die Zeit war verlaufen, daß die noch weiter in Vorschlag gebrachten Gegenstände nicht zur Besprechung kommen konnten.

Am Schluß kam es noch zur Verhandlung über die nächst zu haltende Conferenz: ob nämlich die mit der Missionsfeier der Ravensberger Missionsgesellschaft bisher verbundene Pastoral-Conferenz, der sich befreundete Brüder in Minden, Lippe und Dsnabrück angeschlossen, in dieser Weise fortbestehen, oder eine eigene, davon unabhängige Minden = Ravensberger Conferenz errichtet werden solle, in welchem letzteren Falle ein Moderamen für die nächste Conferenz zu ernennen, welches die Einleitungen zu derselben zu treffen, die bis anseht nach Rücksprache auf kleineren öfters stattfindenden Conferenzen von der Direktion des Ravensbergischen Missionsgesellschaft getroffen werden. —

Nachdem in Erwägung gezogen, wie Ravensberg der Lage wegen, in der Mitte zwischen Minden, Lippe, Dsnabrück, so geeignete Conferenztorte mit geräumigen Conferenzzimmern darbiete, die bisherigen Conferenzen nicht gemacht, sondern vom Herrn gegeben und gesegnet, Verbindung der Missionsfeier mit der Conferenz dem Zweck derselben so sehr entspreche, die Gemeinschaft belebe und stärke, diese schon länger bestehende Vereinigung ferner zu erhalten Viele im Gewissen sich gebunden hielten, — vereinigte man sich dahin:

Daß die Conferenz mit der Missionsfeier der Ravensberger Missionsgesellschaft verbunden bleibe, die dem Zwecke der Conferenz entsprechende Einrichtung vor dem Herrn weiter zu beraten allen Conferenzgliedern und namentlich den Mitgliedern der Ravensberger Missions-Direktion anheimgegeben werde, einstweilen aber die bisherige Ordnung verbleibe.

Nach vorbereitendem Gesänge und Vorlesung von 2 Cor. 6, 4 — 10. durch Past. Möller, wurde die Conferenz mit Gebet und Gesang geschlossen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 9. Oktober.

N 81.

Die Preussische Eherechts-Reform.

Fünfter Artikel.

Wiederholt haben wir die Hoffnung ausgesprochen, den heftigen Widerstand, welcher dem heilsamen Werke der von Sr. Maj. dem Könige von Preußen eingeleiteten Reform des Eherechts entgegengesetzt worden, an der Macht der Wahrheit scheitern zu sehen. Dieser Macht vertrauten wir, daß sie die Preussischen Staatsmänner stark machen und ihre Augen erleuchten werde. Unsere Hoffnung hat uns nicht getäuscht. Die gerechten und landesväterlichen Absichten Sr. Majestät sind dem Anfange nach realisiert worden. Mit dem 1. Oktober ist die Verordnung in's Leben getreten, welche die Ehefachen den Untergerichten abnimmt und den Obergerichten überweist, und vor diesen ein ernstes und würdiges Verfahren herstellt. Dieses Verfahren wird den bisher durch Duldung der frechsten Collusionen verdunkelten wahren Thatbestand der Ehezerwürnisse an's Licht ziehen, und die tiefen Wunden unseres Eherechts den Obergerrichtern unseres Vaterlandes vor Augen stellen. Es wird aber auch gewissenhaften Geistlichen die Möglichkeit gewähren, ihr Amt — das Amt des Wortes — zu üben, ehe noch der Ehezwist durch Anstellung der gerichtlichen Klage verbittert, und, in vielen Fällen, unheilbar geworden ist.

Es ist freilich diese Verordnung nur ein Anfang des großen Werkes. Sie läßt die Scheidungsgründe unberührt und die Frevel an der Ehe, selbst die schamlosesten, die offenkundigsten, unbestraft. Das Argerniß der Zerreißen von Ehen nach frecher Willkühr der Parteien oder um geringfügiger Ursachen willen und doch unter obrigkeitlicher Sanction, die Straflosigkeit des Ehebruchs und der sonstigen, die Ehescheidung herbeiführenden Vergehen — eine Straflosigkeit, welche in Verbindung mit der oft von dem Frevel gewünschten Scheidung praktisch in Belohnung übergeht, — alle diese Schäden unseres Rechtszustandes, durch die unternommene Reform selbst vor ganz Deutschland aufgedeckt, bleiben vorläufig ungeheilt, unverbunden, — ja, sie werden durch den Contrast ernstster und würdiger Procedurformen nur noch mehr hervortreten.

Aber eben hierin liegt eine Bürgschaft, daß die Reform, der öffentlich ausgesprochenen Absicht Sr. Majestät des Königs gemäß, weiter durchgeführt werden und auch das materielle Eherecht umfassen wird. „Zur gründlichen Vorbereitung des hierüber zu erlassenden Gesetzes“ — so sagt die gleichzeitig mit der Verordnung über das Verfahren durch die Gefegsammlung publicirte Allerhöchste Kabinetts-Ordre — „sollen die Erfahrungen der Gerichte über die Erfolge des verbesserten Verfahrens in Ehefachen gesammelt und Mir von Zeit zu Zeit durch den Justizminister vorgelegt werden.“ Es soll also die Verordnung

über das Verfahren die Eherechts-Reform nicht abschließen, sondern erst recht beginnen; die Gerichte sollen mit Hand anlegen und durch ihre Erfahrungen den großen Zweck erreichen helfen.

Aber auch die Kirche darf und wird nicht müßig zusehen. Die Befürchtungen derer, welche meinten, die von Seiten des Staats unternommene Eherechts-Reform werde die Kirche einschläfern, sind bisher nicht in Erfüllung gegangen. Die Kirche ist nicht eingeschlafert, sie ist aufgeweckt worden. Ihr Bekenntniß durch das Wort und mehr noch durch die That hat die Überzeugung vieler Staatsmänner gewonnen und der Obrigkeit die Hände gestärkt; es hat selbst böswilligen Gegnern des guten Werkes die Behauptung, daß Alles beim Alten bleiben könne, fast unmöglich gemacht. Ohne dieses Bekenntniß, ohne den Entschluß so vieler Diener der Kirche, was sie lehren auch zu thun, und nicht am Altar zum Gespött zu machen, was sie auf der Kanzel predigen, — ohne diesen Entschluß wäre, nach dem Urtheile von Männern, die dem Gange der Verhandlungen im Einzelnen haben folgen können, auch das nicht erreicht worden, was bis jetzt schon erreicht ist.

Römisch-Katholische haben gespottet: der Preussische Staat unternehme ein zwar nothwendiges, aber für ihn unmögliches Werk; das Princip des Protestantismus sey die Negation; die Zerrüttung der Ehe sey in seinem Wesen begründet. Wir dürfen jetzt hoffen, daß die Evangelische Kirche ihre Flecken nicht beschönigen, sondern durch Buße und Glauben abwaschen, und durch dieses gute Werk jenen Spöttern das Maul stopfen wird.

Daß insbesondere die evangelische Geistlichkeit die Hand, welche sie an den Pflug gelegt, nicht wieder zurückziehen werde, zu dieser Hoffnung berechtigt uns ein neuerlicher Vorgang, dessen weckende Wirkung wir in recht weiten Kreisen verbreitet zu sehen wünschten.

Es ist bekannt, daß das Allgemeine Landrecht geschiedenen Römisch-Katholischen die Ehe erlaubt, welche ihre Kirche ihnen verbietet. Die Einsegnung solcher Ehen verweigert die Römisch-katholische Geistlichkeit, das Allg. Landrecht aber gestattet den Landes-Justizcollegien dieselben alsdann „einem anderen Pfarrer, allenfalls auch von einer verschiedenen Religionspartei, aufzutragen“ (§. 443. t. 11. II.).

Das Allg. Landrecht „gestattet“ „aufzutragen“, — keineswegs „gebietet“ es den evangelischen Pfarrern, solche Trauungen „zu vollziehen“. Es ist überhaupt, seinem Geiste und seinem Buchstaben nach, ein Landesgesetz, kein Kirchengesetz, und zwar ein Landesgesetz, welches in seinen Grundbuden absieht von allen Eigenthümlichkeiten der christlichen und jeder anderen Religion, welches daher ein Gesetz für das Verhalten evangelischer Pfarrer, als solcher, als Diener der Kirche, „in ihren geistlichen Amtsverrichtungen“, weder seyn will noch seyn kann. Deshalb

verweist der §. 66. t. 11. II. des Allg. Landrechts mit ausdrücklichen Worten die „protestantischen Geistlichen wegen ihrer besonderen Pflichten in Ansehung ihrer geistlichen Amtsverrichtungen“ von sich weg und an „die Consistorial- und Kirchenordnungen“.

Wäre alles dies nicht schon aus dem ganzen Zusammenhange des Allg. Landrechts und aus dem allegirten §. 66. klar, so würde die Bestimmung des §. 443. selbst es klar machen. Das Landes-Justiz-Collegium soll solche Trauungen „einem anderen Pfarrer, allenfalls auch von einer verschiedenen Religionspartei, auftragen“ dürfen; also auch einem von derselben Religionspartei, also auch einem anderen Römischen Priester. Schloße nun der Auftrag auch die Pflicht des Pfarrers ein, den Auftrag ohne Rücksicht auf die Grundsätze seiner Kirche zu vollziehen, so müßte ja auch der beauftragte Römische Pfarrer dazu gezwungen werden können. Dies hat noch Niemand behauptet; es würde daraus ein Gewissensdruck, eine Religionsverfolgung mit Nothwendigkeit hervorgehen, an den die humanen und toleranten Verfasser des Landrechts nur mit Abscheu denken würden.

Die Wahrheit ist, daß das Landrecht über die Pflicht, den Auftrag zu vollziehen, nichts entschieden hat, noch entscheiden wollte. Man erwartete, bei dem Verfall, in den die Evangelische Kirche gerathen war, daß in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten entstehen würden, und hat sich leider ein halbes Jahrhundert lang nicht getäuscht.

Es ist klar, daß außer den Bedenken gegen die Trauung von solchen, die ohne einen von der Evangelischen Kirche anerkannten Grund geschieden sind, die Vollziehung dieser Trauungen durch evangelische Pfarrer auch noch aus einem anderen Grunde unzulässig ist. Der geschiedene Römisch-Katholische, der eine solche Trauung sucht, verletzt die Gesetze seiner Kirche, während er gleichwohl ihr Glied bleiben will. Über diese in ihrem tiefsten Grunde unsittliche und irreligiöse Handlung spricht der evangelische Pfarrer seinen Segen aus. Er bestärkt den Römischen Katholiken in seinem Vergehen, er verletzt die Rechte der Römisch-Katholischen und prostituiert den Segen der Evangelischen Kirche, als wäre dieser Segen eine bloße Formalität, ein bloßer Civilakt, zur Disposition des Staates, um dadurch die Ehen ohne Rücksicht auf Religion zu legalisiren. Es kann schwerlich etwas erdacht werden, was mehr geeignet wäre, alle ernstesten Römischen Katholiken gegen die Wahrheiten, welche den Lebenskern der Evangelischen Kirche ausmachen, zu verhärten, ja, sie zu erbittern, und zugleich in ihren, und der Evangelischen eigenen Augen die Evangelische Kirche herabzusetzen.

Gleichwohl haben sich bisher immer evangelische Pfarrer gefunden, welche ohne Weiteres solche Trauungen vollzogen. Selbst wenn beide Theile Katholiken waren — der schreiendste der vorkommenden Fälle — trauten sie ohne Bedenken. In Schlesien wurde jährlich — gleichsam als ein Verwaltungsergebnis — öffentlich bekannt gemacht, wie viel geschiedene katholische Männer und Frauen mit evangelischen und wie viel mit katholischen von evangelischen Pfarrern im Laufe des Jahres copulirt worden waren.

Dem Argerniß dieser öffentlichen Bekanntmachungen scheinen die ersten Anfänge der Verhandlungen über die Eherechts-

Reform vor zehn Jahren ein Ende gemacht zu haben; wenigstens hat man sie seitdem in öffentlichen Blättern nicht mehr gelesen.

Nun aber ist dem Vernehmen nach eine bedeutende Anzahl Schlesischer evangelischer Geistlicher, zwei Superintendenden an ihrer Spitze, mit der Erklärung aufgetreten, solche Trauungen nicht mehr zu vollziehen, und hat diese Erklärung durch die Weigerung der Trauung in einzelnen Fällen bethätigt.

Wir brauchen nach dem Obigen nicht weiter auszuführen, daß diese Männer nicht bloß in ihrem Rechte sind, sondern daß sie ihre heiligsten Pflichten gegen die Kirche, der sie dienen, und daß sie des Herrn Wort gegen die Römische Kirche erfüllen: „Was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht!“

Nur drauf wollen wir noch hinweisen, daß sie sich auch um den Staat verdient machen und ihrer Obrigkeit in dem schweren Werke der Eherechts-Reform wesentlichen, ja, nothwendigen und unentbehrlichen Beistand leisten.

Wir sind so gewohnt, Alles von der Obrigkeit — von der „Geseßgebung“ — zu fordern und zu erwarten, und zu klagen, wenn sie nicht überall hilft, wo wir es begehren. Hüten wir uns, daß wir den Pharisäern nicht ähnlich werden, „die Anderen unerträgliche Lasten binden, die sie selbst mit keinem Finger anrühren.“

Es gibt viele Geistliche, welche sich durch die Einsegnung des Ehebruchs in ihrem Gewissen beunruhigt fühlen; aber sie segnen ihn ein und verlangen, daß der Staat ihnen durch Geseßgebung helfe. Sie sollten aber bedenken, wie schwer sie es den Staatsmännern machen, sich und Andere zu überzeugen, daß solche Trauungen die Gewissen der Geistlichen beschweren, wenn diese — und zwar sonst gewissenhafte Männer — fort und fort das thun, — und im Namen des dreieinigen Gottes thun —, was angeblich gegen ihr Gewissen seyn soll.

Sie verlangen das, was sie selbst erschweren, vielleicht endlich unmöglich machen.

Eine gewissenhafte Obrigkeit, die Gott fürchtet und in Gott stark ist, hat keine festere Stütze, keine kräftigere Hülfe, als die von Unterthanen, welche ebenfalls ein Gewissen haben und durch Gottesfurcht die Menschenfurcht austreiben.

Solche Hülfe finden jetzt die Staatsmänner, denen das schwierige Werk der Eherechts-Reform anvertraut ist, bei jenen Schlesischen Geistlichen, deren gutes Bekenntniß und gewissenhafte That von um so größerem Gewichte seyn wird, weil nicht Einzelne, sondern eine Mehrzahl von Dienern des Wortes mit ihren kirchlichen Vorgesetzten diesen Schritt gethan hat.

Kritische Übersicht der wichtigsten neueren Leistungen auf dem Gebiete der exegetischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Um von dieser Willkür hier nur ein Beispiel zu geben, wollen wir die jetzige Ansicht des Verf. von der Entstehung des Pentateuchs kurz berühren, wobei es unbegreiflich wäre, wie der

Verf. der „Composition der Genesis“ nun zu solchen Resultaten kommen konnte, bedächte man nicht, wie damals der geschichtliche Gehalt des Pentateuchs noch mit unbefangenerem, harmloserem Geiste von ihm aufgefaßt, gegenwärtig aber ihm seiner dogmatischen Seite nach tiefer zum Bewußtseyn gekommen und danach viel anstößiger geworden sey. Wirklich ist hier die Willkür so groß, daß man fast die Periode der jetzt verrufenen Fragmenten-Hypothese wieder ausleben sieht. Nicht weniger als fünf Hände sollen vorzugsweise an dem Pentateuch (und dem damit ein Ganzes bildenden Buche Josua) gearbeitet haben. Das älteste Buch ist das „Buch der Bündnisse“ in Bruchstücken von der Genesis an bis zum Buche der Richter hin zerstreut, geschrieben in der zweiten Hälfte des Zeitraums der Richter. [Wie vag und nichtig hier der Beweis geführt ist, zeigt z. B., daß Ewald dem Verfasser dieses Buches die Haupttendenz beilegt, die Bündnisse des Pentateuchs zu beschreiben, gleichwohl aber Stellen, wie 1 Mos. 9. und 17., demselben nicht beilegt, weil hier wieder ein anderes Interesse vorwaltet, S. 79. — daß er eine solche Tendenz, besonders jener Zeit der Richter und ihrem Charakter beilegen zu müssen glaubt, wofür auch nicht ein Schatten von Beweis gegeben ist, S. 78. — daß er dieser Quelle sonderlich das „rein Ägyptische“ zuschreibt, davon aber doch wieder Stellen wie 2 Mos. 7 ff. ausnimmt, und wobei doch ebenfalls durchaus nicht die angenommene Richterzeit zu erkennen ist — daß auch dieses Buch wieder „eine bestehende Literatur“ voraussetzen, und einen „etwas gelehrten Anstrich“ haben soll, wovon das erstere doch im Grunde die Hypothese selbst verneinnet, das zweite nicht zur Richterzeit paßt u. dgl. m.] Das zweite Buch „der Ursprünge“ ist unter Salomo geschrieben „im ersten Drittel seiner Regierung“ von einem Leviten. Es schloß mit 1 Kön. 8, 10 ff. und ist besonders dazu bestimmt, „die Ursprünge aller geschichtlichen Dinge“ und der gesetzlichen Einrichtungen zu beschreiben. Einrichtung, Beschaffenheit, Quellen u. s. w. des Buches kennt Ewald bis in's kleinste Detail und bedauert nur, den Namen des Verfassers nicht angeben zu können. Dann folgen „die prophetischen Erzähler“, der Deuteronomiker mit seinen „rein künstlerischen Bearbeitungen der Urgeschichte“, wobei uns zum Troste die Versicherung gegeben wird, einmal der letztere Verf. habe (unter Manassch) in Ägypten geschrieben, sodann sein Werk sey „in mancher Hinsicht für das N. T. dasselbe, was im N. T. das Evangelium Johannis (S. 149.) Über diesen heillosen in der Kritik angerichteten Wirrwarr kann man wirklich kaum etwas Treffenderes sagen, als das Plautinische: qui omnia se scire simulant nec quicquam sciunt — nec facta tamen nec futura sciunt.

Einen ungleich besseren Eindruck machen die Untersuchungen über „das Land der Geschichte“, S. 259. Wir tragen kein Bedenken, diese Partie für die gelungenste des ganzen Buches zu erklären, sofern sich hier eine nicht geringe Anzahl feiner und meistens recht glücklicher Beobachtungen, insbesondere über die Urbewohner Palästinas findet. Freilich durchkreuzt auch hier die äußerliche Betrachtungsweise des Verf. auf störende Weise jene Darstellung. Es ist schön, wenn er die Frage aufstellt, wodurch für die Israeliten das Land der Verheißung „zu einem

so vorzüglich erstrebten und wünschenswerthen Lande gemacht wurde“. Wenn aber in dieser Beziehung sofort die Israeliten mit allen übrigen das Land bewohnenden und in dasselbe einbringenden Völkern völlig parallelisirt werden und hier dem Verf. wieder einmal die theokratische Eigenthümlichkeit so gut wie ganz entgeht, so bemerkt man bald, wie ungelöst die Frage geblieben und wie wenig in ihrer wahren, tieferen Bedeutung dieselbe erfaßt worden ist. Um den Contrast recht lebendig sich zum Bewußtseyn zu bringen, lese man nur einmal vergleichungsweise etwa den Abschnitt über „Palästinas Weltstellung“ im Rautenschens Palästina.

Wie schmerzlich vermißt man neben allen diesen zum Theil so sehr außerhalb des eigentlichen Gegenstandes liegenden Untersuchungen eine Ausführung über die geistige Eigenthümlichkeit des Volkes, welches zum Träger göttlicher Offenbarung, zur Erfüllung eines in der Weltgeschichte einzigen Berufes bestimmt war! An der Spitze einer Hebräischen Geschichte darf eine Physiognomik des Volkes nicht fehlen. Es gilt, die Aufgabe zu lösen und zu zeigen, was dieses Volk von Natur, seiner ganzen Beanlagung und Richtung, seinem Charakter und Streben nach war, und was es unter göttlicher Zucht, Obhut und Führung wurde. Es gilt, dies Volk seinem Berufe nach in der Weltgeschichte als religiöse Größe zu begreifen und danach an dasselbe einen besonderen Maßstab zu legen. Damit, daß erkannt wird, wie das eigentliche Herz dieses Volkes seine Religion ist, und es nur auf diesem Boden stehend groß und würdig in der Geschichte erscheint, abgesehen davon aber eine ärmliche und widerwärtige Erscheinung bildet, muß sich zugleich die Einsicht in das innerste Wesen dieser Religion, welche allein auf einer reinen ethischen Basis steht, von einem persönlichen und lebendigen Gott weiß, aus Erfahrung von seinen Thaten und Führungen zu sprechen vermag, auf's Engste verknüpfen. Was hilft es uns also, wenn unser Verf. auch mehrfach davon spricht, das Ziel des Hebräischen Volkes sey „die vollkommene Religion“, und Anfang und Ende seiner Geschichte drehe sich um dies hohe Ziel, wenn es aber nur bei solchen allgemeinen Versicherungen bleibt und das Wesen der „vollkommenen Religion“ durchaus keine nähere Bestimmung findet, auch nicht im weiteren Verlaufe des Werkes, obgleich es durchaus nicht an Gelegenheit dazu fehlte, dies vielmehr als recht dringendes Erforderniß sich herausstellt. Denn gerade in dem geschichtlichen Theile, welchen der Verf. hier abhandelt, der alten Ur- und Vorgeschichte Israels, ist eine solche Fülle theokratischer Grundanschauungen enthalten, man blickt hier so tief in die zartesten Einschlagsfäden des ganzen Gewebes, daß man mit Recht sagen kann, dieser geschichtliche Abschnitt sey gesetzt zu einem rechten Prüfstein für Viele. Wie verunglückt aber in dieser Beziehung des Verf. Ausführung gerathen sey, wollen wir nun noch etwas näher nachzuweisen suchen, indem wir uns insbesondere an die Geschichte der Patriarchen halten und sehen, was aus ihr unter Ewald's Händen geworden sey.

Wenn der Verf. zunächst im Gegensatz zu Kritikern, wie v. Bohlen, Batke u. A., die historische Persönlichkeit der Erzväter festgehalten wissen will, so hat er daran wohl gethan.

Wenn er indessen meint, damit, daß er sie nicht gerade für mythologische Figuren hält, viel weiter gekommen zu seyn, so irrt er: denn er drückt sie nur um desto mehr zu recht platten und ordinären Persönlichkeiten herab. Da haben wir wieder jenen alten Euhemerismus, den die Theologie mit Recht gleich jeder gesunden Philologie längst von sich ausgestoßen hat. In dem Abschnitte „das Geschichtliche der drei Erzväter“, S. 353 ff., ist ganz richtig von einigen Kriterien des geschichtlichen Charakters der hieher gehörigen Erzählungen die Rede (z. B. die Eigenthümlichkeit der patriarchalischen Zeit in ihrem Unterschiede von der Mosaischen mit ihrem Religionswesen u. dgl., die Beziehung auf Denkmäler, auf solche historische Einzelheiten wie 1 Mos. 14 u. s. w.): allein das ist eben das Schlimme und Verkehrte, daß der Verf. darin nicht etwa bloße Kriterien sieht, sondern vielmehr den geschichtlichen Stoff auf solche Notizen — und noch dazu auch dies nur in beschränktem Sinne — zurückgeführt und restringirt wissen will. Alles Übrige ist künstliche Bearbeitung. Was es nun aber mit der letzteren für eine Verwandniß hat, erfahren wir sogleich an einem allgemeinen Beispiele. Wie die Genesis den ganzen Zeitraum, den sie behandelt, in „vier Weltalter“ theilen soll (ein Punkt, worüber sich allenfalls streiten ließe, der aber jedenfalls nicht im Sinne und Geiste des Verf. zu fassen ist), muß sie im dritten Alter „einen Kreis von zwölf Vorbildern“ beschreiben. Da haben wir denn freilich die künstlichste Zusammenstellung von der Welt! Was es mit derselben für eine Verwandniß habe, wird man schon daraus entnehmen, wenn man die Zählungsweise des Verf. verfolgt, sofern Isaac nicht weniger als dreimal hier gezählt wird, um die Zwölfszahl herauszubringen. Er soll nämlich als Vorbild des Vaters und zugleich des Kindes, so wie endlich im Vereine mit Rebekka der rechten Verlobung und Ehe in Betracht kommen. Mit ganz gleichem Rechte ließe sich sagen und nachweisen, wie Abraham in dreifacher Beziehung, als Prophet, Priester und König, in der Genesis aufgefaßt und geschildert werde, in dieser dreifachen Hinsicht sey er Vorbild: danach sey auch die Zählung der Vorbilder neu zu gestalten. Der Verf. hat ganz das Richtige getroffen, wenn er in den Patriarchen großartige Typen, Gestalten, welche zum tieferen Verständniß des ganzen inneren Lebens und der eigentlichen Geschichte des Bundesvolkes von hoher Bedeutung sind, anerkennt. Aber es ist eitel Thorheit, überall von Vorbildern zu reden, wie von einem Vorbilde der Heldenname, Deborah, 1 Mos. 35, 8., einem Vorbilde des Hausknechten, Eliezer (wodurch ein Seitenstück zu „dem Thürhüter und Boten im Olymp“ gewonnen werden soll), bloß um das „Helden-Pantheon“ voll zu machen. Vergleichen Combinationen fallen in sich selbst zusammen. (Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Röthen. Aus einem Schreiben an den Herausgeber.

Von der Röthener Versammlung — denn Conferenz, wo Jeder etwas für's Ganze beiträgt, kann man sie nicht nennen — werden Sie wohl schon Bericht erhalten haben. Zur richtigen Beurtheilung dieser

Versammlungen in Röthen ist besonders das hervorzuheben, daß sie nicht in freier Rede und Gegenrede die Wahrheit zu erforschen suchen, sondern die Führer der protestantischen Freunde, deren Zahl, wenn man auch die *minorum gentium* mit rechnet, nicht über zwanzig bis dreißig betragen dürfte, tramen ihre Weisheit aus und zwar in einer Weise, daß eine freie Gegenrede gar keinen geeigneten Platz finden kann, zumal da die „Vorträge“ so lang aufgesponnen werden, daß für die sogenannte „Diskussion“ nur ein Minimum von Zeit übrig bleibt. So stehen die „Lehrer des Volks“ wie Professoren auf dem Katheder, oder wohl gar wie Prediger auf der Kanzel und Alles hört schweigend zu und staunt ob der Weisheit oder auch ob der Beschränktheit des Denkens dieser „Denker“. Nur zwei Mal gab sich in der letzten Versammlung die Theilnahme der Versammelten auf eine erfreuliche Weise kund; zuerst als der Kirchenrath Schwarz aus Jena die Entgegensetzung von „Schrift und Geist“ corrigirte und auf den Gegensatz von „Buchstabe und Geist“ zurückführte und der heiligen Schrift als einem Erzeugniß des Geistes wieder zu ihrem Rechte zu helfen versuchte, da klang, als er gendete hatte, ein lautes Bravo durch den Saal; und sodann, als Past. Uhlisch seine Rede mit den Worten geschlossen hatte: „Gott gebe, daß wir bald von dem apostolischen Symbolum erlöst werden“, da erscholl eine Stimme: „und die ganze Versammlung ruft Amen!“ — aber die ganze Versammlung schwieg stille und kaum Einige klappten ein Amen! Es sind gewiß unter den Zuhörern viele suchende Seelen, die da gerne das rechte Licht finden möchten, wie auch drei Bürger in der Zwischenpause mir bekannten, daß sie lieber bei dem einfachen Bibelworte bleiben wollten, worin ich sie natürlich zu befähigen suchte.

Doch, was ich Ihnen eigentlich mittheilen möchte, betrifft die am zweiten Tage darauf, den 26. September, in der Lutherischen Kirche in Röthen gehaltene Feier des Missionsfestes des Missionsvereins an der Elb- und Muldenervereinigung. Der Herzog hatte, wie mir gesagt wurde, gegen den Willen des Consistoriums, auf besondere Veranlassung von Seiten seiner Gemahlin die Erlaubniß dazu erteilt. Die Kirche war recht gefüllt; die Herzogin und Prinzessin nebst mehreren Hofleuten waren in der Herzoglichen Kapelle. Past. Westermeyer aus Biere legte ein kräftiges Zeugniß für das theure, so hart angesehene Wort Gottes ab, sich anschließend an Psalm 46.: „Dennoch soll die Stadt Gottes sein lustig bleiben mit ihren Brunnlein etc.“ Die Collette an den Kirchthüren betrug über 65 Thlr., darunter nur 15 Thlr. in ganzen Thalern. Doch das Erfreulichste folgte nachher. Als die Missionsfreunde bei Tische saßen, sandte die Frau Herzogin dem Past. Westermeyer zum Andenken an diesen Tag eine Bibel, die neue Ausgabe der alten Hirschberger. Sie hatte ihm erst ein Exemplar wollen schön einbinden lassen, dann aber, um es gleich an diesem Tage zu thun, hatte sie ihr eigenes Exemplar genommen, und darein mit eigener Hand ihren „Lieblingspruch“, den Past. Westermeyer so schön in seiner Predigt angewandt habe: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater denn durch mich, geschrieben und hinzugefügt: „Zum Andenken an den 26. September 1844. Röthen in Anhalt.“ Sie mögen sich denken, wie freudig die Versammelten durch diese Anerkennung der göttlichen Wahrheit von Seiten der Herzogin bewegt wurden. Vielen traten die Thränen in die Augen, daß in Röthen gerade, in dem „armen“ Röthen, das Wort Gottes von der Fürstin des Landes so hoch gelehrt wird.

Ich konnte es mir nicht versagen, Sie an dieser Freude mit Theil nehmen zu lassen. Dieser Zug verdiente wohl, den Freunden des Wortes Gottes an allen Orten mitgetheilt zu werden, wo man über die Verunglimpfung trauert, welche dieser theure Schatz in Röthen erfahren muß.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonabend den 12. Oktober.

N 82.

Kritische Übersicht der wichtigsten neueren Leistungen auf dem Gebiete der exegetischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Man könnte sich bisweilen aufrichtig freuen, wenn man den Verf. mit einer gewissen Begeisterung (oft freilich auch mit recht übel angebrachtem Pathos) von diesen „Vorbildern“ reden hört, würde man nicht immer auf's Neue durch die Wahrnehmung gestört, wie jene Vorbilder unter den Händen des Verf. aus Vorbildern in Phantasiebilder verwandelt werden. Die da angebrachte Begeisterung ist nicht getragen von wahrer Ehrfurcht und Liebe in Bezug auf das Göttliche: es liegt vielmehr ein recht bedeutendes Maß ungöttlicher Selbstliebe darin. So spricht der Verf. gern von Abraham als einem Heroen der Urzeit. Mit besonderer Vorliebe verweilt er deshalb bei der Geschichte 1 Mos. 14. Hier haben wir eine Erzählung, die „von allen anderen Nachrichten gänzlich abweicht“, so gehalten, wie „etwa auch ein Kanaanäischer Geschichtschreiber über Abraham reden könnte“ (vgl. S. 70 ff., 361 ff.). „Die ganze Erzählung gibt sich wie ein aus einer allgemeinen Geschichte der vorderasiatischen Länder, bloß des darin genannten Abraham's wegen, herausgerissenes Bruchstück.“ Wir freuen uns aufrichtig über das offene, in diesen Aussprüchen enthaltene Zeugniß für den ächt historischen Charakter eines Stückes, dem der eigentliche Rost des Alterthums mit unauslöschlichen Zügen aufgeprägt ist, welchen nur die moderne Aelterkritik hat unverschämter Weise wegläugnen, aber nicht weggeschaffen können. Unser Verf. drückt sich in dieser Beziehung im Grunde noch entschiedener aus, als z. B. Tuch in seinem Commentare. Gleichwohl ist es doch betrübend zu sehen, wie weit seine Anerkennung von demjenigen entfernt ist, was recht eigentlich den Kern und Mittelpunkt dieser Erzählung bildet, jene Fülle des Gottesbewußtseyns, wie es sich 14, 18 ff. ausspricht, dieses Zusammentreffen von zwei der erhabensten Gestalten der alten Welt, deren einer ein Diener des höchsten Gottes, der andere der Freund des lebendigen, gnadenreichen Gottes ist. Diesen ganzen Zug berührt unser Verf. mit keinem Worte, als wäre derselbe eine reine, unbedeutende Nebensache; ja aus einer Andeutung S. 70. Anmerk. erfahren wir ganz beiläufig, daß der spätere Verfasser, welcher dieses Stück eingeschaltet haben soll, gegen das Ende hin „sichtbar mit größerer Freiheit schreibe“. Man sieht recht deutlich, wie unangenehm dieser Ausgang und Schluß des alten Berichtes den Verf. berührt. Allein denselben herauszuschneiden, ist nun einmal nicht gut möglich: die ganze Geschichte würde damit ihre eigentliche Pointe verlieren. Darum spricht man sich lieber möglichst unbestimmt aus, dem Leser es über-

lassend, sich viel oder wenig dabei zu denken. — Ist, wie der Verf. meint, die Hauptsache hier nur die, daß ein Theil der von Osten nach Westen vordringenden Völker sich mit Waffengewalt zu behaupten suchte, ein anderer dagegen in friedlicher Weise dies bewerkstelligte, wohin denn auch die Einwanderung Abraham's zu rechnen ist, so sieht man gar nicht ein, wie sich an solche Erinnerungen eine solche Auffassung und Darstellung anschließen konnte, wie sie hier vorliegt. Aus jenen heraus entwickeln konnte sie sich wenigstens nimmermehr. Oder warum ist dann nicht ein Gleiches mit Altgriechischer oder Arabischer Stammesgeschichte geschehen? Nur erschwert wird also durch so grobe Anerkennung des specifisch eigenthümlichen Momentes in der Erscheinung Abraham's die Lösung des hier sich darbietenden Problems.

Wie steht es aber mit der so viel gepriesenen Erzählung 1 Mos. 14., wenn wir dasjenige vergleichen, was S. 370 ff. über das „Wesen der Religion jener Urzeiten“ bemerkt wird? Hier lesen wir zunächst, die Religion der Erzväter sey „mit Sicherheit“ monotheistisch gewesen. Die Beschaffenheit und nähere Bestimmung dieses Monotheismus, auf welche in diesem Falle Alles ankommt, entnehmen wir dann weiter daraus, daß es heiße: „ihr Gott blieb wesentlich ein einzelner Hausgott. Allein ein solcher Hausgott, würde er auch schon erhaben aufgefaßt, erlaubt doch neben sich für andere Häuser und Menschen andere Götter, sichert also, zumal da diese leicht irgendwie ihm beigeordnet werden können, keineswegs vor Vielgötterei“ u. s. w. Ist es mit Abraham's Gottesbewußtseyn nicht anders beschaffen gewesen, so steht der Kanaanitische Prieserkönig in dieser Beziehung höher als er. Er hat doch wenigstens einen allmächtigen Gott und damit einen reinen Monotheismus, während Abraham's Glaube nichts Anderes ist, als die Anbetung eines Gottes unter und neben vielen. Wenn daneben dann in Einem Athem weg geredet wird von dem „ganzen außerordentlichen Leben Abraham's, als Anfängers und Gründers einer neuen Zeit!“, wenn ferner der Verf. darin eine Bürgschaft für den Gegensatz seiner Gottesverehrung zu niederen Vorstellungen erblickt, so muß er sich theils diese niederen Vorstellungen ganz ungebührlich und ungeschichtlich niedrig denken — eine Erscheinung wie Melchisedek müßte er dann consequent aus der Geschichte streichen —, theils kann er über jene seine Aussage vom Leben des Patriarchen selbst nicht gehörig nachgedacht haben; denn ein wirklich außerordentliches Leben muß einen ganz anderen Grund und Träger haben, als den ihm vom Verf. zugestandenen, so daß wir also jene Ausdrucksweise für nicht viel mehr als eine leere Deklamation zu halten uns vollkommen berechtigt glauben. Ueberdies vermißt man bei diesem wichtigen und noch so vielfacher Erörterung bedürftigen Punkte jedes tiefere Eingehen, welches für den

Verf. um so bringendere Pflicht war, da bei ihm alles darauf ankam, durch die schärfste Absteckung der Gränzen alles dessen, was wirklich als patriarchalische Vorstellung anzusehen sey, eine möglichst scheinbare und blendende Norm der Beurtheilung für dasjenige zu gewinnen, welches spätere That und Erfindung ausschmückender Dichter seyn soll. So aber schwebt letzteres, wie weitläufig es auch vom Verf. ausgesponnen seyn mag, rein in der Luft, und kaum lohnend dürfte es seyn, darauf noch näher widerlegend einzugehen.

Reht nun, wie aus diesen Proben bereits zu entnehmen ist, der Verf. Geschichte und Religion in der geschilderten Weise um, so läßt sich auch für die Folgezeit der Geschichte nicht viel Besseres erwarten. Alles wimmelt hier von den wildesten Hypothesen. Nach Aegypten ist das Volk gekommen nichts weniger als im unvermischten Zustande, sondern eine starke Mischung der Kanaanitischen und Hebräischen Völker hat zuvor stattgefunden, „der Stolz auf das reine Blut Abraham's und Jakob's will wenig sagen“ (S. 434 ff.). Die Stellen Genes. 38, 2., 46, 10., welche zum Beweise hiefür angeführt werden, zeigen aber im Gegentheil, wie einige der Söhne Jakob's allerdings dergleichen Verbindungen einzugehen angingen, wie aber gerade der Fortgang derselben theils durch göttliche Strafen, theils durch die Auswanderung derselben nach Aegypten gründlich verhindert wurde. Daß jene Verbindungen Ausnahmen waren und das Verhältniß zu den Kanaanitern, wie es nach göttlichem Willen feststehen sollte, selbst von solchen Leuten, die aller Leidenschaft sich dabei überließen, anerkannt und aufrecht erhalten wurde, zeigt die Rache Simeon's und Levi's an den Sichemiten, 1 Mos. 34. Die übrigen Beweise des Verf. verdienen kaum den Namen von Beweisen. Seine Behauptung findet indeß ihre vollständigen Parallelen an den folgenden, wo unter Anderen von Manethos Nachrichten über die Hyksos und Israeliten gesagt wird, die Erzählung trage unverkennbare Spuren guter Erinnerung an sich — was, wie gezeigt ist, vom Verf. nur einem höchst spärlichen Theile der biblischen Nachrichten zugesieht — und dann aus diesen Manethoschen Fabeln, den vom Verf. auf alle Weise beschnittenen und verstümmelten Alttestamentlichen Nachrichten und seiner eigenen Phantasie die Geschichte Joseph's dahin erklärt wird: der kleinere Theil Israels, d. i. Joseph oder die zwei sich später trennenden Stämme Ephraim und Manasse, war am frühesten, nämlich schon unter den Hyksos, nach Aegypten gekommen. Jener Theil gerieth in Zwist mit den Hyksos und dadurch in gefährliche Noth, schloß sich bei Vertreibung jener an den Aegyptischen Pharaon an und rief mit dessen Genehmigung das ganze Israel als Gränzhut des Reiches gegen neue Angriffe der Hyksos in die östliche Mark Aegyptens. Wollte man dagegen nur den sofort entgegentretenen Einwand erheben, wie sich dies alles zu dem schicke, was wir von dem Geschlechte Jakob's aus jener Zeit, namentlich seinem unkriegerischen Charakter, seiner nomadischen Lebensweise wissen, wie denn auch die Aegyptischen Reichsgesetze nur waffenlose Unterthanen, mit alleiniger Ausnahme der Kriegerkaste duldeten, so beweist schnell der Verf. aus 2 Mos. 13, 18. daß Israel bei seinem Auszuge aus Aegypten

ein wohlgerüstetes, kriegerisches Volk gewesen sey (S. 458.), und damit muß sich denn der Leser alle Schwierigkeiten gelöst denken und — beruhigen.

Wohl ließe sich noch über Vieles mit dem Verf. weiter rechten; doch wir müssen abbrechen. Wir schließen aber mit dem aufrichtigen Wunsche, daß es ihm gegeben werde, statt fortwährend mit unzufriedenem Sinne und hochfahrendem Tone in die Welt außer sich hineinzublicken und hineinzuschelten, vor Allem einen tieferen Blick in sich selbst zu thun, damit auf gründliche Selbsterkenntniß auch bei ihm jene wahre Gotteserkenntniß folge, welche die großen Thaten des in der Geschichte der Kirche A. und N. Bundes sich bezeugenden und verherrlichenden Gottes verstehen und würdigen lernt und dann erst die rechte Befähigung erlangt, auch in dieser Hinsicht ein gut Bekenntniß abzulegen vor vielen Zeugen.

(Schluß folgt.)

Die Mündigen.

Am 24. September ist zu Köthen eine neue Hauptversammlung der „protestantischen Freunde“ gehalten worden, über die wir einen genaueren Bericht zugegen Gewesenen überlassen müssen. Hier nur einige Worte darüber auf Grund eines Berichts in der Deutschen Allg. Zeitung vom 28. September, der den Charakter der Anschaulichkeit und im Allgemeinen der Wahrheit an sich trägt. Demzufolge hat der Past. Fobell aus der Nähe von Halle die Versammlung aufgefordert, zu erklären, ob sie sich als einen Kreis freier, selbstständiger und mündiger Männer betrachte, was sofort geschah.

Die vierhundert zugegen Gewesenen also (und dies ist die Zahl, die ein Augenzeuge auf Grund einer Zählung erhärtet; die Angabe einer höheren beruht auf Übertreibung), und darunter wenigstens drei Viertel Nichttheologen, Bürger und Bauern dünken sich mündig zu seyn in Religionsangelegenheiten und — so wird der Ausdruck erklärt — einer Belehrung von ihren Geisllichen nicht zu bedürfen. Sie tragen das Kriterium der Wahrheit in sich und dürfen selbst den Mund aufthun zur Lehre der Anderen. Glück auf, ihr dreihundert Bürger und Bauern! Laßt die Weisheit der Weisen hören, der ihr den Stempel eurer Beistimmung ertheilt habt!

Drei materiale Punkte treten in jenem Berichte hervor. „Nach einer Eröffnungsrede von Dr. Fischer“ — die sicher so unbedeutend gewesen ist, wie alles Fischersche — „setzte Past. Uhlich aus Pömmelte das Verhältniß der Bibel zum Christenthum auseinander, mit aller Hochachtung, welche dies Buch verdient, und mit der vollen Anerkennung, daß wir bei weitem nicht über die Bibel hinaus seyen, aber auch mit der festen Verwahrung des unveräußerlichen Menschenrechts, des freien Vernunftgebrauchs.“ Das heißt: Past. Uhlich, der bekanntlich die klaren Schriflehren von der menschlichen Sündhaftigkeit, von der Versöhnung und von der Gottheit Christi, eines Weiteren hier nicht zu gedenken, offen verwirft, und der also das Christenthum — sit venia verbi — in den Polyphem mit ausge-

stochenem Auge verwandelt, hält es doch für weise und angemessen, nominell die Schrift noch anzuerkennen, NB. so viel der freie Vernunftgebrauch davon jedem Mündigen je nach Verhältniß übrig lasse, während er ihren Inhalt und ihren Geist verwirft. Das ist das erste Stück der Mündigkeit.

„Der mit dem Banne von dieser Seite her bedrohte Past. Wislicenus aus Halle wiederholte sodann seine in der vorigen Versammlung kurz dargelegten Ansichten über diesen Gegenstand, gegen welche sich nicht nur keine Stimme erhob, sondern die mit unverkennbarem Beifall aufgenommen wurden, obschon Einzelne ihre Meinung wieder anders gefaßt und wohl in der einen und anderen Beziehung beschränkt darstellten.“ Das heißt, wenn wir diese geschraubte Darstellung mit Hülfe gegenwärtig gewesener Hermeneuten analysiren, Past. Wislicenus verwahrte sich gegen den Vorwurf, als beharre er nicht bei seinen früheren Erklärungen, beantwortete von neuem die Frage: ob Schrift, ob Geist? dahin, nicht Schrift, sondern Geist, und zwar der Geist, den das wieder gebrauchte Beispiel, daß man nicht das „Empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau“ glaube, sondern u. s. w. von neuem deutlich charakterisirte, schwieg aber auch, als ein Anwesender den Wislicenischen widerchristlichen Gegensatz von Schrift und Geist in den vulgären, schwebelnden von Buchstaben und Geist verwandelte, und ließ die Sache ganz auf dem Flecke, wo sie stand. Das ist das zweite Stück der Mündigkeit.

„Den Schluß bildete eine vom Past. Uhlich eingeleitete Besprechung über das apostolische Glaubensbekenntniß, dessen Verbindlichkeit (das heißt doch zweifelsohne Nichtverbindlichkeit) vom rechtlichen Standpunkte ein Assessor betrachten lehrte.“ Das ist das dritte und letzte Stück der Mündigkeit.

Resumirt also besteht die Mündigkeit der dreihundert Bürger und Bauern und hundert Theologen darin, daß sie dem Namen nach die Schrift behalten, aber ihren Inhalt und Geist verwerfen, der Sache nach an die Stelle der Schrift den Menschengeist setzen, aber in den Namen je nach Zeit und Umständen variiren, und den apostolischen Glauben demgemäß — das Schlußverbum hat der Bericht verschluckt.

Sind das nicht mündige Männer?

Halle, 3. Oktober 1844.

G.

Nachrichten.

Conferenz zu Gnadau.

Wenn nach Dr. Luther das die gefährlichste Anfechtung ist, wenn keine Anfechtung da ist, so muß der Gnadauer Verein sich Glück wünschen zu den Anfeindungen und abfälligen Beurtheilungen, die er seit der Frühjahrsversammlung am 17. April c. erfahren hat. In Nr. 108. (9. Mai 1844) der Magdeburgischen Zeitung, die sich überhaupt gern zum Organ der „Frei-Religionsfreunde“ hergibt, war an dem Namen „kirchlicher Centralverein“ herumgezupft worden. Der Präses, Dr. Harnisch, hatte auf der Stelle in Nr. 111. (13. Mai 1844) derselben Zeitung folgende Aufklärung und Berichtigung gegeben: „Der kirchliche Centralverein, welcher sich in Gnadau seit einiger Zeit halbjährlich

versammelt hat, nennt sich nicht darum — Centralverein, um anzudeuten, daß er das Centrum der evangelischen Geistlichkeit in der Provinz Sachsen bilde, sondern nur im Gegensatz gegen die vor seiner Begründung schon vorhandenen und jetzt vermehrten Specialvereine und Zweigvereine, die in verschiedenen Formen bestehen und mit ihm verbunden sind. Er nennt sich darum nicht Centralverein der Provinz Sachsen, sondern in der Provinz Sachsen. Weil die Mitglieder des Vereins der vollen Überzeugung leben, daß keineswegs die eigentlichen Kirchendiener, die Pastoren, allein die Kirche bilden; sondern daß Nichtgeistliche wie Geistliche dazu gehören, und daß sie nur gedeihen könne, wenn beide Stände sie auf dem Herzen tragen und für sie thätig sind; so besteht im Verein kein Unterschied zwischen beiden Ständen. Es sind wohl mehr Geistliche als Nichtgeistliche auf den Versammlungen, aber diese bevormunden nicht die Laien, auch sich nicht unter einander. Der Verein besteht als ein freier Privatverein, wie ähnliche überall vorhanden sind; kann also unmöglich für irgend einen anderen, als für seine Zweigvereine ein Centrum seyn wollen; hat sich aber darum nicht, wie ähnliche Vereine, Pastoralverein, sondern kirchlicher Verein genannt, weil er wünscht, daß eben Kirchenfreunde, ohne alles Ansehen ihrer bürgerlichen Stellung, in ihm sich zusammenfinden. Mit Gemeinden hat er in seiner Privatstellung nichts zu verhandeln, da das Sache der Behörden ist.“ —

Alles übrige, was freundlich oder feindlich gegen die Verhandlungen am 17. April c. vorgebracht worden ist, fand in der Versammlung am 25. September c., über die eben berichtet werden soll, seine Erledigung. Sie wurde mit dem Gesange der zwei ersten Verse aus „Eine feste Burg ist unser Gott“ eröffnet. Nach einem kurzen Gebete folgte eine Ansprache des Präses, in welcher er zuerst um Nachsicht bat, da er körperlich unwohl war, und die dann in folgenden Gedanken sich bewegte. Wir sind der Kirche wegen versammelt. Die Kirche kämpft fortwährend und gebiert im Kampfe. Sie kämpft in und mit sich selbst, um die fremdartigen Elemente, die in sie eingebracht sind, wieder auszuschleiden. Sie kämpft mit dem Staate um die Bestimmung und Fixirung ihrer Lebensordnung neben der des Staates. Die einzelnen Confessionen der allgemeinen christlichen Kirche, bei uns die evangelische und katholische, kämpfen mit einander; die Zeiten des kirchlichen Indifferentismus sind vorüber. In der äußerlichen Evangelischen Kirche kämpfen wieder zwei große Hauptparteien; es geht durch sie ein großer, aller Welt vor Augen liegender, nicht zu verdeckender Spalt. Die Einen werfen ihre alten Kleinodien weg, während sie die Anderen festhalten und wieder sammeln und säubern. Unter den letzteren besteht wieder manche Verschiedenheit über Symbole und Union; sie stehen zwar nicht in einem feindlichen Kampfe, sie wissen und fühlen im Herzen, daß sie zusammengehören, aber sie ringen noch um Verständigung in einzelnen Punkten. „Aber dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben!“ Beherzigen wir nur, was der Apostel Phil. 2, 1—18. sagt. Wir fassen daraus fünf Entschlüsse für unser großes Kampfeleben. 1. Wir wollen Eines Sinnes seyn, gleiche Liebe haben, und durch dieselbe einmüthig und einhellig seyn u. (B. 1—4.). 2. Wir wollen gesinnt seyn, wie Jesus Christus auch war (B. 5 ff.). 3. Wir wollen schaffen und arbeiten für die Kirche, wie für uns selbst, mit Zucht und Bittern, und ohne Murren und Zweifel (B. 12—15.). 4. Wir wollen halten ob dem Wort des Lebens, als unserem Panier (B. 16.). 5. Wir wollen willig leiden und freudig unser Blut vergießen als ein Tranopfer für die Vollendung der Gemeinde (B. 17 u. 18.). —

Nach dem Gesange des Verses: „Wären wir doch völlig seine u.“, nach 10 Uhr, begannen die Verhandlungen selbst. Von den das vorige Mal bezeichneten Gegenständen kam zuerst ein Vortrag über die Li-

turgie von v. Tappelskirch, der durchweg sich als Resultat umfangreicher und tiefer liturgischer Studien kund gab. Zuerst gab der Vortragende seinen allgemeinen Standpunkt an, und bezeichnete ihn als den der evangelisch-protestantischen Freiheit, die, im Bekenntnisse der Kirche stehend und dadurch vor Willkür und Regellosigkeit bewahrt, wisse und es sich nicht nehmen lasse: „Es ist Alles euer!“ Diese Freiheit frage nicht, woher eine liturgische Einrichtung und Ordnung sey, sondern nur wie sie sey; die Hauptsache bleibe ihr die Angemessenheit und Übereinstimmung mit der heiligen Schrift und dem kirchlichen Bekenntniß; diese Freiheit lasse sich nicht einschüchtern von solchen Verdrehungen und Verschwägungen, die der Schmiedersche Vortrag in politischen Zeitungen erfahren habe, sie entsühne in ihrem guten evangelischen Bewußtseyn getrost von der katholischen Kirche und preise es an, was sie Evangelisches in ihrer Liturgie habe, es nicht achtend, ob sie von Unverstand oder Bosheit katholischer Tendenzen beschuldigt wird. Nach Angabe dieses allgemeinen Standpunktes wurden vier specielle Punkte behandelt. Erstens wurde der Begriff der Liturgie als der nach Form und Inhalt festgestellten Ordnung des Gottesdienstes näher bestimmt. Zweitens ihre Wichtigkeit, und zwar a) für die Gemeinde. Diese hat in der Liturgie einen Schutz gegen die drückende Zwingherrschafft des subjectiven Beliebens der Geistlichen. b) Für den Geistlichen selbst, freilich nur für den, der nicht Herr des Glaubens der Gemeinde, sondern ein wahrer minister ecclesiae seyn will. Dieser tritt in der Liturgie in eine Gemeinschaft mit der Gemeinde, aus welcher er gekräftigt wird für das Amt der Predigt, das er nachher allein zu verwalten hat. c) Für die ganze Kirche. Die Liturgie ist das faktische Bekenntniß der Kirche. Die eigentlichen Bekenntnisschriften bleiben in ihrer mehr oder weniger theologischen Fassung immer vielen Gliedern der Kirche fremd. Dagegen ist die Liturgie mit Katholicismus und Gesangbuch das Degan, wodurch sich das kirchliche Bewußtseyn der Gemeinde unmittelbar ausdrückt und bethätigt. — Hier, sagte der Vortrag, ist der Punkt, die viel ventilirte Frage zu erörtern, welche das vorige Mal solche Bewegung hervorbrachte: ob die mobilen oder die stabilen Momente im Gottesdienste größeren Werth haben. Gegen den rationalistischen Subjectivismus der Geistlichen ist die Liturgie mit ihren stabilen Momenten offenbar von großer Wichtigkeit, da hat sie die große Bedeutung, den Gottesdienst vor völliger Destruirung zu bewahren. Das Verhältniß der Liturgie im engeren Sinne und der Predigt zu einander wurde nun näher im dritten Theile des Vortrags erörtert, der von der dem Begriffe der Liturgie entsprechenden Beschaffenheit derselben handelte. Sie muß eine concentrirte Darstellung des ganzen christlichen Lebens seyn. Die drei Hauptbestandtheile dieses Lebens sind aber Buße, Glaube und Liebe. Diese drei Theile müssen, in der Liturgie zu einem organischen Ganzen verbunden, in der Ordnung des Gottesdienstes sich organisch entfalten. Die Predigt hat ihre Stelle im zweiten Theile. Es wurde nun viertens ein Blick auf unsere Preussische Liturgie geworfen, eine kurze treffende Übersicht über sie und die Bedeutung und den inneren Zusammenhang ihrer einzelnen Theile gegeben, alles mit Rücksicht auf die vorangegangene allgemeine Darstellung. Es ergab sich, das es nur einzelner Umstellungen, z. B. des Kyrie, des Kirchengebets u. s. w., die in der Abende zum Theil schon angedeutet und freigelassen sind, bedürfe, um allen gegründeten und billigen Anforderungen zu genügen, die schon jetzt in der Domgemeinde zu

Berlin praktisch durchgeführt worden.“) — Es mochte wohl Manchem bange vor der nun folgenden Diskussion. Allein der Schmiedersche Vortrag war in Form von Thesen, die leicht Mißverständnisse und Anstößen hervorrußen; v. Tappelskirch hatte sich im Wesentlichen nicht anders über das Verhältniß von Liturgie und Predigt ausgesprochen, als Schmieder; allein der ganze Zusammenhang alles vorher und nachher Gesagten zeigte, daß keine unprotestantische Beschränkung der Predigt verlangt wurde, sondern nur eine Stellung derselben im Gottesdienste, in welcher sie einen Theil eines Haupttheiles ausmacht, über welche Stellung man allerdings noch anderer Meinung seyn kann. Diese andere Meinung sprach sich auch im Laufe der Diskussion ruhig und dahin aus, daß die Predigt nicht ein Theil eines größeren Ganzen, sondern ein selbstständiger Theil des Gottesdienstes sey. Diese Meinung gab sich aber selbst mehr als subjectives Ermeßen und Frucht einzelner Erfahrung, und prätendirte durchaus keine allgemeine Anerkennung, so daß kein Grund vorhanden war, sie zu bestreiten. —

Vor Eintritt einer Pause kamen noch einige Zwischenverhandlungen. Der Präses hat, gewiß ganz richtig, immer darauf gehalten, daß früher verhandelte Gegenstände nicht werden fallen gelassen und vergessen, und die Einrichtung getroffen, daß diejenigen Mitglieder, welche Vorträge gehalten haben über Gegenstände, auf deren praktische Durchführung es ankommt, über die Erfolge auch immer wieder referiren. So wird wohl das nächste Mal Past. Cunz über die Gesangbuchsangelegenheit ein solches Referat geben, das es jetzt an Zeit dazu fehlte. Dieses Mal referirte Past. Schiele über die Enthaltensamkeitssache, hatte aber leider nur betrübende Erfahrungen mitzutheilen. Dagegen war äußerst erhebend und stärkend die kurze Ansprache des Past. Hoffmann aus Kunow bei Angermünde, als Mitgliedes der Neustadt-Eberswalder Conferenz, in deren Namen er die Gnadauer begrüßte. Er sprach einfach, herzlich über die Geistesgemeinschaft beider Conferenzen, und als er mit ihrem gemeinsamen Bekenntniß: „Rühmlich groß ist das gottselige Geheimniß: Gott ist geoffenbaret im Fleisch, gerechtfertigt im Geiste, erschienen den Engeln, gepredigt den Heiden, geglaubt von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit“ (1 Tim. 3, 16.) schloß, sprach die ganze Versammlung wie aus Einem Munde laut: Amen. Hierauf wurden einige Abänderungen in §. 5., 6 und 7. der Statuten, die schon Tages zuvor mit Mitgliedern vom Präses besprochen worden waren, gemacht, der eigentlich constitutive Paragraph 4. vorgelesen, und den damit einverstandenen Anwesenden angezeigt, daß die Statuten noch zur Unterschrift auslügen, und daß man erst durch diese ein Mitglied des Vereins werde. Der Verein zählt bis jetzt hundert acht und sechzig Mitglieder. Die davon anwesenden schritten dann durch Abgeben von Stimmzetteln zur Wahl des Präses, die auf den vorigen, Past. Westermeyer, fiel. Zum nächsten Versammlungstage wurde Mittwoch nach Quasimodogeniti 1845 und wieder Gnadau festgesetzt. Zum Vortrag soll kommen: die Antwort an die Trieglaffer Conferenz auf ihr in ihrem Namen von Past. Nagel zu Trieglaff an den Gnadauer Verein erlassenes: „Offenes Sendschreiben ic.“ (Stettin 1844), ferner: Schrift und Geist und eine exegetisch-historische Beleuchtung des Unterschiedes zwischen Diakonen und Presbytern. (Schluß folgt.)

*) E. Ev. R. Z. Nr. 51. 1844.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 16. Oktober.

N^o 83.

Kritische Übersicht der wichtigsten neueren Leistungen auf dem Gebiete der exegetischen Literatur.

(Schluß.)

Das Leben Jesu nach den Evangelien dargestellt von Dr. J. P. Lange, Prof. d. Theol. in Zürich. Erstes Buch: Die Einleitung. Heidelberg, 1844. 8.

Es ist uns ein wahres Bedürfnis, auf die Anzeige eines Werkes, wie das Ewaldsche, die des so eben genannten folgen zu lassen. Hier erquickt und erlabet man sich wieder an dem frischen lebensvollen Zeugnisse eines Mannes, dem die heilige Geschichte noch als für etwas Anderes bestimmt gilt, als um bloß ein Gegenstand egoistischer, kalter Bekräftigung zu seyn, und dessen berebter Mund in gebundener und ungebundener Rede schon manch herrliches Zeugniß abgelegt hat zur Ehre dessen, welcher der Mittelpunkt, die Sonne am Himmel jener Geschichte ist. Auf diesem Gebiete speciell ist der Verf. bereits durch die gewandte Apologetik bekannt, womit er gegen Strauß in die Schranken trat. Das gegenwärtige Buch, die Frucht fortgesetzter und reiferer Studien, bezeichnet zugleich sehr charakteristisch das zweite Stadium, in welches schon länger jene ganze Verhandlung eingetreten ist, und den positiven Charakter desselben. Es dient zugleich zu einem Zeugnisse, in welcher Mannigfaltigkeit der Gaben der Herr stets und in unserer Zeit insbesondere sich Zeugen erweckt, die in seiner Hand zu Einem gemeinsamen Punkte hinwirken, Einen Zweck fördern müssen, eine Wahrnehmung, nicht wenig geeignet, uns über die Zerrissenheit, die vorwaltende Subjektivität der Zeit zu trösten und zu erheben. Wir zweifeln nicht, daß es auch diesem Buche, welchem die scharfe Eigenthümlichkeit des Verf. durchweg aufgeprägt ist, beschieden ist, auf Viele einen heilsamen Eindruck zu machen und gar Manchem zum nachhaltigen Segen zu gereichen.

Der Verf. hat es sich nicht zum Ziele vorgelegt, alles den Gegenstand desselben Betreffende mit einer in das Detail tief eingehenden Ausführlichkeit zu besprechen: er läßt sich vielmehr auf bestimmte Punkte, welche in der gegenwärtigen Zeit besonders in Frage gestellt und Gegenstand der theologischen Diskussion geworden sind, ein. Sein Werk läßt sich danach amfüglichsten in einen dogmatischen und einen historisch-kritischen Theil zerlegen. Mit vollem Rechte ist der Verf. von gewissen Principienfragen ausgegangen und hat seiner Arbeit damit eine bestimmte dogmatische (oder wenn man lieber will, philosophische) Grundlage gegeben. Es kann ja nur als eine Art von Fectherfisch angesehen werden, wenn jene Schlussabhandlung des Lebens Jesu von Strauß sich als das Resultat der vorgehenden Forschungen darbieten will, da sie doch in Wahrheit

vielmehr die denselben zu Grunde liegende philosophische Voraussetzung und damit zugleich im Grunde ein ganz unabhängiges, selbstständiges Ganze bildet. Unser Verf. hat die gepriesene Voraussetzungslosigkeit unserer Zeit in ihrem nichtigen Schimmer erkannt und sich deshalb sofort in die Principien selbst eingelassen. Er beginnt mit der „Menschenwerbung Gottes“. Nachdem er hier die Beziehung Gottes zum Menschen, das unauslöschliche Band, welches beide umschlingt, so daß wir uns den Menschen nicht ohne Gott und Gott nicht ohne den Menschen denken können, aufgezeigt hat, führt er den Satz aus: Gott theilt sich der Menschheit niemals bloß in ihrer Allgemeinheit mit, das gottmenschliche Leben, welches aus der Vereinigung Gottes mit der Menschheit hervorgehen soll, kann sich seiner Natur nach nur in der höchsten Individualität, welche mit der höchsten Allgemeinheit in Wechselwirkung steht, vollenden. Hier ist bekanntlich der Punkt, wo es gilt, den modernen Pantheismus aus seinem Opiumrausche, in welchem er das Göttliche nur in der Allgemeinheit der Gattung realisiert sieht, herauszureißen. Trefflich ist die These des Verf.: „was vom Geiste in seinem allgemeinsten Wesen gilt, das gilt insbesondere auch von dem heiligen Geiste des gottmenschlichen Lebens. Würde er nicht individuell, so wäre er überhaupt nicht da.“ Der Kampf der modernen Philosophie ist recht eigentlich gegen den ethischen Grundgehalt des Christenthums gerichtet, und hier eben ist die Wurzel, an welche die Art gelegt werden muß, oder bereits längst gelegt worden ist. — An jenen ersten Abschnitt knüpfen sich dann naturgemäß die weiteren Ausführungen des Verf. über die Persönlichkeit des Menschen, den Organismus im Gebiete des persönlichen Menschenlebens, die Erfüllung der Zeit, die Idealität der evangelischen Geschichte, die Wirkung der idealen Geschichte oder die festliche Erinnerung.

Wir müssen es dem Leser überlassen, selbst in das Detail dieser Ausführungen einzugehen und wünschen dem Buche nichts angelegentlicher, als daß Viele es in die Hand nehmen mögen, um daraus den reichen Gewinn, welchen es darbietet, zu entnehmen. In der That enthält es des Anziehenden und Fesselnden genug. Die Tiefe und Fülle der oft blitzenden, herrlich leuchtenden Gedanken findet sich geeinigt mit einer Schönheit der Form, welche nur Wenigen in dem Grade, wie dem reich begabten Verf., zu Gebote stehen dürfte. Die Darstellung gleicht oft einem erhabenen Sieges- und Triumphgesange, welchen der in die Person des Erlösers sich versenkende, ihn mit der Gluth heiliger Liebe umfassende, ihm das Opfer des Dankes und der Ehrfurcht darbringende Geist in seligem Entzücken singt. Unter den zahlreichen Stellen, welche zum Erweise des Gesagten dienen könnten, sey es uns vergönnt, hier nur eine vorzugsweise auszuheben, wo der Verf. von der Erscheinung des Erlösers, als

der historischen Realisirung des göttlichen Lebens, der reinen Verwirklichung aller göttlichen Ideen; redet (S. 62 ff.).

„Die Versöhnung ist der Mittelpunkt seines Wesens: die Gottheit und die Menschheit, der Geist und die Natur, die Idealität und die Wirklichkeit, die Juden und die Heiden, Himmel und Erde vereinigen sich wieder in ihm. Nun aber können wir sein Leben nach seinen verschiedenen Beziehungen in's Auge fassen. Sehen wir, wie die Gottheit hier im Fleische erscheint, also das Ewige in höchster historischer Wirklichkeit, so stellt es sich uns dar als das große Wunder, das lebendige Princip aller einzelnen Wunder. Er tritt als das letzte entscheidende, umbildende Lebensprincip in die vorhandenen Lebensphären hinein: darum ist er das Wunder und der Wunderquell, das Princip der Umgestaltung für die ganze Adamitische Welt. Wenn wir dann aber die Menschheit in ihm in's Auge fassen und sehen, wie sie in ihm Eins ist mit ihrer Idee, durchleuchtet von dem Gedanken Gottes, und so ein Spiegelbild der ganzen Welt, so erscheint er uns als das große Symbol. Er ist in dieser Beziehung das reine Bild Gottes und darum das Licht der Welt: der Schlüssel, der den Geistesgehalt des Himmels und der Menschheit und der Natur aufschließt, das Centrum aller Symbole. Weil aber in ihm die Gottheit zuerst ihren ganzen Sieg feiert in einem Menschenherzen und in ihm zuerst ein Mensch sich tief in den Schoß Gottes, in das Vaterherz versenkt und in ihm festlich ruht und feierlich wirkt, darum ist sein Leben die höchste Poesie selber. Sein Wandel ist der vollendete Rhythmus, sein Wort ist lyrisch, eine ewige Gotteshymne; seine Arbeit ist der reale Kultus des höchsten Festtages: er ist der Schönste unter den Menschenkindern. Und wie er als Wunder die Welt erneuert, als Symbol die Welt erleuchtet, so verklart er sie als das schönste Gottesbild in ihrer Mitte, bis seine Gemeinde erscheint als die Braut, bis Himmel und Erde sie umglänzt als das Gotteserbe. — Aus dieser Herrlichkeit des Lebens Christi muß sich die Herrlichkeit seines Lebenskreises ergeben. Er muß als der Wunderbare in reichen Wunderwerken sich erweisen. Einige wollen ihn für den Gottmenschen gelten lassen, ohne seine Wunder anzuerkennen, Andere wollen nur das Wunder der Auferstehung zugeben, keine anderen. Also eine Sonne ohne Strahlen! Eine himmelhohe Alpenspitze ohne den umgebenden Alpenfranz und ohne Vorberge! Sie haben sich ihre Concession eben so wenig als ihre Negation klar gemacht. Die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist aber nicht bloß ein abstraktes Leibwerden desselben. Zu seinem Fleischwerden gehört auch sein Wohnen und Warten unter uns (Joh. 1, 14.). Man macht einen Menschen bei lebendigem Leibe zum Gespenst, wenn man nicht zugeben will, daß er sich nach seinem innersten Wesen auswirke. Es ist dies aber auch eine monströse Voraussetzung gegen alle historische Wahrheit und Teleologie. Es wird keine einzige Kraft bloß als ein Schaustück mitten in die Welt gepflanzt und wieder zurückgenommen. Man sagt freilich, Christus hat unendlich stark gewirkt durch sein Wort und seine ewige Gemeinde gestiftet. Dies ist allerdings genug. Aber sollten die Geburtszeichen, unter denen sein starkes Wort die Gemeinde geschaffen, nicht Wunder gewesen seyn? Mußte nicht eine Wirkung des Wortes, die binnen ein paar Jahren aus der jüdischen Welt,

ihre Formen durchbrechend, eine christliche machte, von wunderbaren Phänomenen begleitet seyn? Wenn man aber doch wenigstens diese Wunder als untergeordnete Erweisungen seines Lebens zu seiner Lehre bezeichnen will, so ist dies jedenfalls nicht Johanneisch, überhaupt nicht entsprechend der Höhe des christlichen Princips. Das christliche Princip setzt voraus, daß in dem Leben Jesu jede Lehre die Energie einer Thatsache, jede Thatsache oder wunderbare Wirkung aber die Klarheit eines Wortes habe. Darum bezeichnet der Herr nach dem Evangelium des Johannes auch seine Worte oft als seine Werke; seine ganze Geistesoffenbarung besteht in den entschiedensten Wirkungen; es sind Thaten des Wortes oder Worte der That, wenn auch einmal als Zweck die That, ein anderes Mal als Zweck das Wort vorkommt. So sind denn alle Worte und Werke Christi einerseits Einzelwunder, die aus dem tiefen Born seines wunderbaren Lebens hervorströmen, andererseits Einzelsymbole, durch die sich auf die mannigfache Weise der Reichtum des ewigen Geistes kundgibt. Wie festlich schön aber sind alle seine Handlungen! Ein Sonntagsschimmer glänzte über Kanaan, wo er wirkte. Aus seiner heißen Arbeit dort in Gethsemane brach ein Strom des ewigen Friedens hervor, das Holz des Fluches ward zum Ehrenzeichen, berührt von seinem heiligen Haupte.“

Wie sehr wir nun auch freudig anerkennen, daß diese hohen Vorzüge des Buches sich durch das Ganze desselben hindurch erstrecken, so besorgen wir doch nicht eine Mißdeutung namentlich von Seiten des Verf., wenn wir die Ansicht aussprechen, daß in derjenigen Partie, welche wir oben als den zweiten Theil des Buches bezeichnet haben, dieselben sich minder bemerklich machen, und die kritische Arbeit dem Verf. im Ganzen weniger gelungen seyn dürfte, als die dogmatische. Wie viel Treffliches auch hier gesagt ist — als besonders gelungen muß namentlich die Schilderung der antagonisistischen Kritik S. 111 ff. hervorgehoben werden —, so möchten doch die Andeutungen, welche der Verf. über die Authentie der vier Evangelien (S. 148 ff.) gibt, dem Theologen von Fach weniger genügend erscheinen. Der Verf. scheint dabei allerdings mehr gewisse Bedürfnisse der Zeit im Auge gehabt zu haben und wir wollen nicht läugnen, daß in dieser Hinsicht jene Gabe Manchem sehr willkommen seyn wird und muß; aber wir möchten zweifeln, daß damit den Anforderungen der strengeren Wissenschaft Genüge gethan sey. Strauß hat es sich freilich in diesem Punkte leicht und bequem genug gemacht. Daraus folgt aber, daß der wahre Theologe es im Gegensatz dazu nicht streng und gewissenhaft genug nehmen könne. Wir möchten aber auch überhaupt es noch in Frage stellen, ob diese kritische Untersuchung in eine Darstellung des Lebens Jesu, wenn dieselbe wirklich positiv zu Werke gehen und — wozu es jetzt allen Anschein hat — einen eigenen selbstständigen Platz unter den theologischen Wissenschaften behaupten will, hinein gehöre. Wie die Person Christi der Mittelpunkt des A. und N. T. und damit auch der gesamten exegetischen Thätigkeit ist, so ist auch hinwiederum die Darstellung der Persönlichkeit des Herrn ihrer historischen Erscheinung nach die eigentliche Frucht und Krone der exegetischen Theologie. Beide können mithin nur dann ihr rechtes Verhältniß zu einander behaupten, wenn die eine Disciplin

sich als die Probe und Bewährung der anderen herausstellt. Das Bild, welches die exegetische Theologie (welche im weiteren Sinne ja die kritische Operation in sich begreift) auf ihren Detailforschungen gewinnt, wird allemal der summus iudex für jene selbst seyn. Darin liegt zugleich der wirkliche Fortschritt, welchen die Theologie in neuerer Zeit gemacht hat, indem sie sich die Aufgabe stellte, den Mittelpunkt des Christenthums selber zum Gegenstande der historischen Darstellung zu machen. Sie hat sich selbst damit einen höchsten Gerichtshof erwählt. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend hätten wir überhaupt die formale Anlage des Werkes vielfach anders gewünscht, als sie hier ausgefallen ist. Wir bedauern in dieser Beziehung, daß sich der Verf. auf die Aufgabe, das Ziel, welches dem Geschichtschreiber des Lebens Jesu vorschweben muß, durchaus nicht eingelassen hat.

Dabei können wir nicht unterlassen, noch einen zweiten Punkt zur Sprache zu bringen. Er betrifft die Art und Weise, wie der Verf. das Verhältniß der einzelnen Evangelien zu einander ansieht, und worüber derselbe sich theilweise bereits in einer früheren Abhandlung ausgesprochen hat. Wir sehen dabei ab von einzelnen höchst kühnen, hingeworfenen kritischen Hypothesen, wie etwa der Identificirung des bei Papias (Euseb. h. e. 3, 39.) erwähnten Aristion mit unserem Lucas und der damit zusammenhängenden eigenthümlichen Auffassung der Stelle des Papias selbst, so wie der Ansicht des Verf. über das Verwandtschaftsverhältniß der Synoptiker, wo eine Art von Verbindung der bisherigen Haupthypothesen über diesen Punkt versucht wird. Wir fassen hier nur den Umstand in's Auge, auf welchen der Verf. ein ganz besonderes Gewicht legt, je mehr derselbe von der bisherigen Kritik aus den Augen gesetzt wurde, die Eigenthümlichkeit eines jeden Evangelisten betreffend, vgl. besonders S. 237 ff. Das große Talent des Verf., mit lebendiger Anschaulichkeit das Einzelne zu zeichnen, dürfte ihn hier doch entschieden zu weit, zu einer Ausmalung und Ausschmückung mit Hilfe der Phantasie verleitet haben, welche wohl blenden, aber nicht die Stelle rein historischer Darstellung und gediegener Combinationen vertreten können, zumal bei dem großen Werthe, welchen der Verf. darauf legt. Dabei kann im Grunde die Sache eher verlieren, als gewinnen. Wenn z. B. bei Matthäus sofort ein so ungehörliches Gewicht auf jenen Einen Zug aus seinem Leben, welchen wir kennen, auf seinen früheren Beruf als Zöllner gelegt und damit dann die formale und materiale Beschaffenheit seines Evangeliums in die engste Verbindung gesetzt wird, so kann das kaum anders als spielend genannt werden. Was wir aus dem Evangelium selbst entnehmen im Ganzen und Großen, ist nicht bloß viel sicherer, sondern auch viel bedeutender dem Resultate nach. Die feste Planmäßigkeit, nach welcher das Evangelium des Matthäus geordnet ist, die großartigen dogmatischen Anschauungen, welche den einzelnen Gruppen der Geschichte zu Grunde liegen, führen uns auf eine erhabene apostolische Persönlichkeit. Der Verfasser dieses Evangeliums steht einerseits im Centrum der tiefsten Alttestamentlichen Anschauungen: sie steht er in der Person des Erlösers vollendet und realisiert, insbesondere ist dieser ihm das erschienene prophetische Ideal des A. B.; andererseits hat er so tief die Persönlichkeit des Erlösers erkannt,

zeigt ein solches Verständniß derselben, daß es ihm dadurch allein möglich wurde, mit dieser Selbstständigkeit ein Bild nach verschiedenen Seiten hin zu entwerfen, worin nicht etwa eine äußere, mehr zufällige Handhabe, wie etwa die Chronologie, sondern die Idee Christi selbst, so wie sich solche dem Verf. dargestellt hatte, das Eintheilungsprincip hergeben mußte. Dieser Umstand, scharf verfolgt, sondert noch den Matthäus von Marcus und Lucas ab, und macht ihn zu einer so eigenthümlichen Erscheinung, daß wir ihr mit Nothwendigkeit den Charakter ächter Apostolicität zuerkennen müssen. Es beruht also die hervorspringendste Eigenthümlichkeit des Matthäus noch auf etwas ganz Anderem, als äußeren Lebensverhältnissen: jene aber hervorzuheben und allein geltend zu machen, ist um so mehr Pflicht, als wir von diesen so gut wie Nichts wissen. — Dasselbe gilt von dem Evangelium des Marcus, wo unter Anderen in dem Zuge Marc. 14, 51. nicht nur eine Beziehung auf den Marcus, sondern auch „gleichsam ein psychologisches Vorspiel der ersten Missionsreise des jungen Johannes Marcus“ gefunden wird, woran sich dann weiter die Behauptung anschließt: „alle Charakterzüge des lebendigen, begeisterungsfrischen Evangelisten erscheinen in seiner Schrift.“ Dies ist nun entschieden zu viel gesagt und hebt in der Art, wie der Verf. es durchführt, sicher das Verhältniß, in welchem das zweite Evangelium zu der evangelischen Verkündigung des Petrus (welches auch Lange durchaus anerkennt) steht, im Grunde wieder auf, sofern eben diejenige Seite, nach welcher dieses Evangelium noch recht sichtlich die Spuren und Merkmale eines solchen alten apostolischen *χρῆμα* an sich trägt, dabei offenbar zu kurz kommt. In unserer Zeit ist bei einer gewissen Klasse von Kritikern ein maßloses und ganz ungezügelter Sich-Ergehen in einem wilden Conjecturenspiel Mode geworden. Wir sehen es als eine wichtige Aufgabe einer gesunden Theologie an, diesen Auswüchsen und Ausgeburten der Phantasie kräftigst zu begegnen und sie als das, was sie sind, mit aller Klarheit, Besonnenheit und Entschiedenheit darzustellen. Die großen Anstrengungen, welche noch so eben wieder in diesem Sinne Dr. Baur in Tübingen macht, um das Evangelium des Johannes seiner apostolischen Dignität zu berauben, beweisen nur zu gut, daß das von dieser Seite her so oft erhobene Geschrei, als ob man allein im Besitze der Kritik sich befinde, nur Ruhmredigkeit war: man fühlt selbst, daß das Terrain noch lange nicht gewonnen und erobert sey. Um so wichtiger erscheint die Pflicht, sich auf dem Gebiete der Kritik in den Gränzen derjenigen Nüchternheit zu erhalten, welche allemal jenem romantischen Treiben der Zeit überlegen ist und sich nicht von dem Boden der Geschichte durch irgend eine Neigung verdrängen und damit die gehörige Sicherheit entreißen zu lassen. Wir hoffen, daß diese Übelstände im Fortlaufe der von dem geehrten Verf. unternommenen Arbeit, wozu wir ihm den reichsten Segen des Herrn wünschen, immer mehr zurücktreten werden: wir glaubten auf dieselben nur im Interesse des Buches selbst hinweisen zu müssen, von dessen hohen Vorzügen sie jedenfalls bedeutend überwogen werden.

Nachrichten.

Conferenz zu Gnadau.

(Schluß.)

Den zweiten Vortrag hatte Past. Friedrich aus Wernigerode über die Hausbesuche der Geistlichen. Der Gegenstand war mit Rücksicht auf die Liebetrutsche, in der Ev. R. Z. Nr. 34 und 35. 1843 mitgetheilte Einrichtung derselben vom dem Wernigeroder Zweigvereine mit großem Fleiße und pastoraler Weisheit behandelt worden. Liebetrutz hatte schon in der Ev. R. Z. Nr. 96. 1842 seinen Plan im Voraus mitgetheilt, im Winter von 1842 zu 1843, wöchentlich einige Abende in einzelnen Familien besondere Hausandachten und Christenthumsprüfungen zu veranstalten, und zwar in folgender Form: 1. Nach Begrüßung der Familie und der einzelnen Hausgenossen werden einige Verse gesungen; hieran schließt sich das Eingangsgebet, um den Segen des Herrn über dieses Haus, für die folgende Andacht insbesondere. 2. Eine kurze, lebendig anregende Ansprache an die Versammelten, mit Zugrundelegung eines geeigneten Schriftwortes. 3. Christenthumsprüfung. Aussagen von Katechismusstücken, Bibelsprüchen, Liederversen u. s. w. durch die Unverheiratheten und Kinder des Hauses. Hieran knüpfen sich Gespräche. Alles in möglichst freier, lebendiger Form, mehr gebend als nehmend, alles Steife und Schulpfäßige vermeidend. 4. Anfrage an die Eltern über die Führung der Kinder und des Gesindes, mit daran geknüpften Belehrungen, Ermahnungen u. s. w. 5. Eine Alles zusammenfassende Schlußrede, worauf Gesang und Gebet die ganze Feier beschließt. — Die Gemeinde nahm das ihr von der Kanzel am Todtenfeste gemachte Anerbieten mit der größten Bereitwilligkeit an, und die Hausandachten wurden im Allgemeinen in der bezeichneten Weise zum Segen für Hirten und Herde gehalten.

Über die Liebetrutsche Einrichtung der praktischen Hausbesuche trug nun v. Hoff, Oberprediger und Consistorialrath zu Wernigerode, in dem dessen Zweigvereine eine pastoral-wissenschaftliche, gründliche Abhandlung vor, die die Liebetrutsche Art und Weise der Hausbesuche als ungeeignet bezeichnet und eine andere empfahl. Jene Hausandachten seyen vom öffentlichen Gottesdienste nicht specifisch unterschieden, nur daß weniger Theilnehmer seyen, also lasse sich auch kein besonderer Segen erwarten, der durch die öffentliche Predigt und Katechese nicht zu erreichen wäre. Zu einem Aussprechen der Einzelnen über Herzenszustände könne es nicht kommen, zumal wenn Nachbarn und Freunde mit Theil nehmen. Die ganze Einrichtung erscheine wie eine Art Hauskirchenparade. Es trete von Seiten des Besuchenden und der Besuchten zu sehr die Abstich hervor. Das Feststehende in der Art der Abhaltung habe etwas Bedenkliches. Man könne doch nicht immer in allen Häusern dasselbe sagen und doch auch nicht immer neu seyn. Hausbesuche seyen allerdings hoch nöthig, aber der Pfarrer verfare im Privatverkehr mit seinen Weichkindern geräuschlos, und schere nicht alle über Einen Kamm, verfare nicht nach einer allgemeinen stabilen Form, was im Grunde übrigens das Leichteste sey. Auch müsse der leiseste Schein eines Aufdringens und einer Gefälligkeit vermieden werden. Man denke wohl Allen Hausbesuche zu, mache sie aber, wenn sich Gelegenheit dazu finde, man falle nicht mit der Thür ins Haus. Der Zweck der Hausbesuche sey, Privat-Admonitionen zu geben und die Einzelnen zu einem thätigen Christenthume zu erwecken. Liebetrutz habe Beförderung der Katechismus- und Bibelenntniß mit hereingegeben, allein das sey Sache der öffentlichen Predigt und Katechisation. Auch Gesang und Gebet seyen nur accidentell dabei. Wir sollten nur mehr Eifer in der Seelsorge überhaupt beweisen, dann würde sich auch

überall die rechte Form, der rechte Inhalt und die passenden Gelegenheiten zu diesen freien geistlichen Gesprächen mit den Kirchkindern in den Häusern finden. — Dieser v. Hoff'sche Vortrag fand in dem Wernigeroder Zweigvereine zuerst allgemeine Zustimmung, *) namentlich konnte man sich gar nicht mit der Stabilität der Liebetrutschen Form befremden. Allein doch erhoben sich auch einige Bedenken gegen v. Hoff, welche in der Versammlung acht Tage darauf noch vermehrt in zwölf Oppositionsthesen des zum Referenten über den v. Hoff'schen Vortrag erwählten Past. Friedrich herausstraten. Z. B. das Gefälligkeitliche ist nicht zu scheuen. — Bei den Hausbesuchen muß doch eine Regel und Ordnung seyn. — Ist das geregelte Verfahren das leichtere, so wähle man es. — Man muß auch einiges Aufsehen machen. — In gewissem Sinne sind Alle gleich zu behandeln u. s. w. — v. Hoff gab das alles zu mit dem Bemerken, daß dessenungeachtet alles von ihm Gesagte stehen bleibe. Auf diese Weise war der ganze Gegenstand ins Unbestimmte und in Frage gestellt. Allein er wurde nicht darin gelassen, sondern bald zu einer bestimmten Erlebigung gebracht, indem jedem Mitgliede gewisse Fragen vorgelegt wurden. Z. B.: Hat sich der evangelische Geistliche berufen zu erachten, auch ungeehrte Hausbesuche zu machen? Allgemeine Antwort: Ja. Sind solche Besuche in allen Häusern zu machen, auch in den überberückichtigten und überwollendsten? Allgemeine Antwort: Ja. Ist bei solchen Besuchen ihr geistlicher Charakter unverhohlen geltend zu machen? Die Majorität: Ja. u. s. w. — Unterdessen schlug Past. Friedrich noch einen anderen Weg außer der gemeinsamen Besprechung, dem freundschaftlichen Disputiren und eigenem Nachdenken, ein, den Gegenstand zu einer Entscheidung zu bringen. Er fing ungesäumt Hausbesuche an, und zwar sehr weise bei den Eltern seiner Confirmanden. Er meldete sich bei den einzelnen vorher an, trat sogleich mit einem apostolischen Segenswunsche ein und sprach kurz über den Zweck seines Besuches, schritt dann zu einer Prüfung des zu confirmirenden Kindes, zog, je nachdem es ging, durch Ansprache u. s. w. möglichst die Eltern und andere Hausgenossen mit herein; bat inständig, das Seelenheil des Kindes in Acht zu nehmen, mit ihm, dem Seelsorger, sich über das Kind in eine innige Verbindung zu setzen u. s. w. und schloß (beim Weggehen) mit einer Anwünschung des göttlichen Segens über das Haus. — Er ist auf diese Weise überall gut aufgenommen und sehr glücklich erwartet worden. Alle Leute sehen es ja gern, wenn man sich für ihre Kinder interessiert; und auch den gottlosesten ist auf diese Weise nahe zu kommen. Ref. hat selbst schon vor längerer Zeit einen Anfang gemacht in der Weise wie Friedrich, und ist durch diesen bestärkt worden und ermutigt, nun den geistlichen Charakter dieser Besuche der Eltern seiner Confirmanden mehr hervorzu treten zu lassen und eine Christenthumsprüfung damit zu verbinden. — Man sieht aus dieser kurzen Relation, was für ein Reichthum von Weisheit und Stärkung in dem Vortrage von Past. Friedrich lag. Er hatte schon im engeren Bruderkreise zu Wernigerode allgemeine Zustimmung und Freude über sein Verfahren und seine Erfahrungen gewonnen, auch von v. Hoff, und so war es auch in Gnadau. Öffentlich machen recht Viele in diesem Winter ungesäumt einen Anfang, und haben wir in der nächsten Frühjahrerversammlung gewiß außer von Friedrich auch von vielen anderen Brüdern erfreuliche Mittheilungen über Anfang und Fortgang ihrer geistlichen Hausbesuche zu erwarten. — Ein Gebet und der Gesang des Verses: „Ach bleib mit deiner Gnade ic.“ beschloß die Versammlung, die wohl gegen dreihundert Theilnehmer hatte.

*) Vielleicht veröffentlicht ihn v. Hoff, da er nur durch das Friedrich'sche Referat, also nur im Auszüge allgemeiner bekannt geworden ist.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 19. Oktober.

N 84.

Sehet euch vor vor den falschen Propheten.

Die bekannte, den Namen des Propheten an der Stirne tragende Monatschrift des Herrn Professor Suckow in Breslau hat sich seit ihrer Erscheinung ein Ziel gesetzt, dem, sofern es auf Belebung des kirchlichen Gemeingeistes, Ausbildung einer selbstständigen Kirchenverfassung, Vervollkommenung der Union gerichtet war, Billigung gebührte. Die Art der Verfolgung dieses Zieles hatte indeß viel Bedenkliches; die Freiheit, welche dabei ausgerufen wurde, erschien als selbstbeliebige Unbestimmtheit, deren innere Leere durch eine beredte Wortfülle nicht verdeckt werden konnte; der Fortbau der Union sollte nicht sowohl von der Substruktion, als vielmehr von der Destruktion der alten kirchlichen Symbole ausgehen; nicht in der Gemeinschaft des Bekenntnisses, sondern vielmehr in der Bekenntnislosigkeit sollte die Union der Lutheraner und Reformirten sich vollziehen, wodurch ihre Kirche, gelöst vom Grunde ihrer Confessionen, nur zu bald in bodenlose Confusion gerathen würde. Doch trat mitunter auch so viel Anhänglichkeit noch an die Bekenntnisse der Väter und so viel Liebe zum Herrn, welcher der göttliche Mittelpunkt derselben ist, hervor, daß es noch unentschieden bleiben konnte, ob der dämmernd unbestimmte Standpunkt des Propheten der Morgendämmerung angehöre, welche den Tag, oder der Abenddämmerung, welche tieferes Dunkel weissagt. Wir haben daher, obwohl durch mehrere Ausfälle schon längst provocirt, dennoch in der Erwartung weiterer Entwicklung, unser Urtheil bis jetzt prüfend zurückgehalten. Nun aber stellt es sich heraus, daß dieses Propheten Angesicht nicht nach Morgen zum Licht des Herrn, sondern nach Abend zu jenem Neulicht gerichtet ist, was die Nacht nicht erhellt. Die zwar nicht geist-, aber doch zahlreichen Lichtfreunde zu Röhren haben durch ihr dreifaches Prahlen dem Propheten imponirt, Fleisch für seinen Arm zu halten und zu gemeinsamem Bunde für die freie Kirche der neuen protestantischen Freunde und Propheten ihnen die Freundeshand zu bieten, wie dies, obwohl mit einigen Restriktionen, dennoch sehr unverholen in diesjährigen Junihfest der prophetischen Monatschrift geschehen ist. Solches „Fraternisiren mit einer Faktion, die im Regiren sowohl der historischen Thatsachen, als der positiven Ideen des Evangelii ihre einzige Stärke besitzt“, ist einem älteren, wohlbedenkenden Freunde des Herrn Suckow mit Recht anstoßig geworden, und er hat daher in einem durch das Augußheft S. 148 ff. veröffentlichten Sendschreiben den „lieben Propheten“ darüber freundlich und doch ernstlich zu Rede gestellt und namentlich ihn aufgefordert, zur Reinigung von jedem Verdacht unlauterer und verwerflicher Alliancen nunmehr von jener, durch die Manifestationen der Herren Wislicenus, König u. A. durchaus schlecht gewordenen Sache der Röhener Lichtfreunde entschieden sich zu trennen.

Die öffentliche, unwidersprochene Verläugnung sowohl der allgemein-kirchlichen, als insbesondere der protestantisch-kirchlichen Fundamentalprincipien, die Verwerfung aller kanonischen Autorität der heiligen Schrift, die Umstoßung des apostolischen Bekenntnisses, worauf alle Christen getauft sind, das unumwundene Eingeständniß schriftwidriger Lehre, die entschiedene Verneinung der Gottheit Christi, ja der Göttlichkeit desselben auch nur im socinianischen Sinne, diese offen erklärte Apostasie des gedachten Past. Wislicenus von der christlichen Kirche jedweden, insbesondere des protestantischen Bekenntnisses, ist zum Gericht geschehen nicht nur über ihn selbst, sondern über Alle, die zu ihm in kirchlicher Beziehung stehen. Hier gilt es: wer nicht dem absaget, der von seiner Kirche abfällt, fällt mit ihm ab; wer nicht, zum Zeugniß aufgefordert, wider ihn zeuget, macht gemeinsame Sache mit ihm, der ein Wahnprophet des eigenen Geistes ist und stellt sich dadurch selbst als einen unwahren Propheten dar. Entschiedene Verneinung, wie die zu Röhren geschehene, fordert entschiedene Bejahung; dem frechen Widerspruch gegen Schrift und Kirche muß ein unumwundenes männliches Bekenntniß von jedem Bekenner derselben entgegentreten, der Gott mehr fürchtet als Menschen, von jedem Geistlichen, der nicht etwa die Ehre eines Geistlichen höher hält, als die Ehre der Kirche, und lieber diese beschimpft, als jenen geirrt haben will. Nur so kann auch die offene Abtrünnigkeit erstorbener Glieder der Kirche ihr zum Segen gereichen, daß sie eine um so offenere und festere Anhänglichkeit aller noch lebendigen Glieder an dieselbe erzeugt. Zweideutige Erklärungen oder Vertuschungen in solchem Falle zeugen entweder von Charakterlosigkeit und Schwäche, die sich überall gern als Liebe und Duldsamkeit einschmeichelt, oder sie gehören zu den Schafskleidern, in welchen falsche Propheten einherzugehen und diejenigen zu streicheln lieben, von denen sie Förderung ihrer Zwecke hoffen. Was nun von christlichen Geistlichen gegenüber solchen Bestrebungen, wie wir sie in Röhren erlebt, zu erwarten, ist nicht dies, daß sie sofort, als wären sie selbst hilflos und ohnmächtig, die Hülfe der Obrigkeit dagegen aufrufen, sondern daß sie vielmehr selbst, der Würde, Wahrheit und Kraft ihres Berufes sich bewußt, sowohl einzeln, als in Gemeinschaft ihr Urtheil darüber aussprechen und dem Verläugner des gemeinsamen Bekenntnisses sowohl direkten öffentlichen Protest entgegensetzen, so lange er in seinem Widerspruch beharrt, als auch für ihn in Liebe bitten, daß er sich bekehre von dem Irrthum seines Weges. Gewiß, wo solches nicht geschähe, wo der Herausforderung des Unglaubens gegenüber die Prediger des Glaubens verstummen und nur auf Verfügungen der königlichen Behörden warteten oder drängen, da wäre der Geist in den Geistlichen erstorben, und die Kirche in tiefen Schlaf versunken. Wenn es also den Röhenern Demonstrationen gegenüber nicht an energischen Protestationen von vielen Geistlichen

gefehlt hat, so müssen wir uns freuen darüber, und wünschen, daß deren immer mehrere hervortreten möchten.

Auch Herr Prof. Suckow ist, und zwar von befreundeter Seite, aufgefordert worden, sich über jene Ärgernisse zu erklären, und er hat es gethan, aber so wenig in der Art eines wahren Propheten, daß man es bedauern muß. Dem ersten Worte des Freundes gegenüber, der über die Kläglichkeiten der Röhener Lichtfreunde ein entschiedenes Urtheil hat und besonders nach den Excessen des 29. Mai eine unumwundene Los-sagung von denselben begehrt, unternimmt er es a. a. O., in „einigen obenhingehenden Andeutungen“ die Christlichkeit des berrirten gemeinen Rationalismus zu vertreten. Wörtlich heißt es von ihm: „In seiner dogmatischen Selbstbeschränkung verhält er sich zu dem vollständigen christlichen Lehrsysteme, wie ein anfangendes oder einleitendes Stück desselben. Er begnügt sich, wenn wir das Maß unseres apostolischen Symbols an ihn legen wollen, mit dem ersten Artikel desselben und mit dem ersten Satz des zweiten. Dem weiteren dogmatischen Inhalt hat er sich bereits gewöhnt, die Arbeit theologischer Durchdenkung zu versagen in einer wissenschaftlichen Trägheit, welche Probleme nur darum für bedeutungslos erklärt, weil sie sie nicht gleich im ersten Anlaufe zu erfassen und zu bewältigen vermag. Der Rationalismus ist untheologisch, aber er ist darum nicht unchristlich. Ein unfertiger, im Gedanken unvollendeter Glaube ist darum noch nicht Unglaube.“ So wird also von Herrn Suckow behauptet, daß der Rationalismus christlich sey, und weil er christlich sey, so dürfe man sich auch von der brüderlichen Gemeinschaft mit den Röhener Lichtfreunden und selbst von dem, der die „schlimmsten Worte“ unter ihnen gesprochen, nicht lossagen. In der That, eine so oberflächlich leichtfertige Argumentation hätten wir dem Propheten nicht zugetraut. Allerdings kann auch schon von dem ersten Anfänger im Christenthum, wie von jedem getauften Kinde, das selbst des ersten Artikels noch nicht mächtig ist, gesagt werden, daß es christlich sey, wie denn schon in dem Abba lieber Vater! ein Glaubenskeim und Kern der reichen Faltung liegt. Aber welch ein himmelweiter Unterschied ist zwischen dem Keim oder Schößling, der seine progressive Entfaltung nicht aus-, sondern einschließt, und dem Stumpf, der nachbleibt, wenn die ganze, schon statt-gefundene Entfaltung abgestreift und in Folge regressiver Regeneration nur sein Minimum übrig gelassen wird. Welcher Rückschritt, die Glaubensartikel und ihre ganze Explikation nur auf ihre Anfangsworte zu reduciren, welcher Rückfall, den reich gegliederten, lebendig entwickelten Glauben der christlichen Kirche mit völliger Nichtachtung der Geistesarbeit von Jahrhunderten bis zu den ersten Anfangsgründen aufzugeben, und im neunzehnten Säkulum wieder beim Ebionismus anzukommen! und welcher Contrast gegen die Reformation, die fortschreitend in lebendiger Entwicklung des Schriftworts die Bekenntnisse der Kirche nicht vermindert, sondern vermehrt hat! Gewiß, das Alphabet ist die Grundlage aller Literatur, und man muß schon zufrieden seyn, wenn Kinder auch nur die ersten Buchstaben der göttlichen Worte (Hebr. 5, 12.) lernen und aussagen. Aber sind es denn Kinder oder Elementarschüler, die sich im Röhener Bahn-

hof als Lichtfreunde versammeln? Männer sind es, Geistliche und Lehrer evangelisch-christlicher Gemeinden, die längst sich die Frage des Herrn beantwortet haben müßten: Wie dünket euch um Christo, weiß Sohn ist er? Männer, die Theologie studirt haben und denen es daher zur Schmach gereicht, daß sie denks-faul „sich gewöhnt haben, dem weiteren dogmatischen Inhalt auch nur des apostolischen Symbols die Arbeit theologischer Durchdenkung zu versagen“. Nimmer wird, was etwa der Ignoranz Leipziger Stadtverordneten zu gut gehalten werden könnte, Geistlichen nachgesehen werden dürfen, ohne sie herabzusetzen. Wenn man auch ohne theologische Wissenschaft ein Christ seyn kann, so doch nicht ein Geistlicher, d. h. ein Lehrer anderer Christen. Ist daher, wie Herr Suckow zugibt, der Rationalismus untheologisch, so ist er auch ungeistlich, so kann demnach auch ein Rationalist, dem das eigentlich theologische Element mangelt, kein Geistlicher seyn. Jedenfalls ist es eine Entwürdigung der Kirche, insonderheit der Evangelischen und des geistlichen Standes in ihr, „der wissenschaftlichen Trägheit, welche Glaubensartikel nur darum für bedeutungslos erklärt, weil sie sie nicht gleich im ersten Anlauf zu erfassen und zu bewältigen vermag“, einen öffentlichen und amtlichen Raum zu gestatten. Es ist ein schimpfliches Gewährenlassen der theologischen Wissenschaft und Glaubensschwäche und eines eben so leeren als faulen Traditionalismus, diesen alten Zeller- und Vößlerschen, Weg- und Bretschneiderischen Rationalismus, von dem Herr Suckow sehr richtig sagt, daß er „eine in der theologischen Wissenschaft traditionell gewordene Verkürzung des christlichen Lehrstoffs sey und sich eben dadurch in einer gewissen Gleichförmigkeit darstelle, welche ihm in Deutschland das Ansehen einer Schule verleihe“, diesem sogenannten (wie lucus a non lucendo) Rationalismus, der in seiner selbstgenugfamen Unwissenschaftlichkeit selbst das Ansehen einer Schule mit Unrecht prätendirt, das usurpirte Ansehen und Recht der Kirche ohne entschiedenen Protest einzuräumen. Das ist die Frage, um die es sich handelt, nicht, ob „ein unfertiger, im Gedanken unvollendeter“ Kinderglaube, der noch bei der ersten Milchspeise steht, irgend wie auch noch christlich genannt werden könne, sondern ob Leute, die längst die Kinderschuhe ausgezogen, dennoch aber hartnäckig den christlichen Lehrstoff auf seine ersten Buchstaben beschränken wollen, mit Zug das kirchliche Lehramt bekleiden, mit Recht die evangelischen Gemeinden um ihre Glaubensgüter verkürzen dürfen? darum handelt es sich, ob öffentliche Verläugner des evangelischen Bekenntnisses im Amte öffentlicher Bekenner desselben zu stehen irgendwie berechtigt sind? Wohl mag Kinderschwachheit auch bei altgewordenen Leuten von gedulden, oder selbst schwach gewordenen Gemeinden geduldet werden; aber daraus eine Pflicht der Gemeinden oder der Kirche ableiten, sich die äußersten Glaubensverkürzungen oder Verstümmelungen von ihren Pastoren gefallen lassen zu müssen, oder ein Recht solcher ungemessenen Freiheit diesen zuschreiben, ohne daß männiglich dagegen reklamiren und solche Pastoren recüsiren dürfte, heißt die Gewissensrechte der Gemeinden der hierarchischen Willkühr ihrer Geistlichen preisgeben, die Kirche jeglicher Sektirerei eröffnen, allen ihren Feinden und Widersachern freien Einzug in dieselbe

gestatten und jede göttliche und menschliche Ordnung in derselben auflösen. Wer solche Freiheit von der Kirche in der Kirche behauptet, macht ein Babel aus ihr, worin sie unter Babylonischer Freiheit ihrer Priester in Babylonischer Gefangenschaft liegt. Wer öffentlich gegen die Grundprincipien des Protestantismus und frech gegen das apostolische Symbol protestirt, wie ein Wilslicenus, der ist ein Feind, und wer, statt den Handschuh ihm hinzuwerfen, die Hand ihm reicht, gewiß kein Freund des Protestantismus, wie denn überhaupt die protestantischen Freunde oder Lichtfreunde zu Rötchen nur per antiphrasin so heißen.

Milder würden wir die milde Meinung des Herrn Prof. Suckow über diese Freunde des „Neulichts“ beurtheilen, wenn sie auf einer nach allen Seiten hin milden Denkweise beruhte und keine Parteilichkeit ihr zu Grunde läge. Dies ist aber leider nicht der Fall. Im Gegentheil, der Mann, welcher jene seine Freunde überaus schonend behandelt und gegen den Vorwurf unchristlicher, antievangeltischer Tendenzen sehr schmiegsam sie rechtfertigt, redet auf der anderen Seite sehr harte Worte gegen ihre Gegner, und häuft auf sie die schwärzesten Verdächtigungen, die unbegründetsten Verläumdungen. Was haben sie gethan? haben sie etwa Gewalt gebraucht gegen die Lichtfreunde, oder heimlich nur die Macht der Behörden gegen sie aufgerufen, oder sonst unmännlich gegen sie gehandelt? oder haben sie über einzelne controverse Punkte und zweifelhafte Sätze sich ein vorgegreifendes Urtheil und Beurtheilen angemaßt? Nichts von alledem; man hat vielmehr bis dahin dem Treiben der Rötchener Nationalistenversammlungen ruhig und glimpflich zugeesehen und nur erst, nachdem der Geist der Verneinung mit dem decidirtesten Unglaubensbekenntniß hervortrat, von dem jedem Protestanten zustehenden Rechte, offenen Protest dagegen zu erheben, pflichtmäßig Gebrauch gemacht und zwar auf dem freien Wege unumwundener Öffentlichkeit. Und nicht bloß Einzelne oder Einige haben dieses gethan, sondern auch freie Versammlungen von Amtsbrüdern, wie die Berliner Pastoral-Conferenz, haben, ohne obrigkeitliche Edikte abzuwarten, aus eigenem geistlichen Antriebe sich gegen das schmachliche Argerniß, welches Past. Wilslicenus der Kirche gegeben, entschieden, jedoch nicht in der Form der Lossagung von ihm, sondern der Fürbitte für ihn, erklärt. Gewiß kann und darf doch zu solchen Argernissen die Kirche, so lange sie noch der Leib des Herrn und nicht sein todtter Leichnam seyn will, nicht schweigen; gewiß auch sind nicht die Consistorien bloß die Kirche; also müssen auch Synoden, Conferenzen und einzelne Geistliche und Gemeindeglieder zeugen wider des Glaubens Verneinung, und jedes solches Zeugniß muß als Zeichen eines regen kirchlichen Gemeingeistes und eines geweckten christlichen Bewußtseyns um so willkommener seyn, je freier und selbstständiger es sich kund thut. Wohl kommt es dann auch, daß im Eifer ein Wort zu viel gesagt, oder sonst in der Form oder im Ausdruck etwas verfehlt wird. Aber welcher Freund kirchlichen Lebens würde nicht auch mangelhafte Äußerungen desselben einer Erstorbenheit vorziehen, deren Todtenstille nur durch Consistorialverfügungen oder Ministerial-Rescripte unterbrochen würde. Es ist erfreulich, daß man mit diesen vorzugehen sich nicht beeilt, sondern den Äußerungen des kirchlichen

Gemeingefühls noch einen unbedingt freien Raum läßt. Darin nur den tadelnswürdigen „Ausdruck eines über den Glauben gefällten Richterspruchs“ finden, kann in dem vorliegenden Fall nur der, welcher der Kirche überhaupt alle Urtheilskraft abspricht, oder ihr das Recht und Vermögen, zwischen Licht und Finsterniß zu unterscheiden, freitig macht.

Am wenigsten wäre dies von einem Manne zu erwarten gewesen, der sich bis jetzt neuerdings mit besonderem Nachdrucke als Freund der kirchlichen Selbstständigkeit kundgegeben. Aber die parteiliche Eingenommenheit für die protestantischen Freunde hat ihm den Sinn so getrübt, daß er in allem bisher wider sie Veröffentlichten mit schielendem Übelwollen nur die Manifestationen einer „Berlinischen befehlshaberischen Frömmigkeit“, ja einer „immer roher hervortretenden Feindschaft gegen das Evangelium“ (so sieht es da!) zu finden vermag, während er auf der Gegenseite nur eine kindliche Freundschaft für dasselbe sieht. Weil nun in der Gegenwart nichts vorliegt zur Begründung jener vorgeworfenen Feindschaft gegen das Evangelium, und überhaupt der Prophet seinen Gegnern eigentlich nichts Ubles von Bedeutung nachzusagen weiß, so begibt er sich auf das Vorherzagen und prophezeit von ihnen, obwohl nur vom eigenen trüben Geiste inspirirt, grauenhafte Dinge. Der gegenwärtig Streit, so heißt es S. 156., „ist nur für den ersten Anblick ein Kampf der christlichen Gläubigkeit gegen die Glaubensmattigkeit eines negirenden Rationalismus. Gegen die Freunde des rationalen (?) Protestantismus (?) werden nur die ersten Streiche geführt; dann wird man unmittelbarer das Evangelium selbst befehlen, welchem man schon die Lebenslust der Freiheit zu entziehen bemüht ist, um endlich, dem möglichen Verlaufe nach, aus dem Streite für die Orthodoxie einen Kampf roher Barbarei gegen jeden edlen und freien Geist menschlicher Bildung und Gesittung zu machen.“ Fürwahr, eine solche prophetische Weise, von dem Gegner, der gegenwärtig den „negirenden Rationalismus“ mit gerechten Waffen bekämpft, in der Zukunft das Schlechteste, Verwerflichste und Abscheulichste bedrohlich wahrzusagen, ist die bequämste Art, ihn zu verkehren, verläunden und dem gereizten Geschlecht dieser Zeit schandwürdig zu machen. So häuft man finsternen Argwohn und Verdacht in dieser überall schon vom Gift des Mißtrauens erfüllten Zeit, indem man als Prophet ohne Gründe von den Gegnern nur schlechthin das Böseste weissagt aus dem eigenen Sinn, und die Vertheidiger des biblischen Evangeliums gegen die Verläugner desselben selbstbeliebig in barbarische Feinde desselben umsetzt. Aber es steht geschrieben: Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind; denn es sind viel falscher Propheten ausgegangen in die Welt. Darum sehet euch vor vor ihnen!

— r —

Erklärung wider 2c. Ublisch, Wilslicenus und Genossen.

Wir unterzeichnete Diener der Kirche haben die Erklärung unseres Amtsbruders Liebetrut in Nr. 73. der Ev. R. Z. mit herzlichster Theilnahme gelesen, und indem wir ihm für seine offene,

treue Liebe zur Kirche, die uns gestärkt und erquickt hat, brüderlich danken, bekennen wir zugleich, wie folgt:

Nachdem der Pfarrer Uhlich zu Pömmelte am 29. Mai d. J. in Köthen die christlichen Grundlehren von der Erbsünde, der Versöhnung durch Jesu Blut, der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi öffentlich verworfen; der Pf. Wislicenus zu Halle ebendasselbst sich förmlich von der heiligen Schrift losgesagt und sein Abtreten vom apostolischen Glaubensbekenntnisse frank und frei erklärt; der Pf. König zu Anderbeck in seiner Schrift „der rechte Standpunkt“ die beiden Grundpfeiler der christlichen Heilslehre, die Lehre von der sündhaften Verdorbenheit des Menschen und von der Rechtfertigung durch den Glauben an das Verdienst Christi öffentlich verspottet hat: so werden wir diese drei Männer, sammt den Genossen ihrer Irreligiosität und Rottenmacherei, hinfert nicht mehr als rechtmäßige Diener der Evangelischen Kirche anerkennen.

Mit tiefem Schmerze über ihr Thun und Treiben, wodurch sie — so viel an ihnen ist — den Weinberg Christi zerstören, sprechen wir es aus, daß sie, falls nicht ferner die schwere Anklage der Heuchelei sie treffen soll, verbunden sind, aus dem geistlichen Amte zu scheiden, bei dessen Verwaltung sie, kraft den Ordnungen der Kirche Lehren bekennen müssen, die sie doch andererseits öffentlich läugnen und schmähen.

Gott aber gebe ihnen Gnade, daß sie recht nüchtern werden aus des Teufels Strick, und Buße thun, zu erkennen Jesum Christum, dessen Heil sie jetzt verwerfen, ohne zu wissen, was sie thun.

Den 7. Oktober 1844.

Neumann, Past. zu Saacke in der Priegnitz. Senckel, Past. zu Mertensdorf i. d. Priegnitz. E. Wolf, Past. zu Tschow i. d. Pr. Dr. Besser, Past. zu Wulkow in der Grafschaft Ruppin. Hohnhorst, Past. zu Alt-Ruppin i. d. Grafsch. Ruppin. Lic. Böhl, Past. zu Wansdorf bei Spandow.

Erklärung in Bezug auf das eben erschienene zweite Heft des f. g. rechten Standpunkts des Herrn Past. König.

Wenn der Genannte an dem angeführten Orte dies und jenes sag schmähend von neuem über mich redet, so berührt mich das nicht im mindesten. Aber über einiges ausgesagte Faktische habe ich mich einfach zu erklären:

1. E. 2. heißt es: „Ein uns fern stehender Gelehrter bittet uns um die Erlaubniß, unserer Pfingstversammlung beizumohnen zu dürfen, und wir ertheilen sie ihm unbedenklich.“ Ich habe nie um diese Erlaubniß gebeten, am wenigsten den bekannten S. v. E. Jene Versammlung war eine öffentliche, das Essen ein von Jedem bezahltes in einer Restauration, und ich habe zum Überflus vor dem Besuch gehörigen Orts angefragt. Das weitere Gerede des Herrn König von „gröblicher Verletzung seines Hausrechts“ durch mich richtet sich von selbst.

2. Ebenda.: „Seine Aussage gleicht weit mehr dem Geklätsche einer

alten Tante, als dem Berichte eines Deutschen Professors.“ Wohl, so hat Herr König durch Weibergeklätsch sich so tief erregen lassen, und mit ihm die ganze Kirche, Freund und Feind. Übrigens ist und bleibt der von mir gegebene Bericht der erste treu und ungeschminkt kirchenhistorische über die Köthener Lichtfreunde, und wird als solcher für alle Zeit gelten. Daß er dabei einzelnes minder Bedeutende ganz beiläufig mit berührte, gehörte zur historischen Anschaulichkeit; denn nichts weniger als offizielle Denunciation hat er seyn wollen und sollen.

3. Ein von mir zum Ruhme des Herrn Seniors hiesiger theologischer Fakultät, unmittelbar hinter dem ich saß, Berichtetes verdreht Herr König E. 3. ohne Weiteres mit anderweiten falschen Angaben in den grade entgegengesetzten Sinn, während er

4. E. 13. mir eine „gänzlich Verdrehung seiner Worte“ vorwirft, die er über eine Krummachersche Äußerung gebraucht. Seine Wahrhaftigkeit nun ist durch die Schriften von John, Pistorius und Müller glänzend beleuchtet worden, so daß ich ganz dazu schweigen könnte. Doch zum Überflus dies. Krummacher sagt, auf Golgatha sey „der Ursprüngliche, der Vater der Ewigkeit, der wahrhaftige Gott und das ewige Leben, durch den die Welt geschaffen worden, Jehovah, der Herr der Herrlichkeit“ gestorben. Alle jene Epitheta sind biblische und kirchliche Epitheta des Sohnes Gottes nach biblisch-kirchlichem Bezugsgriff, und nur vom Sohne, nicht vom Vater hat sie Krummacher auch hier gebraucht, was der Zusammenhang leuchtend ergibt. Wenn ich sie nun auch so fasse, König aber Krummachern eine andere Fassung unterschiebt, wo ist da die Verdrehung? Übrigens erklärt König jene Worte E. 13. mit Emphase von neuem für Unsinn. „Nie“ — sagt er — „ist der Schöpfer der Welt todt gewesen, und der Vater der Ewigkeit ward nimmer an's Kreuz geheftet.“ Ist dies zu behaupten Unsinn, so hat eben die Kirche von jeher Unsinn gelehrt. Es ist diese Behauptung aber noch eine der geringfügigsten Köthnischen, wie ich davon auch nur ganz beiläufig gesprochen hatte. Das Schreiendere verdeckt er selbst nunmehr schon.

5. Justizrath Isensee in Köthen — heißt es E. 14. — habe eine Aussage von mir „für eine infame oder doch sehr leichtsinnige Unwahrheit“ erklärt. Wem daran liegt, den wahren Sachbestand zu erforschen, der ein völlig anderer ist, der findet meine beiläufige Erklärung darüber in der Ev. R. Z. Übrigens habe ich Herrn Isensee's Anstand nicht zu vertreten.

6. E. 14. gedenkt er der höhnischen Einladung der Köthener Wierzig an mich, die „Hand und Fuß habe“. Sie möchte dergleichen immerhin gehabt haben, wenn die Wierzig öffentlich ihre Namen darunter gesetzt hätten. Auf Privatverhandlungen mit ihnen kann ich mich um so weniger einlassen, da ich gleichzeitig mit jener öffentlichen Quasi-Einladung die pöbelhaftesten anonymen Privatschreiben von Köthen empfangen.

Endlich 7. nennt Herr König E. 13. eine Aussage von mir (die oben schon gerechtfertigte) „für eine Fälschung und für eine Lüge, ja für eine Niederträchtigkeit“ erklärt, so sind das bekanntlich ihm geläufige Ausdrücke. Daß ich mir nicht die Mühe nehmen will, ihn injuriarum zu belangen, hat er schon aus meinem bisherigen Schweigen erkannt. Vielmehr halte und erkläre ich die gemeinsten Schimpfreden aus seinem Munde für wahre vollwiegende Ehrentitel für mich, und ersuche ihn, um der Sache willen auf seinem Wege fortzugehen, wie ich es, walt's Gott, auf dem meinigen thun werde.

Halle, 5. Oktober 1844.

G.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 23. Oktober.

N^o 85.

Aus dem Sendschreiben eines Pastors in der Provinz Sachsen an die Jüterbogor Pastoral-Conferenz.

— Es ist ja eine wahrhafte Schmach für unsere Provinz bisher gewesen, daß nur Eine Stimme, Dr. Guericke's, sich öffentlich wider die Nottenmacher und Antichristi erhoben hat. Sollte doch Ein protestirender Schrei durch ganz Preußen gehen! Denn warum gelingt es dem Feinde, Unkraut auf den Acker zu säen? Weil die Leute, die Kirchlichen, schlafen. Warum bekennet sich der Herr nicht mehr, viel mehr zur Arbeit in seinem Weinberge? warum verleiht er nicht mehr Sieg und Segen? Weil so Viele unter uns sich nicht öffentlich und laut zu Ihm bekennen. Warum fähst die Wahrheit nicht mehr, als wir es erfahren? Weil wir nicht wider die offen dahintretende Unwahrheit ein offenes Zeugniß ablegen. Es gilt ja namentlich das Wort von unserer Zeit, die in den Kindern des Unglaubens eben so Kühn und heisspiellos frech, als in den Kindern des Glaubens scheu und schüchtern ist, das Wort, welches der Herr dem Bischof der Gemeinde zu Ephesus schreiben ließ: „Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest; gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße, und thue die ersten Werke: wo aber nicht, werde ich die kommen bald und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte, wo du nicht Buße thust!“ (Offenb. 2.) O, wahrlich, ständen wir noch in dem heiligen Feuer der „ersten Liebe“: wir würden uns gedrungen fühlen allzumal, das gute Werk des Bekenntnisses zu thun und wider diejenigen zu zeugen und öffentlich zu protestiren, welche laut Jesum, den Herrn der Herrlichkeit, schmähen und seinen heiligen Weinberg, die Kirche, zermahlen. Aber weil die „erste Liebe“ so ermattet, bei Vielen gar verschwunden ist: so ist ein so allgemeines Trägesein zum treuen, muthvollen Bekennen, zu öffentlichem Behaupten der tief angegriffenen Ehre des Herrn. Die Kinder der Sünde sind in ihrem Geschlecht viel treuer und eifriger, denn die Kinder des Lichts.

O, daß unter Euch Viele sich fänden, die von ganzem Herzen, mit einem freudigen, laut und weit hinschallenden Bekenntnisse vor den entsetzlichen Riß trittreten, welchen Satan durch seine kecksten Kinder, die Irrlichtfreunde, in unseren Tagen hervorgebracht hat. Wohl an, es gilt noch das Wort für sich zu gewinnen, was in demselben Brief an den Bischof zu Ephesus steht: „Aber das sagst du, daß du die Werke der Nicolaiten hassest, welche ich auch hasse“ (B. 6.), und es offen und auch öffentlich zu bekennen, daß man solcherlei Werke, wo und wie sie sich öffentlich oder heimlich zeigen, wahrhaft hasse, mit der Gesinnung und That. Und sind die Früchte der Lichtfreunde,

ihre Lehrwerke, nicht schrecklicher und verderblicher, als die jener Nicolaiten; wollen sie nicht Satan siegen machen mitten unter dem christlichen Volk, verleiten sie dasselbe nicht durch die kräftigsten Irrthümer, in seinen Rachen zum Verschlungenwerden hineinzurennen? O, wer nur in der Nähe dieser Verführer ist, kann's mit Augen sehen! Es hat niemals eine verderblichere Demagogie, nie ärgere Feinde der Kirche gegeben. Wislicenus und König haben den Irrthum ausgeschäumt; aber keiner ist so schlau, und fischt so im Trüben weit und breit, als Uhlisch.

O, darum, Brüder, liebe Brüder, thut euern Mund weit auf und legt ein gutes Bekenntniß als ein „Werk der ersten Liebe“ ab, das der Herr fordert, und gedenket der Tausende durch's Blut erkaufter Christen, welche wöchentlich durch die Verführer bearbeitet werden, den Glauben zu verlängnen und das Blut des Neuen Testaments unrein zu achten.

Zeugniß aus der Preussischen Provinz Sachsen wider die f. g. Lichtfreunde.

In tiefem Schmerz über die kirchlichen Verwüstungen, welche die neueste Entfaltung des Nationalismus durch die immer kühner, weil ungehindert auftretenden, die Grundlehren der Evangelischen Kirche verwerfenden f. g. Lichtfreunde in den höheren wie niederen Kreisen des Volks bereits angerichtet hat; im Schmerz über die damit Hand in Hand gehenden Selbstverschuldungen jener, so wie im betrübenden Hinblick auf das dadurch wachsende Jubelgeschrei unserer katholischen Gegner über die innere Auflösung der Evangelischen Kirche Seitens solcher, die sich protestantische Freunde nennen, während der historisch-kirchliche Protestantismus zu keiner Zeit entschiedenere Feinde gehabt hat, sind die Unterzeichneten — von ihrem Gewissen gedrungen — zusammengetreten, hiemit Angesichts von Freunden und Feinden öffentlich zu bekennen:

Erstens, daß sie im unerschütterlichen Festhalten an dem formalen und materialen Principe der Evangelisch-Protestantischen Kirche, gemäß Gottes Worte und ihren Bekenntnisschriften, gegen die kundgegebenen Irrlehren jener „Freunde“ falschen „Lichtes“, das so alt als die Sünde und ein verderbender Brand ihres Heerdes ist, auf das Nachdrücklichste protestiren.

Zweitens, daß die Unterzeichneten die verführten Gemeinden unter Gebet und Thränen vor den Irrlehren jener hiedurch brüderlichst gewarnt, und

Drittens, im Angesicht unserer Römisch-katholischen Gegner, ein verwahrendes Zeugniß davon abgelegt haben wollen, daß jene Lichtfreunde, welche durch die Verwerfung der Grundlehren

der Evangelischen Kirche, wie der von der alleinigen obersten Geltung der heiligen Schrift in Glaubenssachen, von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an die durch Jesum geschene Versöhnung, von der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, von dem angeborenen Verderben des Menschen, von der Kirche u. a. Lehren, deren Dissensus sie ihrerseits zugeständig geworden sind — sich selbst also von der Evangelisch-Protestantischen Kirche losgesagt haben, nach ihrem Lehren und Treiben nur als außerhalb derselben stehende Rottenmacher zu betrachten seyen, wie es dergleichen entfremdete falsche Geister seit der apostolischen Zeit in allen Kirchenabtheilungen gegeben hat.

Indem die Unterzeichneten dem treuen, um die tiefgeschmähetete Kirche sich höchst verdient gemacht habenden Vorkämpfer, Prof. Dr. Guericke zu Halle, den vielgeliebten Brüdern der Pastoral-Conferenz zu Pinné im Großherzogthum Posen, welche in der Ferne unsere provinzielle Noth getheilt haben, laut ihrer „Erklärung“ in Nr. 68. der Ev. K. Z., und dem theuren Pastor Fr. Liebetrut zu Wittbrüggen, für seine zeugnissvollen Erklärungen in Nr. 73. das, dankbar die Bruderhand reichen, und damit den lauten Aufruf zu weiterem zeugenvollen Zusammen treten wider die bezeichneten subversiven Tendenzen an alle treuen Bekenner der ewigen Wahrheit verbinden, bitten die Nachbenannten flehentlichst den Herrn, daß er die abgefallenen Glieder seines kirchlichen Leibes heilen und zurückbringen, die sichenden stärken und die noch gesunden bewahren wolle, und empfehlen die gesammte, theuer erkaufte Christenheit in des Allmächtigen immer neue Segen und Gnaden!

Geschrieben im September 1844.

Brenneke, Pred. und Rektor in Leisgau. Gloel, Past. zu Osterweddingen. Sachtmann, Diak. zu Barby. Guenzius, Past. von Markt Alvensleben. Müller, Past. zu Emden. Nordmann, Past. zu Dorf Alvensleben. Schiele, Past. zu Neuhalbensleben. Müller, Past. zu Irxleben. Pf. Florius, Past. zu Süplingen. Beta, Past. zu Bahlendorf.

Erklärung wider Uhlich, König, Wislicenus und Genossen.

Wir zu einer freien, brüderlichen Conferenz in Jüterbog versammelte Diener der Kirche finden uns in unserem Gewissen gedrungen zu bezeugen, wie folgt:

Da der Pfarrer Uhlich in der „Pfingstversammlung“ der f. g. protestantischen Freunde zu Köthen die Grundlehren der christlichen Kirche von der Erbsünde, von der Versöhnung durch Jesu Blut, von der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi öffentlich verworfen hat; da ferner der Pfr. Wislicenus bei derselben Gelegenheit erklärt hat, daß seine Lehre die Schriftwidrigkeit als charakteristische Eigenschaft trage, und von dem apostolischen Glaubensbekenntnisse ausdrücklich abgetreten ist; da endlich der Pfr. König in seiner Schutzschrift für die protestantischen Freunde „der rechte Standpunkt“ die Grundlagen der evangelischen Heilslehre, die Lehre von der natürlichen Verderbnis des Menschen und von der Rechtfertigung durch den Glauben an das Ver-

dienst Christi, verläugnet, ja verlästert hat: — wir aber die Verwaltung eines evangelischen Pfarramts mit solcher öffentlichen Verläugnung und Verhöhnung der Lehren der Kirche für durchaus unvereinbar halten — so erklären wir, daß:

diese Männer, nach dem Worte des Apostels, sich selbst verurtheilt haben (Tit. 3, 11.), und thatsächlich aus der Kirche und aus dem Dienste derselben ausgeschieden sind, und wir sie demgemäß als rechtmäßige Diener der Kirche nicht ferner anerkennen werden.

Der Herr aber wolle in Gnaden sie bekehren von dem Irrthum ihres Weges: das sollte unsere Freude seyn!

Jüterbog, den 9. Oktober 1844.

Doyé, Past. zu Luckenwalde. Scheer, Past. zu Rohrbeck bei Jüterbog. Schubert, Diak. zu St. Nikolai in Jüterbog. Ritter, Past. zu Schlenzer bei Jüterbog. Längner, Past. zu Jüterbog. Straube, Past. zu Werber bei Jüterbog. Schlaaff, Past. zu Stolzenhain, Ephorie Jessen. Kamraden, Past. zu Dobbrück bei Luckenwalde. Willigmann, Past. zu Zauggwitz bei Beelitz. Müller, Past. zu Frankensförde bei Luckenwalde. Roth, Oberprediger zu Jüterbog. Wapler, Past. zu Selchow bei Mittenwalde. Souchon, Past. an der Franz. Louise-Stadt-Kirche zu Berlin. Pfannholz, Hülfsprediger zu Wittenberg.

Erklärung in Sachen der Lichtfreunde.

Obgleich allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, der Rechenschaft fordert der Hoffnung, die in uns ist, meinten wir bisher, dieser Forderung des Apostels zu genügen durch offenes Bekenntniß unseres Glaubens vor den Gemeinden und die öffentliche Vertheidigung des Glaubens unserer Kirche denen allein überlassen zu müssen, die durch besondere Gaben dazu berufen sind. Bei dem Aufsehen aber, das die offen hervortretende Feindschaft der Lichtfreunde gegen das Bekenntniß unserer Kirche auch unter den Laien, besonders in Städten, zu machen anfängt, scheint es uns jetzt Pflicht Aller, die noch am Bekenntniß halten, auch öffentlich hervorzutreten. Weil aber noch immer die Synoden schweigen, so müssen die Einzelnen, und weil die „großen Frommen“, wie sie der „rechte Standpunkt“ nennt, trotz der Provokationen der Lichtfreunde, sich nicht rühren, so müssen die „kleinen“ reden, auf daß nicht am Ende die Steine zu schreien anfangen. Darum erklären wir, obwohl nur drei (vielleicht folgen mehr!) hiemit öffentlich:

Wir glauben, bekennen und lehren, daß die prophetischen und apostolischen Schriften Alten und Neuen Testaments alleinige und vollgültige Erkenntnisquelle des Glaubens sind;

wir stimmen in unserem Glauben mit den Lutherischen Glaubensbekenntnissen der unirten Kirche überein;

wir halten namentlich fest an der Hauptlehre dieser wie jener von der Rechtfertigung allein durch den Glauben;

wir glauben insonderheit auch an den dreieinigen Gott, an die Empfängnis Christi vom heiligen Geist, an seine Ge-

burt von der Jungfrau Maria, an die Sünden tilgende Kraft seines Todes.

Spandow, den 10. Oktober 1844.

Kropatschek, Strafanstaltsprediger zu Spandow. Richter, Pred. zu Falkenhagen bei Spandow. Guthke, Diak. an St. Nikolai zu Spandow.

Bitte um Belehrung.

In der Pommerschen Kirchenagende, Tit. IX. fol. 158 a., steht:

„würde ein Prediger — — aller an ihn geschehenen christlichen Vermahnung ungeachtet, — falsche Lehre, die wider die heilige Schrift und Augsburg. Confession wäre, auf Predigtstühlen oder in Schriften ausbreiten und nicht davon absteigen; so soll wider ihn vermöge des Landtagsabschiedes, so A. 1556 zu Stettin beschlossenen, — verfahren werden.“

In dem hier angezogenen Landtagsabschiede wird bestimmt:

„daß durch die Superintendenten, Prediger und Obrigkeit eines jeden Ortes, von den Personen, so — des — Irrthums verdächtig, Bekenntniß ihres Glaubens erfordert, und da sie irrig befunden, sie davon abgewiesen werden; im Fall sie aber darauf halsstarrig beharren, — daß sie deshalb unsers Landes verwiesen — — werden sollen.“

Den bei Vollziehung dieser Bestimmung zu beobachtenden modus procedendi verfügt das Königl. Edikt vom 23. September 1737 dahin:

„wenn ein — Prediger wider Jemanden — im Predigtamt etwas Begründetes, in Betracht irriger Lehre — zu haben vermeint; so muß er denselben deshalb brüderlich und privatim besprechen, und wenn solches nichts fruchtet, so muß er ihn solcherhalb keines Wegs als einen falschen Lehrer — öffentlich vor der Gemeinde bestrafen, noch sein eigener Richter seyn; sondern er muß — den Irrthum — seinem nächsten Vorgesetzten anzeigen, welcher denselben zuvorverst deshalb zu besprechen gehalten ist; worauf allererst die Klage an die Königl. Regierung und Consistorium gelangen muß.“ —

Diese Bestimmungen haben offenbar den Zweck, die Ausübung des Strafrechts und der Strafpflicht der christlichen Kirche der Willkühr und Ungebuld des Einzelnen zu entreißen und in eine löbliche Ordnung zu bringen. Daß die Kirche aber ihr Strafsamt in geordneter Stufenfolge ausübe, scheinen Matth. 18. und Lit. 3, 10. gleichmäßig zu fordern.

Wenn nun dennoch in der bekannten Streitsache wider Wislicenus sich Einzelne, und zwar treue und entschiedene Diener des Wortes Gottes, von vorn herein und mit Übergehung aller durch Gottes Wort und kirchliche Ordnungen gebotene Stufenfolge, zu excommunicationsartigen Erklärungen wider jenen Häretiker berechtigt gehalten haben; wenn sogar die Meinung anfängt sich geltend zu machen, als begingen die Prediger, die sich solchen Erklärungen nicht anschließen, eine Unterlassungssünde: so fühlen sich einige Prediger, die um

keinen Preis den Herrn verläugnen möchten, durch ihr Gewissen getrieben, öffentlich die Bitte auszusprechen,

„daß einer jener theuern Brüder den Nachweis versuchen wolle, ob und warum Matth. 18. und Lit. 3, 10., so wie die allegirten kirchlichen Bestimmungen auf den vorliegenden Fall keine Anwendung erleiden.“

Aus Hinterpommern.

Gehorsam ist besser, denn Opfer.

(Mitgetheilt in der Jüterbogener Pastoral-Conferenz am 9. Oktober.)

Durch ein selbsterwähltes Opfer, womit er das Wort des Herrn übergab, hat Saul sich um sein Königreich gebracht. Samuel sprach zu ihm: „Siehe, Gehorsam ist besser, denn Opfer, und Aufmerken besser, denn das Fett von Widern. Denn Ungehorsam ist eine Zauberei, und Widerstreben ist Abgötterei und Götzendienst. Weil du nun des Herrn Wort verworfen hast, hat er dich auch verworfen, daß du nicht König seiest“ (1 Sam. 15.).

Die Sünde Saul's ist ein Erbstück des eigenwilligen Menschenherzens, darum kennt sie aus schmerzlicher Erfahrung, wer sein Herz kennt. Die Gläubigen unserer Zeit tragen die Sünde des „Opfers wider Gehorsam“, des selbsteigenen Gottesdienstes, als Charakterzug ihres geistlichen Angesichts. Anstatt an dem Worte des Herrn mit Furcht und Zittern zu haften, als an dem einzigen Rathsmanne, und ihm unbedingt zu gehorchen durch Alles hin, rechnet man vorher in eigener Weisheit den Weg aus, der dem Herrn wohlgefallen soll, und besiegt ihn hernach Anstands halber mit etlichen Handweisen aus der heiligen Schrift. Anstatt daß die Knechte sehen sollen auf die Hände ihres Herrn, daß er ihnen gnädig sey, erwarten sie vielmehr, daß der Herr sehe auf ihre Hände. Das Gebet: „Jesu, geh' voran!“ verwandelt sich unversehens in das: „Jesu, folge nach!“

Gehorsam ist besser, denn Opfer. Dies haben wir uns recht tief in's Herz zu schreiben in dem Kampfe mit den heutigen Amalekitern, damit Niemand unsere Königskrone nehme.

Gewiß ist und bleibt das Kämmerlein der auserwählten Kampfplatz gegen aller Feinde und Widersacher-Motten; und wir zweifeln daran keinen Augenblick, daß an diesem heiligen Orte jezt täglich viel gekämpft und gerungen wird, mit Gebet und Thränen, auch von solchen, die ihr öffentliches Zeugniß zurückhalten gegen die gewappneten Feinde und Verderber der Kirche. Manchen unter diesen stillen Kämpfern ist es gewiß Ernst mit der Rede: „Das frevelnde Treiben der Feinde des Kreuzes Christi schmerzt uns aufs Tiefste; aber wir sind überzeugt, daß mit allem strafenden Zeugen und Protestiren gar Nichts gegen sie auszurichten ist; nur der milden, sanftmüthigen Liebe, die zur Verständigung auf die Gegner eingeht und an die noch vorhandene Einigkeit mit ihnen anknüpft, sind sie zugänglich u. s. w.“ Wir glauben z. B. sicherlich, daß der theure, uns innigst befreundete Mann, der vor der Gnabauer Konferenz aussprach: „die größte Gnade sey es, wenn von Köthen

gar nichts erwähnt werde" — heilige Gebete und Thränen eines guten Streiters Christi für den verhöhten und zerschlagenen Leib seines Herrn hat. Desto wichtiger erscheint es aber, daß er und die ihm gleichgesinnten Brüder überwunden werden aus der Schrift, ihr Kampf sey ein selbsterwählter, der keine Verheißung des Sieges hat, und ihre Liebe eine selbsteigene, welche keine Früchte tragen mag, die da dienen zur Gesundung der Heiden — ein „Opfer wider Gehorsam“.

Fassen wir also vor allen Dingen die hauptsächlichsten apostolischen Aussprüche in's Gewissensauge, an denen das Verhalten der Glieder und Diener der Kirche gegen Irlehrer und Mottenmacher, wie Wiclicenus, Uhlisch, König und ihres Gleichen, gemessen werden muß. Es wird nicht überflüssig seyn, wenn wir die alten wohlbekannten Sprüche unseren Augen hier von neuem vorhalten. Das Wort Gottes schläft nicht, wenn unsere Augen schlummern.

„So habt nun Acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, unter welche euch der heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes, welche er durch sein eigenes Blut erworben hat. Denn das weiß ich, daß nach meinem Abschied werden unter euch kommen gräuliche Wölfe, die der Herde nicht verschonen werden. Auch aus euch selbst werden aufstehen Männer, die da verkehrte Lehre reden, die Jünger an sich zu ziehen: darum seyd wacker.“ Apostelgesch. 20, 28 ff. „Ich ermahne aber euch, lieben Brüder, daß ihr aufsehet auf die, die da Zertrennung und Argerniß anrichten neben der Lehre, die ihr gelernt habt, und weichet von denselbigen. Denn solche dienen nicht dem Herrn Jesu Christo, sondern ihrem Bauch; und durch süße Worte und prächtige Rede verführen sie die unschuldigen Herzen.“ Röm. 16, 17. 18. „Euer Ruhm ist nicht fein. Wißt ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert? Darum feget den alten Sauerteig aus. — Ich habe euch geschrieben, ihr sollt Nichts mit ihnen zu schaffen haben; nämlich, so Jemand ist, der sich läßt einen Bruder nennen, und ist — ein Lästerr — oder ein Räuber: mit demselbigen sollt ihr auch nicht essen. — Richtet ihr nicht, die da drinnen sind? — Thut von euch selbst hinaus, wer da böse ist!“ 1 Cor. 5, 6 ff. „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen. Denn was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit? Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß? — Darum gehet aus von ihnen, und sondert euch ab, spricht der Herr!“ 2 Cor. 6, 14 ff. „Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu zerstreuen die Befestigungen; damit wir zerstören die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebet wider die Erkenntniß Gottes.“ 1 Cor. 10, 4. 5. „Wir gebieten euch aber, lieben Brüder, in dem Namen unseres Herrn Jesu

Christi, daß ihr euch entziehet von allem Bruder, der da unordentlich wandelt, und nicht nach der Sagung, die er von uns empfangen hat; denn ihr wißt, wie ihr uns sollt nachfolgen. — So aber Jemand nicht gehorsam ist unserem Wort, den zeichnet an durch einen Brief und habt Nichts mit ihm zu schaffen, auf daß er schamroth werde. Doch haltet ihn nicht als einen Feind, sondern vernahmet ihn als einen Bruder.“ 2 Theß. 3, 6 ff. „Dies Gebot befehle ich dir, mein Sohn Timotheus, daß du — eine gute Ritterschaft übest, und habest den Glauben und gutes Gewissen, welches Etliche von sich gestoßen und am Glauben Schiffbruch gelitten haben; unter welchen ist Hymenäus und Alexander, welche ich habe dem Satan übergeben, daß sie gezüchtigt werden, nicht mehr zu lästern.“ 1 Tim. 1, 18 ff. „So Jemand anders lehret, und bleibet nicht bei den heilsamen Worten unseres Herrn Jesu Christi und bei der Lehre von der Gottseligkeit: der ist verdüstert und weiß Nichts. — Thue dich von solchen.“ Cap. 6, 3 ff. „Und ihr Wort frisset um sich, wie der Krebs; unter welchen ist Hymenäus und Philetus, welche der Wahrheit gefehlet haben — und haben Etlicher Glauben verkehret. So nun Jemand sich reiniget von solchen Leuten, der wird ein geheiligtes Faß seyn, zu den Ehren, dem Hausherrn bräuchlich, und zu allem guten Werk bereitet.“ 2 Tim. 2, 17 ff. „Das sollst du aber wissen, daß in den letzten Tagen werden gräuliche Zeiten kommen; denn es werden Menschen seyn, die von sich selbst halten, ruhmrätbig, hoffärtig, Lästerr — Schänder — Verrätter — solche meide: Gleicherweise, wie Jannes und Jambres Mose widerstanden, also widerstehen auch diese der Wahrheit; es sind Menschen von zerrütteten Sinnen, untüchtig zum Glauben. Du aber hast erfahren meine Lehre, meine Weise, meine Meinung u. s. w.“ Cap. 3, 1 ff. „Predige das Wort, halte an, es sey zu rechter Zeit, oder zur Unzeit; strafe, drohe, ermahne mit aller Geduld und Lehre. Denn es wird eine Zeit seyn, da sie die heilsame Lehre nicht leiden werden u. s. w. Du aber sey nüchtern allenthalben, leide dich, thue das Werk eines evangelischen Predigers, richte dein Amt redlich aus.“ Cap. 4, 2 ff. „Ein Bischof soll untadelig seyn, als ein Haushalter Gottes; — und halten ob dem Wort, das gewiß ist und lehren kann, auf daß er mächtig sey zu ermahnen durch die heilsame Lehre, und zu strafen die Widersprecher. Denn es sind viele freche und unnütze Schwäger und Verführer — welchen man muß das Maul stopfen, die da ganze Häuser verkehren, und lehren, das nicht taugt.“ Tit. 1, 9 ff. Einen keckerischen Menschen meide, wenn er einmal und abermal ermahnet ist; und wisse, daß ein solcher verkehrt ist und sündiget, als der sich selbst verurtheilt hat.“ Cap. 3, 10. 11.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 26. Oktober.

N^o 86.

Gehorsam ist besser, denn Opfer.

(Mitgetheilt in der Jüterbogener Pastoral-Conferenz am 9. Oktober.)

(Schluß.)

„Ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott. Und das ist der Geist des Widerchrists, von welchem ihr habt gehört, daß er kommen werde, und ist schon jetzt in der Welt.“*) — Denn viele Verführer sind in die Welt gekommen, die nicht bekennen Jesum Christum, daß er in das Fleisch gekommen ist. Sehet euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, sondern vollen Lohn empfangen. Wer übertritt, und bleibet nicht in der Lehre Christi, der hat keinen Gott. — So jemand zu euch kommt, und bringet diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause und grüßet ihn auch nicht. Denn wer ihn grüßet, der macht sich theilhaftig seiner bösen Werke.“ 1 Joh. 4, 3., 2 Joh. 7 ff. „Diese lästern, da sie Nichts von wissen. — Wehe ihnen, denn sie gehen den Weg Kains“ — (des ersten Excommunicirten) — „und fallen in den Irrthum des Balaams, und kommen um in dem Aufrehr Korah. Diese Unfläther pressen von eurem Almosen ohne Scheu, weiden sich selbst; sie sind Wolken ohne Wasser, von dem Winde umgetrieben; kahle unfruchtbare Bäume, zweimal erstorben und ausgewurzelt; wilde Wellen des Meeres, die ihre eigene Schande ausschäumen; irrige Sterne, welchen behalten ist das Dunkel der Finsterniß in Ewigkeit. — Ihr aber, meine Lieben, erinnert euch der Worte, die zuvor gesagt sind von den Aposteln unseres Herrn Jesu Christi; da sie euch sagten, daß zu der letzten Zeit werden Spötter seyn, die nach ihren eigenen Lüsten des gottlosen Wesens wandeln. Diese sind, die da Rotten machen, Fleischliche, die da keinen Geist haben. Ihr aber, meine Lieben, erbauet euch auf euern allerheiligsten Glauben, durch den heiligen Geist, und betet — und hasset selbst den vom Fleische befleckten Noth“ (μισοῦντες καὶ τὸν ἀπὸ τῆς σαρκὸς ἐσπιλωμένον κίτων).**) Br. Judä. „Ich weiß deine Werke, und deine Arbeit, und deine Geduld, und daß du die Bösen nicht tragen kannst; und hast versucht die, die da sagen, sie seyen Apostel, und sind es nicht, und hast sie Lügner erfunden.“

Offenb. 2, 2. „Aber ich habe ein Kleines wider dich, daß du daselbst hast, die an der Lehre Balaams halten, welcher lehrte durch den Balak ein Argerniß aufrichten vor den Kindern Israel. Also hast du auch, die an der Lehre der Nicolaiten halten. Das hasse ich.“ Cap. 2, 14. 15. „Gehet aus von ihr, mein Volk, daß ihr nicht theilhaftig werdet ihrer Sünden, auf daß ihr nicht empfanget etwas von ihren Plagen.“ Cap. 18, 4.

Das sind doch feste, starke und klare Sprüche. Lassen wir sie einfältigen und willigen Herzens auf uns wirken, so können wir über unseren Christen- und Pastorenberuf in Betreff der Kampfesweise wider so entschieden legerische und ärgerliche Menschen, wie die Sprecher der Lichtfreunde — die heutigen Alexandri, Phileti, Hymenai, Jannes und Jambres — sind, keinen Augenblick zweifelhaft seyn.

Und dennoch muß es eine Zweifelskunst, diesen Sprüchen gegenüber, geben; denn nicht wenige Brüder, die doch mit uns die heilige Schrift als die souveraine Königin und alleinige Richterin in geistlichen Dingen anerkennen, bekennen sich ja nicht zu unserem Weichen von den Irrelehrern und zu unserem öffentlichen Protestiren wider sie. Lieben Brüder, laßt uns einmal euer Verhalten im Lichte des göttlichen Wortes ruhig prüfen; laßt uns die Gegenrede scharf ansehen, womit ihr die Gewalt der angeführten Gottesworte an euch vorbeizulenkten meint.

Ihr sagt zuerst: „Alle jene und ähnliche Schriftworte haben einen innerlichen Verstand, und an den, als an die Hauptsache, halten wir uns. Die sichtbare Kirche ist so verfallen und verflört, daß es unmöglich ist, die in jenen Worten gebotene Zucht auch äußerlich zu vollziehen. Wir müssen, um der Herzenshärtigkeit der dormaligen Kirchenglieder willen, mit der unbefleckten, bräutlichen Heiligkeit der unsichtbaren Kirche uns trösten und uns begnügen, innerlich uns abzufondern von den Irrelehrern und Lästern, unsere eigene Seele zu behüten und für uns selbst festzuhalten, was durch Gottes Gnade unser Theil ist.“ Ja freilich haben alle Schriftworte, welche Zucht einschärfen, einen „innerlichen Verstand“. Die Gemeinde der Heiligen soll ihre Herzen durch tägliche Buße und Glauben reinigen von Allem, das vor Gott ein Gräuel ist. Dies ist die Voraussetzung aller wahrhaftigen Zucht; sonst würde daraus ein todttes Heuchelwesen, ein Spott und Affenspiel der Zucht werden. Doch das wird ohne Erröthen Niemand läugnen können, daß das jetzt übliche Zurückziehen solcher Gottesworte aus dem Sichtbaren in das Unsichtbare, aus dem Concreten in's Abstrakte, in's Blaue, schlechterdings ein Davonthun sey, ein Übergehen des Wortes des Herrn. St. Paulus würde wahrlich den Ruhm nicht fein nennen, mit dem die heutigen „un-

*) Wenn auf diesen Spruch Mislicenus sein Bekenntniß ansetzt: „Ich glaube, daß Jesus entstanden ist, wie jeder andere Mensch“ — grauet ihn denn nicht vor dem Geiste, der aus ihm redet?

**) Hi, ferre *intacti a vobis*, ex hoc ipso sentiant vestrum odium et fastidium adversus ipsam impuritatis superficiem. Bengel.

sichtbaren“ Gläubigen ob dem Worte zu halten versichern: „Thut von euch selbst hinaus — meidet — weicht — habt Nichts zu schaffen — entziehet euch — sondert euch ab — gehet aus.“ Es ist ein schlechter Gehorsam gegen das Wort: den frechen Verführern „muß man das Maul stopfen“, wenn man daran genug zu thun meint, daß man sich die Ohren zuhält. Es klebt viel Betrug der Sünde an dem Ausdruck „unsichtbare Kirche“. Unsere Schuld ist's ja, wenn wir so unsichtbar uns machen, daß wir nicht mehr leuchten als die scheinenden Lichter in einem ehebrecherischen Geschlecht.“ Die Eine, heilige, christliche Kirche, sichtbar zugleich und unsichtbar, sichtbar als Gemeinde der Heiligen, unsichtbar als Gemeinde der Heiligen (denn nur der Herr kennet untrüglich die Seinen) — diese Eine Kirche Christi, die da ist sein Leib, hat das unveräußerliche Recht, daß das Wort Gottes, ihr heiliges Vermächtniß und ihre königliche Vollmacht, lauter und recht, ganz und frei in ihr laufe und leuchte; das Wort darf nimmermehr gebunden, verborgen und halbiret seyn. Ist die Kirche erniedrigt, geknechtet, verfallen und verwüestet — und sie ist es —: woher anders soll ihr Hülf kommen, als durch die freimachende Zucht des Geistes, den das Wort aushaucht? Sagen wir also: jene Gebote der Zucht setzen einen Zustand der Kirche voraus, dem der faktische nicht entspricht — nun, so geziemt es uns, Buße zu thun über diesen Zustand des Abfalls; aber es geziemt uns wahrlich nicht, träge darin zu verharren und selbe darein uns zu schicken, als in ein „nothwendiges Übel“. Denn der geringste Ungehorsam gegen Gottes Klare, heiliges Wort ist nun und nimmermehr nothwendig; und an dem Tage, da man mir bewiese, daß ich Glied und Diener einer Kirche sey, innerhalb deren ich nicht jedweden Gottesworte gehorsam werden könnte, ohne ihre Ordnungen zu verletzen, würde ich mein Zugehören zu ihr für einen schmähligen Irrthum erklären. Doch — unsere Seele sey stille zu Gott; noch ist der Herr drinnen in unserer Kirche und bezeugt sein Nahesein; er leidet und duldet in ihr; er hält noch immer seinen Rücken dar denen, die ihn schlagen, und seine Wangen denen, die ihn raufen; sein Angesicht verbirgt er nicht vor Schmach und Speichel: das Geheimniß seiner Gnade und Wahrheit aber ist bei denen, die ihn fürchten, sie läßt er wissen seines Bundes inwendige Schöne und Herrlichkeit und erblicken die gewisse Siegeskrone nach dem kurzen Streit, die ihnen behalten wird in den Himmeln.

Alle Gebote der Zucht, die der Herr seiner streitenden Gemeinde gegeben hat, wurzeln in seiner heiligen Liebe, in seiner Liebe zu denen sowohl, welche die Zucht üben, als zu denen, welche sie erfahren sollen.

Ihr, lieben Brüder, sagt, das sey eure Sorge, eure eigenen Seelen vor Schaden zu behüten; dies genüge euch. Und ihr meint zur Bewahrung vor solchem Seelenschaden des Weichens

von den Irrelehrern, des Ausgehens aus der kirchlichen Gemeinschaft mit ihnen nicht zu bedürfen. Gott aber kennt unsere Herzen besser, als wir selbst, und er läßt uns warnen: „Sehet euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, sondern vollen Lohn empfangen. Wer ihn (einen Irrelehrer) grüßet“ — d. h. als Christen ihn anerkennt, Gemeinschaft mit ihm hält — „der macht sich theilhaftig seiner bösen Werke.“ „Wisset ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert?“ Täuschen wir uns nicht; trauen wir nicht auf die Stärke unseres Glaubens, wo der Herr solch Trauen uns verwehret! Durch jedes Concordiren mit den Feinden Jesu, geschehe es auch in der glimpflichsten Form und unter dem schönsten Scheine, wird die zarte concordia mit dem Herrn, unserem Gotte, verletzt; Lauheit des Abscheus vor denen, welche lieb haben und thun die Lüge, steht in absolutem Wechselverhältnisse mit Lauheit gegen den Treuen und Wahrhaftigen. Aber es kommt noch dies hinzu. Nicht allein zur Bewahrung ihrer eigenen Seelen sollen die Diener der Kirche die Gemeinschaft mit den Tügnern und Verführern schieben, sondern auch um ihrer Gemeinden willen, von denen die Wölfe abzuwehren ihr eigenster Bischofsberuf ist, wie Apostelgesch. 20. lehrt. Möchte es uns doch bange machen und zum Wackerseyn treiben, daß wir Schuld haben werden an jedem Ärgernisse, das der Geringsten Einem gegeben wird, die an Christum glauben, wenn wir nicht, auf dem vom Herrn uns verordneten Wege, durch unser Zeugniß der Verführung wehren und die Verführer strafen!

Die heilige Liebe Gottes, sagten wir, meint mit ihren Zuchtgeboten auch die, welche gezüchtigt werden. Ihr, lieben Brüder, werft uns vor, wir verläugneten die Liebe zu den armen Verirrten, indem wir kirchlich nichts mit ihnen zu schaffen haben wollen. Seht, wir müssen euch diesen Vorwurf zurückgeben, müssen euch der Lieblosigkeit gegen eben die Leute anklagen, mit denen ihr „um der Liebe willen“ in Einer Kirche zu seyn und zu bleiben für Recht, wenigstens für erträglich haltet. Hättet ihr Recht, so hätte der Herr sich geirrt in seiner Liebe, so würdet ihr ihn übertreffen im Lieben. Aber nein, sagt ihr mit uns, das kann nicht seyn! Der, welcher seiner bittersten Feinde Seelen erkauft hat mit seinem Blut und danach dürstet, daß sie selig werden: er liebt sie kräftiger und völliger, als ein Mensch und auch ein Engel vermag — er liebt sie richtig. Und dieser Herr, eben weil seine Liebe zu den Sündern so groß ist, zürnt er ihrer Sünde so sehr; und er hat seiner Gemeinde geboten, durch das Mittel der Zucht an der Scheidung des Sünders und der Sünde zu arbeiten. Die Bösen, sagt der Apostel, sollen wir tragen mit Sanftmuth und sie strafen, sie nicht alsbald aufgeben oder ihre Seele verachten, vielmehr sie ehren als theuer erworbenes Eigenthum Christi, werth der Zucht — „ob ihnen Gott dermaleins Buße gebe, die Wahrheit zu erkennen, und sie wieder nüchtern würden aus des Teufels Strick, von dem sie gefangen sind zu seinem Willen“. Das ist gewiß eine falsche Liebe, die über den nackt und frech bekannten Unglauben eines Irrelehrers sich hinwegsetzt, ihm ohne Wei-

*) „Garruli in angulis, muti in publico“ — das ist eine alte, schmählige Anklage der Frommen: möchten wir doch davon uns gründlich reinigen!

teres eine „nicht so schlimme“ Meinung aufbringt und ihm die Achtung versagt, seinen seelengefährlichen Irrthum zu bekämpfen und ihn zu überzeugen, daß Licht und Finsterniß sich nicht zusammenreimen. Ja, die göttliche Liebe, welche nicht Zucht hasset, das ist die rechte Liebe; und im völligen Gehorsam und mit Herzensbeugung solche Liebe anziehen, das ist besser, denn selbsteigene Liebesopfer erdenken und bringen; auf dieser eifrigen Liebe Werk aufmerken, das ist besser, als sich abmühen in der Menge seiner eigenen Sanftmuthewege. „Eigensinn ist eine Zauberei: sünde“ — es gibt nur Eine legitime Liebesmacht, und die legt der Geist des Herrn uns an, so wir unseren Sinn unter seinen Sinn beugen; die mancherlei Lieben, die wir erfinden, sind eitele Zaubermächte, entzündet an fremdem Feuer. O, nähme unser Liebeslicht — wie Zinzendorf singt — den Schein allein von seinem Brennen: die zuchtlose, sentimentale und fleischesfreie Liebe würde bald erlöschen, und wir würden, anstatt ängstlich umherzutappen nach dem „besten Wege zu dem Herzen der irrenden Brüder“, glaubensgewisse und sichere Tritte thun auf dem einfachen, obwohl schmalen Wege, da das Wort des Herrn unseres Fußes Leuchte ist, unbekümmert um das Wie des Wegesausgangs, welches hervorzubringen nicht unsere, sondern des Herrn Sache ist, und einzig haftend an der Bitte, die wir mit rechter Zuversicht beten sollen: „Geheiligt werde dein Name!“

Wir vergessen also nicht, weß Geistes Kinder wir sind, wenn wir bitten, hoffen und verlangen, daß die Kirche ihren offenbaren Verächtern und Verwüstern die Zucht der Liebe angedeihen lasse. Als Jakobus und Johannes Feuer vom Himmel fordern wollten über die Stadt der Samariter, die dem Herrn die Herberge verweigerte: da schalt sie der Herr; denn in der Gnadenzeit soll die Thür zur Buße durch kein Gericht des Verderbens vor dem Sünder verschlossen werden. Aber die Stimme desselben Johannes, vom Geiste des Neuen Testaments, wie nur eine, durchfüßt, redet lauter Liebesdonner gegen die Lügner, die da nicht bekennen, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen ist. Wer will diese Stimme schelten? So werden auch die Zeugen Christi in diesen Kampfestagen von ihrem Herrn ungescholten seyn, wenn sie ihre Stimme laut erheben gegen die antichristlichen Geister und durch die Waffen, die er ihnen darreicht, verflören alle Anschläge und alle Höhen, die sich erheben und besessigen wider die Erkenntniß Gottes und seines Sohnes Jesu Christi: nur daß sie von Herzen begehren, nicht das Verderben, sondern die Errettung der Verlorenen, welche dem Herrn, dem edlen Gaste, der sie in Gnaden besucht, die Herberge verweigern in ihren unrüstigen Herzen.

Zucht in der Liebe — das ist ein köstliches Ding. Wer nicht von rechtem Ernst hasset, die den Herrn Jesum und sein Blut hassen, der kennt und schmeckt auch die Liebe nicht, welche die größte ist unter allen Christentugenden, der Vorschmack des Himmels und das tägliche Brot der Heiligen im ewigen Licht. „Und das ist die Liebe, daß wir wandeln nach seinem Gebot“, sagt der Apostel der Liebe (2 Joh. 6.).

Erklärung.

In der am 29. Mai d. J. zu Köthen gehaltenen Versammlung der sogenannten protestantischen Freunde hat man sich gegen die Erbsünde und Versöhnung, gegen die Gottheit Christi, gegen seine wunderbare Empfängniß und Geburt, gegen die göttliche Autorität der heiligen Schrift rücksichtslos erklärt und auf Abschaffung des apostolischen Symbolums angetragen. Insbesondere hat der Past. Wislicenus aus Halle gegen Wahrheiten unseres heiligen Glaubens sich in dieser Versammlung aufs Unzweideutigste ausgelassen.

Dies hat uns alle mit großer Betrübniß erfüllt. Was uns aber so tief und schmerzlich bewegt, das sprechen wir auch aus und legen es offen vor der Welt dar, uns selbst zur innigeren Glaubensvereinigung, allen Gläubigen vielleicht zur Stärkung, zum Trost und zur Freude.

Wir protestiren gegen ein solches Lehren und Treiben des Past. Wislicenus, des Past. König aus Anderbeck und anderer, welche ihnen ähnlich sind. Wir erinnern sie an das Wort des Apostels, Gal. 1, 8—9., daß sie bedenken und erwägen mögen, auf welchem Wege sie gehen, wie leichtsinnig und übermüthig sie absprechen über die heiligsten Angelegenheiten, über die erhabensten Nachschlüsse und Anstalten der Weisheit und Erbarmung Gottes, wie gefühllos sie denen, welche sie zum Himmelreich führen sollen, dasjenige rauben, was denselben allein im Leben Licht, Kraft und Friede und im Tode Trost geben kann, welche schwere Verantwortung sie auf sich laden für jenen Tag, der auch für sie kommen wird.

Wir stehen zugleich zu Gott, er wolle nach dem Reichthum seiner Gnade uns mit aller Kraft ausrüsten, daß wir halten, was wir haben, daß wir durch Wort und That, durch Leben und Tod, überall und immerdar Zeugniß ablegen für unseren Herrn Jesum Christum, den Sohn Gottes und Heiland der Welt, der um unserer Sünde willen dahin gegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket ist. Er sey gelobet in Ewigkeit!

Euch aber, geliebte Brüder, nahe und fern, besonders die ihr den Abfall in eurer Mitte sehet, stärke der Herr zum offenen und freudigen Zeugniß und Kampf.

Sämmtliche Glieder der Synode Neustadt-Eberswalde.

Walter. Düsterhaupt. Schöne. Uhlrandt. Grues. Laue. Penhin. Müllensieffen. Bremer. Alberti. Ebeling. Williger.

Die neuesten Zustände der Evangelischen Kirche Badens.

So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit. 1 Cor. 12, 26.

Keinem, der mit den Angelegenheiten der Evangelischen Kirche in Baden einigermaßen bekannt ist, hat es entgehen können, daß seit Ende v. J. eine große Veränderung und eine rege

Thätigkeit in ihrem Regiment eingetreten ist. Der evangelische Ober-Kirchenrath hat nämlich im November 1843 in der Person des Ober-Amtmanns und Geh. Rath's Baumüller einen neuen Direktor erhalten, der zuvor schon als geschäftskundigen, energischen Mann sich gezeigt hatte. Über den Umfang, den Geist und die Tendenz seiner neuen Wirksamkeit gibt das Badische Kirchen- und Schulblatt von Rink durch Mittheilung der allgemein interessanten Verfügungen Unterricht, und da dieselben auch schon in auswärtigen Blättern besprochen worden sind, so mögen sie auch in der Ev. K. Z. eine Beurtheilung finden.

Vor Allem gehört hierher das Schreiben vom 17. November 1843: Der Direktor des evangelischen Ober-Kirchenraths an sämtliche evangelische Gr. Dekanate, da sich in demselben seine eigenen Gesinnungen und Bestrebungen, noch nicht modificirt durch die der übrigen Glieder des Collegiums, aussprechen. Es heißt darin u. A.: „Keineswegs verhehle ich mir das Schwierige dieser neuen Stellung, in einer Zeit, wo die Extreme hervorgefucht und die Bemühungen offenbar werden, neben manchem alten Unhaltbaren auch das Bewährte umzustürzen; wo ruchlose und wahnsinnige Versuche, das Heiligthum der Christenheit unter der Hülle der Weltweisheit zu zernichten sich frech ankündigen, wo selbst im Verbanke der Evangelischen Kirche noch ein Kampf der entgegengesetztesten Ansichten besteht, und Einige das Heil in der Verdammung aller menschlichen Kräfte und in der mystischen Versenkung in des Glaubens Tiefen suchen, und Andere dagegen nichts anerkennen wollen, als worüber unsere Vernunft zu entscheiden sich anmaßt, also das Göttliche rein der menschlichen Autorität untergeordnet zu wissen verlangen. Sehe ich mich außerhalb der Gränzen der Evangelischen Kirche um, so lauert mehr als Ein herrschsüchtiger und weltluger Feind auf unsere innere scheinbare Zerissenheit, und hofft einen leichten Sieg für das alte slavische Joch — Aufforderung genug zur ernsten Überlegung, auch wenn das Verhältniß der Kirche zum Staate schon vollkommen ermittelt und über alle Zweifel erhoben wäre. Doch ich verzage nicht! grade diese Zeit der Entzweiung wird die ewige Wahrheit in ihrer Verkörperung unbegreifbar hervorrufen, wie das reine Gold im Feuer bewährt wird. Die Schlachten scheiden sich von selbst aus. — Ich verzage nicht! Ich zähle auf die erleuchtete Einsicht Aller, denen der Großherzog als Schirmherr und oberster Bischof seiner Kirche, wichtige Kirchenämter übertragen hat. Ich baue aber vorzüglich auf den ewigen Grund, der gelegt ist, und wo Niemand einen anderen legen kann, Jesus Christus, wie er sich in seinem heiligen Worte offenbart hat; ich baue auf unsere symbolische Bücher, welche unser anerkanntes Verfassungsgesetz sind, geschöpft aus der heiligen Schrift; ich baue auf den Geist, welcher in der ersten General-Synode den Akt der Vereinigung zwischen früher getrennten Confectionen, unsere Unions-Urkunde, hervorrief.“ Welcher Freund des Christenthums sollte sich nicht freuen, wenn er in einer Zeit, wie sie hier geschildert wird, einem hohen Staatsbeamten begegnet, der an den Interessen desselben lebendigen Antheil nimmt? Welcher Kirchenfreund freute sich nicht, wenn er in einer Zeit der Auflösung des Bestehenden, wo man sich nicht scheut, den Staatsmännern den Rath zu geben, das veraltete Institut der Kirche abzuschaffen, um den Boden für eine ganz neue Religion der Zukunft bereite zu machen, auf einen Mann von Energie trifft, der seine conservative Gesinnung so entschieden ausspricht! Wer wird nicht selbst wieder mit neuem Muth erfüllt, wenn — zu einer Zeit, wo

ein großer Theil der Seelen, denen der Herr das Schiff seiner Kirche anvertraut hat, die Hoffnung aufgibt, die von manchem Schuß und Stoß durchlöchernten Wände vor dem Andrang der Wogen zu erhalten und auf leichten Booten sich davon macht — einer der Mitreisenden das Steuer ergreift und denen, die treu und unverdrossen aushalten, zuruft: „Ich verzage nicht!“ — So lange der Herr mit im Schiffe ist, ist noch nichts verloren; das hat man seit der Apostel Zeiten stets erfahren, und doch hat sich oft Zaghaftigkeit des Schiffsvolks bemächtigt, da es nicht so gefährlich war, und an nichts fehlte, als am Muth, den der Glaube gibt. Muth aber spricht sich in dem Antrittsschreiben unverkennbar aus, und zwar nach allen Seiten hin, sowohl was die Bewegungen in der eigenen Kirche, als was die An- und Übergriffe von Außen betrifft — ein Muth, der sich der Schwierigkeiten bewußt ist, und nicht mit fleischlichen Waffen kämpfen zu wollen sich bereit erklärt, sondern vorzüglich baut auf den ewigen Grund, Jesus Christus und auf das Bekenntniß der Kirche.

Man sieht, hier ist ein Bekenntniß, ein offenes, deutliches Bekenntniß, nicht bloß eines biblischen Christenthums, sondern einer auf biblischem Grunde aufgebauten symbolisch kirchlichen Lehre, das allen Extremen zur Rechten und zur Linken, die vom Mittelpunkt abführen, entgegentritt und alle Anhänger des bewährten Alten, so wie alle Freunde eines wahren geschichtlichen Fortschritts um sich versammeln will, damit sie sich im Geist des Christenthums, der ein Geist des Friedens ist, einigen. Wer wollte einem Vorstand, der unter einer so offenen Erklärung um Wohlwollen und Vertrauen bittet, solches versagen, auch wenn er zur Zeit noch in einem der berührten Extreme befangen wäre? Möge Jeder, der damit nicht einverstanden ist, sehen, wo er steht, und ob nicht an ihm selbst die Schuld liege! Unsererseits sind wir mit dem Geist des Ganzen einverstanden, nur bezüglich eines einzigen Punktes möchten wir eine Frage stellen: Was ist zu denken bei den Worten, „daß Einige das Heil in der Verdammung aller menschlichen Kräfte und in der mystischen Versenkung in des Glaubens Tiefen suchen?“ Ist damit vielleicht die dogmatische Lehre von der unio mystica cum Deo nach Eph. 5, 32. und Col. 3, 3. und de pecc. orig. gemeint? Lehrtetere findet sich am stärksten ausgedrückt in Form. Conc. sol. decl. ed. R. p. 645.: *et quidem propter hanc corruptionem tota hominis natura corrupta per legem accusatur et condemnatur* — *quod peccatores et mali simus. neque eatenus lex naturam accusat et damnat, quatenus etiam post lapsum ea in nobis est opus et creatura Dei, sed propterea et eatenus, quod per peccatum infecta et corrupta est.* In diesem *eatenus* ist von der Evangelischen Kirche deutlich die Gränze bezeichnet, wie weit das damnare gehen dürfe, ja müsse, und weiter ist man seitdem nicht gegangen, indem heut zu Tage schon dies Vielen zu weit dünkt. Wir fürchten daher fast, diese Bezeichnung gelte derjenigen Richtung in der Evangelischen Kirche Badens, welche sich allein unumwunden für die Symbole ausgesprochen hat in Schriften sowohl als Predigten. (Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 30. Oktober.

N^o 87.

Die neuesten Zustände der Evangelischen Kirche Badens.

(Schluß.)

Wir kennen den Entwicklungsgang der Evangelischen Kirche Badens seit zwanzig Jahren, und haben nicht gehört, daß Einer dieses Weges, den sie eine Sekte heißen, alle menschlichen Kräfte verdammt hätte, wohl aber gelehrt, nach Aug. Conf. art. II., „daß auch diese angeborene Seuche und Erbsünde wahrhaftig Sünde sey und unter den ewigen Zorn Gottes verdamme alle, welche nicht durch die Taufe und den heiligen Geist wiederum neu geboren werden u. s. w.“ und mit Luth. kl. Kat. Art. 2. — „der sich verlorenen und verdamnten Sünder erlöset hat“ — und Art. 3. — „daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann.“ Überhaupt ist nicht recht zusammenzureimen, wie in der Verdamnung aller menschlichen Kräfte das Heil gesucht werden könne, denn das hieße das Leben von den Todten nehmen, was unmöglich ist, da nach Apostelgesch. 4, 12. in keinem anderen Heil ist, als im Namen Jesu. Auch wissen wir nichts von einer mystischen Versenkung in des Glaubens Tiefen, da der Glaube weder Höhe noch Tiefe hat, wohl aber Christi Erbarmen oder Liebe, wie ja auch das kirchlich approbirte Badische Gesangbuch Nr. 94. sagt:

Herr, lehre mich dein Leiden zu bedenken,

Mich in das Meer der Liebe zu versenken!

und der Apostel Eph. 3, 17. 18. wünscht: „Christum zu wohnen durch den Glauben in euren Herzen und durch die Liebe eingewurzelt und gegründet zu werden, auf daß ihr begreifen möget die Breite und die Länge, die Tiefe und die Höhe.“ Wir können nun freilich solche schärfere Unterscheidungen der kirchlichen Lehre von einem Administrativ- und Justizbeamten nicht verlangen, und glauben gern, daß er es doch noch aufrichtig mit den Symbolen hält, wenn sie schon die ganze menschliche Natur durch's Gesetz verdammt werden lassen; wir appelliren wie Luther a male informato ad melius informandum, und nehmen an, daß er nur im Bestreben, die richtige Mitte zu halten, zu dem Rationalismus ein Extrem gesucht, und als sich ihm kein schickliches darbieten wollte, seine Zuflucht zu Ausdrücken der Kirchenlehre genommen habe, die freilich etwas verstümmelt und beliebig wieder zusammengesetzt sind. Die rechte Mitte ist aber diesmal die Paulinisch-Augustinisch-kirchliche Lehre, während die rationalistischen Semi- und Pelagianer auf der einen, die Manichäer auf der anderen Seite das Extrem sind. So viel sehen wir: es hat Jeder Vorsicht nöthig, daß er sich nicht auf ein Gebiet begibt, das nicht zu dem seinigen gehört, wenn er

auch meint, es sey von seinem höheren Standpunkt aus gar leicht, dasselbe zu betreten oder gar Meisterschaft auf demselben zu erlangen. Und es ist immer mißlich, Erscheinungen, die von innen heraus begriffen, nicht bloß von außen angeschaut werden wollen, nach einem vorgefaßten Schema oder einer allgemeinen Formel zu rubriciren, da man dabei leicht Mißgriffe thut und in Versuchung kommt, wenn sich die Gegenstände nicht fügen wollen, sie mit der Scheere zu beschneiden, bis sie passen. So kann es geschehen, daß man in vielleicht wohlmeinendem Bestreben, Alles in eine äußerlich mechanische Ordnung zu bringen, gerade diejenigen Knechte, die am unverzagtesten festhalten an dem anvertrauten Gut und am treuesten damit umgehen, drückt, schraubt und lähmt, indem man ihnen den Nerv ihrer Kraft abschneidet, während man wackere Bundesgenossen und rüstige Mitarbeiter am Werke des Herrn an ihnen haben könnte, wenn man sie frei gewähren und ungestört fortarbeiten ließe. Denn das in der Kirche waltende Wort des Herrn soll nicht gebunden seyn, es ist kein tochter Mechanismus, den man durch Ordnungen beliebig wenden und richten kann, sondern es ist Geist und Leben; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit, 2 Cor. 3, 17. Will man sie knechten, so entweicht der Geist und die Form erstarrt, wie es leider die Geschichte der Evangelischen Kirche bald nach der Reformation beweist. Diese Betrachtungen drängen sich uns auf, indem wir zur Beurtheilung der oberkirchenrätlichen Generalien übergehen, die innerhalb dreier Monate einander folgten, und zwar nicht durch ein geistliches Anathema sit, dafür aber durch die Schreckmittel einer weltlichen Dienstpöligkeit Nachdruck erhalten. Sie datiren sich vom 22. December v. J. das Conventikelwesen, vom 26. Januar d. J. die Handhabung des Kirchenregiments, und vom 3. Februar die religiöse Richtung der aus dem Schul-Seminar entlassenen Jünglinge betreffend.

Wir machen den Anfang mit dem Gen. vom 26. Januar. Es heißt darin u. A.: „Die oberste Kirchenbehörde kann sich nicht verbergen, daß mit dem frisch erwachten besseren Geiste auch die Gegensätze schroffer hervortreten, und nicht nur auf die fernere Entwicklung des christlichen Lebens einen nachtheiligen Einfluß üben, sondern Unfrieden und Parteikampf unter den Dienern der Kirche selbst hervorrufen.“ Weiter heißt es: Alles beruhe auf dem biblischen Christenthum und dieses „dürfe eben so wenig der Willkür subjektiver Schriftauslegung ausgesetzt, als engherzigen und ausschließlichen Parteibestreben oder überspannten mystischen Gefühlen preisgegeben werden“; denn es sey die reine Wahrheit aus Gott, wie sie die Reformatoren namentlich in Aug. Conf. bekannt und als Norm und Regel des Glaubens erklärt haben; daran und nur daran sollen wir festhal-

ten. Diesen allgemeinen Sätzen müssen wir unsere vollkommene Bestimmung geben, und nur hinzusehen, daß Alles auf die Anwendung im einzelnen Fall oder auf die Bestimmung ankomme, was subjektive Schriftauslegung, ausschließliche Parteibestrebung u. s. w. sey. Wie wir oben sahen, geht ja das Eintrittsschreiben selbst von der Ansicht aus, die symbolische Lehre von der Erbsünde sey eine extreme, das innerliche Leben im Glauben des Sohnes Gottes, das Geheimniß des Einseyns Christi mit seinen Gläubigen, wonach er in ihnen wohnt und in ihnen wandelt, sey ein überspanntes mystisches Gefühl. Nach 1 Cor. 2, 14. müssen aber geistliche Sachen geistlich gerichtet seyn und der natürliche Mensch vernimmt nichts davon, es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht erkennen. Solcher natürlichen Menschen sind aber in der Kirche viele, denen die göttliche Predigt Thorheit und Ärgerniß ist, und die zum Theil durch ihren Wandel den Namen Christi schänden. Wenn nun der Prediger mit 2 Cor. 6, 14—18. sagt: Zieheth nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen, gehet aus von ihnen, sondert euch ab, so kann das eine ausschließliche Parteibestrebung genannt werden, und wenn um des Evangeliums willen ein Mensch erregt wird wider seinen Vater nach Matth. 10, 35., so kann gesagt werden, es werde Unfriede in den Familien angerichtet. So lange aber in der Kirche Unkraut und Weizen unter einander ist, und man mit dem Reize des Himmelreichs allerlei Gattung fäheth, Matth. 13, 47., kann die im Generale vom 22. December ausgesprochene Hoffnung sich nicht erfüllen, „daß durch stets weitere Verbreitung des wahren Evangeliums die verschiedenen kirchlichen Richtungen sich von selbst lösen und in dem rechten Glauben an den Erlöser einigen werden“. Der Erlaß scheint vorauszusetzen, daß die Richtungen auf dem Gebiet des kirchlichen Lebens alle gleich berechtigt, aber auch gleich einseitig einander gegenüberstehen, so wie etwa die Parteien zu Corinth, die sich an einen Lehrer oder Apostel angeschlossen, dessen Eigenthümlichkeit ihnen besonders zusagte, und die sie als einzig gültig den anderen gegenüber hervorhoben, während an sich kein Grund zu einer Spaltung vorhanden war. Da konnte denn verlangt werden, daß der Leib nicht zertrennt, die Parteiung der Einheit untergeordnet werde. Anders ist es aber, wenn diese Richtungen in einem Gegensatz gegen das wahre Christenthum selbst stehen und das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo aufheben oder verändern. So finden wir aber, abgesehen von der todten Masse der Namenschristen, hauptsächlich zwei Richtungen, die sich in's Extrem verlaufen: auf der einen Seite die modern jüdische oder gesetzliche, wie sie uns im Galaterbrief entgegentritt, und wo der Mensch in seiner Selbstständigkeit, Gott gegenüber, sich ein Verdienst erwerben, und durch seine Gesehserfüllung oder Sittlichkeit selig werden will; auf der anderen Seite einen mehr oder weniger heidnischen Libertinismus, der sich über die Geseze der Sittlichkeit hinwegsetzt, keine Zucht und Ordnung leiden will und die Freiheit zum Deckmantel der Bosheit hat, 1 Petr. 2, 16. Beiden gegenüber, oder in der Mitte, steht diejenige Richtung, welche an das zu allen Zeiten gleiche, nur immer mehr entwickelte schrift- und symbolmäßige Evangelium in Bekenntniß und Leben sich

anschließt und es gar nicht verwunderlich findet, wenn es von Extremen angefeindet wird, da sie hierin das Schicksal des Herrn theilt, der gesezt ist als ein Zeichen, dem widersprochen wird. Wenn aber ein geistreicher Theologe (Lange im Kirchenfreund 1839) sagt: „Es ist bekannt, wie das Geschrei über Pietismus und Mysticismus überall dem Auftreten des lebendigen Christenthums in Predigten, Erweckungen und Erweisungen des evangelischen Glaubens gefolgt ist. Es ist das Hepp hepp, womit der geistige Pöbel dem geistlichen Israel nachgelaufen ist überall“: so sollte eine kirchliche Oberbehörde im Gebrauch dieser Worte in ihrem eigenen Interesse vorsichtig seyn. Wenn diejenigen, welche mit dem Apostel wissen, daß, da sie todt waren in Übertretungen und Sünden, Gott sie sammt Christo auferwecket und in das himmlische Wesen versetzt hat, so daß sie göttlich frei geworden sind und nicht mehr wandeln nach der Menschen Sagen, daß sie weder durch eigene Werke gerecht werden, noch in Gesetzlosigkeit leben wollen, — wenn diese ihre Richtung von selbst wieder auflösen wollten, um sich mit anderen zu einigen, so könnten sie nur einen Rückschritt thun, die Gnade Gottes wegwerfen, das, was sie zerbrochen haben, wiederum bauen und so sich selbst zu Übertretern machen, Gal. 2, 16—21. Eine Lösung der verschiedenen Richtungen wird also nur dann erfolgen, wenn diejenigen, welche den Erlöser, so wie er sich selbst gibt, nicht wollten oder nicht zu bedürfen glaubten, ihn annehmen und gläubig werden. Auf andere Weise kann der Widerstreit nur verdeckt, aber nicht innerlich gelöst und aufgehoben werden.

Doch wir fragen mit Recht: was für schlimme Erfahrungen in neuester Zeit haben diesen Erlaß hervorgerufen? Sind Neophyten da, in welchen noch der junge Most gähret, Luc. 5, 37., und die ihren Eifer nur durch Verleherung Anderer bethätigen zu können meinen? Wir sitzen zwar nicht am Mittelpunkt, wo alle Radien aus dem Lande zusammenlaufen, doch können wir sagen, daß in dem kleinen Umfang der evangelischen Landestheile nichts vorkäme, was man nicht bald überall wüßte, und daß, eine ältere Begebenheit abgerechnet, wo ein „denkgläubiger Dekan“ einem „pietistischen“ Pfarrer zu nahe getreten seyn soll, nur folgender Doppelsfall sich ereignete. Der Direktor des Schul-Seminars, Stern, von dessen Person wir um seiner selbst willen am liebsten nichts sagen möchten, aber doch um der Leser willen sagen müssen, daß wir ihn am besten mit jenem Nathanael (Joh. 1, 47) vergleichen, reichte bei dem Ober-Kirchenrath gegen einen Geistlichen zu Karlsruhe, der in einer öffentlichen Katechisation die Gottheit Christi bestritten haben sollte, eine Klage ein, während Er selbst ungefähr zu derselben Zeit von einigen Journalen darüber angegriffen wurde, daß bei einer Prüfung im Seminar die Zöglinge als Folge des Sündenfalls auch die angegeben hätten, daß nicht bloß der menschliche Leib, sondern die ganze Schöpfung einer Entartung unterworfen worden wäre und daher die Entfesselung der allen Lebendigen schädlichen Naturkräfte rührete. Zu dem ersteren fühlte sich Stern Gewissens halber gedrungen, und that es erst, nachdem er seine Gedanken einer Conferenz von Geistlichen vorgetragen hatte und von ihnen bekräftigt worden war. Sein Schritt kann also nicht eine engherzige Par-

teibestrebungen genannt werden, sondern ihn höchstens ein Vorwurf in der Form treffen, daß er nicht an das Dekanat, sondern an den Ober-Kirchenrath sich gewandt hatte. In Betreff des zweiten Falls vertheidigte er sich in mehreren Blättern und zeigte, daß seine Lehre lediglich aus 1 Mos. 3., Röm. 5, 12. und 8, 18 ff. hervorgegangen, wonach die Erde, die den Menschen nähre, die ganze Creatur, wie der Leib des Menschen, dem Fluch der Eitelkeit und Vergänglichkeit unterworfen wurde in Folge der Sünde, was von Anfang nicht also gewesen. Er zeigte zugleich, daß diese Lehre keineswegs praktisch schädlich sey, wie ihm vorgeworfen worden, daß es im Gegentheil besser sey, die Menschen mit den ihnen überall entgegentretenden Übeln bekannt zu machen, damit sie die von Gott dargereichten Heil- und Hülfsmittel gebrauchen, als sie in Unwissenheit darüber zu lassen. Mag man nun die Einsicht in jene Lehre der Schrift schon erhalten haben oder nicht, so viel ist klar, daß ein Seminarlehrer bei Erklärung des Ausdrucks im Badischen Katechismus: mit dem Verlust der Unschuld ging auch das Paradies verloren, auf die Erzählung von 1 Mos. 3. zurückgehen und den künftigen Lehrern sagen muß, wie das zu verstehen sey. Die Symbole geben hierüber keine Auskunft, und wollte die Badische General-Synode, daß nichts, als was wörtlich in jenen steht, im Religionsunterricht vorkommen sollte, so mußte sie auch den einer Erklärung höchst bedürftigen Satz im Katechismus weglassen. Eben so ist Röm. 8, 18 ff. eine Perikope, die also vom Lehrer mit seinen Schülern gelesen und erklärt werden muß, und Stern konnte eine nähere Erklärung derselben nicht umgehen. Wie soll er aber auslegen, als nach Analogie der Schrift, nach dem Kanon Röm. 12, 7.?

Aber auch angenommen, daß die Lehre vom Fluch, der auf der ganzen Schöpfung liege, ein bloßes Theologumenon sey, so ist sie wenigstens nicht wider die Schrift, also auch nicht praktisch verderblich, also viel eher zu entschuldigen und zu dulden, als die dialektische Beseitigung, oder schlechthinige Läugnung wesentlicher Lehren der Schrift und Kirche, auf denen unser alleiniges Heil, unser Glaube und unsere Hoffnung in Zeit und Ewigkeit beruht, wie das nicht selten bei rationalistischen Geistlichen vorkommt, und uns Fälle bekannt sind, wo Gemeindeglieder sich daran ärgerten, dem Glaubensbekenntniß der Kirche und der Schriftlehre so direkt widersprochen zu sehen. Wir haben aber nicht gehört, daß von rationalistischen Geistlichen protokollarische Erklärungen erhoben und ihre Namen durch Generalien öffentlich bekannt gemacht worden wären, wie es Stern widerfuhr im Gen. vom 3. Februar.

Spricht aber die Kirchenbehörde aus, daß „manchmal harte Verfolgung der Gläubigen leider zu bemerken ist“ — so verdient wohl die Frage Beachtung: ob sie nicht auch den Schein vermeiden sollte, als ließe sie selbst sich solche zu Schulden kommen?

Wir wenden uns noch zu dem Gen. vom 22. December, über das Conventikelwesen, auf welches der Ober-Kirchenrath zuerst seine Aufmerksamkeit richtete, und womit er eine Instruktion des Ministeriums des Innern vom 25. Februar 1835 mittheilte, die ein Beweis von dem erleuchteten Sinn unserer

Staatsregierung ist, welche auch die beschränkenden Vorschläge der General-Synode von 1834 nicht genehmigte. Wenn wir wiederum fragen, ob sich seit diesen zehn Jahren ein ordnungswidriger Geist kund gab, — so glauben wir dies mit Recht verneinen zu dürfen. Es zeigte sich nirgends eine Unsittlichkeit oder Verkehrung Anderer, oder ein schwärmerischer Eifer, sondern überall Nüchternheit, Mäßigung und Ruhe. So besonders in Karlsruhe, wo die Betvereine unseres Wissens meist von Stern gehalten wurden und gesegnet waren, was besonders die darin erhobenen Missions- und andere Liebesgaben beweisen. Was war denn nun für ein Grund vorhanden, den Ministerialerlaß erst nach neun Jahren noch zu publiciren? Auch von „harter Verfolgung der Gläubigen“ hat man vor diesem Generale nichts gehört. Erst am Schluß lesen wir: „Dabei versteht es sich übrigens von selbst, daß die Geistlichen die Betvereine zwar genau zu überwachen, aber nie selbst darin zu fungiren haben, indem sie das geistliche Amt in Gottes Kirche verweist.“ Vergebens suchen wir Dieses oder Ähnliches im Ministerialerlaß. Wie durch Zauberschlag tritt diese in Theorie und Praxis bisher unerhörte Beschränkung vor unsere Augen. Wenn man aber weiß, was geschrieben steht: ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden sich zerstreuen, — und erfährt, daß in Folge des Generales vor Allen Stern die thätige Theilnahme untersagt wurde, obgleich er kein geistliches Amt zu Karlsruhe bekleidet, so wird man noch rathloser über die wohlmeinende Tendenz dieser Verfügung. Was sich von selbst versteht, bedarf keines Beweises; doch wird uns ein solcher ziemlich kurz in den Worten gegeben: „indem sie das geistliche Amt in Gottes Kirche verweist.“ Hierbei muß man fragen: nicht auch in die Häuser der Lebendigen und an die Gräber der Todten, an die Betten der Kranken und in die Bildungsfstätten der Jugend, ja sogar zu den Wahlen der Deputirten, zu den Pfarr-Synoden und Schul-Conventen? Conventikel aber oder Betvereine sollen ihnen allein verboten seyn? Kürzer sagen die Lateiner:

sic volo, sie jubeo: sit *pro ratione voluntas*!

Es geht aber sogar das Gerücht, daß man beabsichtige, die Conventikel als ein Unwesen am Abend zu verbieten. Das kommt aber an Werktagen einem gänzlichen Verbote gleich, da Leute, die ihr Brot durch Handarbeit verdienen müssen, höchstens des Abends eine freie Stunde gewinnen können. So lange aber der Besuch der Schenken, des Kartenspiels und andere Belustigungen am Abend erlaubt sind, so lange es Lese- und politische Conventikel gibt, in welchen oft die Grundpfeiler des Staatswohls untergraben, Freiheit und Gleichheit und der Umsturz alles Bestehenden frech verkündigt wird, — können wir nicht glauben, daß eine christlich erleuchtete Obrigkeit einwillige, nicht allein die persönliche Freiheit ruhiger Unterthanen, sondern auch die auf Erbauung und christliches Leben hinielenden Betvereine so zu beschränken. Einer unserer Deutschen Könige, der in seinem Lande der Vielgeliebte heißt und die religiösen Gemeinschaften, deren er verhältnißmäßig die meisten zählt, mit Freiheit gewähren läßt, sagte einst: Die Pietisten sind meine treuesten und besten Unterthanen, sie beten für Mich, für die Obrigkeit und

für das Vaterland. Möge unser nicht minder geliebter Großherzog dies auch rühmen dürfen und mit seinen weisen Rathgebern erkennen und erfahren, daß von dieser Seite dem christlichen Vaterlande keine Gefahr drohe, wohl aber von Augen die- nern, die nach oben knechtisch, nach unten gewalthätig sind, so wie von denen, die nach 2 Petr. 2, 18. 19. stolze Worte reden, da nichts dahinter ist, und reizen durch Unzucht zur fleischlichen Lust und verheissen Freiheit, so sie selbst Knechte des Verderbens sind. Möge der Herr der Kirche gnädig darenin sehen, und alle Übergriffe in das heiligste Recht der Glaubens- und Gewissensfreiheit und deren Ausübung in den bisher erlaubten Schranken verhüten! Möge er allen den würdigen Räten unserer Oberkirchenbehörde zu ihrem schweren, von ihm anvertrauten Beruf seinen Beistand geben, daß sie allen Versuchungen oder ungerechten Anmuthungen widerstehen, männlich und stark, und nicht weichen im Glauben, daß der rechte Mann für uns streitet und daß wenn wir in ihm stehen, der Fürst dieser Welt uns nichts anhaben kann! Mögen Alle erkennen, daß das, was man gemeinhin als Pietismus verdächtig und verächtlich machen will, nicht etwas von Menschen willkürlich Gemachtes ist, und bei manchen Einseitigkeiten, die wir nicht läugnen wollen (Einseitigkeiten an sich haben und selbst Extrem seyn, ist nicht zu verwechseln) und von welchen keine menschliche Erscheinung frei ist, einen göttlichen Kern birgt, welcher nichts Anderes, als das Christenthum selbst ist! Mögen sie das Wort Gamaliel's beherzigen, Apostelgesch. 5, 34 — 39: Ihr Männer von Israel nehmet euer selbst wahr an diesen Menschen, was ihr thun solltet. — — — Lasset ab von diesen Menschen und lasset sie fahren! Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird's untergehen; ist's aber aus Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet als die wider Gott streiten wollen! —

Die Lichtfreunde im Siegesgefühl.

Die „protestantischen Freunde“ in der Preussischen Provinz Sachsen fühlen sich durch die immer mächtiger ihnen entgegen tretende Stimme der Kirche keineswegs genirt. Sie bauen sich vielmehr durch immer dreisterei Ausbeuten bestehender Verhältnisse auf vermeintlich immer unantastbareren Grund. So ist am 8. Oktober zu Halle bereits eine neue zahlreiche „Kreisversammlung“ (analog den Kreis-Synoden) gehalten worden, die, wofern die darüber öffentlich erstatteten Berichte nicht absichtlich Manches verschweigen, die kirchlichen Angriffe gegen sie vollkommen ignoriert, und mit zwei anderen Gegenständen sich beschäftigt hat, deren Bedeutung für die Kirche in's Auge springt, und die die Lichtfreunde darum in ihrer Hand zu haben oder zu behalten wünschen mußten, der Gustav-Adolphstiftung und den Synoden.

„Was jenes neue Lebenszeichen des Protestantismus betrifft,“ sagt der Hallische Courier vom 10. Oktober im Bericht über die Versammlung am 8., „so wurde besonders die Nothwendigkeit anerkannt, die Versammlungen, welche durch die Gustav-Adolphstiftung in einzelnen Gegenden veranlaßt werden, mit noch etwas Anderem auszufüllen, als mit Rechnungsablegungen und mit Erzählungen vom Nothstande bedrückter Protestanten. In jenen Versammlungen sollen sich die Anwesenden als Protestanten fühlen lernen, und das werden sie, wenn man nicht versäumt, ihnen vor Augen zu stellen, was Katholicismus ist, und was für Güter diesem gegenüber der Protestantismus besitzt, und wenn man fleißig aus den Fundgruben der Kirchengeschichte schöpft, welche, und nicht bloß im Reformationszeitalter, so viele Kämpfer und Märtyrer für die freie Entfaltung des Evangeliums aufweist.“ Das heißt, nach dem Geiste der Wahrheit gedeutet, der in dem Evangelium der protestantischen Freunde weht, man möge doch ja nicht etwa mit den Kirchlichen den materialen Zweck der Gustav-Adolphstiftung festhalten, sondern nur unter dessen Mantel, wie bisher in Schönebeck u. s. w. u. s. w., auch ferner in der Preussischen Provinz Sachsen sich hüllen, um einen Protestantismus zu verbreiten, der nichts als Negation des Katholicismus ist, und die Helden der Neuzeit, die für einen solchen Protestantismus kämpfen, einen Wislicenus, König, Uhlich, und wie alle die anderen Herren des freien Geistes heißen, dem Volksbewußtseyn tief einzuverleiben.

Dann wird fortgegangen zu den Synoden, „eine Folge des, wenigstens in unserer Provinz vielfach geäußerten Verlangens danach. Dieselben sollen allerdings noch nicht das so wichtige und vollkommen berechnete Element der Laien in sich schließen; indeß darf auch zu den Geistlichen unserer Provinz das gute Vertrauen gehegt werden, daß sie sich verpflichtet fühlen werden, den Geist auszusprechen, welcher in den Gemeinden der Provinz offenbar lebt, und welcher kein anderer ist, als der Geist freier Entwicklung des Christenthums. Was läßt sich nicht erwarten nach Vorgängen, wie der, daß im vorigen Jahre alle Diöcesen der Provinz, mit Ausnahme einer einzigen, den Antrag auf Presbyterien gestellt haben!“ Das heißt: Freilich gibt's in der Preussischen Provinz Sachsen leider eine ziemliche Anzahl von Geistlichen, die an der heiligen Schrift und dem kirchlichen Bekenntniß halten; aber die Volksmassen — man denke nur an die Schönebecker und anderen „großen Volksversammlungen“ — sind wackere Lichtfreunde, die unter Vortritt eines Anderbecker König schon so den Anderen imponiren werden, daß sie hübsch stumme Hunde seyn mögen, auf daß, wie der Gustav-Adolphs-, so auch der Synodalbaum, wenigstens in der gesegneten Preussischen Provinz Sachsen, doch ja keine anderen Früchte trage, als die erwünschten. — Nun gewiß, die Lichtfreunde sind unschuldig, wenn die Synoden nur einigermassen sind, was sie sollen.

Halle, 12. Oktober 1844.

G.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 2. November.

N^o 88.

Lehrbuch der heiligen Geschichte. Ein Wegweiser zum Verständniß des göttlichen Heilplans für Freunde der heiligen Schrift. Auch als Leitfaden für die Behandlung der heiligen Geschichte in den oberen Klassen der Gymnasien und in höheren Lehranstalten überhaupt, von J. S. Kurtz, Oberlehrer der Religion, der Griechischen und Hebräischen Sprache. Königsberg 1843, bei Gräfe und Unzer.

„Ich bin mir freudig bewußt,“ sagt der Verf. in der Vorrede, „im Dienste der Evangelischen Kirche und ihres Herrn auch dieses geringe Schriftchen gearbeitet zu haben — mit eben so unbedingtem Gehorsam des Glaubens an das Wort Gottes, als aufrichtiger und liebender Hingebung an die Principien und die Auffassung der Evangelischen Kirche; aber ich halte es auch für eine unabwiesbare, von dem neuen Wehen des Geistes Gottes innerhalb der Räume dieser Kirche geforderte Aufgabe aller wahren Freunde derselben, durch Schrift und Rede, durch Wort und That, je nach eines Jeglichen Beruf, an einem neuen Ausbau dieses alten, himmelanstrebenden und unerschütterlich fest auf den Fels des Heils gegründeten Doms nach Kräften in Demuth und Treue zu arbeiten. So wenig auch dies unscheinbare Büchlein — dazu Gelegenheit bot, so wird doch diese Gesinnung nicht ohne Einfluß auf dasselbe geblieben seyn. Man wird mich darum hoffentlich vom Standpunkte des Glaubens an die Göttlichkeit der heiligen Schrift aus eben so wenig einer spiritualistischen Verflüchtigung oder einer dem Zeitgeiste huldigenden Umgehung der ewigen Wahrheiten des Heils, als eines engherzigen Dogmatismus oder einer orthodoxistisch-stagnirenden Buchstäbelei, beschuldigen können.“

Besser, als mit diesen Worten konnten wir weder den würdigen Mann, noch seine Gesinnung zur Kirche, noch die Grundlage, auf welcher dieses Buch erbaut ist, darstellen. Es ist eine Geschichte des Reiches —, oder, wenn man lieber will, der Offenbarungen Gottes, von dem Tage an, wo er über alles, was da Leib —, bis zu dem Tage, wo er über alles, was da Geist ist, Licht schuf und goß. Ob eine solche Geschichte, aus den Ergebnissen des Umschwungs der Theologie im zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts gebildet, jetzt Bedürfnis war, ob der Verf. dieses Bedürfnis in seiner Höhe und Tiefe verstanden hat, und ob der eigenthümliche Gang, den er verfolgt, dasselbe zu befriedigen vermag? Auf diese Fragen antwortet das Buch zur Genüge. Nicht zwanzig Seiten hat man gelesen, so ruft man auch schon: nun wissen wir, was uns lange im Sinne gelegen

hat und wir uns doch nicht deutlich sagen konnten; so wollten wir's, aber Niemand sah das Bild auf der Nehhaut unseres geistigen Auges; Niemand stahl es von dem mattgeschliffenen Glase dieser Camera obscura auf seine Leinwand. Hier ist's gezeichnet in scharfen, gedrungenen Umrißen. Zuvörderst ist es die Schärfe der Auffassung nebst der Kürze und Bündigkeit des Ausdrucks, die uns in dieser Schrift erfreut; ein Charisma möchten wir sie nennen aus der Fülle des Meisters, Christi, weil nicht dürre, mit Drath verbundene, klappernde Gebeine mit aufgeschriebenen Namen, wie in den gewöhnlichen historischen Lehrbüchern, sondern mit Fleisch und Blut bekleidete, frisch athmende und rüstige Gedankenkörper vor uns übergehen. Nur wenige Proben geben wir aus den vielen, die zu Gebote stehen. S. 15.: „Das Volk Gottes ist das Volk des Verlangens; es hat die sehnlichsten Blicke auf die Zukunft gerichtet, von der es das Heil erwartet. Es ist die göttliche Oppositionspartei in der Geschichte, die Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg. Nicht durch Kunst und Wissenschaft, nicht durch Kultur und weltliche Bildung ist es ausgezeichnet, aber — trotz aller Verkehrtheit des menschlichen Herzens, die sich auch bei diesem Volke entwickelte, trotz aller Gottentfremdung: in welche die Masse desselben so häufig versiet, ist es dennoch reich an religiöser Bildung, an göttlicher Weisheit, stark in der Hoffnung, mächtig durch weltüberwindenden Glauben.“ S. 155.: „So war es also vollbracht, was die ewige Liebe des Vaters zuborbedacht hatte, um die sündige Welt aus ihrem Verderben zu erretten; vollbracht war, was vier Jahrtausende vorbereitet hatten, was der Schattendienst des Tempels beinahe zwei Jahrtausende lang vorgebildet hatte. Da zerriss denn auch der Vorhang des Allerheiligsten im Tempel, zum Zeichen, daß jetzt Allen der freie Zutritt zum Gnathron geöffnet sey; vollbracht war das blutige Opfer des Sohnes Gottes, das ewig gültig ist, und von nun hatte der Tempel auf Morija alle Bedeutung verloren, und aller Gottesdienst darinnen war von nun an nur leere, nichtige Ceremonie. Vollbracht war, worauf die seufzende Creatur ängstlich geharrt, wonach Todte und Lebendige im Glauben sich gesiebt hatten. Darum erbehte jetzt die Erde, darum zerrissen die Felsen und die Gräber thaten sich auf, und standen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen.“ Was also die Darstellung betrifft, so ist hier Winkelmann's Regel: „nichts mit zwei Worten zu sagen, was mit Einem geschehen kann“, auf heiligem Boden ausgeführt; was aber die Sachen anlangt, so findet man die seit dreißig Jahren wieder erweckte Theologie der Wiedergeborenen zu kräftigem Gaste veredelt und in die Form einer Historie der Thaten des Wortes, das im Anfang war (Joh. 1, 1.) gegossen. Die Feinde hatten vieles untergraben, angefochten und bestürmt; dies Buch nun zeigt, wie es die Freunde wieder unterfangen, umschant und vertheidigt haben. Den Gründen, aus denen jegliches Ereignis im Rathe Gottes beschlossen, und dem Ziele, das jeder Zeit und jeder Bewegung in seinem Reiche gesetzt war, hat der Verf. sorgfältig nachgespürt. Auch von den Zuständen, Begebenheiten

und großen Männern der Heidenwelt hat er angeführt, wie sie sich zur Entwicklung des göttlichen Erlösungsplanes verhalten und ihr gedient haben; selbst aus der Mythologie hat er geschickt Parallelen gezogen, um auch in ihrer Entstellung die Spuren der heiligen Geschichte nachzuweisen, und so manches Räthsel und Bedenken, was sinnende Bibelleser hie und da beschäftigt und beunruhigt haben mag, hat er glücklich und bündig gelöst. Proben sind folgende. S. 22.: „Nach diesen Geschichten versuchte Gott Abraham und sprach: Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und gehe hin in das Land Morija und opfere ihn daselbst zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir sagen werde. Am dritten Tage gelangt Abraham zur bezeichneten Stätte. Isaak, seinem Vater gehorsam bis zum Tode, trägt selbst das Holz zum Opfer auf den Berg. Dort wird er auf das Holz gebunden, und schon zuckt Abraham das Messer, aber die Stimme Gottes vom Himmel wehrt ihm und so erhält er den Sohn, den er im Herzen schon geopfert hatte, lebendig wieder. Der stellvertretende Widder zum Opfer an seines Sohnes Statt ist auch schon da. — Alle früheren Verheißungen werden ihm jetzt feierlich erneuert und so zieht er mit seinem Sohne wieder heim gen Bersaba. — Außer der Prüfung des Glaubensgehorsams, der dem Abraham zur Gerechtigkeit gerechnet wurde, bietet diese Geschichte noch mancherlei tiefere Beziehungen dar. — Menschenopfer finden sich bei allen heidnischen Völkern ohne Ausnahme. Das zeugt von einem allgemeinen und tiefen (hier aber völlig verkannten und schauerhaft entarteten) Bewußtseyn von der Unzulänglichkeit aller anderen — und der Nothwendigkeit eines besseren Opfers. Durch das Gebot der Opferung Isaaks ist nun die Wahrheit dieses Bewußtseyns anerkannt und geläutert; durch die hemmende Dazwischenkunft Gottes seine großartige Entstellung im Heidenthume gerichtet und zurückgewiesen; durch die Darstellung des Widders die Stellvertretung des Thieropfers göttlich autorisirt und seine (temporäre) Gültigkeit feierlich anerkannt; durch die Wahl des Berges im Lande Morija auf den Tempel und seinen Opferskultus hingewiesen — und in alle dem ein Vorbild und Unterpfand des bereinsigten ewig glütigen Opfers des eingeborenen Sohnes Gottes gegeben. — S. 118.: „Das Ceremonialgesetz war Schatten und Vorbild, das Christenthum brachte das Wesen der Güter selbst; darum mußte das Vorbild seine Bedeutung und Geltung verlieren. Es ist aufgehoben, aber eben dadurch, daß es erfüllt ist. So ist die Blüthe aufgehoben in der Frucht, aber die Frucht ist nicht im Widerspruch mit der Blüthe, sondern ist ihre naturgemäße Erfüllung und Vollenbung.“ S. 95.: „Alexander ist für die Entwicklungsgeschichte des Reiches Gottes von der größten Bedeutung. Durch ihn wurde Alexandrien der Mittelpunkt des Welthandels und einer neuen Weltbildung, in welcher Orient und Occident sich die Hand reichen. Eine Menge von Kolonien und der lebhafteste Handel unterhielten den lebendigsten Verkehr der Völker. Die Griechische Sprache wurde Weltsprache. So war es also Alexander, der die Bedingungen einer schnellen Verbreitung des in Abraham's Samen allen Völkern bereiteten Heiles über den ganzen Erdbreis hervorrief.“ Ja, wir dürfen es wohl sagen, daß es dem Verf. gelungen sey, was er wollte, den gebildeten Freunden der heiligen Schrift, denen es Bedürfnis geworden ist, nicht nur die Gegenstände ihres Glaubens und Hoffens in sich aufzunehmen, sondern sie auch in ihrem Zusammenhang und in ihrer wesentlichen Beziehung zu einander zu erkennen — ein Hülfsmittel zur Verständigung über die wundervollen Wege Gottes mit dem Menschengeschlechte in die Hand zu geben. Insbesondere werden sie sich freuen, Werth und Bedeutung der biblischen Bücher, Geist

und Verdienst der biblischen Personen, Kraft und Ziel der biblischen Aussprüche so richtig gewürdigt und so gründlich entwickelt zu finden. „Der Prediger“ (Salomos), heißt es S. 66., „stellt die sündliche Nichtigkeit alles irdischen Treibens und Tagens dar. Mit tiefer herzerweichender Ironie über sich und die Welt fordert der Verfasser zum Genuß auf, aber im Hintergrunde ist der drohende Zeigefinger aufgehoben, der auf das Gericht und seine Rechenschaft hinweist. Es sind wahrhaftige Spieße und Nägel, mit welchen Kinder an Weisheit nicht spielen dürfen.“ — Von den Evangelisten wird S. 193. gesagt: „Matthäus, sichtbar das Bedürfnis der Judenchristen berücksichtigend, stelle das Leben des Erlösers in seiner messianischen Höhe und Niedrigkeit dar; Marcus, der sein Evangelium unter Petrus zu Rom für Heidenchristen verfaßt habe, veranschauliche, mit Weglassung der längeren Reden, die Thatfachen durch eine Menge charakteristischer Züge und stelle so vornehmlich das Bild des Handelns Jesu in Umrissen dar; Lucas, unter Pauli Aufsicht und in dessen Richtung schreibend, hebe solche Züge hervor, in welchen sich die freie, alles menschliche Verdienst ausschließende, Gnade Gottes ausspreche und stelle Jesum als den Heiland der Sünder dar; Johannes wolle die göttliche menschliche Persönlichkeit des Erlösers schildern.“ Über Jeremias wird S. 87. geurtheilt: „Ihm, dem milden, weichen Manne, war es vorbehalten, die Strafgerichte über das entartete Juda nicht nur zu verkündigen, sondern auch selbst zu erleben. Er war, wie Moses, ein geplagter und geduldiger Mensch über alle Menschen auf Erden, und wie Elias verfolgt und gehäßt, aber ohne Moses natürliche Kraft, ohne des Elias eisernen Sinn. Trübsal und Verfolgung von allen Seiten trafen ihn, aber wunderbare Stärkungen und Tröstungen von oben, und der sichere Blick auf die bereinsigte Errettung in naher und ferner Zeit ertheilten ihn aufrecht und machten ihn zur festen Stadt, zur eisernen Säule, und zur ehernen Mauer wider das ganze Land und wider die Könige Juda, und wider ihre Priester und wider das Volk im Lande.“ — „Über die Bedeutung des Zeugnisses Christi von sich selbst,“ äußert sich der Verf., „liegen zwei, scheinbar sich geradezu widersprechende, Aussprüche vor. Ein Mal sagt er: So ich von mir selbst zeuge, so ist mein Zeugnis wahr (Joh. 8, 14.), und ein anderes Mal: So ich von mir selbst zeuge, so ist mein Zeugnis nicht wahr (Joh. 5, 31. 32. 36.). Die Vereinigung beider liegt aber in einem dritten Ausspruch: Glaubet Mir, daß ich im Vater, und der Vater in mir ist; wo nicht, so glaubet mir doch um der Werke willen (Joh. 14, 11.). Das Selbstzeugnis eines Menschen ist nämlich das zuverlässigste und (das) unzuverlässigste Zeugnis, je nachdem die Person gilt, die es ausspricht. Seinen Jüngern, allen denen gegenüber, die ihre Augen und Herzen nicht verschlossen vor dem Ausdruck der Wahrheit und Heiligkeit, die sein ganzes Wesen umgab, mußte sein Zeugnis über sich das gewisseste und zuverlässigste seyn; von ihnen forderte er, daß sie Ihm um seines Wortes willen glaubten; für alle diejenigen aber, die solchen Eindruck von der Herrlichkeit seiner ganzen Erscheinung nicht hatten, sey es mit oder ohne Verhüllung, mußte seine absolute Glaubwürdigkeit erst auf andere Weise erwiesen werden; sie verwies er darum auf seine Werke.“ — Im Geist und Maß dieser Proben sind alle Theile des wohlgeordneten Buches abgefaßt, sind sie in richtigen Verhältnissen zu einander gehalten, sind von jedem Zweige der Theologie Blätter und Früchte in den Kranz dieser Geschichte verflochten, so daß man wohl sagen darf, es verdiene einen weiten Wirkungskreis und werde beim Durchlaufen desselben manche mediatisirte Enklave im Reiche Gottes unter die unmittelbare Höhe Jesu Christi bringen helfen, selbst im Gewande der philosophischen Kunstsprache,

die an vielen Stellen den einfachen Sinn verhüllt. Wir bemerken dies zuvörderst im Blick auf die Schüler der oberen Gymnasialklassen, obwohl diese am wenigsten in Verlegenheit gerathen werden, wie dies und jenes darin zu verstehen sey, wofern sie nur erleuchtete und gläubige Religionslehrer haben, die es ihnen erklären. Abgesehen aber von dem unnöthigen Zeitverlust, den diese Erklärung verursachen wird, sind doch unseres Wissens solche Religionslehrer zur Zeit noch dünn gesät, und jedenfalls ist sehr zu wünschen, daß diese Schrift auch von den Gymnasien, wo Christus nicht verkündigt wird, von Schülern, denen sie in die Hände kommt, nicht um der hin und wieder schwer verständlichen Sprache willen weggelegt, sondern durchgelesen und durchdacht werde. Es ist kein Zweifel, daß sie — einem dringenden Bedürfnisse der evangelischen Gelehrtenschulen an sich vollständig entsprechend*) — noch verständlicher abgefaßt, zwiefachen Schutz und Segen den Jünglingen bringen wird, die durch den Spott ungläubiger Väter, Lehrer und Hausfreunde täglich in Gefahr stehen, gefühllos für die leise Stimme der Sehnsucht nach Gott in ihren Herzen zu werden, und die heilige Schrift für ein Buch voller Fabeln und Unvernunft zu halten. —

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die Bischofsweihe des evangelischen Consistorialraths, Superintendenten und Pastors, Herrn Dr. Siedler zu Posen.

Die sogenannten Unitätsgemeinden im Großherzogthum Posen sind sieben Gemeinden, welche von den nach Polen geflüchteten Böhmischen Brüdern begründet, mit reichen Foundationen versehen sind, und eine eigenthümliche Kirchenverfassung hatten, im übrigen gewöhnlich als der reformirten Confession zugeban betrachtet wurden. Zu ihrer Verfassung gehörte es vornehmlich, daß an der Spitze sämmtlicher Gemeinden und Geistlichen ein Senior stand, welcher die von dem Waldburger Bischofe Stephanus einst der unitas fratrum geschenkte Bischofsweihe von seinem gleichfalls rite geweihten Vorgänger noch bei Lebzeiten desselben übernommen haben mußte. — Der Zutritt dieser Gemeinden zur Union hatte das Aufgeben dieser eigenthümlichen Verfassung zur Folge, und an die Stelle des Seniors trat ein mit keiner Bischofsweihe versehener Königl. Superintendent. Folgerichter Weise hätten allerdings die zerstreuten Gemeinden nunmehr den resp. Superintendentenkreisen der Evangelischen Kirche zugewiesen werden müssen; dieser Maßregel aber traten die reichen Foundationen hindernd entgegen, deren sich sämmtliche Gemeinden als Corporation erfreuen; sie blieben daher unter einem besonderen Superintendenten vereinigt, und hießen fortan „die zweite Posener Superintendentur“. Indessen ist einige Jahre später, nach dem Ableben des ersten Superintendenten, Herrn Dr. Dütsche, die Gemeinde Heyersdorf, ohne ihren Anspruch auf die Fonds der unitas fratrum aufzugeben, auf ihr Ansuchen der sie umschließenden Superintendentur Fraustadt zugeschlagen worden. An Dr. Dütsche's Stelle trat Herr Dr. Siedler, und zwar in seinen sämmtlichen Functionen, als Pastor der zur unitas fratrum gehörenden Petrigemeinde zu Posen, als Superintendent der zweiten Posener Superintendentur und als Königl. Consistorialrath, ohne filius unitatis zu seyn, und, wie sich von selbst versteht, ohne die Bischofsweihe zu empfangen, welche auch bereits seinem

Vorgänger gemangelt hatte. Neuerdings jedoch haben die Unitätsgemeinden, mit Übergehung der Gemeinde Heyersdorf, auf Herstellung ihrer Verfassung angetragen, den Herrn Dr. Siedler zum Senior gewählt, und, obwohl unter Widerspruch einiger ihrer Geistlichen, darauf gedrungen, daß er als solcher die Bischofsweihe empfangen. Diese nun hat sich Herr Consistorialrath Dr. Siedler, wie bekannt, wirklich im Laufe dieses Jahres in Herrnbut geholt.

An und für sich ist nun jede solche vollzogene Bischofsweihe der Evangelischen Kirche sehr gleichgültig; in keinem Falle aber dann, wenn dieselbe von einzelnen ihrer eigenen Befenner gefordert, nachgesucht und empfangen wird. Es tritt dann in ihrem Schoße ein Element auf, welches ihr durchaus fremd ist, seine Waffen gegen sie kehrt, und ihre Einheit verlegt, daher wird es Pflicht eines jeden evangelischen Christen, der Zeuge einer solchen Thatsache wird, dieselbe zur allgemeinen Kenntniß der Evangelischen Kirche zu bringen, und seine Überzeugung davon öffentlich auszusprechen, damit Niemand glaube, es geschehe solches mit Wissen und Willen der gesammten Kirche. Dies hat uns, die unterzeichneten Geistlichen, denn auch bewogen, mit obigem Referate und unserem Urtheile über das Geschehene vor die gesammte evangelische Welt, namentlich vor unsere theuren Amtsbrüder hinzutreten, damit so die Evangelische Kirche Gelegenheit habe, sich über die Bedeutung des Geschehenen klar bewußt zu werden, um sich die ihr gebührende Stellung zu demselben zu geben. Wir halten nun

1. die sogenannte Bischofsweihe für unevangelisch, und demgemäß innerhalb der Evangelischen Kirche für unzulässig. Denn die Evangelische Kirche setzt keinen wirklichen Unterschied zwischen Bischöfen und Geistlichen bezüglich der geistlichen Amtsbefugnisse, sie erklärt diesen Unterschied, gleichwie den von Klerikern und Laien überhaupt, für eine menschliche Erfindung, und spricht jedem Geistlichen als Repräsentanten seiner Kirche das Recht der Ordination zu, welche ihr überhaupt nichts Anderes ist, als confirmatio vel comprobatio Pastoris et Episcopi a Populo electi. Hierüber sagt nämlich Melancthon, unter Berufung auf Hieronymus in seinem Tractat. de potestate et primatu Papae et de potestate et jurisdictione Episcoporum, cf. Libri Symbol. rec. Tittmann. Ed. secunda. p. 271. Quid enim facit Episcopus, excepta ordinatione, quod Presbyter non facit? Docet igitur Hieronymus, humana auctoritate distinctos gradus esse Episcopi et Presbyteri seu Pastoris. Idque res ipsa loquitur, quia Potestas est eadem, quam supra dixit. Und gleich darauf: Sed una res postea fecit discrimen Episcoporum et Pastorum, videlicet *ordinatio*: quia institutum est, ut unus Episcopus ordinaret ministros in pluribus Ecclesiis. Sed quum jure divino non sint diversi gradus Episcopi et Pastoris: manifestum est, *ordinationem a Pastore in sua Ecclesia factam jure divino ratam esse*. Itaque quum Episcopi ordinarii fiunt hostes Ecclesiae, aut nolunt impertire ordinationem: *Ecclesiae retinent jus suum*. — In gleichem Sinne erklärt Luther in den Schmalkaldischen Artikeln, Part. III. Art. X. p. 256. der citirten Ausgabe: Si Episcopi suo officio recte fungentur, et curam ecclesiae et evangelii gerent, *posset illis nomine caritatis et tranquillitatis, non ex necessitate, permitti, ut nos et nostros concionatores ordinarent et confirmarent, hac tamen conditione, ut seponerentur omnes larvae, praestigiae, deliramenta et spectra pompae ethicae*. Quia vero nec sunt, nec esse volunt veri Episcopi — profecto ipsorum culpa Ecclesia non deserenda, nec ministris spolianda est. *Quapropter, sicut vetera Exempla Ecclesiae et Patrum nos docent, idoneos ad hoc officium ipsi ordinari debemus et volumus*. Hienach sieht es die Evangelische

*) Vgl. Gymnasium u. Kirche von Klopseh S. 85. nach der Mitte.

Kirche für ein göttliches Recht des geistlichen Amtes überhaupt an, die Ordination zu ertheilen, und reservirt dasselbe nur um der kirchlichen Ordnung willen den oberen Geistlichen, während in Zeiten der Noth und Bebrängniß jeder Pastor es auszuüben befugt ist. Hieraus folgt aber von selbst, daß in der Evangelischen Kirche eine besondere Bischofsweihe, welche zur Ertheilung einer rechten und gültigen Ordination erst geschieht machen soll, nicht bloß unnöthig, sondern sogar verwerflich ist, und daß überhaupt eine Kirche, welche es als ein unveräußerliches, unverlierbares, göttliches jus Ecclesiae betrachtet: vocandi, eligendi et ordinandi ministros, auf die Nachweisung einer in ununterbrochener Reihe von den Aposteln her empfangenen Weisung keinen Werth legen kann, das Verlangen danach vielmehr als der Superstition angehörig betrachten muß.

2. Schließt unserer Ansicht nach die am Unitäts-Senior vollzogene Bischofsweihe eine schwere Verletzung der übrigen evangelischen Geistlichkeit, ja der ganzen Evangelischen Kirche selbst in sich. Die Unitätsgemeinden sind nun wieder im Besitze der zu einer wahren und gültigen Ordination für nothwendig gehaltenen Bischofsweihe, der übrigen evangelischen Geistlichkeit mangelt sie noch immer, wie dies von Anfang der Fall gewesen ist; mithin können in jener Augen weder die ordinirenden Geistlichen der Evangelischen Kirche ein gültiges Recht zur Ordination, noch alle Geistlichen derselben überhaupt ein gültiges Recht zur Verwaltung des göttlichen Amtes haben, weil zugleich mit der Bischofsweihe die wahre und gültige Ordination fehlt. Und weil ferner auf jenem Standpunkte unbedingt eine wahre Kirche ohne eine rite ordinirte Geistlichkeit nicht gedacht werden kann, so wird offenbar durch jene Thatfache der Evangelischen Kirche der Charakter einer wahren christlichen Kirche abgesprochen. — Daß diese Consequenzen wirklich in dem Lehrsatze von der Bischofsweihe liegen, zeigen die Katholische und Englische Kirche deutlich genug. In den Augen der einen ist die Evangelische Kirche keine ebenbürtige Schwester; in den Augen der anderen überhaupt keine christliche Kirche, und ihre Geistlichen werden als keine wahren Geistlichen angesehen, nur mit Widerstreben Amtsbrüder genannt, ihre Glieder aber als eine Herde ohne Hirten betrachtet, vornehmlich weil Bischofsweihe und daher ihrer Ansicht nach auch Ordination fehlen. Über solche Äußerungen sieht nun freilich die Evangelische Kirche, als über Vorurtheile, nichtachtend hinweg, wenn sie von denen geschieht, die da draußen sind. Von den eigenen Glaubensgenossen aber in Wort oder That ausgesprochen, werden sie für die evangelische Geistlichkeit und Kirche zu einer schweren Verletzung ihrer Würde und Ehre, und ein nichtachtendes Stillschweigen dazu ist nicht mehr an der Stelle.

3. Endlich liegt unseres Bedünkens in der Wiederaufnahme der Bischofsweihe Seitens der Unitätsgemeinden faktisch die Aufhebung der Union, gleichwie die Vollziehung derselben ihrerseits mit Aufhebung der Bischofsweihe geschehen ist. Denn wie kann da in der Wahrheit noch von Einer Kirche die Rede seyn, wo nicht alle Geistliche als solche für würdig gehalten werden, in einem Theile der Gemeinden ein geistliches Amt zu verwalten, sondern entweder gänzlich davon ausgeschlossen bleiben, oder einer neuen Ordination durch den Senior dieser Gemeinden bedürfen, und wo überhaupt ein Theil der Geistlichkeit die wahre Weihe zu haben sich rühmt, und sie eben damit dem anderen Theile abspricht. — Der sonderbaren Stellung, welche nunmehr der Bischof und General-Superintendent dem Senior und den Unitätsgemeinden gegenüber, und wiederum der Senior als Consistorialrath der evangelischen Geistlichkeit gegenüber einnimmt, und anderer Verhältnisse wollen wir als minder wesentlich nicht einmal ge-

denken. Nur noch dies sey als hiebei bedeutsam erwähnt, daß die Gemeinde Heyersdorf, weil sie sich zur Superintendentur Trausnitz hat schlagen lassen, bei der Wahl des Seniors und der Frage über die Bischofsweihe nicht zugezogen, ihr Verhältniß zur Evangelischen Kirche also als mit der neu aufgenommenen Verfassung unverträglich betrachtet worden ist.

Was beabsichtigen wir nun mit dieser Erklärung? Wollen wir die Unitätsgemeinden und ihre Geistlichen um dieser That willen verdammen, oder uns überhaupt zu Nichtern darüber aufwerfen? Wollen wir den Austritt derselben aus der Union veranlassen, sey es, daß sie selbst zu einer ausbrüchlichen Erklärung darüber gebrängt werden, oder daß die Evangelische Kirche sie ausschliesse? Wollen wir auch nur behaupten, daß sie alles das, was wir in der vollzogenen Bischofsweihe ausgesprochen finden, ausdrücklich gedacht, und wirklich beabsichtigt haben? Keines von Allen, um so weniger, da wir unsere theuren Amtsbrüder, welche den Unitätsgemeinden vorstehen, persönlich hochachten, und unserer näheren Verbindung mit ihnen in unseren Jahres-Conferenzen uns aufrichtig und herzlich erfreuen. Wir wünschen nur in wahrer Liebe zur Evangelischen Kirche, daß sie von jedem fremdbartigen Elemente, welches den Samen der Zwietracht in sich trägt, befreit bleibe, daß namentlich das, was der Lutherischen und Reformirten Kirche vor der Union gemeinsam gewesen ist, nicht nach der Union verloren gehe, daß daher die gesammte Evangelische Kirche sich durch die, welche vermöge ihres Interesses an derselben und vermöge ihrer wissenschaftlichen Ausbildung dazu befähigt sind, über ihre gegenwärtige Stellung zur Bischofsweihe klar und unumwunden ausspreche, daß endlich, wenn sich unsere Hoffnung erfüllt, und die allgemeine Stimme der Kirche sich für unsere Ansicht erklärt, die an dem Unitäts-Senior vollzogene Bischofsweihe ohne weitere Folgen bleibe, daß die Unitätsgemeinden weder die Ordination ihrer Geistlichen durch einen mit Bischofsweihe versehenen Senior als *conditio sine qua non* verlangen, noch auch ihren künftigen Senioren die Nachsuehung der Bischofsweihe zumuthen, daß sie durch stillschweigendes Aufgeben der Bischofsweihe ihr ernstes und treues Festhalten an der Gemeinschaft der Evangelischen Kirche beweisen. Der Herr aber lenke Alles zum Besten!

Zechner, Pf. in Trausnitz und Superintendent des Kirchenkreises. Herreter, Pf. in Trausnitz. Specht, Pf. in Trausnitz. Bombe, Pf. in Alt-Driebitz. Elsner, Past. in Ober-Pritschen. Mende, Pf. in Heyersdorf. Knothe, Pf. in Luschwitz. Leder, Past. in Ulbersdorf. Schulze, Diak. in Schlichtingheim.

Volksslehrer der Preussischen Provinz Sachsen.

Am 2. Oktober, wie die Magdeburgische Zeitung vom 5. Oktober berichtet, ist zu Magdeburg ein Lehrereist gefeiert worden von „500 Anwesenden“ aus „Magdeburg, Wolmirstädt, Neuhausleben, Egeln, Stillsdorf, Altdorf, Calbe, Warby, Schönebeck, Salze, Frose, Rogätz, Burg, Genthin, Tangermünde, Stendal, Salzwedel, Dessau, Köthen, Bernburg, Aschersleben, Halberstadt, Quedlinburg, Halle, Nordhausen“ u. s. w., und „bei den Trinksprüchen scholl das Hoch am gewaltigsten, als es dem Meister der Katescheit in der Volksschule, dem Schulmeister der Schulmeister, dem Vater Dinter, galt.“ — Merkwürdig, daß zu derselben Zeit, wo einsichtsvolle hohe Behörden officiell vor dem Gebrauch der Dinterschen Schriften in Volksschulen warnen, 500 Lehrer zu Magdeburg dem Vater Dinter das gewaltigste Hoch rufen. Aber — Matth. 13, 13?

G.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 6. November.

N^o 89.

Lehrbuch der heiligen Geschichte. Ein Wegweiser u. f. w., von J. S. Kurz, Oberlehrer u. f. w.

(Schluß.)

Wir gönnen aber den Eindruck dieses guten Buches nicht nur den zum Studiren sich bestimmenden Schülern der Gymnasien, sondern auch den vielen jungen Leuten, die aus den mittleren Klassen derselben oder den höheren Bürgerschulen in gewerbliche Berufsarten eintreten, und innerhalb derselben gewöhnlich aller weiteren religiösen Belehrung entzogen werden, so daß das Wachsthum des von gläubigen Lehrern in sie gestreuten Samens unter den Dornen der Geschäfte und der Jugendlust bald erstickt wird, wenn sie nicht etwa in einer solchen Schrift Aufklärung und Beruhigung über die in ihnen erregten Zweifel finden. Es gehört zu den stärksten Forderungen unserer Zeit an die Deutsche Evangelische Kirche, daß sie der confirmirten Jugend der gebildeten Stände etwas darbiete, was zur Befestigung und Erweiterung ihrer christlichen Erkenntniß dienen könne, und sich nicht länger damit begnüge, sie zum Besuche der sonntäglichen Christenlehren für Kinder von sieben bis vierzehn Jahren noch eine Zeitlang anzuhalten, als wenn in diesen beide, das zarte Alter und die mannbare Jugend, zugleich befriedigt, und jenem Milde gereicht, um diese aber ein Damm geschüttet werden könnte, der sie gegen die, täglich heftiger heranstürmenden Fluthen des Unglaubens und der Weltlust zu schützen vermöchte. Bis jene Forderung beachtet werden wird, könnte das vorliegende Buch den Jünglingen und Jungfrauen der gebildeten Stände erspriessliche Dienste leisten, wenn die Fremdwörter, besonders die philosophischen Kunstausdrücke, noch mehr vermieden wären, z. B. Reaktion, Katastrophe, Correctiv, untheokratische Selbstbestimmung, aus der Unmittelbarkeit des Lebens durch Selbstbestimmung herauszutreten, potentielle Heiligkeit, unfreie Natur, Sphäre des freien Geistes. Wenn auch sonst Niemand, so werden gebildete Christinnen klagen, daß ihnen dergleichen den Genuß dieses Buches erschwere. Die Bedeutung solcher Frauen und Jungfrauen im Reiche des Herrn ist noch weit davon entfernt, in der Deutschen Evangelischen Kirche anerkannt zu seyn. Ihren Schmuckstücken und Ruhestunden hat man mit erbaulichen oder geistreichen Andachtschriften, mit christlichen Romanen, mit zierlichen Taschenbüchern, mit niedlichen Thomas a Kempis-Ausgaben, mit prächtigen Titeln und Einbänden gedient; Körniges aber für ihren gesunden Verstand, ihre tiefen und sicheren Gefühle, ihre lichten Geistesblicke — den gelehrten Dämmerungen der Männer gegenüber — hat man in der That noch wenig geboten, obwohl sie für eine gründliche Erkenntniß in populärer

Form sehr empfänglich sind. Darum gerathen viele fromme und in der Liebe thätige Christinnen in Verlegenheit, so oft sie Bedenken und Zweifel von Freundinnen lösen sollen, die sich gern dem Reiche Gottes nahen möchten, aber leicht, verworren und unklar aus dem Confirmandenunterrichte hervorgegangen sind, den ihnen entweder rationalistische, oder zwar orthodoxe, doch dabei weltlustige Geistliche gegeben haben. Eine Schrift, wie die vorliegende, würde viel beitragen, sie dazu tüchtig zu machen, aber der Schlagbaum der Kunstsprache läßt sie in manche anziehende Gegend des reichen Parkes nicht ein. Sollen sie sich erst dies und jenes erklären lassen, so geht ihnen der frische Eindruck des Augenblicks und mit ihm die lebendige Fülle der Empfindung verloren, zumal der Ausleger nicht immer bei der Hand ist, und oft lange gesucht werden muß.

Hienächst glauben wir auch noch den Wunsch äußern zu dürfen, daß von der Erhebung des Weibes aus seinem Staube, aus seiner Schmach und aus seiner Schwachheit, wie sie durch das Licht der göttlichen Offenbarung und insbesondere durch die Kraft der Erlösung in Jesu Christo bewirkt worden ist, in unserer Schrift mehr die Rede gewesen und den weiblichen Charakteren mehr übersichtliche Aufmerksamkeit gewidmet seyn möchte. Diese wichtige Hälfte der Menschheit und die derselben im göttlichen Heilsplane zu Theil gewordene Würdigung, die auch dem Weibe nicht versagte Prophetie, der Sinn, der Geist und die Wirksamkeit solcher Frauen, wie Mirjam, Rahab, Abigail, Esther, wie die Gattinnen der Patriarchen, wie die Mütter Samuel's und des Täufers Johannes, wie vor Allen die Mutter des Herrn, waren es wohl werth, in besondern Paragraphen theils einzeln geschildert, theils einander gegenübergestellt und verglichen zu werden. Da es nach des Verf. eigenen Worten (S. 110.), wenn man die Bedeutung der Erziehung in ihrer rechten Tiefe erwägt, nichts weniger als gleichgültig erscheinen kann, wer der Gemahl der Maria und der Erzieher Christi war, so verdienen auch die Charakterzüge der Mutter und Erzieherin Jesu selbst in ein Bild gesammelt zu werden. Hochwichtig für die Geschichte der Lehramtsjahre des Herrn und der apostolischen Kirche ist überdies die Stellung des Weibes zur ersten Verkündigung und zur späteren Ausbreitung des Evangeliums, diese merkwürdig verschiedene von seiner früheren zum Hause Gottes in Israel. Frauen, selbst verheirathete Frauen (Luc. 8, 3.), wandeln ihm neben den Jüngern nach in seinem Gefolge, was keinem Propheten des Alten Bundes geschehen war, und bleiben furchtlos vor — und unangetastet von dem bösen Leumund; Frauen unterhalten ihn von ihrer Habe, während die Apostel — Männer — bei ihm zu Tische gingen; Frauen — und zwar nicht nur diejenigen, die ihm in Galiläa gedient, d. h. alle seine äußeren Lebensbedürfnisse befriedigt hatten, sondern auch viele

andere, die mit ihm hinauf gen Jerusalem gegangen, folgten ihm, wunderbar stark in Gott, — denn wie vermöchte sonst ein Weib der grausamen Hinrichtung eines unschuldig verurtheilten Freundes von Anfang bis zu Ende beizuwohnen! — folgten ihm, sage ich, an sein Kreuz, um von ferne zuzusehen, während die Jünger — Männer — und einer von ihnen sogar ohne Hemd, geflohen waren, und bis auf Einen sich nicht zum Anschauen seiner Marter herzugefunden hatten; Frauen scheuen sich nicht, in die Versammlung der Anhänger des — nach des Volkes Meinung — um ein Verbrechen mit dem Tode bestrafte Mannes zu gehen; Frauen, sowohl einzeln, als in Gemeinden stehende — treten nun hervor in einem ganz neuen Berufe ihres Geschlechts, von dem man im Alten Bunde nichts vernommen hatte, und bekleden, speisen und pflegen die Armen und die Kranken, lassen sich senden — man weiß, auf was für Straßen und durch welchen Heidenpöbel — von einem Ort zum anderen, werden Mittelpunkte für neue Kreise christlichen Lebens, arbeiten, unerschrocken und unermüdet wie Männer, in dem Herrn. Dieses außerordentliche, im Alterthum ganz unerhörte Hineinziehen des Weibes in den Dienst einer allgemeinen und unermesslichen Bewegung der Geister, einer Weltumwälzung, dieser auf die Tafeln der Universalgeschichte von Christo selber eingegrabene Commentar zu den Worten seines Apostels: „Hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid alszumal Einer in Christo Jesu!“ — hätte wohl, wir wiederholen es, einen Platz verdient in diesem braven Schriftwerk.

Zuletzt möchten wir den Verf. bitten, einige Vorschläge zur Ergänzung und zur Abänderung von Äußerungen zu prüfen, über die wir einer anderen Meinung sind. Wir zweifeln nämlich, ob sich sein Urtheil über Esau (S. 24.) begründen lasse. Wir wissen keine Stelle des Neuen Testaments, in welcher die Beziehung des Goels in Hiob 19, 25—27. auf Christum anerkannt würde, sehen auch in den Worten und im Zusammenhange der Stelle keinen Wink auf diese Beziehung, und keinen Weg, auf welchem der Ausdruck: eben diese (verwesliche) Haut mit 1 Cor. 15, 42. vereinigt werden könnte. Wir stimmen nicht dafür, daß eine Stern-Conjunktion den Magiern den Weg nach Bethlehem gewiesen habe; denn eine solche konnte nicht oben über stehen, da das Kindlein war, *) sondern sieht über allen Häusern einer Stadt, so daß man durch sie kein einzelnes von den anderen unterscheiden kann; eine solche hätte auch über Jerusalem so gut, wie über Bethlehem gestanden, und keinen Anlaß zu besonderer Freude wegen ihres Stehens über Bethlehem **) gegeben. Die Äußerung S. 120.: „eben so wie ich ein Gebot übertreten kann (im Herzen), ohne äußerlich zu thun, was es verbietet, so kann ich auch vor Gott (der das Herz ansieht) diese Gebote erfüllen, ohne (?) äußerlich zu thun, was sie gebieten, wenn nämlich andere Rücksichten mir dies verbieten“, hätten wir nicht niedergeschrieben ohne die Beforgniß, sie möchte jesuitisch klingen. Daß Buße und Glauben die ersten und die beständigen Forderungen des Herrn gewesen, dies würden wir §. 96, 2. zuvörderst erwähnt und

S. 123. die vier Aussprüche desselben über den Zweck seines Todes *) mit besonderem Nachdruck angeführt haben, um vor der Jugend die Meinung derjenigen zu widerlegen, welche behaupten, Christus selbst habe nie gesagt, daß sein Tod ein stellvertretender sey, sondern dieser Wahn sey aus dem Hirn der Apostel entsprungen. *)

Mit diesen Bemerkungen wollen wir aber dem mit Fleiß, Einsicht und Eifer verfaßten Buche an seinem Werthe nichts nehmen, halten und erklären es vielmehr für eine der Rosen des neuen Frühlings unserer Deutschen Evangelischen Kirche.

Ch — k.

Offene Erklärung gegen Herrn Wislicenus und alle ihm Gleichgesinnten aller Orten, wo sie anzutreffen sind.

Wir, die unterzeichneten Pfarrer der Evangelischen Kirche Jesu Christi, fühlen uns durch die Macht der ewigen Wahrheit, die einzig und allein Gottes Wort gibt, in unserem Geiste und Gewissen gedrungen, und durch unsere heilige Verpflichtung, die wir zum treuen Dienste an Gottes Wort und Sakrament bei unserer Ordination vor dem dreieinigen heiligen Gott und vor seiner Gemeinde feierlich und aufrichtig beschworen haben, verbunden, vor demselben Gott, vor den uns von ihm anvertrauten Gemeinden und vor der ganzen Christenheit aller Confessionen Folgendes einfach und unumwunden, klar und laut auszusprechen und zu bezeugen:

1. Daß wir die sämtlichen, angeblich religiösen Grundsätze und Behauptungen, welche neuerdings an mehreren Orten, namentlich in Röhren, Leipzig, Halle, Magdeburg, Königsberg u. a., von den Häuptern der sogenannten „protestantischen Lichtfreunde“, laut ausgesprochen worden sind und fortgesetzt ausgesprochen werden, **) und die man daselbst als eine besondere und höhere religiöse Wahrheit geltend zu machen sucht, nimmermehr als evangelisch-christliche Wahrheit und Licht, noch als einen Fortschritt in der evangelischen Erkenntniß und in der Läuterung derselben, sondern vielmehr als einen bedauernswerthen Irrthum und eine traurige Finsterniß, als einen gefährlichen Rückfall in das unevangelische Wesen und in das Heidenthum erkennen. Demzufolge protestiren wir öffentlich und feierlich dagegen durch Gegenwärtiges, und werden sie, nach der Kraft, die Gott uns verliehen hat, redlich und mit den Waffen Gottes allezeit bekämpfen.

*) Matth. 20, 28., 26, 28., Joh. 6, 51., 10, 15.

**) Ihre Hauptsumme ist folgende: 1. die Verwerfung der heiligen Schrift, als des wahrhaften Wortes Gottes, 2. die Längnung Jesu Christi, als des Sohnes Gottes, 3. die Verwerfung der Lehre von dem natürlichen Verderben des Menschen; 4. die Verwerfung der evangelischen Grundlehre von der Rechtfertigung des sündigen Menschen allein durch den Glauben an Jesum Christum; 5. die Verwerfung der Lehre von der göttlichen Person des heiligen Geistes, und dagegen die Erhebung der menschlichen Vernunft, als alleinigen und absoluten Richterin in göttlichen und menschlichen Dingen; 6. die Verwerfung der von der ganzen Evangelischen Kirche anerkannten Hauptbekenntnisschrift: der Augsb. Confession.

*) Matth. 2, 9. **) Matth. 2, 10.

Wir erklären insbesondere, daß die Sätze, welche (ganz gleichlautend den in der unten stehenden Anmerkung bezeichneten) Herr Wislicenus aus Halle vor einer zahlreichen Versammlung in Köthen am 29. Mai d. J. laut ausgesprochen hat, und mehrere ihm Gleichgesinnte immer weiter zu verbreiten sich bemühen, eine eben so große Unkenntniß der heiligen Schrift und Untüchtigkeit zu gründlicher Erforschung ihrer ewigen Wahrheit, als Unbekanntschaft mit des Menschen Natur und Wesen kundgeben, überdem aber einen unverzeihlichen Mangel an historischer Kenntniß verrathen, da doch wohl jeder gut Unterrichtete es weiß, wie ganz dieselben oberflächlichen Phrasen seit Anbeginn des Christenthums bis hinab in unsere Tage von beschränkten und naturalistisch einseitigen, wenn auch von den Kindern der Welt für klug gehaltenen und beifällig aufgenommenen Gegnern, ausgesprochen und eifrig verbreitet, aber allezeit von den wahrhaften Freunden des göttlichen Lichtes siegreich widerlegt worden und bald in sich selbst zerfallen sind.

2. Weiter erklären wir: da das öffentliche Geltendmachen jener oberflächlichen Phrasen alle christliche Wahrheit aufzuheben und zu vernichten sucht, da das geffentlichliche Verbreiten derselben in dem großen Haufen ein wildes, Gott entfremdetes Wesen und Leben hervorruft, welches den Grund der Kirche Christi untergräbt, ihr geordnetes und segensreiches Bestehen gefährdet, ihr inneres Leben, ihren Frieden, ihre Kraft bedroht, — so können wir den Herrn Wislicenus und alle seine Genossen nur als solche ansehen, die sich selbst laut und absichtlich nicht nur von der evangelischen Kirchengemeinschaft losgesagt haben, sondern die Kirche Christi selbst zu zerstören trachten, um auf den Trümmern derselben ein willkürliches menschliches Gebäu zu errichten. — Demgemäß halten wir, als treue Diener der Apostolischen-Evangelischen Kirche, als wahrhafte Freunde des göttlichen Lichtes und der heilsamen Ordnung, uns verpflichtet, die gedachten Männer und alle ihnen gleichgesinnte, gleich lehrende und gleich handelnde, als offenbare Feinde unserer heiligen Kirche anzusehen und sie weder als lebendige Glieder derselben, noch insbesondere als rechtmäßige Diener am göttlichen Worte und Amte anzuerkennen, bis sie durch den heiligen Geist zu rechtschaffener Buße getrieben, ihren verderblichen Weg als sträflichen Irrthum reumüthig und eben so laut und öffentlich bekennen, als sie bis daher ihre unchristlichen und vernunftwidrigen Behauptungen laut ausgesprochen haben; wozu ihnen Gott in Gnaden helfen wolle.

3. Wir erklären endlich, daß wir nimmer erwarten oder wünschen, als könne oder solle durch Befehl und Zwang von der Staats- oder Kirchenbehörde dem von jenen Männern an dem Heiligthum der Kirche begangenen Frevel kräftiger Einhalt oder gründliche Abhülfe bereitet, oder für die Folge Ähnliches und vielleicht Ärgeres durch äußere weltliche Mittel und Macht verhütet werden; — daß wir vielmehr des festen Glaubens leben, es könne und werde nur durch entschiedene Abweisung jener Verfehrtheiten und vereinigtés gläubiges Bekenntniß der göttlichen Wahrheit von Seiten der treuen Diener des Herrn und seiner Kirche, verbunden mit ihrer liebenden und unablässigen Fürbitte für jene schwachen, irrenden und abgefallenen Brüder, eine Sicher-

stellung, Rettung und Läuterung des Heiligthumes wahrhaft und segensreich erwirkt werden.

Geschrieben am 18. Oktober 1844.

Kniewel, Dr. Theol., Archidiacon zu St. Marien in Danzig.
Dr. Kahle, Divisionsprediger zu Danzig. Schnaase, Archidiacon zu St. Katharinen in Danzig. Kummer, Pfarrer zu Krokow bei Neustadt, W. Pr.

Erklärung.

Das in Nr. 85. der Ev. K. Z. enthaltene offene und entschiedene Zeugniß der am 9. Oktober zu Jüterbog versammelt gewesenen Pastoren gegen die Pfarrer Uhlich, Wislicenus und König ist uns dergestalt aus der Seele geschrieben, daß wir uns gedrungen fühlen, demselben hiedurch von ganzem Herzen beizupflichten und im Namen des Herrn Jesu Christi ebenfalls feierlich zu erklären:

daß jene drei Männer durch ihre öffentliche Verläugnung und Verhöhnung der Grundlehren unserer heiligen christlichen Kirche nach dem Worte des Apostels sich selbst verurtheilt haben (Tit. 3, 11.) und thatsächlich aus der Kirche und dem Dienste derselben ausgeschieden sind, und daß auch wir sie demgemäß als rechtmäßige Diener der Kirche nicht ferner anerkennen werden: es sey denn, daß sie Buße thun und die schwere Sünde des von ihnen gegebenen öffentlichen Ärgernisses öffentlich bekennen, wozu ihnen Gott Gnade geben wolle durch Jesum Christum!

Zugleich rufen wir ihnen und allen in gleicher Verblendung Befangenen noch schließlich in barmherziger Liebe das Wort des heiligen Geistes zu: „Küßet den Sohn, auf daß er nicht zürne und ihr umkommt auf dem Wege, denn sein Zorn wird bald anbrennen; aber wohl Allen, die auf ihn trauen!“ Ps. 2, 12.

Wusterwitz, den 24. Oktober 1844.

Otto, Divisionsprediger in Stargard. Henske, Past. zu Callies. Dietrich, Past. zu Balfier. Licht, Past. in Zühlsdorf bei Arnswalde. Achterberg, Past. zu Rügow. Dr. Regenspurg, Past. zu Schönwalde. Elasin, Past. zu Nahnwerder. Knaf, Past. zu Wusterwitz. Görcke, Past. zu Jarben.

Nachrichten.

Sendschreiben der Westphälischen Provinzial-Synode an die evangelischen Gemeinden in Westphalen.

Die Provinzial-Synode entbietet allen Genossen des evangelischen Glaubens in Westphalen, als den lieben Brüdern und Schwestern in dem Herrn, ihren herzlichsten Gruß: Gnade, Friede und Barmherzigkeit von Gott dem Vater und unserem Herrn Jesu Christo.

Da wir erwählte und verordnete Geistliche und Älteste uns zum vierten Male allhier versammelt haben, um das Beste der Evangelischen Kirche unserer Provinz zu berathen, und darauf zu sehen, daß in den Gemeinden Gottes alles ehrlich und ordentlich zugehe: so richten wir gegenwärtiges Sendschreiben an euch, auf daß ihr sammt uns in der evangelischen Gemeinschaft gestärket werdet, Gott zu Lobe durch unseren Herrn Jesum Christum.

Wir preisen zuvörderst unseren großen und getreuen Gott, daß es ihm gefallen hat, den Namen seines lieben Sohnes in dieser unserer Zeit auf's Neue durch seinen heiligen Geist zu verklären. Denn es ist uns nicht verborgen geblieben, daß in vielen evangelischen Gemeinden unserer Provinzialkirche ein reges christliches und kirchliches Leben des Glaubens und der Liebe in immer mehreren Seelen erwacht ist; wir hören mit Freuden, wie geistlich Todte zu dem Leben kommen, das aus Gott ist, wie Sünder zur Ruhe sich kehren, wie geängstete Gewissen durch die Gnade Gottes zum fröhlichen Glauben gelangen, und wie die Gläubigen sich im Stande guter Werke erfinden lassen; und die Nachrichten, die uns von allen Seiten zugehen, daß unter euch die Liebe zu dem göttlichen Wort je mehr und mehr zunimmt, daß ihr helfet, das seligmachende Evangelium den Heiden bekannt werden zu lassen, und daß ihr euch fleißig, an euren Glaubensgenossen in der Nähe und Ferne Gutes zu thun, erwecken uns zum inbrünstigsten Danke gegen den Allerhöchsten. Ja, geliebte und gewünschte Brüder, es ist auf's Neue eine angenehme Zeit, es sind Tage des Heils für die Evangelische Kirche angegangen, der Herr ist auf dem Plan, sein Reich in ihr zu bauen; der Herr, wir sagen es zu seinem Ruhme, der Herr ist mit uns.

Und wir mit ihm, ja wir sind mit ihm. Vor allen evangelischen Gemeinden Westphalens bekennen und bezeugen wir: wir stehen sammt euch auf dem einigen Grunde göttlichen Wortes, das er selbst, der allmächtige Gott, durch seine Propheten und Apostel geredet hat; unser einziger Trost im Leben und im Sterben ist, daß wir unseres Herrn Jesu Christi eigen sind, der uns mit seinem heiligen und theuren Blute erlöst, erworben und gewonnen hat zu seinem beständigen Eigenthum in Zeit und Ewigkeit; nicht auf unsere eigene Gerechtigkeit vertrauen wir, sondern wir begehren allein durch den Glauben an den Sohn Gottes der ewigen Erlösung theilhaftig zu werden und die Gerechtigkeit zu erlangen, welche vor Gott gilt; — in diesem Glauben wollen wir sammt euch beharren bis an unser, Gott gebe, seliges Ende.

Ob wohl nun dieser evangelische Glaube, den wir mit euch gemein haben und bekennen, nach dem Worte der ewigen Wahrheit Gottes, die Welt überwindet, so hat er doch hienieden gegen die Welt und das Reich der Finsterniß zur Zeit noch zu kämpfen. Gleich wie der evangelische Glaube zu allen Zeiten von manchen Seiten her angefochten ist, so stehen ihm auch zu dieser Zeit mächtige Feinde gegenüber, wider welche die evangelischen Glaubensgenossen auf ihr Blut sich seyn, die göttliche Ausrüstung anlegen und die Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken gebrauchen müssen.

Die Römisch-Katholische Kirche, wie sie der unfriigen Abbruch zu thun von jeher beflissen gewesen ist, so hat sie auch in dieser unserer Zeit große Kräfte aufgeboten, um theils in den Heidenlanden das wieder einzureißen, was der Fleiß der evangelischen Missionen aufgebaut hat, theils in der Christenheit durch die Verdächtigung und Verdamnung der Bibel-gesellschaft den Lauf des Wortes Gottes aufzuhalten; theils aber auch Glieder der Evangelischen Kirche zu sich herüber zu ziehen. Obwohl nun die feste Burg unserer Kirche durch keinerlei Versuche dieser Art überwältigt werden wird, da unser evangelischer Glaube nicht nur der ursprüngliche ist, von Christo selbst gegeben, von den Aposteln verkündigt, und von der ersten Christenheit allgemein angenommen, sondern auch das Zeugniß der Wahrheit in sich selber trägt, die Gottlosen gerecht macht, das Herz reinigt, das Gewissen stillt, die Seele froh und selig macht: so hat die Erfahrung doch gelehrt, daß zuweilen solche, die in diesem Glauben noch schwach waren, sich zum Abfall von demselben haben bethören lassen.

Daher erheben wir, die wir zum Wächteramt in unserer Provinzial-gemeinde berufen sind, unsere Stimme, um auf die Gefahr, welche den noch Schwachen droht, aufmerksam zu machen, und euch brüderlich zu ermahnen, daß ihr allesamt und allwege durch das Wort des Glaubens und durch die Werke der Liebe ein gutes Bekenntniß ablegt von dem, der euch berufen hat. Habet Acht auf euch selbst, daß ihr immer williger werdet, gegründet in der lebendigen Erkenntniß und in der geistlichen Erfahrung des christlichen Heils, bereit zur Rechenschaft gegen Jesum den Herrn der Hoffnung, die in euch ist, und so gewurzelt im Glau-

ben, daß ihr selbst in den Tagen eurer Prüfung und Anfechtung von demselben nicht weicht, und ihm nichts vergebet. Habet Acht auf die Eirigen, erziehet und leitet eure Söhne und Töchter also, daß, wenn sie das väterliche Haus verlassen, die evangelische Wahrheit ihr Wegweiser, und, wo sie auch seyn mögen, das Wort Gottes ihres Fußes Leuchte sey, damit sie nicht in Gefahr und Versuchung kommen, in der Verblendung des Herzens oder um zeitlicher Ursachen willen ihren allerheiligsten Glauben zu verläugnen. Habet Acht, Einer auf den Andern, damit keine schädlichen Irrthümer in die Gemeinden eindringen, und nicht, statt Gotteswort, Menschenfälschung die Seelen knechte, aber auch damit Niemand sich an einem todtten Glauben genügen lasse, sondern ein fleißiger fruchtbar werde in den Werken der Gerechtigkeit, und einen geheiligten Wandel führe.

Auch inmitten der Evangelischen Kirche selbst hat sich ein Feind derselben erhoben, vor welchem wir euch ebenfalls und um so mehr warnen zu müssen glauben, als wir Grund haben, zu besorgen, daß auch in den Gemeinden Westphalens hin und wieder Einzelne von demselben angefochten oder gar gefangen worden seyen. Es ist der Unglaube, den wir meinen, welcher dreister und ungeschwelter, als je, hervortritt und in mancherlei Weise, mündlich oder schriftlich, die Geister zu verwirren und von dem schmalen Wege, der zum wahren Frieden und zum ewigen Leben führt, abzuziehen sucht. Zwar werdet ihr, theure Glaubensgenossen, so viele euer die Gotteskraft des Evangeliums erfahren haben, selber wissen, daß in keinem Andern Heil ist, als in Christo, nichts so sehr Herz und Sinn bewahret, als der Friede Gottes, und nichts gehet über die trostvolle Hoffnung des ewigen Lebens. Lasset euch aber ermahnen, daß ihr in der Kraft des Glaubens einen guten Kampf kämpfet, und desto mehr Fleiß thut, euren Beruf und Erwählung fest zu machen, auf daß die Treenden, so des Glaubens Früchte an uns wahrnehmen, zurückgeführt, die Wandenden befestiget, die Unversahrenen bewahret bleiben, und wir allesamt Eins werden in dem Herrn, der uns berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte. —

Wir hätten, geliebte Gemeinden, wohl noch Manches zu sagen; wir möchten noch warnen vor der um sich greifenden Vergnügungssucht, die den Weinberg Christi vielfach verwüstet, vor der Hofsahrt, welcher Gott zu widerstehen gedroht hat, vor der Unmäßigkeit, die ein frühes Grab gräbt, vor Unkeuschheit, die nur Gram und Herzleid zur Folge hat, vor der Entheiligung des Sonntags, welche den Segen des Herrn vertreibt, so wie vor allem, was die Thüre des Himmelreichs zuschließt, dagegen euch ermuntern, nachzudenken alle dem, was gerecht, was wahrhaftig, was ehrbar, was fromm, was lieblich und was wohl lautet, auf daß ihr euren Christenstand zieret in allen Stücken. Indessen ist nicht noth, euch das alles im Einzelnen ausführlich noch vorzuhalten, vielmehr vertrau wir, daß so ihr dem Worte Gottes glaubet und gehorcht, euch die Sattung lehren und leiten werde, wie ihr wandeln sollt.

Wir bitten nur noch, die ihr Christi Glieder seyd, daß ihr mit uns das Werk des Herrn eifrig treibet. Bedient euch des Schwertes, das in diesem Kampfe allein siegt, des Wortes Gottes, und unterstützet die Mäner, die sich dazu vereinigt haben, dies Wort in Feindermans Hände zu bringen, das Evangelium aller Creatur predigen zu lassen, und schließet euch willig an solche Vereine an, welche die Mäßigkeit zu einer allgemeinen Zier und Tugend aller Christen zu machen sich beifern und bestreben.

Weil aber endlich von dem Herrn, dem Urquell aller Güter, jeder Segen und alle vollkommene Gabe kommt, so betet in allen Dingen, auf daß ihr Gnade und Frieden im Herzen und Hause habet; betet, daß der Herr seine Kirche fortan schütze, regiere und segne; betet, daß der Herr auch ferner mit unserem theuern Könige und Herrn sey, wie er bisher gewesen ist, damit wir unter seinem Regiment ein stilles und ruhiges Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit; betet, daß ein fleißiger von uns Christo treulich nachfolge, ohne Schaden durch diese Welt komme, und wenn der Lauf vollendet ist, die Krone des Lebens empfangen durch unseren Herrn Jesum Christum.

Gott aber des Friedens, der von den Todten auferweckt hat den großen Hirten der Schafe durch das Blut des ewigen Testaments, unseren Herrn Jesum, der mache euch fertig in allem guten Werk zu thun seinen Willen, und schaffe in euch, was vor ihm gefällig ist durch Jesum Christum, welchem sey Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Soest, den 11. October 1844.

Die Westphälische Provinzial-Synode.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 9. November.

N. 90.

Die Preussische Eherechts-Reform.

Sechster Artikel.

Οὐ γὰρ σθένειν τοσοῦτον φόβον τὰ σά
Κληρύματα ἵσα ἀγαπᾶ καὶ σφαλῇ δεῶν
Νόμιμα δύνασθαι πυντὸν ὅνδ' ὑπερβαμεῖν.
Οὐ γὰρ τι νῦν γε καὶ χεῖρες, ἀλλ' αἰ ποτε
Ζῇ ταῦτα, κοῦδεις οἶδεν ἐξ ὅτου φανῇ.

Antigone.

Das Allgemeine Landrecht für die Preussischen Staaten spricht in den §§. 3—6. des ersten Titels des zweiten Theils das Verbot der Ehe zwischen Eltern und Kindern, Geschwistern, und Stief- und Schwiegereltern und Kindern aus.

Darauf verordnet der §. 10. eben daselbst wörtlich:

„In den durch die Gesetze des Staates schlechterdings verbotenen Graden (§. 3—6.) findet keine Dispensation, sie werde ertheilt, von wem sie wolle, mit rechtlicher Wirkung statt.“

Dennoch kam im Jahre 1829 der Fall vor, daß Jemand Dispensation suchte, um seiner — verstorbenen oder geschiedenen — Ehefrau Enkelin zu heirathen. So tief war unser Ehe-recht unter dem Einflusse der Gesetzgebung gesunken, deren Reform Se. Majestät der König jetzt eingeleitet hat.

Bei dieser Gelegenheit äußerte sich eine Meinungsverschiedenheit zwischen den damaligen Ministern der geistlichen Angelegenheiten, Freiherrn v. Altenstein, und der Justiz, Grafen v. Dankelmann.

Der Minister der geistlichen Angelegenheiten behauptete, daß in solchen Fällen nach dem §. 10. auch von des Königs Majestät mit rechtlicher Wirkung keine Dispensation ertheilt werden könne.

Der Justizminister war der entgegengesetzten Meinung. Er führte aus: der §. 10. habe nur die Dispensation der Päpste, Bischöfe u. s. w. ausschließen sollen. Dies erhelle aus den Materialien, aus welchen dieses Gesetz entstanden sey, wo der Geheim Rath Suarez — einer der Hauptredactoren des Landrechts — den ganzen Zweck dieses Gesetzes wörtlich dahin ausgesprochen habe, „die Anmaßungen der katholischen Geistlichkeit zu vereiteln, welche besonders in Ehe-sachen zu Eingriffen in die Rechte der weltlichen Obrigkeit immer sehr geneigt sey“. Überhaupt sey das Landrecht nur eine Norm für die Unterthanen, und daher des Königs Majestät daran nicht gebunden.*)

Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Meinung, wenn man die damals und großentheils noch jetzt herrschenden Rechtsbegriffe zum Grunde legt, viel für sich

hat. Das Landrecht erkennt, im Geiste der Zeit, in welcher es entstand, — der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts —, keine höheren Rechtsquellen, als menschliche Gesetze an. Namentlich nimmt es auf das Christenthum und die christliche Kirche keine Rücksicht; es kennt nur „Religionsmeinungen“ und „Religionsparteien“, aber keine wahre Religion, welcher, als der höchsten, göttlichen Wahrheit, seine eigenen Bestimmungen unterworfen seyen. Es leitet seinen Inhalt weder aus ewigen, noch aus geschichtlichen Rechtsquellen her, und ist so abgefaßt, als sey dieser, das ganze Rechtsgebiet umfassende Inhalt nur aus dem Willen des damaligen Gesetzgebers hervorgegangen, und auf die von ihm erkannte Zweckmäßigkeit gegründet. Die Fassung des Abschnitts von der Ehe insbesondere ist mit der Voraussetzung vereinbar, als habe man die Frage aufgeworfen, ob die Ehe überhaupt bestehen solle oder nicht, und als sey diese Frage demnächst bejahend entschieden worden. Es sind auch wirklich bei der Redaction, nach authentischen Nachrichten, „mehrere Monenten alles Ernstes der Meinung gewesen, die Vielweiberei zuzulassen“ und der das Gegentheil bestimmende §. 16. am angeführten Orte:

„Ein Mann kann nur Eine Frau und eine Frau nur Einen Mann zu gleicher Zeit zur Ehe haben“,

läßt es dahin gestellt, ob die Vielweiberei nicht bis dahin erlaubt gewesen und lautet so, als ob man sie, stünde dieser Paragraph nicht da, auch ferner für erlaubt halten müßte.

Ist doch diese Vorstellung von der Allgenugsamkeit des Landrechts noch jetzt so verbreitet, daß viele Geistliche die kirchliche Einsegnung des Ehebruchs dadurch rechtfertigen, daß das Landrecht sie erlaube, obgleich das Landrecht selbst — §. 66. t. 11. II. — die Geistlichen ausdrücklich anweist, die besonderen Bestimmungen ihrer Pflichten in Ansehung ihrer geistlichen Amtsverrichtungen in den Kirchenordnungen und nicht im Landrecht zu suchen. Eben so halten viele Personen wegen dieser falschen Ansicht von der Autorität des Landrechts die Kirchenbehörden für verpflichtet, die Geistlichen zu zwingen, rechtskräftig geschiedene Eheleute, wenn sie gegen Evangelium und Kirchenverfassung (Agende) eine zweite Ehe eingehen wollen, zu trauen, als wenn es Sache der Kirche wäre, das Exekutoramt für die weltlichen Gerichte gegen ihre eigenen heiligsten Vorschriften zu übernehmen, und obschon es Niemandem hier unter unserer evangelischen Obrigkeit einfällt, die Römische Kirche in ähnlicher Weise zu knechten.

Wenn aber das Landrecht die höchste und alleinige Quelle der Entscheidung über die Zulässigkeit einer Ehe ist, wenn es selbst keine höheren Regeln des Eherechts, als die der Zweckmäßigkeit gelten läßt, wie sie damals, „mit Abstreifung alles

*) Vgl. Ergänzungen der Preussischen Rechtsbücher von Gräff u. s. w. Th. I. Abth. II. §. 9. 10.

„Übersinnlichen“, erkannt wurde, so scheint eine von dem „Staats- oberhaupt“ erlaubte Ausnahme von jenen abstrakten Zweckmäßigkeitsregeln auf den Grund concreter Zweckmäßigkeit wohl zulässig zu seyn.

So ist es auch ganz richtig, wenn der Justizminister ausführt, das Landrecht habe den Landesherrn selbst nicht beschränken wollen, außer, insofern es den Unterthanen Rechte einräumt, wovon hier nicht die Rede ist. Wenn man freilich diesen Satz mit dem dem Landrechte eigenthümlichen Ignoriren aller ewigen und geschichtlichen Rechtsquellen verbindet, so gelangt man zu einem Begriffe der landesherrlichen Gewalt, der selbst diejenigen Schranken überschreitet, welche Muhamedanische und heidnische Machthaber in der Sitte und Religion ihrer Reiche anerkennen.

Endlich ist die Auslegung zweifelhafter Gesetze und namentlich des Landrechts nach Maßgabe der Meinungen der Concipienten, insbesondere Suarez's, noch jetzt die herrschende. Es ist auch schwer zu sagen, wie man sich dieser Autorität entschlagen kann, wenn man über dem Buchstaben des Gesetzes kein höheres Recht anerkennt, welches diesen Buchstaben erklärt und mit jenem höheren Rechte in Zusammenhang erhält. Unsere Zeit muß es sich, so lange sie sich nicht von diesem Buchstabendienste zu dem lebendigen Rechtsbewußtseyn bekehrt, gefallen lassen, alles Geschrei von „Vorwärts“ und „Fortschritt“ ungeachtet, in praxi in den veralteten Rechtsansichten der Jahre 17^{te} stecken zu bleiben — einer Zeit, in welcher der menschliche Geist in einem Zustande der Ebbe sich befand, und welche auf allen Gebieten des Lebens, nur auf dem der Rechtspflege nicht, wissenschaftlich und praktisch überwunden ist.

Aus allem diesen ergibt sich, daß die Auslegung des Justizministers mit weit verbreiteten, ja, man kann sagen, herrschenden Meinungen eng zusammenhängt, und so lange man diese festhält, schwer zu widerlegen seyn dürfte. Das traurige Resultat wäre dann, daß Vater und Tochter, Mutter und Sohn, Bruder und Schwester, Stief- oder Schwiegervater oder Mutter und Stief- oder Schwiegertochter oder Sohn sich der Hoffnung überlassen dürften, rechtsgültige Dispensationen zu Ehen mit einander zu erlangen.

Wäre dies aber einmal anerkanntes Recht, so würde die Sitte — jetzt noch in nationalen und christlichen Vorurtheilen befangen — vielleicht bald nachfolgen, und dann hätte die Ehe nur noch in den der Natur der Sache nach wechselnden individuellen Ansichten der Fürsten und ihrer Rathgeber ihren letzten Stützpunkt, und würde ihrem gänzlichen Untergange wohl mit raschen Schritten entgegengehen.

Desto erfreulicher aber ist es, daß jetzt auf dem steilen Wege in diesen Abgrund ein Stillstand, eine Umkehr, eingetreten ist. Auf diese aufmerksam zu machen, ist der Zweck des gegenwärtigen Artikels.

Se. Majestät der König, dem die Reform des Eherechts schon so viel verdankt, hat dieses ganze, in sich verschlungene System des Unglaubens und des Buchstabendienstes mit fester

Hand durchbrochen und Gott und seinen heiligen Geboten die Ehre gegeben.

Eine gerichtliche Entscheidung hatte auf jene im Jahre 1829 ausgesprochene Meinung des damaligen Justizministers Bezug genommen. Darauf ist folgende Allerhöchste Ordre ergangen, welche das Ministerialblatt vom 18. October d. J. den Gerichten zur Nachachtung bekannt macht:

„Nicht ohne Befremden habe ich aus Ihrem Berichte vom 29. v. M. von dem Inhalte des Justizministerial-Rescripts vom 13. Juli 1829,

— eben jener oben mitgetheilten Auslegung des §. 10. t. 1. II. des Allg. Landrechts —

auf dessen Grund der Richter zweiter Instanz den Justiz-Commissarius N. zu N. von der Anfertigung eines gesewidrigen Gesuches freigesprochen hat, Kenntniß erhalten. Bei der so deutlichen gesetzlichen Bestimmung des §. 10. t. 1. II. des Allg. Landrechts kann Ich über diese ganz willkürliche Auslegung Mein Mißfallen nicht verbergen, und verordne deshalb, wie es unabänderlich dabei verbleiben muß, daß Dispensationen zu Ehen in den durch die Gesetze schlechterdings verbotenen Graden unter keinerlei Umständen ertheilt werden können, und daß alle darauf gerichteten Gesuche als gesewidrig zu betrachten sind. Sie haben für Veröffentlichung dieser Ordre Sorge zu tragen. Pareß, den 28. September 1844.

An den Staats- und Justizminister Mühler.

Friedrich Wilhelm.

Es wird aus unserer obigen Ausführung klar geworden seyn, wie wichtig, wie weit und tief über und unter die zunächst vorliegende Frage greifend, die Principien sind, von denen aus diese Allerhöchste Entscheidung ihre Rechtfertigung findet. Sie involoirt virtualiter eine praktische Anerkennung der ewigen heiligen Natur des Rechts und namentlich des Eherechts und seiner Erhabenheit über menschliche Willkühr. Darum begrüßen wir sie als einen wahren Fortschritt auf der Bahn des Rechts und der Freiheit, und stärken daran unsere Hoffnung, daß insbesondere die mit Erfolg begonnene Reform unseres so tief gesunkenen Eherechts mit tapferem Muth und starkem Arm werde fort- und durchgeführt werden.

Nie erscheint die Majestät der Könige in reinerem Glanze, als wenn sie sich vor der höheren Majestät des Königs beugt dessen Bild und Abglanz der Welt vor Augen zu stellen wesentlich und erhabenster Beruf der irdischen Könige ist.

Antwort auf die Anfrage in Nr. 85. der Gv. R. Z. das Protestiren gegen die Irrlehrer betreffend.

Fiat justitia, et pereat mundus — das ist ein guter Spruch. Im Sinne desselben haben die theuern Brüder in Hinterpommern oben bezeichnete Anfrage gethan. Sie wollen bei ihrem Verfahren gegen die Feinde Jesu Christi den Felsen- grund des göttlichen Wortes und der aus solchem Worte erzeug-

ten kirchlichen Ordnung unter ihren Füßen haben. Da wir im unbeweglichen Halten an solcher Gewissheit völlig einig mit ihnen sind, so kann wohl nur ein Mißverständnis zwischen ihnen und uns walten, und wir wollen versuchen, dasselbe hier aufzudecken und zu beseitigen.

Zuerst werden sich die gegen den Unfug der bekannten Irrlehrer zeugenden Diener der Kirche dagegen zu verwahren haben, als müßten sie sich das Recht der „excommunicatio“ gegen jene Abgefallenen an. Sie wollen den ordentlichen Kirchenbehörden in keiner Weise vorgreifen, sondern bleiben in den Schranken des Zeugens für die kirchliche Wahrheit gegen die Lüge, gegen die Verläugnung und Verhöhnung der Wahrheit. In einer gegen die Irrlehrer abgegebenen Erklärung kommen allerdings Ausdrücke vor, welche über diese Schranken hinauszugehen scheinen: mögen dies die theuern Pommerschen Brüder meiden und rügen; aber zum Schweigen durch Gottes Wort und Kirchenordnung verpflichtet zu seyn, das zu behaupten, können wir ihnen nicht lassen.

Daß Matth. 18, wo von der persönlichen Versündigung eines Gemeindegliedes an dem anderen geredet wird, nicht hieher gehöre, ist zwar klar; doch wollen wir das nicht einmal urgiren. Tit. 3, 10. gehört allerdings hieher. Ist denn aber die hier geforderte *νομιμία* den *αἰρετικοῖς ἀνθρώποις* nicht hinreichend widerfahren? Finden jedoch die Pommerschen Brüder im Gewissen sich verbunden und dazu berufen, selbst und privatim, auf brieflichem oder mündlichem Wege, diese Ermahnung zu üben, ehe sie zu der Lossagung schreiten: nun wohl, der Herr segne ihre Ermahnung an den Herzen der Verirrten! Herr Pfst. König hat durch den Abdruck eines ihn dringend ermahnenden Briefes, den er verhöhnt, hat durch das Verlachen der Fürbitte für ihn und seine Genossen übrigens eine Probe von dem Eindrucke gegeben, den derlei Ermahnungen auf diese Leute machen, deren Ruhm darin besteht, sich „nicht mehr zu fürchten vor Gottes Zorn!“ Doch, wie gesagt, wer zu einer speciellen und persönlichen Ermahnung sich verbunden hält, der mag und muß sie üben — und dann zeugen und protestiren, wo dieselbe nicht fruchtet.

Der allegirte Titel der Pommerschen Kirchenordnung scheint freilich auch dann ein anderes Verfahren vorzuschreiben — aber es scheint auch nur so. Auf den vorliegenden Fall läßt sich nämlich das hier Verordnete nimmermehr anwenden. Aus folgenden Gründen:

1. Der *animus legis* geht offenbar dahin, dem öffentlichen Argernisse und der Verwirrung der Gemeinden zu wehren, wozu ein öffentliches Strafen der Irrlehrer Veranlassung geben kann. Hier aber ist das Argerniß in furchtbarstem Maße öffentlich gegeben Seitens der als Kettenmacher sich gebührenden Irrlehrer. Hätte Wislicenus u. s. w. auf der Studierstube eines der Pommerschen Brüder geäußert: „Ich glaube nicht, daß Jesus vom heiligen Geiste empfangen und von der Jungfrau Maria geboren ist“ — so würde der Fall dem Paragraphen der Kirchenordnung unterliegen. Wie aber nun die Dinge sind, kann dem gegebenen Argernisse nur

durch öffentliches, die Verführer und Verführten aufstreckendes, die Schwankenden befestigendes, die Getreuen stärkendes Zeugen Einhalt gethan werden.

2. Sehr weise verordnet der Paragraph der Kirchenordnung, es solle sich kein einzelner Geistlicher zum „eigenen Richter“ über die „vermeintliche“ Irrlehre eines Bruders im Amte aufwerfen. Offenbar will diese Verordnung dem Unwesen wehren, welches die Redaktoren der Kirchenordnung wohl aus eigener Anschauung kannten, daß Diener der Kirche andere als Irrlehrer öffentlich bekämpften, nur deshalb, weil sie nach ihrer — der Richtenden — eigenen Ansicht irrige Lehre hatten, d. h. mit ihnen nicht in allen Minuten des theologisch fixirten, kirchlichen Lehrbegriffs einig waren. „Vermeinte“ also einer der Pommerschen Brüder einen Amtsbruder in Irrlehre, etwa in „philippinischer“ Irrlehre gefangen, so würde er an dem Paragraphen der Kirchenordnung die Norm seines Verhaltens haben. Hier kann aber von einem „Vermeinen“ und „Selbst Richter seyn wollen“ entfernt nicht die Rede seyn. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort des Apostels; „Und wisse, daß ein solcher (kegerischer Mensch) verkehrt ist und sündiget, als der sich selbst verurtheilet hat“ (Tit. 3, 11.).

3. Das „Anzeigen“ des Wislicenus, Uhlisch und König bei ihren vorgesetzten Superintendenten, soll es geschehen, ist natürlich den Consynodalen jener Männer zunächst anheimzugeben. *) Doch mag sie wohl immerhin „anzeigen“, wer sich dazu berufen glaubt und verpflichtet. Daß aber dieses Anzeigen jenes andere Anzeigen ausschliesse, welches die Zeugen gegen die Verwüster der Kirche vollziehen, indem sie vor der gesammten Kirche erklären: „Diese sind nicht von uns“ — das wird Niemand behaupten wollen.

Erklärung über die Protestation wider Wislicenus und Genossen.

Wenn die Brüder in Pommern einen Nachweis wünschen ob und warum die angeführten kirchlichen Bestimmungen und Ansprüche der heiligen Schrift auf diesen Fall keine Anwendung erleiden, so möchte Eins. zunächst für seine Person auf jede formelle Rechtfertigung Verzicht leisten. Nur ein schreiender Nothstand der Kirche kann und soll sein Verfahren rechtfertigen. Wer diesen Nothstand der Kirche da nicht anerkennt, wo ihre Grundlehren ungestraft von ihren ordentlichen Beamten öffentlich angegriffen und verhöhnt werden können, wer dagegen im Angesicht solcher Auflösung der kirchlichen Zucht und Ordnung noch die „löbliche Ordnung“ erkennt, der urtheilt zu milde über solchen Nothschrei, wenn er nur der verletzten formellen Ordnung wegen bedenklich ist.

Was aber im Allgemeinen den Gesichtspunkt der vorliegenden Protestationen gegenüber den angezogenen Stellen der Schrift

*) Dem Vernehmen nach haben die sämmtlichen Geistlichen einer Eparchie in der Provinz Sachsen ihre Erklärung gegen Wislicenus an die kirchliche Behörde der Provinz eingereicht.

und der Kirchenordnung betrifft, so sind diese wenig geeignet, das Bedenken der Brüder zu begründen.

Worauf beruht zunächst wohl die Voraussetzung, daß nicht „des Irrthums Verdächtige“, sondern seit Jahren öffentlich den Grund umkreisende Prediger des Abfalls gar nicht gewarnt seyen? Setzt diese Annahme auch die „löbliche Ordnung“ bei den visitirenden Superintendenden und den beaufsichtigenden Behörden voraus? Und wo wollten die Brüder anfangen, wollten sie alle die seit Jahrzehnten auf Kathedern, Kanzeln und in zahllosen Schriften öffentlich bekannten Prediger des Abfalls ermahnen? oder wie weit sind sie in solcher, unter anderen Umständen allerdings löblichen und nothwendigen Ordnung gekommen? was haben sie erreicht, was hoffen sie zu erreichen, und wann ertönt endlich ihr doch wohl vollbegründeter Schrei der Noth?

Überhaupt aber geht die im sechzehnten Jahrhundert abgefaßte Pommersche Kirchenordnung, wie schon die angeführten Sätze zeigen, von einem Zustande festgeschlossener, kirchlicher Ordnung aus, der in der Gegenwart sein grades Gegenbild findet. Eingelüftet nicht im geringsten, diese Ordnung mit ihrer „Landesverweisung der Irrenden“ hergestellt zu sehen; aber so lange dieselbe auch in Pommern einer völlig verschwundenen Vergangenheit angehört, können ihre Bestimmungen unmöglich auf Fälle Anwendung finden, die jedenfalls ganz außer der Berechnung derselben liegen.

In dem von den Brüdern angeführten 18ten Capitel Matth. ist ohne Zweifel die Stelle B. 15—17. gemeint. Denn die vergebende Liebe, welche in dem übrigen Theil des Capitels ihre göttliche Darstellung findet, wird theils von unseren Protestationen gar nicht ausgeschlossen, theils aber würde das ungehemmte Gewährenlassen der seelenmörderischen Predigt des Abfalls nicht den geringsten Anspruch auf jene Liebe haben. Aber auch jene Stelle kann uns nicht über unsere Protestationen bedenklich machen. Sie geht überall von dem Gesichtspunkt einer persönlichen Kränkung aus. Diese findet hier ganz und gar nicht statt. Es handelt sich vielmehr um unverschämte Rottenmacher, die sich nicht länger genügen lassen, die Predigt des Abfalls an ihren amtlichen Stellen zu verkündigen, sondern mit ihren frechen Angriffen auf den Herrn und seine Kirche sich öffentlich auf den Markt stellen, zu versuchen, ob die Macht der Kirche gänzlich gebrochen sey, sich ihren grundumreisenden Anläufen völlig preisgeben werde.

Mehr Bedenken könnte Tit. 3, 10. erwecken. Aber meinen vielleicht die Brüder, daß jeder einzelne Protestirende zuvor die Ermahnung versucht haben müsse? Können sie annehmen, daß z. B. in Halle nur Stimmen des Unglaubens, wie die von Wegscheider und Wislicenus, ertönen? Können sie glauben, daß ihre gläubigen Collegen überall gegen sie stumm geblieben? In wie vielen Schriften und Auffäßen ist diese Warnung bereits fruchtlos ausgesprochen? Können die bedenklichen Brüder aus der angezogenen Schriftstelle nachweisen, daß die Vermahnung keßerischer Menschen nicht auch in solcher, sondern nur in anders zu bestimmender Weise zu verstehen sey?

Möchten dieselben nun die vorliegenden Protestationen noch einmal recht unbefangen ansehen. Was enthalten sie, gegenüber

den himmelschreiendsten Thatsachen nicht bloß des Abfalls, sondern des frechen Anlaufs auf die Kirche von ihren vereidigten Beamten, Anderes, als die Erklärung der Protestirenden, daß sie die freiwillig Abgefallenen nicht mehr als rechtmäßige Diener der Kirche anerkennen können; eine einfache Gegenerklärung, eine nothgedrungene Lossagung von ihren bisher mitverbundenen, nun aber aus eigenem Antriebe abgefallenen Amtsbrüdern!

Wenn diese Erklärungen aber den Brüdern „excommunicationsartig“ erscheinen, so haben doch die Protestirenden dabei nirgends ihre Stellung als einzelne Diener der Kirche verläugnet. Als solche haben sie nur ihr Recht gebraucht (Eins. erkennt hierin für seine Person kein strafendes Recht, sondern eine Pflicht), wider die zu zeugen, welche sich in der Kirche wider den Herrn und seine Kirche auflehnen, und im eminenten Sinne dem Fluch des Wortes Gottes verfallen sind: Gal. 1, 8., 1 Cor. 16, 22.

B.

F. L.

Erklärung.

Im Gehorsam gegen Gottes Wort, das da sagt: 1 Tim. 6, 3., „so Jemand anders lehret und bleibet nicht bei den heilsamen Worten unsers Herrn Jesu Christi, und bei der Lehre von der Gottseligkeit, der ist verdürrt und weiß nichts, sondern ist seuchtig in Fragen und Wortkriegen u. s. w., thue dich von solchen“; und in der lebendigen Übereinstimmung mit den Zeugnissen unserer Apostolisch-Evangelischen Kirche wider allen Unglauben, er heiße nun Arianismus, Socinianismus, Deismus, oder wie man wolle, schließen auch wir unterzeichnete Diener des Wortes in Schlesien, von dem Einverständnisse noch vieler unserer Amtsbrüder und Gemeindeglieder in der Provinz überzeugt, uns dem offenen Bekenntnisse der lieben Brüder in Posen, in der Mark und Sachsen wider das Treiben der Herren Uhlich, Wislicenus und König freudig an, und erklären gleichermaßen:

Weil diese Männer öffentlich, in Schriften und in Zusammenkünften den apostolisch-evangelischen Glauben verläugnet haben, können auch wir sie in keiner Weise mehr als unserer Kirche dienend betrachten, sondern nur wider ihre Anmaßung, in derselben ein Pfarramt bekleiden zu wollen, laut protestiren, und das so lange, als sie nicht auch öffentlich diesem ihrem Apterprotestantismus entsagen!

Unser gutes Recht aber, diesen Männern den Scheidebrief zu geben, steht außer in obiger Schriftstelle auch noch Röm. 16, 17 u. 18.: „Ich ermahne euch aber, liebe Brüder, daß ihr aufsehet auf die, die da Zertrennung und Argerniß anrichten neben der Lehre, die ihr gelernt habt, und weicht von denselben. Denn solche dienen nicht dem Herrn Jesu Christo, sondern ihrem Bauche, und durch süße Worte und prächtige Rede verführen sie die unschuldigen Herzen.“ Jenkau, den 31. Oktober 1844.

Koeppen, Pf. in Bienowitz. Bette, Pf. zu Jenkau. Conrad, Pf. zu Gr. Baudis. Rogge, Pf. zu Gr. Dinz. A. Kirch, Prediger am Missionshause in Berlin. Seeliger, in Peterwig bei Jauer. Menzel in Gr. Rosen. Superintendentur-Berweser Pastor Wachler in Glag. Rudolph, Strafanstaltsprediger in Jauer. Helmke in Rohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 13. November.

N^o 91.

Hat Calvin die unveränderte Augsbургische Confession unterschrieben?

Das diesjährige Vorwort der Ev. K. Z. beantwortet diese Frage bejahend, und legt natürlich auf dieses Faktum Behufs der Union der beiden Evangelischen Schwesterkirchen das größte Gewicht. Es heißt: „Die unveränderte A. C. kann ohne alle Beeinträchtigung der Reformirten als Symbol der unit. Evangelischen Kirche in ihrem gegenwärtigen provisorischen Zustande proklamirt werden. Calvin selbst hat sie ohne alles Bedenken unterschrieben. Er sagt in einem Briefe vom Jahre 1557 (bei Cyprian, kirchl. Vereinig. d. Prot.): „Die Augsbургische Confession habe ich vorlängst willig und freudig unterzeichnet.““ Dies geschah beim Antritte seiner Ämter in Straßburg, also ehe die veränderte Confession vom Jahre 1540 vorhanden war.“ Der Beweis, den Dr. Hengstenberg aus Cyprian für seine Behauptung bringt, scheint auf den ersten Anblick so unwiderleglich, daß man dadurch an der ganzen sonstigen geschichtlichen Entwicklung beider Kirchen, die doch nun einmal seit Luther und Calvin getrennt sind, irre werden könnte. Denn steht jene Unterschrift Calvin's historisch fest, dann bleibt ganz unerklärlich, warum dennoch alle Calvinischen Kirchen sich stets geweigert haben, die unveränderte A. C. anzunehmen, warum vielmehr die Deutschen Reformirten stets nur die veränderte haben annehmen wollen, und warum in Jülich-Cleve-Berg und Mark, wo beide Confessionen seit Jahrhunderten neben und unter einander blühten, die Lutheraner schon auf den Titeln ihrer Kirchenordnungen und Gesangbücher im Gegensatze gegen die Reformirten sich stets „der unveränderten A. C. zugethan“ nannten. Jene scheinbar historisch erwiesene Behauptung beruht aber einerseits auf einer irrigen Combination von Dr. Hengstenberg, andererseits auf einer falschen Citation Cyprian's, wofür einen genauen Nachweis zu erhalten hoffentlich jedem Leser willkommen seyn wird.

1. Zunächst ist die Combination unrichtig: „Dies Unterzeichnen geschah beim Antritte seiner Ämter in Straßburg (1538), also ehe die veränderte Confession vom Jahre 1540 vorhanden war.“ Calvin hat vielmehr weder damals noch jemals die **unveränderte** A. C. unterschrieben; denn 1. er selber bezeugt ausdrücklich das Gegentheil, und 2. dies konnte damals in Straßburg gar nicht von ihm verlangt werden.

Calvin sagt in einem Briefe, Genf den 2. December 1559, um Bullinger, der wegen der zu großen Vorliebe Calvin's und Beza's für Unionsverhandlungen zürnte, zu befähigen (Weilage zu Schloffer's Leben Beza's S. 301.): „Obiicis

Principes teneri quasi vinctos suo praeiudicio, quia Augustanae confessioni stare volent. Crede mihi, in iusta disceptatione cessarent magnificae illae iactantiae, quibus non secus atque ampullis impelitur. Interfui, ut scis, non amicis tantum colloquutionibus, sed professis certaminibus (zu Frankfurt, Hagenau, Worms und Regensburg 1539—1541). *Numquam a me flagitata est confessionis approbatio.* Ego autem obtinui, ut vocem realiter Philippus expungeret.“ Die Unterschrift der (unveränderten) A. C. ist also Calvin nie zugemuthet worden, geschweige, daß er sie vollzogen habe. Er hat vielmehr Melancthon bewogen, den ihm damals (und immer) anstößigen Ausdruck realiter wegzulassen. Dieser Ausdruck scheint nun wirklich ursprünglich in der A. C. gestanden zu haben, da ihn das Anspachische altentworfene Manuscript enthält, wogegen er in der 1540 und 1541 von Melancthon officiell übergebenen sogenannten *variata* fehlt. Vielleicht ist also damals Calvin die Veranlassung dieser Auslassung geworden, wo er mit Melancthon das innigste Freundschaftsbündniß schloß und in der Abendmahlslehre völlig mit ihm und Cruciger übereinstimmte, wo so eben die Wittenberger Concordie von den Schweizern angenommen worden, und auch Luther milde und weich gesinnt war. Oder Melancthon hat diesen Ausdruck aus der anderen officiellen Bekenntnißschrift, in Regensburg übergeben, weggelassen.

Warum aber wurde damals beim Antritte seiner Ämter in Straßburg diese Unterschrift nicht von Calvin verlangt? Die Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes thaten dies nicht, weil man damals überhaupt sehr schonend einander in diesem Punkte behandelte, weil sie damit zufrieden waren, daß Straßburg die A. C. angenommen hatte, weshalb man voraussetzen zu dürfen glaubte, daß der Straßburger Professor Calvin, Bucer's Colleague, wenigstens in ihrem Geiste (zuerst) Lüneburg und (später) Straßburg selber vertreten würde. Straßburg selber verlangte aber diese Unterschrift nicht, weil es damals die fürstliche A. C. nur neben seiner städtischen A. C. (Tetrapolitana) angenommen hatte, so daß diese dabei als erste und eigentliche Confession (bis 1563) in voller Kraft blieb, so daß dieser gemäß die Synodalartikel von 1533 und 1539 — also grade während Calvin's Anwesenheit — abgefaßt wurden, und die Stadt nur politisch seit 1532 *Principum* confessioni addicta war. Daher dauerte sogar die Verschiedenheit in der Abendmahlslehre fort, nur daß Bucer eine hin- und herschwankende Mittelform suchte, und wenn damals die Straßburger von „unserer A. C.“ sprechen, ist nur die Tetrapolitana gemeint, die sie noch 1534 — und nicht die Augustana — den Schwei-

gern zur Annahme vorschlugen, von welchen die Straßburger bis nach dem Interim immer als Glaubensgenossen angesehen wurden. Auch wenn also die Straßburger nicht in dieser Hinsicht so äußerst freisinnig gewesen wären, hätte es ihnen nie einfallen können, von Calvin die Unterschrift der fürstlichen, sondern höchstens der städtischen A. C. zu verlangen. So aber waren sie mit der confessio fidei zufrieden, welche Farel, Calvin und Biret auf der Berner Synode 1537 vorgelegt und welche Bucer und Capito (mit Zusätzen) unterschrieben hatten. (S. Henry Leben Calvin's, I. Beil. 5., und über die Straßburger Verhältnisse: Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß und besonders in Straßburg, Theil II.)

2. Steht also nach Calvin's ausdrücklichen Worten und aus inneren historischen Gründen unzweifelhaft fest, daß Calvin damals (1538 — 1541) die unveränderte A. C. nicht unterschrieben hat, so müssen die Worte Calvin's bei Cyprian: „die A. C. habe ich vorlängst und freudig unterzeichnet“ falsch citirt seyn. Dies erweist sich auch unwiderleglich, sobald man Calvin's Worte vollständig und in ihrem wesentlichen dazu gehörenden Zusammenhange ansieht. In dem Briefe an den Lutheraner Schaling in Regensburg, 1557 (Ep. 236.), welchem die fragliche Stelle entlehnt ist, erklärt sich Calvin zuerst ausführlich und entschieden sowohl gegen Luther's Bitterkeit im Streite als gegen den Hauptstreitpunkt, gegen den Genuß der Unwürdigen: *Vos asseritis, quicunque ad sacram mensam accedunt sive impii sint sive fideles, substantialiter comedere Christi carnem;*“ dagegen er stark genug sagt: „commentum est, dignos simul et indignos promiscue carnem Christi edere.“ Ist es nun wohl möglich und denkbar, daß Calvin gleich nachher in eben demselben Briefe sagen kann: „Ich habe die (unv.) A. C. vorlängst willig und freudig unterzeichnet,“ da diese doch im zehnten Artikel deutlich genug dasjenige behauptet, was er so eben ausdrücklich verworfen hat: „de coena Domini docent, quod corpus et sanguis Christi vere [et realiter] adsint et distribuantur vescentibus in coena Domini: et improbant secus docentes?“ Dann würden wir mit Grund sowohl an dem logischen Verstande, als an der theologischen Gewissenhaftigkeit Calvin's irre werden, und er hätte wenigstens nicht nachher noch in seiner Institution sagen dürfen: *numquam excusabilis est tergiversatio!* Die richtig citirte Stelle sagt aber gerade das Gegentheil von dem, was Dr. Hengstenberg aus der falsch citirten gefolgert hat. Sie lautet: „Hanc me doctrinae formam non pertinacia retinere, sed quia Scripturae auctoritate obstrictus teneor, Deus mihi optimus est testis. Suffragatur et veteris Ecclesiae consensus Ego itaque si quis alius veram et sinceram consensionem expeto, quam modo Deus ipse suo verbo sanciat. Nec vero Augustanam confessionem repudio, cui pridem volens ac libens subscripsi, *sicuti eam auctor ipse interpretatus est.* Atque utinam Principes, ut decebat, maior dissipationis nostrae cura tangeret, ut conventu piorum doctorum habito, studerent ecclesias colligere: sed quibus flabellis ad odium nostri incitentur,

minime dubium est.“ Was kann deutlicher und bestimmter seyn, als diese Worte, sobald man nicht mit Cyprian den Satz und Sinn halbirt, und den nothwendigen Zusatz: „so wie sie der Verfasser selbst erläutert hat“, willkürlich wegläßt. Denn was will dieser Zusatz anders sagen, als daß Calvin die von Melancthon selber veränderte (und lange Zeit allgemein recipirte) A. C. unterschrieben hat? Dasselbe Faktum, daß er die *variata* völlig billigte, bezeugt er noch einmal in demselben Jahre 1557 ausdrücklich in seiner *Admonitio ultima ad Westphalum* (Genfer Ausgabe S. 924.) „*De confessione Augustana sic respondeo, verbum in ea (qualis Ratisponae edita fuit — was grade die variata ist —) non extare doctrinae nostrae contrarium*“ Diese *Variata* steht darum auch in allen alten Sammlungen der reformirten Glaubensbekenntnisse; sie haben auch die deutschen Reformirten mit Calvin gern und freudig angenommen, denn in ihr heißt es, ich möchte sagen: weder Zwinglisch noch Lutherisch, sondern ganz und ächt Calvinisch: *De C. D. docent, quod cum pane et vino vere exhibeantur corpus et sanguis Christi vescentibus in Coena Domini*, indem die letzten Worte eben so leicht in Lutherischem Sinne gegen die Reformirten, als in reformirtem Sinne gegen die Römische Aufbewahrung und Anbetung der Elemente ausgelegt werden können. Calvin sagt also in jenen Worten ausdrücklich und deutlich genug, daß er um der wahren und aufrichtigen Union willen die von dem Autor selbst erläuterte A. C., die er schon früher gern und freudig unterzeichnet habe, nicht verwerfe, sondern bereit sey, sie zur Basis der Union zu machen.

Siegegen werden sich auch die Deutschen Reformirten unserer Tage schwerlich sträuben, insofern ihnen nicht dabei zugemuthet wird, ihre eigenen Confessionen, also namentlich die zweite Helvetische und den Heidelberger Katechismus deshalb aufzugeben. Wollte man aber wirklich — wie es von Anfang an bis auf unsere Tage immer auf's Neue, obschon auch immer vergeblich versucht worden ist — durch die aufgebrungene A. C. die eigenthümlichen reformirten Confessionen verdrängen wollen, so würden alle Reformirten Kirchen einstimmig protestiren und lieber die sonst sehnlichst von ihnen gewünschte Union bis auf bessere Zeiten aufschieben. Am wenigsten würden die Reformirten jemals die unveränderte A. C. unterschreiben, weil diese in einer offenbar feindseligen Stimmung wider sie abgefaßt wurde (man lese nur darüber die Zeugnisse beider Partheien in Melancthonis und in Cinglii Epistolis), weil ihre Abendmahlslehre eine offenbare Mißbilligung der Reformirten enthält und dagegen in der Confutation von den Römischen Theologen in so weit die Worte lauten, gebilligt worden ist. Die von Dr. Hengstenberg S. 21. des Vorwortes aus Nie-meier coll. conf. S. 662. citirte Stelle: „Da denn die Churbrand. und Ch. Heffischen Theologi den 10ten Art. vom h. A. ganz wie er in der a. 1530 übergebenen Confession lautet, von Worten zu Worten acceptiret und angenommen,“ ist nur ein scheinbares Zeugniß dawider, sobald man nur wieder die Stelle — aus welcher ja eine völlige Übereinstimmung hervorgehen würde —

in ihrem Zusammenhange ansieht, woraus dann wieder die unauflöbliche Differenz in der Sache hervorgeht. Denn gleich nach jener Stelle heist es: „Hierüber haben sie namentlich neben dem Eucharistischen verworfen die Pöpstliche Verwandlung, Ingleichen die Concomitantz, die stetswährende Sacramentliche Gegenwart des Leibes und Blutes außer der befohlenen Handlung, die *coexistentiam*, *Inexistentiam*, alle räumliche und leibliche Art der Gegenwart des Leibs und die Anbetung, so zum Brod oder zur Gestalt des Brods gerichtet wird.“ Ferner S. 663.: „Daß aber solche Niesung mit dem organo oris oder mündlich, sowohl von den Unwürdigen als von den Würdigen geschehe, das haben die Ehur-Brand. und Fürstl. Hessische nicht zugeben wollen.“ Wer sieht nicht ein, daß also im Wesentlichen die Differenz keineswegs ausgeglichen worden, und daß die reformirten Theologen die Annahme des zehnten Artikels und die Lutherischen Theologen die Annahme der gleich darauf folgenden von uns citirten Worte nicht so ohne Weiteres und unbedingt, sondern nur nach ihrer eigenen milderen Deutung angenommen haben und annehmen konnten.

Wir unterlassen das weiter Eingehen auf das Vorwort des Herausgebers, obchon dasselbe noch zu vielen Einwendungen Veranlassung geben würde, und bemerken nur noch das Eine, daß auch die Deutsch-Reformirten um der Union mit den Lutheranern willen sich nie von ihren reformirten Glaubensbrüdern in den anderen Ländern, mit welchen sie unirt sind, trennen lassen werden, so wenig sie ihren Deutschen Lutherischen Brüdern zumuthen, sich um der Union willen von dem Lutherischen Norden und Osten zu trennen. Die Union der Deutschen Evangelischen Kirchen soll nicht eine neue Kluft zwischen den nicht unirten Lutheranern und Reformirten befestigen, sondern vielmehr eine Brücke, eine Vermittelung für Beide seyn, wie sie es auch bereits geworden ist.

Gienach glauben wir in dem von dem Dr. Hengstenberg gemachten Vorschlage einen neuen Versuch einer unio absorptiva finden zu müssen, den wir aber weder für historisch begründet, noch für praktisch ausführbar halten können, weshalb wir immer aufs Neue auf die unio conservativa, als auf die einzig mögliche, zurückkommen. So steht also immer noch die Basis der Union der Deutschen Evangelischen Kirche unerschütterlich fest: die Bekenntnisse beider Kirchen in ihrer Übereinstimmung. Damit ist weder den Lutheranern, noch den Reformirten ihr Bekenntniß genommen und nur die gegenseitige Feindschaft und Excommunication durch eine Union aufgehoben.

S.

M. G.

Entgegnung des Herausgebers.

Der Herr Verf. ist mit seinem „genauen Nachweis“ etwas zu voreilig gewesen. Das mit mehr reiflicher Erwägung, als er voraussetzen scheint, geschriebene Vorwort darf solche Angriffe, wie sie auch von anderer Seite mit etwas zu leichtem Muthe dagegen erhoben worden sind, nicht fürchten. Keine einzige der von Herrn G. aufgestellten geschichtlichen Behauptungen, sofern sie dem Vorworte ungünstig sind, hält die Probe aus.

1. In Straßburg, wird behauptet, sey zur Zeit, als Calvin dort seine Ämter antrat, eine Verpflichtung der Diener der Kirche auf die Augsburgerische Confession nicht üblich gewesen. Zwei Zeugnisse werden genügen, das Gegentheil zu beweisen. In der Straßburger Kirchenordnung von 1598, Ausg. von 1670 S. 31., heist es: „Von dieser Zeit an (seit dem Tage zu Schweinfurt 1532, wo Straßburg die Augsb. Confession annahm) haben nicht allein die Prediger allhie, sondern auch die Herren des Regimentes sich beflissen, solche Ehur und Fürstliche Augspurgische Confession nicht allein in ihrer Kirchen und Stadt zu erhalten, sondern auch anderen dieselbe zu rühmen und zu rathen. Wie dann sonderlich aus einem Brief Doctor Caspari Hedionis an Franciscum Trenicum, einen fürnemen Prediger im Reichgau anno 1534 geschriebene abzunehmen, da er unter andern also sagt: Placuit, illustrissimo Principi (Wirtembergico Ulrico) placuisse consilium Sturmii, clarissimi Senatoris nostri. Is consuluit, ut, qui ad ministerium verbi in ducatu Wirtembergico admittentur, juxta Saxoniam confessionem loquantur: cui lubentes jam olim subscripsimus, das ist, es gefällt mir wohl, daß dem Durchleuchtigen Fürsten und Herrn (Herzog Ulrichen von Wirtemberg) unsers fürtrefflichen Rathsherrn (Herrn Jacob Sturmen) Rathschlag wohlgefallen. Er hat aber gerathen, daß diejenigen, welche zum Predigtamt im Wirtemberger Land angenommen sollen werden, die sollen der Sächsischen Confession gemäß reden, deren dann auch wir vorlängst herzlich gern unterschrieben haben.“ Der Straßburger Rathsherr konnte dem Wirtemberger Herzog nicht rathen einzuführen, was nicht in Straßburg selbst bereits in Übung war, und Hedio sagt zum Schluß ausdrücklich, daß die Straßburger Prediger die Augsburger Confession unterschrieben haben. Die Worte, deren er sich hiebei bedient, stimmen so auffallend überein mit denen Calvin's in dem Briefe an Schaling, daß wir in beiden die Anspielung auf die Formel, mit der damals in Straßburg die Unterschrift geschah, nicht verkennen können. — Das zweite Zeugniß gewährt ein Schreiben Capito's und Bucer's an Luther vom 19. Januar 1537 (bei Salig, Augsb. Conf. 1. S. 410.): „Unsere Stadt, und etliche andere mehr, die zu Schweinfurt eure Confession und Apologie unterschrieben haben, mögen nicht erleiden, daß wir bekennen sollen, wie wir erst nun übereinkommen wären, denn diese Stadt zu derselbigen Zeit allen ihren Dienern am Worte Gottes mit Ernst befohlen haben, daß keiner anders lehren solle, denn wie es in eurer Confession und Apologie gedruckt ist, und des haben wir uns allhie getreulich beflissen. Dergleichen ist auch in anderen Städten geschehen. Derhalben wollten diese, daß die Zeugnisse von unserer Einhelligkeit an die Welt dermassen beschehe, daß sie niemand dafür zu halten hätte, daß sie, als sie der Fürsten Confession und Apologie öffentlich angenommen haben, vergebene Worte gegeben, und in so wichtiger Sache nicht aufrichtig und einfältig gehandelt hätten.“ So verhielt es sich also in Straßburg so, wie wir von vorn herein erwarten müssen, da damals die öffentliche Annahme einer Confession sogleich die

Verpflichtung der Diener der Kirche auf dieselbe, der bereits im Amte stehenden und der neu eintretenden, *) zur Folge hatte. Daß auch später noch die Tetrapolitana eine gewisse Geltung behielt (keineswegs aber als die „erste und eigentliche Confession“), steht mit der Verpflichtung auf die Augsb. Confession nicht im Widerspruche. Der zehnte Artikel der Augsb. Confession war Vielen in Straßburg, wo damals der Bucer'sche Geist vorherrschte, nicht ganz bequem. Weil man aber in den übrigen Punkten von Herzen einverstanden war, und das politische Interesse die unbedingte Annahme der Augsb. Confession verlangte, welche als Bedingung der Theilnahme an dem Schmalkalbischen Bunde gestellt war, so half man sich, grade so wie Bucer bei der Wittenberger Concordie, durch Interpretation, und um dieser eine Berechtigung zu geben, ließ man neben der Augsb. Confession noch die Tetrapolitana bestehen, was um so eher anging, da es den vier Städten nicht zugemuthet war, ihre Confession zu widerrufen. Vgl. Salig 411. 41. 52.

2. Der Verf. behauptet, Calvin sage in einem Briefe an Bullinger ausdrücklich, daß er die unveränderte Augsb. Confession nie unterschrieben habe. Allein wenn man die Worte: nunquam a me flagitata est confessionis approbatio, mit dem Verf., der sie ganz aus ihrem Zusammenhange losreißt, allgemein nimmt, so müßte Calvin jedenfalls einmal gelogen haben, entweder hier wo er behauptet, die Augsb. Confession nie unterschrieben zu haben, oder in dem Briefe an Schalling, wo er sagt: „die Augsb. Confession habe ich vorläufig willig und freudig unterzeichnet.“ Durch die Unterscheidung zwischen der veränderten und der unveränderten Confession kann der Sache nicht geholfen werden. Denn Calvin redet in dem Briefe an Bullinger von der Augsb. Confession ganz im Allgemeinen. Man braucht aber auch nur den Context oberflächlich anzusehen, um zu erkennen, daß Calvin nur das sagt, damals, auf den Colloquien, denen er bewohnte, sey die Billigung der Augsb. Confession nie von ihm verlangt worden, wie man dies wohl erwarten könnte, da Straßburg damals, trotz seiner Annahme der Augsb. Confession, der Hinnahme zu den Schweizern verdächtig war, auch Calvin selbst durch seine Schriften Grund zum Verdachte gegeben hatte, in welchen Fällen es gewöhnlich war, ein erneuertes unzweideutiges Bekenntniß zu verlangen. Richtig verstanden reicht grade diese Stelle allein zum Beweise hin, daß Calvin die unveränderte Augsb. Confession unterschrieben hat, und ist noch entscheidender, als die in dem Briefe an Martin Schalling. Das Faktum, daß Calvin die Augsb. Confession unterschrieben hat,

wird anerkannt. In seinem ganzen Leben kommen aber nur zwei denkbare Veranlassungen vor. Entweder geschah es beim Antritte seiner Aemter in Straßburg — dann muß er die unveränderte unterzeichnet haben — oder auf einem der Colloquien, denen er bewohnte — dann wäre eine Möglichkeit der Unterzeichnung der veränderten, obgleich nur eine sehr schwache, da es unwahrscheinlich ist, daß die Unterschrift zu Ende seiner Theilnahme verlangt worden sey, wo er durch die frühere Anerkennung schon legitimirt war, und nicht im Anfange derselben, der noch in das Gebiet der unveränderten Confession fällt. In dieser Stelle nun erklärt Calvin ausdrücklich, daß er auf den Colloquien die Augsb. Confession nicht unterzeichnet habe. So bleibt also nur die Unterzeichnung in Straßburg übrig. Der Herr Verf. muß die Verlegenheit, die diese Stelle ihm bereitet, wenigstens geahnet haben. Er läugnet, daß Calvin in Straßburg die Confession unterzeichnet habe, sagt uns aber nirgends, wann dies denn eigentlich geschehen. Die Colloquien durfte er wegen dieser Stelle nicht nennen, eine andere Möglichkeit lag nicht vor, so schweigt er also lieber.

(Schluß folgt.)

Einläutung des Hallischen Reformationsfestes.

Heute, am Vorabend des Reformationsfestes, enthalten die hiesigen öffentlichen Blätter die „Bekanntmachung“, daß „als sehr dankenswerther Beitrag für die Überschwemmten in Preußen von Herrn Buchhändler Melzer in Leipzig die ganze Auflage der Schrift: Umrtriebe der Altgläubigen in Halle u. s. w. übersendet worden und in allen Buchhandlungen zu haben“ sey.

Diese Schrift enthält zuerst einen, wie man es von dieser Seite gewohnt ist, pöbelhaften Ausfall gegen den Unterzeichneten, sodann einen ziemlich langen Brief eines gutmeinenden, christlich gesinnten, aber ungebildeten Ungenannten an ein Gemeindeglied des Past. Wislicenus, zur Warnung vor demselben, und endlich eine seyn sollende gänzliche Rechtfertigung dieses Letzteren theils durch des Herausgebers eigene Glossen, theils durch seine Berufung auf die, dem Wislicenus zu Theil gewordene, vollständige Anerkennung Seitens der Hallischen Lichtfreunde, nebst einem Schluß von Schmähungen auf den Unterzeichneten.

Die Brochüre bekennt sich sonach zu den frech widerchristlichen, von Wislicenus öffentlich ausgesprochenen Sagen, und will diese unter dem Hallischen Publikum noch mehr gäng und gäbe machen, als sie schon sind. Besorgt aber, daß dies sonst Schwierigkeiten finden könnte, wendet sie einen namhaften Zweck vor, Unterstützung Unglücklicher, und des Jesuitenprinzips, „der Zweck heiligt das Mittel“, ist denn auch dem braven und erleuchteten Halle so einleuchtend gewesen, daß obige Bekanntmachung mit Empfehlung des sehr dankenswerthen Beitrags das Hallische Reformationsfest so eben mit einläutet. *)

H., 2. November 1844.

G.

*) Daß die letzteren von dem Beitritte Straßburgs zu dem Schmalkalbischen Bunde an dort auf die Augsb. Confession verpflichtet seyen, wird in der Vorrede zu der R. D. von 1598 sogar ausdrücklich gesagt: „nicht weniger auch von derselben Zeit an alle ihre Kirchen- und Schuldienere auf die Chur- und Fürstliche Augspurgische Confession und Apologiam angenommen und bestellet.“

*) Die Aufnahme der bezeichneten Bekanntmachung in Hallische Blätter ist um so auffallender, da die Aufnahme des Auftrages der Ev. R. Z. „die Christen“ in das Zeppelskirchliche Volksblatt von der Hallischen Polizeibehörde verboten worden ist.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 16. November.

N. 92.

Entgegnung des Herausgebers.

(Schluß.)

3. Der ehrliche Cyprian hat, wie dem Herrn Verf. ein Blick in sein Werk gezeigt haben würde, den Brief Calvin's an Schalling vollständig und im Originale mitgetheilt, sonst würde das Vorwort nicht ihn, sondern die Sammlung der Briefe Calvin's citirt haben. Von dem Sage: *Nec vero Augustanam confessionem repudio, cui pridem volens ac lubens subscripsi; sicuti eam auctor ipse interpretatus est*, hat der Herausg. die letzten Worte weggelassen, weil sie nicht im mindesten zur Sache gehörten. Es kam in diesem Zusammenhange, in der Beweisführung für den Satz, daß Reformirte als solche die Augsb. Confession unterzeichnen können, einzig und allein auf das Faktum der Unterzeichnung Calvin's an. Daß er den zehnten Artikel in seinem Sinne nahm, verstand sich ganz von selbst und wird nach dem ganzen Zusammenhange vorausgesetzt. *) Richtig verstanden aber legen auch diese Worte ein Zeugniß dafür ab, daß Calvin die unveränderte Augsb. Confession unterzeichnete. Sie können nur sagen wollen, Calvin habe die unveränderte Augsb. Confession nach der Auffassung ihres Sinnes unterzeichnet, welche der Verfasser, Melancthon, selbst später, in der *variata*, als die seine anerkannt habe. Calvin betrachtet die veränderte als die authentische Interpretation der unveränderten. Gegen die Ansicht des Herrn Verf., wonach Calvin hier ausdrücklich sagen soll, er habe die unveränderte Confession unterzeichnet, entscheidet schon der Ausdruck selbst (nicht: verändert oder verbessert, sondern erklärt hat), der Umstand, daß Calvin sich, wenn er die veränderte unterzeichnet hätte, viel dreister und zuversichtlicher ausdrücken würde, und was unter 1. und 2. beigebracht worden. Dagegen beweist gar nicht, daß Calvin anderwärts, in der *admonitio ultima ad Westphalum*, seine Übereinstimmung mit der veränderten Augsb. Confession versichert. Da er die unveränderte im Sinne der veränderten nahm, so war es natürlich, daß er sich lieber auf die letztere berief.

Es bleibt also fest stehen, Calvin hat die unveränderte Augsb. Confession unterzeichnet. Was der Herr Verf. noch da-

gegen geltend macht, ist nicht geeignet, ein gesichertes historisches Faktum umzustößen. Wenn er meint, man müsse dann sowohl an dem theologischen Verstande, als an der Gewissenhaftigkeit Calvin's irre werden, so ist schon in dem Vorworte S. 20. gezeigt, wie wenig die Unveränderte die Calvinische Auffassung der Abendmahlslehre gradezu ausschließt: Calvin konnte sie wenigstens eben so gut unterzeichnen, wie der von ihm verehrte Bucer die Wittenberger Concordie. Wenn überhaupt ein Bedenken stattfand, so konnte dies nur gegen die Übernahme eines Amtes in einer Kirche gerichtet seyn, in welcher die unveränderte Augsb. Confession Geltung hatte. Wer sich damit abgefunden hatte, der konnte auch die Unterschrift leisten. Denn diese ist nur Anerkennung einer auch ohnedem stattfindenden Verbindlichkeit. Jeder bekennt sich zu dem Bekenntniß der Kirche, in der er ein Amt annimmt, mag dies durch eine schriftliche Formel geschehen oder nicht. Wenn der Herr Verf. meint, die ganze geschichtliche Entwicklung beider Kirchen sey dann unerklärlich, so scheint er zu übersehen, daß Calvin eben den zehnten Artikel nur in seinem Sinne annahm, eine solche Annahme aber der strengeren Richtung in der Lutherischen Kirche nie genügte und diese sich ungeachtet derselben fortwährend abstoßend verhielt. Diese stellte eine solche Annahme der unveränderten Confession immer der der veränderten gleich, und betrachtete die unveränderte auch da noch als ihr ausschließliches Eigenthum, als die ganze Deutsch-Reformirte Kirche sich im Westphälischen Frieden zu ihr bekannt hatte. Eben so kann es nicht befremden, daß die Reformirte Kirche, auch nachdem Calvin die unveränderte Confession unterschrieben hatte, und sie selbst im Westphälischen Frieden derselben beigetreten war, da, wo es sich nicht um das Verhältniß zu den Lutheranern handelte, lieber mit der veränderten zu thun hatte, deren Buchstabe ihr günstiger war.

Es kann nur befremden, wenn der Verf. von einem „Vorschlage“ des Herausg. redet, daß die unveränderte Augsb. Confession auch für die reformirte Seite der unierten Kirche als Symbol betrachtet werde. Das Vorwort hat nachgewiesen, daß die ganze Deutsch-Reformirte Kirche sich längst zu dieser Confession bekannt hat, so daß das Kirchenregiment vollkommen berechtigt ist, sie als das Symbol der gesamten Evangelischen Kirche zu proklamiren. Den einmal gethanen Schritt in rechtskräftiger Weise zu widerrufen, würde unter den gegenwärtigen Verhältnissen unmöglich seyn. Die Reformirten haben dazu gar keinen Grund; denn wenn sich auch darüber streiten ließe, ob Calvin ganz Recht daran that, die unveränderte Confession zu unterzeichnen, so wird doch jedes Bedenken in Bezug auf die spätere Reformirte Kirche dadurch beseitigt, daß diese an ihren Bekenntnisschriften eine authentische Deklaration besaß und noch

*) Dasselbe gilt auch in Bezug auf die Erklärung der Brandenburgischen und Hessischen Theologen auf dem Leipziger Gespräch. Daß diese, ungeachtet ihrer Calvinischen Lehre vom Abendmahl, daß sie als Reformirte doch sich unbedingt zur unveränderten Augsb. Confession bekannten, darauf kam es allein an. Es ist noch Niemanden in den Sinn gekommen zu behaupten, daß auf diesem Gespräch die Differenz zwischen Lutheranern und Reformirten „ausgeglichen“ worden sey.

befügt, in welchem Sinne sie den zehnten Artikel annahm und annimmt. Auch haben die Reformirten dazu viel weniger Neigung, als der Herr Verf. voraussetzt. Daß Herr G. nicht als ihr Organ betrachtet werden kann, zeigen deutlich genug die neuen Vorgänge bei der Norddeutschen Missionsgesellschaft. Seine Stellung ist vielmehr offenbar eine ziemlich isolirte.

Der Vorschlag des Verf., „die Bekenntnisse beider Kirchen in ihrer Übereinstimmung“ zur Basis der Union zu machen, ist schon S. 19. 20. des Vorwortes als unhaltbar nachgewiesen worden, und der Herr Verf. hat nichts gethan, die dortige Beweisführung zu widerlegen, daher wir einfach auf sie verweisen können.

Erklärung wider Uhlich, Wislicenus König und Genossen.

Unser Herr und Heiland Jesus Christus spricht: „Wer mich bekennt vor den Leuten, den will ich wieder bekennen vor meinem himmlischen Vater, und wer mich verläugnet vor den Leuten, den will ich wieder verläugnen vor meinem himmlischen Vater.“ Der Gehorsam gegen dies Wort unseres Meisters dringt uns, hiemit öffentlich, feierlich und Kraft unseres Amtes zu erklären, daß wir die Obgenannten, welche sich in den Versammlungen der s. g. protestantischen Freunde zu Rötten von den Grundlehren unserer heiligen Evangelischen Kirche losgesagt und die Geheimnisse Gottes, deren Haushalter sie seyn sollen, verspottet und schändete mit Füßen getreten haben, hinfort nicht als wahre Glieder unserer Kirche, viel weniger als rechtmäßige Diener am göttlichen Worte anerkennen können.

Wir bitten Gott, daß er jenen Irgeistern und Lügenpredigern offene Augen gebe, daß sie erkennen, wie tief sie gefallen sind und Buße thun; daß sie aus den Ketten des Satans sich losreißen, der sie gefangen führt nach seinem Willen.

Wir glauben, lehren und bekennen, daß die heilige Schrift A. und N. T. von Gott eingegeben und die einzige lautere Quelle der heilsamen Lehre ist.

Wir bekennen uns von Herzen zu den Lehren von der Dreieinigkeit Gottes, von der Erbsünde, von der Erlösung durch Christi theures Verdienst, von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, so wie zu allen Lehren, welche unsere Väter in den drei kumenischen Symbolen und in der Augsburgerischen Confession bekannt haben.

Wir sind des guter Zuvorsicht, daß der Herr auch durch die Umtriebe der oben bezeichneten Unchristen die ewige Wahrheit seines Wortes darthun wird: „Die Pforten der Hölle sollen meine Kirche nicht überwinden.“

Geschrieben am Tage der Reformation 1844.

E. Thilo, Past. zu Werder bei Treprow a. d. Toll. Neumann, Past. zu Gülz bei Treprow a. d. Toll. Fehmer, Past. zu Sieden-Bollentin bei Treprow a. d. Toll. Radloff, Past. zu Brunn in Mecklenburg.

Erklärung.

Da der Hallische Pastor Wislicenus auf dem Rötthener Convent der „protestantischen Lichtfreunde“ am 29. Mai 1844 öffentlich vor einer zahlreichen Versammlung erklärt hat:

„Wir glauben nicht, daß Jesus empfangen sey vom heiligen Geiste und geboren von einer Jungfrau, sondern glauben, daß er eben so entstanden ist, wie jeder andere Mensch; wir erklären offen und furchtlos, wenn man uns mit der Schriftautorität entgegentritt, daß unsere Lehre nicht schriftgemäß sey“ — und er dies Bekenntniß bis jetzt, ungeachtet aller Angriffe auf ihn, noch nicht zurückgenommen hat, so erklären unterzeichnete Prediger mit tiefem Schmerze wie folgt.

Der Past. Wislicenus aus Halle hat mit dieser seiner Erklärung nicht nur die Kirche des Herrn, die da fest gegründet steht auf dem Grunde der Propheten und Apostel, da Jesus Christus der Eckstein ist, geschändet, sondern er vergreift sich auch auf eine unerhörte Weise an der hochheiligen Majestät des Königs aller Könige, des Herrn aller Herren, der da ist der Heilige in Israel, der wahrhaftige Gott und das ewige Leben.

Möchte derselbe doch, das gebe der barmherzige Gott, zur Erkenntniß dieses seines seelenverderbenden Irrthums kommen; möchte er doch einsehen, daß sein Bekenntniß in dem schneidendsten Widerspruche mit seiner Ordination und seinem Amte steht; ja möchte er doch begreifen, daß er kein Diener am Worte Gottes und der Evangelischen Kirche gewissenshalber mehr seyn kann, die auf Grund der heiligen Schrift im zweiten Glaubensartikel mit der ganzen Christenheit bekennt:

„Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn, unseren Herrn, der empfangen ist von dem heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria u. s. w.“

A. Engel, Pred. zu Sandow bei Ziebingen. Wagener, Pred. zu Ziebingen. Fork, Pred. zu Stenzig bei Sonnenburg. Schöppe, Pred. zu Baudach bei Croßen. Scherwinzky, Dial. zu Reppen und Pfarrer zu Tornow.

Die evangelische Gemeinde zu Perlach.

Die protestantische Gemeinde in dem katholischen Dorfe Perlach, ungefähr eine Meile von München, befindet sich, wie bereits aus öffentlichen Besprechungen bekannt ist, seit längerer Zeit in der äußersten Bedrängniß. Zur Fundation eines ständigen Gottesdienstes konnte sie bis jetzt die Mittel nicht aufbringen, und die Errichtung eines provisorischen Gottesdienstes auf bloß präfabre Beiträge wurde ihr, als der Baierschen Verfassungsurkunde widersprechend, untersagt. In Folge dieser Lage kam es überdies zuletzt noch zu einer Spaltung in der Gemeinde selbst, so daß, wie uns berichtet wird, nur noch eine kleine Anzahl Familienväter, und dazu von beschränkten Vermögensverhältnissen, den warmen, aufopferungswilligen Eifer für den protestantischen Glauben bewahrt hat, und auch der Fortbestand der

protestantischen Schule bereits in Frage gestellt ist. Nun ist aber dieser Gemeinde für eine Kollekte in Baiern die gesetzlich erforderliche Genehmigung nicht erteilt worden, und einer Unterstützung durch den Gustav-Adolphverein steht das bekannte gesetzliche Verbot entgegen. Unter diesen Umständen richten wir an unsere evangelischen Glaubensbrüder außerhalb Baiern die dringende Aufforderung und Bitte um Beiträge für die Gemeinde Verlach. Es ist dies ein Fall ungewöhnlicher Noth. Es handelt sich nicht um Unterstützung einer dürftigen Gemeinde, sondern um Erhaltung einer solchen, welcher der geistliche Unter- gang droht, welche ohne evangelischen Gottesdienst, vielleicht bald auch ohne evangelischen Schulunterricht mitten in der Umgebung einer anderen fremden Confession, dazu durch das äußere Glend auch innerer Anfechtung und Spaltung unterworfen, nächst Gott nur auf die schnelle und energische Hülfe ihrer ausländischen Glaubensgenossen ihre Hoffnung setzen kann. Möge darum die rege Theilnahme, welche in neuerer Zeit in unserer Kirche für solche Zustände erwacht ist, auch der Gemeinde Verlach, die zu den verlassensten gehört, ihre Früchte bringen. Eine ernstliche Hülfe kann hier noch die Segnungen des evangelischen Glaubens der jetzigen, wie den künftigen Generationen erhalten.

Außer den Unterzeichneten wird auf die Bitte des Herausg. der Eb. K. Z. auch Herr Prediger Kirch in dem Missionshause Beiträge in Empfang nehmen und auf sicherem Wege an die Gemeinde besorgen.

Maler Hermann. Professor Stahl.

Nachrichten.

Aus Baiern. Mittheilung aus Briefen.

— Die Zeitumstände, welche diesmal ein außerordentliches Interesse auf die General-Synoden lenkten, sind bekannt. Auch zeigte sich bereits bei allen Diöcesan-Synoden eine ungewöhnliche Thätigkeit, so weit es galt, Vorbereitungen für jene zu treffen. Die Wahlen der geistlichen und insbesondere der weltlichen Mitglieder, welche bekanntlich auf den Diöcesan-Synoden vorgenommen werden, wurden meistens mit Hinsicht auf die obschwebenden kirchlichen Fragen und die zu ihrer Lösung nöthige Befähigung angestellt. Wo es anging, wurden die bereits in der Kammer thätig gewesen Männer oder solche gewählt, welche bereits bei der letzten General-Synode die kirchlichen Interessen kräftig vertreten hatten. — Zugleich wurden auf den Diöcesan-Synoden in zahlreichen Anträgen und Petitionen die leitenden Gesichtspunkte deutlich genug ausgesprochen, welche nach der Gesamtansicht und Überzeugung der kirchlichen Organe aus geistlichem und Laienstand (der letztere ist bekanntlich auf den Diöcesan-Synoden durch ein Drittel der Stimmen vertreten) für die bevorstehende General-Synode das Mandat der gewählten Deputirten vorstellen konnten — an manchen Orten wurde sogar ausdrücklich ein solches Mandat verabschiedet, wiewohl es nicht unbekannt war, daß von Seiten der oberen Kirchenbehörde dergleichen als ungültig, und den bestehenden Vorschriften nicht gemäße Neuerungen nur mit ungünstigen Augen angesehen werden würde. — Während diese Vorberhandlungen schon durch die Schnelligkeit, womit sie, wegen verspäteter Ausschreibung, betrieben werden mußten, einige Spannung und Bewegung unterhielten, so kam nun noch ein Anlaß zu vermehrter Spannung und Erregung, als die Nachricht verlautete, die General-Synoden zu Ausbach

und Baireuth würden diesmal nicht, wie sonst, zu gleicher Zeit, sondern die letztere vier Wochen früher gehalten werden; und es würde zu beiden ein und derselbe geistliche, und auch weltliche Commissär abgeordnet werden. Da nach der früheren Einrichtung (der Gleichzeitigkeit) sehr häufig zwischen den Beschlüssen der beiden Synoden eine Übereinstimmung und dadurch ihre Bedeutung um Vieles geschwächt war, so fand man es natürlicherweise auffallend, daß gerade diesmal, wo so vieler Brennstoff zu hitzigen Verhandlungen bereit lag, von dieser altverbrachten Ordnung abgegangen werden sollte. Im Interesse der repräsentirten Corporation mußte dies allerdings als sehr wünschenswerth erscheinen, weil nun eine Synode nach der anderen sich richten, und durch Übereinstimmigkeit größeren Nachdruck zu erzielen hoffen konnte. Aber um so mehr bezweifelte man, daß von Seiten der Behörde (des Ministeriums und Cabinets) darauf eingegangen werde — es geschah aber doch. Die Baireuther Synode wurde auf den 18. August, die Ausbacher auf den 22. September festgesetzt. Der Grund, weshalb die Reglerung bei der Trennung der Termine blieb, wurde sehr verschiedenes ge- deutet. Die Einen wollten meinen, daß sie sich überhaupt vor den General-Synoden und deren Beschlüssen nicht sonderlich fürchte, und es ihr einerlei sey, ob man einstimmig oder vielstimmig sich laut werden lasse. Andere fanden den Anlaß in der Stelle des geistlichen Commissärs, für welche man früher leichtlich zwei passende oder bereitwillige Individuen gefunden hatte, von denen allen jetzt nur ein Einziger blieb, der diese Funktion übernehmen konnte, und dieser konnte begreiflich nicht an zwei Orten zugleich seyn. — Die kurze Freude über den zu hoffenden Succes durch die Trennung der Termine wurde bald gestört, durch die Nachricht, daß zum weltlichen Commissär ein Mann ernannt sey, von dem man sich wenig Nachgiebigkeit und Milde versprach, dagegen ein strengministerielles Verfahren zu fürchten Ursache hatte. Noch niederdrückender war die von der Regierung vorgenommene Reduction und Purifikation der weltlichen Wahlen, indem die meisten der stammfähigen und kräftigsten Vertreter (z. B. Thondittmer, Wülfer, Graf Castell &c.) weggelassen, dagegen zahlreiche Landgerichts-Professoren und dergl. an die Stelle gesetzt waren. (Statt des bei uns so namhaften Thondittmer, Freiherrn, Bürgermeisters von Regensburg und landständischen ersten Sekretärs, war als Ersatzmann ein Schneidermeister von Pyrbaum eingezogen.) — Endlich erschien das Ausschreiben, und schlug vollends alle Hoffnungen nieder. Als Hauptgegenstände der Berathung sind hier proponirt: 1. Die Gottesdienstsordnung. 2. Die Einführung der Kirchenvorstände. 3. Die Gesangbuchsreform. 4. Die Amts- und Standestracht der Geistlichen und niederen Kirchendiener. 5. Die Rechnungen der Unterstützungsstelle und einiger anderen kirchlichen Institute. Ferner wird anhangsweise „gestattet, daß auch die kirchlich statistischen Tabellen zur Berathung gebracht werden“, jedoch wird nicht zugegeben, daß die Ehegesetzgebung in den Bereich der General-Synode gezogen werde. Desgleichen die Frage von den gemischten Ehen, Kindererziehung &c. wird als unstatthaft zur Berathung erklärt. — Schon dieser Vorläufer ließ befürchten, daß es mit der Freiheit der Diskussion, namentlich über Confessionswechsel, Kneibung, Gustav-Adolphsiftung &c. sehr übel aussehen werde. So konnte es denn kaum mehr befremden, daß der weltliche und geistliche Commissär alsbald nach Eröffnung der Baireuther Synode zu versetzen gaben, ihre Instruktionen in dieser Hinsicht seyen so gemessen, daß sie durchaus keine Besprechung jener Punkte zulassen könnten. Es waren bereits am Beginn der Synode vier und dreißig verschiedene Petitionen und Eingaben, welche vorzugsweise jene Schwerdepunkte betrafen, den Commissären und Dirigenten der Synode eingereicht worden. Man hoffte nun doch, nach dem Geschäftsengang der Synode würde der gewählte Petitionsausschuß hierdurch

Gelegenheit und Anlaß erhalten, jene, die ganze Gegenwart der Kirche bewegend und erfüllenden Fragen zur Besprechung zu bringen, und in die, sonst nur mit den oben angegebenen Propositionen der Kleibertracht u. s. w. angefüllten Protokolle, doch noch einige Lebenszeichen der wirklichen Kirchennothdurft einfließen zu lassen. Allein umsonst! Es verstrichen mehrere Tage, und von den vier und dreißig Vorlagen war noch keine einzige an den Ausschuss gekommen — alle waren und blieben in den Händen des Dirigenten verschwunden. Davon nahm nun Eines der Ausschussmitglieder Veranlassung, eine Interpellation an das Direktorium zu richten, und über das Befremdliche und höchst Beschwerende dieses Verfahrens sich zu äußern. Sofort entspann sich eine anfangs lebhaft, zuletzt immer stürmischere Diskussion. Die Commissäre erklärten aufs Entschiedenste, daß sie jenen Beratungsgegenständen ihr gemessenes Veto entgegenstellen müßten; sie theilten ihre Instructionen mit; sie daten und beschworen die Synode, nicht weiter zu gehen und es nicht bis zur Auflösung zu treiben, welche unfehlbar erfolgen müßte, wenn sie hartnäckig auf der Besprechung der verbotenen Punkte beharren wollten. Einige Mitglieder waren sofort willens, die Synode zu verlassen, weil sie unter solchen Umständen ihr längeres Verharren nicht für ihrer selbst und ihres Mandats würdig erachteten. Eine solche General-Synode, welcher die Berathung der wahrhaft wichtigen kirchlichen Fragen entzogen sey, welcher man nicht einmal gestatte, ein Gutachten abzugeben, ein Wort zur Beruhigung, einen Rathschlag zur Güte und Verständigung auszusprechen, sey eine wahre Nullität, und wisse als solche sich in sich selbst auflösen, ohne erst das Auflösungsdekret abzuwarten. — Einige Pfarrer hatten in der That schon die Thürschnaße in der Hand. — Da erhob sich ein unvorgesehenes Hinderniß. — Die weltlichen Mitglieder machten es geltend. Sie erinnerten die Andern, daß zu Anfang der Synode ein Wort an Eidesstatt gegeben worden sey, worin sie sich verpflichtet hätten, den Sitzungen gewissenhaft beizuwohnen, und die gegebenen Vorschriften zu beobachten. Dies bezöge sich auf die Instruction, und sie seyen nun gebunden. Man stuzte freilich über diese, etwas seltsame Insinuation — doch war dadurch, wie durch einen unbedeutenden Tropfen, der aufkockende Strudel augenblicklich zum Sehen gebracht — und das innere Feuer verwochte ihn nicht zum zweitenmal in die Höhe zu treiben. Man akkordirte. Die Commissäre versprachen, diese ganze Episode in's Protokoll hineinzu lassen, damit doch vielleicht eine Stimme und Zeugniß davon bis in die Wände des Cabinets eindringen könnte; die Beschwerdeführer, oder richtiger, die ganze Synode, erklärte zugleich, eine Bittschrift an Sr. Majestät abfassen und sofort dem Dirigenten zur Übergabe einhändigen zu wollen, worin um Abhülfe der betreffenden Uebelstände und überhaupt um feierliche Bewegung der kirchlichen Organe gebeten werden sollte. Auch diese Petition versprachen die Commissäre anzunehmen und gehörigen Orts zu vertreten. Endlich soll (ich verbürge es nicht) auch das Versprechen erkämpft und gegeben worden seyn, daß unter den zusammenfassenden Beschlüssen des letzten Protokolls auch dieses Anliegen gedacht werde. Dieser Punkt ist wohl der wichtigste. Denn dies f. g. Schlußprotokoll kommt hauptsächlich zur Vorlage. Alles darin Enthaltene erscheint als wirkliches Resultat der Synode, als deren authentische Erklärung, Antrag und Wunsch. — Die beschwerdeführenden Synodalglieder konnten sich bei dieser Aussicht vorderhand beruhigen, und ließen auch von nun an allen Verhandlungen ruhigen Gang — hoffend, das inhaltsreiche Schlußprotokoll werde alle ihre Wünsche erfüllen. Doch wurde in der Zwischenzeit noch manches unzufriedene Wort im Stillen gewechselt, namentlich über die Stellung des weltlichen Commissärs, der nach der ursprünglichen Anordnung und dem Wortlaut der Constitution durchaus nur ein stummer Zeuge und Wächter der Beratungen seyn, keineswegs aber sich

thätig oder gar maßgebend in dieselben einmischen sollte. (Der Paragraph heißt: „in Gegenwart eines Königl. Commissärs, welcher jedoch an den Beratungen selbst keinen Antheil zu nehmen hat.“) Man war ferner sehr unzufrieden über die Art, wie die Kompetenzbeschränkung der General-Synode aus der Verfassungsurkunde selbst nachgewiesen werden sollte. Da es nämlich in der B. U. heißt: „zur Handhabung der Kirchenverfassung soll (unter andern) alle vier Jahre eine allgemeine Synode gehalten werden, zur Berathung über innere Kirchenangelegenheiten“, so fand man hier den Zweck und zugleich die Kompetenz der Synode in den Worten „Handhabung u. s. w.“ Der Commissär (ich weiß nicht, ob der geistliche oder weltliche) wollte ihn jedoch bloß in den Worten „Berathung u. s. w.“ finden; die „Handhabung“ beziehe sich nicht auf die General-Synode, sondern auf das Ober-Consistorium. — (Diese Interpretation erregte großen Unwillen, obwohl der Unmuth vielleicht mit größerem Recht gegen die ganz schiefe Fassung des Paragraphen zu richten war, als gegen den Interpreten, dessen Deutung am Ende so gut darin liegen kann, als jede andere.) — Als nun endlich der Schluß der Sitzung und das erwartete Protokoll daherkam, fanden sich Alle höchlich überrascht. Denn es war von den besprochenen Anträgen oder Beschwerden kein Wort darin. Die beiden Commissäre ließen das solchergestalt ganz im ministeriellen Sinn zugeflußte Protokoll verlesen, unterschrieben es beide, und — entfernten sich sodann mit der Erklärung, daß ihre Aufgabe jetzt beendet sey. Dieses Fortgehen, ehe noch die übrigen Glieder unterschrieben hatten, mochte vielleicht ganz unschuldig und amicabel seyn. Aber es machte unter diesen Umständen doch einen fatalen Eindruck, und verfehlte die Zurückbleibenden in eine noch größere Verstimmung. Einige erklärten sogleich, daß sie dieses Protokoll gar nicht unterschreiben würden, Andere unterschrieben zwar, aber mit angehängter Protestation. Nur Wenige unterschrieben einfach ohne Zusatz. (Unter denen, welche nicht unterschrieben, war auch der oben erwähnte Schneider von Pyrbaum, der hierin als ein würdiger Supplément des Bismarck's gemейnersich darstellte.) — Die allgemeine Bitt- und Beschwerdeschrift war bereits übergeben, und ist nun allerdings den Synodalakten beigelegt; allein da in dem Schlußprotokoll keine Meldung davon geschah, so ist es völlig zweifelhaft, welche Berücksichtigung sie finden werde. Diese Bittschrift ist sehr gut und zweckmäßig abgefaßt. Sie legt dreierlei Wünsche vor: 1. daß den General-Synoden ihre verfassungsmäßige Kompetenz nicht entzogen werden möge; 2. daß hinsichtlich des Confessionswechsels den vorkommenden Mißbräuchen gesteuert werde; 3. daß die Kneblebungs-Ordnung aufgehoben werde. — So entigte sich die Waireuther Synode, und hinterließ ein allgemeines Gefühl des Unbehagens und der unbefriedigten Erwartung. Mit doppelter Spannung wandte man sich jetzt der Ansbacher Synode zu. (Einige, welche von unserem Geschäftsgang keine rechte Kenntniß haben, meinten gar, es werde vom Ministerium diese letztere von vorn herein auszuwählen werden — sie hätten sich schon daraus eines Andern belehren können, daß der weltliche Commissär in der Zwischenzeit gar nicht nach Würzburg ging, sondern eine Erholungsreise nach Karlsbad machte; so wie überhaupt sämtliche Akten und Protokolle der Synode ganz ruhig in Waireuth liegen blieben, um erst nach Ablauf der zweiten Synode den langsamen Weg bergaufwärts anzutreten.) Bei dem Dirigenten, und wohl beim Ober-Consistorium überhaupt, herrscht gegenwärtig die Ansicht vor, daß alle solche Protestationen und Bitten jetzt ganz vergeblich seyen; daß man sich eben in Geduld fügen, auf bessere Zeiten warten, und die Abstellung der Beschwerden von den Umständen und der Zukunft erwarten solle. Dieser Ansicht sind nun freilich die meisten der Synodalglieder nicht, sondern denken vielmehr, jetzt sey es mehr als je an der Zeit, zu kämpfen, sich zu verwehren und den gesetzlichen Grund und Rechtsboden unserer Kirchenverfassung von dem angeschlammten, durch Laizität und Säumniß überhandnehmenden Ministerialzujug zu reinigen. Schärfere als jemals werden deshalb die Verfassungsbestimmungen in's Auge gefaßt und erwogen, welche Handhaben und Haltpunkte sie für die angeregte Zuständigkeitsfrage darbieten, und ob wir in der That so ruhig zusehen müssen, wenn uns erklärt wird (wie es geschah): daß die General-Synoden über nichts zu sprechen haben, als was ihnen Seitens der Oberbehörde vorgelegt wird. (Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 20. November.

N. 93.

Über Eugen Sue's Geheimnisse von Paris und dessen ewigen Juden.

Erster Artikel. Allgemeine Bemerkungen.

Ungeachtet Christen Kinder des Lichts seyn sollten, die vor allen Dingen wissen, welch ein Unterschied ist zwischen Krieg und Frieden, finden sich doch grade unter den Gläubigen unserer Tage viele, die unsere Zustände, weil in ihnen außer von chirurgischen Messern oder von Verbrechern Menschenblut absichtlich nicht vergossen wird, für Friedenszustände ansehen und grade das Unblutige an ihnen rühmen. Die Grabeserde, die sich über dem Scheintodten gelagert hat, ist auch unblutig — aber so viel Licht besitzen auch die verwahrlosten Kinder der Welt, daß sie sich lieber von Spießen durchbohren, als lebendig begraben lassen wollen. Wahrhaftig! nicht vom Dornen oder Schweigen der Kanonen hängt es ab, ob Krieg oder Friede sey in höherem Sinne, und mancher Krieg ist mehr ein wahrer Friede, als unser Friede. Die äußeren Waffen ruhen; mächtige Leidenschaften haben keinen Platz sich zu bethätigen — aber dämonische Wesen, die bösen Engel der Beugung und Verwirrung der Nahrungsräume wie der Begriffe, die bösen Engel falscher Lehren, der Verführung, der Lüge und Verläumdung, des Rammons u. s. w. begegnen täglich den äußerlich unbeunruhigten; und ein finsterner, finsterner Krieg wird mit moralischen Drosselschnuren geführt, ein feiger, ein entsetzlicher Krieg. Einige Seiten dieses dämonischen Waltens sich deutlich und klar zu machen; einige Lichter in die unterirdischen Schatten dieses Friedenskrieges hineinzuwerfen, mögen nun wohl Sue's letzte Romane Manchem den Anstoß gegeben haben, und es ist wohl auch der Mühe werth, solche Betrachtungen auszutauschen.

Ein altes Sprichwort sagt: Wo der Herr eine Kirche baut, setzt der Teufel ein Spielhaus daneben. Es ist auch bei unbedeutenderen Gegensätzen in der Regel so. Walter Scott's Compositionen, die das Leben tapferer, einfacher Zeiten und Völker — selbst in der höchsten Bildung verhältnißmäßig noch natürlich-einfacher Stämme, in einem Sinne darstellten, der überall Gott dem Herrn die Ehre ließ, sind, in alle gebildete Sprachen Europas übersetzt ein mächtiges Werkzeug gewesen, grade den ruhigeren, ritterlichen, aufrichtigen Gesinnungen der sittlich besseren Kreise der Britischen Insel in weitem Umfange Verstandniß, Anerkennung und einen gewissen moralischen Einfluß zu verschaffen. Aber da, wenn auch schon vor Scott Romane große Successes hatten, noch nie eine Gattung der schönen Literatur einen ähnlichen, die ganze Zeitgenossenschaft fesselnden Reiz ausgeübt hatte, ist dieser Erfolg auch zu einer Lockung geworden der Nachahmung nicht nur, sondern allmählig der Kar-

rikirung einerseits dessen, wovon man glaubte, daß es hauptsächlich als das reizende Element wirke, während man andererseits grade das, wodurch jener Reiz weiter zum Werkzeuge der Verbreitung tüchtiger Sinnesweisen ward, nämlich den Ausdruck dieser letzteren selbst in der Entwicklung des Ganzen, wie in der Anlage des Einzelnen wegließ, und vielmehr sittlich Falsches, Verwerfliches an dessen Stelle schob. Aus dem historischen Roman W. Scott's haben sich am Ende jene Fragen der neueren Romantiker Frankreichs hervorgebildet; und nun brauchte nur ein so entschiedenes Darstellungstalent, wie Madame Dudevant, noch den Schritt zu thun, den historischen Roman zu einem politischen Roman der Gegenwart, zu einem Tendenzroman umzugestalten, um ein ganzes Teufelsgefinde von Schriftstellern hinter sich her zu ziehen; denn bei dieser Art Lektüre wird nun das Interesse der Lektüre mit der Spannung, welche Emendationsgedanken hervorzubringen pflegen, vermählt, und es bedürfte eigentlich kaum noch des Capannepfeffers wollüstiger Situationen, um solchen Schreibereien ein großes Publikum zu sichern — doch hat schon Madame Dudevant dieses Gewürzes an ihrer Sauce nicht entbehren zu können geglaubt.

Die Thatfache ist also: eine Menge Menschen haben schon lange einige bald schlechtere, bald bessere Unterhaltung an den Produktionen der Romandichtung gefunden. Eine Zeitlang sind eine gewisse Gattung Romane erschienen, welche nicht bloß von einem höheren Standpunkte als Kunstwerke angesprochen werden, sondern sogar für Träger und Verbreiter sittlicher Lebenslust gelten konnten. Sie haben das gerechte Vorurtheil, was früher allgemein in besseren Kreisen gegen alle und jede Romanleserei eingelebt war, geschwächt; haben überhaupt einen größeren Reiz zum Lesen erregt (in Italien haben die Übersetzungen Scottischer Romane das Romanlesen hie und da überhaupt erst als ein Vergnügen kennen lehren, was, sobald es gekannt war, sofort auch weitere Bedürfnisse im Geleite hatte); und nun, nachdem der bessere Vorrath verschlungen war, war ein geeignetes Feld, wo allmählig talentvolle, aber schlechter oder doch schwächer intentionirte Menschen ihre Saat ausstreuen konnten. Als einer der Übergangsmomente von Scott zu Sue ist hier durchaus Dickens zu erwähnen; denn er hat die eine Seite, durch welche Sue's Romane eine wahre, sittliche Drehkrankheit erzeugen, zuerst, obwohl in anderem Sinne, angeschlagen — hierüber sey uns vergönnt, Folgendes zur Erwägung zu geben: Unläugbar ist eine entsetzliche Menge Unglück hienieden zu finden, Jammer und Elend der verschiedensten Art. Wir wollen uns hier nicht in die Beziehung vertiefen, die diese Erscheinung zur Sünde hat, sondern sie einfach als Thatfache nehmen. Dann ist die nächste Betrachtung, die uns aufstößt, daß

aller Jammer und alles Unglück, sobald es in seiner Art nicht ganz vereinzelt steht, einen Gattungsausdruck, eine sittliche Gestaltung gewinnt. In der armen, von Tag zu Tag unter Mühe und Noth fortlebenden Klasse einer großen Stadt oder einer ganzen Gegend, entsteht alsbald eine bestimmt gefärbte Gesinnung, in welcher sie sich Manches, was einen in reichlicheren und gebildeteren Verhältnissen Aufgewachsenen zur Verzweiflung bringen würde, in ihrer Weise sittlich zurecht legt: gegen manche Empfindungen erhält diese Klasse durch ihr Leben eine Schwielenhaut, einen Callus, der allerdings zartere Naturen oft höchst unangenehm berührt, den man ihr aber lassen, für den man in ihrem Namen Gott danken muß, denn es ist damit, wie mit der rauheren Rinde der Bäume auf der Nordseite, wie mit den harzigeren, wolligeren Blättern der Alpenpflanzen; — Gott gibt jedem Geschöpfe eine Art Schutzwanne, wie sollte er sie nicht auch jeder Gattung von Menschen verliehen haben — und so ist jene Schwielenhaut, welche auf vielen Seiten das Gefühl der erwähnten Klassen umgibt, ein vortrefflicher Panzer, ein warmer, schützender Pelz, welchen diesen Klassen zu rauben die furchtbarste Grausamkeit einschließt. Die Wurzel aber, aus welcher diese rauhe, unempfindliche Rinde erwächst, ist das: *socios habuisse malorum*.

(Fortsetzung folgt.)

Schmerzliche Klage über den Verfall der Evangelischen Kirche.

Wir unterzeichneten Prediger fühlen uns getrieben, öffentlich unseren tiefen Schmerz auszusprechen über den offenbaren Verfall unserer theuren Evangelischen Kirche, der in den neuesten kirchlichen Vorgängen recht offenkundig hervortritt; wie tief gefallen ist die Kirche, deren Diener offen und frech, wie in Köthen, und später in Druckschriften geschehen, den Grund derselben mit Füßen treten; wie tief ist ihr Fall, daß erst jetzt der Abscheu dagegen sich deutlich ausdrückt, nachdem Jahrzehnte lang ihre namhaftesten Lehrer eben dieselben grundsätzlichen Irrthümer durch Wort und Schrift öffentlich verbreiten; wie groß ist ihr Schade, daß einige Pastoren im gerechten Eifer um das Haus des Herrn sich öffentlich lossagen von jeder kirchlichen Gemeinschaft mit solchen Irrelehrern.

Wollte Gott, daß durch solch augenscheinliches Verderben allen rechtschaffenen Gliedern die Augen über den Verfall unserer Kirche aufgingen, und daß Niemand länger wähne, durch allerlei äußere Veränderungen und Formen den Schaden heben zu können, sondern daß Alle, Priester und Gemeinnden, rechtschaffene Buße thäten, daß wir die Schuld als eine gemeinsame erkannten, und Jeder in seiner eigenen Sünde, in seiner Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, in seinem Hochmuth, seiner Augenlust und Fleischeslust, in seinem Mangel an brünstiger Gottes- und erbarmender Nächstenliebe die Ursach dieses tiefen Falles unserer Kirche suche, und daß wir so bei Christo, dem Herrn unseres zerrissenen Zions, Heil und Hülfe suchen.

Wir fühlen tief diese unsere Mitschuld, und indem es uns treibt, dies öffentlich vor allen unseren Mitbrüdern in ernster Beugung auszusprechen, stehen wir zu unserem hochgelobten Heilande, er wolle sich über sein Volk erbarmen, uns und allen seinen Knechten fröhlichen Zeugengeist geben, und durchbrechen lassen durch alle Vollwerke des Satans, damit der Herr also gedanke unseres Elendes, uns vergebe unsere Sünde, und sein Volk wieder heimsuche mit seinem Frieden.

Selchow, den 23. Oktober 1844.

Hasper, Superint. und Past. in Bahn. Sternberg, Past. zu Selchow. Gründler, Past. in Rahhausen. Binde- mann, Past. in Liebenow. Lebreng, Past. zu Uchtdorf. Rodenwoldt, Past. zu Linde. Stroh, Past. in Röhrchen. Bindemann, Past. in Boyersdorf. L. Feldner, Past. in Rohrbeck.

Erklärung.

Die Unterzeichneten haben mit innigem Bedauern erfahren, daß in der am 29. Mai c. zu Köthen stattgefundenen Versammlung der protestantischen Freunde, wie sie sich nennen, ein Pastor Wislicenus aus Halle die heiligsten Wahrheiten unseres Christenglaubens ohne Hehl verläugnet hat. Noch tiefer schmerzt es sie, in dem sogenannten „rechten Standpunkt“ des Past. König aus Anderbeck zu lesen, wie dieser Mann mit frechem Hohne sich von dem Bekenntnisse der Wahrheiten lossagt, auf welche unsere Evangelische Kirche gegründet ist, und sich den Schein gibt, als finde er eine Berechtigung dazu in der Union. Wie die Genannten und die ihnen Gleichgesinnten es auch nur vor ihrem eigenen Gewissen rechtfertigen können, wenn sie doch Diener der Evangelischen Kirche bleiben wollen, während sie ohne Scheu sich von der Gemeinschaft des Bekenntnisses derselben lossagen, wissen wir nicht. Wenn aber der Past. König sich mit der Größe seines Anhangs brüstet, und damit dem, wie er meint, nicht zu beachtenden kleinen Häuflein derer drohen zu wollen scheint, die festhalten am evangelischen Bekenntnisse: so wollen wir ihm sagen, daß er damit uns nicht schreckt. Wir wissen, an wen wir glauben, auf welchen wir unsere Zuversicht setzen, auf ihn, dessen Verheißung ferner, wie bisher, sich erfüllen wird: „daß auch der Hölle Pforten seine Kirche nicht überwältigen werden.“ Sehe Jeder wohl zu, der den Herrn und sein Evangelium verläugnet, daß ihm nicht widerfahre, was der Apostel Röm. 1, 22. sagt.

Beeskow, den 6. November 1844.

Die zur Pastoral-Conferenz versammelten Prediger:

F. Wilhelmi, Superint. Beeskower Diocese. Ideler, Pred. zu Groß-Riege bei Beeskow. A. Jungk, Pred. in Kossensblatt. Roquette, Pred. in Friedland. Richter, Pred. in Buckow. Kaegler, Pred. in Ahrensborn. Laurisch, Pred. in Saanen. Langer in Glienitz. Waldmann, Pred. in Merz. Mog, Diak. in Beeskow. Copien, Pred. in

Krügereisdorf. Papprosch, Pred. in Wittmannsdorf. Haensch, Diakon in Storkow. Stauch, Pred. zu Tauche. Hoffmann, Prediger in Pfaffendorf.

A b w e h r.

Es scheint zwar durchaus nicht nöthig, daß nach den Schriften der Herren Pastoren John, Pistorius und Müller, deren jede in ihrer Art trefflich und keine widerlegt ist, und nach meinen eigenen anderweitigen Erklärungen, ich auch meinerseits noch ein irgend antikönigliches Wort spreche. Da indeß Herr Pfarrer Schettler in der so eben erschienenen gleichfalls antiköniglichen schätzbaren Schrift ein Bedenken über mich ausspricht, welches so Manche zu Theilen scheinen, so kann ich doch nicht umhin, bei diesem Anlaß ein für alle Mal gegen den Vorwurf zu protestiren, den man mir aus der persönlichen Berührung König's in meiner ersten Relation in der Ev. K. Z. zu machen lie und da geneigt ist. König ward bekanntlich durch die ganze Köthener Lichtmasse laut und feurig celebrirt und applaudirt. Daher denn war seine persönliche Berührung in einer einfach historischen, nicht im mindesten offiziellen, Relation über die Köthener Vorgänge ebenfalls unumgänglich. Es war eine „Anspielung“, die nur erst einer vorangegangenen, ungleich vernünftlicheren folgte, die nur erst der überlaute Fingerzeig der Lichtversammlung excitirt hatte, und die nun freilich der Anschauung Abwesender möglichst nahe zu bringen war. Daß diese Berührung dann eigentlich den „Fuchs aus dem Loch gelockt“ zu haben scheint: sollte das wohl irgend wer zu beklagen haben? Daß sie aber der eigentliche Kampfesgrund für König oder wen sonst gewesen, das zu behaupten, ist gewiß Niemand blind oder bornirt genug.

Halle, 6. November 1844.

G.

N a c h r i c h t e n.

Aus Baiern. Mittheilung aus Briefen.

(Fortsetzung.)

Es ist begreiflich, daß die Ansbacher Synode sich unter noch größerer Spannung eröffnete, als die vorangegangene. Alle, welche nur irgend eine Theilnahme an kirchlichen Dingen haben, waren durch den Erfolg der Baireuther Synode unbefriedigt, und wünschten, daß auf der Ansbacher ein bestimmteres Resultat, sey es auch unter hitzigen Kämpfen, erzielt werde. Auch bei dieser Synode fehlte es nicht an namhaften Vertretern; ja die bedeutendere Elite der Geistlichkeit darf auf diese Seite gerechnet werden. Es genügt, die Bomharde von Augsburg und Roth, Brandt aus Windsbach, Fikenscher aus Nürnberg, Böckh von München, Götz von Ansbach, Stöber von Pappenheim (den bekannten Jugendschriftsteller), beispielsweise anzuführen; unter den weltlichen Mitgliedern nenne ich Kreisrath v. Tucher von Nürnberg, Burette von Dinkelsbühl, Ober-Appellationsrath Arnold von München, den jüngeren Rotenhan. — Gleich beim Beginn der vertraulichen Beratungen zeigte sich unter Allen große Einigkeit, und bei Vielen äußerte sich auf starke, fast heftige Weise der energische Wille, in dem Punkt der Beschränkungen nicht nachzugeben. Das Beispiel der Baireuther Synode, welcher durch eine vorausgehende umfassende Verpflichtung die Hände gebunden schienen, wurde sogleich als warnend in den Vordergrund gestellt, und es zur ersten gemeinsamen Maßregel gemacht, eine solche unbestimmte und lästige Verbindlichkeit in keiner Weise zu übernehmen. Man beschloß, falls der Commissär sich bei der vorausgezeichneten Verpflichtung solcher Worte bedienen würde, welche auf unbedingte

Unterwerfung unter die Instruktion und das Veto bezogen werden könnten, so sollte sogleich der erste zum Handgelübde Aufgerufene erklären, und alle Andern ihm beistimmen, daß man sich nur verpflichten könne, wie es auch sonst üblich war, nach Pflicht und Gewissen das Beste der Kirche zu berathen, und dem König treuen Gehorsam zu leisten. — Dieser Beschluß wurde von Allen in einer vertraulichen Berathung gemeinam gefaßt, und ohne daß sich eine Stimme dagegen erhoben hätte; und dieser erste Schritt erschien durch seine Einhelligkeit als ein günstiges Omen für alle folgenden. — Als die erste öffentliche Sitzung und die Verpflichtung herankam, und Alles mit Erwartung und nicht ohne Bangigkeit des Erfolgs wartete — so ließ ganz unermuthet der Commissär Alles weg, was in Baireuth Anstoß gegeben hatte, und setzte das frühere allgemeine Gelübniß wieder an die Stelle, so daß Aller Herzen erleichtert und vergnügt waren, daß es für's Erste so gut abgelaufen und eine ernstlichere Demonstration gar nicht nöthig geworden war. (Der Dirigent, welcher von jener Verabredung keine Kunde haben konnte, hat ohne Zweifel, im Andenken an die Baireuther Debatten, selbst Alles vermeiden wollen, was von vorn herein Anlaß zu Protestationen geben konnte.) — Hierauf wurden denn die Ausschüsse u. s. w. gewählt. Auch deren Zusammensetzung fiel befriedigend aus. (Namentlich war die Synode sehr zufrieden, daß für die Berathung der Kleidertracht diesmal kein besonderer Ausschuß gebildet, sondern dieselbe anhangsweise einem Andern zugewiesen wurde. Denn dieser Ausschuß für die Amts- und Messnertracht hatte in Baireuth mit der Ungunst des Lächerlichen zu kämpfen, und mußte sich insgemein die Benennung „Schneiderausschuß“ gefallen lassen.) Nachdem der Anfang so gut gelungen war, so setzten die lebhaftesten und strebsamsten unter den Mitgliebern, gleichsam die Exaltados der Synode, deren Zahl nicht klein war, ihre drängenden und treibenden Bemühungen fort. Man müsse sich nicht, wie die Baireuther, auf den langsamen Geschäftsgang hinziehen lassen, sondern sogleich zum Beginn einen entscheidenden Schlag ausführen; der Art, daß man gleich in der ersten Sitzung, mit der die eigentlichen Beratungen, nach beendigten Ausschussarbeiten, beginnen sollten, einen Angriff auf das Centrum, auf die Instruktion und deren hemmende Fesseln, machen sollte. Es sollte ausgesprochen werden, daß die Synode einstimmig der Überzeugung sey, daß ihr die Berathung der bekannten Punkte mit Unrecht entzogen worden; daß sie deshalb auch keinen anderen Berathungsgegenstand vornehmen würde, bis ihr das Recht eingeräumt worden, über jene wichtigen Lebensfragen sich auszusprechen, und wenigstens eine motivirte und detaillirte Protestation sammt Beschwerden, Wünschen und Enträgen in's Protokoll niederzulegen. — Als die stimmungsführenden und bahnbrechenden Vormänner diesen Angriffsplan dargelegt und zu vertraulicher Berathung gebracht hatten, waren sie freilich unangenehm überrascht, daß ihnen nicht sogleich die ganze Synode beifiel. Vielmehr ergab sich bei näherer Erklärung und Abstimmung, daß zwar die Majorität, aber nur eine ganz kleine, auf ihrer Seite war — so daß die Zahl der Enragirten oder Energischen zu der der Gemäßigten und Friedliebenden ungefähr wie 26 — 24 sich verhielt. Mit einer so schwanfenden Majorität konnte man freilich jenen Coup nicht ausführen, ohne im höchsten Fall mit einem Schisma abzugeben. Doch blieb deshalb der Anschlag nicht liegen, es wurde fortgearbeitet, und endlich doch eine hinlängliche Einhelligkeit zu Stande gebracht. — Die Sache nahm nun folgenden Verlauf. Als die Sitzung begonnen hatte und die Berathung über die Propositionen eröffnet war, erhob sich sogleich Namens der übrigen ein Mitglied, und erklärte ungefähr so: Es sey die allgemeine und innige Überzeugung der Synode, daß sie ihr gemeinsames Werk der Berathung nur dann mit gutem Gewissen beginnen und fortführen könne und dürfe, wenn hinsichtlich mehrerer, zur Genüge bekannter Beschwerden:

punkte und deren künftiger Erledigung ihr eine beruhigende Auskunft gegeben sey. Die Mitglieder seyen einhellig des guten Vorsatzes, von der Bahn des Rechts und der Verfassung nicht zu weichen; sie würden deshalb die bekannten, verbotenen Berathungsgegenstände jetzt nicht berühren und in ihren Erörterungen alles vermeiden, was als Ungehorsam und Widerstreben gegen das auferlegte Veto der Regierung erscheinen könne. Aber um so dringender sey ihr Wunsch, daß jenes verfassungsmäßige Recht der General-Synode, woran sie unverbrüchlich hielten, ihnen unverfügt und ungeschmälert zu Gute komme; daß der §. 7. der II. Verf. Beilage in seinem ganzen Umfange aufrecht erhalten werde. Nun sey es aber außer allem Zweifel, daß durch die gegenwärtige Instruktion dieser Paragraph in seinem wesentlichen Bestand angegriffen, gelähmt und aufgehoben sey. Dagegen müßten sie protestiren und sich verwahren; und nicht eher könnten sie dem Gange der Beratungen mit Ruhe folgen, als bis ihnen die Gewißheit geworden, daß diese ihre Erklärung und Protestation mit allem Nachdruck protokollarisch niedergelegt und durch die Herren Commissäre auch gehörigen Orts überbracht und nach Möglichkeit vertreten werden würde. — Auf diese Erklärung folgte nun eine sehr lange und etwas hitzige Diskussion, woran auch der weltliche Commissär lebhaften Antheil nahm. Man stritt über den besagten Paragraph und über die Kompetenz der General-Synode ein Ranges und Breites hin und her; der Commissär namentlich hielt eine lange Erörterung über die Bedeutung und Befugniß protestantischer Synoden, und wiesern dieselben ganz und gar von den reformirten verschiedenen seyen, da ihnen gar kein direkter Einfluß auf die Kirchenleitung, ja nicht einmal eine eigentliche Repräsentation der Kirche zustehe. Sie seyen nichts, als einberufene Commissionen zur Begutachtung gewisser vorgelegter Fragen, und müßten sich ganz innerhalb der Schranken bewegen, welche das Ober-Consistorium ihnen jederzeit zu setzen für gut fände. (Auch der geistliche Dirigent sprach eine solche Ansicht aus.) Dagegen bligte und flüchte nun die Versammlung von allen Seiten; es fielen zum Theil harte Reden. (Ein sehr würdiger, aber heftiger Dekan sprach von einer tiefsinkenken Stellung des Ober-Consistoriums — und von dem unerhörten Despotismus, welcher jetzt obwalte, indem man nicht nur allen Druck in Glaubenssachen ausübe, sondern auch verhin- dern wolle, daß der Unterbrücte sich in Worten Luft mache — während doch selbst der Kannibale seinem Schlachtopfer verstattet, einen Schmerzensschrei anzustoßen. —) Es wurde auf diese Weise einen ganzen Tag lang hin und her gestritten, ohne daß man einen Schritt weiter kam, und man vertagte endlich die ganze Debatte auf den nächsten Tag, wo die Gemüther etwas ruhiger und gemäßigter wieder zusammenkommen und vielleicht ein Resultat erzielen konnten. Mittlerweile wurde in besonderen Besprechungen fortgefahren, auch in mündlichen Anträgen und Vorstellungen an die Commissäre das Heil versucht. So geschah es denn in der nächsten Sitzung doch zu einem befriedigenden Ergebnis. Der weltliche Commissär gab endlich nach, und versprach, die fragliche Erklärung in's Schlußprotokoll zu lassen, wenn man sie nicht als Protestation, sondern als Rechtsverwahrung bezeichnen wolle. Auch wurde sonst noch über den dabei zu beobachtenden formellen Gang Einiges, hier minder Wesentliches, durch gegenseitige Verständigung festgestellt. So war denn endlich der erste Schritt geschehen. Übrigens gaben die Commissäre das bestmögliche Versprechen, jene Ausnahme in's Schlußprotokoll nicht nur ganz im Sinne der Synode zu bewerkstelligen, sondern noch dazu in ihrem Bericht an's Ministerium dieser An- gelegenheit gebührende Erwähnung zu thun, und die Wünsche der Synode aufs Beste zu unterstützen. Nachdem dies erreicht war, schritt

man getroßt und beruhigt an die weiteren Geschäfte, welche im Gebiet der Gottesdienstordnung und vieler anderen wichtigen Fragen noch Arbeit und anziehenden Stoff in Fülle darboten. Es würde diesen Bericht allzu sehr aufschwellen, wenn ich hier in's Detail gehen wollte. Doch einige besonders interessante Punkte hebe ich heraus. Die Berathung über die Ergebnisse der statistischen Tabellen ließ vielfach überraschende und betrübende Wahrnehmungen machen; z. B. die Anzahl der Übertritte zur Katholischen Kirche wächse auf eine wahrhaft auffallende Weise. Auch sonst hat man nicht Ursache zur Freude, z. B. über die Verhältnisse der unehelichen Geburten und der Ehescheidungen. — Über diesen letzten Punkt war man bereits schon ganz im Zuge, sich auszusprechen, als mit einem Male der weltliche Commissär sich selbst und die Synode daran erinnerte, daß diese ganze Diskussion ungeseklich und nicht zu gestalten sey.

In der Erörterung dieser kirchlichen Fragen, wo sie das Gebiet des Rechts und der Gesetzgebung berühren, hat sich diesmal besonders der Ober-Appellationsrath Arnold (weltliches Mitglied von München) ausgezeichnet, und bei der ganzen Versammlung jedesmal die größte Anerkennung und Aufmerksamkeit hervorgerufen, so oft er sich zu äußern Gelegenheit fand.

Von Zeit zu Zeit tauchte doch bei Gelegenheit die, wie es schien, ganz zur Ruhe gebrachte friegerische Stimmung wieder auf, und manches Wort wurde gesprochen, welches nicht so ganz der Instruktion und dem Versprechen, das Veto unberührt zu lassen, gemäß war. Der Gustav-Adolphverein und die Kniebeugung wurden manchmal auf einem Umwege plötzlich hereingebracht, und in ein rasches Streiflicht gestellt, worauf dann allemal das Direktorium eiligst bemüht war, die Eindringlinge wieder vor die Thüren der Sacrosancta Synodus hinauszusenden. Doch blieb im Ganzen der Friede, die Treuga dei, ungebrochen. Allmählig löste sich auch die zuvor so compacte Einheit der Synode auf, und die Herren sängen an, unter einander selbst uneinig zu werden, natürlich, wenn es sich nicht um die bekannten Hauptfragen handelte. Überhaupt war es nicht Allen ganz gelegen, daß eine gewisse Alliance oder Fraktion überall eine Hauptautorität ausgeübt und sich insonderheit eines Hauptausschusses ganz bemächtigt habe. Es waren dies die Herren Böckh, Bomhardt, Göy und Notenhan, welche bei allen Fragen mit ihren Ansichten vorangingen und durch geschickte Taktik ein erstaunlich breites Terrain eingenommen hatten, wovon fühlten sich andere, bescheidnere Glieder schon um der Bescheidenheit willen etwas molestirt. Der Ausschuss für die Gottesdienstordnung, also der wichtigste, welcher die ganze künftige Gestalt unseres Kultus und unserer sonntäglichen Andachtsfeier, Liturgie u. s. w. zu begutachten hat, war von obenbesagten Männern in Beschlag genommen, und hiezu zogen sie noch, so oft sich Gelegenheit gab, den Petitionsausschuss, und die in diesem ihnen verwandten und zugethanen Kräfte zur Verstärkung ihrer verschiedentlichen Motionen bei. Es war da der einzige Fikenscher aus Nürnberg, welcher mit Obgenannten nicht harmonirte, und ihren Vorschlägen (z. B. über Altargefang, Responsorien, Litanei, knieendes Gebet u. s. w.) nicht beistimmte. Aber da er ganz allein war, so wurde er im Ausschuss allemal überstimmt. — Als nun diese Vorschläge vor das Plenum kamen, so sah freilich die Sache anders aus, und es traten von allen Seiten sehr lange Gesichter ein. Dies bildete denn hauptsächlich den Stoff der letzten Sitzungen, wo sich Alles ohnehin zusammenbrängte und aufhäufte.

(Schluß folgt.)

Hat Calvin die unveränderte Augsbургische Confession unterschrieben?

Das diesjährige Vorwort der Ev. K. Z. beantwortet diese Frage bejahend, und legt natürlich auf dieses Faktum Behufes der Union der beiden Evangelischen Schwesterkirchen das größte Gewicht. Es heist: „Die unveränderte A. C. kann ohne alle Beeinträchtigung der Reformirten als Symbol der unit. Evangelischen Kirche in ihrem gegenwärtigen provisorischen Zustande proklamirt werden. Calvin selbst hat sie ohne alles Bedenken unterschrieben. Er sagt in einem Briefe vom Jahre 1557 (bei Cyprian, kirchl. Vereinig. d. Prot.): „Die Augsburgische Confession habe ich vorlängst willig und freudig unterzeichnet.“ Dies geschah beim Antritte seiner Ämter in Straßburg, also ehe die veränderte Confession vom Jahre 1540 vorhanden war.“ Der Beweis, den Dr. Hengstenberg aus Cyprian für seine Behauptung beibringt, scheint auf den ersten Anblick so unwiderleglich, daß man dadurch an der ganzen sonstigen geschichtlichen Entwicklung beider Kirchen, die doch nun einmal seit Luther und Calvin getrennt sind, irre werden könnte. Denn sieht jene Unterschrift Calvin's historisch fest, dann bleibt ganz unerklärlich, warum dennoch alle Calvinischen Kirchen sich stets geweigert haben, die unveränderte A. C. anzunehmen, warum vielmehr die Deutschen Reformirten stets nur die veränderte haben annehmen wollen, und warum in Zürich, Cleve-Berg und Mark, wo beide Confessionen seit Jahrhunderten neben und unter einander blühten, die Lutheraner schon auf den Titeln ihrer Kirchenordnungen und Gesangbücher im Gegensatze gegen die Reformirten sich stets „der unveränderten A. C. zugethan“ nannten. Jene scheinbar historisch erwiesene Behauptung beruht aber einerseits auf einer irrigen Combination von Dr. Hengstenberg, andererseits auf einer falschen Citation Cyprian's, wofür einen genauen Nachweis zu erhalten hoffentlich jedem Leser willkommen seyn wird.

1. Zunächst ist die Combination unrichtig: „Dies Unterzeichnen geschah beim Antritte seiner Ämter in Straßburg (1538), also ehe die veränderte Confession vom Jahre 1540 vorhanden war.“ Calvin hat vielmehr weder damals noch jemals die **unveränderte** A. C. unterschrieben; denn 1. er selber bezeugt ausdrücklich das Gegentheil, und 2. dies konnte damals in Straßburg gar nicht von ihm verlangt werden.

Calvin sagt in einem Briefe, Genf den 2. December 1559, an Bullinger, der wegen der zu großen Vorliebe Calvin's und Beza's für Unionsverhandlungen zürnte, zu besänftigen (Beilage zu Schloffer's Leben Beza's S. 301.): „Obiicis

Principes teneri quasi vinctos suo praeiudicio, quia Augustanae confessioni stare volent. Crede mihi, in iusta disceptatione cessarent magnificae illae iactantiae, quibus non secus atque ampullis impetitur. Interfui, ut scis, non amicis tantum colloquutionibus, sed professis certaminibus (zu Frankfurt, Hagenau, Worms und Regensburg 1539—1541). *Numquam a me flagitata est confessionis approbatio.* Ego autem obtinui, ut vocem *realiter* Philippus expungeret.“ Die Unterschrift der (unveränderten) A. C. ist also Calvin nie zugemuthet worden, geschweige, daß er sie vollzogen habe. Er hat vielmehr Melanchthon bewogen, den ihm damals (und immer) anstößigen Ausdruck realiter wegzulassen. Dieser Ausdruck scheint nun wirklich ursprünglich in der A. C. gestanden zu haben, da ihn das Anspachische altentmässige Manuscript enthält, wogegen er in der 1540 und 1541 von Melanchthon officiell übergebenen sogenannten variata fehlt. Vielleicht ist also damals Calvin die Veranlassung dieser Auslassung geworden, wo er mit Melanchthon das innigste Freundschaftsbündniß schloß und in der Abendmahlslehre völlig mit ihm und Cruciger übereinstimmte, wo so eben die Wittenberger Concordie von den Schweizern angenommen worden, und auch Luther milde und weich gesinnt war. Oder Melanchthon hat diesen Ausdruck aus der anderen officiellen Bekenntnisschrift, in Regensburg übergeben, weggelassen.

Warum aber wurde damals beim Antritte seiner Ämter in Straßburg diese Unterschrift nicht von Calvin verlangt? Die Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes thaten dies nicht, weil man damals überhaupt sehr schonend einander in diesem Punkte behandelte, weil sie damit zufrieden waren, daß Straßburg die A. C. angenommen hatte, weshalb man voraussetzen zu dürfen glaubte, daß der Straßburger Professor Calvin, Bucer's College, wenigstens in ihrem Geiste (zuerst) Lüneburg und (später) Straßburg selber vertreten würde. Straßburg selber verlangte aber diese Unterschrift nicht, weil es damals die fürstliche A. C. nur neben seiner städtischen A. C. (Tetrapolitana) angenommen hatte, so daß diese dabei als erste und eigentliche Confession (bis 1563) in voller Kraft blieb, so daß dieser gemäß die Synodalartikel von 1533 und 1539 — also gerade während Calvin's Anwesenheit — abgefaßt wurden, und die Stadt nur politisch seit 1532 *Principum* confessioni addicta war. Daher dauerte sogar die Verschiedenheit in der Abendmahlslehre fort, nur daß Bucer eine hin- und herschwankende Mittelform suchte, und wenn damals die Straßburger von „unserer A. C.“ sprechen, ist nur die Tetrapolitana gemeint, die sie noch 1534 — und nicht die Augustana — den Schwei-

reichlicher Lebenden ihr zarteres Gefühl für gesellschaftliche Bedürfnisse, für reinlicheres, reizbareres und doch in ruhigeren Formen verlaufendes Auftreten in ihrer Selbstlosigkeit für das einzig menschlich würdige Auftreten, für den Inbegriff menschlich-sittlichen Auftretens schlechthin ansehen, und dagegen die sittliche Schale des gemeinen Mannes zu studiren, sie als etwas an seinem Orte Vernünftiges anerkennen zu lernen, sie zu verstehen zu faul sind, und in dessen Erziehung eingreifen, so daß sie ihm Empfindungen, Betrachtungen einpflanzen, die er mit seinen Mitteln nicht schützen kann, ihm Bedürfnisse anbillen, die er nicht befriedigen kann; aber hinwiederum versäumen, ihm Kräfte und Aufmerksamkeiten anzuerziehen, die er ganz nothwendig braucht, machen sie ihn erst zum jammervoll-elenden, zum ganz zerschlagenen, in sich zu Grunde gehenden Menschen. Freilich hat es etwas das feinere Gefühl, wo es vom Verstande verlassen ist, Empörendes, zu sehen, wie etwa ein armes Kind, was dem Vater, der auf der Arbeit ist, hat Essen bringen sollen und den Topf unterwegs zerbrochen, das Essen verschüttet hat — oder ein armes Kind, was der Mutter für ein Paar Pfennige etwas vom Krämer hat holen sollen und unterwegs die Paar Pfennige vertrudelt hat, mörderlich für solche scheinbar kleine Versehen geschlagen und gezügelt wird; — aber dies selbe Kind soll ja lernen, daß ein Dreier eine wichtige Sache in der Haushaltung, daß für einen Arbeitsmann ein zerbrochener Topf, der sein Essen enthielt, ein Unglück ist; es soll diese Dinge hochwichtig nehmen lernen, denn für sein Leben werden diese Dinge (soll anders dies Leben in Ehren geführt werden) einmal hochwichtig seyn, und keineswegs Kleinigkeiten, wie für den Banquier oder Geheimen Rath. Von noch höherem Standpunkte sind ja die Kapitale des Bankiers und die Orden des Geheimen Raths auch wahrer Quark, und dennoch lehrt er seinen Kindern, und mit Recht, sie wichtig zu nehmen; denn die Achtung davor wird ihnen einmal den Lebensweg erleichtern, wie dem Kinde des armen Mannes die Achtung vor dem Dreier und vor dem Kartoffelgerichte. Die anscheinend empörende Züchtigung ist also ganz am Orte, weil sie einmal diese Achtung einflößt, und zweitens zugleich auch, weil sie jene nothwendige Schwielenhaut bilden hilft; dagegen ein sentimentales Dazwischengreifen und Hemmen oder Ersparen solcher Strafe ist in der Regel eine eigentliche Versündigung, in welcher sich der Eingreifende die schlechte Empfindung einer Viertelstunde, die durch den Leidensanblick des Gestrasteten hervorgebracht wird, spart, um einem Mitmenschen die in seinen Verhältnissen nothwendige Bildung der Lebenskraft zu beeinträchtigen. Ein solches Eingreifen kann nun theils ein vereinzelt zufälliges, es kann auch ein methodisches seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Aus Baiern. Mittheilung aus Briefen.

(Schluß.)

— Da es ein für allemal unter sagt war, von dem Gustav-Adolphsverein und Allem, was dahin gehört, zu sprechen, die Noth aber

unserer neugebildeten protestantischen Gemeinden (J. B. Neuburg, Landshut, Passau, Perlach u. s. w.) dennoch eine Berücksichtigung dringend forderte, so war man auf den Ausweg verfallen, die Bildung eines inländischen Hilfsvereins zu beantragen, und bei dieser Gelegenheit den höchsten Stellen die Noth jener Gemeinden an's Herz zu legen. Es waren mehrere Petitionen in diesem Sinne eingelaufen, und hatten ungehindert den Weg zum Petitionsausschuß gefunden (während alle anderen Eingaben im Betreff der präkludirten Punkte auch diesmal wieder in den Händen des Dirigenten blieben, so daß die Zahl der zurückgehaltenen Eingaben in beiden Synoden sich über sechzig beläuft). Jene Petitionen waren sämmtlich darin einig, daß bei dem Zustand unserer Kirchengemeinden die Bildung eines Hilfsvereins dringend nothwendig sey, und auch von Seiten des Staats, der Ober-Curatebeobörde, das Erforderliche geschehen müsse, um den lange harrenden und seufzenden Kirchengemeinden zu Hülfe zu kommen. Da bekanntlich vom Gustav-Adolphsvereine bereits bedeutende Unterstützungen an mehrere dieser Gemeinden geleistet worden waren, aber auf Allerhöchsten Befehl sämmtlich wieder zurückgeschickt werden mußten, so lag hier freilich dem Mitgliede, welches den Vortrag über diese Petitionen hatte, die Erwähnung dieser verpönten Angelegenheit sehr nahe. Dasselbe faßte die Sache auch sogleich von diesem Gesichtspunkt und referirte im Wesentlichen so: Die dringende Noth so vieler Gemeinden, überhaupt der Zustand des ganzen protestantischen Kirchenwesens erheische alle Aufmerksamkeit und Rücksicht. Auch die Regierung, als Curatelbehörde, dürfe sich dieser Pflicht nicht entziehen, und müsse Alles anwenden, um den Gemeinden die nöthige Hülfe zu verschaffen. Insbesondere werde Niemand in Abrede stellen, daß eine Vormundschaftsbehörde ihren Pflegebefohlenen wenigstens nichts entziehen, eine bereits dargebotene Hülfe, sobald sie sonst keine Belästigung einschleife, nicht abweisen dürfe. Es sey deshalb zu hoffen, daß die in letzter Zeit vorgekommenen derartigen Maßnahmen, insbesondere das Verbot des Beitritts zum Gustav-Adolphsverein, oder der Annahme von dort gebotenen Geschenken, von der höchsten Stelle nicht für alle Zeit beibehalten werden würden; und die General-Synode möge deshalb zwar die Bildung eines inländischen Vereins begutachten, ja dringend wünschen, aber mit dem Vorbehalt, daß es in der gerechten Öffnung geschehe, das Verbot des Gustav-Adolphsvereins demnächst wieder aufgehoben und die Annahme auswärtiger Unterstützungen wieder eben so freigegeben zu sehen, als es den katholischen Mitbürgern freigestellt sey, mit dem Auslande zu ähnlichen Zwecken in Verkehr zu treten und Gaben zu empfangen oder zu senden. In dieser Weise bewegte sich der Vortrag fort — es wurde allmählig eine umfassende Beleuchtung und Kritik des Ministerialverbots gegen den Gustav-Adolphsverein daraus; und die Relation enthielt in dieser Beziehung so starke Wahrheiten, es wurde auf das finstere Treiben derer, welche den Religionsfrieden in unserem Vaterlande wieder stören wollen, so nachdrücklich hingewiesen, daß man allgemein verwundert war, wie dieser Vortrag so ungehindert passieren durfte. Indessen, als nun der Redner geendigt hatte, und die allgemeine Diskussion beginnen sollte, erhob sich der Commissär und sagte: Er habe jetzt den Beweis der größten Nachsicht gegeben, da er seiner Pflicht gemäß schon längst dem Vorgetragenen hätte Einhalt thun sollen und können; er habe der Versammlung diese Rücksicht erzeigt, um jede Spur des Mißtrauens und der Unzufriedenheit zu verwischen. Nun aber sey das Allerste der möglichen Einräumung erreicht; weiter zu gehen, würde ihn in Gefahr der Pflichtverletzung bringen; er bäte deshalb, von den ferneren Erörterungen abzusteigen, und bei der Sache zu bleiben, so weit sie mit den proponirten und diskussionsfähigen Punkten im Einklang sey. — Man ließ hierauf die weitere Polemik weg, und begnügte sich mit dem bereits im Vortrag zur Genüge Auseinandergesetzten. Und da dieser

Vortrag in der That nach allen Beziehungen meisterhaft und sachgemäß abgefaßt war, so war man ganz zufrieden, daß durch die Vorlage desselben ein hinlängliches Zeugniß der allgemeinen Stimmung und Ansicht auch vor die Augen der höchsten Stelle gelangen mußte. Der Vortrag wurde gedruckt und den Verhandlungen beigegeben; ich zweifle nicht, daß er auch außerdem wird zu haben seyn, und wünsche, daß er recht weite Verbreitung finden möge. Die Defane haben sich wenigstens mit einer ziemlichen Anzahl Exemplare davon versehen.

Dasselbe gilt auch von dem Vortrag über die Gesangbuchsache, so wie von einer Abhandlung über die Kniebeugung. Die letztere kam gar nicht zum Vortrag auf der Synode, aber sie wurde als Beilage der, dem König unmittelbar zu übergebenden Petitionsschrift, angehängt. — Die Gesangbuchsache wurde nicht so weit gefördert, als es der Wunsch aller Gutgefinnten und Einsichtigen war. Man hoffte, die General-Synode würde sich zu dem dringenden Wunsch vereinigen, daß einsteuenden eine vorläufige Maßregel, der Druck einer kleinen Sammlung zum freien Gebrauch in Kirche und Schule, wo die Gemeinden damit einverstanden sind, eingeleitet werden möchte. Allein dies ist nicht geschehen, sondern der Wunsch ist auf definitive Einführung eines neuen Gesangbuchs gestellt worden, wozu das Ober-Consistorium die nöthigen Schritte weiter thun soll. Dies ist aber jedenfalls ein Weg, der unter sechs bis acht Jahren zu keinem Ziele führen wird, und so sind wir, ungeachtet alles Aufwandes von Einsicht, Rath, Vorschlag, Gutachten &c. im Wesentlichen kaum um einen Schritt weiter gekommen. Doch ist so viel erreicht, daß die diesjährigen General-Synoden ihren dringenden Wunsch eines neuen Gesangbuchs ausgesprochen haben, während die letzte General-Synode vor vier Jahren zu einem solchen Antrag sich noch nicht vereinigt hatte. Hoffen wir nun das Beste. — Ich habe den Vortrag (von Tucher) noch nicht gelesen, höre aber allgemein, daß er ganz vortreflich sey, und mit großer Mäßigung und Einsicht die ausführbarsten Vorschläge für das neue Gesangbuch macht. Die Wahl der Lieder soll besonders aus den Gesangbüchern der letzten fünfzig Jahre — dem Ansbacher — Bairischen u. s. w. veranstaltet werden; wo sich allzu sehr veränderte und verstümmelte Lieder finden, soll man auf eine ältere Textrecension zurückgehen, doch nichts Veraltetes und Unsicheres hineinbringen, vielmehr solche Änderungen unbedeutlich machen, welche Sinn und Inhalt nicht alteriren, sondern bloß die Form genießbarer machen u. s. w. Es soll eine dreifache Ausgabe veranstaltet werden — eine schöne, mittlere und ordinäre. Die erstere soll im Preis so gestellt werden, daß dadurch die Kosten der dritten mit gedeckt werden, und diese letztere dann um wenige Kreuzer oder auch ganz umsonst an Arme und Geringe abgegeben werden kann. — Alle diese Vorschläge fanden unbedingten Beifall — und wenn unsere höchste Kirchenbehörde die Sache nicht auf's Neue liegen läßt, wie es leider schon mehrfach geschehen, so ist doch ein gutes Resultat endlich zu hoffen.

Als die Synode sich ihrem Ende näherte, bemerkte einmal der Dirigent, ob sich die Mitglieder schon für die übliche Dankadresse an Se. Majestät vorbereitet hätten. Diese Anfrage hatte eine Scene zur Folge. Es äußerte nämlich eines der Mitglieder: wofür man sich denn bedanken solle? Diese Synode hätte wahrlich keine Ursache, sich zu bedanken; bei den allgemeinen und drückenden Beschwerden, bei den Behinderungen freier Berathung und Äußerung, sey es doch gewiß höchst ungeeignet, eine Dankagung auszusprechen. — Diese Worte brachten bei dem Directorium große Aufregung hervor. Der Commissär erklärte: das heiße die Sache auf's Äußerste treiben. Nicht einmal zu dieser ganz gewöhnlichen und bei allen öffentlichen Verhandlungen üblichen Äußerung von Ergebenheit und Loyalität sich zu verstehen, das würde den schlimmsten Eindruck hervorrufen; das sey von keinen guten Folgen; das heiße nicht,

das Beste der Kirche befördern, sondern die Kirche mit Gewalt in's Verderben führen u. s. w. Man entgegnete: wenn die Dankadresse nur eine Höflichkeit, eine allgemeine Puldigung und Ergebenheitsbezeugung sey, ohne eigentlich den Dank für bestimmte Maßnahmen &c. zu involviren, so könne man sich wohl dazu verstehen; indeß müsse doch Alles entfernt gehalten werden, wodurch der Schein entstehen könnte, als fühle sich die Kirche mit ihrem Gesamtzustande zufrieden und beruhigt. Denn das letztere könne man doch mit gutem Gewissen nimmermehr erklären oder einräumen. Der Commissär sprach mit tiefem Unmuth, daß es ihn fast reue, so nachgiebig und bereitwillig gewesen zu seyn; er müsse befürchten, die Mißbilligung des Ministeriums für seine bewiesene Nachgiebigkeit und Indulgenz zu erfahren; und jetzt wolle die Synode ihn noch dem Äußersten bloßstellen; er solle vielleicht für alle bewiesene Schonung und Rücksicht noch zum Dank die Königl. Ungnade auf sich laden! — Man fing hierauf an, sich nachgiebiger zu beweisen, und brachte endlich eine so gefaßte Dankadresse zustande, womit alle Theile ziemlich zufrieden waren. Vor Allem wurde darin mit Dank des fortwährenden Staatsbeitrags von 30,000 fl. für die Pfarrwitwen und Waisen erwähnt, dann eine Ergebenheitsversicherung und Zuerkennung auf Königl. Puld und Gnade hinzugefügt, und endlich noch auf seine und verblühte Weise der Beschwerdepunkte gedacht, deren Erledigung man von Sr. Majestät Gerechtigkeit und Milde unzweifelhaft sich zu versprechen getrauen dürfe.

Endlich kam denn der lange ersuchte Schluß und das mit Spannung erwartete Endprotokoll, auf dessen Abfassung so vieles ankam. Man war, wie gemeldet, übereingekommen, daß die Beschwerde wegen verletzter Competenz, verfassungswidrig beschränkter Berathungsfreiheit, überschrittenen §. 7. der II. Verf. Beilage, ungebührlich angewendeten §. 15. der Instruction u. s. w., daß alles dies vor dem Schluß des Protokolls und der Namensunterschrift ausgedrückt und beigelegt seyn sollte. Diese Sache hatte, wie ebenfalls gemeldet, weilläufige Debatten und manche Schwierigkeiten veranlaßt. Denn die Commissäre bestanden anfänglich darauf, daß in's Schlußprotokoll nur solche Gesamtschlußbeschlüsse der Synode gehörten, welche zur wirklichen, unbestrittenen Berathung und Schlußfassung gediehen seyen. Jene Beschwerde könne aber nicht als Beschluß der ganzen Synode angesehen werden; denn dazu gehörten auch der Dirigent und weltliche Commissär, welche ihrer Instruction gemäß an jener Beschwerde nicht Theil nehmen könnten, da vielmehr die Beschwerde gegen sie selbst und ihre Maßnahmen gerichtet gewesen sey. — Auch sey jene Beschwerde nicht auf dem ordnungsmäßigen Wege durch den Ausschuß gelaufen; denn dies könnte auch gar nicht seyn, da eben die Commissäre gemäß der Instruction solches jederzeit wieder stützen müßten u. s. w. Diese, durch ihren fortwährenden Ertelsgang fast an's Komische hinstreifenden Einklinkungen und Tergiversationen hatten geraume Zeit die Berathungen hingehalten, bis man endlich sich dahin vereinigte: es sollten alle ordnungsgemäß und ohne Widerspruch der Commissäre verhandelten Gegenstände zuerst in's Protokoll kommen; dann aber als Desiderium sämmtlicher Synodalglieder das Erwähnte beigelegt werden. Dem zweiten Sekretär (Defan Wirth aus Leipzig) war zu dem Ende eine bestimmte Formulirung eingehändigt. Als jetzt das Schlußprotokoll verlesen wurde, lautete es zu Älter Erkaunen so: Nachdem alle Anträge und Beschlüsse, welche die Beschwerdepunkte nicht betrafen, aufgezählt waren, hieß es weiter: „Hiemit wurde das Protokoll geschlossen, und sämmtliche Anwesende erklärten, daß in Vorliegendem alle ihre Bitten und Wünsche enthalten seyen. Das Protokoll wurde sofort unterschrieben, wobei die anwesenden geistlichen und weltlichen Glieder der Synode noch die Erklärung abgaben, daß sie durch die auf der Synode geübte Beschränkung der Berathung sich beschwert erachten müßten und es als

allgemeinen und dringenden Wunsch aussprechen, daß der General-Synode die verfassungsmäßige Competenz nicht länger entzogen werden möge.“ — Mit dieser Fassung erklärte sich Alles einstimmig nicht zufrieden; hier sey der Nerv abgeschnitten, das Wort Rechtsverwahrung nicht einmal gebraucht, der §. 7. der Verf. und der §. 15. der Instruction gar nicht erwähnt, kurz die ganze Erklärung lahm und kraftlos gemacht; nicht zu gedenken des bedenklichen: in Vorstehendem seyen alle Bitten und Wünsche enthalten, welches man durchaus nicht so zugeben dürfe, vielmehr sey ja die Synode des Gegentheils gewiß und überzeugt, daß nicht alle Beschwerden und Anliegen zur Berathung gekommen seyen. Kurz, man begreife nicht, wo das Versprechen der Commissäre geblieben sey, und was aus der, dem Sekretär eingereichten Formel geworden. Der Dirigent bemerkte, daß ihm der Sekretär nichts gegeben habe; der Sekretär entschuldigte sich bestürzt mit dem Übersehen bei der, allerdings diesmal in's Große gegangenen Arbeit der Protokollredaktion, welcher die beiden Sekretäre, im Schweiß des Angesichts, Tag und Nacht obgelegen, und noch drei volle Tage nach beendiger Synode damit zubrachten. — Endlich, da die Zeit drängte, der Gottesdienst bereits anheben sollte, so änderte man obigen Protokollschluß im Sinn der Beschwerdeführer dahin: daß im Schlußprotokoll zwar alle, zur Berathung gekommene Anträge ic. enthalten seyen; daß aber nun alle Mitglieder einstimmig zu der Erklärung sich gedrungen fühlten u. s. w., nun ließ man in hinreichend kräftiger Art die ganze Rechtsverwahrung folgen, beschwerte sich ausdrücklich über den §. 15. der Instruction, welcher den beiden Commissären die unbedingte Gewalt einräumt, jede Eingabe und Beschwerde zurückzuweisen, ohne den Ausschluß davon in Kenntniß zu setzen — berief sich nachdrücklich auf die im §. 7. der II. B. Weil. ausgesprochene und feierlich garantierte Competenz der Synode — und ließ hierauf erst sämtliche Unterschriften folgen.

So endigte sich die merkwürdige General-Synode des Jahres 1844. — Das Resultat war in Uebach allerdings ein anderes, als in Baireuth; doch gibt es Leute, welche sich von beiden gleich wenig versprechen. Auch die Eingabe, welche unmittelbar an den König gemacht worden, und in ganz gleicher Weise, wie die Baireuther Petition, mit Zugabe mehrerer Vorträge und Gutachten, die Abstellung der gegenwärtigen Beschwerden erheischte, ist nun zwar bereits in die Hände Sereñissimi gelangt; und es ist nicht zu zweifeln, daß er sich darüber eine gründliche Ansicht zu verschaffen wissen wird — aber auch, daß Er dann und immer thun wird, was er will und mag — und dies wollen wir eben abwarten.

Wir freuen uns, der oben mitgetheilten Correspondenz eine Nachricht anschließen zu können, die wir der Augsb. Allg. Zeitung entnehmen, und wonach des Königs von Baiern Majestät zu verordnen geruht hat: „daß, so lang Allerhöchstdieselben nicht anders verfügen, alle vermöge der Conscriptio dienenden nicht-katholischen Soldaten während der durch das Heer-Ergänzungs-Gesetz vorgeschriebenen Dienstzeit nicht zur Bildung von Spalieren zu Fuß bei Processionen verwendet werden sollen, wobei das Sanctissimum getragen wird. Die Abtheilungs-Kommandanten sind angewiesen, sich hienach genauestens zu achten und keine der Obenbezeichneten zu dem angegebenen Dienst zu beordern.“

Wenn wir recht verstehen, so ist damit der letzte Rest eines

direkten Zwangs zur Theilnahme an dem katholischen Gottesdienst beseitigt. Unsere, als Evangelischer, Deutscher und rechtschaffener Anhänger der monarchischen Verfassung, Freude würde noch vollkommener seyn, wenn das, was wir uns als den Königlichen Willen zu denken für berechtigt halten, in der Ausführung nicht eine Minderung erlitten hätte, für die wir nicht geneigt sind, sofort denselben unmittelbaren Ursprung vorauszusetzen.

Wir meinen damit nicht etwa den bedingenden Zusatz: so lange nicht anders verfügt werden würde — denn dieser soll gewiß nicht ein Denkmal Königlicher Gerechtigkeit zum Akt momentaner Laune machen, sondern vielmehr nur andeuten, daß das Hinderniß der Theilnahme des protestantischen Militärs auf andere Weise gehoben werden möchte. Was wir im Sinne haben, ist die Beschränkung auf die gezwungen Dienenden, bei denen somit die Nothigung zur Kniebeugung vor dem Sanctissimum ein direkter Zwang wäre. Die Protestanten, sagt die Verordnung stillschweigend, deren Militärdienst ein freiwilliger ist, mögen diesen Dienst aufgeben, wenn sie die demselben gesetzten Bedingungen nicht erfüllen zu können glauben.

Es sind theils rechtliche, theils politische Bedenken, denen unseres geringen Erachtens diese Bestimmung unterliegt. Was die ersten anlangt, so kann nach der Bairischen B. U. Tit. IV. §. 5. jeder Baier ohne Unterschied zu allen Civil- und Militärämtern gelangen. Wenn nun in solche Ämter eine Dienstpflicht willkürlich gelegt, und somit ihre Befreiung von Bedingungen abhängig gemacht wird, welche die Bairischen Protestanten nicht ohne Verletzung ihrer kirchlichen Pflichten erfüllen können, ohne daß jene Dienstobliegenheit eine wesentlich mit dem Militärämte als solchem verknüpfte ist, so wird, wie es scheint, jenes Verfassungs-gesetz nicht weniger dadurch verletzt, als wenn geradezu die katholische Confession als Bedingung eines Militärämtes aufgestellt würde. Dazu kommt dann noch die politische Erwägung, ob es wohl im Interesse des Staats liegen könne, den religiösen und kirchlichen Indifferentismus durch einen weltlichen Vortheil, von dem sich die Gläubigen und Kirchengesinnten, um dieser ihrer Gesinnung willen, ausgeschlossen sehen, zu belohnen. Von nicht geringerer politischer Bedeutung aber möchte das Gefühl einer Entfremdung und Isolirung gegen den Staat seyn, welches durch solche Ausschließungen der protestantischen Glieder in diesen geweckt und genährt wird, wenn es nicht zugleich beabsichtigt wird und gelingt, die vollkommene verfassungsmäßige Gleichheit der Confessionen aufzuheben, und den Staat rechtlich zu einem katholischen zu machen, in welchem sich die protestantischen Bürger de jure mit einer geringeren aktiven Theilnahme an dem öffentlichen Leben zu begnügen haben. Eine rechtliche Stellung dieser Art allerdings würde an sich so wenig eine politische Isolirung einschließen, als z. B. der Unterthan sich darum dem Staat entfernter zu fühlen hat, als der Fürst, weil er jenes und nicht dieses ist.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 27. November.

N^o 95.

Über Eugen Sue's Geheimnisse von Paris und dessen ewigen Juden.

(Fortsetzung.)

Wie oft geschieht es nicht, daß von Leuten, die ein reichlicheres Einkommen, aber entweder kein hinreichendes Kapitalvermögen haben, oder letzteres ihren leiblichen Anverwandten nicht schmälern wollen, doch arme Kinder aus Mitleiden in's Haus genommen und erzogen und dann bei dem Tode der Aufnehmenden habelos dem Kampfe mit des Lebens Stürmen preisgegeben werden, dem sie gewachsen gewesen seyn würden, wären sie in ihren armen Verhältnissen weiter erwachsen, und denen sie nun nicht nur wenig entgegenzusetzen, denen sie sogar nun eine weit zartere Empfindung, ein für diese Verhältnisse schiefes Ehrgefühl entgegenzutragen, von denen sie also größere Leiden zu erwarten haben. Für einige reichlichere Jugendjahre haben sie dann eine Reihe furchtbare Leidensjahre, wo nicht gar ein geknicktes Leben bis zu Ende eingetauscht. Ist das auch noch ein wahres Mitleid gewesen, was so handelte — oder nicht vielmehr ein vollkommen dummes? Und dies wird immer noch unter die zufälligen, einzelnen Erscheinungen gehören — aber methodisch wird die Sache, wo z. B. eine wahrhaft edle und schöne Einrichtung, wo die f. g. Kleinkinderbewahranstalten von albern-mitleidigen Leuten geleitet, d. h. so geleitet werden, daß die Kleinen dann im Vergleich mit ihrem Leben in der Anstalt den Umgang mit den eigenen Eltern bald empfinden lernen als einen Umgang mit rohen Barbaren; daß sie blind werden für die Ausprägungen der Liebe des schwielenseifen, arbeitsharten Vaters; daß sie den Dreier und den Löff mit Kartoffelbrei nicht mehr als einen Schatz ansehen; daß ihnen aller richtige Takt abgeht für die Begegnung mit künftigen Genossen; daß ihnen der aus Mangel an Zeit und Sinn äußerlich vernachlässigte, väterliche Heerd wie ein Schmutzwinkel vorkommt. Es mag ein ganz angenehmes Spiel seyn mit milden, christlichen Empfindungen, wenn liebe Damen mit den Kleinen hüpfen und tändeln und ihnen Märchen erzählen; es mag eine momentane Wonne seyn, den Kleinen angenehme, süße Dingerchen zuzutragen, die sie sich ehelicher Weise vielleicht nie in ihrem Leben selbst wieder kaufen können, und nach denen sie doch die Sehnsucht behalten — aber kein Wort geht verloren am jüngsten Tage, was auf dieser Erde gesprochen worden ist, und noch weniger ein selbstseliges Augenglänzen, wie es mit solchen f. g. christlichen Waffen gegen die Langeweile und den Müßiggang (und das wird ab und zu doch am Ende diese Kinderförmige werden) verbunden ist. Im Campo Santo von Pisa ist die Auferstehung und das jüngste Gericht

dargestellt, und Jeder, der das Bild gesehen, erinnert sich jener komischen Gruppe, die ein auferstehendes Mönchen bildet, was sich ganz unerwartet, statt im Schoße der Seligen, in den Krallen des Teufels sieht.

Wir wollen diese Dinge nicht weiter in's Einzelne verfolgen, denn auch das wenige bereits Angeführte wird hinreichend angedeutet haben den Gegenstand, den wir hier zunächst in's Auge fassen wollten, jene Gränzbevölkerung nämlich zwischen den Schichten des Volksthumes höherer, reichlicher lebender Klassen, und des Volksthumes niederer, ärmlischer lebender — jener Gränzbevölkerung, welche die Bedürfnisse und theilweise oder ganz die Empfindungen der ersteren, aber nur die äußeren, nicht einmal die moralischen Mittel der letzteren hat, um sich durch's Leben zu schlagen; jene Gränzbevölkerung, welche von allen unglückbelasteten Wesen die unglücklichste Schicht ist. Das Leben, die Noth, den Jammer, das Elend, die Gefahren und das Kämpfen oder Versinken so gestellter Individuen hat Dickens mit seiner Beobachtungsgabe studirt und dargestellt, wie andererseits auch die Erscheinung und das Auftreten ihrer Antipoden, d. h. solcher Leute, die ihrer Erziehung und Empfindung nach der niederen Schicht angehören, und die, weil sie die äußeren Mittel reichlicheren Lebens durch Zufall oder Erwerb erlangt haben, nun in die höhere Schicht einbrechen, und da ihre Rolle als Gränzbevölkerung, die von der anderen Seite herkömmt, zu spielen suchen; wie ja überhaupt der humoristische Dichter diese irregulären, phantastischeren, gesellschaftlichen Erscheinungen recht eigentlich als sein Terrain erkennen muß. Dabei aber fühlt man dem Englischen Dichter an, während er das Mitleid für jene verlassenen, gesunkenen, gesunkenen u. s. w. popularisirt, während er es als eine mächtige Species in den Farbenschränk der Literatur hereingesetzt hat, man fühlt ihm dennoch auf allen Seiten an, daß er diese Gränzbevölkerung als die Ausnahme kennt, daß er sittlich tüchtig eingeschaltete, niedere sowohl als höhere (obwohl letztere weniger) Klassen kennt und anerkennt. Während er nun dadurch, daß er für seine Dichtung Zeiten wählt, die der Gegenwart angehören oder näher liegen — während er dadurch, daß er für seine Dichtung ein Terrain wählt, welches hauptsächlich von der enger zusammengedrängten großstädtischen oder ihr nahekommenen Bevölkerung besetzt ist — während er endlich dadurch, daß er die Seele peitscht mit schillernden Empfindungen, Nübrungen, Spannungen, die sich an das Leben jener von uns als Gränzbevölkerung bezeichneten Klasse anknüpfen — während er durch alles das wesentlich von Walter Scott und dessen nächsten Nachahmern hinwegtritt, einen Übergangsschritt thut zu unserem Französischen Romandichter — trennt ihn wie-

der ganz entschieden und in gutem Sinne von diesem die überall fundgegebene Ansicht und Absicht: Ausnahmefälle und Ausnahmemenschen, Ausnahmefälle und Ausnahmelagen darstellen zu wollen. Er nimmt sein Mitleid, seine Nüchternheit für singuläre Erscheinungen und Charaktere in Anspruch und läßt hinter der Bühne, auf welcher grade seine Personen auftreten, den ganzen Lebensbestand der höheren und niederen Klassen, in wie weit er ein gesunder, sittlich festgestellter ist, als anerkannte, unberührte Lebensbasis. Dagegen, was thut unser Französischer Romantiker? Er kennt erstens (und hier mag ihm der Unterschied des Französischen in seinen ständischen Verhältnissen verwüsteten Volkslebens von dem Englischen als Entschuldigung dienen), er kennt im Grunde einen festen sittlichen Bestand, ein festes sittliches Bewußtseyn der einzelnen Klassen, also auch der niederen Klassen des Volkes gar nicht — nur wo er ganze Klassen der Bevölkerung nicht nach dem Leben zeichnet, sondern in ihnen sich eine willkürliche Karrikatur aufpußt, nur da leiht er ihnen auch eine Klassengefinnung, leiht er ihnen einen Charakter, der als sittliche Färbung (freilich dann in der Regel in abscheulichen Farben) angesprochen werden kann, z. B. seine Jesuiten. Sonst aber stellt er nicht, wie Dickens, Ausnahmeharakter, Ausnahmelagen dar, die durch den Hintergrund volkstümlicher Massen sich in der Zeichnung auch als Ausnahmen hervorheben, sondern er kennt überhaupt nur dies abnorme, subjektive Daseyn, er kennt nichts als das, was wir im Allgemeinen als sittliche Frage, als sittliche Krüppelbildung bezeichnen müssen. Sein Großherzog von Geroldstein ist so gut eine solche Frage, wie sein Chourineur; seine Goualeuse so gut wie seine Chouette; Murph so gut wie Polidori; Agricola so gut als Fräulein v. Corderville — es sind eitel Fragen. Wir wollen der Französischen Nation den Ruhm nicht streitig machen, daß sie mehr Individuen zähle, die, statt in einfachem Takt die väterliche oder die Standes Weise ruhig und natürlich fortzuleben, sich nach irgend einer Seite ausrecken, die in irgend einem narrenhaften Ehrenpunkte, die in irgend einer Neigung oder Leidenschaft, welche (wie man sich jetzt in Frankreich zart ausdrückt, um sittliche Knechtschaft zu bezeichnen:) stärker ist, als ihre Inhaber selbst, oft nur aus irgend einer Eitelkeit stärker gemacht wird, als diese; die in irgend einer Grille oder Sünde zur kapitalen Frage werden — diesen Ruhm wollen wir nicht befreiten; aber immer bleibe es doch auch an einem Schriftsteller ein charakteristischer Zug, daß er sich nichts als Fragen zum Gegenstande der Darstellung wählte, wenn er auch nicht als der wesentliche Erzeuger der Fragen, die er darstellt, selbst angesehen werden müßte. Ein Schriftsteller dieses Verhaltens zeigt sich dadurch als auf dem Standpunkte der Menschen, die eine gewisse halbe Bildung und halbe Einsicht gewonnen haben — es ist dies ein Standpunkt, wo man allerdings die begegnenden Menschen nicht mehr naiv, nicht ohne über sie zu reflektieren nimmt, wo man aber auch noch nicht wieder zu der Feinheit der Beobachtung und zu der Ruhe und Geduld der Zusammenfassung gekommen ist, um der Natur ihr volles Recht angedeihen

zu lassen; es ist vielmehr der Standpunkt wo man sich gewisse psychologische allgemeinere Auffassungen angeeignet, gewisse Charaktererscheinungen durch allgemeinere Reflexionen erklärt hat, wo man aber nun auch schematisirt, hinter den natürlichsten Dingen immer psychologische Fragen sieht, aus jedem Menschen, der einem mit seinen Interessen in den Weg tritt, einen abgefeimten Bösewicht; aus jedem unklaren Menschen ein tiefes Original; aus jedem pathetischen Kerl einen energischen Charakter und aus jedem nahe an's Wasser gebauten Auge eine himmlische Seele macht. Nur durch ein geübteres und keckeres Darstellungstalent erhebt sich Herr Eugen Sue über diesen Standpunkt, der in Deutschland der zu seyn pflegt der sentimentalischen Kaufmannsdiener, der romangebildeten Nähjungsfern, der gitarrespielenden Barbiergefellen, der seminareraufgeblasenen Dorfschulmeister, und der für den Gustav-Adolphsverein oder für die philanthropischen Zwecke des Orients schwärmenden Subalternbeamten, Thorfschreiber und Seifensieder unserer Mittelstädte. Unter diesem Völkchen und unter den Theilen höherer Schichten, die zufällig jenen an Färbheit und Urtheilslosigkeit vollkommen gleich sind, haben denn auch die Sue'schen Romane, (die Sue'schen Fragegemälde, sollte man sagen, Furore gemacht.

(Schluß folgt.)

Pastor König.

Der Auerbecker Pastor König beschließt das zweite Heft seines „rechten Standpunkts“ mit folgenden Worten:

„Thatsache bleibt, daß mit mir Hunderttausende vorhanden sind, die meine Ansicht“ — von der heiligen Schrift, daß sie nicht geoffenbarte göttliche Wahrheit, sondern theils vernünftige, theils unvernünftige menschliche Gedanken enthalte — „theilen. Der Kampf hierüber ist in das dritte Stadium eingetreten. Im ersten Stadio war das von mir hier Vorgetragene das Resultat des Forschens der Gelehrten auf unseren Hochschulen. Im zweiten Stadio wurde es von den ausgezeichnetsten praktischen Geistlichen auf den Kanzeln verkündigt. Jetzt, im dritten Stadio, ergreift das Volk die Sache und macht sie zu der seinigen, und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß dieses Volkes Stimme Gottes Stimme ist. Das ist mein Glaube, für den ich streite.“

Also Volkselemente gegen die Herrschaft des Königs der Wahrheit ist der „rechte Standpunkt“, publicirt Herr Past. König. Die Frage: „Ob Schrift, oder ob Geist?“ hat somit ihre unverholene Fassung: „Ob Schrift, oder ob öffentliche Meinung?“ bekommen. Anstatt der Stimme des wahrhaftigen Gottes in seinem Worte zu gehorchen, erwählt dieser Geistliche den großen Haufen zu seinem Gotte, setzt ihn auf den Richtstuhl, diesen neuen Herodes, und ruft ihm zu: „Das ist Gottes Stimme und nicht eines Menschen!“ Apostelgesch. 12, 21 ff. So feiert der gemeine Nationalismus das Fest seiner praktischen Coalition mit dem vornehmen pantheistischen Bruder.

Wir würden den Raum dieser Spalten für zu kostbar halten, um abermals dieses Mannes platte Verläugnung der christlichen Wahrheit dem Leser vor Augen zu stellen, drängte uns nicht die Liebe zu der zertretenen und geschundenen Kirche zu stets erneutem Proteste gegen diese Menschen, welche je länger je frecher die „Bürger“ zu der Botschaft an den Herrn Jesum aufwiegeln: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche“; blutete uns nicht das Herz im Hinblick auf das geärgerte und gefangengeführte Volk, welches durch die Königschen Schriften willig sich stärken läßt in seinen abgöttischen Lüsten. *) Doch wenige Worte werden genügen, um auf's Neue zu zeigen, wofür die Kirche zu solchen Dingen sich zu versehen hat.

Siebenzig Jahre lang, sagt Herr Past. König (S. 26 ff.), habe das freie Licht, dem vor Allem Friedrich der Einzige und Große Bahn gebrochen, in unserm Vaterlande gewaltet und seine Herrschaft festgesetzt. Jetzt aber träten Einzelne auf (eben die „Pfaffen und Mucker“, über die Friedrich II. „spottend die Geißel geschwungen“), welche der Verbreitung des Lichtes wehren wollten. Das sey aber ein ganz vergebliches Vornehmen. Denn diese Leute gingen darauf aus, „der Bibel wieder eine Geltung zu verschaffen, die sie in Folge der freien Ausbildung der Wissenschaft verloren hat, und niemals wieder erlangen kann und erreichen wird“. Dies will der Mann „an seinem eigenen Bildungswege“ beweisen. Zu dem Ende erzählt er umständlich und im Volkstone, wie die Bibel von den großen Lichtfreunden (Gesenius **) und Niemeyer, seinen Lehrern, traktirt worden, und daß er durch Hülfe dieser Männer den kindischen Glauben an die Bibel, als Gottes untrügliches Wort, längst gründlich losgeworden sey.

Wen wandelte bei dieser bekannten Geschichte nicht herzliches Mitleid an mit all den verlorenen Söhnen, welche zu ihrer Zeit systematisch in dem Pfaffen unterwiesen wurden, womit sie ihr väterliches Erbtheil umbringen möchten! Ja, es geziemt Allen, welche durch des Herrn freie Gnade aus den Stricken des Unglaubens errettet sind, der unsere Hochschulen zu wahren Hochgerichten gemacht hat und noch macht zum Theil — es geziemt ihnen, Samaritergedanken zu hegen gegen die armen, zum Tode verwundeten Brüder, deren Wunden noch ungelindert und ungeheilt sind, die mildeste Liebe denen bereit zu halten, welche der Väter Sünden tragen im dritten und vierten Gliede. Empörend aber ist es, wenn ein Mann wie dieser, der den

*) „In den meisten Bürgerhäusern unserer Stadt ist der Königsche rechte Standpunkt zu finden; man verschlingt begierig diese, die Gottlosigkeit stärkende Speise“ — so wird uns aus einer Stadt der Provinz Sachsen geschrieben.

**) „Daß ihm aber das A. T. von ganzem Herzen theuer war, das beweist wohl am besten der Umstand, daß er sein ganzes Leben demselben widmete“ (S. 29.). Auf diese Art würde sich z. B. auch beweisen lassen, daß dem Cato Carthago „von ganzem Herzen theuer“ gewesen ist.

Schlüssel zu aller Gottesgelehrtheit, die Erkenntniß, ein Sünder zu seyn, mit den hohnlachenden Worten wegwirft: „Ich fürchte mich nicht vor Gottes Zorn“ — wenn der hintritt und aus seinem eigenen Bildungswege dem christlichen Volke beweisen will, mit dem Herrn Jesu und seiner Versöhnung sey es Nichts! Empörend ist es, wenn ein so völlig von der Wissenschaft verlassener Mann, der die in ernstlichen Kämpfen der Erkenntniß errungenen Siege der wahrhaftigen Wissenschaft als „Dummheit“ verlacht, und in den abgetragenen Kleidern des verstorbenen Kanzlers Niemeyer noch Staat zu machen gedenkt, hintritt und sich vermißt, dem christlichen Volke an seinem eigenen Bildungswege zu beweisen, daß die Bibel auf göttliches Ansehen keinen Anspruch mehr machen könne, — um der Wissenschaft willen!

Was hält nun Herr Past. König von der Bibel? Er versichert, sie sey ihm ehrwürdig und heilig. Freilich enthalte sie manches „Unsittliche und Anstößige“ — z. B. die Opferung Isaaks (s. Hebr. 11, 17.), womit eine jüngst in den Zeitungen gemeldete Gräueltat parallelisirt wird: „Ein Vater schlachtet sechs Kinder ab, er will noch mehr thun, als Abraham“ (S. 33.) — manches „Unnütze und Widersprechende“, *) und „trage ihren rein menschlichen Ursprung auf der Stirn“. Aber das schade nichts; sie biete doch auch viel Vortreffliches, was mit der Vernunft vollkommen übereinstimmt. „Was in der Bibel scheinbar“ — was soll das heißen? — „über unsere Vernunft hinausgeht, ist weder das Meiste noch das Wesentliche. Daß ein Gott sey, daß ein heiliges Gesetz in uns und der Geist unsrerlichkeit ist, daß Liebe beglückt, und daß das Irdische und Sinnliche unsere Sehnsucht nicht stillt — das Alles sind Wahrheiten, welche unsere Vernunft mit Freuden annimmt“ (S. 33.). So entschieden sagt dieser Diener der christlichen Kirche von aller Wahrheit sich los, welche über das auch den Heiden verbliebene Licht (Röm. 1, 19.; 2, 15.) hinausgeht.

Es versteht sich, daß die alte Bibel den Liebhabern des „freien Lichts“ im Grunde höchst fatal und drückend ist — „ein aufgelegter Zwang“ (S. 36.). Aber sie ist nun einmal da, und eine durchgängig revidirte und gesäuberte Edition kann doch selbst ein Pastor König nicht flugs schaffen. Doch er macht wirklich Anstalt dazu. Zum Schul- und Volksgebrauch will er „Bibelauszüge“ haben. Die sollen alles Übervernünftige und ihm Anstößige (eingestandenermaßen grade die „Pfeiler und Grundfesten der Wahrheit“, 1 Tim. 3, 15.) verschweigen und hauptsächlich „eine Auswahl der treffenden Sittensprüche“ des A. T., die „einfache Sittenlehre Jesu“ und die „lieblichen

*) „Aus der Bibel will ich Alles beweisen: daß es Einen Gott und daß es mehr Götter gibt, daß Jesus Gott und daß er Mensch ist“ — dies hält Herr Past. König nämlich für Unsinn — „die Auferstehung der Todten und das Gegentheil u. s. w.“ (S. 31.). „Das ist aber kein Mangel der Bibel, sondern ihr Vorzug, daß Jeder in ihr findet, was er sucht“ (S. 32.). Ja — „bei den Reinen bist du rein, und bei den Verkehrten bist du verkehrt“, Ps. 18, 27.

Gleichnisse" (doch solche wie Luc. 17, 7 ff. und 18, 10 ff. wohl nicht, s. übrigens Matth. 13, 11 — 15.) enthalten. Die ganze Bibel dürfe dem Volke nur „mit Erklärungen versehen" in die Hand gegeben werden. Die alten Götter Bahrdt, Benturini und Brenneke sollen also wiederkehren. Die Lichtfreunde wollen das Volk unter ein dreifach schmählicheres Joch fangen, als das papistische gewesen ist — nur was durch die Spießruthen ihrer Jesusfeindschaft gelaufen ist, soll dem Volke zur Speise geboten werden. Den Gebildeten rath der Herr Past. König an, sich zum Verständniß der Schrift recht fleißig der Stunden der Andacht zu bedienen.

Die Zeit wird eilend kommen, daß diese „protestantischen Freunde" zur letzten Consequenz ihrer Bibelverachtung fortgetrieben werden. Es muß ihnen ja längst einleuchten, daß sie zu dem, was sie wollen, weit kürzer und vollständiger gelangen, wenn sie nicht die Bibel als einziges, oder auch nur vornehmstes Hülfsmittel zur Zusammensetzung ihrer neuen Religionsurkunde benutzen; sondern wenn sie eine Sammlung von Sittenprüchen aus dem Munde aller großen Lichtfreunde und Ver-nunfthelden, von Confutse bis auf den Past. König, veranstalten. Das würde ein rechtes Lichtbuch werden, brauchte kein Stück Finsterniß, Nichts von der Erbsünde, vom Verdienste Jesu Christi, von der ewigen Verdammniß u. dgl. zu enthalten.

Nun, Herr Past. König wenigstens hat keine Schuld, wenn die neue „protestantische" Kirche nicht zu Stande kommt. Er fühlt sich zum Reformator berufen, und vergleicht sich und seine Lichtgenossen S. 16. mit Luther, ja ohne Scheu mit dem Herrn Jesu selber.

Der Herr aber begnadige seine kleine Herde mit Geduld und Glauben, mit Demuth und freudigem Geiste, und wehre durch ihr Zeugniß den stolzen Geistern, die darauf trögen, daß ihr Weg der breite ist.

E r k l ä r u n g.

Nach dem Berichte des Herrn Prof. Guericke im Junihefte der Ev. A. Z. vom Jahre 1844 sind bei der Versammlung der protestantischen Freunde in Köthen, und besonders von einem oft genannten Mitgliede derselben, in Bezug auf die Person unseres hochgelobten Herrn und Heilandes Jesu Christi Äußerungen vorgekommen, durch welche seine wesentliche, von ihm selbst, den Aposteln und Propheten bezeugte Gottheit verläugnet, damit aber zugleich die ganze normative göttliche Autorität der heiligen Schrift, und der in ihr bezeichnete, allein sichere Grund unseres Heils für Zeit und Ewigkeit verworfen werden: denn wer die Gottheit Jesu Christi läugnet, der hat nach unserer evangelischen Erkenntniß auch keine Bürgschaft für die ewige

Wahrheit seiner Lehre, der hat in Christi Leiden und Tode keinen Grund der Erlösung und der Vergebung der Sünden, also auch keine Gotteskraft zur Heiligung des Herzens, und in Christi Auferstehung und Himmelfahrt keine Gewißheit der eigenen Auferstehung und des ewigen, seligen Lebens in der Gemeinschaft mit dem Herrn. Wer aber dieses Alles selber nicht hat und nicht kennt, der kann ja auch Anderen nicht dazu helfen, sondern befindet sich in einem Irrthume, den wir in Bezug auf sein eigenes und das Seelenheil derer, für welche er sorgen, die er fördern soll, als den allergefährlichsten bezeichnen müssen. Darum hat uns die öffentliche Kunde, nach der wir fürchten müssen, daß wahrscheinlich mehrere Geistliche der Evangelischen Kirche noch in einem solchen Irrthum befangen seyn möchten, nicht nur mit tiefer Wehmuth, sondern auch zugleich mit der dringenden Verpflichtung erfüllt, nach der Liebe, die nimmer aufhört, für die Irrenden angelegentlich zu beten, daß der Herr sie doch bald erleuchten und durch seinen Geist zur Erkenntniß der Wahrheit bringen möge, die allein zur Seligkeit führt. Nur in dem lebendigen Glauben an Jesum Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, vom Vater in Ewigkeit geboren, ist das Heil, die Rechtfertigung und Rettung aller erlösungsbedürftigen Menschen, nur in ihm ist der Sieg zu finden, der die Welt überwindet, das Herz von der Sünde reinigen und ein neues heiliges Leben für uns herbeiführen kann; nur wen der Sohn Gottes frei macht, der ist recht und wahrhaft befreit, erlöst, erworben und gewonnen von der Sünde, vom Tode, von der Gewalt des Teufels und empfängt dann die Macht, in Christi Reiche unter ihm zu leben und ihm zu dienen in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, gleichwie der Herr ist auferstanden von den Todten, lebet und regieret mit dem Vater in Ewigkeit, das ist gewisslich wahr!

Solches haben wir unterschriebene Prediger der Berliner Land-Diöcese zu einem Zeugniß für die angefochtene Ehre Jesu Christi, unseres Herrn, und seiner streitenden Kirche auf Erden hiedurch öffentlich bekennen wollen mit der Erklärung, daß wir alles Andere, was in dieser Angelegenheit zur Zeit Noth thun möchte, der treuen und gnadenreichen Leitung unseres Herrn anheimstellen.

Ideler, Pred. in Heiligensee. Weiße, Pred. in Rosenthal. Weiße, Pred. in Pankow. Wilmsen, Pred. in Weissensee. Koch, Prediger in Friedrichsfelde. Zander, Pred. in Biesdorf. Rahardt, Pred. in Klein-Schönebeck. Jöbst, Pred. in Fredersdorf. Nau, Pred. in Neuenhagen. Böttcher, Pred. in Blumberg. Lücke, Pred. in Ahrensfelde. Lange, Pred. in Malchow. Seindorf, Pred. in Lindenberg. Shadow, Pred. in Schwanebeck. Kummel, Pred. in Schönerlinde. Shadow, Pred. in Birkenwerder.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 30. November.

N^o 96.

Über Eugen Sue's Geheimnisse von Paris und dessen ewigen Juden.

(Schluß.)

Doch das ist nur unser erstens und es folgt ein bei weitem schlimmeres zweitens; denn jenes erstens bezieht sich nur auf das Talent Sue's und auf seine Bildung; dies zweitens aber zugleich auf seine Richtung: nämlich während er überall nur Fragen darstellt, knüpft er an diese Fragen Betrachtungen und sittliche Anforderungen, die Anspruch machen auf Allgemeingültigkeit. Während er z. B. die Individuen der armen Klassen, die er darstellt, großen Theils mit Empfindungen ausstattet, wie sie nur jene Ausnahmefälle reichlicher erwachsener, sorgfältig erzogener und dann in Elend herabgekommener Menschen zeigen, gründet er gleichwohl auf diese angeblich allgemein in den armen Klassen vorhandenen Empfindungen Râsonnements über die Behandlung dieser Klassen, über ihre individuelle Behandlung sowohl, als über ihre politische. Wer sich diesen Trugschlüssen, diesen Täuschungen hingibt, diese vollkommen unwahr gezeichneten Menschen als wahr nimmt, der wird freilich in Deutschland nicht leicht so weit zum Narren werden, wie uns die Pariser Zuchtpolizeigerichtsberichte mehrere bezeichnet haben; er wird nicht leicht persönlich als Robolphe oder Cabrion auftreten, um einen Mann aus dem Volke zum Chourineur zu machen oder als Pipelet zu behandeln und gehörige Prügel zu bekommen oder verklagt zu werden; aber er kann zu weit traurigerer und folgenreicherer Verwirrung wesentlich beitragen. Unsere Zeit ist ohnehin durch die communisfischen Schmierereien, welche sich an das Urtheil vollkommen unreifer Menschen gewendet haben, schon hinreichend genug hinsichtlich der politisch zunächst unverfänglich scheinenden Armenfrage in Verwirrung gebracht — kommt nun noch hinzu, daß Leute, die weder hinlänglich ausdauerndes wissenschaftliches Interesse, noch christlichen Trieb zur Sache bringen, sich doch der Beurtheilung und Gestaltung der Verhältnisse der armen Klassen annehmen, während sie ihr Urtheil nur auf die Lektüre sentimentaler Romane und auf eine höchst oberflächliche Vergleichung der Wirklichkeit mit den Romanbildern begründen, so kann nichts Anderes als Unsinn in der Praxis herauskommen: Unsinn, inwiefern man versuchen wird, höchst unzweckmäßig, sentimental und dumm in die Verhältnisse einzelner Armer oder auch ganzer ärmerer Bevölkerungsschichten einzugreifen, um am Ende im besten Falle des Teufels Dank, im schlimmeren aber auch noch ein erhöhtes Unglück derer, denen man helfen wollte, als Resultat zu haben. Die Grundbedingung aller zu bringenden Hülfe in diesen Dingen ruht aber darauf, daß man den Stand der Armen wirklich als einen Stand behandelt,

so daß also zuerst eine negative Forderung alle jene oben angedeuteten Ausnahmefälle abrechnen und sie als exceptionell von dem Einfluß auf die allgemeinere Betrachtung dieser Dinge ausschließen heißt; sodann daß man zweitens auch positiv diesen Stand als Stand, d. h. als sittlich organisch verbundene Schicht der Bevölkerung behandle und nicht Alles, was hier zu thun ist, auf Einzelhülfe durch Individuen oder Institute außerhalb des Standes der Armen begründe, denn auf diese Weise füttert man den Kropf, der sich am Halse des Staates bilden will, nicht nur größer, sondern macht ihn auch erst recht eigentlich zum Kropfe, d. h. zum unnützen, krankhaften, athem-befleckenden Auswuchs. Die Hülfe für den Stand der Armen muß hauptsächlich innerhalb desselben gesucht werden, in welcher Hinsicht Englische Geistliche den richtigen Pfad bereits gezeigt haben. Nur dadurch, daß man möglichst durch Unterstützungsvereine unter den Armen, momentan-hülfslosen Armen helfen läßt, behält diese Hülfe nach allen Seiten ihren sittlichen Charakter; sie macht in dieser Weise weder den Unterstützten leichtsinnig und sorglos, denn er hat an Reciprocität und unter Umständen an Restitution zu denken, noch macht sie ihn servil und niedrig, denn er bleibt aus dem schon angegebenen Grunde in würdigem Bewußtseyn; auch macht sie ihn nicht egoistisch und lieblos, wie es Sparkassen und Affekuranzen bewirken. Massenunterstützung von Armen, wozu die Mittel nicht von diesen Armen selbst durch Arbeit oder von ihren Standesgenossen durch Beitrag von ihrer Armuth aufgebracht werden, machen allezeit frech und undankbar, machen leichtsinnig und oft wenigstens niedrig noch nebenbei, wie ja die Frechheit in der Regel dahin umschlägt. Indem man nun, wie wir sagten, davon ausgeht, die armen Klassen als eigenen Stand zu behandeln, wird man ihnen auch sehr rasch eine sittlich-ehrenhafte eigenthümliche Standesgesinnung, die zu ihren Lebensaufgaben paßt, diese wie ein schützender Mantel deckt, anergiehen und das ist die Haupthülfe. Alles übrige ist Danaidenarbeit und Quacksalberei; alles übrige führt auf die regenlothe Straße trockene Erde, womit für den Moment geholfen, aber beim nächsten Regen der Roth und Schlamm verdoppelt ist. Herr Sue aber kennt überall in seinen Rathschlägen und Hülfen nur diese Quacksalbermittel, weil ihm, wie überhaupt dem jüngeren Französischen Geschlecht, der sittlich-politische Begriff des Standes völlig abhanden gekommen ist, und damit das sittliche Volksleben, wie er es im Auge hat, fundamenteles bleibt und lediglich auf die Führung der Einzelnen angewiesen wird — und notabene auf die Führung solcher Einzelnen, die für durchaus abstraktes Zeug, für einen völlig blauen Kriterienbaren Wahrheitsdrang, für einen Ehrbegriff, der eigentlich nichts ist, als verdammte, miserable, persönliche Eitel-

keit, und für eine sepienartig in Sentimentalität und curiosen Pathos zerfließende Liebe begeistert und gegen alle wahre Ordnung enragirt sind, gegen die Ordnung der Kirche wie des Staates, weil es nämlich mit dieser nothwendig verbunden ist, jene oben erwähnten Sittlichkeitsgespenster wie Spinnweben mit dem Besen hinauszufegen, wo sie kräftig auftritt.

Völlige Verwirrung nicht nur hinsichtlich des Urtheils über die Armenfache, sondern überhaupt hinsichtlich des Urtheils und der Auffassung des sittlichen Lebens der Menschen, und in specie der Fundamente dieses sittlichen Lebens in Staat und Kirche, das ist die nothwendige Folge, wenn Jemand diese Sueschen Fragen für etwas Anderes hält, als für alberne Faselien.

Es thut Nef. von Herzen leid, auf diesem Punkte mit seinen Beschuldigungen nicht Halt machen zu können — denn auf diesem Punkte wäre noch eine Entschuldigung des Autors möglich, welcher, da er einer Nation angehört, der der sittlich-politische Begriff des Standes abhanden gekommen und unter dem Namen der Stände nur eine sociale Karikatur und resp. Ruine übrig geblieben ist, auch nicht in so hohem Grade verantwortlich gemacht werden kann, wenn er in politischen Dingen sittlich nennt, was in der That unsittlich und verderblich ist, und unsittlich nennt, was er in den carisirten oder verwaisten Trümmern in seiner Vernünftigkeit zu erkennen und zu verstehen unfähig ist. Die bloße sittliche Verwirrung, die bloße Antipathie gegen die Kirche u. s. w. würden wir für einen Mann, der in Sue's Umgebung aufgewachsen ist, immer noch höchst verzeihlich finden. Aber die Sache geht weiter, wie wir an einem Beispiele erläutern wollen. In einer Stadt, wie Paris, ist es natürlich außerordentlich schwer, irgend eine Garantie, ja nur eine einigermaßen hinreichende Controle über Diensthoten zu gewinnen; — macht eine christliche Familie vollends auch christlich-sittliche Anforderungen an das dienende Personal ihres Hauses, so wird sie, seien diese Forderungen noch so gering, bei jedem Wechselfall des Personales von neuem in die größte Verlegenheit gerathen. Ein wahrhaftes, wirkliches und großes Verdienst haben sich also die Ursulinerinnen erworben, daß sie es unternommen haben, christliche Mädchen, für deren sittliche Führung sie leidlich einstehen konnten und deren Verhältnisse sie in dienende Stellung wiesen, auch bei christlichen Herrschaften unterzubringen, und dagegen christlichen Herrschaften christlich-sittliche Diensthoten zuzurufen. Diese Thätigkeit ist ein nicht hoch genug zu rühmendes Verdienst, um so mehr, als dadurch mit einem Male die Mädchen sowohl als die Herrschaften aller Hülfe jener tausendfach prellerischen, nach keiner Seite eine sittliche Garantie suchenden Versorgungsbureaus überhoben waren. Natürlich war aber die Feindschaft dieser Anstalten die Folge — auch das war die Folge, daß die gutgemeinte Sorge der Ursulinerinnen nicht überall gut angebracht seyn konnte (was in der Welt wäre vollkommen!); es wird genug Herrschaften gegeben haben, die bei im Ganzen leidlich christlicher Führung das Christenthum hinsichtlich der Diensthoten doch hauptsächlich im eigenen egoistischen Interesse verstanden und vice versa! Da nun die guten

Ursulinerinnen diese Sorge auch nicht in so verwachsenem Sinne üben konnten, wie jene Juden, die zum Gustav-Adolphsverein beisteuern wollten, und jene Christen, welche dieselben beisteuern lassen wollten, sondern vor allen als Zeichen christlicher Gesinnung und als erste äußerliche Garantie christlicher Lebensführung von den Leuten, deren Angelegenheiten sie sich annehmen sollten, Achtung vor der Kirche und deren Sakramenten fordern mußten, war der Punkt leicht gefunden, wo man im neuen Babel mit satanischem Gelächter sich über die guten Damen lustig machen und ihnen beim vornehmen Pöbel schaden konnte. Daß nun aber Sue solche Verhältnisse bei einer literarischen Unternehmung, die selbst hauptsächlich nur auf Geldmacherei und schönen Gewinn hinausläuft, benutzte, um in seinen Fragegemälden einige kecke Farben aufzutragen; daß er neben jenes in Paris bekannte und verhöhte Verhältniß nun ein Schattenbild einer von einem Kloster aus betriebenen Hausespionage stellt, welches eine wahre Teufelserfindung ist; daß er sich nicht schämt, auf ein ihn gar nichts angehendes, seinen Grundlagen nach nicht nur unschuldiges, sondern löbliches, vortreffliches Institut Hohn, Schmach und vielleicht Verfolgung zu häufen durch diese ehrlose Verläumdung, wozu unmittelbar sein Schattenriß in den Herzen des Pöbels umschlagen muß, das ist gradezu niederträchtig. Man kann sich in der That die Sachen nicht grauenvoller denken, als dies ist: daß politische Zeitungen in einer Zeit, wo politische Tagesneuigkeiten so zäh-schleimig und heftig-auswürfig in ihrer geistlosen Langweiligkeit geworden sind, daß Niemand mehr recht an der Ekelbrühe anbeißen mag, daß unter solchen Umständen politische Zeitungen auf die Erfindung kommen, das Interesse ihrer Leser durch monströses Confekt, durch wahre diavolini di Napoli, im Feuilleton wie mit einer moralischen Striegel munter zu kraken und ihnen Appetit zu weiterer Bezahlung ihrer Blätter zu machen; daß sie Menschen von einigem Talent miethen, sie um Lohn dingen, um solche Schandschmierereien zu liefern, und daß sich Schriftsteller finden, die auf diesen wahrhaften literarischen HurenDienst eingehen — man kann sich nichts Grauenvolleres denken, wenn nicht etwa das insipide Beifallslächeln, die habfüchtige Participantengier und die unmündige Philistrosität eines so großen Theiles unseres Deutschen Publikums, bei welchem ein großer Theil der sittlichen Entschuldigungen, die ein Franzos noch für sich hat, ganz wegfällt — wenn diese vaterländischen Erscheinungen nicht vielleicht noch jammervoller, schmachvoller, nichtswürdiger zu nennen sind.

S. L.

Auch eine Frage auf die Bitte um Belehrung aus Hinterpommern, Co. R. 3. Nr. 85., mit Bezug auf die Erklärung der Pinner Prediger-Conferenz vom 14. August 1844, Co. R. 3. Nr. 68., und andere ähnliche seitdem erschienenene.

1. Sollte es wirklich nicht rechtshaffenen und gläubigen

Predigern im Großherzogthum Posen freistehen, ja ihre Pflicht seyn, ein nicht grade ihnen persönlich zugefügtes Unrecht, denn davon handelt doch wohl eigentlich die Weisung des Herrn, Matth. 18, 15., sondern ein der ganzen heiligen evangelischen und apostolischen Christenheit öffentlich gegebenes Argerniß auch sofort öffentlich zu rügen und zurückzuweisen? —

2. Sollte es dagegen besser, ja nur irgend möglich und zweckmäßig gewesen seyn, wenn sie einzeln auf der Post oder Eisenbahn nach Halle, Anderbeck oder Pömelte sich begaben, um den Herren Amtsbrüdern (denn Brüder in Christo erklären sie ja doch selbst hautement nicht seyn zu wollen) unter vier Augen begreiflich zu machen, daß sie doch im Grunde Unrecht thäten, in Frage zu stellen, was die ganze heilige christliche Kirche seit achtzehnhundert Jahren für ausgemachte Wahrheit gehalten hat, und daß sie, was das Wichtigste ist, bei dieser Gesinnung und Überzeugung ihr Amt dennoch fortsetzen wollen.

3. Sollte man nicht berechtigt seyn, ohne weitere Formalitäten Jemanden für einen Heiden und Zöllner zu halten, der die Kirche oder Gemeinde Gottes öffentlich für den Grund alles Übels in der Welt erklärt?

4. Sollte es besser gewesen seyn, wenn man die Obrigkeit gegen diese Leute um Hülfe angerufen, und dieselbe in die Verlegenheit gesetzt hätte, sich von den Herren Pastoren Wislicenus, König, Uhlich u. die §§. 73 u. 74. t. 11. Th. II. des Allg. Landrechts *) in der Weise auslegen zu lassen, wie es früher schon der sogenannte Pöppprediger Schulz in Gieselsdorf in den neunziger Jahren, und in nicht gar längst vergangener Zeit noch erst der Pred. Sintonis in Magdeburg versucht haben?

5. Sollte der Rechtszustand in Deutschland zur Zeit der formula Concordiae, wo die Pfarrfrauen zu ihren Eheherren sagen mußten: „Schreibt, lieber Herr, schreibt, daß ihr nur ja auf der Pfarre bleibt!“ — wirklich so wünschenswerth seyn?

6. Freilich, was geht uns hier im Großherzogthum Posen die Pommerische Kirchenordnung an? — Fragt wohl wer aus Hinterpommern nach den Synodalschlüssen der Evangelischen Kirche von Polen und Litthauen und nach dem, was sonst hier bei uns Kirchenrechts gewesen ist? —

Aus dem Großherzogthum Posen, von einem Freunde des öffentlichen Verfahrens auch in Kirchensachen, NB. wo es hingehört vgl. Ev. Joh. 3, 20., Matth. 5, 14, 15, 16., Luc. 12, 2, 3. u. f. w., der sich auch selbst gern genannt hätte, wenn es die Hinterpommern zu thun für gut gefunden hätten.

Ein Bedenken.

Die lieben Brüder, die von Ostpreußen aus ihr Zeugniß den Feinden der Wahrheit entgegengerufen haben, mögen mir erlauben, ein Bedenken gegen ihre Meinung nicht zurückzuhalten. Wir müssen, sagen sie wesentlich, jene Feinde der Wahrheit für widerschriftliche Irlehrer erklären; aber die Staatsgewalt darf nicht wider sie eingreifen; *) die Wahrheit muß durch ihre eigene Kraft siegen. — Wohl, meine Lieben, dann möge die Staatsgewalt gar nichts in kirchlichen Dingen thun! In diesem Falle, wenn er eintrete, wie er etwa in Nordamerikanischen Verhältnissen eingetreten ist, brauchte die Staatsgewalt nicht nur nichts auch gegen jene kirchlichen Mottenmacher zu thun, sondern dürfte es nicht einmal. Aber unter uns ist ja Kirche und Staat eins; unter uns gilt wenigstens das noch, daß die Könige Säugammen der Kirche seyn sollen; unter uns ist wenigstens die Ordnung, daß die Staatsgewalt Pfarrer und Schulmeister bestellt, Lehrstühle auf Universitäten besetzt u. dgl. Soll sie das Letztere thun ohne alle Rücksicht auf kirchlich geistliche Tüchtigkeit? Meint ihr das, theure Brüder, wohl, dann habt ihr ein Recht, auch zu fordern, daß sie im erwachten Kampfe nicht wache, sondern schlafe, daß sie ganze Heerden ruhig von Wölfen verzehren lasse. Aber auch nur dann. Und solche Befegung der geistlichen und Lehrämter könnt ihr doch unmöglich im Ernst ansprechen, und sprecht sie nicht an. Ist's, wenn ihr aber nun den Widerspruch eurer Forderung mit eurem sonstigen Sinn und mit unseren Verhältnissen sehet, ist's dann wirklich demnächst ein Verläugnen der Kraft der göttlichen Wahrheit, zu fordern, daß diese Kraft nicht bloß in einzelnen Kirchengliedern, sondern auch im ganzen kirchlichen Organismus lebe? Ist's eine Unbilde, zu fordern, daß der Wahrheit die Ehre werden soll, nicht bloß von den Theilen, sondern vom Ganzen, nicht bloß von den kirchlichen Atomen, sondern auch von der Kirche nicht bloß von unsichtbarer, sondern auch von sichtbarer Kirche, nicht bloß von der Kirche Dienern, sondern auch von ihren Führern, nicht bloß von der Herde, sondern auch von den Hirten und Oberhirten, vom kirchlichen Regiment, und von ihm dann natürlich in Beifall, wie in Strafe? Ist's nicht vielmehr Verunehrung für kirchliche Wahrheit, zu fordern, daß die praktisch indifferent sich dagegen halten sollen, die Gott ihr zu Hütern gesetzt hat? O geben wir doch nicht unseren katholischen Mitchristen Blößen! Wir glauben die katholische Kirche gerichtet zu haben, wenn wir päpstliche Verwahrlosung des kirchlichen Oberhirtenamts richten, und wollen nicht den Balken zuvor aus dem eigenen Auge ziehen! — Wäre aber das Kirchenregiment hier und da kraft- und muth-

*) Diese Gesetzesstelle lautet wörtlich also: „In ihren Amtsvorträgen und bei dem öffentlichen Unterrichte müssen die Prediger zum Anstoß der Gemeinde nichts einmischen, was den Grundbegriffen ihrer Religionspartei widerspricht; inwiefern sie bei innerer Überzeugung von der Unrichtigkeit dieser Begriffe ihr Amt dennoch fortsetzen können, bleibt ihrem Gewissen überlassen;“ und kann also dem Buchstaben nach allerdings so verstanden werden: daß die Prediger heimlich, und

wenn ihre Gemeinden keinen Anstoß daran nehmen, lehren und predigen dürfen, was sie wollen.

*) Dies ist doch wohl der eigentliche Sinn der etwas mißverständlichen Worte der theuren Danziger; denn sonst hätte dies gar keiner Bezeugung bedurft.

los: haben wir ihm nicht vielmehr durch Vorhaltung seines hohen geistlichen Berufs Kraft und Muth zu erwecken und zu stärken, als durch Herabwürdigung seines geistlichen Charakters zum polizeilichen beides vollends ganz zu ertöden? —

G.

Ein fastiger Geist.

„So find wir dann vereint in Gottes Namen,
Im Namen dessen, der den Menschen schuf,
Daß er des Lebens Loos sich selbst gestalte.
Drum weinet nicht zu haben seinen Geist,
So ihr, des eignen Geistes Kraft verachtend,
Dem fremden Geiste, der nicht immer gut ist,
Ein willenloses Werkzeug euch ergebt.
Denn Geister gibt es unterm Himmel viele;
Wer richtet, ob sie gut, ob heilig sind,
Wenn nicht der Geist, der alle Dinge kennt.
Und dieser Geist ist jedes Menschen Theil,
Der nach dem Höchsten klar und freudig strebt,
Wie Gottes Klarheit sich im Menschen spiegelt.
Wohl hat einst einer, herrlich unter allen,
Das Feuer dieses Geistes angefaßt,
Daß es, hinleuchtend durch die dunkle Welt,
Unheil'ge Geister in die Tiefen warf,
Und neu ein Gottesreich auf Erden schuf,
In dem der Mensch sich selbst erst wiederfand,
Ein Gotteskind. Doch nur des Geistes Kraft
Vertrauend ging er selbst die Heldenbahn,
Und hat den Pfad uns treu und wahr bezeichnet,
Der zu dem Höchsten hin uns führen soll.
Erkenne Wahrheit, und sie macht dich frei,
Sei gut, sei liebevoll, dann bist du selig;
Vertraue mir, ich bin ein guterhirt.“

Doch Menschen haben bald im blinden Wahn
Das Wort, das die Erlösung einst gebracht,
In eine Geistesfessel umgewandelt.
In hochgeschwungener Rechte tragen sie
Die Tafeln des Gesetzes, wo in Stein
Das Wort des Glaubens ihre Hand geschrieben.
Unheiliges Gefäß in ihrer Hand,
Sehn sie umher und sprechen zu dem Volke:
Seht, das ist Himmelspeiße, kommt und eßt.
Doch das ist nicht das Brot, das Seelen nährt,
Ein Geist umnebelnd Gift verzehrt in ihm
Des Lebens Mark, ein wildes Feuer tilgt
Die Triebe, die Gott selbst in uns gepflanzt,
Hinweg, und duldet nicht die heil'ge Liebe.
Da, wo des Glaubens blinder Wahnsinn thront,
Dort ragt ein dunkler Bau, dem Himmelslicht
Verschlossen sind die Mauern, Moosgeslecht
Steigt an den Wänden auf, gespenstisch schleicht
In dunklen Gängen eine Mannerschaar
Und sitzt in weiter Halle zu Gericht,

Die sparsam einer Ampel Licht erhebt,
Das nennen sie die heil'ge Kirche, dort
Knie'n sie vor einer irdischen Majestät,
Und beten schlaue die eignen Götzen an;
Denn was sie Kirche nennen, das sind sie.
D glaubet nicht dem Geiste, der da wohnt,
Der Geist der Herrschsucht und der Lüge ist's,
Der noch das Unkraut in den Weizen sät.
D gebet euch dem bessern Geiste hin,
Der Glaub und Liebe mit einander eint,“

u. s. w. u. s. w., bis zu den endlichen Schlußworten:
„Denkt jenes Wortes: „es ist Kraft und Klarheit,
Was Phöbus heischt von den befrängten Selnen.““

.....

Die Kirche, die ihr bauet, sie sey frei!“

Mit diesen und hundertten anderer Worte, welche den gepriesenen Geist der Lichtfreunde treu malen, und das Glaubenszeugniß der Kirche wacker an den Pranger stellen, begrüßt und apostrophirt in der Magdeburgischen Zeitung vom 18. November „die Synode, am 17. November“, das heißt die vom 17. November an zu Magdeburg versammelte Provinzial-Synode der Preussischen Provinz Sachsen, der es dann doch wohl geboten werden durfte, einer ihrer Theilnehmenden, der sich „Balzer“ unterzeichnet hat; ohne allen Zweifel der Prediger Balzer aus Delitzsch, welcher vor Kurzem in Halle bei einer hiesigen Predigervakanz eine Gastpredigt gehalten hat über den Lieblingsgedanken auch jener obigen Strophen: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die dormalen den Glauben rühmen, da Glaube zwar das Auge und Ohr der Seele, die Liebe aber das Seh- und Hörvermögen ist,“ eine Predigt, bei schöner Gabe so täuschend allen geistlichen Grund verwirrend, daß wir nicht leicht Ähnliches gehört haben: ein sehr naher Geist- und Fleisch-Verwandter des Herrn Wislicenus. Vexterer, getroffen durch den neulich von mir in dem Artikel „die Ehrlichen“ begründeten Verdacht der Tergiversation — als wenn von Ehrlichkeit eines Dieners der Evangelischen Kirche in solchem Falle frechen Angriff auf das Wort der Schrift und die Person des Herrn überhaupt noch die Rede seyn könnte! — und ermuthigt sonder Zweifel durch das dem Vernehmen nach nunmehr erfolgte freisprechende Urtheil des Provinzial-Consistoriums, hat vor Kurzem, wie ich höre, in einem von mir jetzt weder gehaltenen, noch gelesenen Zeitblatte seine Ehrlichkeit in strikter Vertheidigung des „Nicht Schrift, sondern Geist“ gegen mich verfochten, und meinen Geist, das heißt, den einfach protestantisch christlichen, Lutherischen, einen „vertrockneten, verschrumpften“ und wie sonst genannt. Im Obigen spricht denn den wohlwollenden Leser „ein fastiger“ an.

Halle, am 20. November.

G.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 4. December.

N^o 97.

Über das Verhältniß der Anselmischen zur kirchlichen Genugthuungslehre.

Es ist ein in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommenes Vorurtheil, daß die Satisfaktionstheorie des Anselm mit der Genugthuungslehre der Protestantischen Kirche wesentlich identisch sey. Die Gegner dieses evangelischen Kleinods suchen seinen Werth als den einer unächten Perle dadurch in Mißkredit zu bringen, daß sie es, nachdem sie es mit ihren kritischen Blicken gemustert haben, mit dem verächtlichen Ausrufe: Anselmische Satisfaktionstheorie! bei Seite legen. Die Freunde dieses verborgenen Schatzes im Acker sind oft nicht hinlänglich geschulte Kenner, um den Unterschied ihrer Einen kostbaren Perle von der minder köstlichen gehörig nachweisen zu können. So ist es denn schwer, den Vorwurf, welcher den Anselm theilweise mit Recht trifft, von der Kirche fern zu halten. Darum scheint es nicht überflüssig, den so wichtigen Gegenstand, so weit Zweck und Gränzen dieser Zeitschrift es erlauben, aufs Neue einer erörternden Betrachtung zu unterwerfen.

Es muß schon von vorne herein auffallen, daß die Reformatoren bei ihrer Versöhnungslehre so gar nicht auf den Anselm recurriren, die späteren kirchlichen Dogmatiker aber zwar einzelne Stellen aus demselben, wie aus anderen Kirchenvätern und Scholastikern, zum Belege ihrer Behauptungen in dem fraglichen Punkte citiren, nirgends indeß, so viel uns bekannt und erinnert ist, ihre Lehre mit der des Anselm identificiren, oder die letztere auch nur als Basis und Ausgangspunkt ihrer weiteren Untersuchung wählen und ihr einen ganz besonderen Platz in der Entwicklungsgeschichte des kirchlichen Versöhnungsdogmas einräumen. Weniger auffallend wird uns aber diese Erscheinung sogleich, wenn wir nur einen Blick auf die Grundprincipien der Anselmischen Deduction richten. Sie sind ihrem innersten Wesen nach scholastisch und darum nicht evangelisch. Schon in der Vorrede spricht es Anselm klar und rund als den Zweck seiner Schrift aus, aus dem Gebiete des christlichen Glaubens sich bei seiner wissenschaftlichen Forschung herauszustellen, von demselben während der Dauer der letzteren völlig zu abstrahiren, um die Nothwendigkeit des Inhalts dieses Glaubens, die Nothwendigkeit der Menschwerdung Gottes durch reine Vernunftgründe zu erweisen. Es sollen, sagt er, die Einwürfe der Ungläubigen widerlegt werden, welche meinen, daß der christliche Glaube der Vernunft widerspreche, und es soll mit Abstraktion vom historischen Christus (remoto Christo, quasi nunquam aliquid fuerit de illo) durch nothwendige Vernunftgründe erwiesen werden, daß kein Mensch ohne ihn errettet werden könne. — Dies stellt Anselm wiederholt ganz ungeschaut

als seinen obersten und letzten Zweck auf. Wir haben angenommen, sagt er B. 1. C. 20. S. 71.,*) daß Christus und der christliche Glaube niemals existirt haben, als wir uns vorsetzten, auf dem Wege rein vernünftiger Untersuchung zu erforschen (sola ratione quaerere), ob die Ankunft Christi zum Heile der Menschen nothwendig sey. — Ja am Schlusse des ganzen Dialoges, S. 158., sagt Boso gradezu, Anselm habe die Nothwendigkeit der Menschwerdung Gottes so erwiesen, daß er nicht nur den Juden, sondern auch den Heiden durch bloße Vernunftgründe genügt habe. — Zwar sagt Anselm wiederholt, S. 4. 5. 86. 96. 104. 126. 159., daß er bei seiner Forschung nicht auf sich, sondern auf Gott vertraue, dessen Unterstützung und Hülfe er dabei bedürftig sey, Gott allein schreibe er die an dem vorliegenden Mysterium gewonnene Erkenntniß zu, er bittet den Boso und seine anderen Freunde um ihre Fürbitte, auf daß das begonnene Werk gelinge: doch kann hiemit entweder nur der allgemeine göttliche Concurs zur menschlichen Vernunftkraft, wie zu jeder anderen Kraft der Natur, oder höchstens die Potenzirung der natürlichen Vernunftkraft durch das übernatürliche Gnadengeschenk der Erleuchtung gemeint seyn, und der in dieser Stellung der Vernunft zur Offenbarung latitirende Semipelagianismus ist nicht zu verkennen. Es ist dem Anselm in der That bei der Durchführung seines Unternehmens fortwährend vollkommen Ernst mit dem Streben, die logische Nothwendigkeit der Menschwerdung Gottes nachzuweisen, und wir werden im Verfolge mancher wunderlichen Behauptung unseres Schriftstellers begegnen, die nur aus diesem Streben, die logische Kette der Entwicklung nicht abreißen zu lassen, erklärlich wird. So wird denn öfter aus der Noth eine Tugend gemacht und das Ungegründetste zum Grunde gestempelt. — Wenn nun Anselm dennoch bei der klar ausgesprochenen Tendenz nach Rationalisirung des göttlichen Mysteriums dasselbe wiederholt als der menschlichen Vernunft unausschöpflich bezeichnet, denn was der Mensch, heißt es S. 6., davon auch sagen oder wissen könne, so bleiben doch immer noch tiefere Gründe einer so großen Sache verborgen, vgl. S. 125. 126. 155., und S. 143. wird Gott sogar zugestanden, daß er thun könne, was des Menschen Vernunft nicht zu begreifen im Stande sey: so ist das letztere Zugeständniß doch nur eine offene Hinterthür, von der Anselm bei der vorliegenden Untersuchung Gebrauch zu machen nicht nöthig findet, und wenn auch noch tiefere Gründe verborgen bleiben, so sind doch die offenbaren Gründe vollkommen zureichend. Um eine ratio supersufficiens werden wir uns aber nicht mehr viel zu

*) Wir citiren überall nach Anselmi: Cur Deus homo? Erlangen, 1834.

kümmern haben, sobald die *ratio sufficiens* gefunden ist. — So sehen wir unseren Scholastiker denn schon in die Bahn der modernen Spekulation einklinken und dem Feinde des christlichen Glaubens, dem absoluten Begriff, zum prächtigen Einzuge eine goldene Brücke bauen. — Woher kommt es nun aber, daß die Vernunftshelden unserer Tage ihrem mittelalterlichen Herolde so verächtlich begegnen, und daß grade die Anselmische Satisfaktionstheorie die Zielscheibe geworden ist, wonach die Vernünftigen die Borwurfspeile der Unvernunft richten? Es ist dies in zweierlei begründet. Einmal macht Anselm die Vernunft zwar frei in ihrem Ausgangspunkte und in ihrer fortschreitenden Bewegung, aber er bindet sie, so widersprechend dies auch an sich ist, in ihrem Ziele. Der Punkt, an dem sie am Ende ihrer Entwicklung anlangen muß, ist unabweislich fixirt. Es ist ja der gegebene Offenbarungsinhalt, der nicht in der Weise der Neueren, jetzt freilich schon wieder Alternden und von den Jungen in die Enge Getriebenen, rationell ungedeutet, gleichsam umbe-griffen werden soll, so daß das Bild der Vorstellung aus der dialektischen Retorte als Zerrbild des Begriffes empornebelt, sondern es ist der gegebene Offenbarungsinhalt, der vernünftig construiert und doch in seiner lebhaftigen Integrität erhalten werden soll. Der Autorität der Offenbarung, freilich in der Form, wie sie von der Kirche ihr gegeben war, beugt sich der Autor so unbedingt, daß er S. 5. ernstlichst ausspricht, wenn er etwas vorbringen werde, *quod major non confirmet autoritas*, er dennoch, obgleich er es vernunftmäßig erwiesen zu haben scheint, es nur als etwas angenommen wissen wolle, was ihm interim so erscheine. Und S. 59. wird derselbe Satz wiederholt mit dem Zusatz: Denn ich bin gewiß, wenn ich etwas sage, was der heiligen Schrift unzweifelhaft widerspricht, so ist es falsch, und ich will es auch nicht weiter behaupten und festhalten, sobald ich das erkannt. Der Glaube an die Menschwerdung des Sohnes Gottes zur Versöhnung der sündigen Menschheit, steht dem Anselm auf die Autorität der Offenbarung hin von vorne herein unerschütterlich fest. Wir, als die *fideles*, suchen die *ratio* des Offenbarungsinhaltes, *quia credimus*, die Ungläubigen *quia non credunt*. Wir kommen vom Glauben zum Wissen, sie vom Wissen zum Glauben. Deshalb müssen aber unsere Vernunftgründe so beschaffen seyn, daß sie auch den Ungläubigen Genüge thun. Denn auch in diesem Sinne, können wir sagen, strebt Anselm eine Satisfaktionstheorie an. Der Zweck solcher Vernunftforschung ist nicht, die Gläubigen im Glauben zu befestigen, sondern die Befestigten durch vernünftige Erkenntniß der Wahrheit zu erfreuen, die Ungläubigen aber zu überführen. Vgl. S. 6 und S. 124. oben. — So finden wir denn allerdings den Geist unseres Forschers mit einer bedeutenden Heteronomie behaftet, zu der die nebenherlaufende Vernunftautonomie einen schneidenden Contrast bildet, so daß wir an das Gleichniß der Concordienformel von den beiden zusammengeleimten Brettern gemahnt werden; denn Vernunft und Offenbarung treten hier nicht in organischer Durchdringung, sondern in mechanischer Verknüpfung auf. Aber grade diese Heteronomie ist das beste Erbtheil, welches der selbstfluge, aber doch gehorsame Sohn der

Kirche von der Mutter empfangen hat, und der Geist der Andacht und des Gebetes, in welchem sie das theure Kleinod ihres Versöhnungsglaubens sich errungen und bewahrt hat, ruht als mütterlicher Segen auf ihm, und von dieser Andacht, die das Werk durchzieht, und wie der himmelanstrebende Spitzbogen die überladenen Schnörkel und scholastischen Zierrathen vergessen oder doch vergeben lehrt, hätten unsere Spekulativen Manches zu lernen. — Ein zweiter, hier in Betrachtung zu ziehender Punkt ist der, daß Anselm der Selbsttäuschung aller Voraussetzungslosen unterliegt. Er will von allem gegebenen Offenbarungsinhalt abstrahiren und reine Vernunftgründe walten lassen; wie wenig rein vollzieht er aber dieses Versprechen? Die Basis seiner Untersuchung ist nämlich eine sehr positive Voraussetzung. Laß uns also annehmen, sagt Anselm S. 32., daß die Menschwerdung Gottes und was wir von jenem Menschen (Christo) ausagen, niemals geschehen sey, und es siehe unter uns fest, daß der Mensch zur Seligkeit geschaffen, welche in diesem Leben nicht erreicht werden kann, und daß Niemand zu ihr gelangen könne, wenn ihm nicht die Sünden vergeben sind, so wie daß kein Mensch durch dieses Leben ohne Sünde hindurchgehe, und Anderes, dessen Glauben zum ewigen Heile nothwendig ist. — So sey es, antwortet Boso, weil in alle dem Nichts zu seyn scheint, was Gott ungeziemend oder unmöglich ist. — Dem Menschen ist also die Vergebung der Sünden nothwendig, damit er zur Seligkeit gelange, resumirt Anselm, worauf Boso mit einem *Sic omnes tenemus* abschließt. — Dies ist doch in der That eine sehr breite gemeinsame Grundlage, auf die Anselm sich stellt. Heute zu Tage würde ihm nicht einmal die Idee des persönlichen Gottes und der seligen Unsterblichkeit als eine an sich klare und gewisse Vernunftidee zugestanden werden. Die allgemeine Sündhaftigkeit des menschlichen Geschlechts würden ihm aber in dem strikten Sinne, wie er sie die ganze Schrift hindurch voraussetzt, auch die Ungläubigen seiner Zeit nicht zugestanden haben. *) Und wenn auch Anselm bekanntlich das Daseyn Gottes anderwärts philosophisch zu erweisen gesucht hat, wie glücklich oder unglücklich, soll hier nicht erörtert werden, so mußte doch der Versuch, das Vorhandenseyn der Sünde in dem menschlichen Geschlechte spekulativ zu demonstrieren, von vorne herein als ein unvernünftiger und unmöglicher von der Hand gewiesen werden. Denn die Erkenntniß der Sünde ist eine Sache der inneren Erfahrung, nicht der philosophischen Demonstration, die Sünde selbst aber kann als die reine Willkühr und Unvernunft nicht in ihrer vernünftigen Nothwendigkeit deducirt, d. h. nicht spekulativ begriffen werden. Und hier ist der Punkt, von dem aus kirchliche Theologie und antikirchliche Philosophie von je her in entgegengesetzte Richtungen auseinander gegangen

*) Eine Ahnung von dieser seiner voraussetzungsvollen Voraussetzungslosigkeit hatte Anselm selbst, wenn er am Schlusse seiner Schrift S. 158. den Boso sagen läßt, er habe die Nothwendigkeit der Menschwerdung Gottes Juden und Heiden zur Genüge bewiesen, *si removeantur pauca, quae de libris nostris posuisti, ut quod de tribus personis Dei et de Adam tetigisti*.

sind und alle Vermittelungsversuche haben bis auf den heutigen Tag nichts verschlagen. Daß nun Anselm in seiner ganzen Schrift von der Voraussetzung der allgemeinen Sündhaftigkeit, und zwar in einer sehr tiefen Fassung des Begriffes der Sünde, ausgeht, das ist offenbar theologischer Seits sehr erfreulich und von hier aus entstehen ihm die besten und die ewig gültigen Resultate seiner Abhandlung, aber freilich durchbricht er hier das Princip der Wissenschaftlichkeit in dem Sinne, wie er es selbst gefaßt hat, und wir können uns nicht mehr wundern, wenn die Vernünftigen, wie gesagt, seine von da herstammenden Ergebnisse als den Gipfel der Unvernunft bezeichnen. — Ist nun aber, abgesehen von der glücklichen Inconsequenz der berührten Voraussetzung, das Princip der rein logischen Nothwendigkeit das die ganze Entwicklung consequent beherrschende Princip, soll in der That nur mit vernünftigen Gründen erwiesen werden, daß Gott Mensch werden mußte, so können wir uns auch andererseits nicht wundern, daß die Reformatoren so wenig Veranlassung hatten, auf Anselm, als auf ihren Gewährsmann in der Versöhnungslehre, sich zu beziehen. Denn ihr Wort und ihre Predigt war nicht in vernünftigen Neben menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft; auf daß der Glaube bestiehe, nicht auf Menschen Weisheit, sondern auf Gottes Kraft. Die evangelische Dogmatik aber von Melancthon bis Quenstedt sollte nur eine Entwicklung und systematische Gliederung des Inhaltes des im Glauben erfaßten Wortes Gottes seyn. Denn wie viel man auch mit Recht über den späteren protestantischen Scholasticismus zu klagen haben mag, so betrifft derselbe doch nur die formalistische Behandlungsweise der einzelnen Glaubensartikel, niemals aber sollte die Vernunft an der Stelle des Wortes Gottes den Beweis für die Wahrheit dieser Artikel selbst führen. Das eigentliche Princip der Scholastik finden wir erst in der Wolfischen Schule wieder, welche gleichfalls eine wirkliche Demonstration der Vernunftmäßigkeit des Christenthums anstrebte.

Treten wir nun an den Inhalt der Anselmschen Schrift selbst heran, und versuchen zunächst in möglichst gedrängter Kürze eine zusammenhängende Skizze desselben zu geben. Es wird zuvörderst gegen den Einwurf der Ungläubigen, daß die Menschwerdung Gottes seiner unwürdig sey, bemerkt, daß sie vielmehr im höchsten Grade seiner herablassenden Erbarmung würdig sey, und daß es angemessen gewesen, die Menschheit in derselben Weise zu erlösen, in der sie gefallen war. Der inobedientia Adae sollte die obedientia Christi, der Eva, der Stammutter der Sünder, die Maria, die Mutter des Heilandes, dem gustus ligni im Paradiese die passio ligni auf Golgatha gegenüberstehen (B. 1. C. 3.). Auf den Einwurf, daß Analogien und Bilder (convenientiae) doch keine festen Beweisgründe seyen, sucht Anselm den eigentlichen Vernunftgrund für die Menschwerdung Gottes kurz und erschöpfend dahin auszusprechen, daß der Vorsatz Gottes in Beziehung auf die Seligkeit des menschlichen Geschlechts nicht zu Schanden werden konnte, daß aber nur der Schöpfer des menschlichen Geschlechts selbst diesen Vorsatz zum Ziele führen konnte (C. 4.). Denn die Erlösung

konnte weder durch einen bloßen Menschen, noch durch einen Engel vollbracht werden (C. 5.). Dagegen werfen nun die Ungläubigen ein, wenn auch Gott selbst die Menschen erlösen mußte, so habe er sie doch, da er allmächtig ist, durch seinen bloßen Willen erlösen können und es widerspreche seiner Weisheit, durch so mühsame Mittel zu erreichen, was er einfach bewirken konnte. Einen Beweis seiner Liebe gegen die Menschen enthielte die Anwendung solcher Mittel nur, wenn ihre Nothwendigkeit nachgewiesen wäre (C. 6.). Diese Nothwendigkeit soll nun aber demonstriert werden. Anselm gibt dabei zuvörderst zu, dieselbe könne nicht durch die ungereimte Behauptung begründet werden, daß der Teufel, wie bekanntlich viele Kirchenväter lehrten, ein Anrecht auf die Menschen gehabt habe, welches Gott durch den Tod seines Sohnes ihm habe ablaufen müssen (C. 7.). Ehe nun aber der Nachweis der Nothwendigkeit der Intervention des Sohnes Gottes geführt wird, sucht Anselm ihre Möglichkeit darzuthun und die Einwürfe dagegen zu widerlegen. Man dürfe nicht sagen, es sey unvernünftig, daß der Höchste sich so erniedrigt habe und daß der Allmächtige etwas mit so großer Anstrengung vollbringe, denn Gott habe sich nicht nach seiner göttlichen Natur, sondern nach der menschlichen Natur, die er an sich genommen, erniedrigt. Es sey aber ungerecht, führt Boso die Einwendungen der infideles fort, den Gerechten für die Ungerechten leiden zu lassen. Konnte Gott die Menschen nicht anders erlösen, so wird seine Allmacht, wollte er sie nicht anders erlösen, obgleich er es konnte, so wird seine Weisheit und Gerechtigkeit beeinträchtigt. Darauf erwidert Anselm, Gott habe Christum ja nicht zum Leiden gezwungen, sondern dieser habe es freiwillig übernommen. Doch aber, meint Boso, habe der Vater den Sohn gewissermaßen gezwungen, wenigstens praecipiendo, durch sein mandatum, wie dies viele Schriftstellen bewiesen (C. 8.). Wogegen nun Anselm durch spitzfindige exegetische Argumentation zu erhärten sucht, daß Christus in keiner Weise einen Befehl vom Vater empfangen habe, sein Leben in den Tod zu geben, es vielmehr ganz und absolut aus freien Stücken dahingegeben habe (C. 9 u. 10.). — Ist nun die Menschwerdung Gottes möglich, warum ist sie zugleich nothwendig? Es wird vorausgesetzt, sie sey niemals geschehen, und soll erwiesen werden, daß sie geschehen mußte, wobei als allgemein zugestanden angenommen wird, daß der Mensch zur Seligkeit geschaffen sey, zu welcher er nicht ohne Vergebung der Sünden gelangen könne. Die zu erörternde Frage ist demnach, auf welche Weise kann dem Menschen einzig und allein Vergebung der Sünde zu Theil werden? Um dies zu erkennen, müssen wir zuerst sehen, was sündigen und was für die Sünde genuthuen heiße (quid sit peccare et quid pro peccato satisfacere). Sündigen ist nichts Anderes, als Gott nicht geben, was man ihm schuldig ist (Deo non reddere debitum). Schuldig aber ist der Mensch Gott die Unterwerfung seines Willens unter den göttlichen. Dadurch ehrt er zugleich Gott. Wer diese schuldige Ehre Gott nicht gibt, raubt Gott, was sein ist, und entehrt (exhonorat) ihn. So lange er nicht bezahlt, was er geraubt hat, bleibt er in der Schuld. Es reicht aber nicht hin,

wenn er nur wiedergibt, was er entwendet, sondern er muß auch zur Vergütung der angethanen Schmach mehr wiedergeben, als er geraubt. Diese Wiedererstattung der Gott geraubten Ehre ist die Genugthuung (satisfactio), welche jeder Sünder Gott schuldig ist (E. 11.).

(Fortsetzung folgt.)

Die Nemesis.

Ein Schlußwort an König.

Merkwürdig; als König von Anderbeck seine Keule gegen den Unterzeichneten und die Glaubensbrüder erhob in der bekannten schmähenden, den Glauben der Kirche antastenden Weise; da erhob sich keine, auch nicht Eine Stimme der „öffentlichen Meinung“, ihn an die Schmach zu erinnern, die er selbst seinem Stande anthue. Jetzt aber, da sich eine Schaar der streitbarsten Männer sieghaft wider ihn aufgemacht hat, da ein John, Pistorius, Müller, Schettler, und wer sie alle sehen, im Kampfe für die heilige Sache auch die Person, die sie zu verlästern gewagt hat, in ihrer ganzen Natürlichkeit und Wahrheit, Jeder in der Gabe, die er empfangen, dargestellt haben: da winselt jedes Blatt der öffentlichen Meinung über die dem geistlichen Stande widerfahrende Unehre. Als wenn der geistliche Stand auch etwas wider, und nicht bloß für die Wahrheit vermöchte! Als wenn, sobald er seine Hand wider die Wahrheit erhebt, nicht alle Würde des Standes in sein Gericht umschlüge! — Allerdings, es ist dem König von Anderbeck eine Berücksichtigung geworden, wie er sie wohl nicht erwartet hat, und noch ist der Mund derer nicht geschlossen, die der Wahrheit die Ehre zu geben gegen die Lüge mannhaft entschlossen sind. Aber verwundern wird sich des Niemand. Noch ist der Schmerz der Provinz Sachsen nicht besprochen, daß ein vielgeliebter geistlicher Oberhirt, von dem Dolch eines Verkappten getroffen, die große Heerde verließ, und das treue Zeugniß aus seinem, immerhin freilich menschlichen, Munde für den Herrn hinfort verstummte, nicht ersetzt durch frommkluges Mitteln zwischen Christ und Widerchrist, das die große Heerde sichtlich den Wölfen zur Beute gibt. Der Verkaptete war damit der Rache Gottes verfallen. Darum der unverhaltene, überströmende Zorn wider ihn um Gottes willen, und nicht um eines elenden Menschen; daher kein Zu-Hülfe-Springen der Freunde, als nur eines einzigen, eines ABC-Schützen nach seinem eigenen Willen und Wesen; daher das ernste Spiel der Nemesis, daß über den G. v. E. das Gericht hat herbeigerufen werden müssen durch einen G. von E. her, der nur eben hat zeugen müssen, wo er nicht schweigen durfte, und einen anderen Ruhm nicht kennt, als in all seiner Gebrechlichkeit der allgeringste gewappnete Knecht zu seyn zu jedweden Dienst des einzigen Herrn, welchem sey allein die Ehre! Amen.

Halle, 21. November.

G.

Erklärung wider die Herren Uhlich, Wislicenus und König.

Die zur diesjährigen Westphälischen Provinzial-Synode versammelt gewesenen vier und dreißig Geistlichen und sechzehn Ältesten haben in dem, an die evangelischen Gemeinden ihres Bezirkes erlassenen, und demnächst von allen Kanzeln verlesenen Sendschreiben, unter Anderen ein so klares und tapferes Bekenntniß ihres Glaubens ausgesprochen, daß über die herrschende Stimmung Westphalens in kirchlich-christlicher Beziehung kein Zweifel obwalten kann. Sie haben damit ein entschiedenes und kräftiges Zeugniß wider alle Demonstrationen abgelegt, welche in den östlichen Provinzen des Staats die Ruhe und den sicheren Bestand der Kirche bedrohen. Dennoch scheint es an der Zeit zu seyn, daß noch weitere Erklärungen gegen die zerstörenden Umtriebe der sogenannten Lichtfreunde und ihrer Führer und Stimmhalter laut werden, da sie fortfahren, ihrer Vielheit sich zu rühmen und aller rechtlichen Ordnung in der Kirche übermüthig Hohn zu sprechen, und wenn auch der Unterzeichnete mit vielen der diesseitigen auf einer Conferenz zu Herford versammelt gewesenen Brüder, sein tiefes Leidwesen über die unevangelischen Vorgänge in Rötten und benachbarten Orten schon zu erkennen gegeben hat, so glaubt er sich mit dieser allgemeinen, und ohne Nennung des Namens abgegebenen Erklärung nicht mehr begnügen zu dürfen, sondern fühlt sich im Gewissen und in Erinnerung des apostolischen Wortes: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit“ — so wie nach dem Vorgange vieler gleichgesinnten Brüder an der Elbe und Oder, gedungen, ein unumwundenes Bekenntniß gegen die in der Kirche der Provinz Sachsen durch die Lichtfreunde angerichteten Verwüstungen abzugeben und zwar in der guten Zuversicht, daß noch viele andere theure und gleichgesinnte Brüder in ähnlicher Weise verfahren werden.

Und wenn denn die Pfarrer Uhlich zu Bömmelte, Wislicenus zu Halle und König zu Anderbeck sich von den Grundlehren der Evangelischen Kirche losgesagt haben, der erste derselben die Lehre von der Veröhnung durch Jesu Blut, der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi öffentlich verworfen; der andere sich förmlich von der heiligen Schrift losgesagt und sein Abtreten vom apostolischen Glaubensbekenntniß erklärt hat; der dritte die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an das Verdienst Christi öffentlich verspottet hat:

Demnach diese Männer sich selbst verurtheilt haben und thatsächlich aus der Kirche und den Dienst derselben ausgeschieden sind; so kann und werde ich sie hinfort nicht mehr als Glieder der Evangelischen Kirche, noch weniger als rechtmäßige Pastoren in derselben anerkennen; es sey denn, daß sie zu dem Glauben und Bekenntniß der Kirche zurückkehren, wozu ihnen Gott verhelfen wolle.

Im November 1844.

A. W. Möller,

Pfarrer zu Lübbecke, Reg.-Bez. Minden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 7. December.

N^o 98.

Über das Verhältniß der Anselmischen zur kirchlichen Genugthuungslehre.

(Fortsetzung.)

Es will nämlich Gott nicht geizmen, durch bloße Barmherzigkeit, ohne alle Erstattung der ihm geraubten Ehre, die Sünden zu erlassen. Denn 1. Sünden erlassen ist nichts Anderes, als sie nicht strafen, die Sünde ohne Genugthuung recht ordnen ist so viel, als sie strafen; wenn sie also nicht gestraft wird, so wird sie ungeordnet erlassen, was Gott ungeziemend ist. Gott darf also die Sünde nicht ungestraft lassen. Widrigenfalls würde ja auch 2. bei Gott der Sünder und der Gerechte ganz gleich gelten. Endlich 3. das Maß der menschlichen Gerechtigkeit bestimmt das Maß der göttlichen Vergeltung. Wenn nun die Sünde durch bloße Barmherzigkeit vergeben wird, so ist die Ungerechtigkeit keinem Gesetze unterworfen, also freier als die Gerechtigkeit, ja die Ungerechtigkeit wäre Gott gleich, der allein keinem Gesetze unterliegt. — Daß Gott uns gebietet, unseren Schuldner zu vergeben, widerspricht dem nicht, denn nur Gott gebührt die Rache. — Auch darf man nicht auf Gottes absolut freien Willen recurriren, denn Gott will nur, was nützt, sich gebührt und sich geizt (E. 12.). Es geizt sich aber nichts weniger und es ist in der Ordnung der Dinge nichts unerträglicher, als daß die Creatur dem Schöpfer die gebührende Ehre raube und nicht erstatte, was sie geraubt hat. Es ist demnach, soll anders Gott nicht ungerecht oder ohnmächtig seyn, nothwendig, daß ihm entweder die geraubte Ehre erstattet werde, oder die Strafe folge (E. 13.). Denn allerdings nimmt sich Gott auch durch die Strafe des Sünders die ihm geraubte Ehre wieder. Er erweist sich nämlich durch die Strafe als den Herrn des Menschen, was der Mensch eben durch die Sünde geläugnet hatte (E. 14.). Gottes Ehre bleibt übrigens objectiv und an sich unverkleinert und unbergößert, aber der Mensch kann sie subjectiv, so viel an ihm liegt, durch Gehorsam oder Ungehorsam vermehren oder vermindern. Dennoch bleibt er Gott stets dienstbar, denn wenn er sich dem befehlenden Willen Gottes entzieht, so läuft er in seinen strafenden Willen hinein. So bleibt also Gottes Ehre objectiv stets unverletzt. Auch schon, daß der Mensch überhaupt nur sündigen kann, geschieht ja unter Gottes zulassendem Willen (E. 15.). Gott kann nun aber den gefallenen Menschen nicht der verdienten Strafe oder der Unseligkeit überlassen, dies würde seinem Schöpfungsrathschlusse widersprechen. Nach demselben sollte eine vernunftgemäße Anzahl (ein *numerus rationalis praestitutus*) vernünftiger Creaturen selig werden. Ohne Zweifel gehörten alle Engel zu dieser Zahl, sonst müßten wir sagen, daß die gefallenen Engel als überzählig von

Gott zum Falle prädestinirt gewesen seyen. Da nun aber durch den Fall so vieler Engel ein Ausfall in jener vorherbestimmten vernunftgemäßen Zahl entstanden ist, so muß derselbe nothwendig ersetzt werden. Es wird nun gezeigt, warum nicht andere Engel für die gefallenen zur Ergänzung erschaffen werden konnten. Es sollte demnach die Zahl der gefallenen Engel aus den Menschen ergänzt werden, und dadurch ist dargethan, daß unmöglich alle Menschen dem göttlichen Schöpfungsplane zuwider verloren gehen konnten. Ja, es ist sogar, wenn auch nicht aus der Offenbarung gewiß, doch aus Vernunftgründen höchst wahrscheinlich, daß jener *numerus rationalis* ursprünglich in der Engelwelt noch nicht vollständig vorhanden war, sondern daß er von Anfang an aus Engel- und Menschengestirnen bestehen sollte, so daß also jetzt mehr Menschen selig werden müssen, als Engel gefallen sind. Diese dem Augustin entlehnte absonderliche Idee von der Resitution der Zahl der gefallenen Engel durch die Menschen wird in drei Capiteln ausführlich abgehandelt (E. 16. 17 u. 18.). Es geizt nun aber, wie wir auch sonst schon wissen, Gott nicht, den Menschen, welcher gesündigt hat, ohne Genugthuung zur Wiedererstattung der gefallenen Engel in die Gemeinschaft der guten Engel, denen er vielmehr gleichförmig seyn muß, aufzunehmen, so wenig als es einem reichen Manne geizt, eine kostbare Perle, die in den Roth geworfen worden, ungewaschen in seinen Schatzbehälter zu thun. Die Wäsche ist aber in unserem Falle identisch mit der Genugthuung (E. 19.). Die Genugthuung selbst muß dem Maße der Sünde entsprechend seyn. Der Mensch aber ist diese Genugthuung nicht zu leisten im Stande, weil er alle Werke, die er Gott bringen kann, ihm ohnedies schon schuldig ist, er sie demnach nicht als Genugthuung für seine Sünde kann leisten wollen (E. 20.). Daß seine Werke den Menschen nicht erretten können, werden wir noch besser einsehen, wenn wir betrachten *quantum ponderis sit peccatum*. Denn wenn der Mensch auch alle jene Werke Gott nicht schuldig wäre, so könnten sie dennoch nicht hinreichen, um auch nur für eine so kleine Sünde genutzuthun, wie Ein Blick gegen den Willen Gottes ist. Ein solcher Blick dürfte nämlich nicht um die ganze Welt gethan werden, wie überhaupt nichts gegen den Willen Gottes gethan werden dürfte, auch wenn man dadurch die ganze Welt, ja tausend Welten mit allen ihren Creaturen, wenn es außer der unsrigen solche gäbe, im Daseyn erhalten könnte. Der Mensch kann also für seine Sünde keine Genugthuung leisten, wenn er nicht etwas gibt, was größer ist als das, wofür er die Sünde nicht hätte thun sollen, d. h. größer als die ganze Welt, *quia secundum quantitatem exigit Deus satisfactionem* (E. 21.). Nachdem nun ferner noch E. 22 und 23. nachgewiesen, daß der Mensch für die Schmach, die er

Gott angethan, da er sich vom Teufel besiegen ließ, nicht genugthun könne, da es ihm jetzt, dem der Sünde und dem Tode Verfallenen, unmöglich sey, den Teufel seinerseits wieder zu besiegen, und daß der Mensch Gott durch die Sünde geraubt habe, was er ihm nicht wiedergeben könne, denn er müßte durch seinen Sieg über den Teufel so viele Menschen von der Sünde rechtfertigen, als er Gott entzogen hat und als zur Ergänzung des göttlichen Staates bestimmt waren, dies vermag aber der Mensch nicht, weil der Sünder die Sünder nicht rechtfertigen kann; schließt endlich E. 24. diesen ersten Haupttheil der Untersuchung mit dem Resultate ab, daß, so lange der Mensch Gott nicht erstattet, was er ihm schuldig ist, er nicht selig werden könne, und fügt hinzu, daß der Mensch keineswegs durch sein Unvermögen entschuldigt werde, da dieses Unvermögen selbst verschuldet sey. — E. 25., das Schlußcapitel des ersten Buches, bildet dann, auf das Resultat der bisherigen Entwicklung gestützt, den Übergang zum zweiten Haupttheile der Gesamtentwicklung, der im zweiten Buche enthalten ist. Es spricht aus, daß der Mensch nothwendig durch Christum errettet werde, weil wir gesehen, daß er nothwendig errettet werden muß und doch auf eine andere Weise nicht errettet werden kann (weder durch sich selbst, noch durch einen anderen Menschen, noch durch einen Engel, noch durch den bloßen Willen der göttlichen Barmherzigkeit). Muß er errettet werden und kann er nur durch den Gottmenschen errettet werden, so muß er auch durch den Gottmenschen errettet werden. Es soll nun aber diese Erlösung durch Christum in ihrer Möglichkeit, in ihrer Nothwendigkeit und in dem vernünftigen Zusammenhange ihrer einzelnen Momente im zweiten Buche genauer betrachtet werden.

Es werden zunächst kurz die Sätze entwickelt, daß der Mensch durch Gott gerecht erschaffen sey, um durch das Genießen Gottes selig zu seyn (*ut Deo fruendo beatus esset*); daß ferner der Mensch, wenn er nicht gesündigt hätte, nicht gestorben wäre, vielmehr nach Leib und Seele selig geworden wäre; daß es aber nothwendig sey, daß Gott an der menschlichen Natur auch zur Vollendung führe, was er mit ihr begonnen hat (B. 2. E. 1 bis 4.). Zugleich sucht Anselm den Einwand zu beseitigen, daß doch die göttliche Gnade und freie Erbarmung im Werke der Erlösung beeinträchtigt zu werden scheine, wenn dasselbe ein nothwendiges war (E. 5.). Der Mensch kann nun aber nicht selig werden, wenn er Gott für die Sünde nicht etwas bezahlt, was größer ist als Alles, was außer Gott ist. Der nun solches zu zahlen vermag, muß selbst größer seyn, als Alles, was nicht Gott ist, das ist, er muß selbst Gott seyn. Also nur Gott kann eine solche Genugthuung leisten, es muß sie aber der Mensch leisten; demnach ist nothwendig, daß sie ein Gottmensch leiste (E. 6.). Dieser Erlöser, der die Genugthuung leisten soll, wird nun gezeigt, muß vollkommener Gott und vollkommener Mensch in Einer Person seyn, so daß weder eine falsche Trennung, noch eine falsche Verwandlung oder Vermischung der göttlichen und menschlichen Natur in ihm statuiert werden dürfe (E. 7.). Gott mußte aber diesen Menschen aus dem Geschlechte Adams, also nicht durch Neuschaffung, und zwar von einer Jung-

frau annehmen (E. 8.). Und zwar konnte nur der Sohn Gottes, nicht der Vater oder der heilige Geist Mensch werden, oder den Menschen in die Einheit seiner Person aufnehmen (E. 9.). Es wird dann ferner gezeigt, daß dieser Gottmensch nicht nothwendig sterben mußte, weil er nicht sündigen konnte, daß er aber dennoch des Lobes würdig ist, obgleich er nicht sündigen konnte (E. 10.). Wiewohl er nun wegen seiner Sündlosigkeit nicht sterben mußte, so mußte er doch seiner menschlichen Natur nach sterben können, sonst wäre er nicht allmächtig gewesen. Auch mußte er als der, welcher die Genugthuung leisten wollte, etwas haben, was größer ist als Alles, was unter Gott ist, was er Gott freiwillig und nicht schuldiger Maßen geben könnte. Dies ist aber nicht außer seiner Person zu finden. Wir dürfen indeß nicht sagen, daß das die gehorsame Hingabe und Unterordnung seiner selbst in und unter den Willen des Vaters war, denn die war er als Mensch Gott schuldig, sondern es war die Hingabe seines Lebens in den Tod, welche er, als der Sündlose, nicht schuldig war und die Gott auch nicht von ihm verlangte. Auch gebührte es sich, daß für eine so schwere Schuld etwas so Schweres, wie die Hingabe des eigenen Lebens in den Tod, geleistet würde, weshalb der Erlöser der Menschen im Stande seyn mußte, eine so schwere That zu vollbringen. Er mußte nicht nothwendig sterben, weil er allmächtig war, nicht pflichtschuldig sterben, weil er kein Sünder war, und doch aus freiem Willen sterben können, weil es so erforderlich war (E. 11.).*) Es wird nun kurz gezeigt, daß Christus, obgleich unserer Leiden theilhaftig, doch nicht elend gewesen sey, weil er die Leiden freiwillig erduldet (E. 12.), und daß er mit unseren anderen Schwachheiten nicht etwa auch unser beschränktes Wissen (*ignorantia*) getheilt habe, denn die *ignorantia* konnte er nicht aus Weisheit annehmen, weil sie niemals nützlich, sondern immer schädlich sey (E. 13.). Ein solcher Gottmensch nun, wie wir ihn bisher construiert und als nothwendig erkannt haben, dürfte nicht getödtet oder verletzt werden, wenn auch diese und alle denkbaren Welten mit ihren Creaturen dadurch erhalten werden könnten, und sonst zu Grunde gehen müßten, und alle möglichen Sünden dürften eher gethan werden, als diese. Sein Leben ist also ein Gut, was unvergleichlich besser ist, als alle Sünden schlecht sind, die nicht in freier Tödtung bestehen. Sein Leben ist liebenswürdiger, als alle Sünden hassenswerth sind. Sein Leben überwiegt also alle Sünden, wenn es für sie gegeben wird. Das Leben geben heißt aber den Tod empfangen; wie also die Hingabe dieses Lebens alle Sünden der Menschen überwiegt, so auch das Hinnehmen oder Erdulden des Todes (E. 14.). Ja der Tod dieses Gottmenschen ist auch hinreichend, die Sünden seiner Mörder zu

*) *Video hominem illum plane, quem quaerimus, talem esse oportere, qui nec ex necessitate moriatur, quoniam erit omnipotens, nec ex debito, quia nunquam peccator erit; et mori possit ex libera voluntate, quia necessarium erit.* Anselm gebraucht das *Future*, denn er spricht nicht von dem historisch erschienenen Christus, sondern von dem durch ihn *a priori* construierten, also noch als zukünftig gedachten Erlöser.

tilgen, weil sie ihn unwissend getödtet (E. 15.). Wie konnte nun aber Gott von der sündhaften Masse der Menschheit einen solchen Menschen ohne Sünde annehmen? Dadurch, daß Maria, die Mutter des Gottmenschen, schon durch den Glauben an den zukünftigen Erlöser von der Sünde gereinigt worden ist (E. 16.). Konnte nun aber Maria nur dadurch von der Sünde gereinigt und als solche die Mutter Jesu werden, daß sie an den Tod des Sohnes Gottes glaubte, so konnte dieser offenbar nicht geboren werden, nicht seyn, als nur deshalb, weil er sterben sollte. Dennoch aber darf nicht gesagt werden, daß Christus nothwendig habe sterben müssen und nicht freiwillig gestorben seyn (E. 17.). Dies wird noch weiter entwickelt und zugleich gezeigt, daß es in Gott überhaupt keine Nothwendigkeit oder Unmöglichkeit gebe, und in welcher Weise zwischen zwingender und nicht zwingender Nothwendigkeit zu unterscheiden sey (E. 18 a.). Inwiefern konnte nun aber die Hingabe jenes so kostbaren Lebens Christi, welches ein Äquivalent für alle Sünden seyn konnte, Gott zur Ehre gereichen? Denn wie durch die Sünde Gott entehrt worden war, so mußte durch die Genugthuung Gott die geraubte Ehre ersetzt werden. Christus ehrte aber Gott durch seinen Tod, indem er den Menschen dadurch ein Beispiel der Selbstaufopferung für die Gerechtigkeit gab, zu welchem Beispiele er nicht verpflichtet war (E. 18 b.). Für ein solches Ehrengeschenk war natürlich Gott seinerseits seinem Sohne eine Erwidderung schuldig. Der Sohn Gottes selbst, der Alles hatte, was der Vater hat, bedurfte nichts, was man ihm hätte geben können, und hatte nichts verschuldet, was ihm hätte erlassen werden können. Er konnte demnach die göttliche Retribution, das ist das ewige Leben, geben, wem er wollte. Es war aber natürlich, daß er sie den Menschen gab (E. 19.). So finden wir denn die höchste Einheit der göttlichen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit im Werke der Erlösung (E. 20.). Zuletzt wird noch gezeigt, warum es unmöglich sey, daß der Teufel erlöst werde (E. 21.), so wie daß das ganze A. und N. Testament Wahrheit enthalte, weil das eine vom Gottmenschen bestätigt, das andere von ihm gestiftet sey (E. 22.).

(Schluß folgt.)

Thesen zur Begründung einer evangelischen Kirchenzucht.

§. 1. Die evangelische Kirchenzucht will ihrem wahren Wesen und Begriffen nach ein Zwiefaches: 1. für die Kirche Christi erziehen und zur Mitgliedschaft befähigen; 2. die Herangebildeten und in die Gemeinschaft Aufgenommenen pflegen und stärken, daß sie selbstthätig zu Förderung, Reinerhaltung und Schutz der Gesamtheit und jedes Einzelnen in ihr nach Kräften mitwirken. Diesen ihren Zweck erreicht sie durch innere Mittel: (rein biblische Lehre und Ermahnung), und äußere Mittel: (zeitgemäße, immer aber den apostolischen analoge, gesetzliche Bestimmungen zu Ordnung und Schutz, Kirchen-Inspektion und -Visitation). Beiderlei Mittel stehen in unzertrennlicher Verbindung und mit gleicher Nothwendigkeit für Erreichung des Zweckes da, doch also, daß die inneren Mittel, recht erfaßt und angewendet,

erst die rechten äußeren zur nothwendigen Folge haben, nicht aber umgekehrt. — Die Kirchenzucht ist also, ihrem Wesen und Zwecke nach, die lebendige Bewegung des rein evangelischen reformatorischen Princips einer stets wachsenden und im Kampfe fortschreitenden Kirche.

Zusatz. Wir fassen hier den Begriff der christlichen Kirche in seiner Realität, nach welcher sie die Gemeinschaft aller derer ist, die auf dem ewigen Grunde, Jesu Christo, stehend, Gottes Wort und Sakrament in übereinstimmender, öffentlich ausgesprochener und anerkannter Weise fassen, bekennen und anwenden.

§. 2. Ohne die rechte Erfassung und Anwendung jener inneren Mittel verlieren wir sofort den evangelischen Grund, mithin auch die evangelische Freiheit und Wahrheit. Die Anwendung der äußeren Mittel allein ist Gesetzeszwang, erzeugt Schein, Pharisaismus, — und zerfällt in sich selbst. Die bloße Kirchen-Inspektion und -Visitation, auch wenn sie auf das Bewissenhafteste und Umsichtigste geführt wird, läuft 1. immerdar Gefahr aktiver und passiver, objektiver und subjektiver Täuschung; sie macht 2. die Evangelische Kirche vom Staate ungebührlich abhängig; sie führt 3. mehr oder weniger zur Hierarchie und zum Romanismus, dem das Äußere, die sichtbare Kirche, genügt.

Zusatz. Es darf nicht befremden, daß Luther und unsere Deutschen Reformatoren ein so großes Gewicht auf Kirchenvisitation legten. In der damaligen Kirchenvisitation bildete die Prüfung der reinen Lehre bei Predigern und Lehrern, und die Thätigkeit der Männer in Kenntnissen und Lebenswandel, verbunden mit einer zweckmäßigen Unterweisung, den Hauptpunkt. (Vgl. Luther's „Unterr. der Visitatoren an die Pfarrherren im Churf. Sachsen 1538. Walch W. X., 1902—6 1c.“, und besonders „Unterr. der Visitatoren an d. Pfarr. im Stift Raumburg 1545. ibid. S. 1910—1977.)

§. 3. Die rechte Anwendung der inneren Mittel und ihr Erfolg ist bedingt durch den vollständigen Besitz derselben im Geiste und Herzen der Prediger und Lehrer und durch weise, treue und kräftige Handhabung. Dazu wird erfordert: 1. eine Übereinstimmung in der evangelischen Lehre nach einem festen kirchlichen Bekenntniß (Symbol). Das Lehren und Ermahnen nach subjektiver Meinung und Einsicht führt die Auflösung aller wahren Kirchenzucht mit sich — 2. eine einstimmige und entschiedene, laute Erklärung und Protestation gegen Alles, was von Geistlichen wie von Laien, von der entarteten und entstellten Kirche wie von der Welt her, die ganze christliche Kirche und ihre innere Zucht verletzt; — 3. eine gegenseitige Wahrnehmung, Ermahnung und offene herzliche Besprechung der Prediger eines Kreises über Alles, was der Kirchenzucht in ihrem eigenen Leben und Wandel wie in ihrem Amtswirken störend und hinderlich ist, und was dagegen zur Läuterung und Förderung dienen kann; ganz insbesondere aber die gegenseitige Ermahnung und Ermunterung derer, die zu einander im Seelsorgerverhältnisse stehen.

Zusatz. Es gibt unter den gegenwärtigen Umständen grade

für die Geistlichen unter einander häufig nur ein officiellcs (äußeres) Seelsorgerverhältniß, in den Städten durch collegialisches Nebeneinanderstehen, auf dem Lande durch Nachbarschaft bedingt. So erzeugt auch die oft große Verschiedenheit der Jahre, der Amtsdauer und Erfahrung, der äußeren Kirchenwürde und Unterordnung, mancherlei Schwierigkeiten für die Übung der Seelsorge. Diese können nur verschwinden, wenn beide Theile sich zur Übung ächt evangelischer Kirchenzucht vereinen; — sie werden aber auch da, wo nur der eine Theil dieselbe übt, jedenfalls bedeutend verringert.

§. 4. Die Voraussetzung, daß jeder einzelne Geistliche sich selbst genügen könne und müsse, um zu erkennen, was reine Lehre und rechter geistlicher Wandel sey, und daß er schon durch seine Berufung zum Amte Gewähr dieser Tüchtigkeit darbiete, ist eine eben so unevangelische, als unpsychologische, — sie ist eine leere Voraussetzung: sie hebt entweder alle Berechtigung und Verpflichtung zur Seelsorge gegenüber den anderen Gemeindegliedern auf, oder sie schlägt, als Vorrecht der Geistlichen geltend gemacht, in das Hierarchische um.

§. 5. „Zu allen Zeiten, wo die Kirche verfiel, ist sie durch ihre Diener verfallen.“ Diesem durch die ganze Kirchengeschichte bezeugten Satze gemäß, müssen die Geistlichen mit der evangelischen Kirchenzucht zuerst und vor Allem Jeder bei sich selbst, sodann alle unter einander gegenseitig in ihren engeren Amtskreisen auf das Ernsteste und Strengste den Anfang machen. Dann erst werden sie in Stand gesetzt werden, späterhin die Kirchenzucht der ganzen Gemeinde zu ordnen und sie in Wahrheit und Liebe zu handhaben (Apostelgesch. 20, 28., 1 Tim. 4, 16.). Zu jener grundlegenden Kirchenzucht der Geistlichen gehört vornehmlich Folgendes:

- a) jeder Geistliche prüfe ernstlich vor Gott und beachte sorgsam sein eigenes häusliches und öffentliches Leben und Treiben, seine Arbeit und Beschäftigung in und außer dem Amte, seine Theilnahme an Vergnügungen und Erholungen, sowohl der Art und dem Gegenstande, als der Zeit nach, die er dazu verwendet. Die apostolische Regel: Thut Alles in dem Namen des Herrn, freuet euch in dem Herrn, leidet mit dem Herrn, ist hier das einzig genügende und rechtfertigende Maß.
- b) Hochbedeutsam für die evangelische Kirchenzucht ist für jeden Geistlichen die Bewahrung vor wissenschaftlichem Rückschritt, wie vor geistiger Arbeitscheu und dem Versinken in mechanischen Gewohnheitsgang. Ein Geistlicher, der geistig sich zu beschäftigen und zu nähren nicht weiß noch verlangt, der nicht täglich Alles und Neues aus seinem Schatze hervorzutragen vermag, erklärt sich selbst seines hohen Berufes unwürdig und unfähig.
- c) Wo ein notorisches Verbrechen und offenes Argerniß (das

oft vor kein bürgerliches Gericht gezogen werden kann, und wenn auch davor gezogen, dort oft einer ganz anderen Beurtheilung unterliegt) ein Glied des geistlichen Standes befallen, da ist zuerst ernste Warnung des brüderlichen Seelsorgers, sodann ernstere Ermahnung durch einige abgesandte Brüder und, bleibt auch noch diese fruchtlos, endlich das Urtheil einer geistlichen, aus dem Gesamtkreise der nächsten Amtsbrüder zu erwählenden Commission (geistlichen Jury) und Erklärung des Ausschlusses aus dem Bruderverbände bis zu erfolgter gründlicher Besserung des Inculpanten, anzuwenden. Dieses Finalurtheil ist vor der Vollziehung erst zwei oder drei in gleicher Kirchenzucht stehenden, entfernteren Bruderkreisen zur Begutachtung zu übersenden, nach der Vollziehung und nach Verlauf eines dem Schuldigen bekannt gemachten Zeitraumes, der Staatsbehörde zu beliebiger weiterer Maßnahme zu überreichen (vgl. Matth. 18, 15—20.).

§. 6. Erst nach einer von den Geistlichen in dieser ernstesten Weise an sich selbst und in ihrem engeren Verbandsgeübten und durchgebildeten inneren Kirchenzucht, kann an die Kirchenzucht der Gemeinden mit Recht und in Wahrheit gedacht und dieselbe mit segensreichem Erfolge geübt werden. Diese findet sich dann von selbst: — und erst nachdem sie auf solche Weise in der Gemeinde fest begründet und von derselben als heilam anerkannt und gepflegt ist, kann die Bildung eines evangelischen Presbyterii (Kirchenpflegetamtes) aus den Laien folgen.

§. 7. Es liegt im Wesen und Zweck dieser Kirchenzucht, daß sie nimmermehr durch gesetzliche Bestimmungen des bürgerlichen Richters und durch Aufsicht von weltlichen Behörden angeordnet oder aufrecht erhalten werden könne, sondern nur durch göttliches Wort und durch freigewählte Vorsiger und Aufseher der einzelnen evangelischen Predigervereine. Sie hat ihr Mark und ihre Lebenskraft in der evangelischen Freiheit der wahren Jünger Christi und in dem inneren Triebe des heiligen Geistes. Sie selbst ist nichts Anderes, als die in ihrer Nothwendigkeit und Heilsamkeit erkannte Zucht des heiligen Geistes und eine offene Darlegung des wahren lebendigen Glaubens an denselben heiligen Geist.

§. 8. Das Begehren einer großen Menge von Geistlichen, die zur Grundlegung dieser Kirchenzucht sich in gleichem Sinne und zu gleichem Wirken vorab vereinigen sollen, ist, zumal in jetziger Zeit, eben so unsittlich, als das Durchführewollen eines Einzelnen nach eigenem Ermessen oder auch mit einigen Nichtgeistlichen, die er, wenn auch noch so treu und sorgsam, sich selbst erwählt und zurichtet. Wo aber auch nur zwei oder drei evangelische Amtsbrüder sich dazu im Namen des Herrn vereinigen, da wird er, laut seiner Verheißung, bei ihnen seyn.

Danzig, im October 1844.

Kniewel.

Über das Verhältniß der Anselmischen zur kirchlichen Genugthuungslehre.

(Schluß.)

Versuchen wir nun eine Kritik des vorliegenden Gedankensinhalts, so sehen wir, wie seine materiellen Einseitigkeiten bedingt sind durch das von uns im Eingange gerügte formelle Princip. Die Erlösung des menschlichen Geschlechts wird unserem Scholastiker zu einem absoluten Akte der göttlichen Vernunftnothwendigkeit, denn die vernünftige Zahl der zur Seligkeit bestimmten Creaturen muß erfüllt werden; darin ruht das eigentliche, die Erlösung stiftende Motiv und Princip in Gott. Zwar faßt Anselm andererseits am Schlusse seiner ganzen Abhandlung das Werk der Versöhnung als eine Ausgleichung der göttlichen Liebe mit der göttlichen Gerechtigkeit. Er sagt wiederholt, daß die Schöpferliebe ihr Beginnen zu Ende führen mußte, und diese Nothwendigkeit sey nichts Anderes, als die Beständigkeit der göttlichen Liebe. Aber es ist dies ein offenkundiger Widerspruch. Denn die Liebe wird im Werke der Erlösung entschieden unter die Potenz der Vernunft gestellt. Gott ist es seinem eigenen Wesen, als einem vernünftigen, schuldig, will er es anders nicht aufheben und zerstören, jenen numerus rationalis praestitutus vollzählig zu machen. Er müßte dies, auch wenn in ihm keine Liebe wäre. Wir finden hier einen Konflikt des kirchlichen Versöhnungsglaubens mit der scholastischen Vernunftnothwendigkeit. Die Kirche erkannte von jeher nur Gottes freie Liebe als den Grund der Errettung gefallener Sünder, die menschliche Vernunft aber, geschlagen und gefesselt in den Banden logischer Demonstration, will und kann in Gott keine andere Freiheit anerkennen, als die identisch ist mit der Nothwendigkeit seines Wesens. Es ist dem Anselm, wie es an sich nicht anders seyn kann, überall, wo er den Ansatz dazu nimmt, nur schlecht gelungen, diese Kluft durch dialektische Wendungen zu verdecken oder zu füllen. Steht nun aber die Alternative so, daß nur eins von beiden die Freiheit der göttlichen Liebe oder die Nothwendigkeit der göttlichen Vernunft, als das die Erlösung stiftende Princip in den eigentlichen Zusammenhang seiner Entwicklung hineinpast, so kann keine Frage seyn, daß nur das letztere Moment als der wirklich integrierende Bestandtheil des Ganzen betrachtet werden darf. Denn nicht nur bringt Anselm die göttliche Liebe in ihrer Einheit mit der Gerechtigkeit nur zuletzt noch (B. 2. C. 20.) mehr beiläufig und in äußerster Kürze nach, während er mit dem Postulate der Vernunftnothwendigkeit, als dem Grundgedanken seiner Schrift, die ganze Auseinandersetzung eröffnet, sondern es ist auch jene sehr weitläufig ausgeführte Engeltheorie, welche eben die Nothwendigkeit

der Erlösung des Menschengeschlechts in Gott begründen soll, grade an dem Punkte eingeschoben, wo uns die Frage nach dieser Nothwendigkeit entsteht. Es hieße sowohl das Princip der ganzen Anselmischen Deduktion, als auch die bewundernswürdige Geschlossenheit des Gedankenzusammenhanges verkennen, wollte man behaupten, daß jene ganze Erörterung von der vernünftigen Zahl der seligen Geister des himmlischen Staates nur eine zufällige und beiläufige, leicht zu streichende Episode sey. *) Es läßt sich demnach nicht läugnen, daß der Vorwurf nicht ungegründet ist, den wir so oft vernehmen, daß in der Anselmischen Satisfaktionstheorie die Freiheit der göttlichen Liebe beeinträchtigt sey, nur nicht, wie man gewöhnlich sagt, zu Gunsten der göttlichen, Genugthuung heischenden Gerechtigkeit, sondern zu Gunsten der Nothwendigkeit der göttlichen Vernunft. Wenigstens sind wir bis jetzt noch zu keinem weiteren Vorwurfe berechtigt. Übt nun die Nothwendigkeit der Vernunft eine solche Zwangsherrschaft über die Freiheit der Liebe im Werke der Erlösung aus, daß in demselben eigentlich nur die Vernunft den Triumph ihrer Selbstbefriedigung feiert, so liegt in der That die Consequenz nahe, daß dasselbe Verhältniß schon im Werke der Schöpfung stattgefunden haben werde. Wie jene vernunftgemäße Geisterzahl restituirt werden muß, so mußte sie auch durch die Schöpfung in's Daseyn gerufen werden; wir gelangten so zu einem durch den Schöpfungsgaß nothwendig realisirten Inhalte der göttlichen Vernunft, **) und wären in grader Richtung auf den modernen Pantheismus, als unser letztes Ziel, begriffen. Man wende nicht ein, es seyen dies nur willkürliche Insinuationen, es lasse sich das Verhältniß auch umgekehrt denken. Die freie Liebe habe sich nach Anselm im Werke der Schöpfung bethätigt, doch, wie ja auch wir dies nicht werden in Abrede stellen wollen, in vernunftgemäßer Weise, die Standhaftigkeit und Unveränderlichkeit dieser Liebe habe sich im Werke der Erlösung gezeigt; denn es sey unmöglich, daß sie, so lange noch die

*) Dies geschieht in dem unserer Meinung zufolge überhaupt die Anselmische und die kirchliche Satisfaktionstheorie viel zu sehr identificirenden Aufsatze der Ev. K. Z., welcher die Überschrift führt: Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre. Jahrg. 1834, S. 23.

**) Vgl. Baur: Die christliche Lehre von der Versöhnung in ihrer geschichtlichen Entwicklung, bei Gelegenheit seiner eben so trefflichen Darstellung, als im Ganzen treffenden Kritik der Anselmischen Theorie S. 176.: „Die göttliche Liebe selbst ist durch die göttliche ratio (nämlich bei Anselm) bedingt — — — Der höchste absolute Grund ist die göttliche ratio, oder, da diese nichts Anderes, als das absolut Nothwendige zu ihrem Objecte haben kann, die absolute Nothwendigkeit, mit welcher Gott die Idee der absoluten Vernunft realisiert.“

Möglichkeit der Errettung vorhanden sey, ihr Geschöpf zu Grunde gehen lasse, die Liebe würde aber offenbar die Welt in eben so vernunftgemäßer Weise erlösen, als sie sie erschaffen habe. So also führe die Liebe und nicht die Vernunft das eigentliche Herrscherscepter und habe die Zügel des Weltregiments in Händen. — Siegegen wäre nun an sich gewiß nichts einzuwenden, nur hätten wir dann im graden Gegensatz zu Anselm eine absolut freie Liebe, für die in keiner Weise eine von außen kommende Verpflichtung zur Welterlösung vorhanden wäre. Denn diese Liebe würde die Seligkeit der freien Geister nicht unter die Bedingung der vernünftigen Zahl, sondern lediglich unter die Bedingung des Gehorsams und der Befehlseerfüllung gestellt haben. War diese Bedingung von Seiten der freien Geister gebrochen, so war auch die Liebe jedweder vernünftigen Verpflichtung baar und lebte und erschien aufs Neue als die freie Liebe, wenn sie dennoch erlösungsstiftend hervortrat. Es ist ja in der That nicht abzusehen, was die göttliche Vernunft mit jener bestimmten Zahl zu schaffen haben sollte, wir müssen es vielmehr als einen unvernünftigen Gedanken bezeichnen, in der abstrakten Anzahl selbst ein besonderes Geheimniß göttlicher Vernunft zu finden, als einen Gedanken, zu dem Anselm sicherlich nicht gegriffen haben würde, hätte er ihm nicht eine willkommene Stütze für seine gesuchte Vernunftnothwendigkeit der Erlösung geboten. Soll eine vernünftige Zahl zur Seligkeit bestimmter Geister überhaupt einen vernünftigen Sinn haben, so könnte diese Vernunft nicht in der Zahl an sich, — denn worin ist eine Zahl vernunftgemäßer als die andere? — sondern etwa nur darin bestehen, daß die bestimmte Zahl göttlicher Ideen nur in dieser bestimmten Zahl individueller Geister erschöpfend sich ausgewirkt hätte. Wie nun aber die Masse der göttlichen Ideen unendlich ist, so müßte auch die correspondirende Anzahl der sie im himmlischen Staate darstellenden Geister unendlich seyn. Daraus folgt dann weiter, daß, wie der Anselmschen Theorie die geheime Voraussetzung der absoluten Prädestination, wenn auch nicht zum Falle, was er ausdrücklich läugnet, so doch zur subjektiven Erlösung zum Grunde liegt; denn ist Gott seinem eigenen vernünftigen Wesen die Seligkeit einer bestimmten Anzahl von Geistern schuldig, so muß er ihnen auch eine zwingende Gnade ertheilen, weil er sonst die Realisation seines Vernunftplanes von der Zufälligkeit ihres Willens abhängig machte; *) ich sage, daß wie Anselm's endliche Geisterzahl ihn nothwendig zur Prädestination führt, die ihm von uns proponirte, ja als einzig vernunftgemäße sogar aufgebrungene unendliche Zahl ihn in die Apokastasis hineintreiben

würde; denn muß eine unendliche Anzahl von Geistern selig werden, damit die göttliche Vernunft zur vollkommenen Auswirkung gelange, so müssen doch gewiß alle selig werden. *) Damit wäre dann aber unser Schriftsteller in einen ferneren Conflict mit der Schrift- und Kirchenlehre hineingestoßen, den er doch überall so ängstlich und aufrichtig zu vermeiden strebt. Aber wie der Mensch sich gebettet hat, so liegt er. Wer Gottes Offenbarung durch die Vernunft erweisen will, der wird das ne sutor ultra crepidam! am Ende inne werden müssen. Es wird zuletzt entweder die Offenbarung oder die Vernunft den Kürzeren ziehen. Das *αγῶν ψεδος* liegt aber darin, daß Vernunft und Offenbarung im Gebiete des religiösen Erkennens gar nicht zwei selbstständige, gleichberechtigt neben einander herlaufende Principe sind, sondern die Offenbarung trägt als die absolute Vernunft den Erweis ihrer Wahrheit in sich selbst und die dem menschlichen Subjekte dies erschließende und versiegelnde Gewißheit stammt nicht aus seiner Vernunft, sondern aus dem Geiste Gottes.

Wir sahen, die Erlösung ist nach Anselm im letzten Grunde nichts Anderes, als die Ausgleichung der göttlichen, die Seligkeit einer bestimmten Anzahl von Menschen heischenden Vernunft mit der göttlichen, die Genugthuung für die Sünde heischenden Gerechtigkeit. Schon dadurch erscheint nun allerdings bei näherer Betrachtung die Gerechtigkeit auf Kosten der Liebe bevorzugt, insofern die erstere die volle Befriedigung ihrer strengsten Forderungen erhält, die letztere aber eine sehr untergeordnete Rolle spielt und kaum einen selbstständigen Anspruch zu erheben oder durchzusetzen wagt. Es tritt uns aber dies disharmonische Verhältniß noch schärfer entgegen, wenn wir uns erinnern, wie unständig, wiederholentlich und geistlich Anselm alle Künste der scholastischen Dialektik aufbietet, um gegen die klaren Aussprüche der heiligen Schrift den Beweis zu führen, daß Christus in keiner Weise von seinem Vater ein Gebot empfangen habe, sein Leben in den Tod zu geben, da dies ein absolut verpflichtungsloser Akt seines freien Willens gewesen sey. Es war also nicht die Liebe des Vaters zu den verlorenen Sündern, welche den Sohn in die Welt sandte und ihn mit dem Gebote, für uns ein Schuldopfer zu werden, belastete, sondern es war die göttliche Vernunft, welche ruhig zuwarten mußte, bis der Gerechtigkeit ein freiwilliger Bürge zur Genugthuung für unsere Sünden sich stellte. Glücklicherweise für die erstere, deren Pläne zu der himmlischen Stadt sonst gescheitert wären, daß der Sohn noch zur rechten Zeit unaufgefordert zur Leistung dieser Bürgschaft sich einstellte. Die Liebe war also nicht in dem versöhnten Gotte, dem Vater, denn in ihm war nur Genugthuung heischende Gerechtigkeit, sondern in Gott, dem Versöhner, dem Sohn, der die Genugthuung an unserer Statt vollbrachte. So zeigt sich diese Disharmonie selbst bis in den Willen der Personen der heiligen Dreieinigkeit hinein. Ganz anders nach der Lehre

*) S. 49. wird geläugnet, daß ex necessitate aliqui homines vel angeli casuri erant. Nach S. 15. geschah der Sündenfall nicht Deo jubente, sondern Deo permittente. Nach S. 43. sündigt der Mensch noch fortwährend Deo permittente. Vgl. S. 65. Dagegen wird S. 84. die Erlösung durch Christum zu dem gerechnet, quod necesse est esse, und S. 85. gesagt: An non intelligis ex his, quae supra diximus, quia necesse est, aliquos homines ad beatitudinem pervenire? Und S. 91. lesen wir: Intelligo jam necesse esse, ut Deus perficiat, quod incoepit (sc. de humana natura), ne aliter quam debeat a suo incoepto videatur deficere.

*) Auf dasselbe Resultat würden wir übrigens geführt, wenn die Fülle der göttlichen Ideen als eine endliche und die sie erschöpfend darstellende Zahl vernünftiger Geister gleichfalls endlich gesetzt würde.

der Schrift und Kirche. Nach ihr befinden sich Liebe und Gerechtigkeit im Werke der Versöhnung im harmonischsten Einklange. Es ist die Barmherzigkeit des Vaters zu den verlorenen Sündern, welche in der Dahingabe des Sohnes für sie in den Tod das schwerste Opfer bringt, und dadurch sowohl das größte Zeugniß von ihrem realen Vorhandenseyn ablegt, als auch den Akt der höchsten Selbstbefriedigung und Selbstbethätigung vollzieht. Diese Barmherzigkeit gegen die Creatur ist keine Ungerechtigkeit gegen den Sohn, denn seine Sündeliebe und seine Willigkeit, sich opfern zu lassen, ist nicht geringer als die Willigkeit des Vaters, ihn für die Sünder zu opfern. Der Vater fordert vom Sohne seine Selbstdahingabe zum Opfer für die Welt nicht stärker und ursprünglicher, als der Sohn sie selbst vom Vater heischt. Die Forderung ist absolut gleich und wechselseitig. So ist nun aber auch die göttliche Liebe und Gerechtigkeit gegen uns in vollkommener Eintracht erhalten und wahrhaft vermittelt. Denn das Opfer des Sohnes, welches der göttlichen Gerechtigkeit genügt, ist ja wesentlich und ursprünglich nur Ausfluß und Wirkung der göttlichen Liebe. Die Liebe thut darin gewissermaßen nicht weniger sich selbst, als der Gerechtigkeit genug. Nur unverständige oder muthwillige Verkennung kann auch der kirchlichen, unerschütterlich fest und gewiß in Gottes Wort gegründeten Versöhnungslehre eine einseitige Hervorhebung und Bevorzugung der göttlichen Gerechtigkeit Schuld geben. Dieser konnte es an sich ja ganz gleich gelten, ob ihr Genugthuung geleistet wurde durch den Tod des Sohnes Gottes oder durch den Tod des Sünders. Sie war jedenfalls in gleicher Weise geborgen und hatte an sich kein Interesse, die Erlösung zu heischen. Nicht also die Gerechtigkeit, sondern ganz und allein die Liebe ist das eigentliche, die Versöhnung stiftende Princip in Gott. — In der Anselmischen Theorie nun ist, wie wir gesehen, allerdings nicht in gleicher Weise die Berechtigung beider Seiten gewahrt. Ja es läßt sich unserer Meinung zufolge aus seinen Prämissen grade umgekehrt die Conklusion ziehen, daß, so gut wie die Vernunft, schon die Gerechtigkeit allein als das die Versöhnung stiftende oder doch erheischende Princip betrachtet werden müsse. Anselm behauptet, wie früher entwickelt, der Mensch müsse in der Genugthuung Gott nicht nur wiedererstaten, was er ihm geraubt, sondern für die ihm angethane Schmach ihm sogar eine den Werth des geraubten Gutes übersteigende Gabe bringen. Durch die Strafe erhält nun aber Gott doch nur wieder, was ihm entzogen ist. Sie kann demnach, streng genommen, seiner Gerechtigkeit gar nicht genügen, sondern dieselbe muß die Genugthuung verlangen, die Genugthuung durch das Geschenk des Lebens des Sohnes Gottes, welche allein ein genügendes Äquivalent zu leisten vermag. Während also die Kirche sagt, der göttlichen Gerechtigkeit genügt in gleicher Weise der Tod des Sünders, wie der Tod des Sohnes Gottes, muß Anselm in consequenter Entwicklung seiner Principien sagen, die göttliche Gerechtigkeit, wie die göttliche Vernunft, kann nicht durch den Tod des Sünders, sondern nur durch den Tod des Sohnes Gottes resituirt werden.

Weil nun so nach Anselm nicht sowohl die Strafe des Sünders, als vielmehr eigentlich nur die Dahingabe des Lebens

des Sohnes Gottes die göttliche Gerechtigkeit zufrieden stellen kann, weil ferner Christus in seinem Leiden in keiner Weise dem Willen des Vaters unterworfen war, so kann dieses Leiden auch nicht als Strafleiden betrachtet werden, denn weder, so haben wir geschlossen, genügt die Strafe der göttlichen Gerechtigkeit, noch viel weniger, so sagt Anselm selbst, hat Gott ein Recht, die Strafe dem Sohne aufzulegen. Die Hingabe des Lebens Christi in den Tod ist nicht Strafleiden, sondern freiwillig Gott dargebrachtes Ehrengeschenk. Und darin liegt ein fernerer Hauptmangel der Anselmischen Theorie. Anselm kennt keinen stellvertretenden, leidenden Gehorsam Christi, denn einmal wird der Tod Christi weniger unter dem Gesichtspunkt des Leidens, als unter dem der That betrachtet, und dann ist er zwar stellvertretend, aber er ist kein Akt des Gehorsams, vielmehr des freiesten, verpflichtungslosesten Entschlusses; Anselm kennt auch keinen stellvertretenden, thätigen Gehorsam Christi, denn das Leben Christi ist zwar thätiger Gehorsam, aber eben deshalb nicht stellvertretend, sondern eben so sehr für sich selbst dem Herrn verpflichtet, wie das Leben jeder anderen vernünftigen Creatur, der Tod Christi aber, wie bemerkt, ist zwar stellvertretende That, aber kein schuldiger Gehorsam. Weil der Sohn Gottes in seinem heiligen Leben den Willen Gottes nach Schuldigkeit und Gebühr erfüllt hat, so ist er nicht, wie die Sünder, den Tod als Strafe zu erdulden verpflichtet, vielmehr kann er nun sein Leben, an welches Gott kein Anrecht hat, als freiwilliges Ehrengeschenk zur stellvertretenden Genugthuung für die Sünden der Menschen der göttlichen Gerechtigkeit darbringen. Wie kann aber die Gabe dieses Lebens Gott zur Ehre gereichen und insofern die nothwendige Restitution der Gott geraubten Ehre bewirken? Gott die Ehre geben, wissen wir, heißt seinem Willen dienstbar seyn. Es muß also ein sittliches, dem Willen Gottes wohlgefälliges Moment an der That der Lebenshingabe Christi aufgefunden werden, wenn sie Gott ehren soll. Dies ist kein anderes, als das Beispiel, welches er dadurch seinen Brüdern gab. War er aber nicht eben zu diesem Beispiele wie zu jedweder sittlichen That verpflichtet? Anselm sucht wieder den Beweis des Gegentheils dialektisch zu erzwingen. Ist und bleibt aber einmal, wie dies nicht zu läugnen ist, der Begriff eines überverdienstlichen Werkes, welches über die durch den göttlichen Willen dem Menschen gestellte Verpflichtung hinausgeht, und doch als dem durch Rathschlag erteilten göttlichen Willen gemäß seinen besondern Lohn hat, ein leerer, sich selbst, dem Worte Gottes und der Erfahrung widersprechender Begriff, so ist unser Schriftsteller nicht aus dem seiner Satisfaktionstheorie gleich verderblichen Dilemma zu retten, entweder die Selbstaufopferung Christi war Gott wohlgefällig, weil sittlich und dem göttlichen Willen gemäß, dann gereichte sie zwar zur Ehre Gottes, aber Christus war zu ihr, wie zu dem Gesamtgehorsam seines Lebens verpflichtet, und konnte sie also nach Anselmischen Grundsätzen nicht zum Zwecke der Stellvertretung leisten, oder der Sohn Gottes war zu der Dahingabe seines Lebens nicht verpflichtet, weil er ohne Sünde war, dann aber konnte dieselbe, als nicht vom Willen Gottes gefordert, auch nicht zur Ehre Gottes gereichen, und demnach eben so wenig

zur Restitution der von Anderen geraubten Ehre dienen. An so dünnem, leicht zerreißbarem Faden hängt am Ende die Satisfaktionstheorie in ihrer Anselmischen Fassung. — Es ruht der Irrthum hier, abgesehen von seinen schon angedeuteten Ausgangspunkten, in der mangelhaften Erkenntniß unseres Schriftstellers vom Wesen des Standes der Erniedrigung des Herrn. Es darf die Person des Gottmenschen, soll anders die persönliche Einheit göttlicher und menschlicher Natur in ihm, worauf auch Anselm so eifrig dringt, wirklich gewahrt werden, nicht doch wieder so abstrakt getrennt und in zwei einander gleichgültige Theile zerissen werden, daß der Mensch in ihm den übrigen vernünftigen Creaturen absolut gleichgestellt, in derselben Weise, wie sie, dem Gesetze Gottes unterworfen gedacht wird, während der Gott in ihm weit über diese Verpflichtung erhaben war. Es darf auch das Leben des Gottmenschen mit allen seinen Thaten nicht von seinem Tode, der höchsten That seines Lebens, geschieden werden, so daß diese zu anderem Zwecke vorhanden und unter andere Bedingungen gestellt erscheint, als jenes. In seinem Leben, wie in seinem Tode war der Gottmensch in gleicher Weise dem Gesetze Gottes gerecht; als der Gottmensch über alle Ansprüche und Forderungen desselben erhaben, als der Versöhner demselben freiwillig unterthan. In diesem seinem Unterthanseyn unter das Gesetz zum Zwecke der Versöhnung ist das Wesen des Standes seiner Erniedrigung beschlossen. Er war dem Gesetze unterthan und verpflichtet, weil er nach dem ewigen Rathschlusse seiner Liebe in Gemeinschaft mit dem Liebesrathschlusse des Vaters sich selbst ihm unterthänig gemacht, oder was dasselbe ist, vom Vater sich ihm hatte unterwerfen lassen, er war dies aber stellvertretend für uns, weil die Unterthänigkeit des Sohnes Gottes unter das Gesetz eine freie Unterthänigkeit, nicht wie bei uns eine naturgemäße Verpflichtung war. So hat er der Gerechtigkeit Gottes vollkommen genug gethan, an unserer Statt die Forderung, wie die Strafe des Gesetzes durch Gehorsam der That, wie des Leidens erfüllend und erdulnd. — Anselm baut seine ganze Beweisführung auf den Begriff der Restitution der göttlichen Ehre, deshalb verpflichtet er den Sünder entweder zur Strafe oder zur Genugthuung durch ein Gott dargebrachtes Ehrengeschenk. Wird letzteres geleistet, so kann die erstere ganz wegfallen, denn durch beides, Strafe wie Genugthuung, ist die göttliche Ehre in gleicher Weise wiederhergestellt. Die Evangelische Kirche stellte sich in ihrer Versöhnungslehre nicht auf einen so äußerlich abstrakten Reflektionsstandpunkt. Sie ging vielmehr von der lebendigsten Glaubens- und Lebenserfahrung aus und suchte den Inhalt dieser Erfahrung zu entwickeln. Dieselbe concentrirt sich aber in dem Bewußtseyn des Subjektes von seiner Stellung zum Gesetze Gottes, als der unverbrüchlichen Norm des göttlichen Willens. Das Schuldbewußtseyn des Sünders schließt als Bewußtseyn des debitum und der culpa diese doppelte Erkenntniß in sich, daß er sowohl um seiner Übertretung willen der göttlichen Strafe verhasst, als auch zur Erlangung der Seligkeit der Urbestimmung Gottes gemäß zur Gesetzeserfüllung verpflichtet sey. Da er zu beidem unfähig, auch zur Strafe, insofern er sie nicht zu ertragen vermag, so bedarf er für beides eines Vertreters. Und als solchen verkündigt ihm das Evangelium und erfährt er im Glauben Christum, den Sohn

Gottes, seinen Mittler, der für ihn des Gesetzes Fluch getragen für ihn des Gesetzes Gebot erfüllt und ihm eine vollgültige Gerechtigkeit erworben hat. Diese Beziehung Christi auf das göttliche Gesetz ist nicht nur eine dem Typus der Schriftlehre angemessenere, sondern sie ist auch eine viel praktischere, lebendigere und erfahrungsmäßigere, als seine Beziehung auf die göttliche Ehre. Wie sehr die kirchliche Versöhnungslehre über und auf die objektive That Christi nur reflektirt, insofern sie der Grund der subjektiven Heilserfahrung ist, und aus diesem subjektiven Bewußtseyn heraus ihren Inhalt entwickelt, geht schon daraus hervor, daß in den Bekenntnisschriften unserer Kirche die Versöhnung nirgends abgesondert und de professo, sondern immer nur im Zusammenhange mit der Rechtfertigung abgehandelt wird. Ja noch der Dogmatiker Joh. Gerhard handelt die satisfactio Christi nicht als eigenen locus, sondern als die causa meritoria unter dem locus de justificatione ab. Wie sehr hingegen dem Anselm das Princip des lebendigen, rechtfertigenden Glaubens und die Reflexion auf seinen Inhalt bei seiner ganzen Untersuchung in den Hintergrund trat, ja wie wenig frei er von der katholischen Auserklichkeit der Stellung des Subjektes zum objektiven Versöhnungswerke Christi war, geht aus manchen Andeutungen seiner Schrift hervor. So finden wir S. 127. das *digne satisfacere* von Seiten des Menschen als die Bedingung der Erlangung der wiederholten Sündenvergebung hingestellt, wenn die erste, also wohl die in der Taufe empfangene, verscherzt ist; so wird S. 156. der *debitus effectus* als die *conditio* der zu erlangenden Rechtfertigung gefordert; Maria, wissen wir, ist durch den Glauben an Christum von der Sünde so absolut gereinigt worden, daß sie nun als das reine Gefäß zur Aufnahme des Sohnes Gottes gelten kann, nach welcher Analogie wir überhaupt auf eine vollkommene Heiligkeit der Heiligen geführt werden; der Tod Christi erscheint als ein *opus supererogationis*, bei welcher Gelegenheit auch beispielsweise die Ehelosigkeit als solches aufgeführt wird. Das sind doch hinlänglich fruchtbare Keime, aus denen in ihrer consequenten Entwicklung die gesammte katholische Werklehre emporwachsen muß.

So berührt sich denn das Ende unserer kritischen Untersuchung mit ihrem Anfange. Die Versöhnungslehre der Evangelischen Kirche ist nichts als die Entwicklung des Inhalts ihrer tiefsten und lebendigsten Glaubenserfahrung, die Satisfaktionstheorie des Anselm ist logische Reflexion über das durch historisch-kirchliche Tradition gegebene Dogma. Wir fanden außerdem, nach Anselm ist göttliche Vernunft und Gerechtigkeit, nicht göttliche Liebe und Gerechtigkeit durch die Genugthuung Christi in Einklang gesetzt, so daß bei ihm die Gerechtigkeit in jeder Weise einseitig bevorzugt erscheint. Endlich besteht nach Anselm das Werk Christi nicht in seiner stellvertretenden Gesetzeserfüllung in der Form des Straßleidens eben sowohl als der vollkommenen Gesetzesthat (*obedientia passiva et activa meritoria, satisfactio legalis et poenalis*), sondern in der Darbringung seines Lebens als freiwilliges Geschenk zur Restitution der göttlichen Ehre. Dies scheinen uns die drei wesentlichsten Differenzpunkte zwischen der Satisfaktionstheorie Anselm's und der Versöhnungslehre der Protestantischen Kirche zu seyn. Ihre Einheit besteht in der gemeinsamen Erkenntniß, daß im Werke der Erlösung des menschlichen Geschlechts weder die göttliche Gerechtigkeit gebrochen werden kann, noch ein Anderer ihr genutzuthun vermag, als der menschengewordene Sohn Gottes. Und diesen uranfänglichen Inhalt des kirchlichen Glaubens zum scharfen und klaren Bewußtseyn gebracht, zuerst wissenschaftlich dargeban und so zur Fixirung desselben in der Kirche Jesu Christi auf alle Zeiten hin wesentlich beigetragen zu haben, darin besteht das unfälschliche Verdienst des großen und tief sinnigen Scholastikers.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 14. December.

N^o 100.

Die Mängel der Disciplinarordnung in Ansehung der Diener der Kirche, und ihre Abhülfe.

Die Grundzüge des priesterlichen Charakters, die Anforderungen, welche die Kirche Christi an ihre Diener zu machen hat, finden wir unzweideutig durch das Wort Gottes (1 Tim. 3, 1—9., Tit. 1, 6—8.) ausgesprochen. Eine Kirche, welche diese Aussprüche nicht als maßgebend betrachten wollte, liefe Gefahr, unter das Gericht des Wortes zu fallen, welches der Herr denen gesprochen, die das „Salz der Erde“ seyn sollen, und nicht sind (Matth. 5, 13.).

Wenn daher das neuerwachte Leben der Kirche sich auch in der Herstellung der verfallenen Disciplin zu bethätigen anfängt: so muß dieselbe ohne Frage vor Allem auf ihre Diener in Anwendung kommen. Wenn sich Eins. demnach bewogen sieht, die Mängel der jetzigen Disciplinarordnung in Betreff der Geistlichen und deren Abhülfe zur Sprache zu bringen, so geschieht dies in Demuth und Beugung vor dem Herrn, wie dies dem Einzelnen ziemt, der auf die Schäden der Kirche hinzuweisen wagt, die ihn erzogen hat. Aber es geschieht auch in der Hoffnung, daß man dem Schmerz der Liebe das Recht nicht versagen werde, zu klagen und auf Heilung Bedacht zu nehmen, wo die bloße Anklage und Verwundung ein Unrecht wäre.

1.

Die bisherige Form und Weise der Verwaltung geht nicht zur Aufrechthaltung der nöthigen Aufsicht und Disciplin in Betreff der Diener der Kirche.

Werfen wir zuerst einen Blick auf das Lebensgebiet, um das es sich hier handelt, und vergegenwärtigen wir uns zuvörderst den gewöhnlichen Bildungsgang der Candidaten des Pfarramts, auf welche die Kirchenverwaltung bei Besetzung der Pfarrämter gewiesen ist.

Jene sind zum großen Theil Söhne von Geistlichen, von Lehrern, Amtleuten, von Beamten, oder auch vom Handwerksstande. In allen Fällen sind sie zum größten Theil von dem Geiste des Unglaubens, wie derselbe seit einem Jahrhundert die Herrschaft erlangte, nicht unberührt geblieben. Als Söhne von Geistlichen, die fast durchgängig in den Schulen des Unglaubens groß geworden, verließen sie selten unter Eindrücken das Vaterhaus, die sie in den Gefahren sicher stellen konnten, denen sie nun entgegengingen. Diese Eindrücke waren bei einem Theile

der übrigen tiefer, die ein Vaterhaus verließen, darin der alte Glaube, der allein die Welt überwindet, noch des häuslichen Lebens Seele war; dafür fehlen bei dem anderen Theile diese Eindrücke so gut als ganz; diese haben das Pfarramt als einen Erwerbszweig suchen gelernt, sie haben keine Ahnung von der Aufgabe, die sie lösen sollen.

So kamen wir, in der Blüthe des jugendlichen Leichtsinns, in eine größere Stadt. Wie Wenigen unter uns wurde hier der Segen eines christlichen Familienlebens, oder auch nur einer ernsten Zucht und Aufsicht zu Theil! Wie Viele waren schon von den mittleren Knabenjahren an, mitten in den Gefahren, welche die entfesselten Sitten der großen Städte darbieten, so gut als sich selbstüberlassen! Und die Schulen — lehrten uns, wenn sie trefflich waren, mancherlei menschliche Weisheit und Kunst, aber sie boten dem von innen und außen angefochtenen Herzen des Knaben und Jünglings keine Waffen wider den Unglauben, wider die Fleischeslust und Sünde. Wenn wir Alles lernten, so lernten wir nicht beten, nicht Christi Nachfolge, nicht Gottes Wort! —

So noch von einem großen Theil des Erbguts einer frommen Vorzeit entleert, kamen wir zur höchsten Vorschule des Pfarramts. Nun Gott sey Dank, da fehlte es schon seit zwanzig Jahren und länger nicht an treuen Zeugen des Evangeliums! Aber wie viel fehlte doch, uns das zu geben, was wir verloren, oder auch noch nie gehabt, den Glauben, die Liebe Christi, dessen Zeugen wir werden wollten! Einige fanden diese höchsten Güter, aber auf Wegen, die kein Ruhm von kirchlichen Schulen sind, auf den Wegen des Zweifels zerrissener Herzen, in den die Kritik sie gestürzt. Wie Viele aber blieben ohne Buße und Glauben unter den Anregungen von Schulen der Wissenschaft, die auch heut noch den Namen von kirchlichen nicht verdienen, deren Lehre mit der Lehre der Kirche zuweilen in Übereinstimmung, öfter aber im Widerspruch ist!

So fanden wir auch in unseren akademischen Jahren uns mehr in den Armen der Welt, als in denen der Kirche. So brachten es Wenige von uns bis zur kirchlichen Wissenschaft, noch Wenigere zum christlichen Leben. Und doch waren wir nun schon Candidaten der heiligen Ämter der Kirche. Unsere Examina wurden gemacht: auch hier konnten ganz weltliche, unbefehrte Leute recht gut bestehen. Kaum die Zeugnisse kirchlicher Wissenschaft, viel weniger die von christlicher Übung und Erfahrung waren es, auf die es hier ankam.

Inzwischen traten wir, noch immer ohne eine nähere Verbindung mit der Kirche, in das Hauslehrerleben ein, oder wir

suchten sonst eine Beschäftigung, oder kehrten in das Vaterhaus zurück und privatisirten. So blieben auch jetzt noch Viele ohne eine tiefere Anregung und Beziehung zu dem heiligen Amt, um das sie schon warben. Gar Viele aber genossen ohne Furcht und Zweifel den Reiz des Lebens, machten sich auch ihre Candidatenjahre fröhlich im Dienste der Welt zu Ruß — wie konnte es fehlen, daß Mancher von dem Wege sich weit verirrete, der jetzt allein ihm ziemen konnte? —

So sind wir, der Eine so, der Andere anders, in's Pfarramt gekommen, in das Amt, das die Veröhnung predigt, und die Heiligthümer der Kirche verwaltet. Die längere Zeit des Wartens hat Manchen sittlich noch tiefer gestürzt, aber auch Manchen — wer wollte dies verkennen? — zur Buße, zum Glauben an den Herrn, zu der Kirche zurückgeführt. Hat doch die Gnade des Herrn die Kirche und die Welt, darein jene gepflanzt ist, in den letzten Jahrzehnten so mächtig heimgesucht, daß man wohl sagen könnte, ein Jeglicher konnte den Weg des Heils und Segens finden, der da suchte.

Aber Viele suchten ihn eben nicht — und haben doch den Weg in's Amt gefunden. Eine weltliche Verbindung hatten sie vielleicht längst geknüpft, so wurden sie Eheherren, Haus- und Pfarrherren zugleich. Wie kann es anders seyn, als daß sie auch jetzt des Übergangs zu der heiligen, amtlichen Stellung, in die sie eintraten, kaum recht inne werden? Die Freuden der Ehe, die Erweiterung der geselligen Verbindungen, die Sorgen der häuslichen Einrichtung, dies und was noch alles ergreift den jungen Pfarrer mit den amtlichen Obliegenheiten zugleich. Gewiß, er darf nicht gerade ein wüster Bursch, ein lockerer Candidat gewesen seyn, wie — ach so Viele! um den Ansehungungen, die ihm jetzt als Diener der Kirche entgegenstehen, früh zu erliegen, das Amt um des zeitlichen Gewinnes willen zu gebrauchen, und nicht das Zeitliche um des Amtes willen! Ist doch das Reich des Herrn ein Reich des Kampfes, der hienieden nimmer aufhört — wie Mancher ermattet unter jenen Ansehungungen im Kampfe, der anfangs noch rüstig die Waffen nahm, und dem Feldherrn mit der Kreuzesfahne folgte! Gilt doch das Wort des Herrn auch von seinen treuesten Jüngern, ja von diesen vorzugsweise: „Siehe, Satanas hat euer begehret, daß er euch möchte fischen, wie Waizen!“

Wehe also der Kirche um ihrer Hirten und Diener willen, wo jene dem Einzelnen unter diesen nicht selbst gewährt, was sie wiederum ihren Gemeinden gewähren sollen: liebende Pflege und Aufsicht! Wehe, wenn die Kirche, der kirchliche Organismus im Ganzen, nicht den Einzelnen hält und stärkt, daß er an seiner Stelle halten, weiden, überwachen kann, die seiner Hut befohlen sind! Wehe, wenn namentlich der geistliche Stand nicht als engverbrüderter Ritterschaft sich fest aneinander schließt, nicht die Pflege und Aufsicht seinen einzelnen Gliedern widmet, welche diese selbst in ihren kirchlichen Kreisen zu üben haben!

* * *

Daß dem so begründeten Bedürfniß der Disciplin die bis-

herige Verwaltung derselben nicht genüge, gestehen gewiß auch die Trefflichsten unter denen im Voraus zu, welchen sie von Amtswegen obliegt.

Es zeigt sich aber der mangelhafte Zustand der bestehenden Disciplinarverwaltung:

1. In dem Mangel eines, auf das Wort Gottes und die Natur des geistlichen Standes zurückgehenden Disciplinargesetzes.

Gewiß gilt auch hier, der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig. Aber der lebendige Geist schafft auch die entsprechende Form. Und die Überlieferung des Buchstabens zeugt noch von dem Geist, und weckt und unterstützt das sich verjüngende Leben, welches zu dem unwandelbaren Ziele hinaufstrebt. Es muß ein heiliges Grundgesetz da seyn, welches auf Grund des Wortes Gottes das Verhalten des Pfarrers ordnet, der Willkühr des Einzelnen vorbeugt, und die nöthige Disciplin feststellt.

Statt dessen entbehren wir nicht allein gänzlich einer irgend umfassenden Disciplinarordnung, sondern mit dem fehlenden Grundgesetz sind auch selbst die leitenden Grundsätze schwankend geworden.

Wohl finden sich einzelne Sätze im Landrecht und der bürgerlichen Gesetzgebung zerstreut, noch mehr auch in den alten Kirchen- und Visitationsordnungen. Man darf auch, von letzteren abgesehen, da sie nur noch als Seltenheit vorkommen, den Meisten unbekannt und so gut als ganz außer Gebrauch sind, zugestehen, daß jene Sätze mit Zuhülfenahme des Wortes Gottes für den redlichen Pfarrer zureichten, über das in's Klare zu kommen, was ihm als Vorbild der Heerde zu thun und zu meiden zukomme. Aber es muß auf die große Zahl der (niederen und höheren) Geistlichen gesehen werden, denen Sinn und Geist hiefür abgeht, und denen durch ein geschriebenes, unzweideutiges Wort zu Hülfe zu kommen ist.

Nun aber sind die vorhandenen Bestimmungen in zweifacher Hinsicht ganz unvollständig und unzureichend.

Zuerst sondern sie die Anforderungen an den Pfarrer fast ganz von denen an seine Familien- und Hausgenossen ab. Die heilige Schrift aber spricht es bestimmt aus, daß die nothwendige Tadellosigkeit des Pfarrers auch den sittlichen Charakter seiner Haus- und Familienhaltung einschließt. Vor Allem liegt es der Evangelischen Kirche ob, durch eine ernste Disciplinarverwaltung den Beweis zu führen, daß sie berufen war, den Eölibat aufzuheben und zu der apostolischen Ordnung zurückzukehren. Wir verkennen nicht die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe der Kirchenverwaltung, die wir hiemit aussprechen. Aber sie ist unabweislich, wenn der Ruhm, auf den wir durch die Rückkehr zu der apostolischen Ordnung Anspruch haben, nicht durch Freilassung einer ganz unapostolischen Unordnung in sein grades Gegentheil umschlagend soll.

Unsere Disciplinarordnung ist dagegen zufriedengestellt, wenn der Pfarrer nur für seine Person Verbrechen und groben Anstoß meidet. Die Ausschweifungen seiner Gattin, seiner Kin-

der, seines Gefindes werden ihm so gut, als gar nicht, zugerechnet; auch der offenkundig unsittliche Charakter des häuslichen Lebens im Pfarrhause fällt kaum irgendwie unter den Gesichtspunkt unserer laxen Disciplin, sobald der Pfarrer dabei persönlich weniger bethheiligt erscheint. Es fällt daher den Superintendenten nicht ein, in dieser Hinsicht zu forschen, zu rügen, zu strafen, und den schreiendsten Ärgernissen, welche nicht selten die Pfarrhäuser den Gemeinden geben, vorzubeugen. In des Eins. Diocese verheirathete ein Pfarrer die gefallene Tochter an einen Dienstknecht in seiner Gemeinde, ohne daß wohl die Nothwendigkeit einer Versetzung des Vaters auch nur in Frage kam. In wie viel Gemeinden findet das gleiche Ärgerniß statt! Auf einem landrätthlichen Gute, nahe der Residenz, wo sich Eins. als Studirender bei einer Leichenfeier von den zuchtlosen Sitten seiner künftigen Amtsgenossen schmerzlich überzeugen mußte, überbot sich eine Anzahl von Geistlichen in Äußerungen der Schamlosigkeit. Einer rühmte sich, von allem Sittenzwange frei zu seyn; er habe seine Töchter selbst an Tagelöhner verheirathet. Wie oft ärgern empörende Ehescheidungsklagen, offenkundig blutiger Ehezwist (was in des Eins. nächster Anschauung seit Jahren „buchstäblich“ vorkommt), gemeine Fäullichkeit der Glieder des Pfarrhauses, die Gemeinden, ohne daß ein Disciplinargeschick gegen den Pfarrer eintritt, oder auch nur begründet erscheint. Daß dieser Mangel und die dadurch bedingte Furcht- und Strafloßigkeit vielfach die Verwilderung des Pfarrhauses hervorruft, und hiedurch wieder die Gemeinde Gottes verwüftet wird, liegt am Tage.

Noch weitgreifender dürften indes die Folgen davon seyn, daß die Disciplinarverwaltung auch in Ansehung des Pfarrers selbst nicht von tieferen kirchlichen Gesichtspunkten ausgeht. Weiß der Pfarrer nur eigentliche Verbrechen klüglich zu vermeiden, die ihn auch als weltlichen Beamten oder Privatmann strafbar machen würden, und erfüllt er dabei die äußeren Obliegenheiten seines Amtes, so kann er so ziemlich auf seine Legalität und Unsträflichkeit pochen. Zwar bestimmt selbst das Landrecht: „Alle Geistliche müssen sich, bei Verlust ihres Amtes, eines ehrbaren und dem Volke unanstößigen Wandels vorzüglich befleißigen. Auch in gleichgültigen Dingen müssen sie alle Gelegenheit zum Anstoß für die Kirchengemeinde sorgfältig meiden“ (Th. 2. Tit. 11. §. 67. 68.). Aber nach der Natur eines bürgerlichen Gesetzbuches ist nicht näher bezeichnet, was einer christlichen Gemeinde auf Grund des Wortes Gottes wirklich anstößig erscheinen muß, ihr also an ihrem Führer, der ihr mit der Fahne des Kreuzes vorangehen soll, nimmermehr als „gleichgültig“ erscheinen darf.

Demgemäß führt eine Menge der geistlich-todten Priester einen völlig weltförmigen Wandel, ohne darin durch den Buchstaben eines Gesetzes, oder irgend eine heilige Disciplin gestört zu werden. Die Gemeinden schlafen mit ihren Hirten den geistlichen Todeschlaf, und so dürfen diese ungestraft die Nächte am Spieltische durchwachen, und die Pfarrfrau und Töchter zum nächtlichen Tanz geleiten. In einer kleinen Stadt, einige Meilen

von der Hauptstadt, verweilte noch in der letzten Neujahrnacht ein Pfarrer bis tief in die Nacht mit seinen Angehörigen auf dem Ball, und betrat dann einige Stunden später die Kanzel.

Die Folge dieses Mangels eines priesterlichen Disciplinargesetzes, welches auf Grund des Wortes Gottes klar und baar auszusprechen hat, was den Dienern der Kirche in dieser Hinsicht zu meiden obliegt, ist nun der immer zunehmende Mangel des kirchlichen Bewußtseyns hierüber, eine gränzenlose Verwirrung der Grundsätze, wonach die Anforderungen an das Verhalten des Geistlichen und seiner Familie bemessen werden. Man hat die Anforderungen, welche sich aus der Natur des Verhältnisses des Pfarrers zur Gemeinde ergeben, und zum Theil durch die Schrift ausdrücklich hervorgehoben sind, so gut als ganz vergessen. Ja es hat die ungeistliche Sentimentalität und der sittliche Indifferentismus der Zeit sich gradezu in Widerspruch mit ihren Anforderungen gesetzt. Der Ruin, der von dem wüsten Treiben im Pfarrhause über die Gemeinde ausgeht, wird für nichts geachtet gegen das Unrecht, was der Pfarrer zu erleiden scheint, wenn die Ausschweifungen seiner Hausgenossen ihm irgend zugerechnet würden. So schlägt die ungeistliche Zärtlichkeit in Grausamkeit um.

Noch mehr sind die Grundsätze in Beziehung auf die sogenannten Mitteldinge verworren. Man würde eine Anzahl von Geistlichen empören, die an ein durchaus weltförmiges Leben sich gewöhnt haben, auf der Regelbahn, am Spieltische, in Reffourcen und auf öffentlichen Bällen je mehr je lieber erscheinen, ohne sich auch nur einer mahnenden Stimme des Gewissens bewußt zu werden, wenn man ihnen das apostolische Bild eines Bischofs vor Augen halten, und damit ihre Sünden strafen wollte. Es würde dies als eine unerhörte Anmaßung zurückgewiesen werden, die von einer unfreien, unevangelischen Richtung Zeugniß gebe, und gar nicht mit der unbefangenen, heiteren und zeitgemäßen Auffassung der christlichen Sittenlehre im Einklang stehe.

Es ist unglaublich, welche Höhe die Verwirrung des kirchlichen Bewußtseyns in dieser Hinsicht erreicht hat. Schon findet sich das weltförmige Leben vieler Geistlichen im Widerspruch mit dem ihnen vorausseilenden Ernst des neuerrwachten Lebens in der Gemeinde. Aber die Unbefangenheit ihres erforbenen geistlichen Sinnes ist so groß, daß sie von der Kanzel ihre weltliche gegen die weltverläugnenden Grundsätze der Erweckten förmlich vertheidigen, und so den Riß nur ärger machen.

Gewiß ist dieser Mangel des lebendigen Bewußtseyns bedeutsamer, als jener des Gesetzes. Aber wie jener nun in diesem seine Stütze und Rechtfertigung sucht, so würde er auch durch ein objektives Gesetz eine heilsame Ergänzung finden.

(Fortsetzung folgt.)

Preisbewerbung.

Der Vorstand der protestantischen Freunde hat eine Preis- aufgabe gestellt. Wer das beste Kirchenlied liefert, soll eine Prä- mie, wenn ich nicht irre, von 50 Thlr. erhalten; das Accessit ist bereits vergeben, der Hauptpreis aber noch nicht. — Ich habe den Erlaß nicht gelesen, kenne die Sache nur aus der zwei- ten Hand. Ich weiß nicht, ob dem Liede ein Signalement bei- gegeben ist, wie es seyn soll. So allgemein, wie ich es gehört habe, habe ich es genommen: Ich trete hiemit als Mitbewerber auf. Da ich aber, wie aus Obigem hervorgeht, nicht weiß, an wen ich es einschicken soll, wähle ich den Weg der Öffentlich- keit, hoffend, daß ein Exemplar dieses Blattes dem genannten Vorstände in die Hände kommen werde. — In der Wahl des Stoffes habe ich gewiß den richtigsten Griff gethan. Denn was gäben wir doch darum, wenn jetzt ein großes Lied aus der Kirche herauswüchse — denn der Ausdruck, daß es gemacht werden soll, ist zu schlecht —, das durch sie hindrausfe, wie eine neue „feste Burg“, ein Lied, das die Zweifel todtsänge, ein Lied, das die Nisse zufänge, ein Lied, das die Kalten warm und die Todten lebendig fänge, ein Lied, das das protestantische Chaos in eine Kirche umsänge! — Wundere sich Keiner, daß ein Lied dies thun soll. Ein Lied kann's viel eher, denn eine Predigt und ein Buch. Ein Lied hat zwei Arme, einen rechten und einen linken. Alle beide sind gesund, aber der rechte ist stärker, als der linke. Der rechte ergreift das Gemüth, die alte Glaubens- hütte, der linke den Verstand, den alten Ordner. Predigten und Bücher sind oft lahm an einer Seite, oder haben oft gar nur einen Arm, sind Krüppel, und bleiben es auch. Aber das Lied geht so lange wandern, bis beide Theile ebenmäßig werden. Ist das Lied schlecht, und die Melodie lebendig, so fliegt diese fort, wie ein Vogel vom dürren Ast, der sich erst niedersetzt, wo er einen grünen findet. Ist der Text gut, aber die Melodie schlecht, so wandert der Text wie ein Mann, der sich die rechte Gefährtin seines Lebens, wie ein Jakob, der sich die Rachel sucht. Rechte Melodie und rechtes Lied haben nicht eher Ruhe. — Das Buch und die Predigt bleiben daheim, das Lied geht mit auf Feld und Arbeit, wie die Vögel des Himmels. Das Lied geht mit auf's Lager in der Nacht, und wenn das Gedächtniß seine Worte nicht mehr hält, dann hüpfen seine Akkorde noch wie Elfen auf dem elastischen Boden der Seele hin und her. Ein Lied, zwei Lieder, die Pariserne und die Marseillaise, haben zum großen Theil das Reich der Bourbonen in Frankreich um- gesungen. Sollte denn nicht ein Lied geboren werden können vom heiligen Geist und der armen Mutter Kirche, das das arme zerstörte Reich Gottes wieder aufstehen hülfe?! Solch ein Lied, Volkslied und Kirchenlied zugleich, ist das allernöthigste. — Das zur Rechtfertigung des gewählten Stoffes, und dazu die Ver- sicherung, daß ich nicht aus Hohn, sondern im heiligen Ernst gesungen habe. Was das Lied selbst angeht, so will ich der

erste Kritikus seyn. Ich erkläre, daß es, an die große Idee gehalten, ein armseliges Nachwerk ist. Ich gebe es nur, um die Idee nicht ohne ihren Rock, eine Art Wirklichkeit, hinlaufen zu lassen. Wenn sie nun in ihrer Bettlertracht einem begabte- ren, fester im Glauben, tiefer in der Liebe stehenden Freund vor Augen kommt, wird es ihn ihrer erbarmen, er zieht ihr in Kraft des heiligen Geistes den rechten Rock an, er wird der Mund der Kirche. — Eine schöne Aufgabe zur lieben Advents- und Christzeit.

Mel. Ein' feste Burg ist unser Gott.

1. Herr Gott, es wohnt ein Volk
im Land,

Das hat sich losgerissen
Von deines Sohnes Hirtenhand
Mit Willen und mit Wissen.
Sie jubeln: Wir sind frei!
Der Strick, der ist entzwei!
Was geht das Wort uns an,
Der Geist, der macht den Mann;
Wir sind des Geistes Kinder.

2. Herrn Jesum Christ, deinen
ein'gen Sohn

Hab'n sie herabgestoßen
Von seinem angestammten Thron
Mit grimmigem Erbosen.
Er bleibt nicht Gott von Art,
Doch will der Widerpart
Nicht sagen: Wie wir sind,
Ist er ein Menschentind;
Der Herr schwebt in den Lüften.

3. Und in dem alten, werthen
Wort,

Vom heil'gen Geist geschrieben,
Ist ihnen kaum noch hier und dort
Ein Verslein übrig blieben.
Wie eine Henne scharrt,
So frakt der Widerpart
Im Worte hin und her,
Was dem Verstand zu schwer
Muß Roth und Rehricht heißen.

4. Das alte, theure Gotteswort,

Was wird mit ihm begonnen!
Vom alten Lügner fort und fort
Wird's dünn wie Glachs gesponnen.
Hängt sich daran die Seel,
Daß sie sich Gott befehl,
Der Faden reißt entzwei
Mit der Verzweiflung Schrei.
Das sind des Geistes Zäden.

5. Herr Gott, gedenk' der Kirche
dein,

Hilf deinem armen Volke,
Geh ihm voran, zeuch' hinterdrein
Als Feueräul' und Wolfe;
Steh auf von deinem Sitz,
Zerschreite Feindeswäg,
Führ' deinen lieben Sohn
Zurück auf seinen Thron
Das Reich muß er behalten.

6. Erwecke deine Christenheit,
Daß sie mit fleiß'gem Beten
In dieser hochbetrübten Zeit
Hin vor dein Antlitz treten,
Daß, was vom Feind verwirrt,
Verlaufen und verirrt,
Brünstig nach dir begehrt,
Demüthig zu dir kehrt
In Christo deinem Sohne.

7. Laß sie nicht in der Finsterniß,
Die sie für Licht gehalten;
Schleuß zu den bösen Kirchenriß,
Laß ihn nicht weiter spalten.
Sie sind ja unser Blut,
Sind durch dein höchstes Gut,
Jesum den Christ erkauf't,
Auf seinen Tod getauft,
In ihm gieb ihnen Leben.

8. Wir bitten dich, Herr Zebaoth:
Sei gnädig und geduldig!
Wir bitten dich, dreiein'ger Gott:
Sprich nicht so schnell das „Schul-
dig“.

Schenk' ihnen freundlich ein
Den süßen Gnadenwein,
Der jedes Herz erquick't
Und sie zu dir entrückt;
Ob du sie wohl gewönnest.

F. A. in A.

Wird es verlangt, mag die Redaktion den Verf. namhaft machen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 18. December.

N^o 101.

Die Mängel der Disciplinarordnung in Ansehung der Diener der Kirche, und ihre Abhülfe.

(Fortsetzung.)

2. Ein fernerer Mangel der jetzigen Disciplinarverwaltung liegt in der großen Entfernung, worin die beaufsichtigenden Behörden von dem niederen Klerus stehen, in der völligen Ausschließung desselben von aller Mitwirkung zu dem gleichen Zweck.

Zwar ist die Geistlichkeit der einzelnen Diöcesen durch ihre Superintendenten mit den Consistorien und General-Superintendenten vermittelt. Aber viele der Väter bei diesen hohen Stellen können kaum eine andere, als dürftige Anschauung der Persönlichkeit der ihnen untergebenen Superintendenten haben. Die meisten dieser erinnern sich der Herren Räthe nur etwa von der bestandenen Prüfung her, die Provinzial-Inspektoren aber sahen sie zum Theil kaum noch einmal seit ihrer Einführung in die Superintendentur. Dies wird in der Regel nicht einmal hinreichen, das Band der Gemeinschaft in der Liebe und Furcht des Herrn um die beaufsichtigenden Väter zu schlingen, noch viel weniger aber, den gesammten Klerus einer Provinz in diesem Sinne zusammen zu schließen, denselben durch Vermittelung der Ephoren unter das Auge des Kirchenregiments zu stellen, die Herzen der von Gott berufenen Väter mit persönlicher Liebe und Ernst zu den pflege- und aufsichtbedürftenden Söhnen zu lenken, und dagegen die Herzen dieser mit Furcht und Ehrfurcht zu ihnen zu richten.

Nicht viel besser steht es um das persönliche Verhältniß der Superintendenten zu ihren Diöcesanen. Als Stadtpfarrer sind sie, von ihren endlosen Schreibereien als Superintendenten abgesehen, mit Arbeit meist so reichlich bedacht, daß sie zu einem außerordentlichen Umgange mit den Landpfarrern selten Gelegenheit finden. Dieser bleibt daher leicht auf flüchtige Berührungen, wie an Markttagen, beschränkt, wenn nicht die vornehme, unbrüderliche Haltung des Superintendenten den vom Lande gekommenen Pastoren überhaupt verleidet, ihn freiwillig aufzusuchen. Bei den Kirchenvisitationen ist der Superintendent aber durch zahllose äußerliche Gesichtspunkte so zerstreut, überdies ist gerade diese Gelegenheit, wenn er nicht durch feierliches Forschen bei den Gemeindegliedern Mißtrauen säen und mehr schaden, als nützen will, vor allen mißlich, über den persönlichen Wandel des Geistlichen recht in's Klare zu kommen.

Hier tritt der Mangel aller synodalischen und collegialischen Berührung grell hervor. Das Verhältniß des Superintendenten zu seinen Diöcesanen, denen er als ein „Königlicher“ ge-

genübertritt, bleibt meist ein äußerlich officiellcs, todtcs, unbrüderliches; gestaltet es sich nicht, wie oft, als ein wahres Mißverhältniß, so fehlen doch die innerlichen Bande der Liebe und Ehrfurcht, worin der ganze Segen der wachenden und beaufsichtigenden Stellung des Superintendenten ruht.

In vielen Synoden gibt nur noch die Pflicht, jährlich die Wittwenkassenrechnung gemeinschaftlich abzunehmen, Gelegenheit zu einer Versammlung der Synodalen, die also kirchlich so gut, als in gar keiner Verbindung stehen. Diese Versammlungen sind daher auch einzig dazu geeignet, das Verlangen nach einem öfteren Beisammenseyn zu verleiden, so leer und unfruchtbar fallen sie aus.

Wird etwa eine zweite Zusammenkunft verabredet, so ist diese wiederum nicht selten so form- und leblos, daß sie denen, die das Wehen des Geistes spüren, einen wahren Martertag bereitet. Es fehlt nicht an Synoden, in denen man neuerdings förmlich ausgemacht hat, daß in ihren Versammlungen „kein Gebet vorkommen solle“.

In anderen Kreisen fühlt man wohl auch — das Unschickliche des Gebets für diese Versammlungen, man unterläßt es aber stillschweigend, ohne es geradezu für unnütz zu erklären.*)

Unter diesen Umständen scheint die Kirche unmöglich in Ansehung der Disciplin ihrer Geistlichkeit sichergestellt zu seyn. Diese erscheint ganz und gar als eine äußere, unbrüderliche Beaufsichtigung, und doch auch als solche unvermögend, ihre äußere Aufgabe genügend zu lösen. Dagegen ist von der brüderlichen Stellung der Geistlichen zu einander, von ihrer inneren Verbindung, als der ebenbürtigen Glieder der Dienerschaft Christi, völlig abgesehen, ihre Mitwirkung zu der gegenseitigen Förderung, Heiligung und Züchtigung in der Liebe, ganz unberücksichtigt geblieben.

3. Dem mangelhaften organischen Verbande der einzelnen Geistlichen entspricht nun die beinahe völlig schriftliche Verwaltung der Consistorien und Superintendenten, wobei die persönliche Einwirkung ganz zurücktritt.

Diese Form kann so wenig dem eben dargestellten Mangel

*) In einer Predigerversammlung nahe einer Königl. Residenz wurde vor funfzehn Jahren gelegentlich die Frage gestellt: „Was haben wir nun wohl in unserem Amte gewirkt?“ Es wollte Niemand mit der Sprache heraus, bis ein rüstiger alter Pfarrer das Wort nahm: „Eins habe er doch gewirkt — in seiner Gemeinde glaube nun Keiner mehr an den Teufel!“ — Hier dürfte inzwischen wohl das Daseyn des Teufels sich schon handgreiflich gemacht haben.

abhelfen, daß sie vielmehr nur als dessen andere Seite erscheint. Sie raubt namentlich dem Superintendenten noch die Zeit, und dienet dazu, die wenige Gelegenheit zu persönlicher Anschauung und Einwirkung möglichst zu verkürzen. Namentlich bei der Kirchen- und Schulvisitation schreibt er sich müde, wenn er einigermaßen den Anforderungen seiner Oberen genügen will. Sind, wie in den meisten Fällen, Filiale vorhanden, so gehört ein gehöriges Maß von Fertigkeit dazu, die ganze Reihe von Besichtigungen vorzunehmen und alle die Protokolle abzufassen, die von jedem Filiale einzeln aufzunehmen sind. Wie selten aber findet sich das Maß von Geist und Kraft, welches erforderlich wäre, bei diesem Gewirr von Geschäften und Schreibereien den Blick frei für die persönliche Stellung und Wirksamkeit des Pfarrers in seiner Gemeinde zu erhalten?

Was zuletzt die bestimmte Obliegenheit des Superintendenten in Betreff der Aufsicht über den Wandel der Diöcesanen betrifft, so beschränkt sich dies in den allermeisten Fällen auf die Abfassung der jährlichen Conduitenliste. Dieser klägliche Nothbehelf einer beinahe leeren Form kann aber den Mangel aller persönlichen Einwirkung und brüderlichen Verbindung unmöglich ersetzen. Welch' eine unabsehbare Menge von Schreibereien würde es veranlassen, wenn die Superintendenten genügend eingehende Beurtheilungen abfassen, die Consistorien darauf speciellen Bezug nehmen, und sich mit sämmtlichen Superintendenten in Correspondenz und gründliche Erörterungen einlassen wollten?

Noch greller tritt das Mangelhafte dieser papierernen Disciplinarverwaltung hervor, wenn man erwägt, wie alle derartige Mittheilungen mit großer Vorsicht abgefaßt seyn sollen, wenn der Berichtende sich nicht zum Lohn seiner Amts- und Liebespflicht in Injurienprozesse und endlose Unannehmlichkeiten verwickeln will, die ihm leicht seine ganze Thätigkeit verleiden könnten. Hiedurch wird die Stellung des Superintendenten, und somit die gesammte Disciplinarverwaltung, beinahe völlig illusorisch. Ein Superintendent, dem nicht eine Überfülle der Liebe und Geistesgaben zu Theil geworden, wird es dann erst wagen, gegen seine Diöcesanen offen hervorzutreten, wenn sie auf ihren Irrwegen bereits so weit fortgeschritten sind, daß eine Heilung beinahe unmöglich, und die rechtlich zu begründende Suspension und Absetzung fast als das einzige Disciplinarmittel übrig bleibt.

Aber auch hier tritt nun noch der Mangel ernstenentschiedener Grundsätze, eine, das Heil der verwüsteten Gemeinden übersehende Fülle von zärtlichen Rücksichten gegen Person und Familie des Pfarrers hindernd in den Weg; ja die Schwierigkeit des juridischen Beweises, grade wenn Hirte und Heerde mit einander den Weg der Sünde wandeln, macht es auch dem wohlgesinnten Superintendenten oft lange unmöglich, auf dem steilen Wege dieser durchaus unbrüderlichen Verwaltung auch nur den frechsten Sündern strafend entgegenzutreten. So kommen denn leicht grade diejenigen, die gesetzt sind, über ihre Mithirten zu wachen, dahin, daß sie mit sehenden Augen nicht sehen, noch mit hörenden Ohren hören mögen. So kriecht das Übel hin und wieder ärger, als wenn gar keine Aufsicht da wäre; denn der

Name des Superintendenten macht die Gemeinden sicher, sie vertrauen seiner Aufsicht und wehe, wenn sie's nicht können! — und so schlafen sie ruhig, während der Wolf frank und frei in der Heerde wüthet!

(Fortsetzung folgt.)

Die Bischofsweihe des evangelischen Consistorialraths zc. Herrn Siedler zu Posen.

In dem von Herrn Superint. F e c h n e r und einigen anderen Geistlichen des Großherzogthums Posen über die an Herrn Consistorialrath Siedler vollzogene Bischofsweihe verfaßten Aussage (s. Nr. 88. der Ev. R. Z.) wird der richtige Gesichtspunkt, unter welchem dies Ereigniß zu betrachten ist, wesentlich entstellt, und eben darum unrichtige und Besorgnisse erregende Folgerungen aus demselben abgeleitet.

Die Böhmisches Brüder hatten seit fast hundert Jahren vor der Deutschen Reformation in Polen eine Anzahl Gemeinden gegründet, welche, weder dem Lutherischen noch dem reformirten Bekenntniß angehörig, nur deshalb gewöhnlich zu den Reformirten gerechnet zu werden pflegten, weil sie mit dem ausschließenden Eifer der Lutheraner am Ende des sechzehnten Jahrhunderts nichts hatten zu thun haben wollen. Sie hatten von da an ihre eigene Verfassung, in welcher sich ein unter dem Namen des Seniorats bestehendes Bischofsamt befand, außerdem aber auch die übrigen ordines minores der alten Kirche. Wegen der geringen Zahl dieser isolirt stehenden Gemeinden, und aus anderen Ursachen, war die ganze Kirchengemeinschaft neuerlich in Verfall gekommen, und es schien in mancher Hinsicht wünschenswerth, daß sie sich enger an die Preussische Landeskirche angeschlossen. Wie aber immer in solchen Kirchengesellschaften ein zäheres Leben ist, als es auf den ersten Blick dem oberflächlichen Betrachter erscheint: so regte sich (etwa im Jahre 1832) bei den vorgenommenen Verschmelzungsversuchen eine bedeutende Opposition. In der That wurden damals die ordines minores in den Gemeinden abgeschafft, jedoch indem sie, wenigstens ihrer Auffassung nach, die Zusage erhielten, daß ihre jetzt zu königlichen Superintendenten ernannten Senioren zugleich das bleiben sollten, was sie früher gewesen waren. Seit dem Mittelalter nun hatte man in den Böhmisches Brüdergemeinden auf die apostolische Succession ihrer Senioren oder Bischöfe, welche sie von Waldensischen Bischöfen ableiteten, darum ein großes Gewicht gelegt, weil sie um denselben willen hofften, bei einer etwaigen Reformation innerhalb der Katholischen Kirche wegen der mangelnden Ordination ihrer Geistlichen keinen Widerstand zu finden. Als daher der Superint. Dütschke, der letzte, welcher in der Folge die Bischofsweihe besaß, seinem Ende entgegen ging, erhob sich eine laute Forderung aus den Böhmisches Brüdergemeinden selbst, daß er sein Seniorat noch bei seinen Lebzeiten einem Anderen übertragen möge, um die Unterbrechung der Succession zu verhüten. Es wurde ihnen hierauf von den vorgesetzten Behörden geantwortet, daß sie ja ihr Seniorat mit dem Anschluß an die Landeskirche aufgegeben, und

ihre alten Bischöfe königliche Superintendenden geworden seyen. Daraus beschwerten indeß jene sich bei den höheren Stellen, daß sie ungerecht behandelt worden seyen, indem sie ihre ordines minores nur deshalb hätten fahren lassen, um ihr Seniorat zu retten, und daß ihnen nie in den Sinn gekommen sey, diese uralte Eigenthümlichkeit ihrer Gemeinschaft aufzuopfern. Dies veranlaßte Allerhöchsten Orts die Entscheidung, daß der Consistorialrath Siedler das Amt eines Seniors der Brüder-Unität übernehmen, und dazu die Weihe da, wo sie noch in der Succession sich erhalten, zu Herrnhuth, sich holen möge. Von diesem Gange der Ereignisse schweigt gänzlich jener Aufsatz des Superint. Fehner und der anderen Posener Geistlichen, und läßt das Ganze darum in völlig falschem Lichte erscheinen. Ja, es ist einer gehässigen Insinuation nicht unähnlich, wenn „die reichen Foundationen“ als der einzige Grund der Opposition angegeben werden.

Was nun die Erklärungen der Posener Geistlichen über das Ereigniß der Bischofsweihe betrifft, so ist ihr Fundament durchweg äußerst schwach.

Zuvörderst haben diese Herren einen sonderbaren Begriff von Union, wenn „das Aufgeben jener eigenthümlichen Verfassung ihre Folge“ schon an und für sich müsse gewesen seyn. Wenn die Union nicht einmal die Lehrsifferenzen hat aufheben oder verwischen wollen, wie viel weniger die der Verfassung, welche in der Lutherischen Kirche als ein Adiaphoron gegolten hat. In der That haben die Berliner reformirten Gemeinden, gleich denen vieler anderen Orte, ihre eigenthümliche Verfassung behalten, und auch bei ihnen wird ein Werth auf dieselbe gelegt. Es ist nur aus Geistlosigkeit und kirchlicher Erstorbenheit zu erklären, wenn man die schöne Einrichtung der ordines minores, welche wohl in tiefsten Verfall gekommen, aber doch der Wiederbelebung fähig seyn mochte, durch die Union vertilgen zu müssen meinte; aus Geistlosigkeit, weil man unter Union nichts Anderes, als Auflösen aller Individualität, unter Einheit nichts als Einerleiheit (als Farbe aller Farben das Grau) sich denken kann; aus kirchlicher Erstorbenheit aber, weil gerade da, wo kirchliches Leben sich regt, etwas jenen alten ordines minores Ähnliches jetzt vielfach gewünscht wird.

So ist auch nicht einzusehen, warum eine eigenthümliche Verfassung einiger weniger Brüdergemeinden im Schoße der Evangelischen Landeskirche, mit der Bischofsuccession, nicht sollte erhalten werden dürfen. Die aus Melancthon's Traktat über die Gewalt des Papstes und den Schmalkaldischen Artikeln angeführten Stellen sind ein völliges Apsordionysen. Hat denn je die alte Böhmisches Brüderkirche, oder die seit Zinzendorf erneuerte Brüder-Unität die Ordination der evangelischen Geistlichen nicht anerkannt, oder sie verworfen? Hat sie „ihre Waffen gegen sie gekehrt?“ Sowohl die alten Böhmisches Brüder als Zinzendorf (von letzterem ist es historisch gewiß) würden gern und willig alle die Sätze unterschrieben haben, welche Herr Fehner aus den Lutherischen Symbolen anführt. Oder sind bei Herrn Siedler's Ordination „larvae, praestigia, deliramenta et spectra pompae ethnicae“ (bei Herrn F. ge-

sperret gedruckt, gleich als hätten dergleichen in Herrnhuth stattgefunden) vorgekommen? — Die ganze Argumentation des mit 1. bezeichneten Absages hätte nur dann einen Sinn, wenn Herr Siedler ein Bischofsamt in der Evangelischen Kirche schlechthin erhalten hätte. Bekanntlich ist aber in Posen ein Bischof der Evangelischen Kirche, Herr Freymark, und es ist auch nicht das Geringste an dessen Amtsrechten und -Pflichten, so wie an Herrn Siedler's Stellung im Consistorium durch dessen Bischofsweihe geändert worden. Auch hier wieder dieselbe Geistlosigkeit, die sich nicht denken kann, daß innerhalb der Evangelischen Kirche ein Bischof nur für eine mit einer besonderen Verfassung bestehende Abtheilung solle fungiren können.

In dem sub 2. Ausgeführten will nun Herr Fehner, mit den übrigen, sogar die Nothwendigkeit eines feindlichen Entgegnetretens der Unitätsgemeinden gegen die Landeskirche darthun. Daß möglicher Weise einmal auch unter ihnen Verirrungen, den Puseyitischen in England ähnlich, hervortreten könnten, das kann freilich a priori Niemand bestreiten. Diese sind aber nicht um ein Haar gefährlicher, als das andere, uns näher liegende Extrem, den Geistlichen alle Selbstständigkeit rauben, und sie zu bloßen Beamten der souveränen Gemeinden machen zu wollen. Warum sollte denn aber nicht ein Theil der christlichen Kirche auf eine „jure humano“ bestehende Einrichtung einen Werth legen können, ohne damit alle zu verdammen, welche jene Einrichtung nicht besitzen? In der Englischen Kirche ist kirchlich über die drei ordines der Bischöfe, Priester und Diakonen nie etwas Anderes ausgesprochen worden, als daß dieselben seit der Apostel Zeit bestanden hätten; *) es gibt eine sehr große Menge Geistlicher in derselben, welche die bischöfliche Succession nicht anders ansieht; und doch legen auch diese auf dieselbe einen hohen Werth und mögen sie nicht sich nehmen lassen. Man kann an den Liturgien, Gesängen, kirchlichen Sitten und Gebräuchen seiner Gemeinschaft hangen, und gegen alle Neuerungsversuche sie in Schutz nehmen, in ihrem Fortbestehen einen wesentlichen Vorzug seiner Kirche sehen, und dabei doch sehr wohl auf eine ausdrücklich ausgesprochene Gemeinschaft derjenigen Kirche dringen, welche alle jene Vorzüge nicht besitzt. Und ist denn nicht eine jure humano bestehende bischöfliche Verfassung, welche ausdrücklich gegen die aus der successio apostolica abgeleiteten Irthümer sich wahr, etwas, das Gemeinden, die sie seit Jahrhunderten besitzen, gar wohl sich erhalten sehen möchten? Liegt denn in dem also bestimmten bischöflichen Amte nicht eben die bei uns so oft verkannte Idee der Selbstständigkeit und Einheit des geistlichen Amtes überhaupt ausgesprochen, welche freilich auch auf andere Weise gewahrt werden, doch aber auch völlig rechtmäßig also sich äußern kann?

Schwerlich würden alle die Mißverständnisse, welche der Aufsatz der Posener Geistlichen enthält, vorgekommen seyn, wenn

*) It is evident unto all men diligently reading Holy Scripture and ancient Authors, that from the Apostles' time there have been these three orders of ministers. Worrede zum Ordinationsbuch R. Edward's VI.

nicht eine ungemeine Reizbarkeit seit den Vorfällen vor drei Jahren in diesem Punkte unter unseren Geistlichen sich fände. Und hier muß nun allerdings anerkannt werden, daß diese Reizbarkeit keineswegs völlig grundlos ist. In der Lehre von der apostolischen Succession, wie sie in der Katholischen und einem großen Theile der Englischen und Amerikanisch-Bischöflichen Kirche neuerlich wieder aufgelebt ist, liegt ein gefährliches Element. Wird nämlich die Nothwendigkeit der bischöflichen Verfassung und apostolischen Succession *ex jure divino* behauptet, so ist das nicht nur unseren symbolischen Büchern und der Deutschen Reformation schnurstracks entgegen, sondern schließt auch den höchst gefährlichen Satz stillschweigend in sich, daß von dieser Reihe der Bischöfe der Sinn der heiligen Schrift bestimmt, nicht aber von der heiligen Schrift auch die höchste Autorität in der Kirche müsse gerichtet werden; daß die christlichen Gemeinden dem geistlichen Stande gegenüber keine Freiheit und Selbstständigkeit besitzen sollen, um „zu prüfen, ob sich's auch also verhalte“, wie der Klerus es ihnen sagt; ein Abweg eines großen Theils der Englischen Kirche. Bei jeder versuchten Verbindung unserer Evangelischen mit einer Bischöflichen Kirche müßte über diesen Punkt ihre Lehre klar und unumwunden ausgesprochen werden. Welch eine Anwendung könnte das nun aber auf den vorliegenden Fall finden? Hier handelt es sich nicht von einer gefahrdrohenden Verbindung mit einer Kirche, die uns ihre Verfassung aufdringen will, indem sie die unsere mit Geringschätzung behandelt; sondern von der redlichen Erfüllung dessen, was einer alten Gemeinschaft zugesagt worden, der wir unsere Verfassung (welche wir selbst als höchst mangelhaft ansehen) hatten aufdringen wollen. Ja, wollte man auch wirklich (was gegen die Wahrheit seyn würde) den Untergang der Verfassung der alten Brüder-Unität als ein *fait accompli* ansehen: wenn hat jene alte Kirche jemals zu jenen gefährlichen Lehren sich bekannt? Wann ist von daher der Evangelischen Kirche eine Gefahr erwachsen? Was ließe sich also selbst von ihrer Herstellung besorgen? — Von Herzen wünschen wir, daß das Gute, was sie besaß und noch besitzt, auch innerhalb der Union, der Böhmisches Bräderkirche möge erhalten bleiben, daß ihre unter so vielen Kämpfen und Leiden erhaltenen Verfassungsformen heilsam wieder belebt, vornehmlich aber daß der apostolische Geist ihrer Väter von neuem über diese Gemeinden möge ausgegossen werden!

Ein unparteiischer Freund
der wahren Einigkeit.

Ein Nachtrag. *)

Ich habe jetzt zufällig durch zuvorkommende Mittheilung die Erklärung des Herrn Wislicenus gegen mich vom 14. October zu Gesicht bekommen. Er gesteht die Wahrheit meiner ursprünglichen Relation von

*) Vgl. *Ev. R. Z.* S. 768.

neuem aufs Bestimmteste ein, sucht das eigene, Monate lange Schweigen auf die vertuschende Veröffentlichung der Hallischen Lichtfreunde vom 12. August zu entschuldigen, und wägt dann natürlich Vorwürfe und „verläumberische Verdächtigung“ auf mich, welche indeß, da kein Mensch jene Hallische Veröffentlichung und Wislicenus' Schweigen dazu anders gedeutet hat und anders hat deuten können, als ich mild und hypothetisch genug es gedeutet habe, den Umstand aber, daß die vermeintliche Consistorialuntersuchung bloß eine freundliche Anfrage gewesen, Niemand im Entferntesten ahnen konnte, dem unbefangenen Leser meines infrimierten Artikels „die Ehrlichen“ (*Ev. R. Z.* Nr. 70.) sich von selbst in ihr Nichts auflösen. In dem Allen finde ich mithin nichts Besonderes, was jetzt noch der Rede werth wäre. *) Aber viererlei in der neuesten Wislicenischen Verlautbarung darf ich bei dieser Gelegenheit doch nicht unterlassen, auch auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen, hiemit öffentlich hervorzuheben.

1. Er erklärt bestimmt: „Der in der Menschheit, insbesondere der christlichen, fort und fort lebendige Geist — — hat die Schrift zu richten. Er, in seinem Gesamtleben und namentlich in seiner gegenwärtigen Gestalt, ist unsere höchste Autorität und Norm.“ Damit ist der alleinige Schriftgrund der protestantischen Kirche und alle ihre geschichtliche Basis frech umgestoßen und ein neues Kirchending an ihre Stelle gesetzt, auch wenn jener Geist durch das Epitheton, daß er die Gottes Sohnschaft Jesu (das „empfangen vom heiligen Geiste und geboren von der Jungfrau Maria“) verwerfe, selbst nicht einmal noch deutlicher, als gradezu satanisch sich charakterisirt hätte.

2. Er erklärt ferner offen: „Es wurde in derselben“ (in der Hallischen Versammlung der 150 Lichtfreunde vom 7. August unter dem Präsidium angeblich des Herrn Professor Direktor Dr. Niemeyer — was ich, um eine leider geschehene Mißdeutung meiner früheren, allgemeiner gehaltenen Aussage auf einen andern Professor hiemit abzuschneiden, bemerken muß —) „ohne Widerspruch der Beschluß gefaßt, daß in einem Berichte im *Courier* die wesentliche Übereinstimmung der Versammlung mit mir ausgesprochen werden sollte.“ Die ganze große Hallische Versammlung also, darunter die Schaar von Landpastoren, ist förmlich eingetreten in jene neue Kirche.

3. Er erklärt ferner in Bezug auf mich: „Der Glaubenshaß habe meine Sinne verblendet.“ Ich habe weder Glaubenshaß, noch verblendete Sinne. — „Die traurige Rolle des Anklägers des freien forschenden Geistes werde mir keinen Ehrenplatz in der Welt oder Nachwelt erwerben.“ *Sum Christianus* (Euseb. hist. eccl. V. 1.).

4. Sich selbst dagegen vergleicht er — mit dem Herrn, den er lästert. Ihm selbst aus meinem Munde gelte „das bekannte: Jetzt habt ihr seine Gotteslästerung gehört. Was bedürfen wir weiter Zeugniß!“ (Matth. 26, 65.). —

Die Kirche mit dem zwischneidigen Schwert hat zu richten, wie bisher; den Wislicenus.

Halle, 7. December.

G.

*) Nur bemerken muß ich zur Steuer der Wahrheit, daß Wislicenus den Geist der Kirche nicht, wie ich vernommen und S. 768. angeführt hatte, „vertrocknet und verschrumpft“, sondern „verkommen und verfault, knechtisch und despotisch“ nennt.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 21. December.

N 102.

Die Mängel der Disciplinarordnung in Ansehung der Diener der Kirche, und ihre Abhülfe.

(Fortsetzung.)

Aus diesen mißlichen Verhältnissen mag es zum Theil sich erklären, wie Superintenden ten, zweifelhaft, wie weit sie Kraft ihrer amtlichen Befugniß in Betreff von Diöcesanen gehen dürfen, die durch häufige nächtliche Erkursionen zu Kartenspielen und weltlichen Lustbarkeiten Anstoß geben, bei der höheren Stelle dieserhalb anfragen konnten, ohne Bescheid zu erhalten. Man fand es, bei der unkirchlichen Stellung der Disciplin und in Ermangelung einer Disciplinarordnung, welche dergleichen weltliches Wesen gradezu verbietet, eben so bedenklich, dem Superintendenten irgend eine Befugniß ausdrücklich zu geben, als das schon anstößig Gewordene gradezu für außer dem Kreise der Superintendentenverwaltung liegend zu erklären.

Freilich konnte der Superintendent aus diesem, gewiß erwogenen Schweigen auch entnehmen, daß er sich hier nicht auf die äußere Autorität einer Behörde stützen solle, die sich klüglich scheut, ohne die Grundlage einer ausdrücklichen Bestimmung des Gesetzes bestimmte Befugnisse einzuräumen, sondern auf das göttliche Recht seiner zugleich väterlichen und brüderlichen Stellung, zu lehren, zu warnen und zu strafen, zur rechten Zeit und zur Unzeit. Aber wer mag schlechthin von dem Superintendenten die persönliche Kraft und Energie des Charakters fordern, welche die höhere Stelle grundsätzlich verläugnen zu müssen glaubt; wenn ihm ein System des Schweigens empfohlen wird, wo nicht ein Paragraph des Landrechts zum Anhalt dient — wie sehr auch die Gefahr des Verirrens und des von ihm verwalteten Amtes der Kirche um einen helfenden Akt der warnenden, züchtigenden Liebe schreit!

Hiermit dürften die Hauptmängel bezeichnet seyn, die in dem Organismus der Verwaltung ihre Wurzel haben.

Sehen wir nun, wie jene Mängel in der gemeinen Wirklichkeit, in der praktischen Durchführung jener organischen Verwaltungsformen noch mehr heraustreten: so wird zuerst die mangelhafte Wahlform der Superintenden ten bemerklich, in deren Händen jetzt augenscheinlich die ganze Disciplinarverwaltung liegt.

Es ist klar, wie alles darauf ankäme, die nachgewiesenen Mängel durch die äußerste Sorgfalt in der Wahl der Superintenden ten möglichst zu mildern. Diejenigen, welche in eine mehr väterliche Stellung zu ihren Brüdern hinaufgerückt werden, könnten sich ja unter allen Umständen in dieser Stellung nur be-

haupten, wenn das persönliche Gewicht ihres Charakters, ihrer kirchlichen Bildung und pfarramtlichen Bewährung, sie als die Ersten unter Gleichen kenntlich macht, ihnen die Ehrerbietung und Liebe der Synodalen entgegenbringt, ohne die ihre Stellung zu diesen von vorn herein eine polizeiliche, ihr Verhältniß zu ihnen ein Mißverhältniß wird. Vielmehr noch aber gilt dies unter den eben dargelegten besonderen Umständen.

Nun aber geschehen diese Wahlen oft ohne eine einleuchtende, innere Nothwendigkeit, zuweilen erscheinen sie gar nur uneigentlich als Wahl.

In den meisten Städten; wo der gewöhnliche Sitz der Superintendenturen ist, übt der Magistrat das Patronatsrecht. So fahen die Behörden, um die Superintendentur wo irgend möglich in der Kreisstadt zu belassen, sich öfter veranlaßt, dem von dem Magistrat erwählten Pfarrer auch diese zu übertragen, sofern er nur irgend, namentlich in Ansehung der äußeren, sie direkt berührenden Verwaltung als brauchbar erschien. So entschied denn nicht die positive Befähigung, den besonderen Ansprüchen zu genügen, welche der Zustand grade dieses kirchlichen Kreises an denjenigen macht, der ihre Gesamtzustände mit Einem Blick überschauen, ihre Bedürfnisse auf seinem Herzen tragen und die Wege ihrer Befriedigung ermitteln und zusammenfassen soll — sondern der negative Gesichtspunkt seiner „Richtunbefähigung“ entschied über seine Wahl.

In solchem Falle erscheint es als ein wahres Glück, wenn natürliche Bescheidenheit die Stellung des Superintenden ten erträglich macht. So mag er sich in diesem Nothstande der Kirche immer noch für göttlich berufen erachten, und mit dem Maß seiner Kraft sein Amt verwalten, so gut er kann. Aber es ist eben nur ein Glück, dem die Gefahr des Unglücks drohend zur Seite geht, daß er die Diöcese im Unsegen verwalte. Der gewöhnliche Fall ist, daß der so erhobene Superintendent das Gleichgewicht verliert, seine Stellung gänzlich verkennt, daher zwischen hierokratischer Anmaßung und haltungsloser Herablassung hin- und herschwankt, um den Mangel der inneren Würde bald zu verdecken, bald vergessen zu machen.

Werfen wir nun zuletzt einen Blick auf die Früchte, welche jene mangelhafte Disciplinarverfassung getragen hat: so können wir hier unmöglich andere, als die schmerzlichsten, demüthigendsten Anschauungen erwarten. Es kann uns aber nicht gelüsten, die eiternden Schäden an dem Leibe des Herrn in unserer Kirche noch mehr aufzudecken. Gewiß wäre dies überhaupt unverantwortlich, sobald hier nicht eben der Gesichtspunkt leitete, durch Hervorhebung einzelner Symptome einen allgemeineren Krankheitszustand zu veranschaulichen, und so zur Heilung des großen Schadens mitzuwirken.

Eins. beschränkt sich hier auf die Versicherung, daß auch jene grauenvollen Beispiele der Verwilderung in Pfarrhäusern, welche vor einiger Zeit in diesen Blättern mitgetheilt wurden (Jahrg. 1841 Nr. 94.), nach der vielfachen Erfahrung, die ihn von seinen Schuljahren an bis in das Pfarramt hinüberbegleitet haben, nicht befremden konnten. Ja er könnte hier eine Reihe von Bildern aus dem pfarramtlichen Leben der letzten Jahrzehnte aufstellen, die, wie jene Mittheilungen, alle Vorstellungen übersteigen, obschon sie wie diese ganz außer Zweifel gestellt werden könnten. Das Bedeutsame und unaussprechlich Schmerzliche dieser Thatfachen liegt nicht in der Höhe dieser einzelnen Entartungen, selbst nicht einmal in der überaus zahlreichen Wiederholung *) derselben! Dies liegt vielmehr in der

Straflosigkeit, worin so oft die Verirrten alle Stadien des Laßers durchmessen konnten, in der Grabesstille, die inzwischen die in den Todeschlag gewiegten Gemeinden, die unbekümmerten Synodalen beobachteten; in der Unwissenheit oder Gleichgültigkeit, worin die Beaufsichtigenden verharrten, wodurch allein es offenbar wird, daß jene schreienden Verirrungen nur als Abscesse eines krankhaften Zustandes erscheinen, von welchem ganze kirchliche Kreise durchdrungen sind, und bei den Mängeln der jetzigen Disciplinarverfassung so leicht ergriffen werden konnten.

So möchten wir laut mit dem Propheten rufen: Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupte, und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte

*) Auch in des Eins. Diocese wurde ein Pfarrer, dessen Wittve bisher ihren Jahresgehalt aus der Diöcesanasse bezieht, noch auf seinem Sterbebette um den rückständigen Lohn der Unzucht von der Ortshebamme angegangen, die sie mit ihm getrieben hatte. Die Wittve erschien bei Lebzeiten des Mannes nie in dessen Kirche. Das Gesindel trieb im Hause schändliche Unzucht, eben so die Tochter. Sie ist, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, in der Residenz an einer schlechten Krankheit gestorben, wo ihr Bruder Reisknecht war, und die Mutter noch Zeugniß der Gräuelt thaten geben könnte, die unter dem Regiment ihres priesterlichen Gemahls ungestraft im Pfarrhause im Schwange waren. Und doch ist hiemit nicht das nächstlichsie Bild des pfarrlichen Lebens der Diocese bezeichnet. Als ich den Ruf in ein Pfarramt derselben aus einem anderen Umte der nahen Regierungsstadt erhalten, war die erste Kunde, die ich über den Superintendenten von meinem damaligen Vorgesetzten erhielt, daß ihn die Gensd'armen die Woche zuvor trunken aus dem Chausseegraben gezogen. Ich habe mich nachher nicht bewogen gefunden, nach der Wahrheit dieser Angabe zu forschen. Gewiß aber ist, daß die Büllestillsünden nur als Schwachheit gegen das erscheinen, was die Diocese fort und fort an ihrem Vertreter sehe. Bei einer Kirchenvisitation konnte nur ein halbtrunkener Zustand das scandalöse Verhalten desselben erklären, wodurch er die Kirche im eigentlichen Sinne profanirte. Ein amtlicher, sonst spurlos verschwundener Bericht über den Hergang an die höhere Stelle hat vielleicht zu der drei Jahre später erfolgten Emeritirung mit Veranlassung gegeben. Doch geschah sie auf eigenen Antrag des Superintendenten, und bei Gelegenheit seiner Entlassung fehlte jeder Schein einer Mißbilligung, ja die Anerkennung des Emeritus, als „eines ehrwürdigen Greises, der sein Amt weise, umsichtig und kräftig verwaltet habe“, wurde öffentlich, nachdrücklich, und schwerlich ohne großen Schaden für die versammelten Prediger und Lehrer der Diocese ausgesprochen!

Inzwischen hatte des Superintendenten Vorgang in der ganzen Diocese grauenvolle Früchte getragen. Sie glich buchstäblich und in dem weitesten Umfange einem Weinberge, den die Säue gewühlt haben. Das Gift hatte sich bei einem großen Theil der Prediger, Lehrer und Gemeindevorsteher durch und durch gestreut, die Gemeinden aber, in das gleiche sündliche Wesen versenkt und längst gewohnt, von den Pflegern des Heiligtums das Schändlichste zu erfahren, ließen alles gehen. Saufen, Fluchen, ein brutales Wüthen, selbst an heiliger Stätte, und bis zu einem Fanatismus, der den Wahnsinnigen verathen hätte, wenn die kräftige Natur nicht jederzeit von der Trunkenheit zur Mäßigkeit zurückgeführt wäre, hatten fortgehend die Wege des Superintendenten bezeichnet. Eins hob er lästernd auf offener Straße den Arm

gen Himmel, als ihn ein Regenwetter überfiel; ein Gemeindeglied trat ihm züchtigend in den Weg. Zuweilen verfolgte er zähnefletschend die Grüßenden, wenn er vor seiner Hausthür saß. Er wollte nicht gegrüßt seyn vom Pöbel. Er ahnte an öffentlichen Orten den Mienen der Kankeute nach, mit denen sie das Sakrament empfangen, um sie lächerlich zu machen. Bei der Confirmation riß und stieß er die schlichteren Kinder auf das Knie nieder, wenn sie den Segen empfangen sollten. Zuweilen empörte er noch die tiefst Gesunkenen, wenn die eigene Gottlosigkeit noch von der feindlichen übertroffen wurde. Ein weit und breit als ungerechter Richter und gottloser Mensch Gefürchteter war mit ihm bei einem Gastmahl. Plötzlich erscholl, einer wichtigen Ursach wegen, das Zimmer von einem solchen Strome der Flüche und Lästerungen, daß der ungerechte Richter sprach: „Kann man denn einen so ruchlosen Geislichen nicht absetzen?“ Der Frau eines Fiskalküsters drohte er, ihren Mann vom Amt zu bringen, wenn sie sich ihm nicht preisgebe. Zuletzt traf ihn noch das Strafgericht des gerechten Gottes — und selbst das Gericht des Volkes, obschon dieses überall in tiefem Grabeschlaf lag. Bei einem Gastmahl sprach er, irre ich nicht, als die Gesundheit des Emeritus getrunken wurde, laut höhrend über „den Wicht, der sich vor dem Tode fürchte“. Bald ergriß ihn eine unbewilligte Todesfurcht. Der Schrecken Gottes und der nahenden Ewigkeit überfiel ihn so, daß er die letzten Monate seines Lebens nicht mehr zu Bette ging, und Alles versuchte, um nicht einzuschlafen, und die Stimme zu hören, die der Wachende eher hinwegläugnet, als der Schlummernde. Seinem Sarge mochte Niemand folgen. Während der Beerdigung fuhr ein loses Gesindel in dem Rauchfang hernieder — und das Volk sprach: „Der Böse hat seine Seele geholt!“ —

Dies sind nur einige, auch diese leicht noch nicht die nächstlichsten! Züge des Bildes des Disciplinarzustandes der Priesterschaft einer kleinen Diocese! Ich darf mich der Last der weiteren Ausführung desselben (wie es durch alle Pfarochien derselben hindurch in gleicher Weise geschehen könnte, mit Ausnahme einer einzigen, deren frühere Verhältnisse mir nicht bekannt sind), wohl überheben, da schon jene zureichen, die große Mangelhaftigkeit der bisherigen Disciplinarverwaltung zu zeigen. Wie mußte alles kirchliche Bewußtseyn bei den Diocesanen, bei den Gemeinden und Kirchenvorstehern, bei den Collegen unter den Superintendenten, ja überhaupt in der Kirche eines ganzen Kreises erstorben seyn, wenn dieses alles ungestört, ungestraft, und bei der Nähe des Sitzes der Regierung gleichsam unter den Augen der Behörde geschehen durfte, ohne daß die Kunde von solcher Entartung zu ihr drang, ja dieselbe den Beflagenswerthen noch in seinen späteren Amtsjahren mit besonderen Commissorien über den Kreis der Diocese hinaus auszeichnen konnte!

die Erschlagenen in meinem Volke. Ich habe meine Augen schier ausgeteint, daß mir mein Leib davon wehe thut; meine Leber ist auf die Erde geschüttet über den Jammer der Tochter meines Volks. Ach du Tochter Jerusalem, wem soll ich dich vergleichen und wofür soll ich dich rechnen, du Jungfrau, Tochter Zion! Wem soll ich dich vergleichen, damit ich dich trösten möchte, denn dein Schade ist groß, wie ein Meer, wer kann dich heilen? Deine Propheten haben dir lose und thörichte Gesichte gepredigt, und dir deine Missethat nicht geoffenbaret, damit sie dein Gefängniß gewehret hätten; sondern haben dir gepredigt lose Predigt!" (Klagel. 2.)

Doch ist unsere Klage nicht eine Klage ohne Trost, sie ist eine Klage voller Zuversicht und Hoffnung. Sie ist viel weniger eine Anklage der Gegenwart, sie möchte ein Zeugniß seyn, daß das Alte vergeht und Alles neu will werden.

Wie in dieser Zukunft auch die dargestellten Mängel ihre Ergänzung finden dürften, denken wir in dem folgenden Artikel anzudeuten.

Christliche Geschichten. Zum Unterrichte und zur Erbauung in Schule, Kirche und Haus nach Luther's kleinem Katechismus geordnet von F. Wölbling, Diaconus zu Weissenfels. Bei dem Herausg. und Halle bei Anton. 1843. XVIII u. 638 S. 8.

Der Verf. verbreitet sich in der Vorrede über den Nutzen solcher Geschichten 1. als Reizmittel für die Aufmerksamkeit, 2. als Hülfsmittel zur deutlicheren Begriffsentwicklung, 3. als Mittel für die lebendige Einprägung der Lehren und Belebung des Eingepägten. Nebenbei wird der im Vortrag für gewöhnlich passende Standort solcher Geschichten bezeichnet. Daß im Schulunterricht solche Geschichten anzuwenden seyen, wird darauf bestätigt 1. mit einer Preuß. Ministerialverordnung und 2. mit dem Verfahren der heiligen Schrift selbst. Der Einwurf des „Pilgers aus Sachsen“, daß man bei der biblischen Geschichte bleiben solle, wird gut in seine Gränzen gewiesen mit der Bemerkung, daß solche Geschichten, wie vorliegendes Buch enthält, unseren Verhältnissen näher stehen und also eher zu Herzen gehen. Eben so wird eine Stimme im „homiletisch-liturgischen Correspondenzblatt“ von 1827, welche solche „Hörhörchen“ aus der Predigt entfernt gehalten wissen wollte, mit Luther's, Herberger's und Scriber's schlagenden Beispielen zurückgewiesen. In Beziehung auf Form und Inhalt verspricht der Verf. kurze und christliche Geschichten. Zuletzt wird noch bemerkt, daß die bisherigen Sammlungen der Art, von denen namentlich genannt werden Dr. Ewald (1840), Dr. Pustuchen-Glanow (1831—33), Müller (1836) nicht genügten. An der übrigens sehr lobenswerthen Glaser'schen Sammlung (1842) werde oft die Kürze vermißt.

Die äußere Anordnung vorliegenden Buches ist folgender: Die mit fortlaufender Nummer bezeichneten 941 Geschichten sind genau nach den fünf Hauptstücken des Lutherischen Katechismus

geordnet. Bei jedem einzelnen Abschnitte sind die ersten, ganz unbestimmt wie viel, meist längeren Geschichten mit einer Überschrift und einem Bibelspruche zum Inhalt, und mit einem Lieberverse als Unterschrift versehen. Bei den Sprüchen ist der Ort, wo er steht, bei den Lieberversen der Anfang des Liedes, woraus der Vers genommen ist, nebst dem Verfasser desselben genannt. Angehängt ist ein Spruch- und ein Eigennamen-Register, wodurch, nebst vorgedruckter Disposition, der Gebrauch des Buches wesentlich erleichtert wird.

Was nun den Inhalt betrifft, so ist, mit Bezugnahme auf die Vorrede, zu bemerken, daß der Verf. sich allerdings und mit Erfolg bestrebt hat, lauter kurze Geschichten zu geben, und sollte das Buch den erbaulichen Charakter auch für das Haus behalten (denn auch dafür ist es bestimmt), so können die Geschichten nicht kürzer gegeben werden. Der Prediger und Lehrer, der bloß Bauholz sucht, um das Gebäude einer Geschichte vor den Ohren seiner Zuhörer selbst aufzuführen, wird mitunter von der Form, die eine Geschichte hier hat, abgehen müssen, darf aber bei Beurtheilung der gegebenen Form nicht vergessen, daß das Buch eben auch für das Haus, und für solche geschrieben ist, die nicht fähig sind, eine Geschichte selbst zu erzählen. Solche werden wohl thun, sich an die hier gegebene, jederzeit ansprechende Form zu halten.

Hinsichtlich des zweiten Gesichtspunktes, nämlich der Christlichkeit der Geschichten, wird mehr geleistet, als versprochen ist. Die meisten Geschichten sind nämlich entschieden christlich; es werden aber auch oftmals Geschichten mitgetheilt, in denen das grade Gegentheil vom Christlichen enthalten ist; endlich auch noch einige, die eine, wenn man so sagen darf, überspannte Christlichkeit enthalten. Ersteres z. B. in Nr. 374. von dem Bauer Grob aus Rosdorf, der sich die Bratwürste nicht bloß in, sondern endlich um den Hals ist, und dergleichen mehr, ist eine dankenswerthe Zugabe, indem an solchen Beispielen des Lasters die empfohlene Tugend ebenfalls, und, da das menschliche Herz doch einmal böse ist, meist eindringlicher gezeigt werden kann; daher auch die heilige Schrift mehr Strafe als Belohnungsbeispiel enthält. Letzteres, überspannte Christlichkeit, tritt seltener hervor, hätte aber doch lieber sollen ganz vermieden werden. Namentlich aber ist es beim dritten Gebote zu bemerken, wo fast alles Arbeiten am Sonntage, also z. B. der Post in London (Nr. 95.), eines armen Fischers in Holland, der dann und wann am Sonntage fischte (96.), eines Englischen Barbiers, der am Sonntage nicht rasiren wollte (97.), eines Englischen Matrosen, der nicht helfen wollte, ein Boot zu bepacken (98.) u. s. w. als verwerflich erscheint. Diesen reformirten Irrthum hat die Lutherische Kirche nie gebilligt, gemäß Col. 2, 16. Allerdings ist darauf zu dringen, daß Hebr. 10, 25. gehalten werde; aber der Eine in Nr. 103., wenn er nur sonst die Kirche über seinen Arbeiten nicht veräußert hat und ein guter Christ gewesen ist, hat, der Lutherisch-biblischen Erklärung des dritten Gebotes nach, richtiger gesagt, daß es besser sey, am Sonntage zu arbeiten, als umherzuschwärmern, als der Pfarrer, der darauf versetzte, das sey ungefähr eben so, als wenn man

sagen wollte, stehlen ist doch besser, als morden. Ref. will den überlichen Christen nicht das Wort reden; ein solches Buch, wie das vorliegende, muß aber, wenn es empfiehlt, auch wirklich etwas durchaus christliches empfehlen. Die Englische Sonntagsquälerei ist aber nicht christlich, sondern eine Nachahmung des Alttestamentlichen Sabbaths. Man vergißt dabei ganz, was Luther gesagt hat von dem Dekalogus, und warum er ihn unverändert gerade so, wie er den Juden gegeben wurde, in den christlichen Katechismus gesetzt hat. Daß die Englische Strenge mitunter die Veranlassung wird, daß sich Jemand bekehrt, ist eben so wenig ihr Verdienst, als es des Nosstorfers Verdienst ist, wenn Jemand, an seinem Beispiele erweckt, seinem Gaumen das Gebiß anlegt. — So ist Nr. 57., wo von Churfürst und Palzgraf Friedrich III. erzählt wird, daß er darum keine Festungen im Lande habe bauen lassen, weil „eine feste Burg unser Gott ist“, wider den Spruch, daß man Gott nicht versuchen solle, wie Luther, der Meister der festen Burg, schön sagt zu Ps. 147, 13. — Wie gesagt, es tritt dieses Überspannte wenig hervor, aber den zarten Gewissen ist es doch nicht heilsam, und grade diese möchten es seyn, die das Buch am besten gebrauchen, und für welche der Verf. auch wohl am liebsten geschrieben haben wird. —

Die übrigen und meisten christlichen Geschichten sind nun so gewählt, daß auf Confessionen fast gar keine Rücksicht genommen ist, ja, auch Heiden als Muster aufgestellt werden. Dies wagt Ref. weder unbedingt zu loben, noch unbedingt zu tadeln. Ref. zweifelt nicht, daß sich aus dem Leben Lutherischer Lehrer und Kirchenglieder wohl eine eben so starke Sammlung erbaulicher Geschichten geben ließe, und namentlich ist die Reformationzeit in diesem Buche lange noch nicht ausgebeutet, und vielleicht würde Vielen eine solche streng confessionelle Sammlung lieber seyn. Indes ist es doch auch ein richtiger Satz, daß unter allen christlichen Confessionen sich wahre Christen finden, und daß auch die Heiden einzelne Tugenden üben konnten und übten, welche den Christen können zum Muster vorgehalten werden, wenn auch nur in Beziehung auf das Materiale der That, nicht in Beziehung auf das Formale. Es ist dies Buch auf möglichst Viele berechnet, und darum eben möglichst Vielen recht gemacht.

Endlich finden sich auch manche Geschichten, die dem Ref. rein unbrauchbar erscheinen für die Kirche, so wie für Schule und Haus, z. B. Nr. 32. 60. 166. 198. (als allgemeine Regel gefaßt), 267 u. f. w. —

Nach dieser beurtheilenden Darlegung des Inhalts dieser Schrift wird es gerecht erscheinen, wenn das Buch unter die guten und empfehlenswerthen gerechnet wird, und die Mängel desselben bei der Menge des Vortrefflichen übersehen werden. Ref. hat es nun ein Jahr lang in Kirche und Schule benützt, und niemals vergeblich nach einer Geschichte gesucht, die

er hätte brauchen können; ja, meistens kann man unter vielen brauchbaren wählen, und hat so auf Jahre hinaus Vorrath. — Als Probe dessen, was man im Allgemeinen in dem Werke findet, siehe hier die Geschichte Nr. 9. Ist Gott todt? Freuet euch in dem Herrn allwege, und abermal sage ich: Freuet euch (Phil. 4, 4.). — Martin Luther war gewöhnlich recht munter und in seinem Gott vergnügt. Aber mitunter hatte er auch Stunden, Tage und Zeiten der Bekümmerniß, wie Einer, der keinen versöhnten Gott im Himmel hat. Da tadelte, ermahnte und tröstete ihn denn seine liebe Frau, und das half auch gewöhnlich. Einmal wollte es aber doch nicht helfen. Luther war unterdessen einige Tage draußen über Land gewesen, aber immer noch in sich betrübt. Da kommt er zurück. Und was findet er? Die liebe Käthe sitzt mitten in der Stube, und hat ein schwarzes Trauerkleid an, ein schwarzes Tüchchen über, und sieht gar traurig aus. Auch hat sie ein weißes Taschentuch in der Hand, das ist naß. Sie scheint geweint zu haben. Als nun Luther in sie dringt, und wissen will, warum sie so in Trauer sey, da hält sie erst zurück, bis sie endlich antwortet: „Siehe, lieber Martin, unser lieber Herrgott ist gestorben, und darum traure ich so.“ — Da lachte der gute Luther herzlich, und freute sich über die Weisheit seiner Frau, und sagte: „Ja, hast Recht, liebe Käthe, ich habe mich recht durch meinen Unmuth versündigt. That ich doch, als wenn kein Gott im Himmel wäre.“ Und er wurde nun wieder recht fröhlich und in seinem Gott vergnügt.

Gott lebet noch und stirbt nicht,

Gott ist mein Trost und Zuersicht;

Ja, wenn die ganze Welt fällt ein,

Soll dies mein bestes Hoffen seyn:

Gott lebet noch!

(Mauritius Kramer.)

Aus der Niederlausitz.

Den Brüdern, welche den Ruf der Wehrlage über den Köthener Abfall in diesen Blättern erhoben und erklärt haben, daß sie mit den Verläugnern der Grundlehren unserer Kirche in christlicher Gemeinschaft sich nicht verbunden fühlen, bis daß diese zurückgekehrt sind zu dem reinen Bekenntniß der evangelischen Lehre nach Gottes Wort, wie es enthalten ist in der Augsburger Confession, schließen sich die Unterzeichneten als Gleichgesinnte an und befehlen die Verirrten in christlicher Fürbitte der Gnade des Herrn.

Geschrieben im Advent 1844.

Jahn, Pastor in Altterwasch bei Guben. Schneller, Oberpfarrer in Guben. Bölich, Past. in Starzeddel bei Guben. Gräfe, Pfarrer in Niemeschleba bei Guben.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 28. December.

N. 104.

Schreiben an den Herausgeber die Kniebeugungssache betreffend.

(Schluß.)

Aus dem Gesagten — und in der That scheint sich das Erscheinen jener Verordnung nicht wohl anders erklären zu lassen — wird es sich rechtfertigen, warum die in der Verordnung scheinbar enthaltene Nachgiebigkeit als eine insidiöse betrachtet wurde. Aber man wird es auch nicht anders erwarten, als daß der nicht eben zu fein, doch klug genug angelegte Plan vergeblich war. Zur richtigen Würdigung trug wesentlich bei ein Correspondenzartikel in der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche, Mai 1844, der das Gutachten eines vieljährigen Staatsmannes enthält, und auf eben so klare als ruhige und schlagende Weise darthut, daß durch die vielgedachte Verordnung zwar allerdings die Fälle vermindert sind, welche den protestantischen Soldaten veranlassen, sich der Adoration des Sanctissimum schuldig zu machen, die Beschwerde selbst aber keineswegs gehoben sey, da die ganze Angelegenheit eine Principienfrage sey, bei der es, wie von dem Kriegsminister selbst offen erklärt worden, einen Mittelweg zwischen Bestehenlassen und Aufheben der fraglichen Ministerial-Ordre nicht gebe. „Dieses Resultat und diesen Auspruch,“ so schließt das Gutachten, „mögen die Baierschen Protestanten im Auge behalten und im festen Vertrauen auf ihr gutes Recht fortfahren, kein gesetzliches Mittel untersucht zu lassen, welches sie zur unbedingten Anerkennung ihres verfassungsmäßigen Anspruchs auf Gewissensfreiheit und auf staatsrechtliche Gleichstellung mit der Katholischen Kirche auch in diesem Punkte führen kann &c.“

Es konnte daher der Staatsregierung wohl selbst kaum auffallend erscheinen — wenn sie davon Kenntniß erhielt! —, daß fast von allen bald darauf abgehaltenen Diöcesan-Synoden die Beschwerden und Bitten in dieser Angelegenheit um so mehr dringend erneut wurden, als in diesem Jahre die alle vier Jahre zusammenkommenden General-Synoden der Protestantischen Kirche Baierns d. d. Rh. vorbereitet wurden.

Man kann wohl sagen, daß noch keiner General-Synode mit so viel Theilnahme und Gespanntheit von Seiten des Publikums entgegengesehen wurde, und es mochten auch wohl die einzelnen Abgeordneten mehr als je es fühlen, daß sie in dieser Angelegenheit im vollsten Sinne des Worts die Stimme der Kirche wären. Die Theilnahme des Publikums äußerte sich bisweilen in derber Redeweise. „Nun sind sie beisammen,“ hörte man öffentlich sagen, „wenn sie jetzt nicht reden, so sollte man Kanonen hinter sie pflanzen.“

Wie sehr mußte es daher überraschen, welche Sensation

mußte es erregen, als von den Königl. Commissären gleich anfangs die Erklärung gegeben wurde, daß weder die desfalls eingelaufenen Petitionen angenommen, noch der Gegenstand selbst überhaupt zur Besprechung gebracht werden dürfe. Was von den General-Synoden hierüber geschehen, das ist bereits durch öffentliche Blätter zur Publicität gebracht, nachdem die Mitglieder der Synoden es für nöthig erachtet haben, ihren Commitenten durch ein gedrucktes Manuscript Rechenschaft über das ihnen geschenkte Vertrauen zu geben. Man kann in Wahrheit sagen, daß Alles geschehen ist, was unter den obwaltenden schwierigen Umständen und Verhältnissen am besten geschehen konnte, indem nicht nur die energischsten Proteste gegen diese Beschränkung der Synoden überhaupt eingelegt, sondern auch eben so freimüthige, als dringende Bitten unmittelbar an den Thron Sr. Majestät des Königs eingereicht wurden.

Da erschien, wohl noch ehe die Synodalverhandlungen dem Könige selbst zur Kenntniß gekommen waren, nicht aber ehe das Ministerium davon Kenntniß hatte, auf Allerhöchsten Befehl ein neuestes Ministerial-Rescript in Betreff der Kniebeugungssache. Ehe wir jedoch auf den Inhalt desselben selbst eingehen, können wir nicht umhin, erst einen Blick auf einige formalia zu richten. Es ist für's Erste bemerkenswerth, daß weder diese noch die frühere Verordnung weder dem Publikum überhaupt, noch der Kirche und ihren Behörden anders, als durch das halbofficielle Blatt der Allg. Zeitung zur Kenntniß kam. In diesem Blatte wurde nun Nr. 314. das Rescript als eine unterm 3. November erlassene Allerhöchste Entschließung angegeben. Es war dies der Tag der jährlichen Reformationsfestfeier. Drei Tage später wurde Nr. 317. dieses Datum als irthümliche Angabe widerrufen und dahin berichtigt, daß der Allerhöchste Befehl nicht am 3. November, sondern am 28. August, also über zwei Monate früher erlassen worden sey, und der 3. November nur der Tag der Ausfertigung von Seiten des Ministeriums gewesen. Man wird hier billig zu der Frage gedrängt: Was konnte ein Ministerium veranlassen, einen Allerhöchsten Königl. Befehl über neun Wochen lang im Pulte zu verschließen? Würde er vielleicht noch länger liegen geblieben seyn, wenn die General-Synoden nicht dazwischen gekommen wären?

Was nun aber den Inhalt des Ministerial-Rescripts vom 3. November selbst betrifft, so lautet die Bekanntmachung desselben in der Allg. Zeitung folgendermaßen: „Se. Majestät, der König, haben unterm 3. November zu befehlen geruht, daß, auf so lange Allerhöchstdieselben nicht anders verfügen, alle vermöge der Conscriptio dienenden nichtkatholischen Soldaten während der durch das Heerergänzungsgesetz vorgeschriebenen Dienstzeit nicht zur Bildung von Spalieren zu Fuß bei Processionen ver-

wendet werden sollen, wobei das Sanctissimum getragen wird. Die Abtheilungs-Commandanten sind demnach angewiesen worden 2c." So sehr nun diese Verordnung beim ersten Anblick geeignet ist, das Herz der bedrängten protestantischen Unterthanen mit freudigem Dank zu erfüllen, indem ja dadurch eine Hauptveranlassung zum Niederknien vor dem katholischen Sanctissimum, die durch die Ordre vom 28. März übriggelassen war, beseitigt ist, so sehr wird diese Freude durch nähere Betrachtung wieder getrübt und mit bitterem Vermuth versehen. Denn für's Erste kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß all diese Concessionen, man kann es nicht anders nennen, als tropfenweise zugetheilt werden und den Schein der Abgezwungenheit haben. Es geht dadurch jener Charakter der Großartigkeit verloren, den Königl. Huldweisungen inuner haben sollten, und der ihren Handlungen jenen eigenthümlichen Reiz verleiht, der die Herzen so unfehlbar gewinnt. Von dem ersten Ministerial-Erlaß (vom 28. März) erzählt man sich folgende Genesiss. Bekanntlich hatte die Kammer der Abgeordneten von 18²³ eine Petition an den König beschloffen. Die Kammer der Reichsräthe beschloß dagegen durch Vermittelung hochgestellter Personen und Organe der Regierung, dieser Bitte nicht beizutreten, sondern die Angelegenheit vertrauensvoll in die Hände des Monarchen zu legen, der solches Vertrauen gewiß nicht täuschen werde. Nichts desto weniger verfloß ein ganzes Jahr, ohne daß etwas zur Rechtfertigung dieses Vertrauens geschehen wäre. Da fühlte sich eine jener Mittelpersonen gedrungen, ernstlich an die Basis jenes Vertrauensbeschlusses zu erinnern und auf anderweitige missliebige Schritte hinzuweisen, wenn in der Sache nicht alsbald entsprechende Maßregeln ergriffen würden. So erschien die Ordre vom 28. März. — Die Wahrheit oder Unwahrheit dieses Gerüchts kann natürlich nicht verbürgt werden, aber schon sein Daseyn zeigt, wie man die Sache nahm und über sie dachte. — Eben so geht die Anerkennung des Freien und Großherzigen der letzten Allerhöchsten Verfügung, welche unterm 28. August von Sr. Majestät ohne allen Zweifel aus freiem Trieb des Herzens erlassen ward, dadurch verloren, daß sie vom Minister über zwei Monate zurückgehalten wurde. Das benimmt ihr ihren schönsten Glanz und die Kraft der Popularität!

Indeß ist dies nicht der einzige Punkt, der die Freude über dieses neueste Rescript trübt. Auch durch dieses Rescript ist ja der Übelstand nicht principiell gehoben. Denn abgesehen davon a) daß bei der etwa zur Begleitung des Sanctissimum verlangten Eskorte, bei der Wache, beim zufälligen Zusammentreffen mit demselben der Protestant von der in der Ordre von 1838 befohlenen Kniebeugung trotz all der bisherigen nachträglichen Limitationen und Concessionen nicht befreit ist; abgesehen auch davon, daß b) die Verordnung selbst nur eine temporäre, bedingte ist mit der ausdrücklichen Klausel: auf so lange Se. Majestät nicht anders verfügen, so daß dieselbe also jeden Augenblick wieder zurückgenommen werden kann; so beschränkt sich die Befreiung ausdrücklich bloß auf die vermöge der Conscriptio und während ihrer Conscriptionspflichtigkeit Dienenden, d. h. auf die durch das Heerergänzungs-gesetz vorgeschriebene

Dienstzeit von sechs Jahren (21stes bis 26stes Lebensjahr); schließt also a) alle freiwillig in den Militärdienst tretenden, b) alle länger im Militärdienst bleibenden, c) alle für Andere einstehende Soldaten förmlich von dieser Wohlthat aus und unterwirft sie dem Gewissenszwang der Kniebeugung. Es ist aber leicht einzusehen, wen dieser Zwang nun vorzugsweise treffen wird, und man möchte sich fast fürchten, den Erfolg dieser Verordnung als die Tendenz derselben zu erkennen. Denn von nun an werden alle freiwillig und über die Conscriptiozeit Dienenden, d. h. also alle Chargirte, alle Unteroffiziere, alle Offiziere bis zum General und General-Lieutenant moralisch gezwungen seyn, entweder freiwillig zu knien, oder von ihrem Posten abzutreten. Ja, zu diesem verzweiflungsvollen Punkte ist nun diese Angelegenheit hinaufgetrieben. Man beachte es wohl; denn damit ist im Grunde sowohl eventuell als principiell das Heer als ein katholisches charakterisirt. Wie etwa in der Königl. katholischen Kadettenschule, wenn Protestanten aufgenommen werden, sich dieselben gänzlich den Einrichtungen unterwerfen müssen, wenn sie der Wohlthat des Instituts genießen wollen, da ja Niemand gezwungen ist, in dasselbe einzutreten; eben so wird nun das Heer insofern zu einem katholischen Institut gemacht, als alle Chargen und Ehrenstellen in demselben nicht Etwas in der gefeierten Dienstzeit selbst Begriffenes sind, Etwas, wozu Niemand gezwungen ist, Etwas, bei welchem Jeder sich den organischen Ordnern freiwillig unterwirft, wenn er dabei bleiben will; und die Gegner unserer Kirche werden bald das ergötzliche Schauspiel haben, entweder daß protestantische Offiziere um ihrer Charge willen freiwillig thun, was von der Kirche als Verläugnung des Glaubens bezeichnet und dessen Befehl als Gewissenszwang zurückgewiesen wurde, oder alle Protestanten aus den militärischen Ehrenstellen verdrängt und dieselben mit lauter Katholiken besetzt zu sehen, wenn jene Muth und Freude genug haben, Märtyrer ihres Glaubens zu werden und der Wahrheit ihrer Überzeugung den irdischen Gewinn zum Opfer zu bringen. —

Ob freilich solche Proceduren mit den ersten Grundelementen und Grundbegriffen der Baierschen Verfassung, namentlich dem Edikt vom 10. Januar 1803, welches allen Religionsverwandten den vollen Genuß aller bürgerlichen Rechte zusichert, denselben die Zulassung zu allen öffentlichen Ämtern einräumt und freie Religionsübung gestattet 2c. (im Edikt vom 24. März 1809 §. 28. bestätigt), übereinstimmen, diese Frage wollen wir anderweitigen Discussionen überlassen. Aber Wunder wird es Niemand nehmen, wenn das Volk in alle dem den Einfluß einer Taktik wittert, die sich in der Geschichte der vergangenen Zeiten zu charakteristisch ausgeprägt hat, als daß sie verkannt werden könnte!

Aber auch das wird aus dem Gesagten klar seyn, daß auch durch diese neueste Verordnung die höchst betrübende Kniebeugungsfrage keineswegs, wie sich aus leicht zu errathenden Gründen bereits Stimmen haben vernehmen lassen, beigelegt und das Recht der Protestanten in Baiern resituirt sey, sondern sich vielmehr unglücklicher als je gestaltet habe. Wollte Gott, wir sähen zu trübe! Ja, Gott gebe, daß wir von alle dem, was wir be-

fürchten zu müssen glauben, nichts erleben dürfen! Sein Name sollte dafür gepriesen seyn immer und ewiglich! Auf seine Hülfe allein sind wir gewiesen, auf sie allein wollen wir hoffen. Aber eben darum werden die Gläubigen die dringende Noth erkennen, sich, wo immer Gelegenheit sich bietet, zu gemeinsamem Gebete zu vereinigen, um durch diese Waffe zu kämpfen für ihre Glaubensbrüder, da die Sache jetzt mehr und mehr dem kirchlichen Rechtsboden entrückt zu werden droht und in die Hand der Schwäche oder Stärke des Glaubens im Einzelnen gelegt werden will. — Es wird nicht schwer seyn, auch die Gemeinden selbst in diese Gebetsgemeinschaft hineinzuziehen. — In Baiern selbst wird ja dem apostolischen Befehl 1 Tim. 2. gemäß in den öffentlichen Gottesdiensten von den Protestanten für den König zc. gebetet. Je nach den verschiedenen Formularien wird sich diese Angelegenheit leicht einfügen lassen. Oder man belehre die Gemeinde, bei diesem oder jenem Passus z. B.: „Hilf ihm (dem Könige) durch fromme und verständige Rätthe das Land nach deinem göttlichen Willen und Wohlgefallen also regieren, daß die Gerechtigkeit gefördert, die Bosheit verhindert werde zc.“ „Gib auch, o Gott! daß unsere Feinde und Widersacher von ihrer Feindschaft ablassen zc.“ „Sonderlich wollest du, o Herr, unserem Könige zu seiner Regierung verleihen ein weises Herz, königliche Gedanken, heilsame Rathschläge, gerechte Werke zc., verständige und getreue Rätthe zc.“ „Laß diejenigen, die zum Schutz des Vaterlandes die Waffen tragen, deine gnädige Obhut genießen zc.“ — die Gedanken und Seufzer insonderheit auf diese Angelegenheit zu richten. —

Die Lichtfreunde und die Presbyterial-Verfassung.

Am 11. December ist zu Halberstadt — laut Magdeb. Zeitung vom 13. December — durch Past. Uhlich von Pömmelte, den bekannten „protestantischen Apostel“, ein Verein „protestantischer Freunde“ gegründet worden, der seine Gesefteseinheit mit den Lichtversammlungen von Magdeburg, Halle, Köthen, Dörschleben u. s. w. deklariert hat, nachdem in Uhlich's Hauptrede als der Weg zur Lösung der Aufgabe unserer Zeit, der Vermittelung zwischen der Glaubens- und Gewissensfreiheit des Einzelnen und dem Bedürfnisse der Gesamtheit, eine religiöse Gemeinschaft zu bilden, welcher der Einzelne sein Recht mehr oder minder unterordnen müsse“, eine Presbyterial- und Synodalverfassung bezeichnet worden war. Woher diese Sympathie der Lichtfreunde mit der Presbyterialverfassung?

Wenn heut zu Tage in den Zeitungen eine Presbyterialverfassung excitirt wird, so meint man damit weder die biblische, noch eine geschichtlich längst hie und da unter diesem Namen bestehende. Man kann weder jene meinen, deren Wesen ja allerdings in dem evangelischen Predigtamte schon gegeben ist, noch diese, die Jahrhunderte lang bestanden hat, ohne das Licht der Lichtfreunde auszubrüten. Man meint vielmehr eine solche, wie man sie sich phantastirt, um dadurch „die Aufgaben unserer

Zeit zu lösen“, „die Glaubens- und Gewissensfreiheit des Einzelnen mit dem Bedürfnisse der Gesamtheit, der es sich mehr oder minder unterzuordnen hat, zu vermitteln“. Das heißt, man meint eine Verfassung, wo in thesi als Princip feststeht unbedingte Glaubens- und Gewissensfreiheit der Lehrer und der Hörer, wo aber, wenn Jemand Miene machen sollte, die unbedingte Lehrfreiheit der Lichtfreunde offensiv oder auch nur defensiv zu stören, ein entscheidendes Tribunal im Hintergrunde hält, welchem jeder Einzelne sich unterzuordnen hat, weil mit Sicherheit vorausgesehen ist, daß dasselbe dermalen nie wider, nur für die Lichtfreunde entscheiden wird, ein Tribunal repräsentirend die Majoritäten der Haufen, die man jetzt Gemeinden nennt, Majoritäten, die nichts sind als der große Haufe auf dem breiten Wege, Repräsentanten und Schreier des natürlichen fleischlichen Herzens und seiner Religion, der widerchristlichen Welt, der Gottesstimme des Past. König, der großen Volksversammlungen des Past. Uhlich, der „öffentlichen Meinung“ als Schutz und Trutzes der Lichtfreunde allerwege. Solche Majoritäten sollen dann in geistlichen Dingen entscheiden, und ihnen soll der Einzelne mit seiner Glaubens- und Gewissensfreiheit „zur Vermittelung des Einzelnen mit dem Ganzen“ sich mehr oder minder (minder als Neu-, mehr als Altgläubiger) unterzuordnen haben; ihr Geist ist das normirende Princip des Protestantismus, dem auch die alte Schrift durch und durch subordinirt ist und diesem ihrem Geiste hat nöthigenfalls ihr Fleisch Nachdruck zu geben.

Daher denn Uhlich's und aller Lichtfreunde, der Hallischen namentlich, die ich am speciellsten darin kenne, Dringen auf Presbyterien und Synoden; *) daher die Hast, die Laien immer mehr in ihr Interesse zu ziehen; daher die vorbereitenden Bearbeitungen der Synodalversammlungen mit dem Dringen auf Wahl von Abgeordneten, die eben nur die Majoritäten repräsentirten und auch nichts wollten, als das, wie es in Halle neulich stattgefunden hat; daher alle die Zeichen der Zeit, die so laut und vernehmlich sprechen.

D fürwahr, geht uns Presbyterien und Synoden als Repräsentanten der Majoritäten **jetziger** Gemeinden mit gesetzkräftigen Beschlüssen in kirchlichen Dingen; — und der Mensch der Sünde als millionenköpfiges Ungeheuer mit Einer Meinung und Einer Zunge ist leibhaftig erschienen. G.

*) Man denke nur an die Hallische Petition auf der bekannten Pfingstversammlung der protestantischen Freunde zu Köthen. Nach den neuesten öffentlichen Nachrichten ist auch auf und von der vor Kurzem ins Leben getretenen „großen Volksversammlung“ auf der Eisenbahn-Restitution zu Stumsdorf bei Halle am 11. December für den nächsten Convent am 22. Januar 1845 „zum Gegenstand der Verhandlung die Presbyterialverfassung bestimmt worden“, nachdem dem Vernehmen nach auch die Magdeburger Provinzial-Synode das Verlangen nach ihr einmüthig ausgesprochen hatte.

Ein Specimen albernen Lichtes.

Wir können nicht der Ansicht seyn, die neulich in Nr. 94. dieser Blätter ein geehrter Mitarbeiter ausgesprochen hat, daß mit der neuerdings publicirten Königl. Baierschen Verfügung „der letzte Rest eines direkten Zwanges zur Theilnahme an dem katholischen Gottesdienste“ mittelst der Kniebeugung des Militärs vor der Hostie beseitigt sey, meinen vielmehr, daß nur eine einzelne Hauptäußerung, nicht das Princip und Wesen dieses Zwanges beseitigt worden ist, insofern nur protestantische Gemeine, nicht aber Offiziere, und nur bei Processionen, nicht aber bei zufälligeren Gelegenheiten von der Kniebeugung dispensirt worden sind. Im Ubrigen aber freuen wir uns herzlich der Billigkeit und Milde jenes Mitarbeiters in seinem Zutrauen zu den Katholischen, und je inniger wir hier ihm zustimmen, um so schroffer fühlen wir uns abgestoßen von der Art, wie jetzt protestantische Lichtfreunde die katholische Frage richten, die katholische Frage überhaupt in der Sache des Erierschen Rocks und Ronge's eben sowohl, als in der Baierschen; und zur Veranschaulichung der Würdigung ersterer soll hier eben ein Beitrag gegeben seyn.

„Ein protestantischer Geistlicher Sachsens“ — melden heute die hiesigen öffentlichen Blätter; sein Name ist uns schwer zu errathen — „hat ein offenes Sendschreiben an den katholischen Priester Ronge in Laurahütte erlassen, das mit den Worten schließt: Ronge! Sie und alle Ihnen gleichgesinnte katholische Patrioten fortfahren, gegen die Beförderer der Finsterniß in Ihrer Kirche muthig zu streiten; wir wollen die Finsternisse in unserer Kirche etc. bekämpfen.“

Damit hat denn wirklich auch einer der Hallischen Lichtfreunde, den man freilich, wenn seine Worte nicht im Hallischen Courier vom 12. December ständen, für einen Krähwinkler halten würde, schon hier in öffentlicher Zeitung den Anfang gemacht, indem er jedoch direct seine Waffen nur erst gegen die katholischen Obskuranten kehrt, die Anwendung auf uns protestantische Finsternisse den Lesern überlassend.

S. 13. December.

G.

Die neueste Hallische Lichtversammlung

am 17. December unter Präsidium des Herrn Prof. Direktor Dr. Niemeyer und Vortführung vorzüglich Uhlisch's, wie gewöhnlich im Lokal der Freimaurerloge, und ausgesaunt zuvor durch wiederholte Bekanntmachungen des Schwetschischen Hallischen Couriers im redactorischen Theile der Zeitung mit vierfach größeren Lettern, hat laut öffentlichen Berichts im Courier vom 19. December und glaubhafter Privatnachrichten besonders durch ein Zwiefaches sich ausgezeichnet; einmal durch einen Vortrag des Herrn Prof. Dr. Wegscheider über die Magdeburgische Provinzial-Synode, über die bekanntlich fast noch gar nichts öffentlich verlautbart ist, und dann durch die Beschlußnahme, neben den bisherigen vormittägigen Lichtversammlungen für Theologen jederzeit auch abendliche zu veranstalten für die Hallischen Bürger und dergleichen Leute, die man „mit zu viel theologischem Apparat nicht belästigen könne“, wobei unter Anderen sofort Past. Wislicenus sich erboten habe zu einem demnächstigen Vortrage für die Hallischen Lichtbürger über den Geist Jesu. Als leidiger immer noch nicht entlassener Photometer habe ich nicht unterlassen dürfen auch dies einfach zu quittiren.

S., 19. December.

G.

Elisabeth, die erste Churfürstin von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern Nachfeier des 13. November 1842. — am 1844. In Comm. bei Mittler, Stechbahn Nr. 3. — (Der Ertrag ist für arme Kinder zur Weihnachtsbescheerung bestimmt.) — 45 S. —

Die vorstehende Schrift müssen wir gleich allen ihren Vorgängerinnen, die am Schlusse nach der Reihe genannt werden, schon um ihres in der Überschrift genannten Zweckes willen anzeigen und empfehlen. Der Zweck gehört recht eigentlich zur inneren christlichen Mission, zu der allen Christen befohlenen Glaubens- und Liebeshätigkeit, welche nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich, geistlich helfen will. Möchte doch jede Weihnachtsgabe, die aus dem Erlöse des Büchleins armen Kindern zu Theil wird, zu einem geistlichen Weihnachtssegne, zu einer heilsamen Predigt von dem Kommen des Sohnes Gottes werden!

Nach ihrem Inhalte ist die Schrift „zur Nachfeier des 13. Novembers 1842“ bestimmt. Der 13. November war der vierhundertjährige Gedächtnistag des Todes der Churfürstin, von deren Leben bis zum Tode in Hoffnung auf das Leben nach dem Tode das Büchlein handelt. Möchte doch auch diese Todtenfeier zu einem reichen Ostersegne für das kommende Jahr dienen, zu einer erwecklichen Predigt von Christo, dem Überwinder des Todes!

Uns ist aber der 13. November noch besonders wichtig geworden, uns geht dieser Tag noch näher an. Möchte doch auch diese Mahnung daran zu einem einigen Lob-, Dank- und Bittgebet werden durch das ganze Land, zu dem erneuerten eimüthigen Gelübde inniger Anhänglichkeit und unverbrüchlicher Treue in christlicher Demuth!

Außerdem ist es aber noch ein anderer vierhundertjähriger Gedächtnistag, worauf das Büchlein aufmerksam macht, und zwar ein noch bevorstehendes, im nächsten Jahre bevorstehendes Jubiläum, welches wir am Donnerstag vor Pfingsten 1845, will's Gott, feiern mögen. Diese bevorstehende Jubelfeier ist nicht allein für jeden Preußen, sondern auch für jeden Christen, insbesondere für jeden evangelischen Christen, sehr wichtig und werth: denn sie betrifft ein wahrhaft evangelisches Glaubensbekenntniß, welches lange vor der Kirchenreformation Elisabeth's Sohn, Churfürst Friedrich II., Donnerstags nach Graubi zu Prenzlau feierlich und urkundlich abgelegt, mit seinem Siegel und Gewissen bekräftigt hat. Möchte doch diese bevorstehende Jubelfeier, welche in dem nächsten Jahre dem Sonntage Graubi folgen und dem heiligen Pfingstfeste vorausgehen wird, zu einem reichen Pfingstsegne gedeihen und zu einer durchdringenden Missionspredigt von dem Geiste, der ausgeht von dem Vater und dem Sohne, und die Herzen der Menschen zu seinen Tempeln macht, aus welchen sich die Kirche Christi erbauet bis die Enden der Erde!

Berichtigung.

In meinen „Reisekizzen aus England, Frankreich u. s. w.“ Th. 2. S. 71. ist „eines braven Geistlichen der Französischen Schweiz, de M. —“ gedacht, „der in dem großen religiösen Kampfe unserer Tage das Anglikanische Episcopatwesen als Heilmittel betrachtend, dies aber von Schweizern und Franzosen verworfen sehend, zur Römischen Kirche geschloßen sey.“ — Es gereicht mir zur höchsten Freude, diese mir als bewährt mitgetheilte Nachricht von dem Abfall des Herrn de M. hieburch öffentlich zurücknehmen zu können, da ich aus authentischer Quelle erfahren habe, daß derselbe nach seiner Reise im Jahre 1842 sein evangelisches Pfarramt in der Nationalkirche des Kantons de Vaud eben so wie früher, treu und mit Segen verwaltet.

Danzig, 4. December 1844.

Dr. Knievel.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1844.

Mittwoch den 25. December.

N^o 103.

Schreiben an den Herausgeber die Kniebeugungssache betreffend.

Ich schulde Ihnen noch Antwort auf Ihren letzten Brief, in welchem Sie mich um Besprechung der Kniebeugungsangelegenheit in Ihrem Blatte ersuchten. Ich hatte mir auch alle Materialien zurechtgelegt, wartete aber immer auf einen entscheidenden Schritt in der Redenbacherschen Sache, die bis heute noch beim Alten steht, und so kam mir der Aufsatz von anderer Hand im Augustheft zuvor, was mir zum Theil sehr lieb ist.

Jener Aufsatz geht indeß nur bis zum Erscheinen der Verordnung vom 28. März l. J. des Inhalts, daß von nun an nirgend mehr im Königreich und bei keinem Anlaß Soldaten der protestantischen Confession in Kirchen zur Anhörung katholischen Gottesdienstes, noch zu solcher unter freiem Himmel geführt werden sollen, ausgenommen, wo bei gottesdienstlichen Begängen oder sonstigen kirchlichen Feierlichkeiten Spaliere zc. zu machen und somit die Ausrückungen dienstlicher Natur seyen und nicht zum Zweck der Gottesdienstanhörung stattfänden, für welche Fälle es bei den bestehenden Vorschriften sein Verbleiben haben solle.

Es wird aber von Interesse seyn, auch den weiteren Verlauf der Angelegenheit bisher kürzlich zu berichten.

Es ist bereits am Schlusse des obgedachten Aufsatzes erwähnt, daß die Ansichten über den Inhalt dieses Rescripts noch nicht völlig im Klaren zu seyn scheinen. In der That bedurfte es einiger Zeit, um hierin mit Sicherheit klar zu sehen. Und es ist gewiß ein Zeichen von großer Geneigtheit der protestantischen Unterthanen in Baiern, jeden Schritt der Regierung mit dankbaren Herzen zu begrüßen, der nur einigermaßen die Bedrückung der Gewissen zu erleichtern verspricht, und überall den besten Sinn unterzulegen und den besten Willen vorauszusetzen, wenn diese Verordnung von einem großen Theile mit wahrer Freude gelesen wurde, als ob nun schon die trüben Wolkten vom kirchlichen Himmel alle verschweicht wären und der protestantischen Kirche das tiefgefränkte Recht der Gewissensfreiheit restituirt wäre. Indeß fehlte es freilich auch nicht an solchen, welche die Sache anders ansahen und in der Verordnung entweder gar keine, oder nur eine sehr zweideutige Nachgiebigkeit, geschweige eine gerechte Beseitigung des traurigen Mißstandes erblicken konnten. Denn was war denn eigentlich zugestanden oder gegeben? Daß die Soldaten protestantischer Confession nicht in katholischen Kirchen zur Anhörung katholischen Gottesdienstes und umgekehrt geführt werden sollten, war eine schon längst bestehende Einrichtung. Nur in einzelnen Fällen, z. B. bei Allerhöchster Namens- und Geburtstagsfeier,

hatte diese confessionelle Ausscheidung noch nicht stattgefunden. Die Verordnung vom 28. März dehnte sie also bloß auch auf diese Fälle aus. Dagegen blieb ja für alle Fälle von Ausrückungen, welche nicht zur Gottesdienstanhörung geschahen, die ursprüngliche Kniebeugungs-Ordnung vom Jahre 1838 in voller Kraft und Anwendung; und das bald darauf einfallende Frohnleichnamsfest zeigte leider bald, daß sich die Gutmüthigen getäuscht hatten. Da wurde denn allerdings z. B. in Bamberg das Militär nicht in die Kirche zur Anhörung des Gottesdienstes beordert, aber durch die Straßen war es als Spalier aufgestellt und bei der herannahenden Procession des Sanctissimum mußten Alle, Katholik oder Protestant, gleichviel, auf das Com-mandowort: „Gewehr bei Fuß, auf die Knie!“ niederfallen, und so knieend verharren bis das Sanctissimum vorüber war.

Man sieht, die Sache stand beim Alten. Hatte man sich denn über den Zwang zur Anhörung des fremd.confessionellen Gottesdienstes beklagt? Der bestand ja im Grunde gar nicht. Der Zwang zur Kniebeugung vor dem Sanctissimum war ja der Gegenstand der Klage. Lautet es doch fast wie Spott, daß man auf die Klage der Protestanten über Zwang zur Kniebeugung ihnen den Zwang zur Anhörung fremden Gottesdienstes erläßt. Man beachte wohl die Unterscheidung zwischen Ausrückungen zum Anhören des Gottesdienstes und zwischen Ausrückungen rein dienstlicher Natur. Bei diesen sollte die Ordnung von 1838 in voller Kraft bestehen, und jeder Protestant muß in diesem Falle knien. Woher doch diese Unterscheidung? Offenbar daher. Die Protestanten beriefen sich auf die in der Verfassungsurkunde garantierte Gewissensfreiheit, nach welcher (§. 2 u. §. 82. der Verf. II. zur Verf. Urf.) kein Einwohner des Reichs in Gegenständen des Glaubens und Gewissens einem Zwang unterworfen werden darf, und keine Kirchengesellschaft verbindlich gemacht werden kann, an dem äußeren Gottesdienst der anderen Antheil zu nehmen. Sie erklärten das befohlene Niederknien vor dem Hochwürdigsten für eine gottesdienstliche Handlung, die mithin unter die obigen §§. 2 u. 82. falle. Zwar hatten die Organe der Staatsregierung immer erklärt, die Ordnung von 1838 betreffe lediglich eine militärisch-reglementarische Bestimmung, die durchaus mit dem Gottesdienste nichts gemein habe zc. Allein die verschiedenen Diskussionen sowohl auf literarischem als parlamentarischem Gebiete wiesen das Willkürliche und Grundlose dieser Erklärung gar zu evident nach. Sofern nun das Niederknien in der Kirche beim öffentlichen Gottesdienst geschah, mußte nach dieser Auffassungsweise auch für den unbeugsamen Gegner der protestantischen Rechtsansprüche sich ein Schein von Wahrheit für diese Ansprüche aufdringen. Es ist zwar und bleibt nur Schein. Denn nicht dadurch, daß die Handlung beim

öffentlichen Gottesdienst oder in der Kirche vorgenommen wird, ist sie eine gottesdienstliche, sondern sie ist's an sich selbst, vermöge des Gegenstandes, auf den sie sich bezieht. So wenig sie daher dadurch eine nicht-gottesdienstliche wird, weil sie vom Kriegsministerium befohlen, oder um es noch anschaulicher zu machen, so wenig sie eine polizeiliche Handlung würde, wenn oder weil sie von einem Polizeiminister befohlen und durch die Polizei publicirt worden wäre, so wenig hört sie auf, eine gottesdienstliche Handlung zu seyn, wenn sie außerhalb der vier Mauern des Tempels oder außer dem Complex mit anderen, gewöhnlichen gottesdienstlichen Handlungen befohlen oder begangen wird. Wie gesagt also: es ist und bleibt nur Schein, wenn man den gottesdienstlichen Charakter der Kniebeugung darein setzen will, daß sie mit dem öffentlichen Gottesdienst verbunden ist. Nichts desto weniger glaubte man mit dieser Unterscheidung die Rechtsansprüche der Protestanten auf ihre Gewissensfreiheit dadurch beseitigt, und hoffte, sie, oder doch wenigstens einen Theil derselben zufrieden zu stellen. Man hatte damit sich den Schein der Nachgiebigkeit gewahrt, ohne das Princip im geringsten angetastet zu haben. Man hoffte und glaubte damit zugleich den Zweck zu erreichen, die nachgrade bedenklich werdende Einheit der protestantischen Glaubensgenossen zu durchbrechen, vielleicht gar sich dann auf die Zufriedenstellung Einzelner oder eines Theiles berufen und daher anderweitige etwa noch einlaufende Beschwerden als das Getriebe unruhiger Quäculanten höheren Orts darstellen zu können, die durch keine Concession befriedigt werden könnten.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die Kaiserswerther Anstalten.

Lange Zeit hindurch wurde unsere Kirche auf dem Gebiete der barmherzigen Dienstleistungen von der Katholischen beschämt. Mag es auch seyn, daß die Motive zu der katholischen Werththätigkeit, weil sie in einer Sucht, den Himmel zu verdienen und in dem mehr oder minder zum Bewußtseyn durchdringenden Verlangen, als heilig anerkannt zu werden, liegen, mit dem Evangelium in Widerspruch stehen; mag ferner Manches, was uns von dort her berichtet wird, mit einem Heiligenschein geschildert werden, der in der Wirklichkeit mit nichts wahrzunehmen ist, so viel ist gewiß: unsere Evangelische Kirche, welche im Besitze des von Menschenfakungen gereinigten, lauterer Evangeliums und eben deshalb zu einer, aus dem Glauben hervorgehenden und um so umfassenderen Liebeshätigkeit doppelt und dreifach berufen ist, hat lange Zeit hindurch diese ihre Aufgabe nicht scharf genug in's Auge gefaßt, viel weniger mit rüstiger Frische ausgeführt.

Was zuerst die Evangelische Kirche im Ganzen und Großen zu christlicher Liebeshätigkeit einigte, war die Mission und Bibelverbreitung, die, von England ausgehend, je mehr und mehr Sache der Evangelischen Kirche aller Lande geworden ist und eine welthistorische Bedeutung erlangt hat. Grade dieser Missionsthätigkeit aber und ihrer mächtig rückwirkenden Segenskraft haben wir es, wenn nicht ausschließlich, so doch größtentheils zu verdanken, daß nun auch der Sinn für die innere Mission geweckt und geschärft wurde. „Wie?“ hieß es, „wir senden unser Geld und unsere Voten in ferne Lande, während es in dem eigenen Vaterlande noch so viele Heiden gibt, die bekehrt, so viele Wunden, die geheilt, so viele schreiende Bedürfnisse, die gestillt werden

müssen? Können wir das verantworten? Sollen wir nicht dieses thun und jenes nicht lassen? Haben wir nicht zu allermeist heilige Verpflichtungen gegen unsere eigenen Glaubensgenossen? Dürfen wir mit großen Opfern für die Ferne sorgen, während wir das Naheliegende übersehen?“ So heißt es allmählig von vielen Seiten und mancher ernste Mahnruf erscholl von denen, welche das Wohl und Wehe der Evangelischen Kirche brünstig auf dem Herzen tragen. Einer dieser Männer, welche bei aller Ehrfurcht und Liebe zu der Mission und Bibelverbreitung, auf die schreiende Nothwendigkeit der inneren Mission unserer Kirche aufmerksam machten, ist der Pfarrer Theodor Kliebner zu Kaiserswerth am Rhein, der es aber von vorne herein nicht bei dem bloßen Rufen und Schreien bescheiden ließ, sondern sofort mit rüstiger, aufopfernder Thätigkeit Hand an's Werk legte, daß etwas geschähe. Nachdem er mit einer Ausdauer, die selten ihres Gleichen finden möchte, die eigene höchst dürftige, von allen Mitteln entblößte Pfarrgemeinde zu Kaiserswerth, welche in Gefahr schwebte, allmählig von der katholischen Bevölkerung gar verschlungen zu werden, so zu sagen, neu fundirt, nachdem er nicht nur die kirchlichen und Schulgebäude der Gemeinde völlig hergestellt, sondern auch einen bedeutenden Fonds für das Pfarrgehalt, die Kirchen- und Armenkasse angesammelt hatte, fühlte er sich, angeregt namentlich durch die Anschauung großer Liebesanstalten in Holland und England, gedrungen, zuerst für die Verbesserung der Strafanstalten in unserem Vaterlande und für die geistliche Pflege der Strafgefangenen seine Stimme zu erheben. Welchen Anklang dieselbe fand, wie Vieles und Großes in dieser Beziehung bereits geschehen ist, wie sehr der evangelischen Bevölkerung unseres Vaterlandes die Nothwendigkeit einer thätigen Liebestreue für die unglücklichen Strafgefangenen sich fühlbar machte, dafür liegen zahlreiche Beweise vor, und wenn auch noch Vieles, ja wohl das Meiste, geschehen muß, um eine gründliche Reform dieser Anstalten zu bereiten, so ist doch durch des Herrn Gnade ein solcher Anfang da, dem die Fortsetzung des Werkes und die Weiterleitung nicht fehlen wird. Der Herr Pst. Kliebner begnügte sich aber nicht damit, eine Gesellschaft für die Verbesserung der Strafanstalten und einen Hilfsverein zu stiften, sondern er gründete sofort im Jahre 1833 in Kaiserswerth das sogenannte evangelische Asyl, d. h. eine Anstalt, welche solchen weiblichen evangelischen Entlassenen, die während der Haft Hoffnung zur Sinnesänderung geben, und bei ihrer Entlassung nicht sogleich ein passendes Unterkommen finden können, einen Zufluchtsort und zugleich Gelegenheit gewährt, bei Arbeit und christlicher Unterweisung und Zucht den Ernst der Sinnesänderung zu bewahren und zu stärken. Erprobt sich diese während ihres Aufenthaltes im Asyl, so wird ihnen in einer christlichgesinnten Familie ein Dienst verschafft, der geeignet ist, sie auf dem neuen besseren Wege zu erhalten. Die weiblichen Entlassenen erhalten in dieser Anstalt, in welche sie übrigens nicht gezwungen, sondern freiwillig eintreten, nicht nur unentgeltlich Kost, Logis und Kleidung und dabei Gelegenheit, sich für passende Dienste in allen Arbeiten, auch in Gartenarbeit, zu vervollkommen und ihren Ernst in der Besserung zu bewahren, sondern auch einen besonderen Religionsunterricht. Daß außerdem eine tägliche Hausandacht gehalten wird und nicht selten seelsorgliche Unterhaltungen mit den Einzelnen stattfinden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Zehn Jahre hat als Vorsteherin des Asyls eine edle Jungfrau, Catharina Göbel, mit großer Treue und Liebe unentgeltlich gewirkt, bis endlich ihre geschwächte Gesundheit diese treue Dienerin des Herrn nöthigte, in ihre Heimath zurückzukehren. Die Stelle dieser edlen Vorsteherin nehmen jetzt zwei Diakonissen ein. Die Erfahrungen von der Wirksamkeit in dieser Anstalt sind freilich nicht durchgängig erfreulicher Natur. Bei vielen dieser verkommenen Entlassenen war die Besserung eine scheinbare und heuchlerische; wer aber die elf Berichte über diese Anstalt liest, wird nicht umhin können, den Herrn zu preisen

über die vielen köstlichen Früchte, welche seine Gnade in diesem evangelischen Asyl hervorgerufen hat. Von den 112 bis jetzt in diese Anstalt Aufgenommenen sind doch 15—18 als gründlich bekehrte und 25—30 als sitzangeworbene zu bezeichnen.

Eine andere Anstalt, welche schon eine große Anzahl blühender Töchter zählt, ist die Kleinkinderschule so wie die dazu gehörige Vorberreitungsanstalt für Kleinkinderlehrerinnen, die theils von Gliedner selbst, theils von seinem geistlichen Gehälfen und dem Anstaltslehrer, theils von der Kleinkinderlehrerin, Henriette Frickehaus, geleitet wird, welche zu diesem Amte besondere Gaben empfangen hat. Es kann hier nicht näher darauf eingegangen werden, welche Segnungen durch diese Kleinkinderschulen gestiftet werden, wie Körper und Seele der Kleinen in diesen Anstalten behütet, gepflegt und gebildet werden; die Erfahrung hat darüber längst entschieden; wir wollen nur darauf hinweisen, daß auch diese Anstalten in Kaiserswerth ihren Ausgangspunkt fanden, so daß bis jetzt schon 170 Lehrerinnen dort ausgebildet wurden, welche zum größten Theil in den verschiedensten Theilen Deutschlands zum Heile von 6—7000 Kleinen in Kleinkinders- und Aremensschulen, Waisenhäusern, Familien u. s. w. thätig sind. Der Lehrkursus dieses Seminars für Kleinkinderlehrerinnen hat eine neue festere Gestalt gewonnen, so daß dieselben, so weit es die kurze Zeit von drei bis vier Monaten erlaubt, einen umfassenden Unterricht über ihre Berufsarbeiten bekommen. Außer der Befestigung in den Elementarkenntnissen gibt der Anstaltslehrer ihnen noch ausführliche Anleitung in der Anschauungslehre, Naturgeschichte, Formenlehre und biblischen Geographie, womit er praktische Übungen verbindet. In der Religion, der biblischen Geschichte und der Methode der Erziehung und des Unterrichts empfangen sie theils vom Herrn Pfarrer Gliedner, theils vom Hülfsgeistlichen Unterricht. Die Anleitung zu den häuslichen Arbeiten, deren Kenntniß ihnen noth thut, wie zur leiblichen Pflege der Waisenkinder und zum Halten einer Näh- und Strickschule, gibt ihnen die vorgesetzte Diakonissin; auch suchten viele sich im Hospital in der Behandlung der kranken Kinder Anleitung zu verschaffen.

Seit Kurzem hat man in Kaiserswerth auch angefangen, Lehrerinnen für weibliche Elementar- und Industrieschulen vorzubilden, weil das Bedürfnis nach solchen Personen, welche des Nachmittags zugleich eine Näh- und Strickschule halten, in den größeren Gemeinden und Städten immer fühlbarer wird, so daß die höheren Behörden die Befriedigung desselben bereits angeregt haben.

Verbunden damit ist ein evangelisches Waisenhaus für weibliche Waisen, besonders für vater- und mutterlose Töchter von Pfarrern, Lehrern und aus anderen gebildeten Ständen bestimmt.

Doch jetzt kommen wir zu der umfangreichsten und wichtigsten der Kaiserswerther Anstalten, der Diakonissenanstalt nebst dem dazu gehörigen Krankenhaus. Wer den in Kaiserswerth erscheinenden christlichen Volkskalender kennt, — und wer möchte denselben nicht eine immer weitere Verbreitung wünschen? — der kann die sämmtlichen Anstaltsgebäude und so auch das schöne Krankenhaus auf dem Umschlage abgebildet sehen, und wird sich freuen über das, was der Glaube und die christliche Liebe hier an's Tageslicht gerufen hat.

„Wie viel Elend in der Welt ist, das haben wir in diesem letzten Jahre,“ so sagt der Bericht, „noch mehr erfahren, als in den früheren, durch die Menge verzweifelter, zum Theil Etel erregender Krankheitsfälle, die uns zugewiesen wurden, haben jedoch auch wieder erfahren dürfen, wie süß es ist, Al in die Wunden zu gießen, und die allerwärts Verstorbenen und Verlassenen zu erquickern.

Die Zahl der Kranken in unserem Hospitale betrug im Jahre 1843 292, so daß sie das vorletzte Jahr um 86 überstiegen hat. Jetzt beträgt sie täglich 110—120 Kranke.

Von den 292 Kranken des Jahres 1843 waren männliche 205, weibliche 87, unter welchen 59 Kinder beiderlei Geschlechts.

Evangelisch waren 182, Katholische 109, Israeliten 1.

Unentgeltlich wurden versorgt 136, gegen Vergütung 156.

Es sind nur acht von dieser großen Zahl gestorben, drei weniger, als im vorletzten Jahre, ein gewiß günstig zu nennendes Resultat.

Groß ist auch in diesem Jahre wieder die Zahl der geheilten Kranken von oft hoffnungslos scheinenden Uebeln, das dürfen wir mit Freude und Dank gegen Gott rühmen.

Eine der anziehendsten Patientenklassen sind die Kinderkranken, deren wir täglich an funfzig haben, bis zum Alter von einem Jahre.

Verkommen und verwelt, meist das Drüsenfist in den Adern, theils von Knochenfraß angezehrt, und verkrüppelt, wird die Mehrzahl der armen Würmchen uns gebracht, dem Anschein nach eine schnelle Beute des Todes.

Raum sind sie aber einige Zeit hier, so wirkt die bessere Kost, die geregelte Diät, das Baden, die frische Luft, die liebende Pflege bei den meisten eine merkwürdige Veränderung. Die matten, hohlen Augen werden lebendig, die bleichen, mageren Gesichter röthen und füllen sich, und die schleichenden Gestalten hüpfen und spielen wie die Lämmer auf der Au.

Die geistliche Pflege der Kranken suchte, wie bisher, die vorhandenen inneren Bedürfnisse, mit zarter Berücksichtigung des äußeren Zustandes, zu befriedigen, die schlummenden zu wecken. Viel Same wurde ausgestreut, der zum Theil erst nach der Genesung draußen aufgegangen ist, zum Theil erst in der Ewigkeit seine Frucht offenbaren wird. Manche Früchte ließ der treue Seelenfreund uns aber auch schon in der Anstalt sehen zur Stärkung des Glaubens, daß sein Wort nicht soll leer zurückkommen.

Auch im letzten Jahre 1843 (denn der Bericht für das laufende Jahr wird erst später erscheinen) haben die Diakonissen sowohl im hiesigen Hospitale, als in den auswärtigen Hospitälern und in mehr als funfzig auswärtigen Familien mit steigender Freudigkeit und Liebe gepflegt.

Zu den sechs Hospitälern in Ebersfeld, Barmen, Kreuznach, Saarbrücken, Frankfurt a. M., und Kirchheim bei Stuttgart, welche unsere Schwestern bedienen, sind mit dem letzten Jahre noch fünf neue gekommen, die neue und die alte Charité zu Berlin, das Hospital zu Worms, eins zu Dresden, und die Westphälische Provinzial-Irrenheilanstalt zu Marsberg.

Die Charité war das erste auswärtige, große Hospital, in das unsere Schwestern einzutreten, und wo sie zwei der schwierigsten und unangenehmsten Stationen übernahmen, die weiblich syphilitische und die weiblich fröhige Station. Fünf Diakonissen übernahmen sie am 15. Juni 1843 unter Leitung einer derselben als Vorsteherin, und haben die Pflege darin bisher zu großer Zufriedenheit der Direktion der Charité, welche mit der anerkennungswürdigsten Bereitwilligkeit ihnen den schweren Dienst zu erleichtern sucht, besorgt.

Se. Majestät, der König, hatte die Gnade, diese Stationen im Juli v. J. zu besuchen, und die Schwestern seines Schutzes und Wohlgefallens auf's Huldreichste zu versichern. Dem Willen Sr. Majestät zufolge sind in diesem Frühjahr vier neue Diakonissen von hier in die Charité eingetreten, und haben die Kinderstation in der alten Charité übernommen, auch sollen sie noch mehrere neue Stationen derselben so lange übernehmen, bis das neue große Mutterhaus für Krankenpflege zu Berlin für die östlichen Provinzen errichtet seyn wird, welches die barmherzige Samariterliebe unseres theuern Königspaares noch in diesem Jahre errichten will, in welches sie alsdann eintreten sollen.

In das Hospital zu Worms sind Ende Novembers v. J. zwei Diakonissen eingetreten, um die Krankenpflege darin zu übernehmen, welche

sich während der kurzen Zeit ihrer bisherigen Wirksamkeit schon so viel Vertrauen dafelbst erworben haben, daß der Vorstand eine dritte Diakonissin und einen Krankenwärter von hier dahin begehrt hat, und diese dritte Schwester ist bereits eingetreten.

Nach Dresden sind gleich nach Oßern zwei Diakonissen gesandt worden, welche dort ein von Frau Gräfin v. Hohenthal-Königsbrück und einigen anderen christlichen Damen gegründetes kleines Krankenhaus übernommen haben, aus dem sich ein Mutterhaus für Diakonissenbildung entwickeln soll.

Eine große Freude ist es uns, daß wir auch im Laufe dieses Jahres Gemeinde-Diakonissen ausgesandt haben, eine nach Jöllenbeck in Westphalen, und eine nach Barwen, zwei andere in diesen Wochen nach Cleve senden werden, und zwei andere nach Cöln, wo sie die Pflege der Kranken und Armen der Gemeinden unter Aufsicht des Kirchenvorstandes übernehmen; gewiß einer der schönsten und segensreichsten Wirkungskreise.

Die geistliche Pflege der evangelischen Kranken wird von Pfarrer Fliedner und von seinem geistlichen Gehülfen geleitet. Der letztere ist jetzt Candidat Gustav Stricker von Solingen. Derselbe gibt den größeren evangelischen Kindern im Krankenhause besonderen Religionsunterricht, nicht minder den Pflegerinnen und Lehrerinnen, steht auch dem erlernen in seinen geistlichen Gemeindegliedern mit Eifer und Liebe zur Seite. Der Anstaltslehrer heißt Ranke, der seinem Lehrer Parnisch Ehre macht.

Die geistliche Pflege der katholischen Kranken wird von Herrn Pfarrer Reistor besorgt.

Die Zahl unserer Krankenpflegerinnen ist im Ganzen jetzt achtzig, von welchen vier und funfzig in's Diakonissenamt aufgenommen sind, und zwanzig sich noch als Probepflegerinnen vorbereiten.

Dreißig von diesen Diakonissen sind im auswärtigen Hospitaldienste thätig, zehn bis zwölf bei auswärtigen Familien, zwei im hiesigen weiblichen evangelischen Asyle, und zwei in unserem evangelischen Waisenhause.

Die christliche Liebespflege, welche in ihren vier Zweigen, der Kranken-, Kinder-, Armen- und Gefangenpflege weiblicherseits in Kaiserswerth kultivirt wird, hat nun auch männlicherseits eine schöne Ergänzung und Vervollständigung erhalten, indem mit dem Past. Fliedner mehrere Freunde des Reiches Gottes zusammengetreten sind, um in Duisburg am Rhein eine Pastoral-Gehülfs- und Hülf-Diakonenanstalt zu gründen. Im Glauben ist bereits ein passendgelegenes und sehr geräumiges Haus zu diesem Zwecke angekauft worden, in welchem jetzt schon außer mehreren jungen Männern, welche sich dem Hülf-Diakonenberufe widmen wollen, ein Hausvater und eine Hausmutter ihre Wohnung aufgeschlagen haben. Waren bis dahin langwierigtrante Männer genöthigt, zu dem Kloster der Alexianer in Neuß ihre Zuflucht zu nehmen, so wird in Zukunft von den evangelischen Diakonen aus der Duisburger Anstalt diese Pflege übernommen werden. Freilich ist diese Anstalt erst im Entstehen und kann nur dann Fortgang haben, wenn die christliche Liebe ihr Handreichung thut. Dies ist aber zum Theil schon geschehen und wird ferner geschehen: denn die Sache ist des Herrn, der die Herzen der Seinigen schon lenken wird, Unterstützung darzureichen. Doch wir behalten uns vor, über diese Duisburger Pastoral-Gehülfs- und Diakonenanstalt späterhin einen besonderen Bericht für diese Blätter abzufassen und wollen hiemit nur vorläufig dieses Institut zu allgemeinerer Kunde bringen, ob vielleicht Jemand sich gedrungen fühlen möchte, demselben eine Gabe der Liebe zuzuwenden.

Was wir aber noch hauptsächlich hervorheben müssen, ist Folgendes: Sowohl die Kaiserswerther Anstalten als auch die neugegründete Pastoral-Gehülfs- und Diakonenanstalt in Duisburg stehen nicht abgefordert und

abgerissen von der Evangelischen Kirche für sich da, wie so manche Privatvereine, die mit den Privatpersonen, die sie errichtet, oft stehen und fallen, sondern sie haben sich an die Kirche ganz in apostolischer Weise und an unsere Rheinisch-Westphälische Kirchenverfassung angeschlossen, so daß sie ein mit der Kirche organisch zusammenhängendes, von ihr gepflegtes und an ihr heranwachsendes Gewächs sind, und das ist ein Vorzug, den alle die Wohlthätigkeitsanstalten und Privatvereine in Württemberg, in der Schweiz, in Hamburg &c. nicht haben, ein Vorzug, der auch bei Sr. Majestät, unserem Könige, so volle Anerkennung findet.

Hiermit schließen wir unsere Mittheilungen über die gesegneten Kaiserswerther Anstalten. Wir thun es mit Loben und Danken gegen den Herrn, dessen Gnade alles Gute allein zuzuschreiben ist. Das weiß auch der Gründer dieser Anstalten, der Past. Fliedner. Er ist weit entfernt, sich irgend ein Verdienst dabei zuschreiben zu wollen; er betrachtet sich vielmehr als einen geringen Handlanger im Reiche des Herrn, und weiß, daß das Bestehen, Blühen und Gedeihen der Anstalten allein an seine Gnade geknüpft ist. Er weiß aber auch, daß der Glaube eine wunderbare Macht ist, welche Berge versetzen kann. Im Glauben hat er das Werk begonnen, nichts habend und doch Alles habend, und der Herr hat den Glauben seines geringen Knechtes mit herrlichen Erweisungen seiner Hülfe gekrönt. Er hat die Herzen vieler Menschen zur thätigen Liebe für die Anstalten erweckt und nicht zugelassen, daß ein Werk scheiterte, welches im Namen Jesu unternommen wurde. Selbst bei den bedeutenden Ausdehnungen, welche die Anstalten in den letzten Jahren erhielten, hat er es an den erforderlichen Liebesgaben nicht fehlen lassen, und wenn ja einmal, was freilich öfter der Fall war, die Hülfe des Herrn verzog, so zog der Herr doch nicht die Hand zurück, sondern half auf wunderbare Weise, wie man's nicht denken konnte. So weist der Jahresbericht von 1843 11,114 Thlr. Einnahme nach, und 11,123 Thlr. Ausgabe. Die Bedürfnisse der Anstalten steigen freilich, man möchte sagen, von Woche zu Woche. In diesem Augenblicke müssen z. B. in den verschiedenen Anstalten täglich 180 Personen gespeiset und zum großen Theile gekleidet werden. Wie erfreulich wäre es darum, wenn endlich auch andere Provinzen unseres Vaterlandes sich thätig an der Weiterförderung dieser Anstalten theilnehmen wollten. Ohne Zweifel bedürfte es in manchen Städten und Gemeinden unseres Vaterlandes nur der Rundmachung von dem Bestehen dieser Anstalten und einer Subscriptionliste, um viele Herzen dafür zu gewinnen und zu Jahresbeiträgen zu veranlassen. Möchten doch daher die fast in allen Städten bestehenden Wochenblätter von den Geistlichen oder sonstigen Freunden des Guten benützt werden, um den Hauptinhalt dieses, freilich nur fragmentarischen Berichtes über die Kaiserswerther Anstalten öffentlich mitzutheilen. Wer aber an den Rhein kommt, der versäume doch ja nicht, diese Anstalten durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Das Ergebnis dieser Anschauung wollen wir voraussagen: Er wird mit ergriffener Seele von dannen ziehen, den Herrn preisen für diese herzerfreuende Schöpfung der christlichen Liebe und den heiligen Entschluß fassen, fortan in seinem Kreise freudig für diese Anstalten zu wirken, da sie unstreitig eins der lieblichsten Lebenszeichen der Evangelischen Kirche bilden.

Berichtigung.

Verfasser des in Nr. 96. auszugeweihte aus der Magdeb. Zeitung mitgetheilten Gedichtes ist nicht, wie dort vermuthet wurde, der Diakonus Balzer in Delitzsch, welcher eine in demselben Artikel besprochene Gastpredigt in Halle gehalten, sondern ein Geistlicher desselben Namens in der Nähe von Delitzsch.

GTU Library



3 2400 00276 2692

v.34-35
1844

pac

Evangelische Kirchenzeitung.

v.34-35
1844

